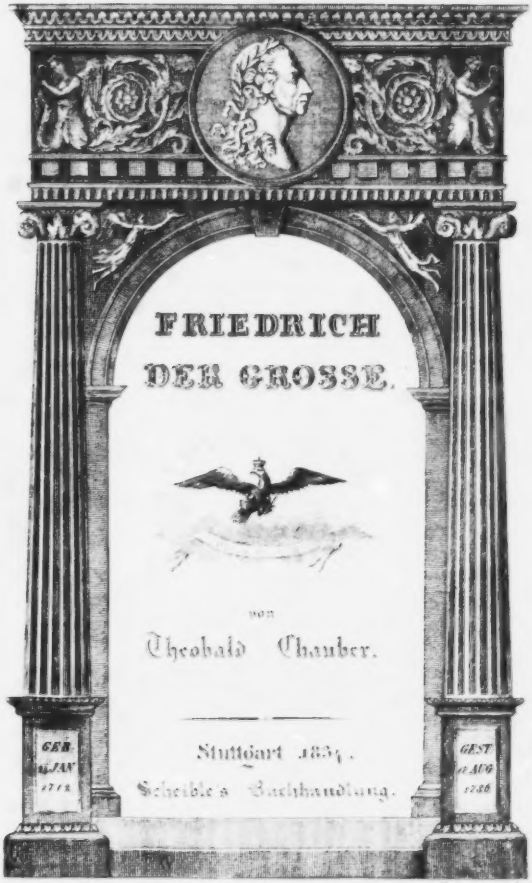

FRIEDRICH
DER GROSSE.
von
Theobald Chauber.
Stuttgart 1854.
Scheible's Buchhandlung.
GEB.
24 JAN
1712
GEST
17 AUG
1786

Friedrich der Große,

König von Preußen.

Sein Leben und Wirken;

nebst einer

gedrängten Geschichte des siebenjährigen Krieges.

Für

Leser aller Stände nach den besten Quellen historisch-biographisch bearbeitet

von

Theobald Chauber.

Mit 5 Stahlstichen und 21 Holzschnittbildern.

Stuttgart:
J. Scheible's Buchhandlung.
1834.

Vorrede.

„Nur zwei Tugenden gibt es, o! wären sie beide vereinigt,
Immer die Güte auch groß, immer die Größe auch gut.“

Schiller.

Wie dieses Motto überhaupt dazu dienen mag, das Urtheil über viele große Individualitäten der Geschichte von dem idealen auf den historischen und rein praktischen Standpunkt zu stellen, so mag es auch hier am Eingange einer Biographie Friedrichs II. stehen, um vielleicht als Friedensspruch für die Ausgleichung der noch immer streitenden Ansichten über diesen Monarchen angenommen zu werden. Die Einen sehen in ihm noch immer nichts als einen bizarren, launenhaften Militärdespoten, während Andere ihn seiner segensreichen Wirksamkeit wegen fast vergöttern zu müssen glauben *); hier wird er als Kriegsheld, als Mann

*) Dieß ist im eigentlichen Sinne des Wortes geschehen! Alle die Worte: groß, vielgeliebt, gerecht ꝛc., schienen schon abgegriffene Scheidemünzen zu sein, man stieg in den tiefsten Schacht des patriotischen Herzens hinab, und prägte aus den dort gefundenen Goldbarren das Wort: Einzig. Aber nicht minder hyperbolisch als zweideutig ist dieses Epitheton. Jean Paul, der sonst in überschwenglichen Ausdrücken bei Friedrich gar keine Grenze zu kennen scheint, sagt in seinem Kometen: „Man kann

der neuen Zeit gepriesen, während man ihn dort des Atheismus, der Mißachtung des historischen, und auch oft des angebornen Rechtes wegen, die man bei ihm zu finden glaubt, dem Spotte und der Herabwürdigung preisgegeben sich bemüht ꝛc. — So kam es, daß Viele, die Friedrichs Charakter und Regierungsweise verstanden, und Viele die sie nicht verstanden, Lob und Tadel seinem Andenken zu weihen sich berufen fühlten. Bei einem so vielseitigen thatenreichen Leben werden sich leicht einzelne Thatsachen aufgreifen lassen, die man als Belege für die aufgestellte Ansicht gebrauchen kann.

Das vorliegende Werk möge als ein bescheidener Versuch betrachtet werden, um die verschiedenen Erscheinungen in Friedrichs Charakter und Regierung auf ihren historischen Grund in der Zeit und auf ihren psychologischen in Friedrich selbst zurückzuführen. Bei dem Versuche aber, das Wesen einer historischen Person nachzuconstruiren, stellt sich zwar die allgemeine Wahrheit immer heraus, daß — nach dem Ausdrucke Jean Pauls — „jeder Menschen-Charakter corynthisches Erz ist," dennoch aber wird sich die zeitliche und sächliche Vermischung der Elemente stets annäherungsweise bestimmen lassen.

Ganz eigenthümliche Schwierigkeiten finden sich aber, wenn man Friedrichs Charakter und Regierung, in ihrer Entwicklung und Fortbildung aus sich heraus, und in den durch die Zeitverhältnisse hinzugetretenen Umständen, darzustellen unternimmt. Friedrich und die Begebenheiten seiner Zeit bilden den Wendepunkt einer großen weltgeschichtlichen Epoche. Das Mittelalter war allmälig mehr und mehr erstorben. Das Streben nach Freiheit und Selbstständigkeit in göttlichen und menschlichen Dingen hatte den Kern der gebildeten und sich bildenden Welt zu neuer Lebensthätigkeit angeregt. Da bestieg Friedrich den Thron,

---

in einem erlaubten Sinne sagen, der Untergang einer bevölkerten Häuserzahl durch Erdfälle und Wassersturz wirke in der geistigen Welt oft weniger, als der Untergang eines Kraftmenschen, der wie alles Große nur einmal erscheint, daher der Beiname des Einzigen bei Friedrich II. so überflüssig, zu zweideutig gewesen."

angethan mit allen Attributen mittelalteriger Herrschermacht, in sich bewegt von den mächtig widerstrebenden Ideen der Zeit. In ihm begann eine Revolution, in ihm Kampf und Widerspruch ohne Ende, die er jedoch durch die Stärke seines ureigenen Wesens unmerklich zu machen verstand. —

Ich habe die nothwendigen und zufälligen Widersprüche in Friedrichs Charakter und Regierung, und unter diesen selbst unverholen angedeutet, wo deren Lösung noch zu problematisch schien. Vielleicht wird mancher dadurch die Einheit, die auch das erste Merkmal des geschichtlichen Kunstwerkes sein soll, verletzt glauben, weil sich das innerste Wesen des dargestellten Objectes nicht in eine einzige Phrase einklammern läßt, weil die vielen Contraste den Rahmen des Kunstwerkes zu zerstückeln scheinen. Aber das Wesen einer in der Geschichte hervorragenden Person, wenn auch in sich vollendet und abgerundet und in diesen Eigenschaften dargestellt, bleibt doch immer nur ein Fragment in der großen fortdauernden Bewegung der Zeit; gerade der Durchbruch der Schranken, in die eine gewisse Zeit eingehegt war, und die dadurch eröffnete unabsehbare Fernsicht sind die Lebensresultate der Männer, die an der Spitze oder am Ende weltgeschichtlicher Epochen wirkend stehen.

Aus diesem Gesichtspunkte betrachtet, bildet auch das Leben Friedrichs und dessen Darstellung einen Ring in der unendlichen Kette geschichtlicher Ereignisse, der durch das Eingreifen des darauf folgenden in das Ganze eingegliedert wird. Die Zeit und das Leben Friedrichs reihen sich aber nicht minder durch die in denselben geschehenen Thaten, als auch durch den in ihnen entwickelten Geist, in engerem Zusammenhange den darauf folgenden an. Eine dem äusseren Geschichtsgange parallellaufende Darstellung, der in Friedrich herrschenden und von ihm ausgesprochenen Ideen und Begriffe schien daher gleich nöthig zu sein. Die Abhandlung über die Gesetze ꝛc. erschien für die Darstellung von nicht minderer Bedeutung als die Schlacht bei Leuthen ꝛc. Wenn dadurch ein Bild der ungemessenen Vielseitigkeit, die sich in Friedrichs Leben

kundgab, wenn dadurch ein Bild des damals herrschenden Encyklopädismus in dem Leser erzeugt würde, so müßte dieß als das unmittelbare Ergebniß der Objectivität betrachtet werden. —

Bei einem Buche, das dem größern Publikum zugänglich sein sollte, wird man ein näheres Eingehen in die Fragen über die geistigen Interessen der Zeit nicht für unzweckmäßig halten. Wenn Nachdenken über manche in diesem Buche angeregten Materien, Vergleichung der Vor- oder Rückschritte, die man mancher Orten in der Freiheit der Forschung ꝛc. gemacht, hiedurch erzeugt würden, so wäre die Frage über die Zulässigkeit oder Unzulässigkeit der in dieser Stellung gewählten Materien schon genugsam beantwortet. —

Um ein vorurtheilsfreies und selbstständiges Urtheil über Dinge und Personen zu verbreiten, muß wohl stets darauf hingewirkt werden, daß man nie einer Sache der Person wegen, durch die es geschieht, sondern der Person einer Sache wegen, die sie bewirkt, Bedeutung beilegt. Dadurch allein würde wohl jener unwürdigen vornehmen Verachtung, mit der literarische und politische Notabilitäten die einmal für sie eingenommene Nation behandeln, gesteuert werden können. — Hauptsächlich auch aus diesem Grunde wurde in dem vorliegenden Werke die Anekdote, die hier so reiche Ausbeute hätte liefern können, weniger benützt. Ueberhaupt aber waren es vorzugsweise zwei Punkte, die die Richtung des in diesem Werke zu nehmenden Ganges vorzeichneten. Einerseits sollten die Eigenheiten, Schwächen ꝛc. des gro Mannes nicht so hingestellt werden, daß jeder behagliche Philister mit ihm zu messen sich erkühne, andererseits durfte aber durch Verdeckung oder Uebergehung kleiner Fehler und Schwächen der ohnehin zu bekämpfende große Autoritätsglaube nicht noch vermehrt werden. Diese beiden Punkte mußten also, jeder nach seiner Weise, die in unsern Tagen so sehr grassirende Mikrologie vermeiden lehren.

Die hier befolgte Perioden-Eintheilung schien, trotz der Ungleichmäßigkeit, in mehrfacher Beziehung von der Natur des Ge-

genstandes geboten. Ungern habe ich bei der Geschichte des siebenjährigen Krieges die strenge Weise der historischen Erzählung verlassen. Aber die noch immer so sehr verbreiteten irrigen Ansichten über diese wichtige Periode schienen mehr Kritik und mehr augenscheinliche Authenticität — die meist aus den Selbstgeständnissen Friedrichs geschöpft ist — zu erfordern, wenn gleich auch hier die vorgeschriebene Schranke beachtet werden mußte. Gerne hätte ich dagegen die letzte Periode in ihrem kulturgeschichtlichen Theile näher ausgeführt, wenn nicht die schon allzugroße Verzögerung im Erscheinen dieses Werkes mich daran gehindert hätte. Ich war daher genöthigt, hier nur skizzenweise zu verfahren, und nur das, was in unmittelbarster Beziehung mit dem Helden dieser Geschichte stand, anzudeuten. —

Es wäre nun hier der Ort, über die Benützung der mir zu Gebote gestandenen Hilfsquellen Rechenschaft zu geben. Archive waren mir nicht eröffnet. Eine Aufzählung der früheren Druckschriften — deren ausgezeichnetste ich benützte — hat v. Dohm im fünften Bande seiner Denkwürdigkeiten mit beigefügter milder Kritik gegeben. Nur eines in der neuesten Zeit erschienenen Werkes glaube ich einigermaßen erwähnen zu müssen. Es ist dieß das Werk: „Friedrich der Große, eine Lebensgeschichte von J. D. E. Preuß. Berlin 1832.“ Es kann hier von einer eigentlichen Kritik dieses an sich höchst schätzbaren Werkes nicht die Rede sein, zumal da man dieß als Repressalie gegen den mir gemachten Vorwurf betrachten könnte, nur einen Auszug aus besagtem Werke geliefert zu haben. Aber nur einigermaßen tiefer gehende Beurtheiler werden finden, daß der Friedrich hier ein ganz anderer ist, als der bloße Preußische. In Bezug auf die dem Werke selbst eingestreute Polemik, berufe ich mich auf das: „Difficile est satyram non scribere.“

Die Anmerkung S. 25 fällt nach den neuesten archivarischen Mittheilungen des Hrn. Förster weg, kann aber leider noch in anderer Beziehung gegen manche symbolisirende Mystifikationen heutiger Tage geltend gemacht werden. Die Anmerkung S. 115

ist dahin zu berichtigen, daß jenes unbedeutende Lustspiel allerdings im Drucke erschien. Durch die dermalige Entfernung des Verfassers von dem Druckorte dieses Werkes, sind viele und darunter nicht unbedeutende Druckfehler eingeschlichen. S. 211. Zeile 4 v. o. st. „ein" l. nie. S. 242 in der untersten Zeile der Anmerkung fehlt nach „freilich" das Wörtchen nicht. Die übrigen werden in dem Druckfehler-Verzeichnisse angegeben werden.

BAYERISCHE STAATS BIBLIOTHEK MÜNCHEN

In der unendlichen Reihe menschlicher Begebenheiten sind es bald einzelne mächtig wirkende Umstände in ihrem Zusammenflusse, bald einzelne hervorragende Personalitäten, welche die großen Erscheinungen, die unsere Aufmerksamkeit erregen, erzeugt haben. Sie beide in ihrem gegenseitigen Zusammenwirken bilden das, was wir Geschichte nennen, in deren Gebiete abwechselnd bald diese, bald jene mehr hervortreten.

So tritt uns — für unser deutsches Vaterland namentlich — in Friedrich dem Großen jener bedeutungsvolle Wendepunkt in der Geschichte neuer Zeit entgegen, von dem aus auf Einmal eine so tief eingreifende Veränderung in Verhältnissen, Sitten und Denkweise sich kundgibt. — Und wahrlich! es waren nicht bloße Worte einer übertriebenen Lobpreisung, sondern es lag ein tiefes historisches Gefühl zu Grunde, wenn man das achtzehnte Jahrhundert das Jahrhundert Friedrichs genannt hat. Wie hätte es auch anders seyn können, wie hätte sich an ihn nicht eine durchaus neugeschaffene Ordnung der Dinge knüpfen müssen? Wenn schon ein einziger Gedanke geäußert, eine einzige Großthat vollzogen, oft mächtig einwirkte auf Generationen hinaus, wie mußte nicht eine so lange, allseitige, höchst energische, hochgestellte Wirksamkeit eines Monarchen einen mächtigen Schwung bewirken in ihrer ganzen Sphäre? Wer will berechnen das Wirken oft eines einzelnen Genius in die Unendlichkeit fort, die Kraft des Geistes ermessen, welche, während sie in kleinen Geistern wenigstens den Trieb der Nachahmung erregt, wieder in andern Genien den Zünfunken neuer, oft größerer Schöpfungen anfacht? Wer mag bestimmen, in welcher Art der hochstehende Charakter eines Friedrich auf die Josephe, Peter, Lessinge eingewirkt habe? Das ist

es, was den hervorragenden Charakteren der Menschengeschichte den unauslöschlichen Stempel der Größe aufdrückt, daß sie auch unbewußt oft eben so viel wirkten, als durch das, was sie mit bestimmtem Vorsatze und klarem Bewußtsein erstrebt haben. Das ist die Macht des göttlichen Geistes in der Geschichte.

In diesem Glanze erscheint uns Friedrichs Leben und Wirken, wenn wir es betrachten im Zusammenhange mit der Geschichte unsers deutschen Vaterlandes, im Zusammenhange mit der Geschichte der Menschheit überhaupt. Aber doch war es zunächst ein mehr bestimmter und abgegränzter Kreis, in welchem sich seine erhabene Wirksamkeit äußerte. Noch lebt im preußischen Volke, welches seine wohlthuende Nähe unmittelbar gefühlt, das dankbare Andenken an ihn lebendig fort. Nicht der Monumente bedarf es, um die Erinnerungen an ihn aufrecht zu erhalten; in dem Innersten eines jeden Vaterlandsfreundes stehen für ihn Denkmale, welche mehr ehren, als granitne Kolosse und bronzne Figuren. In der geheimsten Nische des Herzens bewahrt noch jetzt jeder Preuße das Heiligenbild des großen Königs, wie man ihn so gerne vorzugsweise nennt. War es doch die Erinnerung an ihn und seine glorreichen Zeiten, welche, wie eine heilige Tradition im Munde des Volkes, mit zu dem gehörte, das in Zeiten der Noth und des Drangsals Trost und Stärkung verlieh, und war doch schon das Andenken an ihn eine Aufforderung, welche mit magischer Kraft erwecken mußte zum schönen Kampfe für das Vaterland!

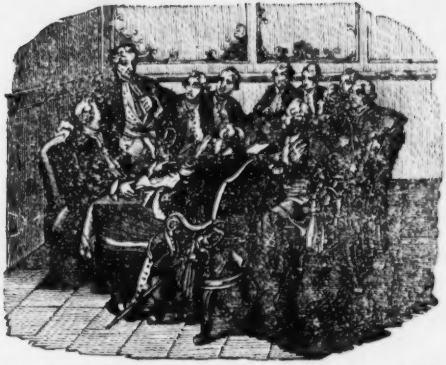
Wohl mag man sich daher gerne das Bild seines Lebens und Wirkens vergegenwärtigen, und auch bei dem Kleineren und minder Bedeutenden in demselben mit Liebe verweilen. Denn so wie der Liebende, der Freund, nicht müde wird, an dem Gegenstande seiner Neigung immer neue Einzelheiten aufzusuchen, gerade weil sie diesem Gegenstande angehören; so mag auch der Bewunderer Friedrichs gerne bei geringeren Zügen und Begebenheiten desselben verweilen. Nur darf über dem Kleinen das Große, über dem Einzelnen das eine in seinem Wesen nicht aus den Augen gelassen werden. Dann mögen wir seinen erhabenen Charakter richtig auffassen, und an ihm lernen, was es heiße: der größte Mann seiner Zeit zu seyn.

Erster Abschnitt.

Friedrich's des Grossen
Jugendjahre
bis
zu seiner Thronbesteigung

24. Jan. 1712 bis 31. Mai 1740.

Friedrich Wilhelm zieht den Degen gegen seinen Sohn. S. 22.



„Wenn Ew. Majestät Blut vertangen, so nehmen Sie meins" u. s. w. S. 26.

Friedrich II. wurde zu Berlin den 24. Januar 1712 geboren. Er war das vierte Kind und der dritte *) Sohn aus der fruchtbaren Ehe des nachmaligen zweiten Königs von Preußen, Friedrich Wilhelms I., und Sophien Dorotheens, Tochter Georgs I., nachmaligen Königs von Großbrittanien. So viel wir wissen, war seine Geburt von keinen besondern bedeutungsvollen Umständen und Zufällen begleitet. Er sollte weder ausgesetzt werden, wie Moses, Romulus und Cyrus, noch verbrannte um dieselbe Zeit ein Dianentempel, wie bei Alexander; er wurde am lichten Mittag um 11½ Uhr geboren. Doch erzählt man, daß sein Vater über die Geburt eines Prinzen so sehr entzückt gewesen sey, daß er ihn am Kaminfeuer beinahe bis zum Ersticken geliebkost hätte, wenn nicht die Kammerfrau dieß bemerkt und ihn der Todesgefahr entrissen haben würde. Friedrich I., der Großvater des neugebornen Prinzen, war nicht minder erfreut über die Geburt eines männlichen Nachkommen. Die Art und Weise, wie dessen Taufe vollzogen wurde, gibt uns sowohl den deutlichen Beweis der allgemeinen Freude, als sie uns auch ein Bild des damaligen Luxus und des Gepränges an den meisten deutschen Höfen, die den französischen nach-

*) Die beiden früher geborenen Prinzen waren schon im zartesten Alter gestorben.

zuahmen sich bestrebten, vor die Augen stellt. Den 31. Januar geschah die Taufe in der Schloßkapelle. Der Prinz wurde in Begleitung vieler Kavaliere und Damen, unter einem Himmel, von der Markgräfin Albrecht Friedrich, die von ihrem Gemahl und dessen Bruder, dem Markgrafen Christian Ludwig, unterstützt war, nach der Kapelle getragen, wo ihn der König selbst übernahm, welcher sich bei dem dritten mit den Glocken der Stadt gegebenen Zeichen sammt der Gemahlin, dem Sohne und dem Fürsten Leopold von Anhalt-Dessau in die glänzend erleuchtete Kapelle, und daselbst unter einen prächtigen mit Gold gestickten Baldachin, dessen vier goldene Quasten vier Ritter des schwarzen Adlerordens, und dessen vier Stangen vier Kammerherrn hielten, begab. Der junge Prinz hatte eine kleine Krone auf dem Haupte, und war in Silberstück, mit Diamanten besetzt, gekleidet, dessen Schleppe sechs Gräfinnen hielten. Der ganze Weg von den Gemächern der Kronprinzessin bis zur Kapelle war mit einer doppelten Reihe von Schweizern und Leibgarden besetzt.

Der reformirte Bischoff Ursinus von Bär verrichtete die Taufe unter Glockengeläute, Kanonendonner, dem Schmettern der Pauken und Trometen. Die abwesenden Pathen waren: Kaiser Karl VI., die verwittwete Kaiserin, Czar Peter I., die Generalstaaten, der Kanton Bern, der Kurprinz von Hannover und die verwittwete Herzogin von Mecklenburg. Diese wurden von dem Könige, der Königin, dem Kronprinzen und dem Fürsten von Anhalt vorgestellt. Der Prinz erhielt den Namen Karl Friedrich.

Aber König Friedrich I. sollte nicht mehr das Glück haben, einen muntern Enkel um sich spielen zu sehen. Denn schon im folgenden Jahre (den 25. Februar 1713) verschied er, und Friedrich Wilhelm bestieg nun den preußischen Königsthron.

Friedrich Wilhelm I. war ein Mann von sehr gesundem Menschenverstande und richtigem Urtheile in Sachen, die er hinlänglich kannte. Er war zur Erziehung dem Grafen von Dohna anvertraut gewesen. Dieser hatte seine Bildung sehr vernachläßigt, und flößte die eigene Liebe zum Gelde auch seinem Zöglinge ein. Selbst nicht wissenschaftlich gebildet, schätzte Friedrich Wilhelm alle Wissenschaft gering, und achtete nur diejenigen Kenntnisse, welche ihm unmittelbar für das Leben brauchbar und nützlich schienen. Von Natur zum Soldaten im engsten Sinne des Wortes geschaffen, war eine rauhe Außenseite und eine gewisse Strenge, die zuweilen Härte wurde, Folge seines eigensten Wesens. Er liebte genaue Wahrheit und die strengste Gerechtigkeit. Mit einer fast übertrieben pünktlichen Ordnungsliebe in seinen Geschäften bekům-

merte er sich um Alles selbst, und war unglaublich thätig. Er hatte ein sehr lebhaftes aufbrausendes Temperament, das ihn sehr oft zu übermäßigem Jähzorne hinriß; doch bereute er meistens solche Uebereilungen bald wieder. Widerspruch konnte er am wenigsten ertragen, und von einmal gefaßten Meinungen war er schwer abzubringen. Dadurch ward es den Verschlagenen leicht, sich in seine Launen zu schicken, ihn zu täuschen und als Werkzeug ihrer eigenen Plane zu gebrauchen. Sobald er aber dieses merkte, wurde er sehr erbittert. So fest er auch den Religionsmeinungen, in denen er erzogen war, anhing, so war er doch duldsam gegen Andersdenkende. Zu seinem eifrigsten Streben gehörte jedoch ein Vorsatz, Lutheraner und Reformirte wieder zu vereinigen. Obschon er seiner Familie mit aller väterlichen Liebe angehörte, so forderte er doch von derselben die strengste Unterwerfung unter seinen Willen, und gestattete nicht die mindeste Widerrede. Ebenso wollte er auch den Staat, wie ein Vater seine Kinder, regieren, und forderte von seinen Unterthanen den gleichen unbedingten Gehorsam. Aeußerer Prunk, Ceremoniel und Etiquette, welche er an seines Vaters Hofe so ungewöhnlich hoch gesteigert sah, waren seinem einfachen und lebhaft thätigen Wesen durchaus zuwider, und er liebte es, ganz wie ein Privatmann zu leben. Zuweilen war er Anfällen bittern Lebensüberdrusses und schwarzer Melancholie unterworfen. Neben der Jagd war seine Hauptleidenschaft das Soldatenwesen, namentlich aber das Vergnügen an wohlgebildeten, über das Maß langen Soldaten. Er wendete Alles auf, um seine Garden zu einer wirklichen Sammlung von Riesen zu machen. List, ja bisweilen sogar Gewalt wurde angewendet, um aus ganz Europa himmelhohe Figuren, die er in seine Uniform stecken konnte, zusammen zu bringen. Wer seine Gunst erlangen wollte, mußte Sturmhaube und Küraß anlegen, und fremde Höfe durften ihm nur einige von den beliebten Enakskindern zuschicken, wenn sie die schwierigsten Verhandlungen bald abgethan wissen wollten. Trotz seiner sonstigen Sparsamkeit verwendete er enorme Summen auf das Soldatenwesen. Seine Politik gegen andere Staaten war nicht selten unsicher und schwankend. Friedrich Wilhelms Regierung beförderte im preußischen Staat die wohlthätigsten Veränderungen. Hatte man unter Friedrich I. die Größe des Staats mehr in äußerm Gepränge gesucht, so war es Friedrich Wilhelm, der nicht nur allen äußern Prunk entfernte und den Staatshaushalt auf die einfachsten Elemente zurückführte, sondern auch dadurch, daß er einen bedeutenden Schatz sammelte und der Schöpfer eines tüchtigen Heeres ward, dem bisherigen bloßen Namen eines Königthums eine festere Grundlage gab.

Generalmajor von Grumbkow stand bei ihm an der Spitze der Geschäfte. Dieser war ein ausgezeichneter Minister, und überdieß durch seinen schmiegsamen Geist und die Gewandtheit seines Wesens ganz für den Umgang dieses Monarchen geeignet. Unter der schönen Außenseite aber verbarg er eine übermäßige Selbstsucht, die seine ganze Handlungsweise bestimmte.

Mit ihm theilte des Königs ganzes Vertrauen der Fürst von Anhalt-Dessau, welcher, ein Schüler Eugens, einer der besten Heerführer seiner Zeit war. Seinem abschreckenden Aeußern aber entsprach seine innere Gemüthsverfassung, und nicht selten war diese der Grund übermäßiger Härte.

Die Königin Sophie Dorothea, eine sonst gutherzige und mildthätige Frau, strebte sehr nach Herrschaft am Hofe, und störte dadurch die Eintracht mit ihrem Gatten, welcher nicht die mindeste Einmischung in seine Geschäfte dulden mochte. Setzte sie ihre Plane nicht offen durch, so nahm sie auch wohl zu Intriguen ihre Zuflucht. In der Bewilligung ihres Vertrauens war sie unglaublich schwach, auch wenn es ihr oft augenscheinlichen Schaden brachte. In der Absicht, durch ihre Kinder ihre Plane durchzuführen, setzte sie dieselben oft in die traurige Verlegenheit, gegen den Willen ihres Vaters zu handeln, und war mit die Ursache später entstandener Zwietracht.

Man hat später in dem Charakter Friedrichs des Großen Aehnlichkeit mit seiner Großmutter Sophie Charlotte finden wollen. Jedenfalls ist sie dadurch merkwürdig, daß sie, obschon sie vor Friedrichs Geburt starb, dennoch unmittelbaren Einfluß auf seine Erziehung hatte. Madame de Recoules, welche aus einer angesehenen Familie in der Normandie stammte, war mit den ersten unter Ludwig XIV. aus Frankreich flüchtenden Protestanten nach Brandenburg gekommen, wo sie ein freundliches Asyl und in Sophien Charlotten eine huldreiche Beschützerin fand. Letztere, welche früher selbst einige Zeit am Hofe Ludwigs XIV. gelebt hatte, gewann diese geistreiche Frau bald lieb, und übergab ihr die Erziehung ihres einzigen Prinzen (Friedrich Wilhelm), dessen Liebe und Achtung sie sich so zu gewinnen und so sehr zu erhalten vermochte, daß er ihr später die Oberaufsicht über die Erziehung aller seiner Kinder vertraute, und ihr besondere Aufmerksamkeit auf Friedrich empfahl. Auch dieses ihres zweiten Zöglings Liebe und Achtung erwarb sie sich in dem Grade, daß er ihr noch als König zugethan war, und in ihrem Hause oft an geistreichen Gesellschaften Antheil nahm. Nicht lange vor seinem Tode erfuhr er zufällig, daß noch eine alte Freundin seiner ersten Erzieherin, eine Wittwe Barbier, lebe, und sogleich schrieb er an dieselbe und machte ihr ein Geschenk.

Auch der erste männliche Lehrer Friedrichs, Duhan de Jandun, war ein französischer Protestant, welcher, durch das Edikt von Nantes aus seinem Vaterlande verbannt, schon als Kind mit seinem Vater in das Brandenburgische kam, sich dort den Studien widmete, und dann später freiwillig in den Kriegsdienst trat. In dem Kriege gegen Karl XII. von Schweden, bei der Belagerung von Stralsund (1715), zeichnete er sich sehr vortheilhaft aus, und wurde dadurch Friedrich Wilhelm I. bekannt, welcher ihm seinen Sohn zur Erziehung übergab. Ueberdieß zeichnete sich Jaydun durch einen ernsten, sittlich religiösen Charakter aus.

So waren also die ersten Worte, welche Friedrich vernahm und aussprechen lernte, Französisch. Was Wunder, wenn er diese Sprache bis an sein Lebensende vorzugsweise liebte, besonders da er die deutsche Sprache nur in harten Tönen vernahm und nur zum gemeineren Gebrauche angewendet sah? Deutsche Katechismen und deutsche Gesangbücher gab ihm sein Vater als Strafe zum Auswendiglernen in die Hand. Die ersten Menschen, welche ihm mit Liebe und Wohlwollen begegneten, welche seine frühesten Begriffe entwickelten, waren französische Protestanten; französische Denk- und Handlungsweise lernte er im Gegensatze gegen die mindergefällige deutsche in frühester Jugend kennen. Wie natürlich war es also, daß sie schon frühe die Neigung seiner Seele gewannen! So wunderbar sind die Wege der Geschichte! Ludwig XIV. erneuert, von unseligem Fanatismus verleitet, das Schauspiel des Religionszwanges, und nöthigt viele Edlen und besser Gebildeten seiner Unterthanen ihr Vaterland zu verlassen. In Brandenburg finden Viele ein Asyl für Glaubens- und Denkfreiheit, und es ist so die Gelegenheit gegeben, daß der junge Prinz, welcher berufen ist, einst die besseren Früchte französischer Bildung in sein Vaterland zu verpflanzen, schon frühe für dieselben vorbereitet wird.

Vom siebenten Jahre des jungen Prinzen an wurde die Oberaufsicht über dessen Erziehung zwei würdigen Militärs übergeben, dem General Grafen von Finkenstein, der durch den Einfluß der Königin ernannt wurde, und dem Obristen von Kalkstein. Ersterer war ein wackerer Soldat und besaß auch Weltkenntniß; von Kalkstein war nicht minder ein braver Officier. Aber keiner von beiden besaß der Umsicht und Einsicht genug, um die Talente des jungen Prinzen zu ergründen und ihnen eine bestimmte Richtung zu geben. Glückes genug, daß das wahre Genie selten die Richtung verfehlt, welche die Natur ihm vorgezeichnet! — Der junge Graf von Finkenstein, der nachmalige Kabinetsminister Friedrichs, war sein Spielgefährte und blieb sein Freund bis

an sein Lebensende. — Da Friedrich Wilhelm I. ein erklärter Feind aller Bücherweisheit und Schriftgelehrsamkeit war, so erhielt — gleichsam aller Geistesdämmung und Vorsicht zum Hohne — Friedrich, in dem der mächtige Trieb lebte, von Allem, was einem denkenden Wesen das Wichtigste ist, gründlich unterrichtet zu seyn, und bis zu den ersten Ursachen aller Dinge hinaufzudringen, als junger Prinz nur nothdürftigen Unterricht in den Wissenschaften. Das „Reglement, wie Mein ältester Sohn Friedrich seine Studien zu Wusterhausen halten soll" gibt uns hievon den deutlichsten Begriff. Es lautet wörtlich folgendermaßen:

„Am Sonntage soll Er des Morgens um sieben Uhr aufstehen, sobald er die Pantoffeln an hat, soll Er vor dem Bette auf die Knie niederfallen, und zu Gott kurz beten, und zwar laut, daß Alle, die im Zimmer sind, es hören können. Das Gebet soll dieses seyn, so Er auswendig lernen muß:

„„Herr Gott, heiliger Vater! ich danke Dir von Herzen, daß Du mich diese Nacht so gnädiglich bewahret hast; mache mich geschickt zu Deinem heiligen Willen, und daß ich nicht möge heute, auch alle meine Lebtage thun, was mich von Dir scheiden kann, um unseres Herrn Jesu, meines Seligmachers willen, Amen!"" Und hierauf das Vater Unser. —"

„Sobald dieß geschehen ist, soll er sich geschwinde und hurtig anziehen und sich propre waschen, schwänzen und pudern, und muß das Anziehen und kurze Gebet in einer Viertheil Stunde fir und fertig seyn, alsdann es ein Viertheil auf acht Uhr ist. Wenn es geschehen ist, dann sollen alle seine Domestiquen und Duhan hereinkommen, das große Gebet zu halten auf die Knie; darauf Duhan ein Capitel aus der Bibel lesen soll und ein oder ander gutes Lied singen, da es drei Viertheil auf Acht seyn wird. Alsdann alle Domestiquen wieder herausgehen sollen; Duhan soll alsdann mit Meinem Sohne das Evangelium vom Sonntage lesen, kurz expliciren und dabei allegiren, was zum wahren Christenthum nöthig ist, auch etwas vom Catechismo Noltenii repetiren, und soll dieses geschehen bis neun Uhr; alsdann mit Meinem Sohne zu Mir herunterkommen soll, und mit Mir in die Kirche gehen und essen; der Rest vom Tage aber ist vor Ihn. Des Abends soll er um halb zehn Uhr von mir guten Abend sagen, dann gleich nach der Kammer gehen, sich sehr geschwind ausziehen, die Hände waschen, und sobald solches geschehen ist, soll Duhan ein Gebet auf den Knien halten, ein Lied singen, dabei alle seine Domestiquen wieder mit zugegen seyn sollen; alsdann Mein Sohn gleich zu Bette gehen soll, daß Er halb eilf Uhr gleich zu Bette ist."

„Des Montags um sechs Uhr wird Er gewecket, und sobald solches geschehen ist, sollen sie Ihn anhalten, daß Er, sonder sich zu ruhen oder nochmals umzuwenden, hurtig und sogleich aufsteht, und muß Er alsdann niederknien und ein kleines Gebet halten, wie des Sonntags früh. Sobald Er solches gethan, soll Er so geschwinde als möglich die Schuhe und Stiefeletten anziehen, auch das Gesicht und die Hände waschen, aber nicht mit Seife; ferner soll er das Casagnin anziehen, das Haar auskämmen und schwänzen, aber nicht pudern lassen. Indeß daß Er sich kämmen und einschwänzen läßt, soll Er zugleich Thee und Frühstück nehmen, daß das zugleich Eine Arbeit ist, und muß dieses Alles vor halb sieben Uhr fertig seyn. Alsdann Duhan und alle Seine Domestiquen hereinkommen sollen, und wird alsdann das große Gebet gehalten, Ein Capitel aus der Bibel gelesen, ein Lied gesungen, wie am Sonntage, welches alles bis sieben Uhr dauert, da die Domestiquen auch wiederum weggehen sollen. Von sieben bis neun Uhr soll Duhan mit Ihm die Historie tractiren; um neun Uhr kommt Noltenius, der soll Ihn bis drei Viertheil auf eilf Uhr im Christenthume informiren. Um drei Viertheil auf Eilfe soll Er sich das Gesichte geschwinde mit Wasser, und die Hände mit Seife waschen, sich weiß anziehen, pudern und den Rock anziehen, und um eilf Uhr zum Könige kommen; da bleibt Er bis zwei Uhr; alsdann Er gleich wieder nach seiner Kammer geht. Duhan soll alsdann auch gleich da seyn, Ihm von zwei bis drei Uhr die Landcharte zu weisen; dabei sie Ihm sollen aller Europäischen Reiche Macht und Schwäche, Größe, Reichthum und Armuth der Städte expliciren. Von drei bis vier Uhr soll Er die Moral tractiren, von vier bis fünf Uhr soll Duhan teutsche Briefe mit Ihm schreiben, und dahin sehen, daß Er einen guten Stylum bekomme. Um fünf Uhr soll Er die Hände waschen und zum Könige gehen, ausreiten, sich in der Luft und nicht in der Kammer divertiren, und thun, was Er will, wenn es nur nicht gegen Gott ist."

„Dienstag ganz wie Montag, nur daß Vormittag Pantzendorf statt Noltenius von neun bis halb eilf Uhr kommt, und Nachmittags Arithmetik statt Briefschreiben."

„Mittwoch wie Montag, ausgenommen von sieben bis halb zehn Uhr soll mit Ihm Duhan nichts als die Historie tractiren, und Ihn was auswendig lernen lassen, damit die Memorie verstärkt werde. Halb zehn Uhr soll er sich geschwinde anziehen und zum Könige kommen. Das Uebrige vom Tage gehört vor Fritzchen."

„Donnerstag Vormittag wie am Mittwoch; Nachmittag wie am Montag Nachmittag; statt des deutschen Briefschreibens aber „soll Er lernen einen guten französischen zu schreiben, und die Rechenkunst."

„Freitag Vormittag wie Mittwoch, im deutschen Schreiben und Arithmetica."

„Am Sonnabend soll des Morgens bis halb eilf Uhr in der Historie, im Schreiben und Rechnen alles repetirt werden, was Er die ganze Woche gelernt hat, auch in der Moral desgleichen, um zu sehen, ob Er profitiret hat, und soll der General Graf von Finkenstein und der Obrist von Kalkstein mit dabei seyn; hat er profitiret, so ist der Nachmittag vor Fritzen; hat Er aber nicht profitiret, so soll Er von zwei bis sechs Uhr alles repetiren, was Er in den vorigen Tagen vergessen hat."

„Im Aus- und Anziehen müssen sie Ihn gewöhnen, daß er hurtig aus und in die Kleider kommt, so viel als menschmöglich ist. Sie sollen auch dahin sehen, daß er sich selbst aus- und anziehen lerne, und daß er propre und reinlich werde, und nicht so schmutzig sey."

Diese Instruktion ist dem Könige eigenhändig unterzeichnet.

Besonders hervorzuheben ist noch, daß Friedrich den Religionsunterricht von den Hofpredigern nach dem strengen Lehrbegriff der reformirten Kirche erhielt. Duhan aber, der in dieser Periode als die Hauptperson unter den Lehrern erscheint, hatte sich die ungetheilte Liebe und das volle Zutrauen des Prinzen erworben. Hier stand nun die ganze steife verknöcherte Pedanterie des 18ten Jahrhunderts neben der feinen einnehmenden französischen Eleganz; jene nach dem steifen Schlendrian der Schule als Unterrichtsgegenstand, diese dagegen an der Hand des Geschmacks im Gewande der wohlgefälligen Rede als geistreiche einschmeichelnde Unterhaltung. Mußte nicht hier eine frühzeitige Richtung gerade auf die Seite hin entstehen, von welcher abzulenken sich sein Vater alle Mühe gab?

Obgleich Friedrich stets eine schwache Gesundheit hatte, die in Verbindung mit seiner schwermüthigen Gemüthsstimmung täglich für ihn fürchten ließ, äußerte er dennoch schon frühe viele Talente, aber in diesem Alter wenig Lebhaftigkeit. Er begriff zwar leicht, hatte aber unglaubliche Mühe, das Gelernte zu behalten. In Gemeinschaft mit seiner geistreichen Schwester Friederike, der nachmaligen Markgräfin von Bayreuth, erhielt er den Unterricht der Lehrer. Duhan gab ihm die beliebtesten französischen Schriftsteller in die Hände, in denen er emsig las. In der noch aufbewahrten Ausgabenrechnung, die ein Beweis ist, wie höchst einfach, ja für einen Prinzen oft kärglich, er erzogen wurde, findet sich die Anschaffung einer Geschichte Karls XII., Königs von Schweden, die er schon in seinem zehnten Lebensjahre las. Dieß gefiel ohne Zweifel seinem Vater, denn in der Instruktion für

seine Hofmeister heißt es: „Absonderlich haben sie beide sich äußerst angelegen seyn zu lassen, Meinem Sohne die wahre Liebe zum Soldatenstande einzuprägen, und Ihm zu imprimiren, daß gleichwie nichts in der Welt einem Prinzen Ruhm und Ehre zu geben vermag, als der Degen, er vor der Welt ein verachteter Mensch seyn würde, wenn er solchen nicht gleichfalls liebte, und die einzige Gloria in demselben suchte.“ Auch erhielt der Prinz in den körperlichen Uebungen fleißigen Unterricht, und er bewies hierin große Gewandtheit. Neben diesem lernte er auf dem Clavier Psalmenmelodien spielen; später aber vertauschte er dieses Instrument mit der ihm mehr zusagenden Flöte.

Friedrich trat nun von den Knabenjahren in die angehenden Jünglingsjahre über. Aber je mehr er in den Jahren vorrückte, je sichtbarer das Gepräge seines selbsteigenen Charakters hervortrat, der den Neigungen und Wünschen seines Vaters oft schnurstracks entgegen war, da er, mehr zu sanften Vergnügungen geneigt, einen entschiedenen Widerwillen gegen alles Geräuschvolle, Lärmende, also auch gegen das Soldatenwesen zeigte (obgleich er schon 1726 Obristlieutenant wurde), fing auch das Verhältniß gegen seinen Vater an, gespannter und drückender zu werden. Stets aber verweigerte es Friedrich, seinen Geist zu unterwerfen, und nicht selten bestärkte ihn in diesem Trotze der ausdrückliche Befehl seiner Mutter und des durch ihren Einfluß angestellten Grafen von Finkenstein. So sah ihn der König selten, ohne ihm mit unnatürlicher Härte zu begegnen. Dieß flößte ihm eine Scheue und Furchtsamkeit ein, die er gegen seinen Vater nie ablegte. Ein deutliches Bild des damaligen Verhältnisses geben nachfolgende zwei Briefe: „Mein lieber Papa!“ — schrieb Friedrich 1728 aus Wusterhausen an seinen Vater. — „Ich [illegible] mich lange nicht unternehmen mögen, zu meinem lieben Papa zu [illegible]men, theils weil es mir abgerathen, vornehmlich aber, weil ich mich noch einen schlechtern Empfang als den ordinären sollte vermuthen seyn, und aus Furcht, meinen lieben Papa mehr mit mein gegenwärtiges Bitten zu verdrüßen, habe es lieber schriftlich thun wollen. Ich bitte also meinen lieben Papa, mir gnädig zu seyn, und kann hiebei versichern, daß nach langem Nachdenken mein Gewissen mir nicht das Mindeste gezeihet hat, worin ich mich etwas zu reprochiren haben sollte; hätte ich aber wider mein Wissen und Willen gethan, daß meinem lieben Papa verdrossen habe, so bitte ich hiermit unterthänigst um Vergebung, und hoffe, daß mein lieber Papa den grausamen Haß, den ich aus allem seinen Thun genug habe wahrnehmen können, werde fahren lassen; ich könnte mich sonsten gar nicht darin schicken, da ich sonsten immer gedacht habe, einen guä-

digen Vater zu haben, und ich nun das Contraire sehen sollte. Ich fasse dann das letzte Vertrauen, und hoffe, daß mein lieber Papa dieses alles nachdenken, und mir wieder gnädig seyn wird; indessen versichere ich Ihn, daß ich doch mein Tage nicht mit Willen fehlen werde, und ungeachtet seiner Ungnade mit unterthänigstem und kindlichstem Respekt bin meines lieben Papa getreuester und gehorsamster Diener und Sohn Friedrich." Hierauf erhielt er folgende Antwort: „Sein eigensinniger böser Kopf, der nit seinen Vater liebet, dann wann man nun alles thut, absonderlich seinen Vater liebet, so thut man was er haben will, nit wenn er dabei steht, sondern wenn er nit alles sieht. Zum andern weiß er wohl, daß ich keinen efeminirten Kerl leiden kann, der keine menschliche Inclination hat, der sich schämt, nit reiten noch schießen kann, und dabei mal-propre an seinem Leibe, seine Haare wie ein Narr sich frisiret und nit verschneidet, und ich alles dieses tausendmal repremandiret, aber alles umsonst und keine Besserung in nits ist. Zum andern hoffährtig, recht baurenstolz ist, mit keinem Menschen spricht, als mit welche, und nit popular und affabel ist, und mit dem Gesichte Grimassen macht, als wenn er ein Narr wäre, und in nits meinen Willen thut, als mit der Force angehalten; nits aus Liebe und er alles dazu nits Lust hat, als seinem eigenen Kopf folgen, sonsten alles nits nütze ist. Dieses ist die Antwort. Friedrich Wilhelm." So durch fortgesetzt gesteigerte Mißhelligkeiten entzweiten sich Vater und Sohn immer mehr, und für Friedrich ward seine Jugendzeit eine Schule des Unglücks. Wohl nie hat ein zum Throne Geborener und wohl nur selten im Privatstande Jemand eine so harte Jugend gehabt, wie sie Friedrich geworden *). Aber diese Schule des Ungemachs war ganz dazu geeignet, frühe schon seine Willens- und Thatkraft zu stählen, und den Kern seines Ichs zu wahren gegen jeglichen äußern Andrang. Und daher jener unbezwingbare Gleichmuth, der ihn selten verläßt, und den wir in spätern Tagen des Unglücks so oft an ihm bewundern. Waren ja doch Ungemach und Trübsal seine Jugendgefährten, fühlte er ja die schwere Hand des Geschicks auf sich lasten, als seine Kräfte erst anfingen zu werden, wie sollte er in spätern Tagen, wo er es verstand, mit nervigtem Arm Alles abzuwehren, seufzen und stöhnen unter der augenblicklichen Last des Zufalls?

*) Wir haben hie und da schon in diesen Blättern Bemerkungen früherer Geschichtschreiber entlehnt, und glauben hier ein für allemal bemerken zu müssen, daß nach dem Plane vorliegender Schrift wir uns der jedesmaligen Quellenachweisung überheben zu dürfen glaubten.

Schon frühe verursachten dem jungen Prinzen die verschiedenen Plane der Eltern für seine Verheirathung vielen Kummer, ja sie gaben oft zu harten Mißhandlungen gegen ihn und seine Schwester Friederike Anlaß. Die Königin wünschte sehnlichst das Haus, aus welchem sie abstammte, mit dem, in welches sie eingetreten war, zu verbinden; besonders mochte dieß dazu dienen, ihr einen Einfluß auf die Regierungsgeschäfte zu verschaffen. Ihr Kronprinz Friedrich sollte mit einer Tochter ihres Bruders, Georgs II., Königs von Großbrittanien, und ihre älteste Tochter mit dessen ältestem Sohne, dem Prinzen von Wallis, vermählt werden. Friedrich Wilhelm war anfangs dieser Doppelheirath nicht sehr abgeneigt. Der Wiener Hof aber, der die zwischen Preußen und England eben damals entstandenen Mißhelligkeiten gerne sah, suchte eine so nahe Verbindung beider Staaten zu hintertreiben. Friedrich Wilhelms Werber, die sogar einige colossale hannöverische Soldaten zur Desertion verleitet hatten, wurden verhaftet; dieß verdroß den König, und es schien sogar zu offenen Feindseligkeiten zwischen beiden Höfen zu kommen; doch wurde dieß vermittelt, aber der innere Funke des Grolls war auf keiner Seite erloschen. Nannte Georg seinen Schwager den „lieben Bruder Unterofficier" und „des heiligen römischen Reichs Erzsandstreuer, so nannte dieser ihn dafür seinen „lieben Bruder, den Komödianten." Selbst bei Tafel, im Angesichte der Königin, fielen solche Schmähreden vor. Friedrich Wilhelm war überdieß der Heirath nun abgeneigt, weil er vorauszusehen glaubte, daß sein Sohn die Absicht habe, nach vollzogener Heirath sich von ihm unabhängig zu machen und in Hannover zu residiren, dessen Statthalterschaft ihm Georg II. abtreten würde, und namentlich zuverläßig glaubte, daß sein Sohn einst nach ganz andern Grundsätzen, als die seinigen waren, regieren, und daß er besonders den Soldatenstand vernachläßigen werde. Deshalb suchte er ihn oft zur Kronentsagung zu bewegen. Friedrich aber antwortete beharrlich, er wolle es thun, wenn sein Vater erklären werde, daß er — unehelich geboren sey. Die Königin aber wollte noch immer ihrem Lieblingsplane nicht entsagen. Alle jene bekannten und unbekannten Intriguen, deren Spielraum oft so groß war an den Höfen des 18ten Jahrhunderts, wurden aufgeboten, um sich gegenseitig zu überlisten. Wer aber am meisten bei diesem Kampfe litt, waren der Kronprinz und seine Schwester. Sie wußten nicht, wohin sie sich wenden, was sie beginnen sollten. Zeigten sie sich, oder schienen sie auch nur dem Willen des Vaters oder der Mutter geneigt, so waren sie von einer oder der andern Seite her den größten Unannehmlichkeiten ausgesetzt.

Das Jahr 1728 hatte den bedeutendsten Einfluß auf Friedrichs Weltansicht und sittlichen Charakter. In seinem Leben tritt hier ein Wendepunkt ein, welcher für immer hätte bedeutend werden mögen, wenn er sich nicht nach dem Compaß seines bessern Ichs, der ihm deutete, wohin er gerathen war, gerichtet hätte. Friedrich Wilhelm war bisweilen Anfällen bittern Lebensüberdrusses und schwerer Melancholie ausgesetzt; diese steigerte sich nun um diese Zeit so sehr, daß er sehr oft den festen Vorsatz äußerte, seine Krone niederzulegen und sich in den Privatstand nach Holland zurückzuziehen. Grumbkow und Seckendorf (der österreichische Gesandte) waren sehr beunruhigt über dieses unerwartete Zwischenspiel, denn dadurch war die Königin, und somit die englische Parthei, Siegerin. Kein Vorstellen, kein Beschwören, eine Handlung nicht zu begehen, die er später zuverlässig bereuen müsse, fruchtete etwas. Der König war in die Hände des edlen und schwärmerisch frommen Franke gerathen *). Dieser ermahnte ihn unablässig, den irdischen Plunder von sich zu werfen und nach der erhabenen Himmelskrone zu streben. Ohnedieß zur Melancholie und zur religiösen Demuthssucht geneigt, legte nun Friedrich Wilhelm durch gesteigerte Bigotterie sein Gesicht stets in andächtige Falten, und Alles, was um ihn war, sollte seinem Beispiele folgen. Keiner sollte mehr lachen oder fröhlich seyn. Alle Nachmittage hielt er seinen Kindern eine Predigt, der sie, nach der Erzählung seiner Tochter, so eifrig zuhören mußten, als spräche sie der heilige Geist selbst. Da saß nun der sechszehnjährige, lebenskräftige Jüngling neben seiner schön aufblühenden, geistvollen Schwester, und gab sich alle erdenkliche Mühe, seine Züge märtyrerartig zu verzerren. Aber endlich brach bei Einem oder dem Andern das lange zurückgehaltene Lachen laut hervor, und dann ergoß sich der apostolische Fluch über ihre gottlosen Häupter.

Verwünschte der Prinz diesen Zustand des Lebendigbegrabenwerdens, so war er hier, obgleich aus ganz andern Gründen, einerlei Sinnes mit seinen Feinden (Grumbkow und Seckendorf), welche fürchten mußten, daß der König ihrer Gewalt gänzlich entrissen würde. Die politischen Rechenmeister berechneten es fein. Sie mußten das Extrem der Lebenstödtung durch das andere Extrem des übermäßigen Lebensgenusses heilen, und hiezu war der Hof-König Auguste II. von Polen am geeignetsten. Man beweg den König, dahin abzureisen, und auf Veranlassung v. Suhms, des sächsischen Gesandten, durfte auch Friedrich nach-

*) Des bekannten Gründers des Hallischen Waisenhauses, durch das er ewig den Dank aller Menschenfreunde verdient.

kommen. Hier öffnete sich nun dem aufblühenden Jünglinge eine bisher ungekannte Welt: statt des gewohnten militärischen Ernstes, der strengen Sittlichkeit, oder wenigstens des Scheins derselben, traten ihm hier überall Leichtsinn und sinnlicher Genuß entgegen. Pracht und Ueberfluß jeder Art war mit der üppigsten Verschwendung dargelegt. Alles dieses konnte seine Wirkung auf Friedrichs junge Seele nicht verfehlen, und es schien auf einige Zeit, als wollte sich sein reger und aufstrebender Geist in dem bacchantischen Taumel, der ihn hier umgab, verlieren. Kräftige Naturen, wie seine, werden von allem Guten und Bösen stärker angeregt, als gewöhnliche Menschen. Desto stärker fühlen sie aber auch das Schaale eines wüsten Lebens, das alle großen Gedanken vor ihrem Aufkeimen ertödtet. Friedrichs Umgebung war nicht geeignet, ihn von den betretenen Abwegen zurückzuführen: v. Rochow und v. Kaiserlingk, seine damaligen Aufseher, konnten bei dem schon gereiften Jünglinge keinen Einfluß gewinnen; Keith, der Page des Königs, und nach dessen Versetzung Katt, Lieutenant bei den Gensd'armes, schienen nicht sehr geeignet, dem Willen des Prinzen etwas Besseres entgegenzusetzen. Aus ihm selbst also, oder durch die Dazwischenkunft äußerer Umstände, mußte ihm die Rettung werden, und wir werden sehen, welches von beiden, oder ob beides sich ereignete.

Friedrichs Verirrungen können nicht lange angedauert haben, was schon die wenigen Nachrichten, die wir über dieselben besitzen, zeigen, da man sich doch sonst so sehr bemüht hat, alle möglichen, auch die kleinlichsten Nachrichten über diesen großen Mann zusammenzubringen; ein Streben unserer Zeit, das zur Vernichtung aller erhabenen Individualitäten führt *). Und spricht hier nicht seine rege Thätigkeit, seine bis ins Alter ausdauernde Heiterkeit am besten? So war Friedrich höchst wahrscheinlich bereits wieder auf dem Wege zum Guten begriffen, als Friedrich Wilhelm hörte, daß sein Sohn 7000 Thaler Schulden habe. Er erließ daher den 22. Januar 1730 „ein allgemein renovirtes und erweitertes auch geschärftes Edikt wider das Geld-

*) Man glaubt in unsern Tagen, die Größe großer Männer dadurch wahrhaft erfassen zu können, daß man die Masse dessen, was wir von ihnen haben und wissen, und wenn auch durch Kleinigkeiten, recht zu vervollständigen sucht. Ist Jean Paul um so größer, daß wir nun seine Collectaneenbuchse haben? Wie werden sich die Philologen kommender Jahrhunderte freuen, bei Gelegenheit der vielen fragmentarischen Curiositäten in Göthe's Nachlaß beweisen zu können, wie Vieles die Alles verwüstende Zeit von den vollständigen Werken dieses Mannes geraubt haben müsse!

leihen an Minderjährige," wonach Jeder, auch wer einem Prinzen Geld leihe, mit der Karre, und, nach Befinden, auch an Leib und Leben bestraft werden sollte. So war dem Prinzen auf dieser Seite eine ehrenvolle Rückkehr in eine bessere Lebensweise abgeschnitten. Dazu kamen noch täglich die Mißhandlungen seines Vaters, der ihn mit der unerhörtesten Härte behandelte.

Friedrich trat nun in das neunzehnte Lebensjahr. Er maß 5 Fuß 2 Zoll 3 Linien; sein Wuchs war schlank, seine Brust wohl gewölbt, der Bau des Körpers war mehr schwächlich, als stark. Die Gesichtsbildung aber verband auf eine seltene Weise Hoheit und Anmuth, und das durchdringende blitzende Auge, das alle Bewegungen des Gemüthes treu wiedergab, hatte bei aller Schärfe doch etwas durchaus Milde. — Der neunzehnjährige Jüngling nun — dessen besseres Ich, trotz aller Verirrungen, doch den Wissenschaften und Musen treu geblieben war, und sich so mehr und mehr ausgebildet hatte — fühlte das Drückende seiner Lage täglich mehr, und der Plan reifte in ihm, sich der unwürdigen Behandlung seines Vaters durch die Flucht nach England zu entziehen; besonders da Hotham, der englische Gesandte, ihm die freundlichste Aufnahme daselbst versprochen hatte. Es war Alles bereit, Kath und Keith versprachen, dem Prinzen bis ans Ende der Welt zu folgen, und bei der ersten Gelegenheit wollte man den Plan ins Werk setzen.

Im Mai 1730 versammelten sich sämmtliche sächsische Truppen in einem Lastlager bei Mühlberg. In Uniformen, Livreen, Equipagen ward hier ein Reichthum und eine Pracht entwickelt, wie sie Deutschland noch nie gesehen hatte. Alle Evolutionen und Manöver, die in den Werken des Geschichtschreibers Polybius enthalten sind, wurden hier ausgeführt. Von allen Seiten her strömten die Freunde der Kriegskunst dahin, und unter ihnen war auch Friedrich Wilhelm, der den 30. Mai von Berlin abreiste. Sein ganzer Generalstab und der Kronprinz Friedrich begleiteten ihn. Aber diesen letzten beschäftigten ganz andere Gedanken als die Besichtigung eines — „Theaterschauspiels." Die Unterhandlungen mit England, so gut sie noch vor Kurzem gestanden, hatten sich durch die wiederholte Forderung Englands, daß Friedrich Wilhelm seinen Günstling Grumbkow entlassen sollte, so viel als zerschlagen; denn dieser hatte Gelegenheit gefunden, trotz aller entdeckten Ränke und Hinterliste sich im Vertrauen des Königs mehr als je festzusetzen. Jetzt oder nie! hieß es in dem Prinzen, und er war fest entschlossen, seine Flucht zu bewerkstelligen: aber in Sachsen erhielt er keine Pässe, und so verscheb er die Ausführung auf eine andere Gelegenheit, die ihm bald werden sollte.

Den 15. Juli desselben Jahres reiste Friedrich mit seinem Vater über Leipzig nach Altenburg und Anspach, von da nach Augsburg, Ludwigsburg (wo der Herzog von Würtemberg die hohen Gäste drei Tage bewirthete), Mannheim, Darmstadt und Frankfurt. Als sie in Anspach ankamen, beklagte sich der Prinz bei dem Markgrafen über die schlechte Behandlung, die er von seinem Vater erleide. Dieser hatte ihm oft gesagt: „hätte mein Vater mir begegnet, wie ich dir, so wär ich tausendmal davon gelaufen; aber du hast keinen Muth und bist ein bloßer Schurke.“ Solche Worte verwundeten die Seele des Prinzen tief, und unerschütterlich stand sein Entschluß fest. Der Markgraf verweigerte ihm stets Pferde zum Ausreiten, da er seinen Plan ahnte. Einige Meilen von Anspach schickte Friedrich eine Estafette mit einem Briefe an Katt, worin er ihn zur Flucht aufforderte; aber er verfehlte die Aufschrift nach Berlin zu machen, und der Brief kam an einen Vetter von Katt, der 12 Meilen von Berlin auf Werbung stand. — In einem Dorfe in der Nähe von Frankfurt mußte der König mit seinem Gefolge in Scheunen übernachten. Der Prinz, von Rochow und ein Kammerdiener schliefen in einer Scheune. Keiths Bruder, der Leibpage des Königs, war von Friedrich beauftragt, ihn früh vier Uhr zu wecken und ihm Pferde zu verschaffen. Aber anstatt Friedrich zu wecken, geleitet der Knabe an das Bett des Kammerdieners; dieser that, als ob er nichts merke, um desto ungestörter Alles, was vorginge, beobachten zu können. Friedrich sprang auf, kleidete sich selbst an, aber statt seiner Uniform ein französisches Kleid (welches bei Strafe der Kassation verboten war), und ging aus. Der Kammerdiener weckte sogleich Rochow, und dieser in seiner Bestürzung lief schnell zu den Generalen des Königs. Man sucht nun überall den Prinzen, und fand ihn endlich auf dem Pferdemarkt auf einen Wagen gelehnt, still vor sich hinträumend. Wuth und Verzweiflung tobte in seinem Innern als er die Generale erblickte. So nahe die Freiheit, und wieder in die alten, vielleicht in noch härtere Fesseln geschlagen zu werden! Friedrich geberdete sich wie ein Rasender; doch mußte er es geschehen lassen, daß man ihn in die Scheune zurückbrachte, wo er seine Uniform wieder anziehen mußte. Friedrich Wilhelm erfuhr Alles, was vorgegangen war, durch den Obristen von Derschau; doch wollte er sich, bis er Beweise in Händen hätte, nichts merken lassen. Diese kamen, denn der König erhielt den Brief, der an den unrechten Katt gelangt war, und worin Friedrich geschrieben hatte, daß er ihn im Haag unter dem Namen eines Comte d'Alberville treffen werde. Die Obristen von Rochow und von Waldow mußten mit ihrem Kopfe für die Sicherheit

des Kronprinzen haften, und ihn geradeswegs in die Jacht führen, welche zur Wasserfahrt nach Wesel bestimmt war. Als der König seinen Sohn erblickte, drang er so auf ihn ein, daß er ihm mit dem Stockknopfe die Nase blutig schlug. „Nie, rief Friedrich mit verbissenem Schmerze aus, nie hat ein brandenburgisches Gesicht solche Schmach erlitten!“ Er ward nun in ein anderes Schiff gebracht, und man nahm ihm seinen Degen und alle seine Kleider ab. So kam man nach Wesel. Der König ließ durch den Festungskommandanten Mosel den Prinzen zu sich rufen, und fragte ihn: „warum er habe desertiren wollen.“ (Dieß waren seine eigenen Worte.) Weil, antwortete der Prinz, Sie mich nicht wie einen Sohn, sondern wie einen Sclaven behandelt haben. — Du bist ein feiger Ausreisser, rief der König, der weder Ehre noch Muth hat! — Ich habe dessen so viel wie Sie, antwortete der Prinz, und that nur, was Sie, wie Sie mir mehr als hundertmal gesagt haben, an meiner Stelle gethan haben würden. — Da sprang der erzürnte König auf, zog seinen Degen und wollte ihn erstechen; aber jetzt warf sich Mosel dazwischen und rief: „Sire! durchbohren Sie mich, aber schonen Sie Ihres Sohnes.“ Von diesem Auftritte an verlangte der König nicht mehr, ihn zu sehen, und Friedrich wurde nach Mittenwalde abgeführt.

Kümmerte den Prinzen sein eigenes Schicksal, von dessen Ausgang er nach solchen Vorgängen alles zu fürchten hatte, so beschäftigte ihn nach den ersten stürmischen Aufwallungen das Schicksal seiner Freunde, die er mit in seinen Plan hineingezogen, noch weit mehr. Doch bald sollte er traurige Gewißheit über ihr Loos erhalten. Keith, Lieutenant bei dem Infanterieregiment (Nr. 31.) zu Wesel, flüchtete sich, nachdem er ein Zettelchen von Friedrich erhalten, worauf mit Bleistift geschrieben stand: „Retten Sie sich, es ist entdeckt.“ Er entkam glücklich nach England, und mußte es geschehen lassen, daß ihn Friedrich Wilhelm „in Effigie aufhenken ließ.“ Nicht so glücklich war der Lieutenant von Katt, der von Berlin aus nachkommen sollte. Jene sorglose Saumseligkeit, die wir so oft an den Menschen bemerken, während das Richterschwert über ihrem Haupte schwebt, jene Verwirrung und Lähmung aller Geisteskräfte, die den Unglücklichen entweder ruhig sitzen läßt — gerade wie das Kaninchen beim Anblick der Schlange sich zusammenkauert und sich nicht von der Stelle bewegt — oder die ihn gewaltsam in sein Verderben reißt, begegnet uns hier, wie so oft im Leben. Schon lief in der Stadt das Gerücht um von den Vorfällen in Wesel. Der Major von Assenburg fragte Katt im Vorbeigehen: „Sind Sie noch hier? das wundert mich.“ „Ich reise diese

Nacht," erwiederte Katt ruhig. Aber in derselben Nacht traf der Verhaftbefehl gegen ihn ein. Man wartete bis zum Morgen, und eben als er zu Pferde steigen wollte, wurde er verhaftet.

Friedrich hatte von der unerbittlichen Strenge seines Vaters Alles, selbst den Tod zu fürchten. Doch benahm er sich in den Verhören, die rasch vor sich gingen, gleichmüthig und mit ruhiger, fester Haltung. Vorzuwerfen hatte er sich nichts; er konnte, durfte sein Vorhaben, seine Thaten nicht beschönigen oder bereuen, denn gerade so, wie sie war, hing sie mit seiner eigensten Art zu seyn und zu denken zusammen. Aber das, was Charakterstärke und Selbstvertrauen war, mußte von seinem Vater als Hartnäckigkeit angesehen und als fortgesetzte halsstarrige Widersetzlichkeit behandelt werden. Auch die Prinzessin Friederike, deren Mitwissenschaft entdeckt worden war, wurde streng verhört und nach des Königs Weise thätlich mißhandelt. Friedrich wurde in seinem Verhör nicht als Prinz behandelt, und Grumbkow nannte ihn nur den „entlaufenen Obristlieutenant Fritz." Es hatten sich die meisten Officiere geweigert, an dem Kriegsgerichte, welches nun constituirt wurde, Theil zu nehmen; man mußte daher das Loos entscheiden lassen. Die Mehrzahl der Mitglieder dieses Kriegsgerichts aber waren auf der Seite Grumbkows und Seckendorfs, der geschworenen Feinde des Prinzen. Auch Katt zeigte sich in dem Verhöre und seinem ganzen Benehmen standhaft, und eines Freundes des Prinzen würdig. Das Erkenntniß des Kriegsgerichts verurtheilte Katt zur Festungsstrafe, und Friedrich zum Schaffot *). Dönhoff und Linger allein trugen auf Begnadigung an, die übrigen alle stimmten nach dem Willen Grumbkows und Seckendorfs. Ein jeder gab seine Stimme durch eine Stelle aus der Bibel ab. Friedrich Wilhelm änderte den Ausspruch des Kriegsgerichts in Bezug auf Katt in die Verurtheilung zur Todesstrafe um. In dem desfallsigen Urtheile des Königs heißt es: „Da aber dieser Katte mit der künftigen Sonne tramirt zur Desertion mit fremden Ministern und Gesandten allemal durch einander gestecket, und er nicht davor gesetzt worden, mit dem Kronprinzen zu complettiren; au contraire es Sr. K. M. und dem Herrn General-Feldmarschall von Natzmer hätte angeben sollen, so wüßten S. K. M. nicht, was vor kahle Raisons das Kriegsgericht genommen und ihm das Leben nicht abgesprochen hätte. S. K. M. werden auf die Art sich auf keinen Officier, noch

*) Die Akten dieses Kriegsgerichts sind bis jetzt noch nicht vollständig bekannt geworden. Friedrich ließ sie einst in spätern Jahren aus dem Archive holen, las sie durch, und schickte sie dann wieder versiegelt dahin zurück.

Diener, die in Eid und Pflichten seyn, verlassen können. Es würden aber alsdann alle Thäter den Prätext nehmen, wie es Katten wäre ergangen, und weil der so gut und leicht durchgekommen wäre, ihnen dergleichen geschehen müßte. S. K. M. sind in Dero Jugend auch durch die Schule gelaufen, und haben das lateinische Sprüchwort gelernt: Fiat justitia et pereat mundus! Also wollen Sie hiermit von Recht und Rechtswegen, daß Katte, ob er schon nach den Rechten verdient gehabt, wegen des begangenen Crimen laesae majestatis mit glühenden Zangen gerissen und aufgehenkt zu werden, er dennoch nur, in Consideration seiner Familie, mit dem Schwert vom Leben zum Tode gebracht werden solle. Wenn das Kriegsgericht dem Katte die Sentenz publizirt, soll ihm gesagt werden, daß es Sr. K. M. leid thäte, es aber besser, daß er stürbe, als daß die Justice aus der Welt käme." — Katt hörte die Verkündigung seines Urtheils mit heldenmüthiger Standhaftigkeit an. „Ich unterwerfe mich, sagte er, dem Willen des Königs und der Vorsehung; ich kann ohne Schrecken sterben, denn ich habe mir nichts vorzuwerfen und stehe für eine schöne Sache. Den andern Tag meldete man ihm, daß der König für gut fände, sein Urtheil an einem andern Orte vollziehen zu lassen. Hierüber war er Anfangs betroffen, aber bald faßte er sich, und schrieb Briefe voll der zärtlichsten Kindesliebe und Ergebenheit, aber auch der Zerknirschung und Reue. Mit heiterer Miene stieg er in den Wagen, und sagte den vielen Umstehenden ein herzliches Lebewohl. Man kam zu Küstrin an, wo Friedrich in Verhaft war.

Friedrich wurde in seinem Gefängnisse sehr hart behandelt. Außer Bibel und Gebetbuch hatte er keine andere Beschäftigung. Durch eine einzige kleine Oeffnung, von der man seit einigen Tagen das Gitter weggenommen hatte, erhielt er das Licht. Der Prinz sah in gleicher Höhe mit seinem Fenster, und nur einige Schritte von demselben entfernt, ein Todtengerüste aufrichten, und mußte glauben, daß es für ihn selbst bestimmt sey. — Als nun Katt innerhalb der Festung war, sagte sein Begleiter von Schenk zu ihm: Seyn Sie standhaft, lieber Katt! Ihnen steht eine grausame Prüfung bevor. Sie sind in Küstrin und werden den Kronprinzen sehen. — „Sagen Sie vielmehr, rief Katt, daß mir der größte Trost werden soll, den man mir schenken kann." — Friedrich hatte indessen erfahren, was ihm bevorstand. Man hatte ihm ein gleiches braunes Kleid, wie Katt, angezogen; Wuth und Verzweiflung schienen sein ganzes Wesen in Stücke zerreißen zu wollen. Als man ihn zwang, an das Fenster zu gehen, wollte er sich hinausstürzen; man hielt ihn ab. Um Gotteswillen, rief er, verschiebt die

Hinrichtung; ich will dem Könige schreiben, ich will mit aller Feierlichkeit der Krone entsagen, wenn ich nur Katts Leben erhalte! — Und als er ihn das Gerüst ersteigen sah, rief er: Ich bin unglücklich, lieber Katt! ich bin Ursache an deinem Unglück; o! wär ich doch an deiner Stelle! — Hätte ich tausend Leben, mein gütiger Fürst, ich opferte sie Ihnen auf! antwortete Katt niederkniecend. — Er ließ sich die Augen nicht verbinden, und hauchte seinen Geist aus mit den Worten: Mein Gott! ich befehle dir meine Seele. Noch sterbend streckte er seine Hand nach des Prinzen Fenster aus. Dieser war in Ohnmacht gefallen, und lag mehre Stunden lang sinnlos da *). Beim Erwachen überfiel ihn ein heftiges Fieber. Der stürmische Schmerz legte sich endlich, eine Thränenfluth erleichterte die Last des schweren Kummers, und es trat der Zustand jenes dumpfen Hinbrütens ein, wo die Gedanken mit Blitzesschnelle gespensterartig neben einander vorbeijagen, wo man in einen geistigen Starrkrampf versinkt, und Gedanken kommen, Gedanken gehen sieht, ohne Etwas dafür zu thun, sie zu vertreiben oder fest zu halten. Das braune Kleid, das man Friedrich angezogen hatte, wollte er nachher nie wieder ablegen, bis es ihm stückweise vom Leibe fiele. Von Rochow und der Feldprediger Müller waren oft bei ihm im Gefängnisse. Er liebte es sehr, über theologische Gegenstände zu sprechen, und Müller suchte die verkehrten Begriffe, welche Friedrich durch seinen Jugendunterricht von der positiven Religion erhalten hatte, zu berichtigen. Uebrigens änderte sich die äußere Lage des Prinzen im Gefängnisse merklich. Er hatte Gelegenheit gefunden, durch einen Flötenspieler Namens Fredersdorff (der nachmals sein geheimer Kämmerer wurde) seiner Schwester Friederike zu schreiben. De la Motte Fouqué ein junger Officier, erbot sich, die Gefangenschaft mit Friedrich zu theilen, und der König, der von Fouqué eine gute Meinung hatte, gab hiezu die Erlaubniß **).

---

*) Man hat in neuerer Zeit behauptet, die Angabe: „Katt sey vor den Augen Friedrichs hingerichtet worden," sey nicht wörtlich zu verstehen, sondern heiße wohl nur so viel, daß Friedrich darum gewußt habe. Wir armen Menschen mit unserm gemeinen Menschenverstande, die wir Alles so wörtlich nehmen und die symbolische Sprache gar nicht verstehen! Wir meinen wohl gar, Katt sey wirklich hingerichtet worden? O der Verblendung! Katt ist keine eigentliche Person; er personificirt nur den frühern lockern Geist Friedrichs. Dieser wurde zu Küstrin, wo er gefangen saß, gemordet, so daß er nachher frei von demselben war. So ist es zu verstehen!

**) Man erzählt, daß jeden Abend zu einer bestimmten Stunde, um das nächtliche Studiren des Prinzen zu verhüten, dessen Licht vom wache-

Der König von Schweden, der Landgraf von Hessen, der König von Polen, und sogar der kaiserliche Hof, dessen Absicht, England und Preußen zu entzweien, erreicht war, legten für den Kronprinzen bei Friedrich Wilhelm dringende Fürbitte ein. Obgleich dieser sie beschied, daß er sowohl in seinem Reiche als in seiner Familie seinem eigenen Willen folgen werde, so mochten doch diese Fürbitten bleibenden Eindruck auf ihn machen. War es doch ein Kampf des väterlichen Herzens mit der vermeinten Pflicht der Gerechtigkeit, welche er als Herrscher an allen seinen Unterthanen ohne Unterschied der Person und des Standes üben mußte. Von dem Obristen (nachmaligen General-Feldmarschall) Buddenbrock erzählt man, er habe vor dem Könige seine Brust entblößt und ausgerufen: „Wenn Ew. Majestät Blut verlangen, so nehmen Sie meins! Jenes bekommen Sie nicht, so lange ich noch sprechen darf.“ Aber auch Grumbkow, dem es am gerathensten scheinen mochte, sich auf diese Weise aus der Sache zu ziehen, änderte auf einmal sein Benehmen gegen den Prinzen, und verwandte sich selbst bei dem Könige für ihn, so daß dieser ihn nach Küstrin zu demselben abreisen ließ. Dießmal nahte er sich dem Prinzen voll Ehrfurcht, beklagte sein Unglück, versicherte, daß er und Seckendorf alles Mögliche gethan hätten, um Katt zu retten, und rieth ihm endlich, in einem Tone der Unterwerfung an den König zu schreiben, in welchem Falle er ihm verspräche, thätig zu seiner Begnadigung mitzuwirken. Friedrich war schwer zu diesem Schritte zu bewegen; doch endlich, als man ihm den Kummer vorstellte, den seine Mutter, die er stets sehr liebte, um ihn litt, so bewog ihn dieses, nachzugeben und an seinen Vater zu schreiben. — Auch der Feldprediger Müller, der mit vieler Umsicht und Klarheit seinen Auftrag vom Könige, den Prinzen von seinen Irrwegen ab und auf bessere Wege zu leiten, ins Werk setzte, hatte den König schon lange mit der fröhlichen Zuversicht erfreut, daß in Friedrichs Brust allmählig ein ruhigerer Geist und ein seinem Vater mehr ergebener Sinn einkehre. Wie sich Friedrich Wilhelms eigenthümlicher Charakter mit seinen Schatten und Lichtseiten stets am treffendsten in seinen eigenen Worten darstellt, so auch hier. „Würdiger lieber Getreuer! schreibt der König an Müller den 8. November 1730, Ich habe eure Berichte vom 6. und 7. dieses wohl erhalten. Es ist euch darauf zur Antwort, daß ihr noch bis auf weitere Ordre daselbst verbleiben und fleißig bei den arrestirten

---

habenden Officier ausgelöscht werden mußte. Fouqué aber sey der Verlegenheit dadurch begegnet, daß er auch für sich ein eigenes Licht verlangte, und behauptete, dieses auszulöschen sey nicht befohlen.

Cron-Printz hingehen, und Ihm aus Gottes Wort zureden und ermahnen sollet, daß er recht in sich gehen und von Hertzen alle seine begangenen Sünden bekennen und bereuen müsse, welche er sowohl gegen den lieben Gott, als gegen Mich, seinen Vater und König, und gegen sich selbst und seine Honneur begangen; denn Geld zu leyhen, ohne daß man solches wieder bezahlen kann, und desertiren wollen, kämen von keinem Honnet-homme her, sondern gewiß aus der Höllen, von des Teufels Kindern, und also ohnmöglich von Gottes Kindern. Hiernächst habet ihr Mir auf euer Gewissen, sowie ihr es dermaleinst vor Gott verantworten könnet, gemeldet, daß der Printz in Cüstrin sich zu Gott bekehrte und seinen König, Herrn und Vater tausendmal um Verzeihung bäte über Alles, was er gethan und verbrochen hätte, und daß es Ihm von Hertzen leid thäte, daß Er sich nicht allemal seines Vaters Willen willigst unterworfen hätte. Woferne ihr nun den Cron-Printz also findet, daß er dieses veste vor Gott verspricht, und Ihm seine Sünden von Hertzen leid sind, es auch seine wahre Intention ist, sich, versicherter-maßen, und auf die Art, wie Ich es hier gesetzet, zu bessern; so sollet ihr in meinem Namen Ihm andeuten, daß Ich Ihn zwar noch nicht gänzlich pardonniren könnte; aber Ich würde Ihn dennoch, aus unverdienter Gnade, aus dem scharfen Arrest lassen, und wiederum Leute bei Ihn geben, die auf seine Conduite Acht haben sollten; es sollte Ihm die ganze Stadt zum Arrest seyn, so, daß Er nicht aus der Stadt gelassen werde." ꝛc. Aber noch mochte Friedrich Wilhelm nicht glauben, daß sein Sohn, den eine so große Kluft im Denken und Handeln von ihm trennte, fortan seinen Fußstapfen nachwandeln würde. Friedrich mußte deshalb die ihm hierüber vorgelegten Punkte feierlichst beschwören, und den 19. November wurde er aus seinem Gefängnisse entlassen. Er arbeitete nun bei der neumärkischen Kammer als jüngster Kriegs- und Domänenrath. Auch der König schickte ihm oft Kriminalurtheile, um sie Namens seiner entweder zu bestätigen oder zu reformiren. So lernte Friedrich schon frühe den ganzen Zustand, Zusammenhang und Hergang der niedern sowohl als der höhern Gerichte aus selbstthätiger Mitwirkung und Einsicht kennen, so erhielt er gründliche Kenntniß von der Verfassung des Landes, der Anwendung allgemeiner Einrichtungen auf eine bestimmte Provinz ꝛc. Er mochte wohl einsehen, wie leicht ein Fürst hintergangen werden kann, der nicht mit eigenen Augen zu sehen im Stande ist. Ueberhaupt mochten solche Beschäftigungen dazu dienen, den Sinn Friedrichs mehr auf das Praktische zu lenken, auf das, was vor Allem Noth thut, seine Stellung in der menschlichen Gesellschaft nämlich würdig zu erfassen, und sich für die ihr obliegenden Pflichten

tüchtig zu machen. — Aber nicht unter immensen Aktenstößen, unter den langweiligen Formalitäten hergebrachter Gerichtsordnungen sollte Friedrichs Geist begraben werden. In den Stunden der Einsamkeit, lebendig eingesargt, hatte er es gefunden, daß nur die höheren Besitzthümer der Menschheit unter allen Verhältnissen Trost und Ruhe zu geben vermögen. Wenn er dann nach dem Befehle seines Vaters (und hier schon sehen wir die Wohlthätigkeit solcher Befehle) im Collegium gearbeitet hatte, gab er sich mit erneuter Kraft und Lust den Wissenschaften und den edleren Vergnügungen hin. Von erfahrenen Männern erhielt er Unterricht in der Finanzwissenschaft und Landwirthschaft, und neben diesem widmete er sich heimlich (denn sein Vater hatte alles Schreiben und Lesen, was nicht auf die Kameralgeschäfte Bezug hätte, streng verboten) seinen Lieblingswissenschaften, der Geschichte, Philosophie und der schönen Literatur. — Aber auch auf seine Handlungsweise hatte diese Prüfungszeit sichtbaren Einfluß geübt. Er selbst schrieb einige Jahre später (1736) an einen Freund: „Die Schule der Widerwärtigkeit ist eine harte Schule; ich bin darin, so zu sagen, erzogen und geboren: das reißt sehr von der Welt los, das läßt uns die Eitelkeit der Dinge, ihre geringe Zuverlässigkeit und den Wechsel einsehen, welchen die Umwälzungen der Zeit nach sich ziehen. Für eine Person meines Alters sind das ganz und gar keine angenehme Betrachtungen; das Fleisch sträubt sich dagegen.“ Das Unglück hatte also seinen Charakter gegen Widerwärtigkeiten gestählt, seine praktischen Kenntnisse sehr erweitert, unstreitig aber auch Bitterkeit in sein junges Herz gebracht, da sein Vorhaben, nach England zu entfliehen, wahrlich keine solche Behandlung verdient hätte,, und es ist ein Zeichen seiner bessern Seele, daß der dadurch in ihm gesäete Menschenhaß, veranlaßt durch die Bereitwilligkeit, mit der man meist die Befehle seines Vaters vollzog und guthieß, nicht tiefere Wurzeln bei ihm schlug.

Allmählig kehrte in Friedrich Wilhelms Seele das Vatergefühl wieder, und je mehr die von ihm beabsichtigten Eheverbindungen in Erfüllung zu gehen schienen, desto mehr bewies er seinen Kindern seine Liebe. Seine zweite Tochter war nun an den Markgrafen von Anspach verheirathet. Nur seine zwei ältesten Kinder waren wegen der leidigen Unterhandlungen mit England noch unverheirathet. Jetzt, da ihm diese versprochen hatten, aus seiner Hand die Ehegatten anzunehmen, war er gütig und liebreich gegen sie, wie noch selten. Friederike hatte unter den Freiern, die man ihr vorgeschlagen, den Erbprinzen von Bayreuth gewählt, weil sie diesen — nicht die andern aber kannte. Am Abende der Verlobung traf von England die Einwilligung in die Doppelheirath

ein, aber — zu spät. Am dritten Abende der Vermählungsfeier (23. Nov. 1731) war großer Ball in den Prunkzimmern des Schlosses. Der Ton der Heiterkeit und der frohen Laune konnte von Niemanden recht getroffen werden. Sowohl der König als die Prinzessin, besonders aber die Königin, hatten noch frisch im Andenken, welch anderes weit höheres Glück ihnen hätte zu Theil werden mögen, wenn nicht des Zufalls Tücke es verhindert hätte. So zwang man sich zu der Heiterkeit, die eigentlich herrschen sollte. Da trat mitten in einer Menuette Friedrich ein, in seiner seltsamen Kleidung von Niemand erkannt, weil von Niemand vermuthet. Als man ihn erkannte, wurde er mit Liebkosungen von der einen und mit Glückwünschen von der andern Seite überhäuft. Aber Friedrich legte seine ernste Kerkermiene nicht ab; langer Gram schien seinen Frohsinn zerfressen zu haben. „Man hätte ihn unmöglich erkannt, wenn man ihn so gesehen, erzählt uns seine Schwester; er hatte sich aber auch ganz und gar verändert. Gewachsen war er nicht, aber sein vieler Kummer und seine sitzende Lebensweise hatten ihn beleibter gemacht. Von der ehemaligen Gelengigkeit seines Körpers waren wenige Spuren mehr da; er war breitschulterig, der Kopf stack ihm in den Schultern, kurz, er war nicht mehr so, wie sonst."

Der König war sehr zufrieden und heiter, denn obgleich in Friedrichs Benehmen eine gewisse Scheue und Zurückhaltung unverkennbar war, so war eben hiedurch sein Benehmen abgemessener und ruhiger als ehedem. Es wurden nun dem Kronprinzen zu Ehren mehre Bälle und Feste gegeben, wozu man „viele Kriegs- und Hofräthe, mehrere Kaufleute und andere honette Personen bürgerlichen Standes nebst dero Ehelichsten gnädigst invitiren ließ, die sich diesen Abend auf dem Schlosse mit Tanzen vergnügten, und mit Speise und Trank bewirthet wurden." Des anzern Tages baten sämmtliche in Berlin anwesende Obristen und Generale, an ihrer Spitze der Fürst von Dessau, um die Wiederaufnahme des Prinzen in den Kriegsdienst, und hierauf erhielt Friedrich die Befehlshaberstelle über das von der Goltzische Infanterieregiment (Nro. 15.), ging dann den 4. December wieder auf einige Zeit nach Küstrin, und im Februar 1732 nach Ruppin, wo ein Theil des Regiments, das er erhalten hatte, lag. Daselbst nun gab er sich viel mit der Bildung und sorgfältigen Disciplinirung seiner Soldaten ab. Dieß hatte sein Vater nicht erwartet, und es mußte ihn um so mehr freuen, auch hier seinen Sohn den eigenen Wünschen nachkommen zu sehen. Er gestattete ihm auch, daß dem Regimente statt der goldenen Schleifen und Treffen, welche es bisher getragen hatte, silberne gegeben wurden, welche Friedrich mehr liebte.

War das bisherige Leben Friedrichs von der Art, daß unter Zwang und Leiden mancher Art die innere Kraft seines Wesens sich in sich selbst concentriren mußte, so trat nun für ihn jene Periode der Ruhe und des reineren Genusses ein, in der sein eigenstes Wesen selbstständig hervortreten und sich zur künftigen Größe entwickeln konnte, und nach welcher sich selbst der mit Lorbeeren gekrönte Greis, wie nach der goldnen Zeit seines Lebens, zurücksehnte. Hier in Ruppin und in dem nahe gelegenen Lustschlosse Rheinsberg genoß Friedrich Alles, was einem Jünglinge von seinem Alter und Stande zukömmt. Liebte er einen freien ungezwungenen Umgang mit Freunden, die in der Art zu denken und zu handeln mit ihm übereinstimmten, so vertändelte er mit diesen seine Zeit nicht durch Schmausen, Jagen und andere Vergnügungen. Sein Sinn war ein ernster geworden. Halfen ihm Wissenschaft und Kunst, die Tage seiner Leiden ruhig und still gesammelt zu verleben, so waren sie es jetzt, welche ihm die Freuden der jetzigen Tage erhöhten und versüßten. — Rheinsberg war um jene Zeit nichts als ein altes verfallenes Schloß und einige verwilderte Gärten: „aber die Lage war reizend, die Gewässer eines großen Sees spielten fast bis an die Mauern des Schlosses, und ein Wald von Buchen und Eichen umkränzte diesen See in Gestalt eines Amphitheaters.“ Friedrich benutzte, was die Natur ihm hier darbot, unter Mitwirkung seines kunstsinnigen Freundes v. Knobelsdorf, zu schönen Anlagen, und verschönerte das Schloß sowohl von Außen durch neue Gebäude, als von Innen durch sinnreiche Gemälde. Ueber dem innern Eingange las man die Worte: Friderico tranquillitatem colenti. (Friedrich stiller Ruhe geweiht.)

Aber diese Ruhe sollte für jetzt noch durch ein kleines unangenehmes Zwischenspiel, seine Verheirathung nämlich, unterbrochen werden. Friedrich Wilhelm wünschte den Kronprinzen mit der Prinzessin Elisabetha von Braunschweig-Bevern, gegen deren Vater er eine besondere Zuneigung hegte, zu vermählen, und Seckendorf, der österreichische Gesandte, bestärkte ihn in diesem Vorsatze. Dieß war nun gar nicht den Wünschen Friedrichs gemäß. Er wollte lieber die Prinzessin Elisabetha Katharina von Mecklenburg, eine Schwestertochter der russischen Kaiserin Anna, ehelichen, welche auch eine reiche Mitgift zu hoffen hatte. An Grumbkow, mit dem er seit seiner Befreiung aus Küstrin in lebhaftem Briefwechsel stand, schrieb er deshalb: „Von diesen Vortheilen finde ich keine bei der bevernschen Prinzessin, welche, wie viele Leute selbst von dem Hofe des Herzogs sagen, keineswegs schön ist, wenig spricht, und die Verdrüßliche spielt. Die gute Kaiserin (von Deutschland) hat selbst so wenig, daß die Summen, welche sie ihrer

Nichte geben dürfte, sehr mäßig seyn würden." Man sieht also, daß bei dem Widerstreben Friedrichs keineswegs Liebe mit im Spiele war, denn er spricht hier von seiner Heirath, wie von irgend einer andern diplomatischen Unterhandlung. Auch war es ihm nicht beschieden, das Glück der Ehe wahrhaft zu genießen. Wie der Doge von Venedig sich ehedem mit dem Meere vermählen mußte, so war der preußische Staat seine Gattin, und unter Kriegsmusik und Kanonendonner begann er den ersten Reigen mit ihr. — Friedrich mußte sich also trotz seines Widerstrebens in eine Verbindung mit der Prinzessin von Braunschweig-Bevern fügen, und die Verlobung wurde zu Berlin mit großer Feierlichkeit begangen, da gerade der Herzog von Lothringen daselbst anwesend war, um Churbrandenburgs Gunst zu der bevorstehenden Wahl eines römischen Königs zu gewinnen. Friedrich Wilhelm hatte bei der Verlobung die Ringe selbst gewechselt. Friedrich schreibt über den ganzen Vorfall an seine Lieblingsschwester nach Bayreuth: „Mein Schicksal war ziemlich erträglich. Ich habe ruhig in meiner Garnison gelebt, meine Bücher, meine Flöte und einige mir zugethane Menschen verschafften mir ein ganz angenehmes Leben. Jetzt reißt man mich heraus, um mich zu einer Heirath mit einer Person zu zwingen, die ich gar nicht kenne; man hat mir ein Ja entrissen, das mir sehr schwer geworden ist. Man bestimmt mir die Prinzessin von Bevern. Soll ich denn immer tyrannisirt werden, ohne Hoffnung einer bessern Zeit?" Doch als Friedrich die Prinzessin näher kennen lernte, fand er, daß alle Schilderungen, die man von ihr gemacht, theils übertrieben, theils falsch waren. Die Königin schien ihn gegen diese Heirath einnehmen zu wollen, denn noch hatte sie ihren Plan auf eine Vermählung Friedrichs mit der englischen Prinzessin Amalie nicht aufgegeben. Aber Friedrich war nicht mehr das willenlose Spielzeug in den Händen seiner Mutter; er hütete sich sorgfältig, sich mit dem Könige zu entzweien. Uebrigens zeigte er in seinem ganzen Thun und Lassen einen großen Widerwillen gegen diese Heirath. Im Juni 1733 reiste Friedrich mit dem ganzen Hofstaate zu seinem Vermählungsfeste nach Salzdahlum, einem Lustschlosse bei Wolfenbüttel. Hier wurde den 12. Juni von dem berühmten Abt Mosheim die Trauung vollzogen, und durch mehre Feste gefeiert. Friedrich spielte die ganze Zeit über den Mürrischen und Nachdenkenden, und gab sich oft den Ausbrüchen des fürchterlichsten Jähzorns im Beisein seines Vaters hin, in denen er mit barbarischer Härte und Grausamkeit seinen Dienern begegnete. Ja sogar die Herzogin von Braunschweig wurde von seiner üblen Laune nicht verschont. Welche Absicht Friedrich bei dieser ihm damals gar nicht eigenen Handlungs-

weise gehabt habe, läßt sich leicht erkennen. Er wollte seinem Vater zeigen, daß, ob es ihn gleich viele Mühe koste, er dennoch seinem Willen gemäß lebe, und er wollte ein treues Abbild des väterlichen Jähzorns aufstellen. Und in der That ward Friedrich Wilhelm hierüber nachdenkend, und von dieser Zeit an gegen seinen Sohn milder und nachgiebiger. — Den 27. Juni hielt die neuvermählte Kronprinzessin ihren feierlichen Einzug zu Berlin. Der König und der Erbprinz, die schon einige Tage vorher daselbst angelangt waren, eilten, von einem großen Gefolge von Generalen und Officieren begleitet, ihr entgegen. Die Königin und die Prinzessinnen, worunter auch die Markgräfin von Bayreuth sich befand, empfingen sie am Eingange des Schlosses. Letztere gibt uns in ihren Denkwürdigkeiten ein genaues Bild der Kronprinzessin zur damaligen Zeit: „Sie ist groß, nicht sehr schlank, und trägt sich gebückt, was ihr einen sehr üblen Anstand gibt. Ihre Haut ist blendend weiß und von den schönsten Farben gehoben; ihre Augen sind blaßblau und versprechen nicht viel Geist, und das Ganze ihres Gesichts ist so allerliebst und so kindisch, daß man glauben sollte, es gehöre einem Kinde von zwölf Jahren an. Allein alle diese Annehmlichkeiten sind von den Zähnen verdorben, die schwarz und schlecht gereiht sind. Sie hatte weder Anstand noch die geringste Bildung, und viel Beschwerlichkeit sich auszudrücken, so daß man Alles, was sie sagte, errathen mußte, was denn in sehr große Verlegenheit setzte.“ Friedrich hoffte, daß der Umgang seiner Schwester, an die sich anzuschließen er ihr wohlmeinend rieth, von gutem Erfolge für sie seyn müsse; aber er sah sich bald hierin getäuscht. Uebrigens lebte Friedrich — nach der Angabe neuerer Schriftsteller — zehn Jahre ehelich mit seiner Gemahlin, und lernte ihre Herzensgüte und strenge eheliche Treue schätzen.

Die Stunden, wo große Plane reifen, wo erhabene Gedanken und Wünsche mächtig den Busen heben, sind so bedeutungsvoll, oder, wenn man will, noch bedeutungsvoller, als die Stunden der Ausführung. Nicht allen Erdensöhnen ist es beschieden, das, was sie mit freudigem Hochgefühle im Innern geweckt und genährt, in äußerer That zu vollbringen. Wie mancher muß das, für welches er gerne und freudig sein Lebensblut verspritzen möchte, still und ohne Laut in der schweigsamen Gruft des Herzens begraben bis zum Tage der Auferstehung! Würde die Geschichte den Gefühlen, Wünschen und Vorsätzen der Menschen ihre Blätter widmen können, ganz andere Helden würden noch vor unsern Augen auftreten. Aber nicht der bloße Vorsatz, nicht das reine innere Streben und Sehnen, sondern nur das, was zur That ward, was hervortrat aus dem Reiche der Gedanken und sich gleichsam verkörpert

darstellt vor den Augen der bewundernden Menschen, nur das kann aufgezeichnet werden in den Annalen der Menschengeschichte. — Der Gedanke aber, welcher zur Wirklichkeit, der Vorsatz, welcher zur Ausführung gelangt ist, ist so heilig für den Beobachter der Menschen und ihrer Geschichte, als die vollbrachte Großthat selbst. Gerne wallet daher der Bewunderer eines Helden zu der Stätte, wo die ersten Plane seiner Thaten ihre Entstehung hatten. So auch ist dem Beobachter Friedrichs das Leben dieses Helden zu Rheinsberg besonders wichtig, gleichsam als die Geburtsstätte alles Großen und Edlen künftiger Tage.

Nach seiner Verheirathung ward es endlich Friedrich vergönnt, die durch dieselbe unterbrochene Lebensweise ungestört fortzusetzen. Nur im Jahre 1734 brachte ein Feldzug am Rhein wieder einige Störung in dieselbe. Das eben so heldenmüthige als unglückliche Polen war wieder vom Partheikampfe zerrissen, und setzte nun ganz Europa in Bewegung. August II. war gestorben, und Stanislaus Lesczinski, welcher durch denselben vom polnischen Throne vertrieben worden war, suchte seine alten Ansprüche wieder geltend zu machen. Mit ihm stritt um die Krone August III., Sohn August II. Durch den Einfluß Frankreichs war auf dem Reichstage Lesczinski erwählt worden; Oesterreich und Rußland aber brachten es dahin, daß dieser wieder vertrieben und August III. erwählt wurde. Der Kardinal Fleury, welcher damals an der Spitze der französischen Regierung stand, erklärte deshalb Oesterreich den Krieg. Bei Philippsburg stand das österreichische Heer unter dem ergrauten Beschützer und Retter Oesterreichs, dem Prinzen Eugen von Savoyen, den Franzosen gegenüber. Auch die deutschen Reichsstände ließen ihre Kontingente zu dem österreichischen Heere stoßen, und den 30. Juni 1734 reiste auch Friedrich auf Befehl seines Vaters dahin ab. Als Friedrich den Prinzen Eugen sich vorstellte, bat er um die Erlaubniß, „daß er zusähe, wie ein Held Lorbeeren sammle.“ Und wie einst Marius in dem jungen Cäsar den spätern Helden erkannt haben soll, so auch soll Eugen in dem Prinzen den einstigen großen Feldherrn geahnet haben. Friedrich Wilhelm, der den 13. Juli im Lager anlangte, freute sich sehr, so günstige Urtheile über seinen Sohn zu vernehmen. Der Prinz aber sah sich sehr getäuscht in seinen Erwartungen, da er geglaubt hatte, seine militärische Laufbahn mit einem energischen Kriege unter der Leitung eines in Siegen ergrauten Feldherrn beginnen zu können. In einem später abgefaßten Werke sagt Friedrich selbst: „Es sey nur noch der Schatten des großen Eugen in der Armee gewesen, der sich selbst überlebt hatte, und seinen so fest begründeten Ruhm dem Zufalle einer achtzehnten Schlacht auszusetzen

gefürchtet habe." Philippsburg wurde von den Franzosen genommen, und die Unterhandlungen über den Frieden begannen. Friedrich Wilhelm, der sich auf dem Marsche nie von seinen Soldaten trennte, hatte sich eine Krankheit zugezogen, und sich aus dem Lager entfernen müssen. Friedrich hatte von seinem Vater die Erlaubniß erhalten, in das französische Lager zu gehen. Dort lernte er den Grafen von Chazot kennen, der sein Gesellschafter zu Rheinsberg, sein Freund und späterer Waffengenosse wurde. Im October führte der Prinz die Truppen seines Vaters bis nach Frankfurt am Main. Von hier aus nahm er seinen Weg über Anspach und Bayreuth — wo er seine hocherfreuten Schwestern besuchte — nach Potsdam. Er fand daselbst seinen Vater so krank, daß er einen Theil der Regierungsgeschäfte übernehmen mußte. Bemerkenswerth ist bei diesem Feldzuge noch, was Friedrich oft in spätern Jahren von sich erzählte. „Als ich, sagte er, mit der Armee am Rhein stand, nahm ich mir mit einigen jungen Leuten vor, beständig zu wachen, und dadurch in acht Tagen so viel zu leben als ein Anderer, der des Abends zu Bette geht, in vierzehn Tagen. Vier Tage hielt ich dieses durch Genuß von starkem Kaffee aus; aber die Natur verlangte ihre Rechte; ich schlief sogar bei Tische ein: das Blut hatte sich durch den Gebrauch des Kaffee's und durch die Enthaltung des Schlafes so sehr erhitzt, daß ich von meinem Vorhaben abstehen mußte."

Nach diesem Feldzuge aber lebte Friedrich in Gesellschaft seiner Freunde wieder ganz in philosophischer Zurückgezogenheit. Zu seiner Gesellschaft gehörten vorzüglich: von Kaiserlingk, Jordan, der ehemalige sächsische Premierminister Graf von Manteuffel, der Obrist von Sennig, und noch mehre junge talentvolle Officiere, wie von Buddenbrock, von Kleist, Chazot ꝛc.; neben diesen die geistreichen Künstler Benda, Graun ꝛc. „Die Tage fließen hier, erzählt Bielefeld, ein Mitgenosse dieses schönen Kreises, in einer Ruhe dahin, welche von Lustbarkeiten begleitet ist, wie vernünftige Wesen sie genießen können. Ein königliches Mahl, Götterwein, himmlische Musik, Lustwandlungen in Gärten und Wäldern, Wasserfahrten, Uebung der Künste und Wissenschaften, eine geistreiche und heitere Unterhaltung sind die Genüsse." So schildert das Leben in Rheinsberg Bielefeld, welchem mehr die glänzende Außenseite in die Augen stach. Die tiefere Bedeutung aber, welche dasselbe hatte, sprechen am besten folgende Briefe Friedrichs aus. An Suhm schreibt er: „Ich fürchte nicht, Ihnen zu mißfallen, wenn ich Ihnen ein paar Worte von unserm ländlichen Zeitvertreib sage, denn wen man liebt, den möchte man auch gerne das Allerunbedeutendste wissen lassen. Wir haben unsere Beschäftigungen in zwei

Klassen, in nützliche und angenehme, getheilt. Zu den nützlichen rechne ich das Studium der Philosophie, der Geschichte und der Sprachen; die angenehmen sind die Musik, die Lust- und Trauerspiele, welche wir aufführen, die Maskeraden und Schmausereien, die wir geben. Ernsthafte Beschäftigungen behalten indessen den Vorzug, und ich darf wohl sagen, daß wir nur einen vernünftigen Gebrauch von den Vergnügungen machen, indem sie uns bloß zu Erholungen und zu Milderungen der Finsterheit und des Ernstes der Philosophie dienen, welche die Grazien nicht leicht zu einem freundlichen Gesichte bringen können." An seinen geliebten Lehrer Duhan de Jandun *) schrieb er: „Wir sind unserer eine Mandel Freunde, welche zurückgezogen die Annehmlichkeiten der Freundschaft und die Süßigkeiten der Ruhe genießen. Es scheint mir, daß ich vollkommen glücklich seyn würde, wenn Sie sich uns in unserer Einsamkeit anschließen könnten. Wir kennen keine heftige Leidenschaften, und wir befleißen uns nur, von dem Leben Gebrauch zu machen." Einige Zeit später schrieb Friedrich an denselben: „Ich bin mehr als je unter den Büchern begraben; ich jage der Zeit nach, welche ich in meiner Jugend so unbedachtsam verloren habe, und ich sammle mir, so viel ich vermag, einen Vorrath von Kenntnissen und Wahrheiten." In diesen letzten Worten ist das schöne Streben Friedrichs, dem er bis zum letzten Athemzuge treu geblieben, deutlich ausgesprochen. Wahrheit war es, was er mit aller Inbrunst suchte; Alles ward ihm der Gegenstand reiflicher Untersuchung, die er unbekümmert, wie das Resultat ausfallen werde, anstellte. Mochte es den Heiligenschleier, in den hundertjährige Albernheiten sich verborgen hatten, kühn zerreißen, das konnte, das durfte seine große Seele nicht abschrecken; ein zweiter Bonifacius, legte er muthig die Axt an den Stamm Jahrhunderte lang vergötterter hohler Eichen, harrend des Gottes, der daraus hervortreten und seinen Arm lähmen oder stärken werde. Wohl mochte unter der allzukühnen Hand auch mancher Lebensbaum mit seinen himmlischen Früchten fallen; die Streiche waren nicht in frevlerischer Absicht geführt.

Friedrichs Geist, in welchem die Kraft des Verstandes vorzüglich energisch thätig war, konnte in seinem Streben nach Wahrheit sich nicht anders befriedigt finden, als wenn sich Alles vor seinen Augen in klaren Begriffen darstellen, zergliedern und beweisen ließe. So konnten jene ewigen Wahrheiten, für welche es keinen andern Beweis gibt, als „den

*) Duhan war nämlich nach des Prinzen Verhaftung, als Mitwisser und vielleicht auch mittelbar als Mitschuldiger nach Memel verwiesen worden.

Sternenhimmel über uns, und das moralische Gesetz in uns," ihm nie zum dauernden Bewußtseyn kommen. Schlug auch sein Herz in den wärmsten Schlägen für Menschenbeglückung, und finden wir auch seinen spätern Ausspruch:

„Mein höchster Gott ist meine Pflicht!"

in dem Streben seines ganzen Lebens bethätigt, so war ihm doch jenes Reich des Geistes, wo das höhere Daseyn des Menschen sich ihm offenbart, weniger erschlossen worden. Langweilige, streng dogmatische Verkünder des göttlichen Worts hatten ohnedieß die Himmelsblume des höheren Glaubens schon auf dem Jugendpfade seines Lebens mit veralteten Formeln verschüttet, und systematisch seyn wollende Botaniker hatten, um ihre Staubfäden und Griffel zu untersuchen, ihr wieder nachgespürt, und sie dann, ausgepreßt und ausgetrocknet, in dem Herbarium aufbewahrt. So war also Friedrich ganz geeignet, das Streben der französischen Literatur seiner Zeit, als dessen Repräsentant Voltaire genannt werden kann, in sich aufzunehmen und nach Deutschland zu verpflanzen. Dieses Streben, welches mit allen Waffen des Witzes und der Beredtsamkeit ankämpfte gegen die Reste mittelalterlicher Formen in Staat, Kirche und Wissenschaft, hat das Verdienst, daß es der neuen Bildung Bahn gebrochen und die Hindernisse derselben hinweggeräumt hat; wenn schon unter einem blinden Ankämpfe gegen Alles, was nur alt und hergebracht war, auch das Gute leiden mußte. Das ist Friedrichs großes Verdienst, daß er dieses Streben in Deutschland repräsentirte, und vom Throne herab als Muster der Nachahmung in demselben voranleuchtete. Schaden konnte es der deutschen Nation im Ganzen weniger bringen, denn war es doch Deutschland, wo, sobald nur die Voltaire da gewesen, schon die Lessinge erstanden, und in demselben Augenblicke, wo die alten Trümmer niedergerissen wurden, einen neuen und herrlichen Bau aufführten! Auch vermochte die persönliche Energie eines Friedrichs, auf einige Zeit wenigstens, den völligen Einsturz des Gebäudes, das die eigene Hand untergraben hatte, bis zur Zeit, wo eine festere Grundlage gelegt wäre, aufzuhalten.

Im Jahre 1736 suchte Friedrich mit Voltaire in nähere Verbindung zu treten, und that hiezu durch nachfolgenden Brief (vom 8. August) den ersten Schritt:

„Ob ich gleich nicht das Vergnügen Ihrer persönlichen Bekanntschaft genieße, sind Sie mir doch durch Ihre Schriften bekannt genug: Fundgruben für den Verstand und Kompositionen mit so viel Geschmack ausgeführt, daß ihre Schönheiten mit jeder neuen Lectüre neu zu werden scheinen. Sie sind Abdrücke von dem eigenthümlichen Charakter ihres

Verfassers, der unserm Jahrhundert und dem menschlichen Verstande überhaupt Ehre bringt. Die großen Männer der neueren Zeit werden es Ihnen nur allein zu danken haben, wenn sie, im Fall der Streit über den Vorzug der Alten vor den Neuern wieder in Anregung gebracht werden sollte, den Triumph davon tragen."

„Mit dem Talent eines vortrefflichen Dichters verbinden Sie eine Menge anderer Kenntnisse, die zwar der Poesie verwandt sind, aber doch erst durch Ihren Griffel mit derselben so genau vereinigt worden sind. Noch nie trug ein Dichter Metaphysik in Versen vor; der Ruhm, dieß zuerst unternommen zu haben, war Ihnen aufbewahrt."

„Eben dieser Geschmack an Philosophie, der sich in allen Ihren Schriften kundgibt, hat mich bestimmt, Ihnen eine Uebersetzung von der Anklage und Vertheidigung Wolffs zu überschicken, des berühmtesten Philosophen unseres Zeitalters, den man, weil er die finstern Gegenden der Metaphysik erhellte, und die schwersten Punkte derselben in einer edeln, deutlichen und bündigen Manier behandelte, grausamerweise der Irreligion und des Atheismus beschuldigt hat."

„Das gewöhnliche Schicksal großer Männer! Neid und Verleumdung drücken beständig auf Größere und Bessere ihre giftigen Pfeile ab."

„Jetzt lasse ich auch desselben Verfassers Abhandlung über Gott, über Seele und Welt übersetzen. Sobald sie fertig ist, schicke ich sie Ihnen, in der Ueberzeugung, daß die Wahrheit aus seinen geometrisch in einander geketteten Sätzen in aller ihrer Stärke zu Ihrer Ueberzeugung sprechen wird."

„Die nachsichtsvolle Theilnahme und Aufmunterung, die Sie den Verehrern der Künste und Wissenschaften nie versagen, läßt mich hoffen, daß Sie mich von der Zahl derjenigen nicht ausschließen werden, die Sie Ihrer Unterweisung würdig finden. Unterweisung nenne ich einen Briefwechsel mit Ihnen, weil er jedem denkenden Wesen nicht anders als nützlich seyn kann. Ich bediene mich Ihrer Ausdrücke, und glaube, ohne den Verdiensten Anderer zu nahe zu treten, behaupten zu können, daß wenig Menschen auf dem Erdkreise existiren, die nicht von Ihnen lernen könnten."

„Ohne Ihnen Weihrauch zu streuen, der unwerth wäre, Ihnen gestreut zu werden, sage ich Ihnen, daß mich zahllose Schönheiten an Ihre Werke fesseln. Ihre Henriade hat mich bezaubert, und sie besiegt die flachen Kritiken, die darüber erschienen sind. Das Trauerspiel Cäsar stellt richtig gezeichnete Charaktere und erhabene und wahre Empfindungen dar; man fühlt, daß Brutus entweder Römer oder Engländer ist. Alzire hat alle Reize der Neuheit, und wird durch

die Gegeneinanderstellung roher und verfeinerter Sitten sehr anziehend. In dem Charakter des Guzmann stellen Sie einen Beweis auf, daß blindes Christenthum barbarischer und grausamer macht, als Heidenthum."

„Wenn Corneille, dieser große Mann, der die Bewunderung seiner Zeit war, wieder aufstehen sollte: er würde mit Bewunderung, auch vielleicht mit Neid bemerken, daß die Muse der Tragödie Ihnen die zauberischen Künste, die sie ihm nicht immer verlieh, mit freigebiger Hand zugetheilt hat."

„Was kann man nicht für die Zukunft von dem Verfasser so vieler Meisterwerke erwarten! Was für neue Wunder werden aus der Feder hervorgehen, die ehedem das geistvolle reizende Werk, den Tempel des Geschmacks, hervorbrachte."

„Dieß eben erweckt in mir das heiße Verlangen, alle Ihre Werke zu besitzen. Ich bitte Sie, senden Sie mir dieselben alle, keines ausgenommen. Fänden sich unter den noch ungedruckten einige, die Sie aus nöthiger Vorsicht dem Publikum vorenthalten, so haben Sie mein Wort, daß ich sie mit dem Schleier des Geheimnisses bedecken, und mich damit begnügen will, sie in meiner Einsamkeit zu lesen, und Ihnen eben so geheim meinen Beifall zu zollen."

„Zwar bauet man in unsern Tagen leider sehr wenig auf Fürstenwort; aber ich hoffe, daß Sie sich von dem allgemeinen Vorurtheile nicht hinweisen lassen, und bei mir eine Ausnahme von der Regel machen werden."

„Ich würde mich durch den Besitz Ihrer Werke reicher fühlen, als ich mich durch den Besitz der unsteten und kleinen Geschenke des Glücks fühlen würde, die das Ungefähr nach seinen Launen gibt und nimmt. Die ersteren kann ich mir durch das Gedächtniß auf immer eigen machen, und sie bleiben mir, so lange mir das Gedächtniß bleibt. Da ich das meinige als keines der stärksten kenne, so bin ich über die Wahl der Sachen, die ich demselben anzuvertrauen werth finde, lange unbestimmt gewesen."

„Wäre die Dichtkunst noch in ihrem alten Zustande; wüßten die Dichter noch nichts weiter, als langweilige Eklogen, einförmige Idyllen, oder geschmacklose Stanzen herzuorgeln, oder ihre Leier höchstens zu Lob- und Ehrengedichten zu stimmen: so würde ich derselben entsagen. Aber Sie veredeln die Kunst, Sie zeigen neue Gesichtspunkte und Pfade, die den älteren Dichtern unbekannt waren. Ihre dichterischen Arbeiten verdienen die Achtung und die Bewunderung besserer Köpfe: sie verbreiten sich über die Hauptgrundsätze der Moral, und lehren denken

und handeln; die Tugend schildern Sie mit den lachendsten Farben, bestimmen den Grundbegriff des wahren Ruhms, und Ihre Manier, Geschmack an den Wissenschaften einzuflößen, ist so fein und anziehend, daß sich jeder Ihrer Leser durch den edlen Eifer belebt fühlt, Ihren Fußstapfen nachzufolgen."

„Wie oft habe ich mir selbst gesagt: wage dich nicht an ein Unternehmen, dem du nicht gewachsen bist. Um Voltaire nachzuahmen, muß man selbst Voltaire seyn. Sehr lebhaft fühlte ich dann, daß die Vorzüge der Geburt wenig, oder genauer gesagt, hiezu gar nichts helfen. Sie sind nichts als äußere fremdartige Attribute, die mit unserm eigentlichen Wesen nicht zusammenhängen: Geistestalente sind ihnen also weit vorzuziehen."

„Wie viel Dank ist man denen schuldig, die Wissenschaften und Künste mit Glück anbauen! den Fürsten gebührt es, ihre Nachtwachen zu belohnen! O, warum wählt der Ruhm nicht mich, um Ihre glückliche Thätigkeit zu können? Ich würde weiter nichts befürchten, als daß unser Land, das wenig Lorbeeren baut, deren nicht so viel hervorbringen würde, als Ihre Werke verdienen. Versagt mir auch das Schicksal das Glück, Sie ganz zu besitzen, so darf ich doch wenigstens hoffen, den Mann einmal zu sehen, den ich so lange aus der Ferne bewundere, und Sie mündlich zu versichern, daß ich mit der ganzen Hochachtung, die denen gebührt, welche nur der Fackel der Wahrheit folgen und ihre Kräfte dem allgemeinen Wohle aufopfern, verharre" rc.

Es erging Friedrich damals, wie es dem jugendlichen Herzen so oft ergeht. Wenn wir die Thaten eines Helden, die Meisterwerke eines Dichters bewundern, so glauben wir leicht, das Leben des Helden müsse eine ununterbrochen fortlaufende Kette von großen Entschlüssen und großen Thaten bilden, das Leben des Dichters sey selbst nichts, als ein fortlaufendes Dichten; jene Gefühle und Phantasien, die uns über alle irdischen Beschränkungen erheben, müßten sein ganzes Seyn und Wirken durchdringen, und die kleinlichen Dinge des Lebens, die uns so oft von der ätherischen Höhe in die platte Wirklichkeit herabziehen, könnten ihn gar nicht berühren. Das Leben des Philosophen, glauben wir, müsse als ein stetes in sich Schauen stets ruhig und harmlos dahingleiten, es müsse ein in sich abgerundetes, sich nirgends im Entferntesten widersprechendes Ganzes seyn. Treten wir aber näher hinzu, so müssen wir gar oft die traurige Erfahrung machen, daß uns die Ferne getäuscht, und daß Hohes und Niederes oft auf einem Boden wuchern und dieselben Säfte saugen. So auch ist die überschwengliche Verehrung, ja Vergötterung, mit welcher Friedrich dem allerdings großen

Voltaire entgegenkam, anzusehen. Daher aber auch jener Sarkasmus, welcher sich in seinen spätern Jahren bei ihm zeigte. Hatte er die größeren Geister nicht so groß gefunden, als er sie zu finden gehofft hatte, so wähnte er die kleinern Geister noch weit kleiner zu finden, als sie wirklich waren. — Von der Größe der Verehrung, welche um jene Zeit Friedrich Voltaire zollte, zugleich aber auch von dem tiefern und edlern Grunde derselben, geben uns folgende Stellen aus verschiedenen Briefen den deutlichsten Begriff: „Sehen Sie meine Handlungen, schreibt Friedrich an Voltaire, künftig als die Früchte Ihrer Lehren an; durch diese ist mein Herz genährt worden, und ich habe es mir zum unverbrüchlichsten Gesetz gemacht, sie mein ganzes Leben hindurch zu befolgen.“ Und in einem andern Briefe: „Sie haben keinen Fehler, als daß Sie zu weit über andere Menschen erhaben sind.“ Hierauf: Ich habe geringes Verdienst und wenige Kenntnisse, aber viel guten Willen, und eine unerschöpfliche Quelle von Achtung und Liebe für Personen von ausgezeichneter Tugend.“ Im Januar 1738: „Ich wünschte sehr, in einem temperirten Klima leben zu können, Freunde von Ihrer Art zu verdienen, und von rechtschaffenen Leuten geachtet zu werden. Gerne entsagte ich dem Hauptgegenstande der menschlichen Ehrsucht und Ehrbegierde; aber ich fühle nur zu stark, daß, wenn ich kein Prinz wäre, ich sehr wenig seyn würde. Sie werden um Ihrer bloßen Verdienste willen hochgeachtet, beneidet und bewundert: doch ich brauche Titel, Rang und beträchtliche Einkünfte, um die Augen der Menschen auf mich zu ziehen.“ In einem andern Briefe heißt es: „Uns fehlt in Rheinsberg, um vollkommen glücklich zu seyn, nur ein Voltaire. Wenn Sie aber gleich fern von uns leben, so sind Sie dennoch mitten unter uns. Ihr Bild schmückt meine Bibliothek; es hängt über dem Schranke, der unser goldenes Vließ bewahrt, unmittelbar über Ihren Werken, und dem Orte gegenüber, wo ich gewöhnlich sitze, daß ich Sie immer vor Augen habe. Fast möchte ich sagen: Ihr Bild sey mir die Memnonssäule, die, wenn die Sonnenstrahlen sie berührten, harmonisch ertönte, und wer sie anschaute, dessen Geist ward belebt. Erinnern Sie sich immer der kleinen Kolonie in Remusberg, und zwar, um Hirtenbriefe nach Ihrer Art an sie zu richten. Dieser Trost ist in Ihrer Abwesenheit nöthig, und Sie sind ihn Ihren Freunden schuldig.“ Den 1. December 1738: „Denken Sie nicht, daß ich meinen Skepticismus übertreibe. Es gibt Wahrheiten, die ich für bewiesen halte, und an denen zu zweifeln mir meine Vernunft nicht erlaubt; ich glaube z. B.: es gebe nur einen Gott und einen Voltaire in der Welt; eben so: Gott habe eines Voltaire bedurft, um dieß

Jahrhundert liebenswürdig zu machen." Den 20. Jan. 1739: „Im Heidenthume brachte man den Göttern die Erstlinge der Ernte und der Weinlese; dem Gotte Jakobs widmete man die Erstgeborenen unter dem Volke Israel; in der römischen Kirche gelebt man den Schutzheiligen nicht bloß die Erstlinge, nicht bloß die jüngeren Söhne, sondern ganze Königreiche, wie das der heilige Ludwig beweist, der dem seinigen zum Besten der Jungfrau Maria entsagte. Ich für meinen Theil habe keine Erstlinge der Ernte, keine Kinder und kein Königreich zu geloben, aber ich weihe Ihnen die Erstlinge meiner Dichtkunst aus dem Jahre 1739. Wäre ich ein Heide, so würde ich sie unter dem Namen Apollo anrufen; wäre ich ein Jude, so hätte ich Sie vielleicht mit dem königlichen Propheten und seinem Sohne verwechselt; und wäre ich ein Papist, zu meinem Schutzheiligen und zu meinem Beichtvater gemacht. Aber da ich nichts von allem diesem bin, so begnüge ich mich damit, daß ich Sie philosophisch hochschätze, Sie als einen Philosophen bewundere, als einen Dichter liebe, und als einen Freund verehre."

Aber über dieser Verehrung Voltaire's und seiner Schriften vergaß Friedrich nicht, auch den Werken anderer Wahrheitsforscher die regste Theilnahme zu schenken. Die Schriften des deutschen Philosophen Wolff hatten um so mehr die Aufmerksamkeit des Prinzen auf sich gezogen, als das Schicksal ihres Verfassers die Theilnahme aller Freunde der Denk- und Gewissensfreiheit erregte; von Suhm übersetzte die Schriften des genannten Philosophen für Friedrich ins Französische, und dieser las dieselben mit allem Eifer eines Geistes, welcher über die wichtigsten Fragen des Lebens Aufschluß sucht. „Glauben Sie nicht, schrieb Friedrich an Suhm aus dem Lager bei Wehlau 1736, daß ich bei den Beschwerden der Reise und den militärischen Beschäftigungen Wolff einen Augenblick aus dem Gesichte verliere." Ebenso an denselben, Ruppin den 15. August 1736: „Ich flüchte jetzt in meine liebe Einsamkeit, wo ich meine Studien fortsetzen werde. Wolff wird, wie Sie leicht glauben, seinen Platz behaupten, Rollin wird seine Stunden haben, und die übrige Zeit wird den Göttern der Ruhe und Stille gewidmet seyn. Ein gewisser Dichter Gresset, von dem Sie gehört oder Etwas gelesen haben werden, kömmt zu mir, und mit ihm Jordan, Kaiserlingk, Fouqué und der Major von Stille. Welch unglückliches Geschick muß uns trennen, und warum dürfen wir nicht in Rheinsberg unsere Tage im Schooße der Wahrheit und Unschuld verfließen sehen!

Unter einem heitern Himmel,
Sitzend am Fuße der Buchen,
Forschen wir hier im Wolff,
Zum Trotze unsern Priestern ꝛc."

An denselben schrieb er den 1. Januar 1736: „Wenn die Philosophie meine Seele erleuchtet, so verdanke ich das Ihnen; Sie haben mir den Weg zur Wahrheit eröffnet, und sind das Sprachrohr derselben gewesen.

Zu eine dunkle Nacht gehüllet war mein Geist,
Als das glänzende Licht, das jetzt mir leuchtet,
Angezündet von deiner Hand mir meine Seele erhellte.
Ich ehrte diese himmlische Flamme,
Und die Tochter des Himmels, die hohe Wahrheit,
Ergoß in mein Herz ihre Kraft und ihre Klarheit."

Auch trug Friedrich Alles dazu bei, um zu bewirken, daß Wolff aus seiner Verbannung wieder nach Preußen zurückberufen würde. Und wirklich gelang ihm dieß; Wolff wurde zurückberufen, aber er verweigerte es, unter der Regierung Friedrich Wilhelms wieder nach Halle zurückzukehren. Den 23. Mai 1740 schrieb Friedrich an Wolff selbst: „Jedes vernünftige wahrheitliebende Wesen muß an dem Werke Theil nehmen, das Sie vor Kurzem herausgegeben haben (nämlich der erste Theil des Naturrechts); aber jeder edle Mann, jeder wahre Bürger des Staats muß es als einen Schatz betrachten, den Ihre Freigebigkeit der Welt schenkt, und den Ihr Scharfsinn entdeckt hat; auf mich hat es um so größern Eindruck gemacht, da Sie es mir zugeeignet haben. Die Philosophen müssen die Vorgesetzten der Könige seyn; mithin ist ihre Pflicht, zu denken: die unserige aber, ihren Vorschriften gemäß zu handeln. Sie müssen die Welt durch Raisonnements unterrichten, wir aber durch unser Beispiel; sie müssen erfinden, wir ausüben. Schon längst lese und studire ich Ihre Schriften und bin überzeugt, daß, wer sie gelesen hat, deren Verfasser nothwendig hochschätzen muß; niemand wird Ihnen diese Gesinnungen verweigern können; ich bitte daher, zu glauben, daß ich mit aller Achtung, die Ihre Verdienste von mir heischen, bin ꝛc."

Während Friedrich so mit dem schönsten Eifer bemüht war, die allgemeineren Anforderungen des Menschen in ihm zu befriedigen, war er nichts deste weniger stets darauf bedacht, sich zu seinem einstigen Berufe auszubilden. „Ich studire aus allen Kräften, schreibt er den 15. November 1737 an Suhm, und thue alles Mögliche, mir die Kenntnisse zu erwerben, die mir nöthig sind, um mich würdig aller Dinge zu entledigen, welche mei-

nes Amtes werden könnten; kurz, ich arbeite, um mich besser zu machen, und um mir den Geist zu erfüllen mit allem dem, was das Alterthum und die neuere Zeit uns an glänzenden Musterbildern darbietet." — Den Einfluß wenigstens hatte schon damals die französische Zeitphilosophie, die die praktische war, auf ihn, daß er sein thatendürstiges Jugendleben nicht in vagen Spekulationen verlor. — Haben wir also Friedrich gesehen in freundschaftlichem Briefwechsel mit den Forschern der Wahrheit, wo er nichts war, als Freund der Künste und Wissenschaften, so unterließ er darüber nichts desto weniger, seinen Briefwechsel mit Grumbkow fleißig zu unterhalten. Und die Früchte dieses Briefwechsels mit einem Manne, der selbst hinter den Kouliſſen der Staatenpolitik stand, begleitet von einem stets regen freien Nachdenken, sind uns noch in einer Schrift, die er schon 1736, also in seinem 24sten Lebensjahre, entwarf, aufbewahrt. Hier zeigt er bereits sehr richtige Vorstellungen über die wichtigsten Gegenstände und Verhältnisse, gepaart mit einer Schärfe des Urtheils, die in der That ganz bewundernswürdig ist. Die Schrift, von der wir sprechen, führt den Titel: „Betrachtungen über den gegenwärtigen Zustand des europäischen Staatensystems." Wir geben einen Auszug aus dieser merkwürdigen Schrift, welche, wenn sie richtig beurtheilt werden soll, im Zusammenhange mit dem damaligen Zustande der vorzüglichsten Staaten Europa's betrachtet werden muß.

„Nie, beginnt Friedrich, haben die öffentlichen Angelegenheiten die Aufmerksamkeit Europa's mehr verdient, als jetzt. Nach Endigung großer Kriege verwandeln sich die Verhältnisse der Staaten, und mit ihnen die politischen Plane derselben; neue Entwürfe entstehen, neue Bündnisse werden geschlossen, und jeder Einzelne nimmt diejenigen Maßregeln für sich, die er zur Ausführung seiner ehrsüchtigen Plane am Geeignetsten hält. — Wenn es schon der Wißbegierde eines denkenden Mannes würdig ist, in die Geheimnisse der Höfe zu dringen, die Tiefen derselben zu ergründen, und die Wirkungen in ihren Ursachen zu entdecken; so ist es nothwendig, daß ein Fürst, wenn er irgend eine Rolle in Europa spielt, sein Auge auf das Verhalten der Höfe werfe, daß er von dem wahren Interesse der Reiche unterrichtet sey, und daß seine Vorhersehungskunst der Politik, welche die Minister der Höfe leitet, die Absichten gleichsam mit Gewalt entreiße, welche ihre Klugheit vorbereitet und ihre Verstellung den Augen der Welt entzieht."

Wie ein geschickter Mechaniker sich nicht begnügen würde, bloß die Außenseite einer Uhr zu sehen, wie er sie öffnen und die Triebfedern und das Räderwerk untersuchen würde; so läßt ein geschickter Staats-

mann es sich angelegen seyn, die bleibenden Grundsätze der Höfe, die Triebfedern der Staatsklugheit jedes Fürsten, die Quellen der Ereignisse kennen zu lernen. Er schreibt nichts auf Rechnung des Zufalls, sein durchdringender Geist sieht die Zukunft vorher, und durchschaut die Verkettung der Ursachen bis in die entferntesten Jahrhunderte: mit einem Worte, die Klugheit fordert, Alles zu erkennen, um über Alles urtheilen und Allem zuvorkommen zu können."

Er wirft nun einen Blick auf die dem damaligen Zustande vorhergegangenen Ereignisse, und sagt, indem er von dem Verluste spricht, welchen Oesterreich in Italien erlitten: „Ich wage es, zu behaupten, daß nichts so sehr zu dem Glücke der Verbündeten beitrug, als der schlechte Zustand, worin sich alle Provinzen des Kaisers befanden. Die Ursache von dem Verfalle großer Reiche ist stets dieselbe: sie hat immer in der schwachen Verfassung ihrer Staaten den Grund. Der Verfall des römischen Reichs fand seine auffallende Periode in der Zeit, wo sich die Ordnung bei den Truppen verlor, die Kriegszucht verschwunden war, und man die Vorsichtsmaßregeln vernachläßigte, welche die Klugheit für die Sicherheit der Staaten vorschreibt. Der Verlust, den der Kaiser in Italien erlitt, fließt aus denselben Gründen. Da war kein Heer, um dem Feinde den Eingang zu verwehren, keine Magazine und nicht einmal hinlängliche Truppen, um die Festungen zu behaupten, keine geschickte Feldherren, um die Plätze zu vertheidigen; mit einem Worte, von drei Feldzügen verlor der Kaiser, was er nicht anders als durch einen ununterbrochenen Krieg von acht Jahren erobert hatte." Nachdem er die verschiedenen europäischen Staaten betrachtet und besonders das Benehmen des kaiserlichen Hofes bitter getadelt hat, sagt er: „Wir haben jetzt über die Ursachen aus ihren Folgen geurtheilt; noch ist uns übrig, die Ereignisse zu beurtheilen, die wir nach Maßgabe der Ursachen, in die wir eingedrungen sind, zu erwarten haben. — Es kommt nicht bloß darauf an, die Geheimnisse der Staatskunst zu ergründen, und einen profanen Blick in das Heiligthum der Minister zu werfen; man muß auch die verschiedenen Maßregeln bemerken, welche die Minister befolgen, um ihre Absichten zu erreichen. Nichts lehrt den Charakter der Höfe besser kennen, als wenn man die verschiedenen Arten wahrnimmt, wie ihre Politik sich bei ein und demselben Gegenstande benimmt; dabei wird Alles, ihre Leidenschaften, ihre feinen Künste, ihre Ränke, ihre Fehler und ihre guten Eigenschaften sichtbar." Nun urtheilt er: „Der kaiserliche Minister zu Warschau brach (bei der Königswahl) in nichts als in Drohungen aus; der französische gebrauchte nichts als schmeichelhafte Worte und Liebkosungen; der eine wollte die

Gemüther schrecken, der andere wollte sie durch seine Süßigkeit gewinnen. Der eine fiel wie ein wüthender Löwe auf seinen Raub; der andere bezauberte, gleich einer Sirene, durch die Anmuth seiner Stimme Jeden, der sich ihm nahte." —

„Nie laßt uns so mißtrauisch gegen diejenigen seyn, die ihre Plane durch keine andern Mittel durchsetzen, als welche ihnen ihr Stolz und ihr Hochmuth eingibt, sie stehen sich selbst dadurch im Wege, daß sie sich verhaßt machen; ihre Gewaltthätigkeit ist ein Gegengift, welches das Gift heilt, womit ihre ehrsüchtigen Absichten uns gefährlich werden könnten. Aber laßt uns vielmehr mißtrauisch gegen diejenigen seyn, die durch geheim wirkende Kunstgriffe, durch Schmeicheleien, durch eine verstellte Süßigkeit uns in die Knechtschaft verstricken wollen: sie werfen uns eine Angel hin, deren Eisen mit einer verführerischen Lockspeise bedeckt ist, die uns aber mit dem Verluste unserer Freiheit betrüget, sobald sich unsere Klugheit berücken läßt." — Nun sucht er zu erforschen, „was die Verbindung der zwei mächtigsten Fürsten Europa's" (Frankreichs und Oestreichs), welche nach dem Feldzuge am Rhein eingetreten war, erwarten lasse. Von Oesterreich sagt er: „Es ist klar, daß die Absichten des kaiserlichen Hofes dahin gehen, die deutsche Kaiserkrone bei dem Hause Oesterreich erblich zu machen. Zu diesem Ende hat er die pragmatische Sanktion gemacht, alle deutschen Fürsten zu gewinnen gesucht, einen Artikel in die Friedensstiftung eingerückt, und eine erstaunliche Menge von besondern Verträgen geschlossen: so wahr ist es, daß das Haus Oesterreich wünschen würde, dem Reiche mit der Zeit das Wahlrecht zu entziehen, die willkührliche Gewalt bei seinem Stamme zu befestigen, und die demokratische Regierungsform, die seit undenklichen Zeiten in Deutschland statt gefunden hat, in eine monarchische zu verwandeln."

Frankreichs Politik gegen Deutschland sucht er in eine Parallele zu setzen mit der Politik Philipps von Macedonien gegen Griechenland. So wie dieser die griechischen Staaten zu entzweien gesucht habe, um sich desto leichter in ihre Angelegenheiten mischen und sie unterjochen zu können, so sieht er die Freundschaftsbündnisse Frankreichs mit einigen deutschen Höfen als fein angelegte Vergrößerungsplane an, besonders, da die Thermopylen Deutschlands (Straßburg) in seiner Gewalt seyen. — Auch zwischen den alten Römern und den damaligen Franzosen entdeckt er Aehnlichkeiten; indem diese wie jene nach einer Universalmonarchie strebten. Er schließt mit folgenden Worten: „Nachdem ich das Verhalten der Staatsmänner Europa's geprüft, das System der Höfe, so weit meine Einsichten reichen, entwickelt, und die gefähr-

lichen Folgen von der Ehrsucht einiger Fürsten aufgedeckt habe: so wage ich es, die Sonde noch tiefer in die Wunde des Staatskörpers zu führen; ich werde das Uebel bis auf die Wurzel verfolgen, und mich bemühen, die geheimsten Ursachen desselben zu entdecken. Wenn diese meine Betrachtungen so glücklich sind, das Ohr einiger Fürsten zu erreichen, so werden dieselben Wahrheiten darin finden, welche sie nie aus dem Munde ihrer Höflinge und ihrer Schmeichler gehört haben würden; vielleicht erstaunen sie sogar, daß diese Wahrheiten ihren Platz neben ihnen auf dem Throne einnehmen. — Mögen sie also lernen, daß ihre falschen Grundsätze die vergiftete Quelle von Europa's Unglück sind. Sehet hier den Irrthum der meisten Fürsten! Sie glauben, Gott habe, bloß aus ganz besonderer Sorgfalt für ihre Größe, für ihr Glück und ihren Stolz diese Menge von Menschen geschaffen, deren Wohlfahrt ihnen anvertraut ist, und ihre Unterthanen seyen bloß zu Werkzeugen und Dienern ihrer zügellosen Leidenschaften bestimmt. Sobald der Grundsatz, von welchem man ausgeht, falsch ist, so können die Folgen nicht anders als bis ins Unendliche fehlerhaft seyn: und daher dieser unmäßige Hang nach falschem Ruhm, daher diese brennende Begierde, Alles an sich reißen, daher die Härte der Auflagen, womit das Volk belastet ist, daher die Trägheit der Fürsten, daher ihr Stolz, ihre Ungerechtigkeit, ihre Unmenschlichkeit, ihre Tyrannei, und alle jene Laster, welche die menschliche Natur herabwürdigen! Wenn die Fürsten sich von dieser irrigen Ideen losmachten, wenn sie bis zu dem Zwecke ihrer Einsetzung hinaufsteigen wollten; so würden sie sehen, daß ihr Rang, auf den sie so eifersüchtig sind, und ihre Erhebung nur das Werk der Völker sey; daß diese Tausende von Menschen, die ihnen unterworfen sind, sich keineswegs zu Sclaven eines Einzelnen hingegeben haben, um ihn furchtbarer und mächtiger zu machen; daß sie sich keineswegs einem Bürger unterworfen haben, um Märtyrer seiner Launen und Spiele seiner Einfälle zu seyn; sondern daß sie aus ihrer Mitte denjenigen ausgewählt haben, den sie für den Gerechtesten hielten, um sie zu regieren, für den Gütigsten, um ihnen ein Vater zu seyn, für den Menschlichsten, um Mitleid bei ihrem Unglück zu fühlen und ihnen beizustehen, für den Tapfersten, um sie gegen ihre Feinde zu beschützen, für den Weisesten, damit er sie nicht ohne Grund in verheerende und verderbliche Kriege verwickle: mit einem Worte, für den Mann, der am fähigsten wäre, den ganzen Staatskörper vorzustellen, und bei welchem die höchste Gewalt zu einer Stütze der Gesetze und der Gerechtigkeit, und nicht zu einem Mittel, ungestraft Verbrechen zu begehen und die Tyrannei zu gründen, dienen würde."

„Stünde dieser Grundsatz fest, so würden die Fürsten immer die beiden Klippen vermeiden, welche zu allen Zeiten den Untergang der Staaten und die Verheerung der Welt verursacht haben: nämlich die ungemessene Ehrsucht und die schimpfliche Vernachläßigung der Geschäfte. Statt unaufhörlich Plane zu Eroberungen zu machen, würden diese Götter der Erde sich alle Mühe geben, das Glück ihres Volkes zu sichern; sie würden allen ihren Fleiß anwenden, den Unglücklichen Erleichterung zu verschaffen und ihre Regierung sanft und zur Wohlfahrt der Menschen zu führen: ihre edlen Thaten müßten es wünschenswerth machen, als ihr Unterthan geboren zu seyn: es müßte unter ihnen eine großmüthige Nacheiferung herrschen, es einander in Güte und Milde zuvorzuthun. Mögen sie inne werden, daß der wahre Ruhm eines Fürsten nicht in der Unterdrückung seiner Nachbarn bestehe, nicht in der Vermehrung der Anzahl seiner Sclaven, sondern in der Erfüllung der Pflichten seines Amtes, in der Beeiferung, den Absichten derer zu entsprechen, die ihn mit Macht bekleidet haben, und von denen ihm die höchste Gewalt übertragen ist."

„Diese Monarchen sollten bedenken, daß die Ehrsucht und eitle Ruhmbegierde Laster sind, die man einem Privatmann mit Strenge ahndet, und die man immer an einem Fürsten verabscheut."

„Von einer andern Seite, wenn die Fürsten immer ihre Pflicht vor Augen hätten, und ihre Obliegenheiten nicht als Beschäftigungen, welche ihrer Größe unwürdig sind, vernachläßigten: so würden sie nicht das Wohl ihrer Völker blindlings der Sorge eines Ministers anvertrauen, der bestochen werden kann, dem es vielleicht an Talenten fehlt, und dem fast nie das allgemeine Beste so am Herzen liegt, als dem Herrn. Die Fürsten würden selbst über die Schritte ihrer Nachbarn wachen; sie würden die äußerste Sorgfalt anwenden, in die Plane derselben einzudringen und ihren Unternehmungen zuvorzukommen: sie würden sich durch gute Bündnisse gegen die Politik jener unruhigen Geister in Sicherheit setzen, die nicht aufhören, um sich zu greifen, und die, gleich dem Krebse, an Allem nagen und Alles verzehren, was sie berühren. Die Klugheit würde die Bande der Freundschaft und die Bündnisse, welche solche Fürsten schließen, enger zusammenziehen: die Weisheit würde ihre Rathgeberin seyn und die Plane ihrer Feinde in der Geburt ersticken: sie würden ein thätiges Leben, welches beständig die Wohlfahrt des Ganzen zum Zweck hätte, dem trägen und wollüstigen Hofleben vorziehen."

„Mit einem Worte, es ist ein Schimpf und eine Schande, seine Staaten zu Grunde zu richten; und es ist eine frevelhafte Unge-

rechtigkeit und Raubsucht, Länder an sich zu bringen, auf die man keinen gerechten Anspruch hat."

Im Jahre 1738 schrieb Friedrich eine für die Kenntniß seines Charakters nicht minder bedeutungsvolle Schrift, den Antimacchiavell nemlich. — Nicolo Machiavelli, einer der hellsten, geistreichsten und gewandtesten Staatsmänner seiner und aller Zeiten, ward zu Florenz geboren, und lebte von 1649 — 1725. Sein Herz blutete, wenn er durch niedrigen Zwiespalt und gemeine Leidenschaften die Bürger seines Vaterlands sich selbst gegenseitig aufreiben sah, und wenn er so wahrnehmen mußte, daß die vaterländische Freiheit täglich mehr ihrem gänzlichen Untergange entgegeneile. Da befestigte sich in ihm der Gedanke, daß das nationale Leben seines Vaterlands nur durch eine starke Aderlasse gerettet werden könne, d. h. er glaubte, daß die Selbstständigkeit seines Vaterlandes nur dann gewahrt werden könne, wenn ein unumschränktes Oberhaupt die Zügel der Regierung ergreifen und die Volkskraft durch alle nur irgend zu Gebote stehenden Mittel zu bestimmten Zwecken anwenden würde. Zu dieser Ansicht konnte er um so eher gelangen, da er, wie man nach Briefen und einzelnen Stellen seiner Schriften ziemlich zuverlässig annehmen kann, den höchst verderblichen Grundsatz hatte: „die Menschen müßten vor Nichts zurückbeben, sie müßten Alles versuchen. Gott sey der Freund der kräftigen Leute; das beweise er am besten dadurch, daß er immer die Schwächern durch die Stärkern verderbe." Lorenzo von Medici schien ihm der Mann zu seyn, der dieser Rolle gewachsen wäre und ihm widmete er zunächst seine Schrift: „der Fürst," von welcher der Kardinal sagte, sie sey mit des Teufels Fingern geschrieben und in welcher er alle Mittel und Wege zeigt, die einmal errungene Macht zu begründen und zu erweitern. Alle nur erdenklichen Laster und Schandthaten einer verabscheuenswerthen Despotie sind hier aufgeboten, um nur das vorgesteckte Ziel zu erreichen und alles dieses mit einer Feinheit und berechnenden Umsicht, daß man, während man fluchen und verwünschen möchte, den Geist anstaunen muß, der die Verhältnisse des menschlichen Lebens so sehr kennt und seine Absichten mit solcher Consequenz durchzuführen weiß. — Man hat die Behauptung aufgestellt, daß diese Schrift für durchgängige Ironie zu nehmen sey und daß sie den Zweck habe, die Schliche und Niederträchtigkeiten der Tyrannei aufzudecken und so zur Freiheitsliebe anzuspornen. Dem sey nun, wie ihm wolle, Friedrich nahm, wie dieß überhaupt die allgemeine Meinung seiner Zeit war, diese Schrift nicht für Ironie an. — In seinem königlichen Herzen

entbrannte daher der Zorn über solche Erniedrigung der Menschen und er wagte es, mit dem gewandten florentinischen Staatsmanne in die Schranken zu treten. „Das Buch des Macchiavelli von dem Fürsten, sagt Friedrich in der Vorrede zu seiner Schrift, ist hinsichtlich der Moral eben das, was das Buch des Spinoza hinsichtlich des Glaubens ist. Spinoza untergrub den Grund des Glaubens und suchte das Religionsgebäude umzustürzen; Macchiavelli verdarb die Staatskunst und unternahm es, die Vorschriften der wahren Sittenlehre zu vernichten. Die Irrthümer des ersteren waren nur Irrthümer seiner Denkweise: die des letzteren betreffen die Ausübung. Indessen haben doch die Theologen gegen Spinoza die Waffen ergriffen, sein Werk widerlegt und die Lehre von der Gottheit gegen seine Angriffe behauptet; da hingegen Macchiavelli nur von wenigen Moralisten angegriffen wurde, und sich, seiner schädlichen Moral und dieses Angriffs ungeachtet, bis auf unsere Zeiten auf dem Lehrstuhle der Politik erhalten hat. Ich wage es, die Vertheidigung der Menschlichkeit gegen einen Unmenschen zu unternehmen, der dieselbe ausrotten will. Ich wage es, die Vernunft und die Gerechtigkeit dem Laster entgegen zu setzen, und folge dem Buche des Macchiavelli von Kapitel zu Kapitel mit meinen Betrachtungen, damit das Gegengift unmittelbar auf die Vergiftung folge. Ich habe den Fürsten des Macchiavell immer für eines der gefährlichsten Bücher angesehen, welche der Welt bekannt geworden sind. Es ist ein Werk, welches natürlicher Weise in die Hände der Fürsten und Staatsmänner gelangen muß; und nichts ist leichter, als daß ein ehrgeiziger junger Mann, dessen Verstand und Gemüth noch nicht Festigkeit und Bildung genug haben, um das Gute vom Bösen zu unterscheiden, durch Grundsätze, welche seinen Leidenschaften schmeicheln, verderbt werde. Wenn es aber unrecht ist, die Unschuld einer Privatperson zu Grunde zu richten, die nur geringen Einfluß auf das Allgemeine hat, so ist es um so schädlicher, Fürsten zu verführen, welche Völker beherrschen, Recht und Gerechtigkeit handhaben, Beispiele derselben ihren Untherthanen aufstellen, und durch ihre Güte, Seelengröße und Mildthätigkeit sichtbare Ebenbilder der Gottheit seyn sollen. Die Ueberschwemmungen, welche Länder verwüsten, der Blitz, welcher Städte in die Asche legt, und die Pest, welche ganze Gegenden entvölkert, sind auf Erden nicht so schädlich, als gefährliche Grundsätze und unbändige Leidenschaften der Könige. Die Plagen des Himmels dauern nur eine gewisse Zeit, sie verwüsten nur gewisse Gegenden, und so schmerzlich auch ein solcher Verlust ist, so läßt er sich doch wieder ersetzen; aber die Laster der Könige schaden

viel länger und ganzen Völkerschaften. So wie es in der Hand der Fürsten liegt, Gutes zu thun, wenn sie wollen, eben so können sie auch Böses vollbringen, wenn sie es beschlossen haben, und wie beklagenswerth ist nicht der Zustand der Unterthanen, wenn sie von dem Mißbrauch der höchsten Gewalt Alles zu befürchten haben, wenn ihr Vermögen dem Geize des Fürsten, ihre Freiheit seinem Eigenwillen, ihre Ruhe seiner Ehrsucht, ihre Sicherheit seiner Treulosigkeit, und ihr Leben seiner Grausamkeit ausgesetzt ist. Dieses ist das traurige Bild eines Staates, in welchem der Fürst nach der gegebenen Vorschrift Macchiavelli's herrschen würde. Ich kann dieses Vorwort nicht schließen, ohne denjenigen noch ein Wort zu sagen, welche glauben, Macchiavelli schreibe bloß dasjenige, was Fürsten wirklich thun, nicht aber, was sie thun sollen. Dieser Gedanke hat, weil er höhnend ist, Vielen gefallen. Diejenigen, welche einen solchen Ausspruch wider die Fürsten gethan haben, sind ohne Zweifel durch die Beispiele einiger bösen Fürsten, welche zur Zeit Macchiavelli's lebten, und die er angeführt hat, oder durch das Leben einiger Tyrannen, welche ein Schandfleck der Menschheit waren, verführt worden. Ich bitte aber diese Splitterrichter, zu erwägen, daß mehr als gemeine Tugend erforderlich sey, um den sehr mächtigen Verführungen des Thrones zu widerstehen, und daß es demnach kein Wunder ist, wenn bei einer so großen Anzahl von Fürsten einige Böse unter den Guten angetroffen werden. Erinnert sich nicht die Welt mit Freuden eines Trajan und Antonin, obgleich man auch einen Nero, Caligula und Tiberius unter den römischen Kaisern findet? Es ist also eine große Ungerechtigkeit, einem ganzen Stande dasjenige zur Last zu legen, was nur einzelne Glieder desselben trifft. Man sollte in der Geschichte nur die Namen der guten Fürsten aufbewahren, die Namen der übrigen aber mit ihrer Trägheit, ihren Ungerechtigkeiten und Lastern der ewigen Vergessenheiten übergeben. Die Bücher der Geschichte würden zwar dadurch sehr vermindert werden, aber die Menschheit würde dabei gewinnen, und die Ehre, in der Geschichte zu leben, seinen Namen auf künftige Zeiten, ja bis zur Ewigkeit zu bringen, würde nur eine Vergeltung der Tugend seyn. Macchiavelli's Buch würde nicht mehr die Staatsversammlungen anstecken, man würde die Widersprüche, in welche er beständig verfällt, verachten, und sich überzeugen, daß die wahre, allein auf Gerechtigkeit, Klugheit und Güte gegründete Staatskunst der Könige jedenfalls dem falschen und abscheulichen Lehrgebäude vorzuziehen sey, welches aufzustellen Macchiavelli gewagt hat." Im ersten Capitel sagt er: „Die Völker haben zu ihrer Ruhe und Sicher-

heit nöthig gefunden, Richter zu haben, die ihre Streitigkeiten schlichten, Beschützer, um sie im Besitze ihres Eigenthums wider ihre Feinde zu vertheidigen; Fürsten, um die zerstreuten Vortheile derselben in ein gemeinschaftliches Interesse zu verbinden. Sie wählten Anfangs diejenigen aus dem Volke, welche sie für die weisesten, billigsten, uneigennützigsten, menschlichsten, tapfersten hielten, um sie zu regieren. Die Gerechtigkeit ist also das Hauptstudium eines Fürsten; das Glück der Völker, die er regiert, ist das, was er jedem andern Vortheile vorziehen muß. Wo bleiben nun jene Ideen von Interesse, von Größe, von Ehrgeiz, von Despotismus? Es ist klar, daß der Fürst, weit entfernt, der uneingeschränkte Herr der Völker zu seyn, die unter seiner Herrschaft stehen, nichts als der erste Bediente derselben ist." *)

So hat uns also Friedrich, noch ehe wir ihn den Thron besteigen sehen, die edelsten Grundsätze und die erhabendsten Ansichten, hinsichtlich der wesentlichsten Beziehungen seiner künftigen Stellung, dargelegt. Durch zwei Schriften zeigt er uns die Richtung, welche er sich nach den zwei Seiten der Wirksamkeit eines Regenten hin, vorgezeichnet. In der ersten Schrift zeigte er, welche Stellung er, andern Regenten und Staaten gegenüber, einzunehmen streben werde, und in der zweiten, wie er das Verhältniß zwischen Regent und Unterthan gestaltet wissen wolle.

Die Zeit, wo Friedrich die Gelegenheit gegeben wurde, diese Grundsätze in der Ausführung zu bewähren, nahte nun heran. Während Friedrich seinen Antimachiavell unter der Aufsicht Voltaire's drucken ließ, zu Anfange des Jahres 1740, war Friedrich Wilhelm von einer heftigen Wassersucht befallen. In der Nacht zwischen dem 26. und 27. Mai wurde dem Prinzen durch einen Courier der bedenkliche Zustand seines Vaters gemeldet, und er reiste sogleich von Rheinsberg nach Potsdam ab. Mit christlicher Ergebenheit trug der König die Leiden seiner schweren Krankheit und verschied den 31. Mai.

Das Verhältniß zwischen Friedrich und seinem Vater hatte sich in der letzten Zeit weit freundlicher gestaltet. Friedrich hatte gelernt, sich mehr dem Willen seines Vaters zu fügen, und auf der andern Seite lernte Friedrich Wilhelm gegen das Ende seiner Tage die Vorzüge seines Sohnes immer mehr schätzen. Ja es schien sogar, als ob seine

*) Diese Schrift Friedrichs wurde zuerst 1740 unter der Aufsicht Voltaire's in Holland gedruckt, mit dem Titel: Antimachiavell, oder Prüfung der Fürsten Machiavelli's mit historischen und politischen Anmerkungen. Sogleich nach ihrem Erscheinen wurde sie in fünf Sprachen übersetzt.

strengen Ansichten über die Wissenschaften sich gemildert hätten. Friedrich schrieb den 21. Dec. 1738 an Camas: „Ich habe eine merkliche Veränderung in dem Humor des Königs gefunden; er hat von den Wissenschaften als von etwas Löblichem gesprochen; er ist außerordentlich gnädig geworden; ich bin entzückt und außer mir vor Freude über das, was ich gesehen und gehört habe. Alles löbliche, was ich sehe, gibt mir eine innere Freude, die ich kaum verbergen kann. Ich fühle die Gesinnungen der kindlichen Liebe in mir sich verdoppeln, wenn ich so vernünftige, so wahre Ansichten bei dem Urheber meiner Tage finde.“ — „Die Neuigkeiten des Tages sind, schrieb er 1739 an Suhm, daß der König drei Stunden täglich Wolffs Philosophie liest.“ Während der Krankheit des Königs schrieb Friedrich an Voltaire: „Meine jetzige Lage beengt meinen Geist so, daß ich beinahe alle Denkkraft verliere:

„Ich seh' im Todeskampf und nahe schon
Den Vater an dem Thor der Unterwelt,
Bestürmt von wilder Qual und Atreyos,
Bereit, des Lebens Faden zu durchschneiden.
Die schmerzensvolle Scene trifft mein Herz
Weit stärker, als es meine Weisheit trägt.“

Am 27. Juni schrieb er aus Charlottenburg an denselben: „Freitag Abend, den 27. Mai, langte ich in Potsdam an, wo ich den König in einer solchen Lage fand, daß ich mir aus seinem nahen Tode kein Geheimniß machen konnte. Er bewies mir sehr viel Wohlwollen und sprach über eine starke Stunde über die inneren und äußeren Angelegenheit des Königreichs mit seltener Richtigkeit des Urtheils. Den Sonnabend, Sonntag und Montag setzte er diese Unterredungen fort, in sein Schicksal höchst ergeben, seine großen Schmerzen mit der größten Standhaftigkeit ertragend. Dienstag Morgens 5 Uhr legte er die Regierung in meine Hände, und nahm Abschied von meinen Brüdern, von den ersten Staatsdienern und von mir. Die Königin, meine Brüder und ich haben ihm in seinen letzten Stunden beigestanden. Mit dem Stoizismus eines Kato ertrug er seine Leiden, und starb den 31. Mai, Dienstag Nachmittag zwischen 1 und 2 Uhr, mit der Neugierde eines Naturforschers, der beobachten will, was in dem Augenblicke des Hinscheidens geschieht, und mit dem Heldenmuthe eines großen Mannes, der den Seinigen ein Beispiel zur Nachahmung hinterlassen will.“

Zweiter Abschnitt.

Von

Friedrich's des Grossen

Thronbesteigung

bis

zum Dresdner Frieden.

31. Mai 1740 bis 25. December 1745.

Schlacht bei Chotusitz, 20. Sept. 1742.

Die Geschichte des preußischen Staats im vorigen Jahrhundert bietet uns die seltene Erscheinung dar, daß drei Regenten unmittelbar auf einander folgten, welche denselben zu einer Bedeutung erhoben, die mit seinen eigentlichen innern Kräften in außergewöhnlichem Verhältnisse stand. Diese drei Regenten waren: Friedrich I., Friedrich Wilhelm, und Friedrich II. Friedrich I. erwarb seinem Staate den Namen des Königthums, und strebte, vom Repräsentationsgeiste geleitet, dahin, durch königliche Anstalten und königlichen Glanz mit andern weit größern Mächten zu wetteifern. Friedrich Wilhelm aber war im Gegensatze zu seinem Vater von dem eifrigsten Streben geleitet, durch Kräftigung seines Staates nach Innen, aus dem Namen eines preußischen Königreiches eine Wahrheit zu machen. Er schuf Schatz und Heer, und wußte namentlich Preußen durch militärische Macht zu heben, indem er dasselbe gleichsam zu einem zweiten Sparta umzuschaffen suchte; ein Streben, welches sowohl die Ursache seines Widerwillens gegen Wissenschaft und die Feinheiten des gesellschaftlichen Lebens, als auch den tiefern Grund seiner früheren Abneigung gegen seinen Sohn Friedrich zeigt, überhaupt aber seine ganze Handlungsweise in einem vortheilhafteren Lichte erscheinen läßt. Ihm, dessen höchstes Ziel es war, den ganzen Staatshaushalt nach Innen auf die einfachsten Erfordernisse zurückzuführen, um eine desto größere Kraft des Staates nach Außen entwickeln zu können, mußte Alles, was nur von Ferne an Verweichlichung oder Verfeinerung zu gränzen schien, im höchsten Grade verhaßt seyn, und so mußte er auch befürchten, daß ein in allen Feinheiten des Lebens gebildeter Sohn das mühsam zusammengebrachte Werk einer königlichen Macht frevlerisch zerstören, und nur mit den Musen sich vergnügen werde. — „Dieser Fürst ist es, sagt Friedrich II. selbst von seinem Vater, dem Preußen die Gründung seines Heeres, somit also sein ganzes Glück zu danken hat. Und wenn dieses Heer seitdem so furchtbar geworden ist, so hat auch er an diesem Verdienste Antheil. Wie der Schatten der Eiche, der uns schützt, in der Kraft der Eichel zu suchen ist, aus der sie entsprossen ist: eben so muß man allgemein anerkennen, daß in dem arbeitsamen Leben dieses Fürsten und in seinen klugen Maßregeln der Grund des glücklichen Zustandes zu suchen sey, in welchem das königliche Haus nach seinem Tode sich befunden hat.“ Hatte nun aber Friedrich Wil-

helm die Elemente der Macht des preußischen Staates gesammelt, und waren diese gleichsam gewärtig des Geistes, der sie gestalte, so trat jetzt Friedrich II. auf, als der Mann, welcher dieselben durch die Kraft seines Geistes vermehrte, belebte, und eine neue, großartige, das Staunen seiner Zeit und künftiger Jahrhunderte erregende Schöpfung aus ihnen bildete.

Als Friedrich den Thron bestieg, betrugen die Länder seines Staates 2275 Quadratmeilen, welche aber nur von ungefähr drei Millionen Einwohnern bevölkert waren. Die Armee war 72000 Mann stark, worunter fast 26000 Mann Ausländer aller Sprachen waren; „ein Beweis," wie Friedrich sagt, „daß dieß eine Anstrengung der Kräfte war, da drei Millionen Einwohner nicht einmal 50000 Mann vollzählig erhalten konnten, zumal in Kriegszeiten *)." Die Reiterei war vernachläßigt, denn weder Friedrich Wilhelm noch der Fürst Leopold von Anhalt-Dessau, der Schöpfer des preußischen Heeres, versprachen sich große Wirksamkeit von derselben **). Desto geübter, besonders im kleinen Dienste, war die Infanterie. Der Fürst von Anhalt-Dessau hatte bei derselben zuerst die eisernen Ladstöcke eingeführt, und dadurch das Flintenfeuer schneller und wirksamer gemacht. Durch das unablässige genaue Exerzieren war die ganze Armee mehr in eine einzige, von dem Befehle des Anführers beseelte Masse verwandelt worden, die auf einen Schlag sich in Bewegung setzte, und schnell, genau und mit Ordnung die Bewegungen ausführte. Zwar waren noch viele schwerfällige Evolutionen damals bei der Armee eingeführt, dennoch aber zeichnete sie sich durch Pünktlichkeit und Schnelligkeit auf's Vortheilhafteste aus. Friedrich Wilhelm hatte seine Provinzen in Kantone eingetheilt, Regimenter in dieselben gelegt, und sie angewiesen, sich aus diesem bestimmten Bezirke vollzählig zu erhalten, um dadurch den Unordnungen bei Werbungen zu steuern. Friedrich berichtet, er habe 8,700000 Thaler im Schatze vorgefunden. Es

---

*) Wir haben von nun an, besonders in der Geschichte der Kriege, Gelegenheit, die eigenen Mittheilungen aus Friedrichs Schriften zu benützen, und führen dieselben meist mit den gewöhnlichen Anführungszeichen an: theils wo uns das Urtheil über die Begebenheiten als richtig erscheint, theils wo dieses Urtheil einen charakteristischen Zug Friedrichs mehr hervorhebt.

**) Friedrich Wilhelm hatte die kaiserliche Reiterei bei Malplaquet dreimal zurückgeschlagen, und der Fürst von Anhalt-Dessau eben dieselbe bei Höchstädt eine förmliche Niederlage erleiden sehen. Daher achteten sie die Reiterei überhaupt gering.

wird aber, nach der anderweitigen Annahme, daß Friedrich Wilhelm jährlich 800000 Thaler zurückgelegt habe, behauptet, Friedrich habe 30 Millionen Thaler vorgefunden und habe dieß — aus guten Gründen — verschwiegen. Sey dem nun, wie ihm wolle, jedenfalls ist gewiß, daß sich ein bedeutender Schatz vorfand, den man zu beliebigen Zwecken verwenden konnte. — Die Staatseinkünfte, die gut verwaltet waren, betrugen 7,400000 Thaler, wovon auf die Erhaltung des Heeres allein gegen sechs Millionen verwendet wurden.

Gleich nach dem Tode des Königs hatte sich Friedrich nach Charlottenburg zurückgezogen. „Man glaubte," wie ein Schriftsteller richtig bemerkt, „mit Grund vermuthen zu können, daß ein junger König, der als Kronprinz Wissenschaften und Künste leidenschaftlich liebte, und durch sie feinere Freuden kennen gelernt hatte, nun ein Heer von Künstlern, Gelehrten und witzigen Köpfen versammeln, und um sie desto enger und näher um sich herum zu drängen, einen förmlichen Hof errichten werde, an welchem ein ewiger Zirkeltanz von Festen, Bällen, Schauspielen und kleinen geschmackvollen Liebhabereien sich winden würde. Der Kriegsstand, vermuthete man, würde bei seinem Hange zu den Künsten des Friedens vernachlässigt, und das schwere Regierungssystem, das, nach seines Vorgängers Anlage, die persönliche Thätigkeit des Regenten unausgesetzt erforderte, würde verändert, und stückweise den obersten Staatsbeamten auf die Schultern gelegt werden: diese beiden Pfeiler, die Friedrich Wilhelm seinem Staatssysteme untergestemmt hatte, glaubte man, würde sein Nachfolger niederreißen, weil man bemerkt haben wollte, daß ihm Bücher lieber, als Soldaten, und gesellschaftlicher Umgang angenehmer, als die trockenen Arbeiten des Kabinets wären. Diese falschen Vermuthungen, die man aus dem bisherigen Privatleben Friedrichs gezogen, und die sich von oben herab durch das ganze Land verbreitet hatten, wurden schon in den ersten Tagen nach seinem Regierungsantritt widerlegt: er vermehrte seine Armee, und stellte sich an die Spitze der Staatsgeschäfte."

Bezeichnend ist, was Bielefeld, der in Rheinsberg um Friedrich gewesen, um diese Zeit an einen seiner Freunde schrieb: „Ich habe einen sehr vortheilhaften Begriff von dem Herzen derer, die jetzt ihre Freude und ihre Ergebenheit für ihren neuen Gebieter so lebhaft äußern; aber der Verstand derer wird mir verdächtig, die glauben können: der König werde nun seinen Schatz öffnen und Geld auf sie regnen lassen, während sie sich nur bücken dürfen, um es aufzulesen. Die gehofft haben, der Prinz werde ihnen ein glänzendes Glück machen, betrügen

sich eben so sehr, als die fürchten, daß ihnen Leid von ihm widerfahren möchte — und kurz, der Tag, wo dieser weise Fürst die Regierung antrat, kann seinem ganzen Lande ein Tag der fehlgeschlagenen Vermuthung heißen." Und in einem anderen Briefe schreibt derselbe, als ihn Friedrich zum Legationssecretär machte: „Ich gestehe aufrichtig, das heißt einen etwas kleinen Anfang machen." Die Art, wie Friedrich seine bisherigen Freunde zu Staatsdienern erhob, zeigt den Meister in der Beurtheilung der Kräfte und Talente seiner Umgebung. Jordan ward Geheimrath, Kaiserlingk war Obrist und Adjutant des Königs, Chazot erhielt ein Jägerkorps, und so wurden die Freunde je nach ihren Fähigkeiten mit Aemtern bekleidet. Ein Mann jedoch, der dieß wohl nicht erwartet hatte, wurde sichtlich ausgezeichnet, es war dieß der Finanzminister von Boden. Die öffentliche Meinung war ihm zwar keineswegs günstig, da man ihn der Vermehrung der Einkünfte beschuldigte, die Friedrich Wilhelm besonders aus seinen Domänen zog. Da er aber die genaueste Kenntniß aller Hilfsquellen des Staates besaß, so war er es vornehmlich, dessen Mittheilungen Friedrich sich bediente.

Als die Staatsminister den 2. Juni nach Charlottenburg kamen, um den Eid abzulegen, sprach der König zu ihnen: „Ob wir euch gleich sehr danken wollen für die treuen Dienste, welche ihr Unsers Höchstgeliebten Herrn Vaters Majestät erwiesen habt; so ist auch ferner Unsere Meinung nicht, daß ihr Uns inskünftige bereichern und Unsere armen Unterthanen unterdrücken sollet, sondern ihr sollt hergegen verbunden sein, vermöge gegenwärtigen Befehls mit eben so vieler Sorgfalt für das Beßte des Landes, als für Unser Beßtes zu wachen, um so viel mehr, da wir keinen Unterschied wissen wollen zwischen Unserm eigenen besondern und des Landes Vortheil, und ihr diesen sowohl als jenen in allen Dingen vor Augen haben müsset; ja des Landes Vortheil muß den Vorzug vor Unserm eigenen besondern haben, wenn sich beide nicht mit einander vertragen." In demselben Sinne zeigte Friedrich den Kammern seine Thronbesteigung an: „Unsere größte Sorge wird dahin gerichtet sein, das Wohl des Landes zu befördern und einen jeden Unserer Unterthanen vergnügt und glücklich zu machen. Wir wollen nicht, daß ihr euch bestreben sollet, Uns mit Kränkung der Unterthanen zu bereichern, sondern vielmehr, daß ihr sowohl den Vortheil des Landes, als Unser besonderes Interesse zu eurem Augenmerk nehmet, inmaßen Wir zwischen beiden keinen Unterschied setzen."

Friedrich hatte Gelegenheit, sogleich den Antritt seiner Regierung

durch eine Wohlthat zu bezeichnen. Er öffnete den zweiten Tag nach demselben der Provinz Pommern, welche von Hungersnoth heimgesucht war, die Kornmagazine. Ueberhaupt bezeichnen schon die ersten Tage und Spuren seines Regentenlebens ganz den Geist, den dasselbe beseelte, und geben schon frühe das Zeugniß, daß in Friedrichs Charakter Vorsatz und Ausführung nie getrennt lag, und daß bei ihm die erhabenen Idealen, zu welchen er sich erhoben hatte, nie als bloße Träume einer schwärmerischen Jugend zerrinnen konnten, sondern daß er dieselben im praktischen Wirken in allen einzelnen und auch den kleinsten Fällen sogleich zu verwirklichen wußte. War daher, wie sich Bielefeld ausdrückt, der Tag seines Regierungsantritts ein Tag der fehlgeschlagenen Vermuthungen für diejenigen, welche in ihm bloß einen Freund der feineren Genüsse des Lebens erkannt hatten, so war er es keineswegs für diejenigen, welche auch nur eine Ahnung hatten von dem hohen thatkräftigen Geiste, der in ihm lebte.

Das durch Friedrich Wilhelms Machtspruch völlig gefesselte Wort wurde jetzt seiner Ketten befreit. Den zweiten Tag nach seiner Thronbesteigung ließ er, durch seinen Freund Jordan, den Prediger Formey in Berlin auffordern, eine literärisch-politische Zeitschrift in französischer Sprache herauszugeben. Der König selbst versprach Beiträge zu liefern, und wirklich that er dieses, indem er über kleinere Begebenheiten, die das Interesse des Publikums erregen konnten, seine Beweggründe hier öffentlich auseinandersetzte.

Den 3. Juni erging an das geistliche Departement der Befehl: „Da Sr. k. Maj. in Preußen, unser allergnädigster Herr, der Beförderung der Ehen in dero Landen und der Peuplirung derselben nachtheilig zu sein erachten, daß für die königlichen Dispensationes in Ehesachen Geld gegeben werde: so haben Sie aus landesväterlicher Vorsorge in Gnaden resolviret, dieses gänzlich zu abrogiren und jedermann frei zu geben, sich in denen Casibus, wo die Ehe nicht klar in Gottes Wort verboten, sonder Dispensation und Kosten nach Gefallen zu verheirathen."

Alles, was nur irgend von bedeutenderem Gewichte war, mußte an den König selbst gebracht werden, und es mag uns ein Bild des vielumfassenden Geistes Friedrichs geben, wenn wir sehen werden, daß ein und derselbe Mann über Unterrichts- und Kirchenwesen, über die Finanzen, die Justiz und das Militärwesen einen Reichthum von Kenntnissen und eine Klarheit der Ansichten entfaltet, die wahrhaft anstaunenswürdig sind. Hier sind es meist nur einzelne lakonische Worte, nur kurze an den Rand geschriebene Bemerkungen, die uns zeigen,

wie schnell, klar und vorurtheilsfrei Friedrich die Dinge überschaute, und gerade in ihrer gedrängten Kürze sprechen sie am besten seinen ureigenen, bündigen und energischen Charakter aus.

Am 22. Juni berichtete das geistliche Departement, „die römisch-katholischen Schulen für die Soldatenkinder jenes Glaubens, besonders in Berlin, gäben Anlaß, daß Protestanten zum Katholicismus verleitet würden, solches habe der Generalfiscal Uhden am 13. dieses Monats berichtet; sie fragten also, ob die katholischen Schulen bleiben sollten?" Der König schrieb an den Rand: „Die Religionen müssen alle Tolleriret werden, und Mus der Fiscal nuhr das Auge darauf haben, das keine der andern abrug Tuhe, den hier muß ein jeder nach seiner Fa[illegible] Selich werden." Von diesem Grundsatze geleitet, ließ er auch den 3. Juli bekannt machen, daß er aus eigner Bewegung den lutherischen Predigern in seinen gesammten Ländern freistelle, ob sie die von seinem Vater abgeschafften Kirchenbekleidungen und Ceremonien wieder aufnehmen wollten. Als daher eine Gemeinde, sich auf die königliche Erlaubniß stützend, die „Mittelding" wieder verlangte, und ihr Prediger es ihnen als etwas Unwesentliches zu verweigern suchte, gelangte die Sache an den König, der folgende Entscheidung darüber erließ: „Es ist mir ganz gleichgültig, ob die Gemeinde zu Großdeeleben sich Gebete will absingen oder ablesen lassen, und ob sie bei der Cummunion, am hellen Tage, Lichter anzünden will oder nicht: da aber der Prediger und auch der Inspektor Täuber solche vernünftige Gründe angeben, warum sie den alten Ritus wollen abgeschafft haben; so muß er gegen das ungestüme Zudringen der Gemeinde geschützt und diese belehrt werden, daß es beim Christenthum nicht auf äußere Gebräuche, sondern auf einen friedlichen und rechtschaffenen Lebenswandel ankomme." Friedrich zeigte so, wie sehr er von der Wahrheit des später von ihm ausgesprochenen Satzes durchdrungen sey: „der falsche Glaubenseifer ist ein Tyrann, der die Länder entvölkert; die Duldung ist eine zarte Mutter, die sie hegt und blühen macht."

Die deutschen Fürsten lehrte schon jetzt Friedrich durch sein Beispiel, daß rohe, aus rohen Zeiten herstammende Institute dem Lichte der neueren Zeit und einem milderen Geiste weichen müssen. Vorläufig wurde schon den 3. Juni 1740 die Folter abgeschafft, „außer bei dem Crimen laesae majestatis und Landesverrätherei, auch denen großen Mordthaten, wo viele Menschen ums Leben gebracht, oder viele Delinquenten, deren Connexion herauszubringen nöthig, implicirt sind." Aber durch die Kabinetsbefehle vom 27. Juni und 4. August 1754 wurde

sie im Preußischen gänzlich abgeschafft. Nach und nach folgten hierin alle übrigen deutschen Fürsten, zuerst Badens Carl Friedrich.

Um den militärischen Geist seines Staates durch neuen Wetteifer zu beleben und zu steigern, verwandelte Friedrich den, durch Vertheilung an Unwürdige gesunkenen, Orden de la Générosité in den Orden pour la Mérite, der hauptsächlich nur verdienstvollen Militärpersonen ertheilt wurde. — Als die Generale am 2. Juni in Charlottenburg den Eid der Treue leisteten, erklärte ihnen der König: „daß, da sie seine ehemaligen Kriegsgefährten und Zeugen dessen, was sein verstorbener Vater unablässig empfohlen habe, seyen, sie mit desto größerem Eifer beitragen würden, die Ehre seiner Truppen zu befördern.“ Das große potsdamische Grenadierregiment paradirte zum letztenmale bei dem Leichenbegängnisse Friedrich Wilhelms. Man behauptet mit vieler Zuverlässigkeit, Friedrich Wilhelm selbst habe seinem Thronfolger die Auflösung desselben angerathen, da seine Unterhaltung jährlich 291,248 Thaler kostete, während für jedes der übrigen Infanterieregimenter nur 72000 Thaler verwendet wurden. Es wurde aufgelöst und ein Theil desselben unter andere Regimenter vertheilt. Viele dieser Soldaten reisten nachmals in andern Ländern umher, und ließen sich als Riesen sehen. — Allen Fahnen und Standarten der Armee gab Friedrich den schwarzen Adler mit dem Degen in der einen und dem Scepter in der andern Klaue, mit der Aufschrift: Pro Gloria et Patria. — Der Fürst Leopold von Anhalt-Dessau hatte an Friedrich Wilhelm noch in dessen letzten Tagen folgendes Schreiben gerichtet: „— Ew. K. M. werden gnädigst erlauben, daß ich dieses allerunterthänigst beifüge, da es nunmehro wohl fest ist, daß in Wien resolviret worden, die kaiserlichen Regimenter fast auf ein Drittel zu vermindern, wodurch sie sich von ihrer Schwachheit sehr bloß geben, so sollte unmaßgeblich davor halten, daß wofern es Ew. K. M. Thresor zulasse, daß Ew. K. M. Dero Armee und Regimenter mit einigen tausend Mann anitzo verstärkten, welches gewiß einen excellenten Effect unfehlbar nach sich ziehen wird, und an gantz Europa zeigen, in was vortrefflichen Disposition Ew. K. M. sein; diese Erinnerung werden Ew. K. M. nicht ungnädig aufnehmen, weil es Deroselben zum besten bewußt ist mit was Treue ich Ew. K. M. diene und nichts anders wünsche, als daß sie von Tage zu Tage ihre Armee forridabler machen zum Troz Dero Feinde.“ rc. Friedrich Wilhelm schrieb unter diesen Brief eigenhändig: „Ich denke zu sterben und habe an meinen elsten Sohn alles gesagt was ich weis.“ Und Friedrich vernachläßigte den wohlgemeinten Rath des

großen Feldherrn keineswegs, sondern er vermehrte seine Armee mit sieben neuen Regimentern, welche er theils von andern Fürsten in seine Dienste nahm, theils einzeln werben ließ.

Auch durch Beförderung der Industrie die inneren Kräfte des Staates zu mehren, ließ sich schon jetzt der König angelegen seyn. In der Instruktion für den Minister von Marschall (vom 27. Juni), der an die Spitze des neuen, von Friedrich errichteten Departements der Manufakturen und Fabriken gestellt war, wurde demselben aufgetragen: „die jetzigen Manufakturen im Lande zu verbessern, — die Manufakturen, so darin noch fehlen, einzuführen, — so viel Fremde von allerhand Conditionen, Charakter und Gattung in das Land zu ziehen, als sich nur immer thun lassen will.“ Den 27. Juli wurde ein Patent bekannt gemacht, „daß alle nützliche und geschickte Leute, welche aus fremden Landen in Berlin sich häuslich niederlassen, außer den bisherigen Beneficiis auch die Accise- und Servis-Freiheit auf zwei Jahre genießen sollen.“

Das Streben nach Wissenschaft und allen höheren menschlichen Erkenntnissen mußte, sobald nur Friedrich an die Spitze des Staates getreten war, mächtig geweckt und angeregt werden. Vorzüglich war es die Academie der Wissenschaften, durch deren Belebung er das wissenschaftliche Streben anzuregen strebte. Dieses Institut, welches im Jahre 1700 unter Friedrich I. von Leibnitz gestiftet worden war, gerieth unter Friedrich Wilhelm in gänzlichen Verfall, und würde von demselben sogar völlig aufgelöst worden seyn, wenn man ihm nicht vorgestellt hätte, daß sie durch Bildung von Militärärzten nützlich sey.*) Friedrich suchte sie für jetzt vorzüglich dadurch zu heben, daß

*) Friedrich Wilhelm trieb seinen Spott mit der Academie so weit, daß er einen seiner Hofnarren zum Präsidenten derselben ernannte. In dem merkwürdigen Patente, welches hierüber ausgestellt wurde, heißt es: „Wir Friedrich Wilhelm von Gottes Gnaden, König in Preußen u. s. w. urkunden und bekennen vor der eruditen Welt, daß wir dem wohlgebornen, edlen, weisen, hochgelahrten und erfahrnen unsern guten besondern Grafen von Stein in Ansehung seiner weit und breit erschollenen Gelehrsamkeit in Antiquitäten, alten und neuen Münzen, Physik, Mechanik, Botanik, Hydraulik, Pneumatik, Statik, nicht weniger in der Kabbala, Kenntniß der guten und bösen Geister, desgleichen in der Lehre von den Prädamiten, der schwarzen Kunst und in Betracht seiner übrigen staunenswürdigen Erfahrung, zum Präsidenten unserer Societät der Wissenschaften bestellt haben ꝛc. Daferne auch der Präsident an dem Himmel besondere Veränderungen bemerkt, z. B. daß der Mars einen feindlichen Blick auf die Sonne geworfen, oder mit dem Saturnus, der Venus und dem Merkur

er Männer von ausgezeichnetem Rufe, unter diesen die Namen: Wolff, Euler, Maupertuis, Voucanson und Algarotti, für dieselbe zu gewinnen strebte, und erst später war ihm die neue Organisirung derselben möglich. — Schon am sechsten Tage nach seiner Thronbesteigung hatte der König an den Konsistorialrath Rheinbeck folgendes Kabinetsschreiben erlassen: „Würdiger besonders lieber Getreuer, Ihr habt nochmals an den Regierungsrath Wolff zu schreiben, ob er sich nunmehro nicht entschließen könne, in meine Dienste zu gehen, und würde ich ihm alle raisonable Conditiones accordiren.“ Der König schrieb eigenhändig darunter: „Ich bitte ihm, sich umb des Wolffen mühe zu geben, ein mensch der die Wahrheit sucht und sie liebet muß unter aller menschlichen Gesellschaft verehrt gehalten werden, und glaube ich daß er eine Conquête im Lande der Wahrheit gemacht hat, wenn er den Wolff hierher persuadiret. Friedrich.“ Ein zweites Kabinetsschreiben in dieser Angelegenheit lautet: „Würdiger besonders lieber Getreuer. Ich habe aus eueren Schreiben vernommen, wie der Regierungsrath Wolff meine Dienste annehmen will, welches Mir lieb ist. Ich bin entschlossen, ihn in Berlin zu Aufnahme der Societät der Wissenschaften zu placiren, und kann er daselbst gleichfalls seine Lectiones halten, weil es ihm an Zuhörern nicht fehlen wird. Ich will ihm auch ein Traktament von 2000 Rthlr. geben, wobei er sein gutes Auskommen und zugleich mehrere Bequemlichkeiten als zu Marpurg haben dürfte. Ihr könnet ihm davon Nachricht geben und ich bin ꝛc.“ Eigenhändig: „Wann der Wolff hier kommen wirdt, so hat er keine Schwierigkeit, den Unsere Academie mus nicht zur Parade, sondern zur Instruction sein.“

An Voltaire schrieb Friedrich um diese Zeit folgende merkwürdige Briefe. Den 6. Juni. „Theurer Freund! mein Loos hat sich geändert, und ich bin bei den letzten Stunden, bei dem Todeskampfe und bei dem Sterben eines Königs zugegen gewesen. In der That

---

in Quadrat stünde, oder daß der Zodiakus sich verrückt oder daß ein Wirbel des Himmels nach der Lehre des Cartesius sich abschleift und verschlingt, und daher eine unmäßige Anzahl von Schwanzsternen zu vermuthen: so hat der Präsident sogleich mit den andern Mitgliedern zu conferiren, die Unordnung zu untersuchen und auf Mittel zu denken derselben abzuhelfen ꝛc. Er soll auch nicht ermangeln, sein Möglichstes zu thun, daß die Kobolde, Gespenster, Alpen, Irrwische, Wehrwölfe, verwünschte Leute und andere Satansgesellen ausgerottet werden, und soll ein jedes von diesen Unthieren, das er lebendig oder todt liefern wird, mit sechs Thalern bezahlt werden u. s. w.“

brauchte ich bei meinem Regierungsantritt diese Lection nicht, um Eckel vor der Eitelkeit und der menschlichen Größe zu erhalten. Ich hatte den Gedanken, einen kleinen metaphysischen Aufsatz zu schreiben; aber unter der Hand ist ein politischer daraus geworden. Schon glaubte ich mit dem liebenswürdigen Voltaire ringen zu können, und muß nur mit dem alten Macchiavell in der Bischofsmütze fechten. Aber, mein lieber Voltaire, wir sind nicht Herren über unser Schicksal, der Strom der Ereignisse reißt uns fort, und wir können uns ihm nicht widersetzen. Halten Sie mich, ich bitte Sie darum, für weiter nichts, als für einen eifrigen Bürger, und einen etwas skeptischen Philosophen, aber für einen wahrhaft treuen Freund. Ums Himmelswillen! Schreiben Sie an mich, wie an einen Menschen, und verachten Sie mit mir Titel, Namen und äußern Glanz.

Bis jetzt bleibt mir kaum so viel Zeit übrig, daß ich zu mir selber kommen kann. Ich habe unendlich viele Geschäfte, und mache mir noch mehr dazu, ꝛc." Den 12. Juni schrieb er an denselben:

„Nein, nicht im stillen Aufenthalt
Der Wissenschaft, in Rheinsberg mehr,
Von wo Du Verse sonst erhieltst,
Sing' ich dieß Liedchen ohne Kunst.
Denn wisse, jetzt bekämpfen sich
Der Dichter und der Fürst in mir.
Von nun an dien' ich keinem Gott,
Als meinem lieben Volk allein.
Lebt wohl, ihr Verse, du Musik,
Und alle Freuden, Voltaire selbst.
Mein höchster Gott ist meine Pflicht.
Wie manche Sorge bringt sie mit,
Wie lastend ist ein Diadem.

Wenn dieser Gott befriedigt ist,
Dann, theurer Voltaire, flieg' ich rasch
Mit Pfeilesschnell' in deinen Arm,
Und lerne dann im Unterricht,
Den mir mein weiser Freund ertheilt,
Wie heilig Königspflichten sind."

Und den 27. Juni: „Seit dem Tode meines Vaters glaube ich ganz meinem Lande zu gehören; und bei dieser Gelegenheit habe ich nach allen meinen Kräften gearbeitet, um so schleunig als möglich Anstalten zum allgemeinen Besten zu treffen. Für's Erste habe ich die Macht des Staates durch fünzehn Bataillone, fünf Schwadronen Husaren und eine Schwadron Leibgarde vermehrt, und den Grund zu

unserer neuen Academie gelegt. Wolff, Maupertuis, Vaucansen und Algarotti sind schon gewonnen; von Gravesande und Euler erwarte ich Antwort. Ich habe ein neues Handels- und Fabrik-Departement errichtet, suche jetzt Maler und Bildhauer herbeizuziehen, und reise nach Preußen, um mir da huldigen zu lassen, aber ohne das heilige Oelfläschchen und ohne die unnützen und nichtigen Ceremonien, welche von der Ignoranz eingeführt wurden, und nun von der hergebrachten Gewohnheit begünstigt werden. Für jetzt ist meine Art zu leben noch nicht recht im Gange; denn die Facultät hat es für gut befunden, mir ex officio Pyrmonter Wasser zu verordnen. Ich stehe um vier Uhr auf, gebrauche bis um acht Uhr die Brunnenkur, schreibe bis zehn Uhr, lasse bis Mittag Regimenter exerziren, schreibe bis fünf Uhr, und erhole mich des Abends in guter Gesellschaft. Wenn die Reisen geendigt sind, soll meine Lebensart ruhiger und planmäßiger werden. Für jetzt aber habe ich die gewöhnlichen laufenden Arbeiten und überdieß noch neue Einrichtungen; bei dem Allem muß ich auch viele unnütze Complimente machen und Cirkulare ergehen lassen. Die meiste Mühe habe ich mit der Anlage neuer Magazine in allen Provinzen, die so beträchtlich seyn sollen, daß sie auf anderthalb Jahre Getraide für das ganze Land enthalten."

Den Eindruck, welchen schon die erste Thätigkeit des Königs auf die anwesenden Diplomaten machte, schildern am besten folgende Worte aus dem Schreiben eines scharfsichtigen Beobachters an seinen Hofe: „Um Ew. Excellenz einen richtigen Begriff von der neuen Herrschaft zu geben, so muß ich sagen, daß bis jetzt der König von Preußen schlechterdings Alles selbst thut, und daß, ausgenommen den Finanzminister von Boden, der die Sparsamkeit predigt, und damit ungemeinen, ja noch größeren Eingang findet, als bei der vorigen Regierung, Sr. Majestät keinen Rath von irgend einem Minister leiden; so daß Herr von Podewils, jetzt der einzige Arbeitsfähige im Departement der auswärtigen Angelegenheiten, nichts zu thun hat, als die ihm direkt aus dem Kabinet zukommenden Befehle zu expediren, ohne daß er über etwas befragt würde; und eben so werden die andern Minister behandelt. Man hielt bisher den Verlust des Herrn von Thulemeier für unersetzlich, weil er ein sehr geschickter Mann und ein lebendiges Archiv war; indessen scheint seine Stelle mit seinem Tode eingegangen zu seyn; sein Gehalt ist vertheilt unter den Herrn von Podewils, den Kriegsrath von Ilgen und den Rendanten der Legationskasse, Hofrath von Sellentin. Ich habe viele Resolutionen und Antworten vom Könige gesehen; sie vereinigen lakonischen Ausdruck

mit bewunderungswürdigem Geschäftsblick. Unglücklicherweise ist nicht Einer um den König, der Sr. Majestät ganzes Vertrauen hätte, und dessen man sich bedienen könnte, um mit Erfolge die nöthigen Einleitungen zu machen. Daraus entspringt, daß, da gewisse Dinge sich nur mit Vorsicht und Umschweif behandeln lassen, ein Gesandter hier mehr desorientirt ist, als an jedem andern Hofe und nicht weiß, welchen Weg er nach dem Ziele hin eingeschlagen hat, zu welchem er gelangen soll und will."

So entwickelte also der König schon in den ersten Wochen seiner Regierung bei einem beständigen Wechsel der Geschäfte die größte Thätigkeit. In der Mitte Juli's reiste er nach Preußen zur Huldigung, deren Förmlichkeiten ihm im Grunde zuwider waren *). Gewöhnlich war sonst dieser Feierlichkeit die verfassungsmäßige Zusicherung der Landesrechte vorangegangen. Aber Friedrich schien nicht geneigt, ein Institut, das schon unter seinen Vorgängern beinahe erstorben war, jetzt wieder zu erneuern, jetzt, wo es darauf ankam, Preußen ganz neu zu organisiren, und dem Ideale nahe zu führen, das unablässig seinem Geiste vorschwebte. Dieses Ideal aber war das der reinen Monarchie, wo ein Geist und ein Wille den ganzen Organismus des Staats durchdringt und bewegt, und, ungehindert von allen äußeren Hemmnissen und Störungen, das zu vollführen im Stande ist, was das wahre Wohl des Ganzen erfordert. „Ein Fürst, schrieb Friedrich nicht lange vor seiner Thronbesteigung an Voltaire, ist in Beziehung auf sein Volk das, was das Herz in Hinsicht der organischen Zusammensetzung des Körpers ist: es empfängt das Blut aus allen Gliedern und führt es in die äußersten Theile zurück; er empfängt die Treue und den Gehorsam seiner Unterthanen, und gibt ihnen dafür Ueberfluß,

---

*) Am Tage der Huldigung — erzählt man — wollte der König mit einem kleinen Galanteriedegen die Tribüne besteigen, die man für diese Ceremonie errichtet hatte. Der anwesende Marquis d'Argens erinnerte, es wäre gegen die Etiquette, bei solchen Feierlichkeiten einen kleinen Degen zu tragen, es bedürfte eines größeren, und wo möglich eines ordentlichen Schwertes. „Aber woher nehmen?" sagte der König. D'Argens ließ sich von einem Offizier den Degen geben und überreichte ihn dem König, der ihn anstteckte und die Ceremonie damit abthat. „Wie hab' ich's gemacht?" fragte der König nach Endigung derselben, „gut?" — Nicht übel, erwiederte d'Argens, aber ich weiß einen, der es noch besser machte. — „Und der war?" — Ludwig XV. — „Und ich," sagte der König, „ich wüßte einen, der es noch besser gemacht hätte." — Wer könnte der seyn? — „Der Schauspieler Baron!"

Wohlfahrt, Ruhe, so wie Alles, was zum Wohl und zum Wachsthum der Gesellschaft beitragen kann." Eine solche Idee des Staates, welche freilich die Garantie der Wohlfahrt desselben in dem Willen und der Fähigkeit eines Einzelnen, nicht aber in zweckmäßigen, von den Gebrechen der Menschen minder abhängigen Institutionen sucht, mußte um so eher einen Friedrich begeistern, als er den Willen und die Kraft in sich fühlte, das erhabene Vorbild eines wahren Fürsten zu erreichen. Rücksichten, welche in Bezug auf den hohen Zweck, den er wollte, ihm als kleinlich erscheinen mußten, und bloße althergebrachte Rechte konnten ihn daher um so weniger hindern, als es hier ein Institut betraf, das seiner Einrichtung nach dem bessern Zwecke, den man in demselben suchen konnte, zu entsprechen nicht im Stande war. Friedrich ließ es also dabei bewenden, daß er die Zusicherung, welche sein Vater bei seiner Thronbesteigung gegeben hatte, auch für sich adoptirte, während doch gerade unter diesem die wesentlichsten Veränderungen in der ständischen Verfassung der Provinz Preußen vorgegangen waren. Zwar wurde der von Friedrich genehmigte Landtag den 12. Juli wirklich eröffnet, aber ohne daß diese wiederhergestellte landtägliche Verfassung, oder die auf diesem Landtage vorgekommenen Berathungen von besonderem Erfolge gewesen wären; denn der König ließ nie wieder einen Landtag in Preußen halten.

Bald darauf (den 15. August) unternahm der König eine Reise nach seinen westphälischen Provinzen. Von hier aus eilte er sodann nach Straßburg, und man vermuthet, daß er Willens gewesen sey, nach Paris zu reisen. Unter dem Namen eines Grafen du Four, begleitet von seinem Bruder, dem Prinzen August Wilhelm, der jetzt Graf von Schafgotsch hieß, kamen sie mit einem kleinen Gefolge in Straßburg an. Friedrich, nach französischer Sitte gekleidet, besuchte Abends ein Kaffeehaus, und machte die Bekanntschaft einiger Officiere, die über das feine Französische des fremden Grafen nicht wenig erstaunten. Des andern Mittags ging Friedrich auf den Paradeplatz, und hier wurde er von einem Soldaten, der ehedem in preußischen Diensten gestanden war, sogleich erkannt. Augenblicklich wurde dieß dem Gouverneur von Straßburg, dem Marschall von Broglio, hinterbracht, dem sodann im Gespräche mit Friedrich einigemal der Titel „Ew. Majestät" entfiel. Als nun Abends das Vivat ertönte, und einige Straßen erleuchtet wurden, als der Dichter Gresset Friedrich eine Ode weihte, die ihn als den Verfasser des Antimacchiavell bezeichnete, sah sich dieser entdeckt, und reiste sogleich den andern Morgen wieder von Straßburg zurück. — Auf der Rückkehr ward ihm die

Erfüllung des schon längst heißgenährten Wunsches einer persönlichen Bekanntschaft mit Voltaire, den er (den 11. September) auf dem Schlesse Moyland bei Kleve traf. Friedrich drückt die durch persönliches Zusammentreffen, wo möglich, noch gesteigerte Verehrung für denselben in einem Briefe an Jordan vom 24. September aus. „Ich habe Voltaire gesehen — schreibt er — auf dessen Bekanntschaft ich so begierig war; aber ich hatte gerade ein viertägiges Fieber, und meine Seele war eben so abgespannt, als mein Körper kraftlos war. Wenn man Leute seiner Art spricht, darf man nicht krank seyn, sondern man muß sich, wo möglich, besser als gewöhnlich befinden. Er ist so beredt, als Cicero, so angenehm als Plinius, und so weise als Agrippa; mit einem Worte, er vereinigt in sich alle Tugenden und Talente der drei größten Männer des Alterthums. Sein Geist arbeitet unaufhörlich; jeder Tropfen Dinte, der aus seiner Feder fließt, wird zu einem Bonmot. Du wirst mich bei meiner Zurückkunft sehr geschwätzig finden; aber bedenke, daß ich zwei Dinge gesehen habe, die mir stets am Herzen lagen: Voltaire und französische Truppen."

In Westphalen weigerten sich die Einwohner der Baronie Herstal, dem Könige den Eid der Treue zu leisten. Der Bischoff von Lüttich nämlich behauptete die Landeshoheit über diese Baronie, die aus der oranischen Erbschaft an Preußen gefallen war. Friedrich Wilhelm hatte sich zwar im Jahr 1732 in den Besitz derselben gesetzt, aber die Unterthanen weigerten sich, ihm zu huldigen. Diese Streitigkeit zog sich so sehr in die Länge, daß sie bei Friedrichs Regierungsantritte noch nicht entschieden war. Er erließ, Wesel den 4. Sept. 1740, folgendes Schreiben an den Bischoff von Lüttich: „Mein Vetter! In Erwägung aller der von Ihnen vorgenommenen Eingriffe in meine unstreitigen Gerechtsame über meine freie Baronie Herstal und wie die Aufrührer zu Herstal seit einigen Jahren in ihrem abscheulichen Ungehorsam gegen Mich bestärkt worden, habe ich Meinem Geheimrath Rambonnet anbefohlen, sich von meinetwegen zu Ihnen zu begeben, und in Meinem Namen von Ihnen innerhalb zweier Tage eine aufrichtige und kathegorische Erklärung zu fordern, ob Sie noch gewillet sind, Ihre vorgegebene Souverainetät über Herstal zu behaupten, und ob Sie die Rebellen zu Herstal in ihrem Unfug und zu verabscheuendem Ungehorsam schützen wollen? Daferne Sie mir diese gerechte Antwort, welche ich mit Recht fordern kann, abschlagen, oder dieselbe aufschieben, so werden Sie sich vor aller Welt der Folgen schuldig machen, die eine solche Verweigerung gewiß nach sich ziehen wird." Als der Bischoff die Antwort verzögerte, so standen 1200 preußische Grenadiere sammt

400 Dragonern auf seinem Gebiete und lebten auf seine Kosten. Nach eingetretener Vermittlung von Seiten Oesterreichs und der Niederlande begab sich Friedrich seiner Ansprüche auf die Baronie gegen die Summe von 150000 Thalern, welche ihm der Bischoff erstattete.

Dieses war ein kleines Vorspiel dessen, was bald hierauf sich ereignen sollte, und mochte wohl als ein Anzeichen gelten, daß Friedrich entschlossen sey, alle streitig gemachten Rechten und Ansprüche seiner Krone geltend zu machen, zugleich aber auch anzeigen, mit welcher Energie Friedrich nach Außen auftreten werde.

Der erste schlesische Krieg.

Mit Kaiser Karl VI., welcher den 20. Oktober 1740 starb, erlosch der Mannsstamm der habsburgisch-österreichischen Dynastie. Die Regierung dieses Kaisers war in den letzten Jahren eine ununterbrochene Reihe von unglücklichen Ereignissen und Demüthigungen gewesen, denn er hatte seine einzige Sorgfalt darauf gerichtet, die Grille, sich von allen europäischen Höfen papierne Versicherungen der pragmatischen Sanktion zu verschaffen, durchzuführen. Unter diesem Namen nemlich hatte er eine Erbfolgeordnung aufgestellt, wonach das Recht der Erstgeburt die Thronfolge bestimmen, und bei Ermangluug männlicher Nachkommen die Regierung auf die weibliche Linie, nach seinem Tode also auf seine Tochter Maria Theresia, übergehen sollte. Schon 1724, als man die pragmatische Sanktion öffentlich bekannt machte, wurde der Widerspruch des spanischen, besonders aber des bairischen Hofes laut, welche verschiedene Rechte auf den österreichischen Thron in Anspruch nahmen. Aber Kaiser Karl VI. wendete Alles auf, um sich nur von jedem einzelnen Hofe Gewährleistungen zu verschaffen, und scheute hierin kein Opfer. Frankreich gewährleistete, nachdem er an dasselbe Lothringen und an Don Carlos beide Sicilien abgegeben. Auch die deutsche Reichsversammlung nahm die pragmatische Sanktion durch einen förmlichen Beschluß an. Aber sogleich nach seinem Tode stürzte das Luftgebäude zusammen, welches aufrecht zu erhalten er sich so eifrig bemüht hatte. Es bestätigte sich der Ausspruch des Prinzen Eugen von Savoyen, welcher, noch kurz vor seinem Tode, dem Kaiser gesagt hatte, „seine Erbin werde besser

fahren, wenn er ihr keine pragmatische Sanktion, wohl aber 200000 Mann Soldaten und eine gefüllte Schatzkammer hinterlasse."

Die Nachricht von dem Tode des Kaisers kam nach Rheinsberg, als der König am viertägigen Fieber krank lag. Die Aerzte scheuten sich, die Cinarinde anzuwenden; der König aber verordnete sich dieses Mittel selbst, „denn er hatte wichtigere Dinge auszuführen, als seinem Fieber abzuwarten." Mit vieler Ruhe, und ohne irgend eine innere Bewegung blicken zu lassen, hatte der König die Nachricht angehört. Er hielt mehrere Tage hindurch lange und geheime Unterredungen mit dem Feldmarschall Schwerin und dem Minister der auswärtigen Angelegenheiten, dem Grafen Podewils, welche eiligst von Berlin herbeigerufen worden waren. Die preußische Armee war alsbald in der größten Thätigkeit: die Regimenter aus den entferntesten Provinzen waren im Anmarsch, Waffen und Feldgeräthe wurden in Bereitschaft gebracht, und Magazine wurden zu Frankfurt an der Oder und zu Kressin angelegt. In den ersten Tagen des Decembers begab sich der König selbst nach Berlin, und reiste von da den 13. nach Kressen ab *), um sich an die Spitze seiner Armee zu stellen. Den 16. standen 28000 Preußen auf schlesischem Boden. — „Eine Kleinigkeit, wie der Tod des Kaisers ist — schrieb der König den 28. Oktober von Rheinsberg aus an Algarotti — fordert keine großen Regungen. Alles war vorhergesehen, alles vorbereitet; also handelt es sich nur um die Ausführung der Entwürfe, welche ich seit langer Zeit in mir herumgetragen habe." Ebenso an Voltaire: „Dieser Todesfall zerstört alle meine friedlichen Ideen. Ich glaube, im Monat Juni werde es mehr auf Pulver, Soldaten und Trancheen ankommen, als auf Actricen, Ballette und Schauspiele. Meine Angelegenheit wegen Lüttich ist ganz geendigt; aber die gegenwärtige hat vielleicht für ganz Europa sehr wichtige Folgen. Jetzt ist die Zeit da, wo das alte politische System eine gänzliche Aenderung leiden kann; der Stein ist losgerissen, der auf Nebukadnezars Bild von viererlei Metallen rollen und sie Alle zermalmen wird."

Auf die Fürstenthümer Jägerndorf, Liegnitz, Brieg und

*) An demselben Tage, an welchem der König in Kressen ankam, zerbrach der morsche Dachstuhl, in welchem die Glocke der Hauptkirche hing. Man hielt den Fall der Glocke für eine böse Vorbedeutung, Friedrich aber gab die Deutung: „das Hohe, das Haus Oesterreich nemlich, wird erniedrigt werden!"

Wohlau machte das brandenburgische Haus schon von früher Zeit her Rechtsansprüche, und nur durch die Macht der Umstände waren Friedrichs Vorgänger verhindert gewesen, dieselben mit Nachdruck gegen das Haus Oestreich geltend zu machen. — Jägerndorf war dem Markgrafen Johann Georg von Brandenburg, welcher es als ein böhmisches Lehen besessen hatte, schon in den ersten Zeiten des dreißigjährigen Kriegs (1623) von dem Kaiser Ferdinand II. entrissen worden, als Folge der Acht, mit welcher er bestraft worden war, weil er den Gegenkönig Friedrich von der Pfalz unterstützt hatte. Schon 1642 hatte Churbrandenburg dieses Stammlehen zurückgefordert, weil Lehensuntreue nur Allodien treffen könne. Es war aber zu schwach, sich die Gewährung eines Rechtes zu verschaffen, welches der kaiserliche Hof zwar nicht bestreiten konnte, aber dennoch hartnäckig vorenthielt. Man bot zwar einen Ersatz an Geld an, aber dieser konnte nicht angenommen werden, und es zerschlugen sich also die Unterhandlungen nach einer Dauer von mehr als vierzig Jahren. Die Ansprüche auf Liegnitz und die damit verbundenen Fürstenthümer Brieg und Wohlau begründete ein im Jahre 1537 zwischen den Häusern Liegnitz und Brandenburg geschlossener Erbvereinigungs- und Verbrüderungsvertrag, wonach beide Häuser eine ewige Vereinigung unterhalten, und die Besitzthümer beim Aussterben der einen Linie auf die andere übergehen sollten. Diesen Vertrag erklärte zwar König Ferdinand I. von Böhmen als Oberlehensherr für nichtig, allein die Lehensherrschaft über das Fürstenthum war Böhmen (1329) nur unter der Bedingung übertragen worden, daß den Fürsten von Liegnitz stets das Recht bleiben solle, über dasselbe nach Willkür zu schalten. Brandenburg ließ daher seine Ansprüche nie fallen, und als das Haus Liegnitz 1675 ausstarb, erneuerte Kurfürst Friedrich Wilhelm der Große dieselben, so wie die auf Jägerndorf. Im Jahre 1686 schloß der Kurfürst mit dem kaiserlichen Hofe einen Traktat, worin er allen seinen Ansprüchen auf die schlesischen Fürstenthümer entsagte, und dafür von dem Kaiser für sich und seine männlichen Erben das Gebiet von Schwiebus zum Ersatz erhielt. Während aber der kaiserliche Hof diesen Vertrag schloß, ließ er durch seinen Gesandten den Sohn des großen Kurfürsten, den nachmaligen Friedrich I., zu einem geheimen Vertrage bewegen, worin derselbe versprach, sogleich nach dem Antritte seiner Regierung den Schwiebuser Kreis an Oestreich zurückzugeben. Nach dem wirklichen Antritt seiner Regierung erklärte dieser zwar, „daß er hinter das Licht geführt worden und gänzlich entschlossen sey, den ausgestellten Schein in keine Wege zu halten, es koste auch, was

es wolle; weil seine Ehre, Pflicht und Gewissen dabei interessiret wären, und er nicht wolle angesehen seyn, als gäbe er so liederlich Land und Leute hin, und als wollte er die Stücke, die sein Herr Vater zur Chur gebracht, ohne Noth und Ursach wieder dissipiren." Er wurde aber durch Drohungen gezwungen, seinen Vertrag zu halten. — Schon Friedrich Wilhelm war Anfangs geneigt, die alten Ansprüche wieder geltend zu machen, einerseits aber hielt er es für weiser, seinem Staate erst die nöthigen inneren Kräfte zu sammeln, und andererseits war er durch Seckendorf für Oestreich gewonnen worden. Sogar die pragmatische Sanktion hatte er verbürgt, jedoch unter der Bedingung, daß der Wiener Hof ihm das Erbrecht über Jülich und Berg versicherte. Der Kaiser versprach ihm die eventuelle Erbfolge, aber er erfüllte sein Versprechen nicht, sondern versprach das betreffende Erbe dem Hause Sulzbach. So war also Friedrich von der Gewährleistung der pragmatischen Sanktion entbunden, indem der verstorbene König dieselbe nur bedingungsweise übernommen hatte.

Jetzt war also die Gelegenheit gegeben, die alten, wenn auch zweifelhaften, oder wenigstens bestrittenen Rechte auf die Fürstenthümer Schlesiens sich mit kühner Hand wieder zu erwerben. Es bedurfte eines kräftigen Entschlusses. „Auf der einen Seite zeigte sich — wie dieses Friedrich selbst auseinandersetzt — das mächtige Haus Oestreich, welchem es bei seinen weitläufigen Provinzen nicht an inneren Hilfsquellen fehlen konnte; und eine Tochter des Kaisers, die, wenn sie angegriffen ward, Bundesgenossen an dem Könige von England, der Republik Holland, und an den meisten deutschen Reichsfürsten, als Gewährsmänner der pragmatischen Sanktion, finden mußte. Der Herzog von Kurland, welcher damals an der Spitze der russischen Regierung stand, war im Solde des Wiener Hofes. Außerdem konnte die junge Königin von Ungarn Sachsen in ihr Interesse ziehen, wenn sie demselben einige Kreise von Böhmen abtrat, und was endlich die bestimmtere Ausführung betraf, so mußte man wegen der Unfruchtbarkeit des Jahres 1740 fürchten, daß es unmöglich seyn würde, Magazine anzulegen und den Truppen Lebensmittel zu verschaffen. Die Gefahren waren groß. — Das zweifelhafte Glück der Waffen mußte Besorgniß erregen; denn Eine verlorne Schlacht konnte entscheidend seyn. Der König hatte keine Bundesgenossen, und konnte nur Truppen ohne Erfahrung den alten östreichischen Soldaten entgegenstellen, die unter den Waffen grau geworden, und in so vielen Feldzügen zum Kriege abgehärtet waren.

Von der andern Seite wurden des Königs Hoffnungen wieder durch

eine Menge Betrachtungen belebt. Der Wiener Hof befand sich nach dem Tode des Kaisers in der mißlichsten Lage. Die Finanzen waren in Unordnung, das Kriegsheer in Verfall gerathen, und zugleich muthlos wegen der erlittenen Unfälle gegen die Türken. Das Staatsministerium in Zwiespalt. Dazu denke man sich an der Spitze dieser Regierung eine junge Fürstin ohne Erfahrung, die eine streitige Erbschaft vertheidigen soll, und es erhellet leicht, daß diese Regierung nicht als furchtbar erscheinen konnte. Ferner war es unmöglich, daß dem Könige Bundesgenossen fehlen sollten. Die Eifersucht, welche zwischen Frankreich und England herrschte, versicherte dem König nothwendig eine der beiden Mächte; und außerdem mußten Alle, welche Ansprüche auf die Erbschaft des Hauses Oestreich machten, ihr Interesse mit Preußens Interesse verbinden. Der König hatte eine Stimme zur Kaiserwahl zu vergeben; er konnte, in Betreff seiner Ansprüche auf das Herzogthum Berg, entweder mit Frankreich oder mit Oestreich einen Vergleich eingehen; und endlich war der Krieg, den er in Schlesien unternehmen konnte, die einzige Art von Offensiv-Thätigkeit, welche die Lage seiner Staaten begünstigte, weil er hier nahe an den Gränzen seines Landes blieb, und durch die Oder in stets sicherer Verbindung mit seinem Lande war.

Was vollends den König zu dieser Unternehmung bestimmte, war der Tod der Kaiserin Anna von Rußland, welcher bald auf das Absterben des Kaisers folgte. Durch ihren Hintritt fiel die Krone auf den jungen Iwan zurück, den Großfürsten von Rußland, Sohn einer Prinzessin von Mecklenburg und des Prinzen Anton Ulrich von Braunschweig, eines Schwagers des Königs. Nach aller Wahrscheinlichkeit mußte, während der Minderjährigkeit des jungen Kaisers, Rußland mehr beschäftigt seyn, die Ruhe in seinem Reiche zu erhalten, als die pragmatische Sanktion zu unterstützen, welche unfehlbar Unruhen in Deutschland erregen mußte. Zu diesen Gründen füge man: ein Kriegsheer, völlig zu Unternehmungen gerüstet, einen vorgefundenen bedeutenden Schatz, und vielleicht die Begierde, sich einen Namen zu machen." — Sodann: „Wenn auf der einen Seite triftige Ursachen die Begierde nach Ruhm, welche den König beseelte, mäßigten; so reizten ihn auf der andern Beweggründe von nicht minderem Gewicht, beim Antritte seiner Regierung, durch Beweise von Stärke und Entschlossenheit seinem Volke Achtung in Europa zu verschaffen. Allen guten Patrioten blutete das Herz über die geringe Aufmerksamkeit der Mächte gegen den vorigen König." „Aus den Beispielen der Mäßigung, welche dieser gegeben hatte, schloßen die Nachbaren und die

Neider des Königs, daß man ihn ungestraft beleidigen könne, daß er statt einer wirklichen Macht nur eine Scheinmacht besitze, statt einsichtsvoller Officiere nur Fechtmeister, statt braver Soldaten nur Miethlinge, die dem Staate nicht von Herzen zugethan wären; daß er endlich, was ihn selbst betreffe, stets den Hahn spanne, aber nie losdrücke." Dieses belehrte den König, „daß ein Regent seine Person und vorzüglich sein Volk in Achtung setzen muß, daß die Mäßigung eine Tugend ist, welche, wegen der Verderbniß der Zeiten, Staatsmänner nicht immer strenge ausüben können, und daß bei dieser Veränderung der Regierung es nöthiger sey, Proben der Entschlossenheit als der Sanftmuth zu geben." Ferner war die preußische Monarchie von Friedrich I. her „eine Art Zwitter, welche noch mehr von der Natur des Kurfürstenthums, als des Königreichs an sich hatte. Es war Ehre dabei zu gewinnen, dieses zweifelhafte Geschöpf zu bestimmen." — Ueberdieß schien jetzt der Augenblick, wo das ganze alte System eine völlige Veränderung erleiden konnte, „der Zeitpunkt von Revolutionen und Staatsveränderungen gekommen zu seyn," und ein Friedrich konnte nicht wanken im Entschluß, noch weniger aber zaudern in der Ausführung; er hatte gehandelt, während andere — wie namentlich Baiern — mit schriftlichen Deduktionen auftraten.

Die kühne Unternehmung des Königs hatte einige Gährung unter dem Publikum verursacht. „Es glaubten Viele, daß der Fürst Alles dem blinden Ungefähr überlasse, und sich wohl gar Carl XII. von Schweden zum Vorbild gewählt habe." Der Militärstand freilich hoffte Glück und sah Beförderungen vor sich. Jedoch war zu befürchten, daß der Fürst Leopold von Anhalt-Dessau, welcher den ganzen Feldzug mißbilligte, den Saamen des Mißtrauens auch bei den Soldaten ausstreuen könne. Um daher dem üblen Eindrucke zuvorzukommen, welchen das Beispiel eines so großen Generals hätte veranlassen können, ließ der König vor seiner Abreise von Berlin die Officiere der dortigen Garnison versammeln, und hielt an dieselben folgende Anrede: „Ich unternehme einen Krieg, meine Herren, in welchem ich keine anderen Bundesgenossen habe, als ihre Tapferkeit und Ihren guten Willen. Meine Sache ist gerecht, und meinen Beistand suche ich im Glück. Erinnern Sie sich beständig des Ruhmes, welchen Ihre Vorfahren in den Ebenen von Warschau, bei Fehrbellin und bei dem Zuge nach Preußen sich erworben haben. Ihr Schicksal liegt in Ihren Händen; Ehrenzeichen und Belohnungen warten nur darauf, daß Sie durch glänzende Thaten sie verdienen. Aber ich habe nicht nöthig, Sie zum Ruhme anzufeuern; Sie haben nur ihn vor Augen,

er ist der einzige Ihrer Bemühungen würdige Gegenstand. Wir gehen, Truppen anzugreifen, welche unter dem Prinzen Eugen den größten Ruf erlangt haben. Obgleich dieser Prinz nicht mehr lebt, so wird es doch um so mehr Ehre seyn zu siegen, da wir unsere Kräfte gegen so tapfere Soldaten zu messen haben. Leben Sie wohl! reisen Sie ab. Ich werde Ihnen alsbald zu dem Sammelplatz des Ruhms folgen, der uns erwartet."

In Schlesien waren die Truppen in Kantonirungsquartiere eingerückt, theils weil sie keinen feindlichen Widerstand fanden, theils weil die Jahreszeit nicht erlaubte, in offenem Felde zu liegen. Ein Manifest wurde ausgegeben, „dessen Hauptinhalt war, daß die Preußen diese Provinz in Besitz nehmen, um sie vor den Einfällen eines Dritten zu sichern; welches deutlich zeigte, daß man sie nicht gutwillig verlassen würde. Diese Vorsicht bewirkte, daß das Volk und der Adel den Einmarsch der Preußen für keinen feindlichen Ueberfall hielt, sondern für einen gefälligen Beistand, den ein Nachbar seinen Bundesgenossen leiste. Auch half die Religion, die Gemüther der Einwohner preußisch zu machen; denn zwei Drittheile von Schlesien bestehen aus Protestanten, welche lange durch die östreichische Intoleranz gedrückt, den König wie einen vom Himmel ihnen zugesandten Heiland ansahen." Der König versicherte, „daß alle Einwohner bei allen und jeden ihren wohlhergebrachten Rechten und Gerechtigkeiten, Freiheiten und Privilegien in publicis et privatis, in ecclesiasticis et politicis, welcher Religion, Standes oder Würden dieselben seyn könnten oder mögen, Seiner königlichen Protection und mächtigen Schutzes sich, wie sie es nur immer wünschen und verlangen können, zu erfreuen haben sollen, wie Er denn auch bei Seinen Truppen solche gute Disciplin und Mannszucht halten zu lassen gesonnen, daß Niemand durch dieselbigen molestiret und beunruhiget, noch weniger aber in dem Besitz des Seinigen gestöret werden solle."

Einige Tage nach dem Einmarsche der Truppen in Schlesien kam der Graf von Gotter als preußischer Gesandter nach Wien mit gemessenen Instruktionen, welche Friedrich selbst gegeben hatte. Er forderte ganz Schlesien, versprach aber dafür die Freundschaft des Königs, seine Wahlstimme bei der bevorstehenden Kaiserwahl für den Gemahl Maria Theresia's, den Großherzog von Toskana, so wie reiche Geldhilfe und kräftigen Beistand gegen alle feindlichen Angriffe. Da vorauszusehen war, daß man diese Anerbietungen verwerfen werde, so hatte auf diesen Fall der Graf Gotter den Auftrag, Maria Theresia

den Krieg zu erklären, der eigentlich bereits begonnen hatte *). Am kaiserlichen Hofe meinte man, „einem Fürsten, dessen Amt als Reichserzkämmerer es sey, dem Kaiser das Waschbecken vorzuhalten, käme es nicht zu, der Tochter des Kaisers Gesetze vorzuschreiben," und die Unterhandlungen, die man „mehr, um sich nach der Sitte zu richten, als in Hoffnung, etwas erlangen zu können," betrieben hatte, wurden bald abgebrochen. — Dem Herrn von Winterfeld, welcher zu gleicher Zeit, als Gotter nach Wien abreiste, nach Rußland gesandt worden war, gelang es, mit Hilfe des Feldmarschalls Münnich, ein Vertheidigungsbündniß mit Rußland zu schließen.

Der größte Theil der östreichischen Armee stand seit dem Belgrader Frieden in Ungarn, und Schlesien war daher von einer bedeutenden Heeresmacht entblößt. Nur Glogau, Brieg und Neiße konnten als feste Plätze sich halten und Friedrich in der raschen Besitznahme Schlesiens einigermaßen hemmen. — Bei der Nachricht von dem Einfalle der Preußen wurde der östreichische General Browne nach Schlesien geschickt, aber er konnte kaum 3000 Mann um seine Fahne sammeln. Glogau wurde nun, da die strenge Jahreszeit eine formliche Belagerung nicht gestattete, von dem preußischen Heere eingeschlossen. Der König selbst ging auf Breslau los, und kam nach einem viertägigen Marsche mit 6 Bataillonen und 10 Schwadronen vor den Thoren dieser Hauptstadt an. Breslau hatte das Vorrecht, daß es von seinem eignen Magistrat regiert wurde, seine eigene städtische Besatzung hielt, und keine Truppen des Landesherrn aufnahm. Den 1. Januar des Jahres 1741 bemächtigten sich die Preußen der Vorstädte dieser Stadt ohne Widerstand, und stellten sich an beiden Seiten der Oder auf. Man unterhandelte über die Neutralität der Stadt, und besonders „der Eifer für die lutherische Religion kürzte alle Weitläufigkeiten dieser Unterhandlung ab." Am 3. Januar hielt der König, nur von

*) Ehe der König von Berlin abreiste, gab er dem östreichischen Gesandten Marquis von Botta Audienz, und sagte ihm dasselbe, was Graf Gotter zu Wien erklären sollte. „Sire! — rief Botta aus — Sie werden das Haus Oestreich zu Grunde richten, und stürzen zugleich sich selbst ins Verderben." — Es hängt blos von der Königin ab, erwiederte Friedrich, die ihr gemachten Vorschläge anzunehmen. Nach einigem Nachsinnen faßte sich der Marquis und sagte: „Ihre Truppen sind schön, Sire; das gestehe ich. Die unsrigen haben diesen Anschein nicht, aber sie sind vor dem Schuß gestanden. Bedenken Sie, ich beschwöre Sie, was Sie thun wollen." Der König ward ungeduldig und versetzte lebhaft: „Sie finden, daß meine Truppen schön sind; ich will machen, daß Sie auch gestehen sollen, daß sie gut sind."

seinem Hofstaate und 30 Gensd'armen begleitet, den feierlichen Einzug zu Breslau. Die Beamten, die im Dienste Maria Theresia's standen, wurden ihrer Aemter entsetzt, ein Regiment Infanterie in den Vorstädten gelassen, und man marschirte nach Ohlau, wo 400 Oestreicher eingeschlossen waren, die sich auf Kapitulation ergaben, und nach Neiße geleitet wurden. Brieg war von General Kleist mit 5 Bataillonen und 5 Schwadronen berennt worden. Ottmachau, wohin Browne drei Kompagnien Grenadiere geworfen hatte, hatte sich, von Schwerin gezwungen, auf Diskretion ergeben. Nur Neiße hielt sich noch, ohne daß man ihm beikommen konnte. Einen Sturm hatte der Festungskommandant von Roth unmöglich gemacht; er ließ alle Morgen den Graben aufeisen, ließ den Wall mit Wasser begießen, welches augenblicklich fror, und hatte die Bollwerke und die Zwischenwälle mit vielen Balken und Sensen versehen, um die Angreifenden zurückzutreiben. Vergebens warf man 1200 Bomben und 3000 glühende Kugeln in die Stadt; die Preußen sahen sich genöthigt, die Eroberung für jetzt aufzugeben und ihre Winterquartiere zu beziehen. — Schwerin hatte Troppau, und Kleist hatte Oppeln besetzt, und so war zu Ende des Januars beinahe ganz Schlesien, bis auf die Festungen Glogau, Brieg und Neiße, von den Preußen besetzt.

Nachdem die Truppen in ihre Winterquartiere gerückt waren, reiste der König nach Berlin zurück, wo er den 26. Januar eintraf, um sowohl für die Regierungsgeschäfte im Innern, als auch für den nächsten Feldzug die nöthigen Anordnungen zu treffen. Georg II. hatte ein Korps von Hessen, Dänen und Hannoveranern zusammengebracht, das für Preußen zweideutig zu seyn schien. Es wurde daher eine Beobachtungsarmee von 30000 Mann aufgestellt, die sich unter dem Oberbefehl des alten Fürsten von Anhalt bei Gentin sammelte, weil man von hier aus sowohl gegen die Sachsen als gegen die Hannoveraner handeln konnte. — Friedrich hatte sich nach Bundesgenossen umgesehen, und deshalb an den damaligen Premierminister Frankreichs, den Kardinal Fleury, geschrieben. Dieser antwortete: sein Hof habe zwar für die pragmatische Sanktion Gewähr geleistet, aber „unbeschadet der Rechte eines Dritten," und so glaubte er sich durch nichts gehindert, gegen Oestreich auftreten zu können. Man unterließ es nicht, diese Unterhandlungen eifrigst fortzusetzen.

Der König reiste hierauf wieder nach Schlesien zu dem Heere, besuchte am 27. Febr. die Vorposten zwischen Silberberg und Frankenstein, und wäre dabei fast in die Hände des Feindes gefallen. „Es war eine Unbesonnenheit, sagt Friedrich selbst, sich in so geringer Be-

gleitung zu wagen. Wäre der König bei dieser Gelegenheit gefangen genommen worden, so war der Krieg geendigt; die Oestreicher hätten ohne Schwertschlag gesiegt; das gute preußische Fußvolk wäre vergeblich gewesen, und vergeblich alle Vergrößerungsplane, welche der König auszuführen sich vorgesetzt hatte."

Jetzt rüsteten sich auch die Oestreicher, und stellten Friedrich einen kräftigen Widerstand entgegen. Von Mähren her rückte im März Feldmarschall Neipperg, ein Schüler Eugens, an der Spitze von 25000 Mann regelmäßiger Truppen, nebst einem großen Schwarme unregelmäßiger Schaaren, gegen Oberschlesien hin. „Der König hätte augenblicklich alle seine Quartiere näher zusammenrücken sollen; aber es fehlte ihm damals noch an Erfahrung, denn dieß war eigentlich sein erster Feldzug." — Den 9. März hatte der Erbprinz Leopold von Anhalt-Dessau Glogau mit stürmender Hand erobert, 1000 Mann daselbst zu Kriegsgefangenen gemacht, und war zu dem Könige bei Schweidnitz gestoßen. — Neipperg stützte sich auf die Festung Neiße und hatte seine Stellung durch den Fluß Neiße gedeckt; er suchte die Vereinigung der preußischen Armee zu hindern, und sich der Magazine in Ohlau zu bemächtigen. Friedrich eilte nun, das linke Ufer der Neiße zu gewinnen, und als er dieses bei dem Dorfe Lafferth vergeblich versucht hatte, gelang es ihm den 8. April bei Michelau. Da Friedrich in Gefahr war, von der schweren Artillerie und den Magazinen zu Ohlau abgeschnitten zu werden, so war eine Schlacht unvermeidlich. Anhaltendes Schneegestöber verhinderte, daß man sich über die Lage der Dinge genau unterrichten und die Entscheidung beschleunigen konnte. Endlich am 10. April war es möglich, die preußische Armee bei dem Dorfe Pogrell aufzustellen. In fünf Kolonnen setzte sie sich gegen Molwitz, Neippergs Hauptquartier, in Bewegung. Das Centrum bildete das schwere Geschütz; diesem zunächst war die Infanterie, und die beiden äußersten Flügel bildete die Reiterei. „Der König wußte, daß ihm der Feind an Reiterei überlegen war; er untermengte daher zwischen die Schwadronen jedes Flügels zwei Grenadierbataillone: eine Anordnung, die Gustav Adolph in der Schlacht bei Lützen gemacht hatte, deren man sich aber, aller Wahrscheinlichkeit nach, nicht mehr bedienen wird." Der König selbst tadelt sein eignes Benehmen, daß er, statt die Oestreicher in ihren Kantonirungsquartieren rasch anzugreifen, zwei Stunden damit verlor, sich methodisch in Schlachtordnung aufzustellen, vor einem Dorfe, wo sich kein Feind blicken ließ; er gesteht, daß dieß ein Fehler war, der nur bei einem großentheils unerfahrnen Heere sich ereignen konnte. — Indessen waren die Oest-

reicher genöthigt, sich unter dem Feuer der preußischen Artillerie aufzustellen. Der Befehlshaber der östreichischen Kavallerie, von Römer, griff den rechten Flügel der Preußen an, und schlug sie in förmliche Flucht, in die der König selbst verwickelt ward. Friedrich folgte Schwerins Rath, und entzog sich der Verwirrung. Die östreichische Kavallerie fiel nun auf die rechte Flanke der preußischen Infanterie, aber diese hielt einen dreimaligen Angriff muthig aus. Durch die eisernen Ladstöcke konnte sie ein stärkeres Gewehrfeuer unterhalten, und hier zum erstenmale steckte sie, während des Feuerns, die Bajonette auf, und vertrieb die Reiterei. Der linke Flügel der Preußen war glücklicher gewesen, und hatte die östreichische Kavallerie geschlagen. — Das Feuer der preußischen Infanterie hatte fünf Stunden gedauert, die Pulvervorräthe waren verschossen, und schon schien Alles verloren. — Aber plötzlich machte Schwerin mit seinem linken Flügel eine Schwenkung gegen die rechte Seite der Oestreicher, schlug sie in die Flucht, und der Sieg der Preußen war entschieden. Neipperg befahl den Rückzug, der durch die einbrechende Nacht erleichtert ward, und die Preußen an der Verfolgung verhinderte.

Nach des Königs Angabe belief sich der Verlust der Oestreicher auf 7000 Todte, 7 Kanonen, 3 Fahnen und 1200 Gefangene; der Verlust der siegenden Preußen aber auf 2500 Todte (unter welchen Markgraf Friedrich und der General-Lieutenant Graf Schulenburg) und 3000 Verwundete. — „Meine Infanterie — schrieb der König am folgenden Tage, nachdem er das Schlachtfeld besucht, an den alten Fürsten von Dessau — meine Infanterie hat Wunder gethan, und vielleicht hat noch keine in der Welt das geleistet. Den Grenadierbataillons von Bolster und von Winterfeldt, dem ersten Bataillone von meinem Regimente und dem Regiment v. Kleist habe ich den Sieg zu danken; so gewiß auch alle übrigen gethan haben, was unerschrockene, ehrliebende Leute in der Welt thun können. Hingegen muß ich Ew. Liebden gestehen, daß der größte Theil meiner Kavallerie sich als schlechte Kerls aufgeführt.“ Am Schlusse dieses Briefes heißt es: „Ich werde Ew. Liebden auf Ihr anderes Schreiben morgen antworten. In zwei Tagen habe ich weder geschlafen noch gegessen.“ — Gesteht der König mit einer Bescheidenheit, die den künftigen Helden nur noch mehr schmückt, den Ruhm des Sieges vollkommen dem Feldmarschall Schwerin und dem Prinzen Leopold von Anhalt-Dessau zu, so ist es um so rühmlicher, wenn er sagt: „Diese Schlacht war eine der merkwürdigsten in diesem Jahrhundert, weil in derselben zwei kleine Armeen das Schicksal von Schlesien entschieden, und weil die Truppen des Königs sich darin

einen Ruhm erwarben, welchen weder Zeit noch Neid ihnen werden entreißen können." Und, was diese Schlacht noch merkwürdiger macht, „Mollwitz war die Schule des Königs und seiner Truppen. Dieser Fürst stellte reifliche Ueberlegungen über alle von ihm begangenen Fehler an, und suchte sie in der Folge zu vermeiden."

Die nächste Folge dieses Sieges war, daß der Erbprinz von Dessau Glogau und der General-Lieutenant v. Kalkstein Brieg eroberte. Aber weit größeren, weit entscheidenderen Einfluß hatte dieser ruhmvolle Sieg auf die Entschlüsse der übrigen europäischen Mächte sowohl, als auf die Begründung der preußischen Macht und des preußischen Ansehens. Wie durch einen Zauberschlag war jetzt plötzlich Preußen mit gewichtiger Stimme in die Reihe der europäischen Mächte getreten, und zu dem jungen Könige, als zu dem Haltpunkte des Ganzen, wendeten sich jetzt auf Einmal die übrigen Feinde Oestreichs, welche bisher nur schlaff gegen dasselbe aufgetreten waren. Und nicht mehr mochten die fremden Mächte das Unternehmen des Königs als einen „kühnen Ritterstreich" ansehen, sondern erkennen, daß ein Geist in Friedrich lebe, der noch manche Großthat erzeugen würde. Das Lager bei Strehlen, welches Friedrich jetzt bezog, ward der Mittelpunkt der Unterhandlungen aller Höfe, wie Friedrich selbst die Hauptperson dieser Unterhandlungen geworden war. Der Marschall von Belle-Isle, französischer Abgesandter bei der Kaiserwahl zu Frankfurt, kam zu dem König, um ihm einen Allianztraktat mit seinem Hofe anzutragen, „denn der französische Hof schmeichelte sich, daß, bei seinem Zutritte zu diesem Kriege, er zu rechter Zeit dazu kommen könne, dem Hause Oestreich den Gnadenstoß zu versetzen." Ebenso erschienen der englische und der hannöverische, der spanische, der bairische und sogar der östreichische Gesandte im Lager des Siegers. Frankreich hatte, mit Hintansetzung der von Oestreich theuer erkauften Gewährleistung der pragmatischen Sanktion, mit dem Kurfürst Karl Albrecht von Baiern am 18. Mai 1741 den Nymphenburger Traktat geschlossen *), der die völlige Zerstückelung des Erblassers Kaiser Karls VI. beabsichtigte. Philipp V. von Spanien war diesem Traktat beigetreten, denn seine Gemahlin Elisabeth von Parma wünschte, wie sie sich ausdrückte, „daß ihr zweiter Sohn Philipp doch auch ein Stück Brod bekomme," und dazu hatte sie sich die östreichischen Besitzungen Parma und Piacenza ausersehen. Kursachsen wurde später durch das Anerbieten von

*) Dieser Traktat ist in seiner eigentlichen Gestalt bis jetzt noch nicht veröffentlicht worden.

Mähren und Oberschlesien für denselben gewonnen. Nun trat auch Friedrich demselben bei und versprach, daß er die Erwählung des Kurfürsten von Baiern zum deutschen Kaiser bewerkstelligen helfen, ihm seine Kurstimme hiezu geben, und auch seinem Successionsrechte auf die Herzogthümer Jülich und Berg entsagen wolle. Dagegen erhielt er von Frankreich die Gewährleistung über Niederschlesien, das Versprechen, daß zwei französische Armeen in Deutschland einrücken sollten, die eine dem Kurfürsten von Baiern zu Hilfe, und die andere, um in Westphalen festen Fuß zu fassen und die Hannoveraner und die Sachsen zu beobachten, vor Allem aber, daß Schweden den Krieg gegen Rußland erklären sollte, denn diese letztere Macht hatte gegen Friedrich eine drohende Stellung eingenommen. Ueberdieß würde ein unverbrüchliches Geheimniß über diesen Traktat von Friedrich zum Gesetz gemacht, denn er hielt es noch nicht für rathsam, denselben bekannt zu machen, und wußte die englischen Gesandten durch allerlei Schwierigkeiten hinzuhalten.

Während der König sich in seinem Lager damit beschäftigte, Bündnisse zu schließen und den Verlust seines Heeres zu ersetzen, bildete sich in Breslau ein Anschlag, der für ihn hätte gefährlich werden mögen. Ein frommer Frauenklubb in dieser Stadt berathschlagte — so erzählt Friedrich — wie die Oestreicher in die Stadt einzulassen seyen. Hier wußte man um alle Plane der Oestreicher. Der König hatte von diesen Zusammenkünften im Allgemeinen Nachricht erhalten und veranstaltete, daß eine falsche Schwester in dieselben kam, durch die man sodann den Plan der Oestreicher erfuhr, daß Neipperg den König durch seine Bewegungen von Breslau entfernen, und dann in Eilmärschen sich gegen diese Stadt wenden und sie besetzen wolle. Der König lud nun alle fremden Gesandten, die in Breslau waren, zu sich ins Lager, und während diese bei ihm waren, schickte er vier Bataillone gegen Breslau. Sie verlangten, daß man ihnen die Thore öffne, denn sie wollten durch die Stadt über die Oder marschiren. Der Stadtmajor trat an ihre Spitze, um sie, dem Gebrauche gemäß, durch die Stadt zu geleiten. Als aber die Preußen sich seitwärts wendeten, und er sie erinnerte, daß sie den rechten Weg verfehlten, rieth ihm der Erbprinz Leopold, der das Besatzungskorps anführte, den Degen einzustecken; denn er werde mit seinen Leuten in der Stadt bleiben. Die Stadt kam in Bewegung, man wollte die Thore sperren und dem Reste den Einmarsch verwehren; aber man hatte sie mit Vorbedacht mit Wagen und Geschütz so verrammelt, daß dieß nicht bewerkstelligt werden konnte. In weniger als zwei Stunden war die ganze Stadt

in preußischer Gewalt. Der Feldmarschall Schwerin ließ sich von den noch lange gährenden Einwohnern der Stadt im Namen des Königs den Huldigungseid leisten.

Ehe wir nun die unermüdete Thätigkeit des Königs im Kriege weiter verfolgen, müssen wir noch bei seinem Privatleben in dieser Zeit kurz verweilen. Friedrich konnte auch unter den geräuschvollsten äußeren Umgebungen seinen Lieblingsneigungen, dem Nachdenken über die höheren Interessen der Menschheit, und namentlich dem Genusse der hohen Geisteswerke aller Zeiten nicht entsagen. — Mit unerschöpflicher Laune und Gemüthlichkeit behält er sich in ununterbrochenem Rapport mit seinen Freunden, besonders aber mit Jordan. Ottmachau, den 14. Jan. 1741 schreibt er an denselben: „Ich melde deiner Heiterkeit, daß Schlesien so gut als erobert ist. Sey mein Cicero bei der Vertheidigung meiner Sache; in ihrer Ausführung will ich dein Cäsar seyn.“ Den 17. Jan.: „Ich habe die Ehre, Ew. Menschenfreundlichkeit zu melden, daß wir auf gut christlich Anstalten treffen, Neiße zu bombardiren. Weder mein Bruder noch Kaiserlingk sind bei mir gewesen, man kann ja ohnedieß bei dieser Gelegenheit keinen Antheil an dem Ruhme haben, wenn man nicht ein Mörser ist.“ Schweidnitz den 14. Febr. an denselben: „Ich liebe den Krieg um des Ruhmes willen, aber wäre ich kein Fürst, so würd' ich nur Philosoph seyn. Jeder in dieser Welt muß seinem Berufe folgen, und ich habe nun einmal die Grille, daß ich nichts halb thun mag.“ „Den 3. März aus einem Dorfe, dessen Figur und Namen ich nicht kenne. — Ich bin mit Geschäften von allen Gattungen und Arten überhäuft. In der That, wenn die Menschen klug wären, so bekümmerten sie sich weniger um das Phantom des Ruhmes, das ihnen viele Sorgen erweckt, und die Zeit, die ihnen der Himmel zum Genusse gegeben hat, zur Beschwerde macht. Du wirst finden, daß ich ein besserer Philosoph bin, als du glaubtest. Ich bin es immer gewesen, einmal mehr, ein andermal weniger. Meine Jugend, das Feuer der Leidenschaften, Begierde nach Ruhm selbst (um dir nichts zu verhehlen), die Neugierde, und endlich ein geheimer Instinkt haben mich der sanften Ruhe, die ich genoß, entrissen, und das Vergnügen, meinen Namen in den Zeitungen und künftig auch in der Geschichte zu sehen, hat mich verführt.“ Schweidnitz, den 15. März. „— Auch die Philosophie geht ihren Gang fort, und ich versichere dir, hätt' ich den verwünschten Hang nach Ehre nicht, so würd' ich nur an meine Ruhe denken.“ Pogrel, den 8. April. „Mein lieber Jordan, wir werden uns morgen schlagen. Du kennst das Schicksal der Waffen. Man hat vor dem Leben eines

Königs nicht mehr Ehrfurcht, als vor dem Leben eines Unterthanen, und ich weiß also nicht, was aus mir werden wird. Ist meine Bestimmung zu Ende, so erinnere dich eines Freundes, der dich immer zärtlich liebt; verlängert der Himmel mein Leben, so schreib' ich dir morgen, und du erfährst, daß wir gesiegt haben ꝛc."

Der König suchte nun seinen Plan, Neipperg aus Schlesien zu vertreiben, rasch zu vollführen. Aber Maria Theresia, gegen welche nun auch Frankreich auf dem Kampfplatze erschien, wollte nun ihres muthigsten Feindes entledigt werden, und schickte den englischen Gesandten am östreichischen Hofe, der Friedrich Limburg und das spanische Geldern nebst zwei Millionen Thaler zum Ersatz für Schlesien anbieten sollte. Dieser Gesandte — so erzählt Friedrich — suchte durch eine pathetische Rede seine Vorschläge zu bewerkstelligen. Friedrich antwortete, indem er die Sache von der komischen Seite auffaßte, in eben so salbungsvollen Kraftworten und Floskeln und entließ denselben. Noch immer aber hielt er den von England abgeschickten Gesandten Lord Hyndford mit leeren Versprechungen hin.

Die Franzosen und Baiern waren indeß nach Oestreich vorgedrungen, auch Friedrich „brannte vor Begierde, etwas zu unternehmen." Er versuchte es daher, Neipperg von der Festung Neiße abzuschneiden, und ihm auf dem Wege eine Schlacht zu liefern; aber zufällige Umstände vereitelten diesen Plan, und die Preußen nahmen ihr Lager bei Neudorf. Maria Theresia verlangte nun im Ernste Frieden. Sie ließ denselben durch Lord Hyndford anbieten und wollte nur noch Neiße behalten. Aber jetzt trat Friedrich mit seinem Bündniße mit Frankreich auf, und erklärte, daß er dieß so eben geschlossen habe, und dadurch zur Verweigerung des Friedens gezwungen sey. — Dennoch kamen am 9. Oktober der König von Preußen, bloß von dem Obristen von Goltz begleitet, Lord Hyndford und Feldmarschall Neipperg sammt dem General Lentulus in Kleinschnellendorf im Fürstenthum Oppeln zusammen, um einen Waffenstillstand bis zum Frieden zu verabreden. Bis dahin wollte man den Krieg nur zum Scheine fortsetzen. Neipperg sollte den 16. Oktober mit seiner ganzen Armee Schlesien räumen, der König aber Neiße nach 14tägiger Belagerung einnehmen. Im December sollte der Frieden folgen, und in demselben ganz Niederschlesien bis zur Neiße dem Könige abgetreten werden. Die Hauptbedingung bei diesem Vertrage aber war, daß über denselben das unverbrüchlichste Geheimniß sollte beobachtet werden. — Friedrich erzählt, er habe damals noch nicht völlig Ursache gehabt, mit dem Hofe von Versailles zu brechen, und er habe deshalb Oestreich das

unverletzliche Stillschweigen zur Hauptbedingung gemacht, weil vorauszusehen war, daß es im Interesse Oestreichs liege, um die Verbündeten zu entzweien, diesen Vertrag bekannt zu machen, und er dann seiner Verbindlichkeiten entledigt sey.

Den 4. Nov. schloß Friedrich ein geheimes Schutz- und Trutzbündniß mit Baiern, in welche Kurfürst Karl ihm für die zu erobernde Grafschaft Glaz (die er für 400000 Thaler von demselben erkauft hatte) und er für Ober- und Vorder-Oestreich und für Tyrol Gewähr leistete. — Nachdem in zwölf Tagen Neiße erobert war, trennte sich die Armee; ein Theil rückte unter dem Prinzen Leopold von Anhalt in Böhmen ein, um sich mit den bairischen und sächsischen Truppen zu verbinden; einige Regimenter blokirten Glaz; und die übrigen Truppen lagerten sich unter dem Oberbefehl Schwerins in Oberschlesien. — Friedrich ging alsdann nach Breslau, wo er die Huldigung empfing. Er bestieg ohne alles Gepränge in seiner Uniform den Thron. — Hierauf reiete er nach Berlin ab. Noch gährten die Gemüther in Schlesien und besonders in Breslau, da sie sich ihrer alten Rechte beraubt sahen. Friedrich suchte durch heilsame Maßregeln, besonders durch Abschaffung alter Uebelstände, sich die Herzen der Bewohner dieser Provinz zu gewinnen. Den Katholiken versicherte er, daß sie nicht die mindeste Schmälerung ihrer Rechte von ihm zu befürchten hätten; die früher ihrer Glaubensmeinungen wegen vertriebenen protestantischen Sekten der Hussiten, Herrnhuter und Schwenkfelder wurden zurückberufen; die Lutheraner erhielten ihre eigenen Geistlichen; mehrere Standeserhöhungen wurden vorgenommen; die durch den Krieg verunglückten Einwohner wurden mit Geld und Getreide unterstützt; das früher ungeregelte Finanz- und Rekrutirungswesen wurde umgestaltet und bestimmte Normen darüber festgestellt; das Justizwesen nach Art der preußischen Erbländer angeordnet, und diese Maßregeln alle, nebst noch vielen andern, nach und nach befestigt. Zwar wurde Anfangs die soldatische Strenge, die aus Allem hervorblickte, von den Schlesiern oft für Despotie angesehen, aber nach und nach lernten auch die Bewohner dieser Provinz sich an das neue Regierungssystem gewöhnen.

Mit Maria Theresia hatte nun Friedrich eine Art von Waffenstillstand geschlossen. Diese Fürstin sollte durch die Kraft ihres eigenen Geistes allen Gefahren trotzen. Von allen Freunden und Bundesgenossen, von allen Gewährsmächten der pragmatischen Sanktion verlassen und zum Theil bekämpft, warf sie sich in die Arme des ungarischen Volkes, und gewann sich die Herzen dieses Volkes durch Anerkennung seiner Rechte,

mehr aber noch durch Vertrauen in der Noth. Den 13. September 1741 erschien sie in der Versammlung der Stände zu Preßburg, nach ungarischer Tracht in Trauer gehüllt, des heiligen Stephans Krone auf dem Haupte und mit dem königlichen Schwerte umgürtet. „Die betrübte Lage der Dinge — redet sie die Versammlung an — hat Uns bestimmt, Unsere geliebten und treuen Stände in Ungarn, an den neulichen Kriegseinbruch in Oestreich, an die Gefahren dieses Reiches zu erinnern, und sie um ein Mittel gegen dieses Unglück zu ersuchen. Selbst das Königreich Ungarn, Ich, Meine Kinder und Meine Krone werden bedroht. Verlassen von allen meinen Bundesgenossen, setze ich mein Vertrauen einzig und allein auf die so lange erprobte Treue und Tapferkeit der Ungarn. In dieser äußersten Gefahr ermahne ich euch und die Stände des Reichs, schleunigst über die Mittel euch zu berathen, welche für Meiner Kinder und Meiner Krone Sicherheit die zweckmäßigsten sind, und sie ins Werk zu setzen. Was mich betrifft, so können die getreuen Stände und das Volk von Ungarn auf Meine Mitwirkung in Allem, was zur Herstellung allgemeiner Wohlfahrt und des alten Glanzes dieses Reichs dient, rechnen.“ So sprach sie, ergriffen vom Gefühl des Unglücks und des unschuldig erlittenen Unrechts, und fast bis zu Thränen erweicht, zogen die rauhen Männer voll Begeisterung ihre Säbel und riefen: „Laßt uns sterben für Maria Theresia, unsern König.“ Aber nicht nur Worte, sondern auch kühne, hochherzige Thaten erzeugte diese Begeisterung. Reiche Privatleute lieferten ihr Silber in die Münze, ein großer Theil des Adels waffnete sich, um in den Krieg zu ziehen; und ein allgemeines Aufgebot erscholl nun durch das ganze Land. Außer dem regelmäßigen Heere Ungarns wurden die wilden Kriegeshorden der Slavonier, Kroaten, Merlachen ꝛc., ja selbst Räuberbanden, wie die Panduren, gegen Maria Theresia's Feinde gestellt. Unterdessen war die vereinigte bairisch-französische Armee bis nach Linz und Prag siegend vorgedrungen.

Die Beweggründe seiner Handlungsweise in Bezug auf den Waffenstillstand mit Oestreich setzt uns Friedrich genau auseinander. Wegen des Bündnisses mit Frankreich stand zu befürchten, daß er genöthigt seyn könne, mehr die Plane und Absichten des Hofes von Versailles, als seine eignen zu vollführen. Denn wirklich schien damals die Gelegenheit gekommen zu seyn, daß Frankreich (wenn es mit energischer Kraft aufgetreten wäre) die Macht seines Erbfeindes (Oestreichs) brechen, und so das ganze damalige System der europäischen Staaten hätte ändern können. Alle Berechnungen der Politik schienen zu diesem Resultate zu führen, zumal da nach den gewöhnlichen Verhält-

nissen der politischen Rechenkunst man die Begeisterung der Völker nicht in Anschlag zu bringen gewohnt war. Friedrich wäre also, wenn er die Plane der Franzosen mit aller Macht unterstützt und in Deutschland jede Großmacht, welche Frankreich hätte die Spitze bieten können, zerstört hätte, in ein ungleich abhängigeres Verhältniß zu Frankreich gekommen, als er je gestanden war. „Es schien also die Klugheit von dem Könige ein gemäßigtes Betragen zu fordern, durch welches er eine Art von Gleichgewicht zwischen den Häusern Bourbon und Oestreich festsetzen könne. Die Königin von Ungarn war am Rande des Abgrunds; ein Waffenstillstand gab ihr Gelegenheit, wieder einigermaßen zu Kräften zu kommen, und der König war sicher, daß er denselben brechen könnte, wenn er es für dienlich halten würde, weil die Politik des Wiener Hofes es erforderte, dieß Geheimniß bekannt zu machen." Auch — erzählt Friedrich — habe er die geheimen Verbindungen entdeckt, die Kardinal Fleury mit dem östreichischen Minister unterhielt, welche bezweckten, durch Abtretung der Krone Luxemburg und eines Theils von Brabant die Bundesgenossen Frankreichs preiszugeben. „Es kam also auch darauf an, mit Vorsicht zu verfahren, und vorzüglich sich nicht von einem alten Politiker überlisten zu lassen, der im vorigen Kriege wohl mit mehr, als einem gekrönten Haupte sein Spiel getrieben hatte."

Berlin war während dieses Winters fortwährend der Mittelpunkt der europäischen Unterhandlungen gewesen. Frankreich drang in den König, seine Armeen in Bewegung zu setzen; England ermahnte ihn, mit Oestreich Frieden zu schließen, Spanien warb um sein Bündniß; Dänemark suchte seinen Rath, um eine andere Partei zu ergreifen; Schweden verlangte seinen Beistand; Rußland seine Freundschaftsdienste zu Stockholm; und das nach Frieden seufzende deutsche Reich forderte in den lebhaftesten Vorstellungen die Beendigung der Unruhen. — Bald aber veränderte sich die Lage der Dinge. Was mit Zuverlässigkeit vorausgesehen werden konnte, traf ein. Der Wiener Hof machte den mit Friedrich geschlossenen Waffenstillstand (der nur dadurch ihm nützlich werden konnte) allenthalben bekannt; und die preußischen Truppen brachen aus ihren Winterquartieren auf, in denen sie kaum zwei Monate zugebracht hatten. „Noch einmal zog Preußens Schicksal den König auf jenen Schauplatz, den so viel Schlachten mit Blut überströmen sollten, und wo die Abwechslungen des Glücks nach einander beiden Theilen, welche den Krieg unter sich führten, fühlbar wurden." — Während des kurzen Waffenstillstands hatte Friedrich sein Heer bedeutend vermehrt. 3,600000 Thaler betrugen die Ein-

künfte des neuerworbenen Schlesiens, und der größte Theil dieses Geldes wurde zur Verstärkung der Truppen angewendet, die nun wieder handelnd auf dem Kriegsschauplatze auftraten. Schon zu Anfange des Jahres 1742 reiste also Friedrich von Berlin ab, und eilte zu seiner Armee; denn die veränderte Lage der Dinge machte seine Gegenwart nothwendig. Der Kurfürst von Baiern hatte an der Spitze der vereinigten französisch-bairischen Armee Prag erobert, und sich daselbst als König von Böhmen krönen lassen. Friedrich sendete demselben einen Aufsatz zu, worin er entwickelte, daß der Kurfürst nothwendig den Krieg ganz nach Oestreich spielen, und Wien schleunigst erobern müsse, da jetzt die Gelegenheit gegeben sey, einen rühmlichen Frieden mit Oestreich zu ertrotzen. Am Schlusse dieses merkwürdigen Aufsatzes heißt es: „Was heute sicher ist, kann morgen ungewiß werden. Geht der Churfürst auf Böhmen los, so stellt er seine Erblande dem Zufalle der Ereignisse frei: er bietet den Feinden einen reizenden Bissen dar, den sie nicht verschmähen werden. Meine Meinung also ist, daß man die Römer nur in Rom überwinden kann. Man lasse daher die Gelegenheit nicht vorübergehen, Meister von Wien zu werden. Es ist das einzige Mittel, diesen Streit zu enden, und einen rühmlichen Frieden zu erhalten.“ Aber dieser Vorschlag wurde gelesen und — blieb unberücksichtigt; denn theils verhütete es die französische Politik, das neuaufkommende Baiern zu mächtig werden zu lassen, theils verhinderte des Churfürsten Verlangen, sich bald zum Kaiser krönen zu lassen, die Vollziehung dieses — wie die Folge lehrte — so richtig und scharfsinnig berechneten Plans. Auch hatten die Verbündeten, in Ermessung der letzten Vorgänge, keine allzuhohe Meinung von den guten Absichten und der Zuverlässigkeit des Königs. Um also seine Bundesgenossen von seiner ernstlichen Willfährigkeit zu überzeugen, nahm er seinen Weg über Dresden. Hier gelang es ihm, den König von Polen und Churfürsten von Sachsen, August III., und den Grafen Brühl, den Günstling und nachmaligen Premierminister desselben, zur nachdrücklichen Mitwirkung an dem Plane zu gewinnen, die Oestreicher in ihren glücklichen Fortschritten zu hemmen, und sie aus ihren gut gewählten Stellungen zu vertreiben; denn schon war es so weit gekommen, daß der östreichische Feldherr von Khevenhüller mit 15000 Oestreichern, 15000 Franzosen zu Linz eingeschlossen hielt. Von hier aus reiste der König nach Prag. Als er in Prag ankam, hielt sich Linz noch; umsonst aber versuchte er es, den französischen Feldherrn, Marschall v. Broglio, zur Thätigkeit zu bewegen. Nachdem er für den Proviant der Sachsen gesorgt, reiste er von Prag durch

seine Standquartiere in Böhmen nach Ollmütz, welches Schwerin schon zu Ende des vorigen Jahres besetzt hatte. Sein Korps war durch den Prinzen Leopold von Böhmen her gedeckt. Der König blieb so lange in Ollmütz, bis die Truppen aus Schlesien ankamen, welche die Posten, die er zu verlassen im Begriff stand, wieder besetzt halten sollten. Sein Plan war, ganz Mähren in Besitz zu nehmen, und von dort aus selbst nach Oestreich einzudringen. Um sich indeß nur in Mähren halten zu können, so mußte Iglau und Brünn eingenommen werden. Von seinen Verbündeten, den Sachsen, sah sich der König in der Ausführung seines Unternehmens nicht nur nicht gefördert, sondern durch den Eigensinn derselben meist gehindert. In der Mitte Februars schickte er den Prinzen Dietrich von Anhalt-Dessau mit einem starken Vortrab nach Iglau voraus, und er selbst folgte ihm mit der Armee. Die Oestreicher verließen Iglau bei der Annäherung der Preußen, und die Stadt wurde mit Sachsen besetzt. Der König rückte bis Znaim vor. Von da schickte er unter Posadowsky und Schmettau ein Brandschatzungskorps nach Oestreich, das bis vier Meilen vor Wien streifte. Zu Anfang des März nahm er das Hauptquartier zu Selowitz und ließ Brünn einschließen. Aber der Kommandant der Festung war ein Mann von Einsicht; er schickte verkleidete Leute aus, durch die er die benachbarten Dörfer in Brand stecken ließ, machte kleine Ausfälle, und beunruhigte die Belagerer auf alle Weise. Da man Anstalten machte, die unter Segur in Linz eingeschlossenen Franzosen zu befreien, so war, um dieses zu verhindern, die östreichische Kriegsmacht nach Mähren gezogen worden; der Herzog von Lothringen war auf dem Marsche, Brünn zu entsetzen. Der König wollte mit den Sachsen ein Lager in der Gegend von Bohorlitz beziehen, und als die Sachsen sich nicht damit zu vereinigen schienen, beschloß der König, dieses Mähren zu verlassen, das er doch nur für den unthätigen König von Polen erobern sollte, und sich zu den preußischen Truppen die in Böhmen standen, zurückzuziehen. Ueberdieß erheischte der Mangel an Lebensmitteln und die durch die schlechte Witterung erzeugten Krankheiten unter den Soldaten, daß man ihnen Ruhe und Erholung vergönne. Die östreichischen leichten Truppen beunruhigten zwar seinen Rückzug, aber sie wurden von seinem Nachtrabe mit beständigem Verluste zurückgeschlagen. Auch die Sachsen zogen sich nach Böhmen an die sächsische Gränze zurück.

Da Friedrich das unzusammenhängende Wirken der Verbündeten klar vor Augen lag, versuchte er es jetzt durch den englischen Gesandten, Lord Hyndford, Friedensunterhandlungen mit Oestreich anzuknü-

pfen. Aber dieses, jetzt vom Kriegsglücke und andern Umständen begünstigt, schien nicht sehr geneigt für einen den Preußen vortheilhaften Frieden. — Schon lange wäre es, wenn auch nur nach dem Gesetze der Gegenwirkung, Großbritanniens Interesse gewesen, auf die Seite Maria Theresia's zu treten. Aber der friedliebende Minister Walpole, dem das Parlament verkauft war, hatte zwar, durch die Stimme des Volks gezwungen, einen Seekrieg mit Spanien begonnen, aber es war ihm doch gelungen, die Sympathie des Volkes für die Sache Maria Theresia's zu beschwichtigen. Jetzt, nachdem derselbe, den 3. Febr. 1742, von der Leitung der Geschäfte entfernt war, war Lord Carteret an seine Stelle getreten, der, nach Friedrichs Worten, „ein zweiter Hannibal, Allem, was den französischen Namen trug, einen unversöhnlichen Haß geschworen hatte.“ Der Eifer des englischen Volkes für die Sache Maria Theresia's ward nun laut, und Subsidien und Truppen wurden derselben zugesichert. Um die Feinde Oestreichs zu vermindern, wendete sich Carteret auch an Friedrich und versprach ihm einen vortheilhaften Frieden. Aber dieser „war fest entschlossen, Niemanden, als der Tapferkeit seiner Truppen, für den Frieden verpflichtet seyn zu wollen, und keine Hoffnungen auf die Unsicherheit einer Unterhandlung zu bauen.“ Eine ausgeruhte treffliche Armee von ungefähr 33000 Mann reizte ihn, das Glück der Waffen in einer entscheidenden Schlacht zu versuchen; denn glückte diese, so war es in seiner Macht, die Friedensbedingungen zu diktiren, und ging dieselbe verloren, lief man wenig Gefahr dabei.

Oestreich hatte bis jetzt noch immer geglaubt, mit dem Könige von Preußen einen Frieden schließen zu können, und deshalb hatten seine Generale den Befehl gehabt, sich in keine förmliche Schlacht mit ihm einzulassen. Jetzt erhielt der Herzog Karl von Lothringen *) den Befehl, die Preußen aufzusuchen und ihnen eine Schlacht anzubieten. Er brach mit 40000 Mann aus Mähren auf, und war in Böhmen, ehe man ihn vermuthete. Das Hauptquartier der Preußen war zu Chrudim, und die Truppen, die in 3 Korps getheilt waren, konnten in zweimal 24 Stunden zusammenstoßen. Dieß geschah nun schleunigst. Prinz Karl schien den König von seinen reichen Magazinen zu Pardubitz, Nimburg und Podiebrad abschneiden zu wollen. Um dieß zu verhindern, setzte sich der König am 15. Mai mit dem Vortrabe, der aus zehn Bataillonen Infanterie, zehn Eskadronen Husaren und

*) Dieser war eigentlich nur dem Namen nach der Feldherr, denn Königseck und Browne waren die eigentlichen Anführer.

eben so viel Dragonern bestand, in Bewegung. Der Erbprinz Leopold erhielt das Kommando über die ganze zurückgebliebene Armee, und den Befehl, dem Könige mit derselben alsbald zu folgen, wenn er sie mit Brod versehen hätte.

Als der König mit seinem Korps auf den Höhen von Chotiebars angekommen war, ritt er aus, um das Terrain zu recognosciren, und entdeckte von einer Anhöhe ein Lager für ungefähr 7—8000 Mann. Den andern Morgen war dieß Lager verschwunden, und es fand sich, daß es der Vortrab der Oestreicher gewesen sey, deren Hauptmacht sich zwischen Setsch und Bojanow gelagert hatte. Sogleich schickte der König an den Prinzen Leopold den Befehl, bei Czaslau sein Lager zu nehmen, und sich überhaupt der Stadt Kuttenberg, von wo der König zu ihm stoßen wollte, so viel als möglich zu nähern. Aber Prinz Karl von Lothringen war den Preußen zuvorgeeilt, und hatte Czaslau weggenommen. Leopold lagerte sich also zwischen Czikowitz und Sehusitz, so, daß das Dorf Chotusitz vor der Fronte war. Sogleich benachrichtigte er den König hievon, und ließ ihm melden, daß er erfahren habe, Prinz Karl stehe zu Willimkow, das heißt eine Meile vom preußischen Lager entfernt.

Den 17. Mai, Morgens 4 Uhr, rückte der König aus, um zum Prinzen Leopold zu stoßen, welchem er durch einen Kurier den Befehl ertheilt hatte, seine Truppen so zu stellen, daß er die Regimenter, die er mitbrächte, wenn er zu ihm stieße, in das zweite Treffen schieben könnte.

Unterdessen hatten sich die Oestreicher so gestellt, daß ihnen Czaslau im Rücken blieb. Der rechte Flügel der Infanterie hatte Chotusitz, und die östreichische Kavallerie hatte den linken Flügel der Preußen vor sich. Leopold that den Angriff mit einer Kanonade, und unter den ersten Schüssen kam der König an. Er billigte die Anstalten des Prinzen, und befahl dem General-Lieutenant Buddenbreck, eine Anhöhe, die von der rechten Seite der Preußen war, mit seiner Reiterei zu besetzen. Von hier aus griff nun Buddenbreck mit hastigem Ungestüm die Oestreicher an, und warf Alles vor sich nieder. Die ungeheuern Staubwolken, in die Alles gehüllt war, verhinderten, daß die Reiterei die errungenen Vortheile weiter verfolgen konnte, und jetzt trieb sie die zweite Linie der östreichischen Reiterei mit kräftigem Widerstand zurück. Während dessen hatte Graf Rothenburg, der im zweiten Treffen bei den Dragonern war, ein großes östreichisches Korps, das noch Stand gehalten hatte, zurückgeworfen, die Flanke der östreichischen Infanterie angefallen, und Alles vor sich niedergehauen. Er wurde

aber endlich verwundet, und konnte sich kaum aus dem Gedränge mit seinem in Unordnung gerathenen Haufen zurückziehen. — Königseck beschloß nun, mit seinem rechten Flügel auf den linken preußischen anzudringen. Leopold hatte daselbst nur nothdürftig das Dorf Chotusitz durch das Regiment Schwerin besetzen lassen. Mollwitz war für die preußische Reiterei eine blutige Schule gewesen. Sie hatte nur zwischen zwei Dingen zu wählen: Tod, oder die verdoppelte Ungnade eines Königs, der hier kühn sein Leben der Gefahr, wie jeder seiner Krieger bloßstellte. „Von willfährigem Eifer getrieben, das Unmögliche zu versuchen," ordnete sie sich unter vielen Mühen zur Schlacht. Die Regimenter Prinz von Preußen, Waldau und Bredow drangen durch das erste und zweite Treffen der Oestreicher, und als sie sahen, daß sie zu weit vorgedrungen seyen, hieben sie sich wieder durch das zweite und erste Treffen, und kamen ruhmgekrönt zurück. Aber immer schwankte hier noch das Kriegsglück zwischen beiden Seiten, die preußische Reiterei konnte die östreichische, und diese die preußische nicht unterdrücken. Es wurden endlich nur Neckereien. Einzelne Eskadronen warfen sich wechselsweise aufeinander, schlugen und wurden geschlagen, und entschieden Nichts. — Desto entscheidender war der Kampf der Infanterie. Königseck sah, daß durch den Abgang der Reiterei das Regiment des Prinzen Leopold von nichts mehr unterstützt war, und richtete deshalb alle Kraft seiner Infanterie auf diese Seite. Er brachte dieß Regiment wirklich zum Weichen, und beging den Fehler, daß er das Dorf Chotusitz anzündete. Schwerin wurde dieß zeitlich genug gewahr, rückte mit seinem Regimente aus, und bildete die Seite des linken Flügels. Das brennende Dorf erhob gleichsam eine Scheidewand zwischen den beiden Armeen, welche sie auf dieser Seite von einander trennte. Doch hinderte dieß die Oestreicher nicht, den linken Flügel der Preußen auf der rechten Seite des Dorfes anzugreifen. Einige östreichische Bataillone, die schon zwischen den preußischen Linien waren, zogen sich zurück, weil ihnen Hilfe fehlte, stellten sich aber sogleich wieder hinter Zäunen und hohlen Wegen gerade im Rücken der Regimenter Fouqué und Leopold. Plötzlich schwenkten sich diese, feuerten einigemal, pflanzten die Bajonette auf, drangen mit wildem Ungestüm auf die Oestreicher ein, zersprengten ihre Glieder, und trieben sie in Unordnung vor sich her. Aber vor dem Dorfe vermochte ihr Muth nichts gegen die Uebermacht der Oestreicher. Sie wurden mit einem mörderischen Feuer empfangen, und standen in Gefahr, daß ihnen der errungene Vortheil aus den Händen gewunden werde. Dieß bemerkte der König, und im Nu ließ er seinen

rechten Flügel gegen Chotusitz schwenken, um die linke Seite der Oestreicher anzugreifen. Diese Schwenkung entschied den Sieg. Die Oestreicher fürchteten, überflügelt zu werden, und verließen das Schlachtfeld in großer Unordnung. Der Feldmarschall Buddenbrock verfolgte sie lebhaft; auch die preußische Infanterie setzte ihnen bis Czaslau nach und besetzte diesen Ort.

So endigte diese Schlacht zum Vortheile des Königs. Das letzte taktische Manöver verschaffte den Preußen Sieg und Uebermacht: denn der Muth war auf beiden Seiten gleich gewesen. — Aber hier in dieser Schlacht zeigte Friedrich zum Erstenmale dem staunenden Europa jene Feldherrn-Talente, die ihn den größten Heerführern aller Zeiten gleichstellen *).

Das Gefecht bei Chotusitz hatte drei Stunden gedauert. Die Schlacht

---

*) Mit seiner Größe als Feldherr zeigte er auch jetzt schon seine Popularität, die seitdem so oft nachgeahmt und nachgeäfft wurde. Nach der Schlacht ließ der König folgende Erklärung bei der Parole bekannt machen: „Weilen Ihro Königl. Maj. die größte Ursache von der Welt haben, mit Ihren braven und unüberwindlichen Truppen zufrieden zu seyn, und da sie gern diejenigen, welche Ihnen so gut und ehrlich dienen, auf alle Art und Weise durch Avancements und Recompense zu belohnen suchen, um ihnen auch ihre particuliere Obligation dafür zu zeigen; so lassen sie durchgehends allen ihren Offizieren von der Infanterie und Kavallerie, vor ihre rechtschaffene Dienste, so sie Höchstdenenselben anjetzo und bei der vorigen Bataille geleistet haben, auf das allergnädigste danken, und soll denen gemeinen Soldaten, sowohl von der Infanterie als von der Kavallerie, auch gesagt werden, daß Ihre Königl. Majestät vollkommen mit ihnen zufrieden sind. Da aber verschiedene Officiere bei dieser Action besonders vor andern sich distinguiret, und Ihre Königl. Maj. bekannt ist, daß selbige, als ehrliebende Officiere, mit Gelde und andern Recompensen nicht genug zu belohnen sind; also halten Höchstgedachte Ihre Königl. Maj. es vor Ihre Schuldigkeit, solche durch extraordinäre Avancements zum Besten dero Armee von dießmal außer ihrem Rang zu avanciren. Ihro Königl. Maj. sind versichert, daß Ihnen solches kein Officier verdenken, sondern vielmehr alle andere, so sich bei vorkommenden Occasionen ebenso distinguiren werden, als diejenige, so jetzo mit extraordinären Avancement begnadigt, gethan, solches gerne sehen, auch denjenigen vor keinen ehrliebenden und rechtschaffenen Officier halten werden, der auf solches etwas zu sagen findet, weil extraordinäre Actiones auch auf eine extraordinäre Art belohnt werden müssen. Denjenigen aber, so durch die Disposition der Bataille nicht zum Treffen gekommen, lasse Ihro Königl. Maj. allergnädigst versichern, daß das erstemal, wenn sie dazu kommen werden, selbige gleichmäßige Recompense von Höchstdenenselben gewiß zu erwarten haben, und dahero es nur auf die erste Gelegenheit ankäme, um gleichfalls ihr Fortune zu machen ꝛc."

bei Mollwitz war blutiger in ihrem Kampfe und bedeutungsreicher in ihren Folgen gewesen. „Wären die Preußen auch bei Chotusitz geschlagen worden, so war darum der Staat nicht ohne Hilfe; aber der Sieg verschaffte hier den Frieden. — Der König nahm sein Lager bei Kuttenberg, wo er eine Verstärkung von 6000 Mann, die ihm der Fürst von Anhalt aus Oberschlesien zusandte, an sich zog. Prinz Karl ging bis Deutschbrod zurück, und unternahm weiter nichts, als daß er hin und wieder einige Haufen seiner leichten Völker absandte, um den König zu beunruhigen. Aber diese unregelmäßigen Haufen, die nur im kleinen Kriege, auf Bergen, in Wäldern und Hohlwegen nützlich seyn konnten, wurden immer von der Einheit und Schnelligkeit der preußischen Truppen mit bedeutendem Verluste in die Flucht gesprengt. Viele Officiere entwickelten in diesen Kämpfen eine Kühnheit des Muthes und eine Gegenwart des Geistes, denen die Krone des Ruhmes nie versagt wurde.

Aber die beiden kriegführenden Theile, Maria Theresia sowohl als Friedrich, wünschten den Frieden. Friedrich ließ daher dem Grafen Podewils, der sich damals zu Breslau befand, Vollmachten ausfertigen, wornach er in den Stand gesetzt war, mit Lord Hyndford, der von Oestreich dazu bevollmächtigt war, die Präliminar-Artikel des Friedens festzustellen.

Ehe wir jedoch Friedrich in den Kreis seines Ruhelebens folgen, sehen wir noch auf sein Geistes- und Gemüthsleben unter den wechselvollen äußern Erlebnissen des Krieges. Auch hier sind wieder einzelne Briefe an seine Freunde, besonders die an Jordan, der wahre Ausdruck desselben. — Ollmütz den 2. Febr. 1742 schrieb er an Jordan: „— Zwei Worte aus der Feder meines Freundes sind mir schätzbarer, als alle auch noch so feinen Einfälle, die das unermeßlich fruchtbare Gehirn der Leute hervorbringt, die ohne Freundschaft und ohne Genie geboren sind. — Neuigkeiten von mir kann ich dir weiter nicht schreiben, als daß der Dämon, der mich jetzt in Mähren umher jagt, mich auch wieder nach Berlin bringen wird. Ich bin ein großer Thor, lieber Freund, daß ich meine Ruhe für den nichtigen Ruhm verlassen habe, der aus zufälligen Ereignissen entspringen kann. Aber es gibt ja so viele Thorheiten in der Welt, und die meinige gehört, denk' ich, unter die allerältesten. Ich empfehle dir rosenfarbene Ideen, die schwarzen sollen ganz fort! In meiner Abwesenheit male Alles ins Schöne, und zwar in Wattau's Manier, die besser ist als die Rembrandische. Leb' wohl! Ich bitte dich, verlange keine Verse von einem Manne, der nichts als Häckerling und Heu im Kopfe hat. Beklage

deinen Freund, aber lieb' ihn immer." Großbititsch den 11. Febr. „Trotz dem verteufeltsten Ort in ganz Mähren und in ganz Europa, trotz den höchst abscheulichen Wegen und der unerträglichsten Beschwerlichkeiten, komme ich einen Augenblick zu mir selbst, und schreibe Ihnen, daß ich, auch mitten unter meinen Arbeiten, den Briefsteller nicht vergesse, dem es an Lakonismus keiner gleichthut. Laß Maupertuis wissen, daß meine Reise nach Mähren die seinige nach Berlin bedingen soll. Das wäre denn ein guter Beweis für Wolffs Axiom, daß Alles in der Welt miteinander zusammenhängt. Der Friede soll mir alle Künste und Wissenschaften wiedergeben. Schreib' mir Briefe von sechs Bogen, plaud're viel, und laß mich Alles wissen, was dir in den Kopf kömmt. — Ein Lebewohl für die liebenswürdigsten Grillenfänger in Berlin. Erinnere dich bisweilen an den philosophischen Soldaten, der nach Rheinsberg und seinen Freunden seufzt." Znaim den 28. Febr. „— Ich lebe hier in Znaim in den Tag hinein, bin bisweilen sehr beschäftigt, und habe dann einmal wieder gar nichts zu thun. Indeß studire ich, so oft ich Muße dazu habe, lese, schreibe und denke viel. Das heißt seine Maschine nützen, werden Sie sagen. Freilich ist das wahr, aber ich antworte Ihnen: man muß seinem Magen etwas zu thun geben, wenn man kann, und das um so mehr, da das Verdauungswerk unsicher ist. Eben so muß man selbst in diesem kurzen Leben Gebrauch von seinem Getriebe machen, denn es nützt sich sonst mit der Zeit ab, ohne daß man Vortheil davon gehabt hat." Pohrlitz den 11. März. „— Dieses Jahr, dünkt mich, wird uns noch größere Vorfälle zeigen, als das vergangene. Die Verwicklung wird immer stärker, und ich glaube, die menschliche Klugheit sey schlechterdings nicht im Stande, bei einer so kritischen Lage ein sicheres Urtheil zu fällen. Die Zeit wird den Schleier lüften, der die Ereignisse gegenwärtig bedeckt, und dann werden sich neue Scenen entwikkeln. Man hat in Wien einen Kometen gesehen, und nun behauptet Jedermann, das prophezeie ihnen Glück. Ich für meinen Theil glaube das nun nicht, und bilde mir ein: Horoscope müsse man nicht am Himmel, sondern auf der Erde suchen. Nur aus guten, zu rechter Zeit getroffenen Maßregeln, aus weisen Ueberlegungen, aus raschen und gutgewählten Entschlüssen kann man Unternehmungen und ihren Erfolg beurtheilen." Im Quartier zu Selowitz den 17. März: „Liebster Jordan! Der Unterschied zwischen der Muße in Berlin und den Beschäftigungen in Selowitz besteht darin, daß man dort Verse und hier Gefangene macht. Ich bin bisher, das schwöre ich Ihnen, so geplagt gewesen, daß ich unmöglich die Unbefangenheit des Geistes

erlangen konnte, welche die Mutter der Imagination, und folglich auch der Dichtkunst ist. — Nie haben die Spartaner meine Truppen übertroffen. Ich setze auch so viel Vertrauen auf sie, daß ich mich für zehnmal mächtiger halte, als sonst. — Geben Sie Knebelsdorf das beigefügte Gemälde, damit er sieht, daß ich an ihn denke. Schreiben Sie mir, wer der Marquis d'Argens ist, ob er den unsteten, flatterhaften Geist seiner Nation hat, ob er die Kunst zu gefallen versteht, kurz, ob Jordan ihm Beifall gibt. Wenn ich Sie einmal wieder sehe, können Sie gewiß seyn, daß meine Redseligkeit mächtig übersprudeln wird. Wahrlich! die Ehre, das große Rad der europäischen Angelegenheiten zu drehen, macht einem sehr sauere Arbeit; die weniger glänzende Lage, wo man unabhängig der Muße in stiller Vergessenheit lebt, ist meines Erachtens viel glücklicher, und das wahre Loos der Weisen in der Welt. Ich denke oft an Rheinsberg und an den freiwilligen Fleiß, der mich mit den Wissenschaften und Künsten vertraut machte. Aber bei dem Allem ist keine Lage ohne Leiden. Ich hatte damals kleine Freuden, doch fehlte es auch nicht an kleinen Unfällen. Damals schiffte ich auf einem kleinen Flusse, jetzt schiffe ich auf der offenen See. Eine Welle hebt mich bis zu den Wolken empor, eine andere schleudert mich in den Abgrund, und eine dritte wirft mich noch schneller wieder in schwindelnde Höhe. Dieser heftigen Bewegungen der Seele bedarf nun der Philosoph eben nicht; denn, was man auch sagen mag, ist es doch sehr schwer, bei den verschiedenen Schicksalen gleichgiltig zu bleiben, und das Gefühl aus dem menschlichen Herzen zu verbannen. Vergebens bestrebt man sich, im Glücke kalt zu scheinen, im Kummer unempfindlich zu seyn; das Gesicht kann sich wohl maskiren, aber der Mensch, das Innere, die Falten des Herzens werden nichts desto weniger getroffen. Ich für meine Person verlange weiter nichts, als daß Fortuna mir die Menschlichkeit und alle die Tugenden nicht verderben soll, denen ich immer gehuldigt habe. Wie ich hoffe und mir schmeichle, werden meine Freunde mich immer so wieder finden, wie ich gewesen bin. Bisweilen werde ich beschäftigter, voll Sorgen, unruhig und mit Arbeiten überhäuft seyn: aber doch stets bereit, Ihnen zu dienen und Ihnen zu beweisen, daß ich Sie von ganzem Herzen liebe und achte." Sclowitz den 19. März: „Wir werden gewiß bald eine Schlacht liefern. — Kaufen Sie in der Stadt einen Boileau, und schicken Sie ihn mir; ebenso Cicero's Briefe vom dritten Theil an bis zu Ende. Auch legen Sie, wenn es Ihnen gefällig ist, noch die Tuskulanischen Untersuchungen bei, desgleichen die Philippinischen Reden und Cäsars Nachrichten." Den

23. März. „Wir leben hier in Sclowitz sehr arbeitsam und philosophisch. Den Cicero erwarte ich sehr ungeduldig; diese Lectüre schickt sich sehr zu den gegenwärtigen Umständen.“ Den 2. April: „Wir sehen sehr großen Ereignissen entgegen. Unmöglich kann man sie vorher bestimmen; aber ganz gewiß werden wir bald große Revolutionen erfahren, die Europa's politische Figur entweder ändern oder fixiren. Erinnere dich bisweilen des armen Ixions, der wie ein Galeerensclave an dem großen Rade arbeitet, und sey überzeugt, daß weder Glück noch Unglück, weder Gesundheit noch Krankheit, weder Fürstenthum noch Königreich meine Freundschaft gegen dich im Mindesten ändern werden.“ Den 3. April „— Ich liebe die Freiheit, und beraube mich doch ihrer.

Fürwahr ein Tollhaus ist die Welt, in der
Fünftausend Jahre schon die Brut der Thoren hauf't,
Die Alles ohne Bon sens thut, und doch
Im Munde stets ohn' Unterlaß Vernunft hat.

Sagen Sie Knobelsdorf, er möchte, um mir Vergnügen zu machen, über meine Gebäude, meine Meubles, meine Gärten und das Opernhaus schreiben.“ Leitomischel den 16. April: „— Ich bitte, beruhigen Sie sich über Europa. Wenn man das Unglück aller einzelnen Menschen zu Herzen nehmen wollte, so wäre das Leben nichts als ein Gewebe von Kummer. Ueberlassen Sie jedem die Mühe, die Spindel abzuwickeln, so gut er kann, und schränken Sie sich auf Theilnahme an dem Schicksale Ihrer Freunde, d. h. einer sehr kleinen Anzahl von Personen, ein. Dieß ist bei meiner Ehre Alles, was die Natur von einem guten Bürger fordern kann; denn sonst könnte uns unser Gehirn nicht Feuchtigkeit genug zu den Thränen hergeben, die wir vergießen müßten.

Europa, das ein Kobold treibt,
Verlor, so sagt man, den Verstand;
Wenn man nach seiner Miene schließt,
So kömmt man leicht auf den Verdacht.

Der Abbé de St. Pierre weiß sich viel damit, daß er mit dem Interesse der europäischen Fürsten eben so leicht fertig werden kann, als Sie mit dem Versemachen. Dieß große Geschäft stößt sich bloß an die Einwilligung der betheiligten Parteien.“ Chrudim den 27. April: „Sie glauben vielleicht, ich habe zu viele Arbeiten, als daß ich an meine Freunde denken könne; aber wissen Sie, daß diese mit den größten Geschäften al pari gehen.“ Den 5. Mai: „— Mir

bleibt nichts übrig, als mechanisch auf der Heerstraße der Gewohnheit fortzukriechen, und so in Pausch und Bogen dem Beispiel unsers guten und lächerlichen Menschengeschlechts zu folgen, das, ohne seine Absicht merken zu lassen,

Aus langer Weil', aus Höflichkeit
Des armen Nächsten Haut zerfleischt,
Und in dem Arm der Indolenz
Das Gift des Todes destillirt,
Das seine Medisance ernährt,
Was denn fürwahr nicht christlich ist.

Doch, wir Leute setzen in das Christenthum nicht eben gar zu viel; und man glaubt ganz gewöhnlich, es sey besser, der Vater eines Bonmots, als ein Bruder in Jesu Christo zu seyn. Wenn es Krieg gibt, vergißt man diese brüderliche Zärtlichkeit ein wenig." Auf dem Schlachtfelde bei Chotusitz den 17. Mai 1742: „Lieber Jordan, ich sage dir ganz guthen Muthes, daß wir den Feind derb geschlagen haben. Wir befinden uns alle wohl. Der arme Rothenburg ist in der Brust und am Arm verwundet; doch, wie man glaubt, nicht gefährlich. Leb' wohl. Du wirst, denk' ich, herzlich vergnügt seyn über die gute Neuigkeit, die ich dir erzähle." Im Lager zu Kuttenberg den 5. Juni: „—— Die in Berlin gedruckte Relation *), die gegenwärtig ohne Zweifel auf allen Kaffeehäusern in Europa circulirt, ist von mir selbst. Ich habe den ganzen Vorfall genau und wahrheitsgemäß auseinandergesetzt. — Ich lese viel, wenn ich keine wichtigeren Geschäfte habe. Mit einem Worte, mein Zelt sieht einer Philosophenwohnung weit ähnlicher, als des Diogenes lächerliche Tonne und das unanständige Kämmerchen des Leibnitz." Und mit den Worten, die Friedrich noch aus dem Lager bei Kuttenberg seinem Freunde zuruft, und die, wenn auch in abgezählten Worten und Sylben, doch manchen Blick in die Falten seines Innern gestattet. Den 10. Juni 1742 schreibt er:

„Für Künste kam ich in die Welt,
Und die neun Schwestern säugten mich.
Zu ihnen rief mich Alles hin
In meines Lebens Frühlingszeit.
Das Herz von Mitleid mir erfüllt,
Die Sitten kunstlos waren noch.
Am Stolz, den uns die Größe baut,
Fand wenig Lust mein Innr'res noch.

*) *Relation de la bataille de Chotusitz.* Berlin 1742. 4.

BAYERISCHE STAATS BIBLIOTHEK MÜNCHEN

Ich schätzte nicht die Tapferkeit
Des Helden voller Tyrannei,
Den eine Schmeichlerschaar umringt.
Die Grazien, die Zärtlichkeit,
Der gaukelhafte Wahn der Brust,
Die vom Gefühl durchdrungen war,
Der Gott, der süße Freud' uns gibt,
Und schöne Wollust jeder Art —
Mit Blumen kränzten sie mein Haupt,
Die Cytherens Insel gab.

Nur wenig Tropfen trank ich erst
Aus diesem Becher vollen Glücks,
Bald trieb alsdann mich das Geschick
Zu einer weitern Bahne hin,
Die mancher große Wechsel trifft.
Ich stieg hinan, ob ungern zwar.
Mit einem stolzen Siegerblick,
Mit Glanz, der leicht verblenden kann,
Und brausend kühn, voll Eigensinn,
Erschien mir da des Ruhms Phantom.
Ich bot ihm reichen Weihrauch dar;
Und dieser falsche Gottesdienst,
Der wohl in seinem Wahne glänzt,
Doch fruchtbar an Gefahren ist,
Gab Kühnheit mir auf meiner Bahn.

Doch bald nun quälte mich der Ruhm;
(War ich ja nicht sein rechter Sohn)
Da kehrt' ich zu mir selbst zurück,
Und sah in seiner grausen Lust
Das Mißgeschick der Sterblichen,
Das ihre Raserei sich schafft;
Des Ungeheuers Schreckgestalt,
Das in den Strömen Blutes schwimmt,
Die seiner Wuth entquellen sind.
Es opfert sich die Menschheit auf,
Auf daß sein Name herrlich sey,
Auf daß es Weihrauch schlürfen kann,
Und seine Stirn ein Kranz bedeckt.

Nein! lieber werd' ich nie genannt!
Ich habe Nero's Wildheit nicht;
Der Tropfen Blut, der meinem Freund
Für meinen Sieg entquellen ist,
Füllt mir das Herz mit Todesgift;
Und werd' ich dann beglückter seyn,
Wenn mich der Zeiten Jahrbuch nennt?

Ein Hundert Jahr entrinne nur,
Was sag' ich? es vergeh' ein Jahr,
Dann stürzt ja selbst der größte Ruhm
In ewige Vergessenheit. —
In jener wundervollen Welt,
Die das Elysium umschließt,
Soll da der Mann, der heute starb,
Wohl mehr als all' die Helden seyn,
Die wagerafft des Todes Schwert?
Du stirbst; dein Name, den der Neid
Bezeiert, ist selbst nach dem Tod
Vor schwarzer Läst'rung sicher nicht.
Beglückt, beglückt der Sterbliche,
Den stets sein guter Genius
Nur unbekannt, und still vergnügt
Bei seinem Schicksal leben läßt!
Man nannte meinen Namen nicht,
Eh' ich den Strahl der Sonne trank!
So werd' er denn auch später nicht genannt,
Wenn mich das Grab vernichtet hat."

Schon den 11. Juni 1742 wurden zu Breslau die vorläufigen Friedensbestimmungen unterzeichnet. Beide Theile versprachen, kein Bündniß einzugehen, das diesem Frieden entgegen wäre. Die Königin von Ungarn überließ, mit völliger Souveränität und Unabhängigkeit, von der Krone Böhmen und ihrer Lehensherrlichkeit an den König von Preußen und dessen Erben das Herzogthum Nieder- und Ober-Schlesien, nebst der Grafschaft Glatz und dem mährischen Distrikt Katscher; sie behielt aber von Schlesien das Fürstenthum Teschen, den jenseits der Oppa gelegenen Antheil der Fürstenthümer Troppau und Jägerndorf und den südlichen Theil vom Fürstenthum Neiße, so daß 102 Quadratmeilen von Schlesien östreichisch blieben, während 841 schlesische Quadratmeilen preußisch wurden. Friedrich entsagte dagegen für sich und seine Erben allen alten und neuen Ansprüchen an die Königin von Ungarn. Er versprach, die katholische Religion bei ihrer gegenwärtigen Verfassung zu lassen; allen Einwohnern wurden ihre Privilegien zugesichert, mit Vorbehalt unumschränkter Gewissensfreiheit für die Protestanten, und der dem Souverän des Landes zustehenden Gerechtsame. Weil einige Bezirke der katholischen Kirche unter der geistlichen Gerichtsbarkeit auswärtiger Bischöffe stunden, so wurde auch hieran vorläufig nichts geändert. Noch übernahm Preußen, die von englischen Kaufleuten pfandweise auf Schlesien geliehenen 1,700000

Thaler zu bezahlen. — Nach Austauschung der Ratifikationen zog der König seine Truppen aus Böhmen zurück. Ein Theil ging durch Sachsen, um in des Königs Erblande zurückzukehren; ein anderer Theil marschirte nach Schlesien, „um diese neue Eroberung zu beschützen."

Sehr treffend sind die Worte, mit denen der König die Erzählung seiner ersten Thaten beschließt: „Wäre dieses große Unternehmen mißlungen, so hätte man den König für einen unbedachtsamen Fürsten gehalten, der Dinge unternimmt, die seine Kräfte übersteigen; und da es gelang, sah man ihn als einen Glücklichen an. In Wahrheit, es ist nur das Glück, das über den Ruf entscheidet: wer vom Glücke begünstigt wird, erhält Beifall; wen es verschmähet, der wird getadelt."

Durch den Frieden Friedrichs mit Maria Theresia hatte sich derselbe von den früheren Verbindungen mit Baiern und Frankreich losgesagt, und um die Beweggründe hiefür genauer einzusehen und beurtheilen zu können, müssen wir auf den Fortgang der Angelegenheiten dieser Mächte näher eingehen. Nachdem der Churfürst von Baiern Prag erobert und sich daselbst als König von Böhmen hatte huldigen lassen, eilte er dem Rheine zu, um die Kaiserkrone der Deutschen zu empfangen. Denn schon war in Frankfurt das Wahlkollegium der Churfürsten versammelt. Der Marschall Belle-Isle, als französischer Geschäftsträger, leitete die ganze Wahlhandlung. Churfürst Karl Albrecht wurde einstimmig — natürlich mit Ausnahme der böhmischen Stimme — den 24. Januar 1742 als Karl VII. zum Kaiser erkoren. Dem prachtvollen Einzuge zu Frankfurt folgte zwölf Tage darauf die mit großem Glanze vollzogene Kaiserkrönung. Aber während Karl Albrecht nach Frankfurt geeilt war, um sich daselbst krönen zu lassen, hatte Khevenhüller die bairischen Linien bei Linz überstiegen, und Menzel streifte mit seinen Horden von Croaten und Panduren in Baiern. Der bairische General Törring wurde durch Bärenklau und Menzel in der Nähe von Scherding völlig geschlagen. Dadurch war Baiern preisgegeben, die französische Armee in Böhmen in bedenkliche Lage gebracht, und der französische General Segur genöthigt, in Linz eine Capitulation einzugehen, unter der Bedingung, daß er mit 10000 Mann abziehen dürfe. — Bald nachdem also Karl VII. als Creatur der Franzosen deutscher Kaiser geworden war, wurde ganz Baiern, mit Ausnahme weniger Plätze, wie Straubing, Landsberg und Ingolstadt, von den

Oestreichern erobert und mißhandelt *). Vergebens eröffnete Karl zu Frankfurt Reichstag und Reichsversammlung, er war ohne Ansehen und ohne Geld, und bei den deutschen Fürsten war kaum eine Spur von National-Eifer für ihren Kaiser zu treffen, den sie noch überdieß als einen schwachen Mann nicht hochstellten. Vergebens erschien ein neues französisches Heer in Deutschland; die Angelegenheiten der Verbündeten verschlimmerten sich stets, und in England trat noch zu Maria Theresia eine mächtige Stütze. Friedrich allein stand, wie immer, unter allen seinen Bundesgenossen kämpfend und siegend da: während die übrigen meist nach sich durchkreuzenden Planen gehandelt hatten, hatte er allein den glorreichen Sieg bei Chotusitz erfochten, und schloß darauf einen Separat-Frieden mit Oestreich. Friedrichs Grundsatz war, daß, wenn er ein Bündniß eingehe, er es bloß des Nutzens seines Staates wegen eingehe, daß er also, wenn es der Staatsvortheil erheische, auch dieses Bündniß wieder aufgeben müsse, da ja dann der Grund für dasselbe wegfalle. Der Friede, den er nun mit Maria Theresia geschlossen, schien durch früher eingegangene Verbindlichkeiten auf fremde Verhältnisse Rücksicht nehmen zu müssen; und die Art und Weise, wie er die damaligen Begebenheiten überschaute und beurtheilte, zeigen nicht minder den ausgezeichneten Scharfblick, als die delicate Feinheit, mit der er früher geknüpfte Bande löste, eine außerordentliche Gewandtheit beurkunden, die ihn, wie er schon in die Reihe der ersten Regenten und Feldherrn einzutreten begann, auch in die Reihe der ersten Politiker einführen. — Im Lager zu Kuttenberg den 15. Juni schrieb er an Jordan: „Da wäre ja endlich der Friede da, nach dem Sie so sehr geseufzt haben, für den so viel Blut vergossen wurde, und an dem ganz Europa beinahe schon zweifelte. Ich weiß nicht, was man von mir sagen wird.

*) Einen Begriff, wie Menzel und seine Horden in Baiern gehaust haben, mag nachstehendes Decret geben, welches er am 7. Jan. von Ried aus erließ: Daferne sich die sogenannten Landsähnler unterstehen würden, auf zu seyn und wider mich offensive zu agiren, so erkenne selbe für keine Miliz, wird auch nach der raison de guerre mit ihnen keiner Gestalt verfahren werden, maßen selbe in lauter Lumpengesindel, nichtswürdigen und obieusen Leuten bestehen, und also solche von mir mit keinem andern Tractement oder Pardon gewürdigt werden sollen, also daß Einer dem Andern Nasen und Ohren abschneiden, und wenn solches geschehen, der civilen Justiz zum Aufhenken sollen übergeben werden.

In der That rechne ich auf irgend einen satyrischen Pfeil und auf die gewöhnlichen Reden, die Gemeinplätze, welche Gecken und Ignoranten, mit Einem Worte Leute, die nicht denken, einander stets nachbeten. Aber ich bekümmere mich wenig um das unsinnige Geschwätz des Publikums, und frage alle Professoren der Jurisprudenz und der politischen Moral, ob ich dann, wenn ich meine Verbindlichkeiten nach meinen besten Kräften zu erfüllen gesucht habe, mich jetzt nicht davon lossagen darf, da ich hier einen Alliirten gar nichts, und dort einen andern nichts Kluges thun sehe, und da ich noch obendrein besorgen muß, bei dem ersten Unfall werde der stärkste und mächtigste meiner Alliirten einen geheimen Frieden schließen und mich ganz verlassen. — Ich frage, habe ich in einer Lage, worin ich den Untergang meiner Armee, die Erschöpfung meines Schatzes, den Verlust meiner Eroberungen, die Entvölkerung meiner Staaten, das Unglück meiner Unterthanen, mit Einem Worte, worin ich alle die Widerwärtigkeiten voraussah, denen das unsichere Glück der Waffen und die Falschheit der Politiker aussetzen — hat in einer solchen Lage ein Souverän nicht das Recht, sich durch einen klugen Rückzug vor einem gewissen Schiffbruch, oder vor einer augenscheinlichen Gefahr zu retten?

„Fragt man nach Ruhm? Meine Truppen haben dessen genug erworben. Nach Vortheilen? Meine Eroberungen beweisen sie. Verlangt man, die Truppen sollen sich zum Krieg gewöhnen? Nun so berufe ich mich auf das unwiderlegbare Zeugniß meiner Feinde. Kurz, diese Armee kann an Tapferkeit, Stärke, Ausdauer in Beschwerlichkeiten und in Allem, was Truppen unüberwindlich macht, nicht übertroffen werden.

„Bezeichnet man den Spieler als einen klugen, der, wenn er ein sept-leva gewonnen hat, den Tisch verläßt; so muß man noch mehr das Betragen eines Kriegers billigen, der sich nach einer Reihe von vortheilhaften Siegen vor Fortunens Launen zu sichern weiß. — Sie werden mich nicht verdammen, aber wohl jene Stoiker, die mit ihrem kalten Temperamente und ihrem verbrannten Gehirne sich zur strengen Moral hinneigen. Nun, ich werde ihnen erwiedern: Ihr thut recht wohl daran, eure Grundsätze zu befolgen; aber zu dieser strengen Tugend schickt sich die Romanenwelt besser, als unsere Erde; und überdieß hat eine Privatperson andere Beweggründe, ein ehrlicher Mann zu seyn, als der Souverän. Bei jenem betrifft es nur seinen persönlichen Vortheil, um diesen muß er beständig dem Wohl

der Gesellschaft aufopfern; folglich ist es seine Pflicht, nach der strengen Moral zu leben, da die Regel fest steht: Besser, daß ein Mensch leide, als daß die ganze Nation zu Grunde gehe. — Ein Souverän hat das Wohl des ganzen Volkes zum Ziel, und seine Pflicht erheischt, daß er es ihm bereiten soll. Um dahin zu gelangen, muß er sich selbst aufopfern, also noch weit eher seine Verträge, wenn sie anfangen, dem Wohl seines Volkes entgegen zu seyn."

Ob diese Grundsätze je anwendbar seyen, und ob sie in diesem Falle angewendet werden können, bleibt hier noch dahingestellt. Jedenfalls hat Friedrich hier einen Grundsatz ausgesprochen, der für die Würdigung seines eigenthümlichen Charakters von großer Bedeutung ist: er wußte inne zu halten und seinen Planen Schranken zu setzen. Wenn man dieses betrachtet, steht er höher als manche Helden der alten und neuen Zeit (Alexander, Napoleon); denn es ist weit schwerer für den Helden, stille zu stehen auf der einmal betretenen Bahn des Ruhms, als vorwärts zu schreiten.

So glaubte Friedrich den abgeschlossenen Frieden bei sich und den Freunden seiner Denkweise genugsam rechtfertigen zu können, aber bei der Eröffnung des geschlossenen Friedens an die Bundesgenossen mußte man mit Behutsamkeit und Umsicht zu Werke gehen, denn jene Gründe mochten wohl hier nicht unverhohlen zu erklären seyn. Zwar wußte Friedrich, daß Frankreich, wenn es seiner wieder bedürfe, sich doch wieder an ihn wenden würde, denn nicht seiner Moral, sondern seiner Streitkräfte wollte man sich versichern. Dennoch wollte der König diese Macht keineswegs beleidigen, vielmehr suchte er sie mit der Feinheit, deren solche Gegenstände bedürfen, zu behandeln, und er begnügte sich, aus einem ehemaligen Theilnehmer am Schauspiele jetzt bloßer Zuschauer geworden zu seyn. In dieser Absicht schrieb Friedrich einen Brief an den Kardinal Fleury, worin er ihm weitläufig die Dienste, die er dem Bunde geleistet, auseinandersetzte und die Lässigkeit der übrigen Bundestruppen schilderte, durch die er in die mißlichste Lage hätte kommen können, in die nämlich, daß seine Erbländer angegriffen worden wären. „In dieser bedenklichen Lage — heißt es am Schlusse dieses Briefes — sah ich, zum größten Kummer meines Herzens, mich in die Nothwendigkeit versetzt, mich aus dem Schiffbruch zu retten und einen sichern Hafen zu gewinnen. Wenn mißliche Ereignisse mich gezwungen haben, ein Mittel zu ergreifen, welches die Noth rechtfertigt; so werden Sie doch stets mich treu in der Erfüllung derjenigen Pflichten finden, deren Vollziehung allein von mir abhängt. Niemals werde ich die von mir unterzeichnete Ent-

sagung *) auf die Herzogthümer Jülich und Berg widerrufen; weder mittelbar noch unmittelbar werde ich die bei dieser Erbfolge festgesetzte Ordnung stören: eher würde ich meine Waffen gegen mich selbst als gegen Frankreich kehren. Stets werde ich einen gleichen Eifer bezeigen, den Vortheil des Königs Ihres Herrn und das Beste seines Königreiches zu befördern. Der ganze Verlauf des Krieges ist voll von Beweisen meiner willfährigen Treue gegen meine Bundesgenossen; davon müssen Sie so überzeugt seyn, wie von der Wahrheit der oben angeführten Thatsachen. Ich bin überzeugt, mein Herr, daß Sie es mit mir bedauern werden, daß Plane, die für Europa so heilsam waren als die unsrigen, durch die Launen des Schicksals haben mißlingen müssen. Ich bin u. s. w." — In eben so verbindlichen Ausdrücken antwortete der Kardinal, bedauernd, daß man sich nicht früher besser verständigt und die weisen Plane des Königs befolgt habe: „Ew. Maj. werden jetzt der Schiedsrichter Europa's — heißt es hier — und dieß ist die glänzendste Rolle, die Sie jemals übernehmen können. Vollenden Sie dieselbe, Sire, dadurch, daß Sie den Vortheil Ihrer Bundesgenossen und des Kaisers so viel als möglich berücksichtigen. Dieß ist Alles, was ich bei meiner jetzigen Niedergeschlagenheit Höchstdenselben vorzustellen die Ehre haben kann. Nie werden meine Wünsche für das Wohl Ew. Majestät aufhören, noch meine Verehrung, mit welcher ich verharre ꝛc." So endigte sich dieses Bündniß, wo, während man gegen den Feind mit den Waffen in der Hand kämpfte, sich gegenseitig die Parteien einander durch List und Ränke zu besiegen strebten. — Ueber das Verhältniß, in das Friedrich nun zum deutschen Kaiser Karl VII. trat, wird uns der Verlauf der Geschichte belehren. Der König reiste gegen Ende Juni's nach Glatz, Neiße und Breslau, wo er in Beziehung auf die Befestigungswerke dieser Plätze, und auf die innere Einrichtung Schlesiens Anordnungen traf, die er dann bald darauf ausführen ließ. Den 12. Juli kam der König in Berlin an, wo er mit großem Jubel empfangen wurde. Den 28. Juli genehmigte er den Frieden von Breslau, und in diesen Frieden wurden Georg II. als König von England und als Kurfürst von Hannover, die russische Kaiserin, das Haus Wolfenbüttel und Kursachsen eingeschlossen.

Als der Friede geschlossen wurde, fanden sich nur noch 150000 Thaler in dem Schatze des Königs. Dessenungeachtet wurden die Festungswerke von Glatz, Brieg ꝛc. mit großer Betriebsamkeit vermehrt und

*) Bei dem Eintritt in den Nymphenburger Traktat.

ausgebessert. — Auch für die innere Einrichtung Schlesiens konnten nun durchgreifende Maßregeln getroffen werden. Zwar hatte man schon während des Krieges manche neue Einrichtungen daselbst gemacht, aber jetzt erst konnten diese allgemein angewendet werden. Die Provinz Schlesien zählte damals 53 Immediatstädte, 108 Mediatstädte und 4923 Dörfer, die von anderthalb Millionen Einwohnern bewohnt waren. Des Königs eifrigstes Streben war es, Schlesien, das den Druck beiderlei Kriegsmächte gefühlt, möglichst schnell dafür zu entschädigen. Schlesien stand daher nicht, wie die alten Provinzen, unter dem Generaldirektorium, sondern der schlesische Departementsminister stand unmittelbar unter dem Könige. Um das ungleiche Steuerwesen besser zu ordnen, war eine Haupt-Steuerregulirungs-Kommission zu Breslau zusammengetreten, welche die Abgaben so vertheilte, daß dem Adel 28½ pr. Ct., dem Bauernstande 34 pr. Ct. zuerkannt wurden. Aber häufige Beschwerden wurden bei dem Könige wegen dieses neuen Besteurungssystems eingelegt, und erst im Juni 1744 war es möglich, nach Ausgleichung der verschiedenen Rechtsansprüche, dasselbe so festzustellen, daß die bischöflichen Dominien 33⅓ pr. Ct., die geistlichen Stiftsdominien 30, die ritterlichen Commenden 40⅓, die weltlichen Dominien 28⅓, die Pfarrer, Schulmeister und Kirchenschreiber 28⅓, die Bauern und kleinen Ackerleute 34 pr. Ct. des reinen Ertrags von nun an entrichten mußten. Zum Behufe der Erhebung dieser Steuern wurden für ganz Schlesien zwei Kriegs- und Domänenkammern entrichtet, die eine zu Breslau und die andere zu Großglogau. Diese hatte nun die Verwaltung der schlesischen Finanzen, wie sie aus den Steuern, den Accise- und Domänen-Gefällen bestanden. Jedes der beiden Kammerdepartements hatte auch ein Collegium medicum et sanitatis. Das Accisesystem wurde eben so eingerichtet, wie in den königlichen Erbländern. Nur die Städte entrichteten Accise, nicht aber die Flecken, Dörfer und Schlösser, die dagegen eine Kontribution, die im Kriege, wie im Frieden unabänderlich bestand, an den Landesherrn abzutragen hatten. — Auch das Postwesen der Provinz blieb abgesondert, und die Volkszählungen in Schlesien gingen von dem schlesischen Minister unmittelbar an den König, ohne dem Generaldirektorium vorher mitgetheilt zu werden.

Ebenso war auch das Justizministerium ganz neu organisirt worden. Der König setzte zwei Oberamtsregierungen ein, die eine ebenfalls zu Breslau, und die andere ebenfalls zu Großglogau. Breslau, welches unter der vorigen Herrschaft fast alle die Freiheiten und Rechte einer freien Reichsstadt genossen hatte, erklärte der König den 21. Juni

1742 zur dritten Haupt- und Residenzstadt seines Reichs, und befreite die Einwohner derselben von Rekrutirungen. Zwei große Messen wurden daselbst errichtet, die in kurzer Zeit besonders dadurch sehr besucht wurden, daß die Einkäufer von jeder Abgabe frei waren, und daß eine eigene Handelskommission niedergesetzt wurde, die über alle kaufmännischen Streitigkeiten ohne Zeitverlust entschied. Neue Posten wurden in Schlesien für die Kaufleute angelegt, und der König ließ bei Kressen einen ganzen Berg abgraben, um die Ab- und Zufuhr der Waaren zu erleichtern. — Um die Kirchen-Angelegenheiten Schlesiens zu ordnen, wurden zwei Oberkonsistorien daselbst errichtet, bestehend aus einem katholischen Prälaten, einem evangelischen Geistlichen und aus weltlichen Räthen. Der Oberpräsident derselben war Fürst Carolath.

Vornemlich aber ging des Königs größte Thätigkeit dahin, durch Handel, Gewerbe, Manufakturen und Fabriken den Wohlstand Schlesiens wieder herzustellen. Künstler und Manufakturisten aller Art wurden nach Schlesien eingeladen, und durch Freiheiten und Belohnungen aller Art aufgemuntert. Da aber den Leuten das vorige Regierungssystem noch frisch im Andenken lebte, wo man nicht selten Gefahr lief, gewaltsam in preußische Uniform gesteckt zu werden, so wagten es Viele nicht, von diesen vielversprechenden Einladungen Gebrauch zu machen. Der König erließ daher ein geschärftes Edikt gegen gewaltthätige Werbungen, und erwarb dadurch seinem Lande eine Menge geschickter und arbeitsamer Leute. — In eben dieser Absicht befreite der König das ganze Fürstenthum Jauer und zwei Kreise des Fürstenthums Schweidnitz — wie schon früher Breslau — von den Rekrutirungen.

Aber während des Königs Sorgfalt für Schlesien sich so sehr hervorstellt, wachte er nichts desto weniger über das Wohl seiner alten Unterthanen. Noch mitten im Kriege hatte er manche heilsame Verordnungen erlassen. So z. B. ein Trauerpatent, um dem Luxus und unnöthigen Aufwand bei Begräbnissen zu steuern; eine Depositalordnung, welche die Sicherung der gerichtlich niedergelegten Gelder bezweckte, und als ein Muster von strenger Pünktlichkeit und Sachkenntniß betrachtet werden kann. — Jetzt aber, da ihn der Friede ganz seinem Lande wiedergegeben hatte, strebte er unverrückten Auges nach dem Ziele hin, die inneren Kräfte seines Staates zu erhalten und zu steigern. Nicht wie sein Vater, der, um die Kräfte in seinem Staate zu erhalten, wie in einem zweiten Sparta die Menschen in demselben zu vertilgen strebte, indem er nur Soldaten wollte. Frie-

drichs Geist sah leicht ein, daß dieß ein geschraubtes, widernatürliches Verhältniß sey. Nicht dadurch, daß er den Luxus verbot, erhielt er das Geld im Staate, sondern dadurch, daß er Fabriken und Erwerbszweige aller Art demselben gab, circulirte das Lebensblut des Staatsorganismus nur rascher und häufiger. Sein Plan war, seine Staaten in Absicht ihrer Bedürfnisse, sowohl derer, welche die Nothwendigkeit, als derer, welche der Luxus verlangte, von den Nachbarstaaten völlig unabhängig zu machen. Er suchte daher dem Staate, ohne daß er den eigentlichen Haltpunkt seiner Militärmacht untergrub, so viel als möglich, arbeitsame Hände wiederzugeben. Den 2. August 1742 erließ er daher folgende Ordre an den General-Feldmarschall Fürsten von Dessau: „Ich will, daß bei allen Regimentern, allen denjenigen Enrollirten in ihren Kantons, welche wegen Alters oder allzukleinen Statur, in denen Kompagnien, worunter sie gehören, nicht eingestellet, oder wirklich gebraucht werden, der Abschied, ohne daß dafür das allergeringste, es sey an Gelde oder sonsten was gefordert, noch genommen werde, ohnweigerlich gegeben werden soll, damit solche Leute ungehindert heirathen können, und sich häuslich niederlassen, auch dadurch sowohl meine Länder deste mehr peupliret, als auch die Güter und Höfe, wo es an Wirthen fehlet, gehörig besetzt werden mögen ꝛc.“ — Auch suchte der König dem Seidenbau empor zu helfen; that den Unterthanen Vorschüsse zu Maulbeerpflanzungen; theilte unentgeldlich Seidenwürmer aus, und setzte Belohnungen auf gewisse Quantitäten im Lande erzeugter Seide. Um den Umtrieb des inländischen Handels zu erleichtern, ließ er auch mit großen Kosten bei Plauen in der Mark einen Kanal graben, der nach zwei Jahren glücklich zu Stande kam.

Aber während des Krieges, und wohl noch von früheren Zeiten her, hatte sich der alte Krebsschaden schwacher oder unbeaufsichtigter Regierungen am preußischen Staatsorganismus festgesetzt, es war dieß eine Art von Büreaukratie, d. h. der Zustand, wo Wohlfahrt und Eigenthum des Bürgers der Willkür des Richters und Beamten anheimgegeben ist, wo persönliche Neigungen, Leidenschaften und Interessen statt des Gesetzes herrschen. Was mochte es nützen, wenn man für Betriebsamkeit und Fleiß sorgte, wenn man nicht auch darauf bedacht war, daß die Früchte des Fleißes und der Betriebsamkeit ungehindert genossen werden konnten? Wie sonst immer, so trat Friedrich auch hier mit kräftiger Energie auf. Unumwunden erklärte er, wo er Uebelstände bemerkte, sein Mißfallen, und schnell folgte die gerechte Strafe den Pflichtvergessenen. Und noch jetzt kann Friedrichs

Thätigkeit in Beziehung auf Beamte und Staatsdiener als ein Muster betrachtet werden. Schon den 7. August 1742 erließ Friedrich nachfolgende Kabinetsordre an das Generaldirektorium: „Se. K. M. in Pr. ꝛc. Unser allergnädigster Herr, haben zeithero zum öftern wahrgenommen, wie daß sehr viele Unterthanen die bitterlichsten Klagen über die unendlichen Pressuren der Beamten geführet, als durch welche letztere sie nicht nur sehr heruntergekommen, und zum gänzlichen Ruin gebracht, sondern auch wohl gar in solche Umstände gesetzet werden, daß sie das Ihrige mit dem Rücken ansehen, und das Land verlassen müssen, wobei diese Leute um so unglücklicher gewesen, da sie, ohnerachtet solche gehdriger Orten geklaget, dennoch weder Gehör noch Hülfe gefunden, nachdem die mehresten der Kriegs- und Domänen-Kammern das Principium führen, daß man in solchen Fällen dem Beamten nicht abstehen, sondern etwas connisiren müsse, damit der Beamte nicht etwa das Amt aufkündigen und alsdann die Kammer in die Verlegenheit setzen möchte, einen neuen Pächter sogleich zu finden, anderer Ursachen, die Se. K. M. hier noch mit Stillschweigen übergehen wollen, nicht zu gedenken.

Wie aber höchstgedachte Se. K. M. dergleichen Unwesen nachzusehen keineswegs gemeint sind, und zwar den Beamten in Erhebung der Gefälle, welche ihnen verpachtet worden, nicht hinderlich fallen, hergegen aber durchaus nicht leiden wollen, daß selbige durch allerhand Chicanen und allerhand pflicht- und gewissenlosen Prätexten die Unterthanen aussaugen, deren Armuth an sich ziehen, und durch unendliche Bedrückungen an den Bettelstab bringen und verjagen sollen; als erinnern Höchstdieselben Dero General-Direktorium hiedurch zuförderst so gnädig als alles Ernstes, hinführo in diesem Stück mehrere Consideration auf die Conservation der Unterthanen zu nehmen, und wenn diese über ihre Amtleute Beschwerde führen, die Sache nicht so obenhin anzusehen, noch denen Beamten in dergleichen landesverderblichen Proceduren zu conniviren, sondern vielmehr die Krieges- und Domänen-Kammern nachdrücklich dahin zu instruiren, daß solche die Bauern und Unterthanen in billigen Dingen niemalen ohne Hülfe lassen, und allen Egard von den Beamten, das Amt sey auch so groß und important es wolle, in dergleichen Fällen auf die Seite setzen sollen.

Se. K. M. müssen Beamte haben, Sie werden dieselben auch allemal daran sonteniren, damit solche dasjenige bekommen, so ihnen nach den Contracten gebühret; Sie werden aber nicht zugeben, daß solche mit den Unterthanen auf eine tyrannische Weise verfahren, und mit

deren Personen und Vermögen so umspringen, als ob dieselbe ganz Leibeigene von den Beamten wären, daher Höchstdieselbe dann dem Generaldirektorio aufgeben, den Krieges- und Domänenkammern deshalb alle gebührende Weisung zu thun, durch diese aber sämmtliche Beamte erinnern zu lassen, mit denen Unterthanen christlich umzugehen, und selbige nicht auf eine ungebührliche Weise mitzunehmen, widrigenfalls selbige gewärtigen können, daß wenn Se. K. M. auf Dero Reisen einen Beamten von einem gottlosen Haushalten mit den Unterthanen überführet finden sollten, Sie ein rigoureuses Exempel an solchen statuiren lassen werden, es habe derselbe ein so großes oder kleines Amt verpachtet, wie er wolle, allermaßen Sie davor halten, daß, wenn ein Beamter einen Unterthan oder Bauer aus dem Lande jaget, es so kriminel sei, als ob derselbe einen Soldaten aus Reihe und Glied verjagen sollte ꝛc." Durch diese und ähnliche Maßregeln sorgte Friedrich wachsamen Auges, daß Recht und Gerechtigkeit in seinen Landen strenge gehandhabt würde, und neue Regsamkeit und Thätigkeit war in allen Theilen der Staatsverwaltung sichtbar.

So sorgte Friedrich durch Beförderung der Industrie und des Handels, durch strenges Wachen über Recht und Eigenthum für das materielle Wohl seiner Unterthanen. Auf dieses allein aber, das, indem es den höheren Anforderungen des Menschen und Bürgers noch lange nicht genüget, zugleich auch an und für sich selbst den Charakter der Halbheit und Schwäche trägt, konnten sich seine Bestrebungen nicht beschränken. Es gehörte vielmehr zu seinem eifrigsten Streben, durch Künste und Wissenschaften diesen Adel der Menschheit, seine Unterthanen aufzuklären und zu bilden, und so erst ihnen das wahre, volle Wohl des Menschen zu bereiten. Waren jedoch die Maßregeln, die er hiezu wählte, nicht immer die geeignetsten, so ist — obgleich sich Friedrich stets alle Mühe gab, „das Genie seines Volkes zu ergründen" — die Ursache hievon in der ganz französischen Bildung des Königs zu suchen. — Während des ersten schlesischen Krieges hatte Friedrich wenig für die Wiederbelebung der Akademie der Wissenschaften wirken können. Alles, was er thun konnte, war, daß er Männer von großem Rufe an sich zog, und sie mit der ihm eigenen Loyalität selbst aus dem Kriegslager begrüßte. So erhielt Euler, der, durch Suhm veranlaßt, von St. Petersburg nach Berlin gekommen war, von dem Könige Anfangs September 1741 ein Bewillkommnungsschreiben aus dem Lager bei Reichenbach. Aber auch die Minister und nächsten Umgebungen des Königs fühlten wohl, daß sie, um seinen Beifall zu erhalten, Freunde der Wissenschaften und Künste seyn

müßten; die Muße, die ihnen der erste schlesische Krieg gewährte, schien die Aufforderung hiezu zu enthalten. So geschah es denn, daß der General-Feldzeugmeister Graf v. Schmettau und der Minister von Borcke im Jahre 1741 eine gelehrte Gesellschaft errichteten, die sich abwechselnd bei dem einen oder dem andern versammelte. Die Gesellschaft sollte nach ihren Statuten „kein Kaiserthum oder Königreich der Wissenschaften, sondern eine Republik derselben seyn, deren Bürger, wenn man sich von ihren Arbeiten etwas Vorzügliches versprechen will, eine große Freiheit genießen müssen." Als Friedrich das Bestehen dieser Gesellschaft erfuhr, erklärte er sich für ihren Beschützer, und räumte zu ihren Versammlungen ein angemessenes Zimmer im Schlosse ein. Zugleich aber faßte er den Entschluß, dem Forschungsgeiste in seinem Staate jetzt einen ausgedehnteren Wirkungskreis und einen festeren Anhaltspunkt zu geben. Die Statuten für die neu zu errichtende Académie des Sciences et belles lettres wurden festgesetzt, und den 23. Jan. 1744 konnte sie ihre erste Sitzung auf dem Schlosse halten. Friedrich erklärte sich zu ihrem Protektor, und versprach, ein thätiges Mitglied derselben zu seyn. Schon dadurch, daß diese Gesellschaft einen Friedrich unter ihren Mitgliedern zählte, stand zu erwarten, daß beständige Regsamkeit und Thätigkeit sie beleben würden, daß sie nicht zu einer Gallerie großer gelehrter Curiositäten herabsinken würde, sondern daß ein auf das Leben und die Lösung seiner höheren Fragen gerichteter Sinn den Gang ihrer Thätigkeit leiten werde. Friedrich selbst zeigte sich auch wirklich als eifriger Arbeiter und den Weg, welchen er hiebei eingeschlagen, zeigen schon die Titel seiner Arbeiten. In den Jahren 1746, 1747 und 1748 ließ er seine Abhandlungen über die Geschichte des brandenburgischen Hauses vorlesen: Später: Betrachtungen über den Einfluß der Religion, Sitten und Gebräuche; über die Fortschritte des preußischen Volkes in Künsten und Wissenschaften; Betrachtungen über die Regierungsformen, über die Gesetze u. s. w. Auch die schönen Lobschriften, die Friedrich über verdienstvolle Männer nach ihrem Tode abfaßte, und seine philosophischen Abhandlungen, z. B. „Ueber die Selbstliebe," ließ er durch seine Sekretäre öffentlich vorlesen. — Im Uebrigen war die Einrichtung der Akademie diese: Der König selbst war der Protektor. Die Oberaufsicht wurde vier Staatsministern anvertraut, welche halbjährlich im Vorsitze wechselten. Diese Minister waren: der Graf Schmettau, Graf Gotter, Freiherr v. Viereck und v. Borcke. Die Akademie selbst war in vier Klassen gesondert, von welchen die erste sich mit der Physik, die zweite mit der Mathematik, die dritte mit

der spekulativen Philosophie, und die vierte mit der Philologie beschäftigte. Eigentliche Theologie, die bürgerlichen Rechte, die bloße Poesie und Redekunst als solche waren Gebiete, die nicht berührt werden durften. Jede der vier Klassen bestand aus sechs Mitgliedern, welche in Berlin zu wohnen und jährlich eine oder zwei Abhandlungen auszuarbeiten verpflichtet waren. Sechszehn Plätze wurden für vornehmere königliche Staats- und Krieges-Bediente, welche Liebhaber und Beförderer der Wissenschaften seyn sollten, bestimmt; diese hießen Ehrenmitglieder. Eine Kommission, aus den vier Direktoren, dem Sekretär und dem Bibliothekar zusammengesetzt, sollte die Herausgabe der Memoiren besorgen. Die beste Schrift über eine von der Akademie gegebene Materie — und statutenmäßig mußte in diesen Aufgaben mit der Physik, Mathematik, Philosophie und Philologie gewechselt werden — hatte eine Belohnung von 50 Dukaten in einer Denkmünze zu erwarten. — Den 23. Januar 1744, als dem Tage vor dem Geburtstage des Königs, hielt die neue Akademie zum ersten Male ihre Versammlung in dem königlichen Schlosse, die sie bis zum Jahre 1749 alle Donnerstage daselbst fortsetzte, in welchem Jahre sie ein eigenes Gebäude erhielt. — Unmittelbarer Einfluß auf die Bildung des Volkes — neben den dadurch erlangten Geldvortheilen — wurde dieser Akademie dadurch ertheilt, daß sie den 7. März 1744 den „privativen Verlag des Kalenderwesens" erhielt. Die Absicht war, auf diesem Wege, durch die Verbreitung gesunder und vernünftiger Ansichten, die Ausgeburten des Aberglaubens und der Geistesverfinsterung zu verdrängen; ein Mittel, das bis jetzt noch immer zu wenig angewendet wurde, um die niederen Stände und besonders den Landmann aus der Barbarei des Aberglaubens zu reißen, über eigentliche Interessen zu belehren, und zu einer höhern Kultur heranzubilden.

Um zur Erweckung eines regen Sinnes für die Kunst und zur Bildung eines besseren Geschmacks beizutragen, kaufte der König noch während des Krieges von dem französischen Kardinal v. Polignac die schöne Antiken-Sammlung, welche derselbe in Italien zusammengebracht hatte. Auch legte er ein Münzkabinet an, und faßte die Idee einer öffentlichen Büchersammlung, so wie er sie späterhin ausführte. — Nichts erfreute aber den König, nach seiner Zurückkunft aus dem Felde, mehr, als das fertig gewordene prachtvolle Opernhaus, dessen Bau bereits 1740 begonnen hatte. Aus Italien waren die Sänger und aus Frankreich die Tänzer geworben worden, um dem Publikum Besseres und Gediegeneres zu bieten, als man damals auf den meisten

deutschen Bühnen gewohnt war. Wieder griff man zu dem Ausländischen, doch mochte auch die italienische Musik den Grund zu einer bessern Geschmacksbildung legen. Auch war es Friedrich hierin mehr um die Befriedigung seiner eigenen Wünsche zu thun. Die erste Oper, welche aufgeführt wurde, hieß Kleopatra. So sehr beschäftigte dieß Vergnügen den König, daß er sogar den Proben anwohnte, mit Sängern und Tänzern sich unterhielt *), und Vieles nach seinen eigenen Ideen anordnete. — Auch andere kunstvolle Bauten wurden theils entworfen, theils nach Friedrichs eigenen Angaben, zu denen er sich die Ideen aus den Werken der italienischen Baumeister sammelte, begonnen.

Aber neben allem diesem war sein Hauptaugenmerk auf den Grundpfeiler seines Staats, auf die militärische Macht, gerichtet. Sogleich nach dem Feldzuge war die Armee um 18000 Mann vermehrt worden **). Vielen Mängeln, welche Friedrich während des letzten Feldzuges bemerkt hatte, wurde abgeholfen, und überall war mit rastloser Thätigkeit der König selbst gegenwärtig. Namentlich suchte er seine Reiterei, die noch immer das nicht vollkommen leistete, was man von

*) Man erzählt: Ein italienischer Sänger, dem der König den Namen Porporino gegeben, habe sich der besonderen Gunst des Königs erfreut. In den letzten Jahren des siebenjährigen Krieges ließ er denselben nach Breslau kommen, und fragte ihn, wie es ihm gehe? „Traurig genug, war die Antwort, da ich die Gegenwart Ew. Majestät so lange habe entbehren müssen, und da die mißliche Lage, worin Sie sich befinden, mich oft in Furcht gesetzt hat.“ Der König klopfte ihm auf die Schulter, und sagte: „ich hoffe bald Ruhe zu bekommen, und dann will ich auch an Sie denken.“ — „Das haben, erwiederte Porporino, Ew. Majestät schon so oft gethan.“ — Dieser Ausdruck fiel dem König auf. „Wann denn? Wann denn?“ fragte er. „Ew. Majestät — fuhr Porporino fort — machten mich zum Kaiser und König; allein es half mir nicht viel, denn diese Würden dauerten immer nur wenige Stunden.“ Der König lachte herzlich, und sagte: „Dem sey wie ihm wolle, so versichere ich Sie: mancher wirkliche Kaiser und mancher König hat nicht mehr gethan, als Sie im Carneval, wenn Sie in den Opern königliche und kaiserliche Rollen spielten.“ — So auch hatte der König einen Intermezzo-Sänger Namens Crichi, der durch sein komisches Spiel unwiderstehlich zum Lachen fortriß. Oft nahm sich der König vor, ernsthaft zu bleiben; da ihm aber dieß nicht gelang, kam es zu Wetten, die Crichi jedesmal gewann.

**) Dem alten Gebrauche gemäß setzte man auf die Fahnen die Inschrift: „Für Gott und Vaterland.“ — Der König ließ das „Für Gott“ streichen, indem er sagte: „Man muß den Namen Gottes nicht in die Streitigkeiten der Menschen mischen. Der Krieg betrifft eine Provinz, aber nicht die Religion.“

ihr fordern konnte, besser einzuüben, und überhaupt brauchbarer zu machen. Den Officieren der Infanterie ließ er gründlicheren Unterricht in den taktischen Kenntnissen ertheilen, um ihren Gesichtskreis zu erweitern. Im Sommer des Jahres 1743 erhielten alle Regimenter neue Reglements, welche sehr umständlich und gründlich ausgearbeitet waren; aber „wohl verwahret und an keinen gezeigt werden sollten." Im März 1743 reiste der König nach Neiße, um die dort bereits begonnenen Festungserweiterungen zu besichtigen, und den 30. März legte er, unter großen Feierlichkeiten, den Grundstein zu dem Fort Preußen. Während dessen wurde an der Verbesserung der Festungswerke zu Brieg, Glogau, Cosel und Glatz emsig fortgearbeitet. Schon im März desselben Jahres reiste der König wiederum nach Schlesien, um über die daselbst stationirten 35000 Mann Heerschau zu halten und den raschen Fortgang der Festungsarbeiten zu betreiben.

Durch solche und andere Reisen, die Friedrich in alle Provinzen seines Landes machte, wurde gewöhnlich das ordnungsmäßige Leben Friedrichs auf kurze Zeit unterbrochen. Zwischen den Pflichten des Berufs und seinen Genüssen und Lieblingsneigungen hatte er weise seine Zeit getheilt. Wenn er dann oft den größten Theil des Tages gewissenhaft der Erfüllung seiner schweren Regentenpflichten gewidmet hatte, fühlte er seinen Geist entfesselt in dem wohlthuenden Umgange mit seinen Freunden, wo er sich oft so ganz des Königs entäußerte, und nichts war, als Freund und witziger Kopf. Jeder öffnete dann sein Magazin von Bemerkungen, Erfahrungen, Charakterzügen, Anekdoten und auch wohl kleinen Scherzen; jeder beeiferte sich, eine neue frappante Wendung hervorzubringen, und so, im freien lebhaften Räsonnement, mit allen Feinheiten der Conversation ausgestattet, verlebte Friedrich und seine Freunde die seligsten Stunden. In einem solchen Kreise durften Kunst und Poesie gewiß nicht fehlen, und neben den Concerten, die Friedrich oft selbst auf der Flöte gab, erfreute er seine Freunde durch scherzhafte (meist satyrische) Gedichte und Epigramme, die er an sie richtete. So schrieb Friedrich zur Hochzeitsfeier seines Freundes Cäsarion (Kaiserlingk) ein Lustspiel *), das er an dem Tage der Hochzeit aufführen ließ. — Auch Voltaire, mit dem Friedrich auch während des Krieges in lebhaftem Briefwechsel gestanden war, kam

*) „L'école du Monde, comedie en trois actes par M. Satyricus." Da Friedrich selbst diese für einen bloßen Scherz und noch obendrein für mißlungen hielt, ist sie nie in den Druck gegeben worden.

gegen Ende Augusts 1743 zu dem Könige nach Potsdam, und schloß sich dem schönen Kreise an. Er erfüllte des Königs Erwartungen vollkommen: er zeichnete sich in der Gesellschaft eben so vortheilhaft aus als in seinen Schriften. Seiner Kenntniß entging nichts — sagt Friedrich selbst von ihm — seine Unterhaltung war eben so lehrreich als angenehm, seine Phantasie eben so glänzend als fruchtbar; sein Witz so schnell als sein Geist gegenwärtig; durch den Zauber der Einkleidung belebte er die trockensten Materien, mit Einem Worte: er war das Vergnügen und die Seele der Conversation. Schon gegen das Ende Oktobers aber reiste Voltaire wieder ab, und das beiderseitige Vergnügen scheint einigermaßen dadurch getrübt worden zu seyn, daß Voltaire nicht als Dichter seinen Verehrer, nicht als Beförderer der Aufklärung deren Beschützer besuchte, sondern er (wie er selbst gesteht) „die Absicht hatte, mit dem Könige geheim eine Diversion zum Besten Frankreichs zu unterhandeln.“ In Friedrichs Worten Hierüber spricht sich ein gewisses Mißbehagen und ein gewisser Spott über Voltaire's Diplomatie aus. „Während dieser Zeit — heißt es in der Geschichte meiner Zeit — kam Voltaire nach Berlin. Da er einige Gönner in Versailles hatte, so hielt er dieß für hinreichend, sich das Ansehen eines Unterhändlers zu geben. Seine glänzende Einbildungskraft erhob sich mit mächtigem Schwunge in das große Gebiet der Staatskunst. Er hatte keine Beglaubigungsschreiben; seine ganze Gesandtschaft wurde eine Spielerei, ein bloßer Scherz.“

Während Friedrich Manufakturen und Fabriken anlegte, das Justiz- und Verwaltungswesen beaufsichtigte, während er für die Beförderung der Künste und Wissenschaften arbeitete, sein Militär übte, und wieder im traulichen Kreise ganz den Musen, dem Scherze und der Freundschaft lebte, folgte er unverwandten Blickes allen Begebenheiten des damaligen Europa's, und suchte sein Ansehen zu behaupten und zu vermehren, jetzt zwar nicht durch die Macht der Waffen, wohl aber durch seine Ueberlegenheit in Unterhandlungen. Keineswegs war es die Absicht Friedrichs, dadurch die Streitigkeiten der noch übrigen kriegführenden Mächte zu schlichten; seine Absicht war: „das Gleichgewicht zwischen den kriegführenden Parteien so zu halten, daß die eine nicht zu viel Uebergewicht über die andere gewinne. Man mußte zu bewirken suchen, daß der Kaiser nicht vom Throne gestoßen, und die Franzosen nicht aus Deutschland vertrieben würden.“ Oestreich — obgleich seit dem Breslauer Frieden stets vom Kriegsglücke begünstigt — erschöpfte doch, je länger der Krieg dauerte, seine Hilfsquellen, da hingegen Preußen, je länger der Friede dauerte, deste mehr seine Kräfte

wachsen sah. — Dennoch wünschte Friedrich, ohne seine Neutralität offen zu brechen, der Sache des Kaisers einigen Beistand leisten zu können. Als auf dem Reichstage der Plan entworfen wurde, die deutschen Fürsten sollten einen deutschen Kreisbund schließen, welcher eine neutrale Reichsvermittlungs-Armee ins Feld stellen sollte, war der König der erste, der sich zur eifrigsten Theilnahme erbot, denn unter diesem Vorwande hätte er seine Truppen dazu stoßen lassen können, und dieses Heer würde sodann Baiern gedeckt haben. Aber Maria Theresia erklärte, das deutsche Reich könne in dieser Sache nicht Vermittler seyn, weil es selbst die pragmatische Sanktion garantirt habe, und die Vermittlungsarmee kam nicht zu Stande. „Hätte Frankreich — bemerkt Friedrich hier — diesen Plan mit einigen zur rechten Zeit vertheilten Geldsummen unterstützt, so wäre er gelungen; die schlechteste Haushaltungskunst eines Fürsten ist die, wenn er nicht sein Geld hinzugeben versteht, wo es die Zeitumstände erfordern."

Nachdem Preußen und Sachsen vom Kriegsschauplatze abgetreten waren, hatte sich das östreichische Heer auf der einen Seite gegen Baiern, auf der andern Seite gegen die unter Broglio und Belle-Isle in Prag eingeschlossenen Franzosen gewendet. Der französische General Harcourt hatte die Oestreicher aus München vertrieben. Um die sich heldenmüthig in Prag vertheidigende französische Armee zu befreien, rückte Marschall Maillebois mit einem Heere von 30 bis 40000 Mann an. Aber der Wiener Hof hatte, um diesen Streich abzuwehren, Unterhandlungen mit dem Kardinal Fleury angeknüpft, und Maillebois hatte den Befehl erhalten, keine Schlacht zu wagen, ohne welche er doch die Franzosen nicht befreien konnte. Während dessen ward es dem östreichischen General Khevenhüller möglich, aus Baiern herbeizueilen, und Maillebois zum Rückzuge zu nöthigen, so daß Prag seinem Schicksale überlassen blieb. Belle-Isle aber verließ, aufs Aeußerste getrieben, Prag, und ging den 18. Dec. 1743 des Nachts, mit großem Verluste durch Hunger und Kälte, in Eilmärschen nach Eger, von wo aus er dann mit dem Ueberreste zu Maillebois stieß. Friedrich bemerkt ganz richtig, daß dieser Rückzug weder wie Einige (namentlich auch Voltaire) glaubten, mit dem Rückzuge der 10000 Griechen unter Xenophon, noch, wie Andere meinten, mit einer völligen Niederlage zu vergleichen sey. Nach der Einnahme von Prag wurde fast ganz Baiern von den Oestreichern besetzt, und Georg II. beschloß, dem Wunsche des Volkes und des Ministeriums folgend, so wie seinen eigenen Neigungen gemäß, mit seinen in Flandern stehenden Engländern, Hannoveranern und Hessen, die man spott-

weise die pragmatische Armee nannte, zu den Truppen Maria Theresia's zu stoßen, und ins Innere von Deutschland einzurücken. Friedrich erzählt, er habe, um das Gleichgewicht zu erhalten, Georg II. Vorstellungen hierüber gemacht, da es keinem deutschen Reichsstand erlaubt sey, ohne Bewilligung des Reichstages fremde Truppen nach Deutschland zu führen. Georg versprach ihm, nichts zu unternehmen, das der Würde des Kaisers oder seinen Erbländern nachtheilig wäre. Auch, erzählt der König, habe er ein Bündniß mit der Kaiserin von Rußland schließen wollen, um die Gewährleistung des Breslauer Friedens von ihr zu erhalten, aber England und Oestreich hätten es im Verborgenen zu hintertreiben gewußt. — Georg II. marschirte nach Hanau, und von da nach Aschaffenburg. Zwischen Aschaffenburg und Seligenstadt kam er mit seiner Armee in eine bedenkliche Lage; bei Dettingen traf das französische Heer unter Noailles auf die pragmatische Armee. Es kam zur Schlacht. Die Franzosen hatten durch ihre Stellung den Sieg in Händen, durch eine unvorsichtige Schwenkung ward er ihnen entrissen und Georg II. siegte *). Von diesem Siege, welcher den König von England im höchsten Grade erfreute, fürchtete Friedrich, daß er die Franzosen entmuthigen werde, und sie sich zurückziehen möchten. Unter dem Vorwande, Georg zu seinem Siege Glück zu wünschen, schickte er daher den jungen Grafen Fink an denselben, eigentlich aber sollte dieser die weiteren Plane und Absichten der Engländer ergründen. — Indeß hatte der Verlust bei Dettingen für die Franzosen geringen Nachtheil; dagegen drohte Frankreich von einer andern Seite her Gefahr. Oestreich, vom Kriegsglücke fortwährend begünstigt, machte Anstalten, den Kaufpreis für die Gewährleistung der pragmatischen Sanktion, Lothringen, Frankreich wieder abzujagen. Die Baiern waren unter Seckendorf, und die Franzosen unter Broglio von dem Prinzen von Lothringen geschlagen worden, und letzterer hatte sich über den Rhein zurückgezogen. Dadurch sah sich Seckendorf genöthigt, eine sonderbare Art von Neu-

*) Als ein Beispiel, wie rücksichtslos Friedrich seine Meinungen über andere Regenten aussprach, siehe hier der etwas harte Ausfall auf Georg II. bei dieser Gelegenheit. Friedrich sagt: „Ich weiß von einem Offizier, der dabei zugegen war, daß der König von England während des ganzen Gefechts vor der Spitze seines hanöverischen Bataillons stand, den linken Fuß rückwärts gestellt, den rechten Arm mit dem Degen in der Hand gerade ausgestreckt, ungefähr in der Positur, die ein Fechtmeister einnimmt, wenn er eine Quarte stoßen will. Er gab Beweise der Tapferkeit, aber er gab keinen Befehl, der auf die Schlacht selbst Bezug gehabt hätte."

tralität mit Oestreich einzugehen. Er räumte nemlich gegen das Versprechen freien Abzuges ganz Baiern den Oestreichern, und sammelte hernach ein 18000 Mann starkes Heer am Rheine. Frankreich allein schien jetzt die Last des Krieges tragen zu müssen, und die Sache des deutschen Kaisers schien verloren. England sowohl als Frankreich suchte Friedrich auf seine Seite zu bringen, aber dieser folgte seinen einmal gefaßten Planen. Unter dem Vorwande, seine Schwestern in Baireuth und in Anspach zu besuchen, machte er eine Reise in das Reich, und ging sogar bis Hohen-Oettingen, scheinbar aus Neugierde, die Trümmer der bairischen Armee zu sehen, eigentlich aber, um die deutschen Fürsten zu einem Bunde zu bewegen, und so die Sache des Kaisers wieder einigermaßen zu heben. Aber die deutschen Fürsten fühlten sich nicht gedrungen, ihrem Kaiser zu Hilfe zu eilen, und die Sache zerschlug sich. — Friedrich fürchtete durch das steigende Kriegsglück Oestreichs immer für den ruhigen Besitz Schlesiens. Schon den 20. Dec. 1743 hatte Sachsen sich an Oestreich und England angeschlossen, und Friedrich hatte sich hierdurch bewogen gefunden, in den Niederlanden die kräftige Erklärung thun zu lassen, daß er im Nothfall dem Kaiser mit einer Armee unterstützen würde. Den 13. Mai 1744 wurde zwischen Oestreich, England und Sachsen ein neuer Vertrag geschlossen, in welchem des Breslauer Friedens gar nicht erwähnt wurde. Friedrich erzählt, er habe sich eine Abschrift der geheimen Verabredungspunkte zu verschaffen gewußt, aus welchen klar hervorging, daß der Besitz Schlesiens gefährdet sey. Ebenso schien dieß der Wormser Vertrag zu enthalten. Es wäre Englands Pflicht gewesen, Preußen solche neugeschlossene Verträge anzuzeigen, die Nichterfüllung dieses Verabredungspunktes schien feindliche Absichten anzudeuten. Friedrich glaubte also zuverläßig, in dem Breslauer Frieden keine hinreichende Gewähr mehr zu haben; auch er suchte also durch fremde Bündnisse sich Hilfe zu verschaffen. Er trat der am 22. Mai 1744 zwischen dem Kaiser, der Pfalz, Schweden und Hessen-Cassel geschlossenen sogenannten Frankfurter Union bei. Diese Union hatte zum Zwecke, den Verbündeten gegenseitig ihre Besitzungen zu sichern, die deutsche Verfassung aufrecht zu erhalten, und das Ansehen und die Macht des Kaisers wieder herzustellen. Dieses sollte mit aller Kraft durchgesetzt werden. — Frankreich hatte sich entschlossen, mit seiner ganzen Macht aufzutreten, hatte (den 15. März 1744) gegen England und gegen Oestreich (den 26. April 1744, obgleich es schon vier Jahre gegen dasselbe zu Felde war) jetzt förmlich den Krieg erklärt. Friedrich wünschte Frankreich zur Theilnahme an der Frank-

furter Union zu bewegen. Um dieses aber zu bewerkstelligen, mußte zuerst durch die Kabale der Geliebten Ludwigs XV., der Herzogin von Châteauroux, der Minister des Auswärtigen, Amelot, gestürzt werden. Friedrich schickte den Grafen Rothenburg nach Versailles, und dieser erlangte durch die Herzogin von Châteauroux und den durch sie gehobenen Herzog von Richelieu, daß den 5. Juni 1744 Frankreich mit Preußen ein Offensiv-Bündniß schloß, und der Frankfurter Union beitrat. Friedrich war hoch erfreut über dieses Bündniß, und als man ihm die Nachricht davon brachte, rief er aus: „Mit Vergnügen sehe ich mich an Schwedens Stelle treten; einst war dieses der Lieblings-Bundesgenosse Frankreichs, jetzt ist es ein Körper ohne Seele; diese fehlt mir nicht, und man wird zufrieden seyn." — Ehe sich Friedrich mit Frankreich und der Frankfurter Union eingelassen hatte, hatte er gesucht, Rußland und Schweden für sich zu gewinnen, und dieß hoffte er dadurch zu erlangen, daß eine Prinzessin von Zerbst mit dem jungen Großfürsten, und die Prinzessin Ulrika von Preußen mit dem Kronprinzen von Schweden vermählt würde. „Eine preußische Prinzessin, nahe am schwedischen Throne, konnte gegen den König, ihren Bruder, nicht feindselig gesinnt seyn: und eine Großfürstin von Rußland, in den preußischen Staaten erzogen und aufgewachsen, und die ihr Glück dem Könige zu verdanken hatte, konnte, ohne undankbar zu seyn, ihm nicht zuwider handeln." Hatte man auch den Beistand dieser Macht nicht gewonnen, so hatte man sie doch eingeschläfert, und: „wer Zeit gewinnt, hat viel gewonnen." Während also die Vermählung der Prinzessin Ulrika zu Berlin mit ungewöhnlichem Glanze und außerordentlicher Pracht vollzogen wurde, rüstete man sich zum Feldzuge. — Friedrich hatte sich schon längst die Abschrift eines Briefes von Georg II. an Maria Theresia verschafft, in welchem, in Bezug auf Schlesien, die Worte vorkamen: „Madame, ce qui est bon à prendre, est bon à rendre." (Was leicht zu nehmen ist, ist auch leicht wieder zu entreißen.)

Dennoch hatte Friedrich noch immer mit der Ausführung seines Planes gezögert. Ja sogar bei dem Vertrage mit Frankreich „hatte sich der König vorbehalten, sich nicht eher mit ins Spiel zu mischen, als bis er sein Bündniß mit Schweden und mit Rußland würde geschlossen haben. Dieser letzte Artikel gewährte ihm also die Freiheit, Theil zu nehmen oder unthätig zu bleiben, je nachdem ihm die Ereignisse vortheilhaft oder nachtheilig scheinen würden." *) — „Noch schmeichelte

*) Friedrich sagt, er habe sich bei der Frankfurter Union ausbedungen: „Böhmen muß von den Staaten der Königin von Ungarn getrennt werden.

er sich, den Augenblick des Bruches verzögern zu können, aber die Wendung, welche die damaligen allgemeinen Angelegenheiten nahmen, und die glücklichen Fortschritte des östreichischen Heeres im Elsaß zwangen ihn bald, sich öffentlich gegen die Königin von Ungarn zu erklären." — „Es stand zu befürchten, daß das Uebergewicht der östreichischen Truppen die Franzosen zwingen würde, Bedingungen einzugehen, wie sie nur solche übermüthige Feinde ihnen vorschreiben wollten, und dann war es keinem Zweifel mehr unterworfen, daß die Königin alle ihre Kräfte zur Wiedererlangung Schlesiens anstrengen würde."

Der General Ziethen zu Tein, den 9. Oktober 1741.

Der zweite schlesische Krieg.

Den 15. August 1741 fielen 80000 Preußen sammt den kaiserlichen Hilfstruppen, also zusammen ungefähr 100000 Mann, in Böhmen ein; 17000 Mann unter dem alten Fürsten von Anhalt deckten das

und der König soll die drei an Schlesien zunächst gelegenen Kreise erhalten." Indessen ist dieser Vertrag in seiner eigentlichen Gestalt bis jetzt noch nicht öffentlich bekannt gemacht, wenigstens nicht als solcher erkannt worden.

Kurfürstenthum, und der General von Marwitz deckte Oberschlesien mit 22000 Mann. Kaiser Karl VII. hatte an den Kurfürsten von Sachsen ein Requisitorial-Schreiben ergehen lassen, worin er für die nach Böhmen bestimmten preußischen Truppen freien Durchzug verlangte. Als die Minister mit der Antwort noch zögerten, standen die Preußen schon auf sächsischem Gebiete. „Während man zu Dresden tobte, zu Warschau murrte, zu London sich zuvorgekommen sah, und zu Wien voll Furcht war: ging der König gerade auf Pirna zu.“ Die Gemüther der Sachsen waren den Preußen keineswegs zugethan, doch belehrten sie Truppen, unter dem Fürsten von Anhalt aufgestellt, sich für jetzt ruhig zu verhalten.

Die Armee zog in drei Kolonnen daher. Die erste ging, vom Könige selbst angeführt, durch Sachsen, die zweite rückte unter dem Erbprinzen Leopold von Anhalt-Dessau durch die Lausitz über Zittau und Krettau, und die dritte brach, unter Anführung Schwerins, aus Schlesien durch den Königsgrätzer Kreis ebenfalls in Böhmen ein. Dem Einmarsche der Truppen wurde ein Manifest vorausgeschickt *), und bei Prag stießen alle drei Kolonnen zusammen. Mit der Eroberung dieser Stadt, bei welcher man den 2. Sept. ankam, sollte der Feldzug eröffnet werden. Acht Tage dauerte es, bis das schwere Geschütz und die Lebensmittel von Leutmeritz ankamen. Während dieser Zeit machte man alle Zurüstungen zur Belagerung. Den 10. Sept. Abends wurden die Laufgräben eröffnet. Es geschah dieses ohne großen Verlust. Hierauf wurden Schanzen auf dem Ziskaberge bestürmt. Freiwillige griffen sie an, und einer unter ihnen, ein Magdeburger, Namens David Krauel, der, mit Löwenmuth eindringend, gegen einen überlegenen Feind unerschütterlich stand, seine Kameraden durch Wort und That aufmunterte, und der erste auf der eroberten

---

*) Das sehr weitläufige Manifest fängt mit folgenden Worten an: „Der König glaubet verbunden zu seyn, ganz Europa von dem Entschluß zu benachrichtigen, welchen Höchstdieselben durch gegenwärtige Conjuncturen zum Besten und zur Beruhigung des gemeinen Wesens zu fassen gemüßiget worden.“ Nachdem alle Widerrechtlichkeiten des österreichischen Hofes aufgezählt sind, und besonders auch die, daß Maria Theresia es bewirkt habe, daß ihre Protestation gegen die rechtmäßige Wahl des Kaisers in die Reichsakten aufgenommen wurde, schließt es: „Mit einem Worte, Seine königliche Majestät fordern nichts vor sich selbst, und es ist allhier von ihrem eigenen Interesse gar nicht die Rede, sondern sie greifen blos und lediglich zu den Waffen, um dem deutschen Reiche die Freiheit, dem Kaiser die oberste Würde und ganz Europa den Ruhestand wieder zu wege zu bringen.“

Schanze stand, wurde auf der Stelle unter dem Namen Kranel von Ziskaberg von dem Könige geadelt und zum Lieutenant befördert. Der König umarmte ihn und dankte ihm und seinen muthigen Kameraden. Leopold und die übrigen Generale überhäuften ihn mit Geschenken und Ehrenbezeugungen. — Der König befand sich gerade in dem Laufgraben bei Bubenitz; er trat aus demselben mit vielen Officieren hervor, um dem Angriffe auf den Ziskaberg zuzusehen. Die Oestreicher wurden diese Menge Menschen gewahr; sie richteten ihre Kanonen nach dieser Seite hin, und ein Schuß tödtete den Prinzen Friedrich Wilhelm, dessen Heldenmuth bei Mollwitz einen tüchtigen Feldherrn versprochen hatte. — Unterdessen wurde Prag durch das mörderische Feuer des groben Geschützes immer mehr bedrängt. Die Häuser geriethen in Brand und stürzten zusammen; das Geschütz der Belagerten ward auf vielen Seiten unbrauchbar gemacht, und die Preußen rückten immer näher heran. Die reguläre Garnison war zur Beschützung einer so weitläufigen Stadt nicht zahlreich genug. Entsatz konnte man so bald nicht hoffen, und ein Hauptsturm ward vom Könige veranstaltet. Alle diese Umstände mußten endlich den Gouverneur der Festung, General Harsch, dem auch die Klugheit fehlte, sich die Bürger der Stadt geneigt zu machen, und sie zur Ergreifung der Waffen anzufeuern, den 16. September zur Uebergabe vermögen. Die Besatzung, 12000 Mann stark, kam in Kriegsgefangenschaft, und wurde nach Schlesien in die Festungen vertheilt. Der König verlor kaum 200 Mann bei dieser Belagerung.

So war durch die Eroberung Prags der Feldzug auf eine glänzende Weise eröffnet worden. Aber dieses Unternehmen war, wie das im Anfange des ersten schlesischen Krieges, durch kein östreichisches Heer gestört worden. Zwar war General Bathyani mit einem Heere von ungefähr 20000 Mann aus Baiern nach Böhmen geeilt, um Prag zu decken; aber die Preußen waren ihm zuvorgekommen. Ein Treffen konnte er nicht wagen, und deshalb suchte er, während der König Prag belagerte, vortheilhafte Plätze zu besetzen, und den Sieger an dem ferneren Vordringen zu hindern. Letzterer sendete, um ihm sein Magazin zu Beraun wegzunehmen, schon in den ersten Tagen der Belagerung von Prag, ein kleines Korps gegen denselben ab, das aber einen doppelt stärkeren Widerstand fand, als es vermuthet hatte. Es kam bei Beraun zu einem Scharmützel, und es gelang dem preußischen Anführer, sich ohne großen Verlust zurückzuziehen.

Sobald der König Prag in Besitz genommen hatte, legte er preußische Besatzung dahin, und die Einwohner mußten dem Kaiser Karl

VII. den Huldigungseid leisten. Das schwere Kriegsgepäck für seine ganze Armee ließ er nach eben dieser Stadt schaffen, damit der lange und schwerfällige Zug desselben den Soldaten auf den Eilmärschen nicht hinderlich wäre. — Jetzt entstand die Frage: wie die Operationen fortgesetzt werden müßten, um zum Ziele zu führen? Der König war der Meinung, daß man Bathyani aus Böhmen verjagen und sich Pilsens und der großen Magazine bemächtigen müsse, welche daselbst für den Prinzen von Lothringen angelegt wurden. Diesem Plan widersprach der Marschall Belle-Isle, indem er vorstellte, daß das von den Verbündeten im Jahre 1742 erlittene Unglück daraus entsprungen sey, daß sie, statt nach Prag zu gehen, sich nicht nach Tabor, Budweis und Neuhaus gewendet hätten. Der König gab seinen Plan auf, und folgte dem des Marschalls. Er sandte den General-Lieutenant von Nassau mit einem Detaschement von Infanterie und Kavallerie voraus, um der nachfolgenden Armee Lebensmittel zu verschaffen, und Tabor, Budweis und Frauenberg zu erobern. Die doppelte Bestimmung wurde mit Geschwindigkeit und Glück erfüllt, und gegen Ende Septembers waren diese Plätze, nebst dem Magazin zu Tabor, in den Händen des Königs. — Gleichwohl bereute es Friedrich bald, seinen ersten und eigenen Gedanken nicht ausgeführt zu haben; denn je weiter er vorrückte, desto sicherer schnitt Bathyani durch seine Husaren und Croaten alle Lieferungen ab, die vom platten Lande gemacht werden sollten, und zugleich wurden die Mittheilungen in dem Grade unterbrochen, daß die vorgerückten Preußen vier Wochen hindurch ohne Kunde von Prag, so wie von Allem, was im übrigen Europa vorging, blieben.

Unterdessen hatte Prinz Karl von Lothringen *) von Maria Theresia den Befehl erhalten, die Vortheile, welche er im Elsaß errungen, aufzugeben und nach Böhmen zu eilen. Mit rastloser Eile wurde der Befehl vollzogen. Die Fahrlässigkeit der französischen und kaiserlichen Generale hatte seinem Rückzuge wenig Hindernisse in den Weg gelegt, und so kam er schon zu Ende des September in Böhmen an. Sogleich stieß das Korps von Bathyani zu ihm, und verstärkte seine Armee bis auf 80000 Mann. Auch noch 20000 Sachsen, unter dem sonderbaren Namen der versprochenen Hilfsvölker, ohne daß der Churfürst sich gegen Friedrich erklärte, stießen zu Prinz Karl. So war er auch an Truppenanzahl Friedrich weit überlegen, da dieser durch die

*) Wieder nur dem Namen nach kommandirte dieser Prinz, denn ihm standen erst Khevenhüller, dann Traun zur Seite.

Besetzung von Prag sein Heer einigermaßen geschwächt hatte. — Die Lage Friedrichs wurde daher von Tag zu Tage bedrängter. Die Böhmen — erzählt der König — haßten die Preußen als Ketzer. De Hof hatte den Bauern, die alle Leibeigene waren, befohlen, ihre Hütten bei Annäherung der Preußen zu verlassen, ihr Getreide zu vergraben, und in die benachbarten Wälder zu flüchten, wobei ihnen der Ersatz alles Schadens versprochen wurde. So fand die Armee auf ihrem Marsche nichts, als Wüsteneien und leere Dörfer; von Niemanden konnte man Lebensmittel, von Niemanden irgend eine Nachricht über die Bewegungen der Oestreicher erhalten. Jetzt schnitt noch ein Korps von Husaren, das aus Ungarn kam, die Preußen von aller Verbindung ab. Zu den Beschwerlichkeiten des Marsches und der sonstigen Lage kam also noch der Mangel an Lebensmitteln, und man mußte sich entschließen, auf dem Wege, wo man hergekommen war, wieder umzukehren; denn Prinz Karl wußte sich seiner Macht sehr geschickt zu bedienen, und trieb den König, jedem Anlaß zu einer Schlacht ausweichend, durch klug gewählte Stellungen und geschickte Gegenzüge allmälig zurück, so, daß er einen Posten nach dem andern verlassen mußte. Schon den 8. Oktober ging der König bei Tein über die Moldau zurück. Der Generalmajor von Ziethen, der mit seinem Regimente und dem des Obristen von Rausch hier zurückgelassen war, um die Brodzufuhr, die aus Budweis kommen sollte, zu decken, hatte hier mit den Panduren und Kroaten einen ungleichen Kampf. Aber durch seine musterhaft getroffenen Anordnungen hatte er sich behauptet und die Panduren kräftig zurückgeschlagen. Es mochte dieß eine kleine Schlacht genannt werden, die durch Ziethens Schnellblick gewonnen ward. Leicht hätten seine wohlgetroffenen Anordnungen fruchtlos seyn können, denn ein junger Husar aus seinem Regimente setzte, von unzeitiger Tapferkeit getrieben, allein durch die Moldau, und sprengte gegen den jenseits stehenden Feind. Zwei Schwadronen, in der Meinung, es sey befohlen, folgten ihm, und wären rettungslos verloren gewesen, wenn nicht Ziethen, den Fehler sogleich bemerkend, ihnen zu Hilfe geeilt wäre und den Feind geworfen hätte. Durch eine Reihe so kühner, umsichtiger Kriegsthaten setzte sich Ziethen in der Liebe seines Königs immer mehr fest, und wo es Thaten galt, die einer aussergewöhnlichen Umsicht bedurften, wurde Ziethen dazu erkoren, und jedesmal sammelte er neue Lorbeeren. Wegen des Weges, den man auf diesem Rückzuge nehmen sollte, äußerte sich ein Zwiespalt zwischen Schwerin und dem Prinzen Leopold, und überhaupt war der König oft gezwungen, „sein ganzes Ansehen zu gebrauchen, um zu verhin-

dern, daß die Eifersucht der beiden Feldmarschälle dem allgemeinen Besten nachtheilig würde." Dieser Rückzug ward von den östreichischen leichten Truppen unter Nadasdy sehr beunruhigt, und nicht ohne beträchtlichen Verlust stieß der Nachtrab zu der Hauptarmee des Königs. Aber auch Prinz Karl ging über die Moldau, und folgte dem Könige, so zu sagen, Schritt vor Schritt. Vergebens suchte Friedrich eine entscheidende Schlacht zu liefern; der alte Marschall Traun vermied es mit der größten Vorsicht. Er nahm bei Chlumetz eine so glücklich gewählte Stellung, daß er die preußischen Besatzungen zu Tabor, Budweis und Frauenberg von dem Könige abschnitt. Hier stießen auch die Sachsen zu ihm. Seine leichten Truppen, die überall umherschweiften, hatten die Befehle des Königs an die Garnisonen jener drei Plätze aufgefangen und dadurch ihren Rückzug verhindert, so daß sie sich endlich ergeben mußten.

Des Prinzen, oder vielmehr des alten Marschalls Traun Hauptabsicht war, den König zu zwingen, zwischen Schlesien und Böhmen zu wählen. Blieb der König bei Prag stehen, so schnitten ihm die Feinde die Verbindung mit Schlesien ab; rückte der König gegen Pardubitz, so waren Prag und ganz Böhmen für ihn verloren." Jetzt wollte Traun den König, ohne eine Schlacht zu wagen, ganz aus Böhmen nach und nach verdrängen, und dieser konnte sich seinem Unternehmen nicht mit Nachdruck widersetzen, weil derselbe die Vortheile des Terrains auf seiner Seite hatte. Oft versuchte er, ihn zu einer Schlacht zu zwingen, aber bald waren die Oestreicher durch Morräste, bald durch Flüsse und Tiefen gedeckt. In der Absicht, ihn in eine Gegend zu locken, wo er einer Schlacht nicht ausweichen konnte, zog sich der König abermals zurück. Er ging über die Saßawa, um den Posten von Kuttenberg zu besetzen, und von dort weiter nach Kollin vorzurücken. Aber Traun war ihm zuvorgeeilt, und hatte diesen Posten schon mit einem starken Vortrab besetzt, und die Hauptarmee so gelagert, daß er auch dießmal nicht angegriffen werden konnte. Unterdessen fiel eine starke Kälte ein, die, mit dem Mangel an Futter verbunden, den König vermochte, sein Lager bei Kollin zu verlassen, über die Elbe zu gehen, und seine Truppen in Kantonirungsquartiere zu verlegen. Es geschah dieß so, daß er die zurückgebliebenen Posten in Kollin und Pardubitz deckte, und längs dem rechten Ufer der Elbe in gewissen Entfernungen Haufen von Husaren und Dragonern stellte, welche die Bewegungen der Oestreicher zu beobachten, und, falls diese einen Uebergang über die Elbe versuchten, ihn schleunigst benachrichtigen sollten. Aber trotz dieser Vorsicht gelang es dem östrei-

chischen Heere, über die Elbe zu setzen. Der erste Versuch zwischen Pardubitz und Przlautsch mißlang zwar, aber ein zweiter zwischen Kollin und Pardubitz, wo man den seichten Strom durchwaten konnte, glückte. Der östreichische Vortrab warf zwei preußische Bataillone, die unter dem Obristlieutenant von Wedel fünf Stunden lang den Uebergang streitig gemacht hatten, nach einem sehr tapfern Widerstand zurück, und setzte dann ungehindert über den Fluß. „Dieser Uebergang über die Elbe war mißlich; es sey nun die Nachläßigkeit der Husaren (die keine Nachricht gebracht hatten) daran Schuld gewesen, oder nicht. Dieses Unternehmen entschied den ganzen Feldzug. Sich über das Schicksal beklagen, hieß seine Zeit verschwenden, man dachte also mehr darauf, das Uebel, so weit es die Umstände erlaubten, wieder gut zu machen."

Nun stand der Entschluß des Königs, sich völlig aus Böhmen zurück zu ziehen, fest. Allen detaschirten Korps ward nun der Befehl zugesandt, Böhmen zu räumen. Der General Nassau, der bei Kollin stand, war von dem Könige abgeschnitten; er zog ihm daher, um seinen Rückzug zu decken, entgegen. Nach sechs Tagen stieß dieser Feldherr in meisterhaften Zügen und Bewegungen, ohne Verlust, zu dem Könige. Nun ging der Zug über Königsgrätz, Jaromirs und Trautenau nach Oberschlesien; die Oestreicher folgten. Oft wurde der Nachtrab angegriffen; so bei Jaromirs, wo über vier Stunden lang ein blutiges Gefecht stattfand. — Auch die Besatzung von Prag, welches durch des Prinzen Uebergang über die Elbe gleichfalls vom Könige abgeschnitten war, hatte den Befehl erhalten, sich ohne Zeitverlust nach Schlesien zurückzuziehen, vorher aber die Festungswerke der Stadt in die Luft zu sprengen. Diese Garnison befand sich in einer sehr bedrängten Lage. Der General von Einsiedel, der das Besatzungskorps befehligte, hatte, um durch das Sprengen keinen Schaden zu leiden, schon früh die Wachen und Wälle verlassen, und sich in die Stadt gezogen. Die Minen wirkten nicht schnell genug, und als es die Bürger merkten, daß man die Festung in die Luft sprengen wolle, bemächtigten sie sich der Thore und der Wälle, ließen, ehe noch der preußische Vortrab auf der einen Seite hinausgezogen war, auf der andern Seite gegen 500 Kroaten und Panduren herein, und, indem die Bürger gleichzeitig mit diesen angriffen, kam es auf der Brücke zu einem blutigen Gefechte, wo Verwirrung und Bedrängnisse aller Art vielen Preußen das Leben kostete. Zwar deckte das Grenadierbataillon von Brandes den Ausmarsch mit vielem Heldenmuthe, aber dennoch war es nicht zu verhindern, daß der Rückzug das Ansehen einer Flucht ge-

wann. Unaufhörlich von den östreichischen leichten Truppen beunruhigt, liefen sie auch noch Gefahr, von dem sächsischen Korps der Generale von Arnim und Ritter von Sachsen, die ihnen in der Lausitz auflauerten, gänzlich umzingelt und gefangen zu werden, wenn nicht der König aus Vorsicht den General-Lieutenant von Nassau mit 20000 Mann ihnen entgegengeschickt, und so die Sachsen gezwungen hätte, ihnen den Weg nach Oberschlesien offen zu lassen. Nach zwanzig mühseligen Tagen kamen sie endlich in Schlesien an. In Betracht, daß Belle-Isle und Chevet im Jahre 1742 in einer eben so kritischen Lage Prag ganz anders verlassen hatten, fiel der General von Einsiedel in Ungnade und erhielt den Abschied. Hier nun tritt das Verhältniß der beiden Parteien unter den preußischen Generalen deutlicher hervor. Es war dieß die Anhaltische und die Schwerinische Partei, jene durch rauhe Härte und soldatische Strenge, diese durch nachgiebige Milde sich charakterisirend. Fürst Leopold von Dessau, der bisherige Gönner Einsiedels, ließ denselben, als einen Unwürdigen, nicht mehr vor sich; Schwerin dagegen hatte gerathen, mit Rücksicht auf die schwierigen Umstände, den unglücklichen Kommandanten mit Milde zu behandeln, und als sein Rath nicht durchdrang, verließ er die Armee in Ungnaden, und erschien bei derselben nicht wieder, so lange der alte Dessauer lebte. Andere wollten behaupten, Schwerin und Leopold von Dessau seyen in der, nach der Eroberung von Prag bei dem König gehaltenen Berathschlagung über die ferneren Kriegsoperationen mit einander zerfallen, und man wollte sogar wissen, ersterer hätte durch seine bisher durchgesetzten Rathschläge den unglücklichen Ausgang dieses Feldzuges verursacht, und sich daher das Mißvergnügen des Königs zugezogen.

„So endigte sich dieser Feldzug, dessen Zurüstungen einen glücklicheren Erfolg versprachen. Das große Kriegsheer, welches Böhmen verschlingen, und selbst Oestreich überschwemmen sollte, hatte das Schicksal jener Flotte, welche die Unüberwindliche hieß, und die Philipp II. abgeschickt hatte, um England zu erobern.“ — Beschämt von dem Ausgange einer so gewaltigen Rüstung, stand Friedrich den 13. Dec. 1744 wieder an der schlesischen Gränze. Er gestand sich zweierlei: erstens, daß in Böhmen, das rings von einer Gebirgskette umschlossen, der Einmarsch und Ausmarsch gleich gefahrvoll sey, und daß es überhaupt nirgends schwerer sey, einen Eroberungskrieg zu führen, als auf diesem Terrain; zweitens, daß Prag nur durch ein Heer behauptet werden könne. Von der wahren Größe Friedrichs zeugt das ehrenvolle Denkmal, welches er dem alten Marschall Traun

in dieser seiner Selbstrüge setzt. Weil Traun unter der Aegide des Prinzen Karl befehligte, hörte man ihn nie nennen, obgleich doch er es war, der die Siege erfochten. Schon früher bei den Siegen in Italien sagt Friedrich, „man habe über Traun geurtheilt, wie Midas über Apollo entschied.“ Und hier richtet nun Friedrich das Betragen der beiden feindlichen Feldherrn. Kein General — sagt er — beging wohl mehr Fehler, als der König in diesem Feldzuge. Der erste bestand zuverläßig darin, daß er sich nicht mit Magazinen versehen hatte, die beträchtlich genug waren, um sich wenigstens sechs Monate in Böhmen zu behaupten; denn um das Gebäude eines Heeres dauerhaft aufzuführen, muß man nicht vergessen, daß der Magen das Fundament desselben ist. Dieß war jedoch nicht Alles. Er rückte in Sachsen ein, nicht ohne zu wissen, daß sein Kurfürst dem Wormser Vertrage beigetreten war. Entweder mußte er diesen Fürsten zur Veränderung seiner Partei zwingen, oder er mußte ihn vernichten, ehe er einen Fuß nach Böhmen setzte. Er belagerte Prag, und entsendete ein schwaches Korps nach Beraun gegen Bathyani; hätten die Truppen nicht Wunder der Tapferkeit gethan, so wäre er die Ursache ihres Verderbens gewesen. Nach der Einnahme von Prag würde es der gesunden Politik gemäß gewesen seyn, mit der Hälfte des Heeres gerade auf Bathyani loszugehen, ihn vor der Ankunft des Prinzen von Lothringen zu vernichten, und das Magazin von Pilsen zu nehmen: ein Verlust, der die Oestreicher verhindert haben würde, nach Böhmen zurück zu gehen, denn sie wären genöthigt gewesen, neue Subsistenzmittel herbeizuschaffen, was Zeit erfordert hätte, und dadurch wäre der Feldzug für sie verloren gewesen. Fehlte es an Eifer bei Anfüllung der preußischen Magazine, so muß man dem Könige nichts zur Last legen, dagegen aber den Lieferanten, die sich bezahlen ließen, und die Magazine nicht füllten. Wie aber konnte dieser Fürst so schwach seyn, den Feldzugsplan des Marschalls von Belle-Isle anzunehmen, der ihn nach Tabor und Budweis führte, da er sich selbst sagte, daß dieser Plan weder den damaligen Umständen, noch seinem Vortheile, noch den Regeln des Kriegs angemessen sey? — So weit muß man die Nachgiebigkeit nicht treiben. Dieser Fehler zog eine Menge anderer nach sich. War es endlich wohl recht, das Heer kantoniren zu lassen, da der Feind nur um einen Tagmarsch von diesen Quartieren entfernt lagerte? Der ganze Vortheil dieses Feldzuges war auf Seiten Oestreichs. Herr von Traun spielte in demselben die Rolle des Sertorius, der König die des Pompejus. Das Benehmen des Herrn von Traun ist ein Muster, das jeder Militär, der seinen Beruf liebt,

studiren muß, um es nachzuahmen, wenn er das Talent dazu hat. Der König selbst hat eingestanden, daß er diesen Feldzug als seine Schule in der Kriegskunst betrachtete, so wie den Herrn v. Traun als seinen Lehrmeister. Das Glück ist zuweilen für Fürsten verderblicher, als die Widerwärtigkeit: jenes berauscht durch Hochmuth, dieses macht vorsichtig und bescheiden." —

Auch in Schlesien hatten die Truppen Maria Theresia's Vortheile errungen. Das Korps von 18000 Mann, welches Friedrich bei seinem Zuge nach Böhmen unter dem General v. Marwitz zurückgelassen hatte, um dieß Land gegen feindliche Angriffe zu schützen, und in Oestreich Brandschatzungen einzutreiben, war stets von den Ungarn beunruhigt, welche zu einem Generalaufsitz aufgeboten worden waren. Er warf sie zwar stets zurück, und drang sogar bis zu den östreichischen Truppen vor. Aber gegen Ende dieses Jahres, als die Ungarn von der einen, und die Truppen des Prinzen Karl von der andern Seite kamen, wurde er bis nach Oppeln zurückgedrängt.

In der Mitte Decembers ging der König nach Berlin, und übertrug den Oberbefehl über das ganze in Schlesien befindliche Heer dem grauen Helden Leopold, Fürsten von Anhalt-Dessau. — Um den Krieg mit Nachdruck fortsetzen zu können, wurde alles große Silbergeräthe des Schlosses des Nachts (damit das Volk nichts erführe) in die Münze gebracht. Alles wurde aufgeboten, um in Schlesien reiche Magazine anzulegen. Neue Aushebungen wurden gemacht, um die Truppen wieder vollzählig zu machen. Mehr als sechs Millionen wurden aus dem Schatze genommen, um alle diese Ausgaben zu bestreiten; und überdieß schoßen die Landstände als Darlehen anderthalb Millionen vor. Alle diese Summen wurden aufgewendet, um im Jahre 1745 die Fehler wieder gut zu machen, die man im Jahre 1744 begangen hatte.

Für Friedrichs Bundesgenossen, Kaiser Karl VII., hatte dieser Feldzug mittelbar den Vortheil, daß er, da jetzt die östreichischen Truppen aus Baiern zurückgezogen waren, nach seiner Residenzstadt München zurückkehren konnte. Doch würde er nochmals in den Fall gekommen seyn, flüchten zu müssen, wenn ihn nicht der Tod überrascht, und von aller Schmach und Noth befreit hätte, die über sein Haupt ergangen waren. Er starb den 20. Jan. 1745. Durch den Tod des Kaisers verlor die Frankfurter Union ihren eigentlichen Haltpunkt, obgleich er denselben oft nur dem Namen nach gewährt hatte, denn jetzt verband kein gemeinsames Interesse die deutschen Reichsfürsten unter einander und mit Frankreich. Es stand zu erwarten, daß der östreichische Hof

Fürst Blücher von Wahlstadt

sich jetzt alle Mühe geben werde, dem Gemahl Maria Theresia's, Franz Stephan von Toskana, die Kaiserkrone zu verschaffen. Frankreich suchte diesem einen Mitbewerber entgegenzustellen, und meist auf Anrathen des großen Feldherrn Marschall Moritz von Sachsen fiel die Wahl des Hofes zu Versailles auf August III., Churfürst von Sachsen. Gegen alles Erwarten fand man Friedrich bereit, diesem seinem offenkundigen Feinde zu der Kaiserkrone zu verhelfen, denn seine Absicht war es, Oestreich und Sachsen für den Augenblick zu entzweien, obgleich er einsah, daß der Churfürst von Sachsen, als König von Polen, nicht deutscher Kaiser werden könne. Ueberdieß hatte Maria Theresia mit England, Holland und Sachsen den 8. Januar zu Warschau das Wormser Bündniß erneuert, und Sachsen konnte sich jetzt mit Oestreich nicht entzweien. — In diesem Bündnisse hatte auch Maria Theresia Schlesien wieder für ihr Eigenthum erklärt, und wirklich eroberten auch ihre Truppen ganz Oberschlesien. Durch ein Manifest, welches sie ausgeben ließ, sprach sie die Schlesier von allen ihren Pflichten gegen den König von Preußen los. Sie erklärte: er habe den Frieden, der ihm Schlesien verschafft, aus eigenem Antriebe gebrochen, und also selbst für ungiltig erklärt; dadurch habe er dieß Land verloren, und sie sey wieder in den rechtmäßigen Besitz desselben eingetreten. Der König widerlegte diese Schrift durch eine andere, welche die Schlesier an ihre Pflichten erinnerte, und sie warnte, an den feindlichen Unternehmungen irgend einen Antheil zu nehmen. Wieder gerieth dieß unglückliche Land in die traurigste Verlegenheit, da es nicht wußte, wohin es sich wenden sollte, und, zwischen beiden kriegführenden Mächten stehend, die Schläge und Bedrückungen beider zu befürchten hatte. Doch bald sollte es von dieser ängstlichen Ungewißheit befreit werden.

Den 18. Mai schloß Maria Theresia mit Sachsen noch ein besonderes Bündniß. Magdeburg und andere Stücke des preußischen Gebiets wurden an Sachsen versprochen, da, wie es schien, Friedrich Niederschlesien und Glatz herausgeben mußte. Wirklich drangen auch im Frühlinge dieses Jahres die östreichischen Truppen, durch die Siege des vorigen Jahres ermuthigt, vor, und eroberten sogar, den 27. Mai, Kosel. Den 22. April 1745 hatte der Sohn und Erbe Karls VII., Maximilian, auf den Rath des Generals von Seckendorf, durch dessen Schuld die Oestreicher wieder in den Besitz Baierns gekommen waren, nach dem Traktate von Füßen Friede mit der Königin von Ungarn geschlossen. So fiel die ganze Last des Krieges in Deutschland auf den König von Preußen allein.

Vergebens hat er Ludwig XV. seinem Bündnisse getreu, den Krieg mit Oestreich diesseits des Rheines fortzusetzen. — „In einer solchen Lage — so schreibt der König — muß die Seele ihre ganze Kraft entfalten, um die Gefahren, womit man umgeben ist, scharf ins Auge zu fassen; in einer solchen Lage muß man sich nicht durch Phantome der Zukunft irre führen lassen, und sich aller möglichen und ersinnlichen Mittel bedienen, um dem Verderben, so lange es noch Zeit ist, zu entrinnen; vor allen Dingen aber muß man sich nicht von den Grundprinzipien entfernen, auf welche man sein Kriegs- und Staatssystem gebaut hat." — Fürst Leopold hatte aber zu Anfange des Jahres 1745 die ungarischen Truppen und das Hauptheer des Prinzen Karl aus Oberschlesien bis hinter Troppau und Jägerndorf zurückgedrängt. Der König war in der Mitte März wieder zu dem Heere gekommen. Er bemerkte bald, daß es die Oestreicher auf Niederschlesien abgesehen hätten, und daß Prinz Karl von Lothringen mit dem Herzoge von Weißenfels über Landshut und durch die Gebirgspässe von Bolkenhain, Kauder ꝛc. in die Ebene bei Schweidnitz einzubrechen beabsichtige. Er versammelte daher sein ganzes Heer zwischen Striegau und Schweidnitz in einem vortheilhaften Lager, und ließ durch den Generalmajor v. Winterfeldt, der sich hiebei mit seinen Husaren manche Lorbeeren errang, in den Gebirgsgegenden streifen, um die Bewegungen der sächsisch-östreichischen Armee zu beobachten. Die ganze Lage der Dinge erheischte eine entscheidende Schlacht. Der König wollte dem Prinzen Karl Sorglosigkeit einflößen, um ihn dadurch zur Nachlässigkeit zu verleiten. Dazu bediente er sich eines Menschen, der ein doppelter Spion war. Er ließ ihm eine beträchtliche Summe auszahlen, und sagte ihm, er solle dafür ihn bei Zeiten von dem Marsche des Prinzen von Lotheringen benachrichtigen, damit er sich nach Breslau zurückziehen könne, um, ehe die Oestreicher anrückten, zwischen Breslau und Glogau einen festen und sichern Posten zu besetzen, damit die Zufuhr für die Armee gedeckt und erleichtert würde. Um dieses als festbestimmten Plan darzustellen, ließ man die Wege, die nach Breslau führten, ausbessern *). Nun war es vor Allem erfor-

*) „Wollt ihr euch mit dem Feinde schlagen — sagt der König in einer später abgefaßten Instruktion für seine Generale — und es hat das Ansehen, als wollte er dieß vermeiden, so laßt aussprengen, eure Armee habe sich geschwächt, oder stellt euch, als ob ihr euch vor dem Feinde fürchtetet. Dieß Blendwerk machten wir vor der Schlacht bei Hohenfriedberg. Ich ließ nemlich die Wege nach Breslau ausbessern, als ob

derlich, den Markgrafen Karl aus Oberschlesien zurück zu rufen, wo er in Jägerndorf mit 9000 Mann stand. Die Lage des Königs war so dringend, daß er dem General Ziethen den Befehl ertheilte, sich mit seinem Regimente durch den Feind durchzuschlagen, sollte auch nur ein Einziger übrig bleiben, der dem Markgrafen seinen Befehl überbringen könnte. Um sein schönes Regiment nicht ohne Noth aufzuopfern, befahl Ziethen seinen Husaren, die neu angelangten Pelze anzuziehen, worin sie den Oestreichern noch nicht bekannt waren. Dieser List vertrauend, ritt er ruhig fort, bis er Gelegenheit fand, sich einer von Neustadt abziehenden Truppe anzuschließen. Die Oestreicher glaubten lange, daß er und seine Leute zu ihnen gehöre, und als sie endlich ihren Irrthum gewahr wurden, schlug Ziethen sich glücklich durch, und kam mit einigen gefangenen Officieren in Jägerndorf an. Hier namentlich, und auf dem Zuge des Markgrafen zu dem Könige unter einem Generale Schwerin, entwickelte ein Theil der preußischen Kavallerie einen rühmlichen Muth und ausgezeichnete Tapferkeit. „List nützt zuweilen mehr im Kriege — sagt der König — als Stärke; freilich muß man sie nicht zu oft verbrauchen, daß sie ihren Werth nicht verliere, sondern nur sparsam und bei wichtigen Vorfällen sie anwenden. Wenn dann die Nachrichten, welche man dem Feinde hinterbringen läßt, seinen Leidenschaften schmeicheln, kann man meist mit Gewißheit annehmen, ihn in die Falle zu locken, die man ihm gelegt.“ Und wirklich traf dieses auch hier ein. Die Oestreicher wähnten immer, und wurden, trotz aller weisen Vorhersagungen des Generals Nadasdy, durch die vermehrten Scheinanstalten des Königs in dem Wahne bestärkt, daß, wenn sie bei Striegau erschienen, der König retiriren und erst unter den Kanonen von Breslau eine Schlacht annehmen werde. Die vereinigten Oestreicher und Sachsen rückten also getrost aus den schlesischen Gebirgspässen hervor, stießen wider alles Erwarten auf die etwa 60000 Mann starken, in wohlgeordneter Schlachtordnung stehenden Preußen, und wurden von ihnen Stand zu halten gezwungen; es begann den 4. Juni 1745 mit Tagesanbruch die Schlacht bei Hohenfriedberg. Der linke Flügel des östreichischen Heeres, der seinen Vortrab bildete, und fast ganz aus sächsischen Hilfstruppen bestand, rückte vor, in der Absicht, Striegau zu erobern. Unvermuthet wurde er von den Preußen mit einer Hitze

---

ich bei der Annäherung des Prinzen Karl in vier Kolonnen dahin marschiren wollte. Seine Eigenliebe kam mir hiebei zu statten. Er that, was ich wünschte, und ward geschlagen.“

und Erbitterung angegriffen, die den letzteren hätte nachtheilig werden können, wenn ihre Befehlshaber ihnen nicht mit ruhiger Besonnenheit Einhalt gethan hätten. Die preußische Infanterie drang ein, und machte sich mit Feuer, Bajonetten und Säbel Luft, und die preußische Reiterei warf sich in zwei Linien auf die sächsische, trieb sie zurück und zersprengte sie. Die sächsische Infanterie wurde aus ihren Reihen gerissen, getrennt und geworfen. Die Preußen fochten mit der Wuth des Grimmes, weil sie die Sachsen für tückisch und treulos hielten. Zwei sächsische Bataillone wurden in mörderischem Gefecht beinahe Mann für Mann niedergesäbelt. Die Sachsen vermochten den Angriffen der Preußen nicht länger Stand zu halten, und zogen sich, die Vortheile des Terrains klug benützend, in die Tiefen und Hohlwege bei Bolkenhain zurück. — Der Prinz von Lothringen, der das Kanonen- und Kleingewehrfeuer für den Kampf um Striegau gehalten hatte, ward jetzt eines andern belehrt. Sogleich marschirte er in die Ebene vor; Markgraf Karl und der Prinz von Preußen griffen ihn an, und nöthigten ihn, etwas zurückzuweichen. Alles, was bis jetzt von den Preußen muthvoll vollführt worden war, hatte ihr Vortrab, der linke Flügel ihrer Reiterei, und ein kleiner Theil vom rechten Flügel ausgeführt, noch ehe ihr linker Flügel die Oestreicher angegriffen hatte. Auch dieser, an dessen Spitze sich der König befand, setzte sich nun in Bewegung. Ueber Morräste und Gräben mußte man kämpfend vordringen. Mit der größten Tapferkeit, die durch die Gegenwart des Königs noch gesteigert wurde, geschah der Angriff. Auch die preußische Kavallerie vom linken Flügel, unter General-Lieutenant von Nassau, warf nach sechs lebhaften Angriffen die östreichische Reiterei gänzlich zurück. Mit weniger Glück fochten einige preußische Infanteriebrigaden gegen die gegenüberstehenden östreichischen, welche Thüngen und Leopold Daun mit großer Tapferkeit anführten. Diese standen und setzten regelmäßig und kräftig ihr Feuer fort, so daß die Preußen jetzt nicht mehr vorwärts wollten und zu weichen anfingen. Dieß bemerkte der General-Lieutenant Geßler, der mit dem Dragoner-Regimente von Baireuth nahe bei der Infanterie stand. Sogleich rückte er hinter die wankende Infanterie. Er bemerkte an der östreichischen Infanterie ein damals bei den Oestreichern sehr übliches Manöver: wenn nemlich das Gewehrfeuer einige Zeit gedauert hatte, wirbelten sich die Bataillone ein paarmal um ihre Fahnen herum, und formirten sich dann von Neuem. Geßler ließ die vor ihm stehende Infanterie sich rechts und links öffnen, griff die östreichische Infanterie schwadronenweise mit seinen Dragonern an, um-

zingelte sie, drang in die beiden Brigaden ein, warf Alles vor sich über den Haufen, und kehrte mit 67 eroberten Fahnen und 2500 Gefangenen wieder zurück. Geßler, der General Schwerin und Chazot vollführten diese heldenmüthige That. Während dessen hatte auch die ganze preußische Linie sich links geschwenkt, und, nachdem sie über Sümpfe und Gräben gesetzt, die östreichische Infanterie hinter Hallendorf in die Flucht geschlagen. Das ganze östreichische Heer wich nun, und überließ dem Könige den Kampfplatz. Der General du Moulin erhielt den Befehl, mit 18 Schwadronen dasselbe zu verfolgen, aber Nadasdy deckte diesen Rückzug durch seine Kroaten und leichte Kavallerie so geschickt, daß man ihnen wenig anhaben konnte.

„Dieses war die dritte Schlacht, die geliefert wurde, um zu entscheiden, wer Schlesien besitzen sollte; und es war nicht die letzte. Wenn die Fürsten um die Provinzen spielen, sind die Unterthanen die Spielmarken, welche sie bezahlen. List hatte diese Schlacht vorbereitet und Tapferkeit sie ausgeführt." — Schon um 9 Uhr Vormittags war die ganze Schlacht entschieden. Der Verlust der Oestreicher und der Sachsen wird von zuverläßigen Schriftstellern in Allem (Todte, Verwundete, Ueberläufer und Gefangene mit einbegriffen) auf 20000 Mann angegeben; 8 bis 9000 Todte und Verwundete bedeckten den Wahlplatz. Die Preußen zählten zwar höchstens 12 bis 1300 Mann Todte; dagegen aber wohl 4000 Verwundete *); denn die sieggewohnten östreichischen Truppen fochten mit unerschütterlichem Muthe und unbezwingbarer Hartnäckigkeit. — Neben andern Siegestrophäen hatten die Preußen 60 Kanonen und 70 Fahnen erbeutet. Das Dragoner-Regiment Baireuth allein hatte 66 derselben genommen. Noch auf dem Schlachtfelde wurde es belehrt, und den 11. Juni erschien ein „königlicher Gnaden-Brieff und Diploma vor das in der glorieusen Bataille bei Friedberg in Schlesien sich hervorgethane Dragoner-Regiment von Baireuth" **). Nie hat sich die Wahrheit, daß der Geist

*) Wir sehen uns hier veranlaßt, den Angaben mitkämpfender preußischer und östreichischer Officiere zu folgen, da sonst der Verlust auf beiden Seiten weit geringer angegeben wird.

**) Dieses Ehrendiploma sollte „diese höchst rühmliche und im Angesichte der ganzen feindlichen Armee recht heldenmüthig ausgeführte That des braven Dragoner-Regiments von Baireuth auf der Wahlstatt öffentlich versiegeln, und dadurch, aus besonderer königlicher Gnade und thätlichem Erkennen gegen die hohen und niederen Officiere des tapfern Baireuth'schen Regiments, dieses so herrliche und unglaubliche Meisterstück der erworbenen Kriegserfahrung anjetzo und bei der Nachwelt in beständigem Andenken er-

die Masse bewegt, in einem glänzenderen Lichte gezeigt, als in dieser Schlacht, denn von den 64 Bataillonen des preußischen Heeres waren nur 27 in das Feuer gekommen und hatten einen glorreichen Sieg errungen. Entzückt von der Erinnerung an die Tapferkeit, mit welcher seine Truppen die von ihm meisterhaft angeordneten Maßregeln vollführten, schreibt Friedrich hier: „Die Welt ruht nicht sicherer auf den Schultern des Atlas, als Preußen auf einem solchen Heere."

Von des Königs Zuversicht auf die eigene Macht seiner Truppen zeugt auch die Art, wie er seinem Bundesgenossen, Ludwig XV., den erfochtenen Sieg anzeigte. Ein französischer Obrist, Namens de la Tour, war zu dem Könige in das Lager gekommen, um ihm den durch den heldenmüthigen Marschall Moritz von Sachsen errungenen Sieg bei Fontenai anzuzeigen. Er bat um die Erlaubniß, noch einige Zeit bei dem preußischen Heere zu verweilen. „Sie wollen also zusehen, wer Schlesien behalten wird?" sagte der König. „Nein, Sire, antwortete jener, ich will nur Zeuge davon seyn, wie Ew. Majestät Ihre Feinde züchtigen und Ihre Unterthanen vertheidigen werden." Er blieb und war Zeuge des Sieges, über den ihm Friedrich einen Brief an Ludwig XV. mitgab, worin es hieß: „Ich habe den Wechsel, den Sie bei Fontenai auf mich gezogen, bei Friedberg eingelöst. Die Schlacht bei Fontenai und die Einnahme von Tournai sind für Sie rühmliche und für Frankreich vortheilhafte Ereignisse; aber für Preussens unmittelbaren Vortheil wären eine am Ufer des Skamander gewonnene Schlacht oder die Einnahme von Peking wohl gleiche Diversionen gewesen."

Der Sieg bei Hohenfriedberg war für den König überaus wichtig. Die Oestreicher wurden durch denselben aus Schlesien nach und nach vertrieben, und der Krieg wiederum in Feindes Land gespielt. Friedrich hatte in dieser Schlacht sein scharfes militärisches Auge bewährt, das ihn selten bei einer seiner Dispositionen betrog oder täuschte. „Nun erst, seit der Schlacht bei Hohenfriedberg, kann man den Zeitpunkt festsetzen, daß meine Kavallerie das geworden ist, was sie seyn sollte und jetzt ist," sagt der König mit Recht in der Instruktion für seine Generale. Vor Allem aber war es jetzt möglich, die Generale Nassau und Hautcharmoi mit beträchtlichen Truppenabtheilungen nach Oberschlesien zu entsenden, um dasselbe von den östreichischen leichten

---

hatten und außerordentlich verewigen." Die höhern Officiere wurden befördert; das Wappen seines Jugendfreundes Chazot veränderte Friedrich durch Zeichen, welche auf diesen Tag hindeuteten.

Truppen zu befreien, die Sachsen im Zaume zu halten und Kosel wieder zu erobern. Friedrich aber beschäftigte sich namentlich damit, die Unterhandlungen zu betreiben, die er mit Georg II. angeknüpft hatte, und jetzt, da er wieder gesiegt hatte, einen erwünschten Frieden zu erlangen. Man hätte glauben sollen, der König hätte die Früchte seines Sieges anders benützen müssen; allein „die Schlacht bei Hohenfriedberg hatte Schlesien gerettet, der Feind war geschlagen; aber er war nicht vernichtet, und diese Schlacht hatte die böhmischen Gebirge nicht geöffnet, über welche der Proviant für die Armee bezogen werden mußte.“ Georg II. war des längern Aufenthaltes in Deutschland überdrüssig, noch überdrüssiger aber der Hilfsgelder, die er zu bezahlen hatte, um den Krieg mit Frankreich fortsetzen zu können. Da nun Friedrich, nach dem Tode Karls VII., keinen Grund mehr hatte, dem Gemahl der Königin von Ungarn die Kaiserkrone streitig zu machen, so schlossen beide Monarchen einen Vertrag, worin Georg II. sich anheischig machte, die Königin von Ungarn zum Frieden zu bewegen, dem Bündnisse gegen Preußen zu entsagen, und Friedrich die Gewährleistung aller Mächte für den ungestörten Besitz Schlesiens zu verschaffen. Den 26. August kam dieser Vertrag, in den auch die Niederlande und andere Verbündete mit eingeschlossen wurden, in Hannover zu Stande. Aber Maria Theresia war keineswegs geneigt, diesem Vertrage beizutreten. Die Wahl ihres Gemahls zum römischen Kaiser betreibend, hielt sie sich zu Frankfurt auf, und Friedrich erzählt, sie hätte in Erwiederung auf die Friedensanträge, die er ihr durch geheime Emissarien machen ließ, erklärt, „sie wolle lieber das Hemd vom Leibe, als Schlesien einbüßen.“

Während dieser Friedensunterhandlungen wurde der Krieg in kleinen Gefechten stets fortgesetzt, besonders war dieß in Oberschlesien der Fall, wo General von Nassau, siegreich vordringend, nach Besetzung einiger anderer Plätze, den 26. Mai Kosel wieder eroberte. Minder bedeutend war die Thätigkeit der beiden feindlichen Hauptarmeen. Der König war über Friedland in Böhmen eingerückt. Prinz Karl hatte hinter Königsgrätz an dem Ufer der Adler ein vortheilhaftes Lager bezogen, so daß er jene Stadt vor der Fronte hatte, im Rücken und auf den Flanken aber durch Gehölze, Moräste und Berge gedeckt war. So standen sich beide Heere einige Zeit gegenüber, ohne eine merkwürdige Kriegsthat, weil damals die Unterhandlungen mit Oestreich lebhaft betrieben wurden. In der letzten Hälfte des Juli verließ der König sein Lager, setzte über die Elbe und lagerte sich von neuem bei Chlum, so daß er nur zwei Stunden von seinem Gegner entfernt

war. Aber trotz dieser Nähe kam es zu keiner Schlacht. Man wollte, dem Plane des vorigen Jahres gemäß, den König durch die leichten Truppen, an denen man ihm weit überlegen war, beunruhigen, ihm seine Zufuhr erschweren, und ihn so abermals ohne Schwertstreich aus Böhmen vertreiben. Und wirklich war es so weit gekommen, daß man um jede Zufuhr eine kleine Schlacht liefern mußte. — Den 13. Sept. wurde zu Frankfurt wirklich — mit Gegenspruch der pfälzischen und brandenburgischen Churstimme — Franz Stephan von Toskana zum römischen Kaiser erwählt. Maria Theresia, hocherfreut, trotz dem Kampfe so vieler Feinde die Kaiserkrone wieder ihrem Hause zugewendet zu haben, feierte diesen Triumph zu Frankfurt mit großer Pracht. Sie schickte dem Heere in Böhmen alsbald die verlangten Verstärkungen. Prinz Karl von Lothringen, der Bruder des neuen Kaisers, wollte das Glück seines Hauses durch einen Sieg über die Preußen feiern, denen er an Macht doppelt überlegen war, da der König sich durch Detaschements bedeutend geschwächt und kaum eine Truppenzahl von 20000 Mann bei sich hatte, während die der Oestreicher sich auf wenigstens 40000 belief. Die östreichischen Feldherrn entwarfen einen Plan, der, nach des Königs eigenem Geständnisse, großer Heerführer würdig war, und, da er noch dazu vom Glücke begünstigt schien, einen bessern Ausgang verdient hätte, welchen er auch vielleicht gefunden haben würde, wenn man in der Ausführung den einmal gefaßten Grundsätzen treu geblieben wäre. Der König hatte ein Lager bei Jaromirs bezogen, war aber durch den allgemeinen Mangel an Lebensmitteln, und da die Wege schlecht zu werden anfingen, gezwungen, ein anderes, sehr unvortheilhaftes Lager bei Staudenz zu beziehen. Prinz Karl folgte ihm, und lagerte sich, kaum einen Marsch weit von dem Könige entfernt, bei Königshof.

Prinz Karl ließ im Stillen alle Anstalten treffen, um den König in seinem Lager zu überfallen. Denn spielte das Glück nicht unvermuthete Tücke, so war die Schlacht gewonnen, alle Detaschements der Preußen abgeschnitten, und Schlesien unwiederbringlich für sie verloren; mißglückte die Schlacht, so konnte Friedrich, da er in Böhmen keinen festen Platz inne hatte, sich dennoch nicht halten. In der Nacht vom 29. auf den 30. Sept. brach also Prinz Karl auf. Durch die Nacht und die Wälder blieb sein Marsch den Preußen unbekannt. Er besetzte die Anhöhen, dehnte seinen rechten Flügel bis hinter Bukersdorf und seinen linken bis Deutsprausnitz aus, deckte beide mit starken Batterien, und pflanzte längs seiner ganzen Fronte eine Menge von Feldstücken auf. Eine gefahrvolle Stellung

für das preußische Heer, denn es mußte, wenn es sich vertheidigen wollte, unter den Kanonen des Feindes und dem Feuern seines linken Flügels und seines Centrums sich formiren.

Schon den 29. hatte Friedrich durch einen Ueberläufer erfahren, daß das östreichische Heer sich in Bewegung setze. Er schickte eine Abtheilung Kavallerie aus, um auf die Bewegungen des Feindes zu achten, aber alle Aus- und Zugänge waren von den leichten Truppen der Oestreicher besetzt, und Friedrich konnte also nichts weiter von ihrem Vorhaben erforschen. Einige Gefangene sagten aus, man wolle nach Arnau marschiren. Dadurch wäre der König von Schatzlar abgeschnitten und hier in eine enge Gegend eingeschlossen gewesen. Die Armee erhielt also den Befehl, den 30. um 10 Uhr marschfertig zu seyn. Friedrich war den 30. Morgens noch mit den Anordnungen zu dem Marsche beschäftigt, als er die Nachricht erhielt, die Oestreicher rückten in vielen Kolonnen heran. Nach allen ihren Anordnungen schien es, daß die Oestreicher sicher auf den Rückzug der Preußen gerechnet hatten, und auf demselben erst sie angreifen wollten. „Aber der König entschloß sich ohne Zaudern zum Angriff; denn es war weit ehrenvoller, gänzlich vernichtet zu werden, wenn man sein Leben theuer verkauft, als auf einem Rückzuge zu Grunde zu gehen, der zuversichtlich in eine schmähliche Flucht ausgeartet wäre.“ — Mit einer seltenen, ihm so eigenen Geistesgegenwart faßte Friedrich schnell den Plan. Die Kavallerie mußte aufsitzen und die Infanterie ausrücken. Die Kavallerie vom rechten Flügel mußte in einem halben Bogen, dessen Rundung gegen den Feind gekehrt war, auf der Trautenauer Straße rechts aufmarschiren, und sich dem linken Flügel des Feindes gegenüberstellen. Die Infanterie folgte, und beide zugleich sollten sodann den Angriff machen. Fünf Bataillone vom zweiten Treffen hatten Befehl, diese zu unterstützen; der ganze linke Flügel verhielt sich ruhig, bis man die Wendung der Schlacht auf dem rechten gesehen hätte. Die Ordnung und Geschwindigkeit, mit welcher diese Anordnungen ausgeführt wurden, muß man wirklich erstaunenswerth nennen, wenn man bedenkt, daß dieses unter dem Feuer von 28 Kanonen geschehen mußte, welche die Oestreicher in zwei Batterien aufgepflanzt hatten, und wie oft hiedurch die Reihen der Preußen zerrissen wurden. Sobald die Reiterei sich aufgestellt hatte, griff der Feldmarschall Buddenbrock die östreichische Reiterei an. Diese hatte ihr Terrain schlecht gewählt. In geringen Zwischenräumen standen die 50 Schwadronen derselben in drei Treffen hinter einander aufgestellt, und hinter ihnen war eine Art von Abgrund. Durch den

raschen Angriff der Preußen ward die erste Linie derselben geworfen. Diese stürzte sich auf die zweite zurück und diese auf die dritte. Nirgends war Raum genug, um sich zu sammeln und zu ordnen. Einige Eskadronen wurden sogar mitten unter die Infanterie getrieben, und verursachten dadurch unter derselben eine Verwirrung, die viel zur Entscheidung der Schlacht beitrug.

Durch diesen glücklichen Erfolg von Seiten der preußischen Kavallerie angefeuert, bestürmte die erste Brigade der preußischen Infanterie auf dem rechten Flügel zu rasch die große Batterie der Oestreicher. Aber ein Hagel von Kartätschen- und Flintenkugeln schlug sie zurück; sie stürzten zum zweitenmale herzu, und wurden zum zweitenmale zurückgetrieben. Ganze Rotten wurden von den feindlichen Kugeln zu Boden gerissen. Unterdessen eilte eine Verstärkung herbei, sie sammelten sich, thaten den dritten Angriff, und die Batterie war erobert. — Jetzt bemerkte man eine starke östreichische Kolonne, die von ihrem rechten Flügel herzog, und von den Anhöhen herabkam, um sich Burkersdorfs zu bemächtigen. Aber der König kam ihnen zuvor. Pelotonweise feuerten nun die Preußen auf die Kolonne, die sich zurückziehen mußte. Die Reiterei des rechten Flügels war nun, da die Verwirrung unter den Oestreichern dort, wo sie aufgestellt war, allgemein war, an ihrem Orte unnütz. Man ließ also einen kleinen Theil daselbst zurück; die übrigen folgten in das zweite Treffen, und ein Theil stieß zu dem linken Flügel. Während dessen hatte der linke Flügel der Infanterie die östreichische angegriffen, und sie in Verwirrung zurückgedrängt. — Die Garde, welche im Centrum des Treffens stand, griff hierauf, vom Prinzen Ferdinand von Braunschweig angeführt, eine Anhöhe an, welche die Oestreicher noch inne hielten, und mit der sie noch immer einen großen Theil des Kampfplatzes beherrschten. Diese Anhöhe war steil und mit Waldung bedeckt; dennoch ward sie eingenommen, und der Sieg dadurch beschleunigt. Sonderbar war hiebei, daß der Prinz Ludwig von Braunschweig — der in östreichischen Diensten stand — diese Anhöhe gegen seinen eigenen Bruder vertheidigt hatte, und daß hiebei beide Brüder verwundet wurden. Uebrigens zeigte sich bei dieser Gelegenheit der Heldenmuth des Prinzen Ferdinand im glänzendsten Lichte. Wechselvoll war der Kampf, der um so muthiger fortgeführt wurde, weil das Schlachtfeld nur Höhen und Tiefen hatte. Nach jenen strebten die Oestreicher auf, um ihrer Verwirrung abzuhelfen, doch sie wurden von einer nach der andern verdrängt. Endlich nach fünfstündigem mannigfachem Gefechte räumten sie das Schlachtfeld, und aus dem

Rückzuge ward eine Flucht. Die preußische Reiterei verfolgte die Fliehenden bis zum Dorfe Sorr, wo es nicht gerathen war, wegen des Silvawaldes, weiter vorzudringen. Daher führt diese Schlacht den Namen der Schlacht bei Sorr oder (nach der nahen Stadt) bei Trautenau.

„Ich hätte bei Sorr geschlagen zu werden verdient — sagt der König in der Instruktion für seine Generale — weil ich mich durch Detaschements zu sehr geschwächt hatte, wenn nicht die Geschicklichkeit meiner Generale und die Tapferkeit meiner Truppen mich davor bewahrt hätten.“ Der Verlust der Preußen in dieser Schlacht belief sich auf 12 bis 1500 Todte, und an Verwundeten zählte man 2500 bis 3000. Die Oestreicher und Sachsen verloren mehr denn 2000 Todte und 3000 bis 3500 Verwundete. Dazu wurden mehrere Officiere nebst 16 bis 1700 Gemeine Kriegsgefangene der Preußen. Uebrigens hatte auch die Geistesgegenwart des Königs, so wie die Fahrläßigkeit und Plünderungssucht der Oestreicher zu diesem Siege Vieles beigetragen. Dem Plane der östreichischen Generale gemäß hätte, während die Preußen mit der Hauptarmee angegriffen wurden, der General Nadasdy mit seinem Korps und den leichten Truppen von Trenk und andern die Preußen im Rücken angreifen sollen. Allein diese leichten Truppen stießen auf das Lager und einen Theil des Gepäckes. Nun warfen sich die Panduren, Tolpatschen und Husaren, trotz dem Befehle ihres Generals, gierig auf die Beute, und versäumten darüber den Zweck ihrer Absendung, da sie nachher sich schnell vor einem Korps anrückender Preußen zurückziehen mußten. „Sie werden eine große Idee von meinem Hausrath bekommen,“ sagte der König lachend, als man ihm die Nachricht brachte, daß auch sein Zelt rein ausgeplündert sey.

Bei dieser Gelegenheit war Friedrichs Feldbibliothek verloren gegangen, und es ist ein des Helden nicht unwürdiger Zug, daß er sogleich Sorge dafür trug, diesen Verlust wieder zu ersetzen. Er wendete sich deshalb an seinen alten Lehrer Duhan, und bat ihn, dieselbe für ihn schleunigst zu besorgen. Sein Freund Jordan war schon den 23. Mai 1745 im 45sten Jahre seines Lebens verschieden *). Den 2. Okt. bat er Duhan um schleunige Besorgung des

*) Friedrich war noch immer in dem traulichsten Briefwechsel mit ihm gestanden, und schrieb stets in dem frühern scherzhaften und ernsthaft theilnehmenden Tone an ihn. So nach der Einnahme von Prag: „Wer hätte geglaubt, daß der Schüler, der von dir Philosophie, von

Cicero, Horaz und Lucian, des Voltaire, Bossuet, Rousseau, Gresset, und der Lettres Persanes, des Vauquières und der Campagne de Turenne. Den 15. Okt. schrieb er ihm von Trautenau aus die Danksagung für seinen dienstfertigen Eifer, da er so schnell für seine Unterhaltung gesorgt habe. „Ihre Bücher — schreibt er — sind glücklich angekommen, und ich werde sie bezahlen, sobald ich die Rechnung haben werde. Es ist besser, die Bücher, welche ich wünsche, aus Paris gebunden kommen zu lassen, als aus Holland; Papier und Einband sind vorzüglicher. Sie machen sich über mich lustig; in der That, ich habe hier nicht immer volle Beschäftigung; und es findet sich oft ein Augenblick Muße, um ein gutes Buch zu lesen.“ Den 24. Okt. schrieb er an denselben: „Ich bitte Sie, mir eine schöne Ausgabe des Racine zu kaufen, und für meine Rückkehr bereit zu halten.“

Durch den Sieg bei Soor konnte man sich ohne Gefahr nach Schlesien und zu den dortigen Magazinen zurückziehen, welches auch den 16. Okt. durch die Hohlwege bei Schatzlar geschah, wobei man jedoch durch die, in Gebüschen versteckten, feuernden Panduren einigen Verlust erlitt. Der eingetretene Winter setzte den Unternehmungen im Felde ein Ziel, und ein tiefer Schnee, der in den Ge-

---

Cicero Rhetorik und von Vavie das Denken gelernt hat, eine militärische Rolle in der Welt spielen würde? Wer hatte geglaubt, die Vorsehung habe einen Poeten dazu erwählt, daß er das europäische Staatensystem umstürzen, und die politischen Kombinationen der Könige darin durchaus ändern sollte? Es gehen so viele Dinge vor, von denen man schwerlich den Grund angeben kann; diese Begebenheit kann man ganz dreist unter ihre Anzahl rechnen. — Wann werden wir unter den schönen und friedlichen Buchen in Rheinsberg, oder unter den prächtigen Linden in Charlottenburg uns wiedersehen? Wann können wir nach unserm Belieben über die Thorheit der Menschen, und über die Nichtigkeit unseres Zustandes philosophiren? Ich erwarte diese glücklichen Stunden mit vieler Ungeduld, und das um so mehr, da der Mensch, wenn er Alles in der Welt versucht hat, gewöhnlich zu dem Besten wieder zurückkommt. Leb' wohl. Vergiß deinen Freund nicht, und behalte mich eben so treu in deinem Herzen, als Orest den Pylades.“ Noch zwei Tage vor seinem Tode erhielt Jordan einen Brief von Friedrich. „Lieber Jordan — schreibt er — betrübe mich nicht mit deiner Krankheit. Du machst mich melancholisch; denn ich liebe dich von ganzem Herzen. Schone dich und sei meinetwegen unbesorgt. Ich befinde mich wohl. Du wirst aus den öffentlichen Nachrichten sehen, daß es mit den Staatsangelegenheiten gut geht. Leb' wohl. Liebe mich ein wenig, und werde, wenn es irgend möglich ist, zu meinem Troste gesund.“

birgen gefallen war, hatte die Wege schon längst beschwerlich gemacht. Die Kavallerie bezog nun in der Ebene von Striegau und Schweidnitz, und die Infanterie am Fuße des schlesischen Gebirges die Winterquartiere. Der König reiste hierauf nach Berlin ab, sowohl um die Unterhandlungen, die in Stocken gerathen waren, wieder zu beginnen, als auch, um (wenn der Frieden den Winter über nicht zu Stande käme) die nöthigen Geldmittel zu dem neuen Feldzuge auf jede mögliche Weise herbeizuschaffen.

Auf Sachsen, dessen Rolle bereits nicht mehr zweideutig seyn konnte, war jetzt vornemlich die Aufmerksamkeit des Königs gerichtet. Schon im Sommer hatte Friedrich seine Gesandten aus Dresden und Warschau zurückberufen. Sachsen hatte die wachsende Größe eines früher unbedeutenden Nachbarn, der aus allen Kämpfen siegreich hervorging, stets mit neidischen Augen angesehen, und besonders schmiedete der Günstling des schwachen Königs von Polen allerhand Ränke und Intriguen, um Brandenburg von seiner Höhe herab und in seine frühere Unbedeutenheit zurück zu stoßen. Friedrich schien geneigt, schon zu Anfange des Winters mit Sachsen offen zu Werke zu gehen, und es anzugreifen. Er hatte deshalb an den Gränzen von Sachsen unter dem Fürsten von Anhalt-Dessau ein Heer aufgestellt, das er nach und nach aus Schlesien und Böhmen verstärkte. Leopold nahm sein Lager bei Dieskau *), während ein sächsisches Korps bei Leipzig ebenfalls ein Lager bezog. Feindseligkeiten fielen hier nicht vor, theils weil von Seiten Großbritanniens am Frieden gearbeitet wurde, theils weil die Kaiserin von Rußland gedroht hatte, nach Sachsen ein Hilfsheer zu senden, sobald es vom Könige angegriffen würde. Diese Umstände bewirkten, daß beide Heere in die Kantonirungsquartiere gingen. — Während aber Alles scheinbar ruhig war, erfuhr der König durch den schwedischen Gesandten am sächsischen Hofe, daß ein fürchterlicher Rachеplan gegen ihn bereitet würde. Der Wiener und der Dresdner Hof waren gemeinsam übereingekommen: das östreichische Hauptheer unter Prinz Karl solle sich nach der Lausitz ziehen, und von da nach Schlesien eindringen; ein anderes Korps, das unter dem Generale Grüne

*) Als ein Beitrag zur Charakteristik dieses greisen Heerführers kann hier erwähnt werden, daß es dieses Lager war, wo der edle Dichter Gleim den rohen Helden verließ (dem er als Stabssekretär zugeordnet war), da er sah, daß Leopold einen ganz unschuldigen, mit guten Pässen versehenen Juden hängen ließ, bloß weil er ihn, ohne allen zureichenden Grund, für einen Spionen hielt.

vom Rhein herkam, solle sich in Sachsen mit einer Anzahl sächsischer Truppen verstärken, und gegen Berlin rücken, um dem Könige in seinen alten Provinzen den Nerv seiner Macht abzuschneiden; und endlich, die sächsische Hauptarmee solle das Korps unter dem Fürsten von Anhalt entweder in seinen Standquartieren überfallen und vernichten, oder zu einer Schlacht nöthigen und aufreiben.

Es schien von allen Seiten her dem Könige Verderben und Untergang zu drohen. Kaum hatte er daher diese Plane erfahren, als er einen Staatsrath zusammenberief, „um auch die Stimme der Erfahrung zu hören.“ Aber dieser konnte oder wollte sich nicht überzeugen, daß die Gefahr so nahe sey. Sogar der alte Fürst von Anhalt und der Minister von Podewils riethen von neuen Kriegsunternehmungen ab, ja jener schien sogar ungerne das Kommando über das bei Halle zu versammelnde Heer zu übernehmen. Wieder war der König auf sich selbst zurückgewiesen; aber sein Plan stand fest. Jetzt wollte er erst Sachsen vernichten, und dann mit Oestreich weiter kämpfen. Die Drohungen der Russen konnten ihn wenig beunruhigen, denn diese konnten erst binnen sechs Monaten sich in Bewegung setzen, und bis dahin mußte das Schicksal der Preußen und Sachsen längst entschieden seyn. — Ganz Berlin gerieth in Bewegung; Furcht und Schrecken bemächtigte sich Aller, als man die Gefahr so nahe, und den König so entschieden sah. Der König ließ eine Besatzung von 5000 Mann unter General Haake daselbst zurück, und auch die Bürger thaten Alles, um wenigstens das erste Anprellen der Oestreicher abhalten zu können. „Während Berlin in Bestürzung, die Sachsen in Hoffnung, und ganz Europa in gespannter Erwartung diesen Winterfeldzug betrachteten, reiste der König den 14. Nov. (nach einem kaum vierwöchentlichen Aufenthalt daselbst) von Berlin wieder nach Schlesien ab.“ Den 15. traf er in Liegnitz ein. Der Plan des Königs war, die Sachsen zu gleicher Zeit von zwei Seiten zu überfallen, und die Armee in Schlesien sollte mit der des Prinzen von Lothringen kämpfen, und sie, wo möglich, in den Winterquartieren in der Lausitz überfallen, oder ihr eine Schlacht liefern und sie nach Böhmen zurückdrängen. Durch den General Winterfeldt, der ausgeschickt war, um die Bewegungen des Prinzen Karl zu beobachten, erhielt er hier die Nachricht, daß 6000 Sachsen, als der Vortrab der Oestreicher, über Zittau in die Lausitz eingerückt seyen, und daß die Oestreicher im Begriffe ständen, ihnen zu folgen. Friedrich ließ alle Flüsse und Wege besetzen, um den Oestreichern seine Bewegungen zu verbergen. Wieder

wendete man die List an, die bei Hohenfriedberg einen so glänzenden Erfolg gehabt, und wieder ging Prinz Karl in die Falle. Man stellte sich, als ob man behutsam darauf achten wolle, die sächsische Gränze nicht zu überschreiten, und als ob man nur Kroßen vor den Oestreichern erreichen wolle. Winterfeldt besetzte Naumburg am Queis, und ließ dieses Gerücht sehr verbreiten. Dadurch wurde Prinz Karl in dem Wahne bestärkt, daß er es hier nur mit einem Streifkorps von etwa 3000 Mann zu thun habe. „Mißtrauen — sagt der König hier — ist die Mutter der Sicherheit, und kein kluger General muß je seinen Feind verachten, sondern stets dessen Schritte wachsamen Auges beachten, daß sie ihm bei allen seinen Unternehmungen zum Leitsterne dienen mögen.“ Den 23. Nov. ging das Heer in vier Kolonnen über den Queis. Man wollte die Oestreicher vorrücken lassen, um ihnen dann in den Rücken zu fallen. Aber Winterfeldt benachrichtigte den König, daß es jetzt Zeit sey, etwas zu unternehmen. Sogleich rückte Friedrich vor, und der Vortrab seines Heeres traf bei Katholisch-Hennesdorf auf vier sächsische Regimenter. Es kam zu einem heftigen Scharmützel, und Ziethen mit seinen Husaren, von den Kürassieren unterstützt, erfocht einen vollständigen Sieg *). Die Sachsen ergriffen die Flucht, und die Husaren nahmen ihnen 1000 Gefangene nebst dem ganzen Feldgeräthe ab. Der König folgte mit der Hauptmacht in ununterbrochenen Eilmärschen, und rückte dem östreichischen Heere immer näher. Dieses zog sich, je näher er kam, immer mehr zurück, bis es endlich seinen Rückzug über Zittau nach Böhmen nahm. Den größten Theil seines Kriegsgepäckes mußte es auf diesem Rückzuge im Stiche lassen. Zu Görlitz befand sich ein reiches Magazin unter einer geringen Bedeckung; der König eroberte Görlitz und dieses Magazin, und nahm die Besatzung gefangen. Ein anderes Magazin zu Geben fiel ebenfalls in seine Hände. Als man zu Dresden erfuhr, daß man mit dem Prinzen von Lothringen so schnell fertig geworden, erhielt der General Grüne, der Berlin bedrohte, Befehl, sogleich umzukehren, und sich mit dem Generale Rutowski zu vereinigen, der ebenfalls nun zurückkehren und Dresden decken mußte. Der König lagerte sich nun bei Lauban, Görlitz, Zittau und Bautzen, theils um sein Heer von den Beschwerlichkeiten des rastlos fortgesetzten Marsches ausruhen zu lassen, theils um den Fortgang der Unternehmungen unter dem Fürsten von Anhalt zu erwarten.

---

*) Ziethen erbat sich für sein Regiment die in diesem wichtigen Gefechte erbeuteten silbernen Pauken, die ihm der König mit Lobeserhebungen übergab.

Dieser alte erfahrene Feldherr beendigte seine kriegerische Laufbahn auf eine glänzende Weise. Gegen Ende Novembers war er in Sachsen eingerückt. Die Sachsen hatten bei Leipzig ein verschanztes Lager bezogen, aber es war zu weitläufig, um mit Nachdruck vertheidigt werden zu können. Nach einem lebhaften Handgemenge, vornemlich der Reiterei, zogen sie sich zurück, und ihr Lager und Leipzig wurde von dem Fürsten Leopold besetzt. Von da rückte dieser über Eulenburg nach Torgau, und von da, nach dem Befehle des Königs, nach Meißen. Diese Stadt, welche für die Verbindung der beiden preußischen Heere äußerst wichtig war, mußte erobert werden. Friedrich hatte deshalb den General von Lehwald dahin geschickt, um alsdann zu dem Fürsten von Anhalt zu stoßen. Jetzt erst, nachdem letzterer angerückt war, wurde die Stadt besetzt, und das Hilfskorps unter Lehwald stieß zu der Armee des Fürsten.

Während dessen hatte das sächsische Heer, durch das östreichische Korps des General v. Grüne verstärkt, bei Kesselsdorf eine überaus vortheilhafte Stellung genommen. Es durfte den Angriff der Preußen um so weniger fürchten, als auch Prinz Karl mit der östreichischen Hauptarmee wiederum aus Böhmen nach Sachsen zu ziehen im Begriff war. Leopold erhielt den Befehl, die Sachsen anzugreifen, bevor sie sich mit dem Prinzen Karl vereinigen könnten. In vier Kolonnen brach sein Heer auf. Als die Preußen näher gegen Dresden anrückten, floh August III. mit solcher Hast und Verwirrung nach Prag, daß die jüngsten Prinzen seines Hauses zurückblieben. Den 14. Dec. kam Leopold bis Röhrsdorf. Hier ließ er seine Armee in Schlachtordnung unter dem Gewehre stehen. Den 15. marschirte er weiter, und sah bei Kesseldorf und Bennerich die Sachsen in wohlgewählter Stellung; alle Vortheile des Terrains kamen ihnen zu statten. Wie der Marschall von Sachsen bei Fontenai, so wollte ebenfalls Rutowsky hier, namentlich durch die Uebermacht der Artillerie, den Sieg erzwingen. Erst um zwei Uhr Nachmittags konnten die Truppen Leopolds aufmarschiren, und kaum hatten sie sich auf den Höhen gezeigt, als ein Donner von Kanonen aus den furchtbaren sächsischen Batterien sie begrüßte. Ein Korps, das Kesselsdorf bestürmen sollte, rückte vor. Die Infanterie fing an, die Höhe von Kesselsdorf zu ersteigen, aber ein Hagel von Kartätschen- und Flintenkugeln kam ihr entgegen, und so, auf einem Terrain, wo man wegen des vielen Schnees und Eises keinen festen Fuß fassen konnte, wurde sie mit großem Verluste zurückgetrieben. Aber schnell raffte sie sich wieder auf, und ermannte sich. Einer half dem Andern

im Hinaufklettern mit der Hand oder dem Gewehre. Aber kaum hatte ein Haufe mühsam die Anhöhe erklommen, als das Feuer der feindlichen Batterie sie wieder hinabstürzte. So mißlang auch der zweite Angriff, und unter Siegesgeschrei und Jubel verließen die Sachsen ihre Anhöhen, um die Preußen in der Ebene zu verfolgen, aber dadurch begingen sie den Fehler, daß sie vor ihr eigenes Geschütz kamen, und dieses nun schweigen mußte. Diesen Augenblick benutzte Anhalt, und ließ, nicht ohne Ströme von Blut, das Dorf mit Sturm nehmen. — Prinz Moritz von Anhalt griff mit dem linken Flügel der Preußen an. Mit unbesiegbarem Muthe und ausdauernder Tapferkeit erstieg er an der Spitze seiner Soldaten die Anhöhen. Während dieser mit der Infanterie Verwirrung unter den Sachsen verbreitet hatte, war die Kavallerie denselben in die Flanke gefallen, und hatte sie endlich, nach hartnäckiger Gegenwehr, in die Flucht gesprengt. Der Theil der Kavallerie, der nicht zum Kampfe gekommen war, wurde nun zur Verfolgung der fliehenden Sachsen gebraucht, die sich über Korbitz nach Dresden zurückzogen.

Diese Schlacht bei Kesselsdorf (den 15. Dec. 1745) kann unter die blutigsten damaliger Zeiten gerechnet werden. Denn persönliche Tapferkeit, das Terrain, und noch überdieß die übermäßige Anzahl von Feuerschlünden hatten allenthalben ein gräßliches Blutbad angerichtet. Der Verlust der Sieger war fast so groß, als der der Besiegten. — Man kann in dieser Schlacht Fürst Leopold und Rutowsky als die beiden Kämpfer, den König und den Prinzen Karl, so zu sagen, als die beiden Sekundanten derselben ansehen. Prinz Karl hatte sich durch den Leutmeritzer Kreis wieder nach Sachsen gewendet, und stand während der Schlacht mit seiner Armee im Plauenschen Grunde. Auch Friedrich war näher gegen den Kampfplatz angerückt. Beide harrten des Ausganges, um ihre Maßregeln nach demselben zu treffen. Prinz Karl bot Rutowsky, der mit geschlagenem Heere in Dresden anlangte, an, er wolle vereint mit ihm am folgenden Tage die Preußen angreifen. Allein der sächsische General hatte an Mannschaft und Kriegsgeräthe einen zu bedeutenden Verlust erlitten, als daß er nochmals das Kriegsglück zu versuchen geneigt gewesen wäre. Nachdem also Prinz Karl sich mit dem Grüne'schen Korps vereinigt hatte, zog er sich den 17. über Pirna wieder nach Böhmen zurück.

Sachsen war nun beinahe ganz in den Händen des Siegers. Den andern Tag nach der Schlacht bei Kesselsdorf erhielt der König ein Schreiben von dem englischen Gesandten Villiers aus Prag, der zuversichtliche Versicherungen über den nahen Friedensabschluß gab.

Unablässig hatte Friedrich während des Krieges sich an mehrere Gesandten gewendet, um diesen Friedensabschluß zu Stande zu bringen. Aber er hatte einsehen gelernt, daß er diesen nur, wenn er vollständig gesiegt habe, endlich erhalten könne. Er erschien mit seinem Heere vor Dresden, und ließ die Stadt auffordern, sich zu ergeben. Der Graf von Brühl hatte einige Festungswerke zur Verschönerung und Erweiterung seiner Gärten einreißen lassen. Der Kommandant erwiederte nun die Aufforderung Friedrichs mit der Antwort: Dresden sey keine Festung, denn (setzte er mit bitterernstem Scherze hinzu) man könne sich in einem Lustgarten wohl nicht vertheidigen: und so ergab sich Dresden auf Diskretion. — Den 18. December zog Friedrich mit seinen Truppen in Dresden ein. Er bezog den Palast Lubomirska, ließ an die Armen der Stadt Brod austheilen, und in den Kirchen wurde das Te deum gesungen. Sogleich nach seiner Ankunft besuchte er die Familie Augusts III., um sie völlig über ihr Schicksal zu beruhigen. Mit einer Zartheit und Theilnahme, die ihm die Herzen Aller gewann, suchte er sie vergessen zu machen, daß die Residenz von Feinden besetzt sey. Ueberhaupt aber suchte er dieses unglückliche Nachbarland von den Plagen des Krieges, „an welchem das Volk unschuldig war", möglichst zu verschonen. Er ließ die sächsischen Minister zu sich bitten, und erklärte ihnen, daß er vollkommen geneigt sey, auf den Fuß der hannöverschen Konvention mit Sachsen Frieden zu schließen. Friedrich sah seinen Feind gedemüthigt und wünschte nun auch wirklich aufrichtig den Frieden. Noch den 18. Abends schrieb er an den englischen Gesandten Villiers: „Ich habe mich sehr gewundert, an dem Tage der Schlacht Friedensvorschläge zu erhalten, und der Einmarsch des Prinzen Karl in Sachsen hat mich von der geringen Aufrichtigkeit der sächsischen Minister überzeugt. Das Glück, das meiner Sache günstig ist, verschafft mir Gelegenheit, dieses Betragen empfindlich zu ahnden. Aber weit entfernt, so zu denken, biete ich dem Könige von Polen zum letzten Male meine Freundschaft an. Das Glück hat mich nicht verblendet, und obschon ich Grund genug hätte, mich meiner Umstände zu berühmen, so bleibe ich doch bei dem Vorsatze, den Frieden dem Kriege vorzuziehen. Ich erwarte Bülow und Rex, damit der Graf von Podewils, der heute noch ankömmt, mit ihnen in Unterhandlung treten kann. Mich wundert, daß ein englischer Minister mir räth, von einem Traktate abzugehen, den sein König geschlossen hat, und der von Großbritannien garantirt ist. Eher werden Sie mich und meine Armee zu Grunde gehen sehen, ehe ich im Geringsten davon abweichen werde. Will die Königin von Ungarn Frieden haben, so bin ich bereit, ihn nach

dem Inhalte der hannöverschen Konvention zu unterzeichnen. Wo nicht, so werde ich berechtigt seyn, meine Forderungen höher zu spannen. Bringen Sie mir die letzte Entschließung des Königs von Polen, damit ich weiß, ob er den gänzlichen Untergang seines Landes dessen Erhaltung vorzieht, damit ich weiß, ob die Gedanken des Hasses die des Friedens bei ihm verdrängen, mit einem Worte, ob er die verzehrende Kriegsflamme lieber vergrößern will, als den Frieden mit seinen Nachbarn herstellen und zur endlichen Beruhigung Deutschlands das Seinige beitragen." — Nun schickte auch Maria Theresia ihren Gesandten, der mit dem preußischen, englischen und sächsischen Bevollmächtigten den Frieden zu unterhandeln begann, welcher schon den 25. December 1745 abgeschlossen wurde. Die Hauptbestimmungen desselben waren (außerdem, daß die Sachsen, die beim preußischen Heere untergesteckt waren, bei demselben blieben) folgende: „Der Breslauer Friede sammt den darauf erfolgten Gränzberichtigungen wird erneuert; Preußen erkennt Franz I. als Kaiser und als Oberhaupt des Reiches an; Oestreich verbürgt dem Könige alle seine Staaten, auch die von Kaiser Karl VII. ihm zugesicherten Vortheile; Friedrich dem Hause Oestreich alle seine deutschen Besitzungen." Sachsen, Braunschweig, Kassel, Pfalz werden in diesen Frieden eingeschlossen. Sachsen muß für die ausständigen Brandschatzungen auf kommende Ostern eine Million Thaler sammt den Zinsen bezahlen und den preußischen Unterthanen ihre ausständigen Forderungen bei dem Obersteueramte in gehöriger Zeit abtragen lassen; es entsagt für sich und seine Erben, als Eventualerben des Hauses Oestreich, allen Ansprüchen auf Schlesien; verspricht, die protestantische Religion in seinem Lande, nach den Bestimmungen des westphälischen Friedens, aufrecht zu erhalten, und tritt endlich auch, „damit alle Zwistigkeiten und Irrungen, so bisher zwischen Preußen und Sachsen wegen des Zolles zu Fürstenberg an der Oder und der Ueberfahrt zu Schidlo zum Oestern sich ereignet, abgeholfen werde, gegen einige zu Schlesien gehörige und in der Lausitz belegene Pertinenzien, oder gegen ein anderes Aequivalent an Land und Leuten, die Stadt und den Zoll zu Fürstenberg und das Dorf Schidlo in der Niederlausitz und alles kursächsische Gebiet an der rechten Oderseite an Preußen ab, damit die Oder künftig an ihren beiden Ufern überall preußisch sey."

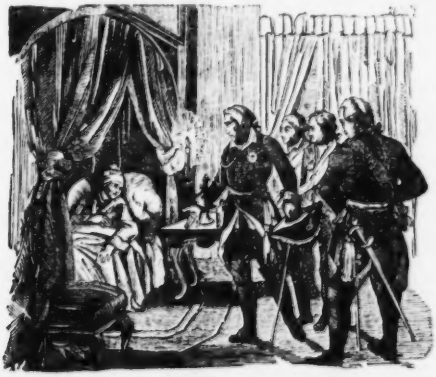
So wurde endlich Schlesien, Mähren, Böhmen und Sachsen von den Drangsalen eines verheerenden Krieges befreit. „Dieser Krieg bewirkte keine jener großen Revolutionen, die das Schicksal der Staaten umgestalten, sondern er verhinderte vielmehr dergleichen

Erschütterungen, indem er den Prinzen von Lothringen zwang, Elsaß zu verlassen. Der Tod Kaiser Karls VII. war eines jener Ereignisse, die nicht vorhergesehen werden können. Er vereitelte den Plan, dem neuen Hause Oestreich die Kaiserwürde auf immer zu entreißen. Urtheilt man also über die Dinge wie sie sind, so muß man gestehen, daß dieser Krieg in gewisser Rücksicht ein unnützes Blutvergießen war, und daß eine Reihe von Siegen zu nichts weiter führte, als Preußen in dem Besitze von Schlesien zu bestätigen."

Den 28. December kehrte der König nach Berlin zurück. Hatten die Bewohner der Residenz bei diesem letzten Feldzuge am meisten zu befürchten gehabt, da ein feindlicher Ueberfall ihnen drohte, so war jetzt ihre Freude und ihr Frohlocken um so größer und um so inniger. Die Liebe und die Verehrung des Volks hatte dem Könige einen Triumphzug bereitet, der alle die gebotenen Parade-Vivats weit übertraf. Schon von Frühe an hörte man alle Glocken läuten. Eine Freikompagnie hatte sich gebildet, und sich ohnweit des Schlosses aufgestellt; ihre Fahne war weiß, und auf derselben sah man ein flammendes Herz mit den Worten: Die ardet pro rege (So erglüht es für den König.) In einem offenen Wagen, begleitet von seinen zwei Brüdern, dem Prinzen von Preußen und dem Prinzen Heinrich, fuhr der König der Stadt zu. Die Volksmenge wogte ihm entgegen, und der Ruf: „Es lebe der König! Es lebe Friedrich der Große!" erschallte von allen Seiten um den Helden. Junge Mädchen streuten ihm Blumen, und von den Dächern und aus den Fenstern flogen kleine Lorbeerkränze nach seinem Wagen. Entzückt von so vieler Liebe und freier Huldigung, zeigte er nur Freude und Wohlwollen gegen Alle. Nach allen Seiten hin grüßend, sagte er zu dem Volke, das sich stürmisch herandrängte, ihn zu sehen: „Erdrückt euch nicht, meine Kinder; nehmt euch in Acht vor den Pferden; sorgt, daß kein Unglück geschehe." Einige grüßte er huldreich, Andere redete er liebevoll an, und so ging der Zug bis zu dem Schlosse. Wahr ist es, schon oft sind alle möglichen Huldigungen auch an Unwürdige vergeudet worden; wahr ist es, schon oft wurden alle Worte und Symbole der Liebe, Freude und Zuneigung Menschen dargebracht, die es nicht verdienten, und denen man sie oft nur nothgedrungen weihte; aber das Symbol der Wahrheit ist, Gottlob! nicht darstellbar, konnte also auch noch nie an Unwürdige verschwendet werden.

Des Abends war die ganze Stadt erleuchtet, und der Volkswitz äußerte sich in Bildern und Sprüchen, die auf die letzten Ereignisse des Kriegs sich bezogen. Ein Jubel und eine Freude hatte Alle umfaßt. Nur Friedrich schien die überschwengliche Freude über die Volks-

liebe mit einem herben Verluste vereinen zu müssen. Gleich nach seiner Ankunft hatte er erfahren, daß sein ehemaliger geliebter Lehrer Duhan auf dem Todtenbette liege. Sich von den ihn umgebenden rauschenden Freuden zurückziehend, begab er sich, ohne Zeit zu verlieren, begleitet von seinen sämmtlichen Brüdern, zu demselben. Er trat an das Bette des alten hochgeachteten Lehrers. „Mein lieber Duhan — redete er ihn an — mein Schmerz ist sehr groß, Sie in dieser Lage zu sehen. Wollte Gott, ich könnte Etwas zu Ihrer Wiederherstellung und zur Linderung Ihrer Krankheit beitragen! Sie würden sehen, wie viel meine Dankbarkeit Ihnen mit Freuden opfern würde." Duhan antwortete mit schwacher Stimme: „Es ist der größte Trost, der mir zu Theil werden konnte, Ew. Majestät noch einmal gesehen zu haben; ich hoffe nun leichter sterben zu können; denn mit mir ist es aus." Bei diesen Worten machte er eine Bewegung, die Hand des Königs zu küssen. Friedrich entzog sie seinem alten Lehrer, warf ihm einen Kuß zu, und schied von ihm mit dem Ausrufe: „Nein, das läßt sich nicht länger ertragen." Duhan starb den folgenden Tag, und Friedrich hat ihm in einer Lobrede ein ehrendes Denkmal gesetzt.



Friedrich am Sterbebette seines Lehrers Duhan.

Dritter Abschnitt.

Vom

Dresdener Frieden bis zum Anfange des siebenjährigen Krieges.

(31. December 1745 bis 24. August 1756.)

Ein Bergschotte im siebenjährigen Kriege.

Friedrichs Geistesgegenwart.

„Ein Fürst erfüllt seinen Beruf nur halb, wenn er bloß dem Kriegswesen obliegt; es ist offenbar falsch, daß er nur ein Soldat seyn soll. Ihrer ersten ursprünglichen Einsetzung zufolge sind die Fürsten Richter; daß sie Feldherren sind, ist nur ein Nebenpunkt." Dieser frühe erkannten und im Antimacchiavell ausgesprochenen Wahrheit blieb Friedrich während seines ganzen Regentenlebens getreu, und sogleich die ersten Tage des Friedens wendete er dazu an, der andern Seite seines zwiefachen Berufes zu genügen. Kaum hatte also der siegreiche Held die Waffen niedergelegt, mit denen er das von Außen drohende Verderben kräftig abgewiesen, als er schon dem Verderben, das am innern Marke des Staates zehrte, zu steuern sich anschickte. Es war dieß die klägliche Verfassung der Justiz und des preußischen Gerichtswesens überhaupt. — Zwei Hauptübel sind es, an denen die Justiz schon seit Jahrhunderten in Deutschland leidet; sie heißen: Heimlichkeit und Schreibereiwesen. Diese haben der Volks- und Rechts-Bildung ein unschätzbares Lebensprinzip geraubt. Trägheit, Pedanterie, Chikaniren und andere zahllose Uebelstände sind im Gefolge jener beiden. Oeffentlichkeit und Mündlichkeit sind die einzigen Heilmittel, denn sie allein setzen die einzige untrügliche Controle über Richter und Advokaten fest. Die klare Erkenntniß dieser Heilmittel

aber ist (in Deutschland wenigstens) mehr die Frucht des neunzehnten Jahrhunderts, als die des verflossenen, und wir werden sehen, inwiefern Friedrich von dem Geiste seiner Zeit befangen, und wiefern er demselben vorangeeilt war. Er hatte das Uebel wohl erkannt, wenn auch nicht nach seinem ganzen Umfange und seinen einzigen Grundursachen. Sein Geist, dessen Grunzug rasche Energie war, wollte vorerst alle Hindernisse, die einer schnellen und kräftigen Justiz im Wege stünden, weggeräumt wissen. „Prompte Justiz" und Gleichheit vor dem Gesetze war daher vorerst das Ziel seines Strebens in den nun wiedergekehrten Tagen des Friedens. Schon während des Krieges, hauptsächlich aber während der kurzen früheren Friedensjahre, sahen wir Friedrich seine persönliche Thätigkeit dem Richteramte widmen. Aber durch solche, wenn auch angestrengteste Thätigkeit konnte doch nur einem kleinen Theile der Uebelstände abgeholfen werden. Jetzt, von voraussichtlich längerer Ruhe begünstigt, wollte Friedrich den von seinen Ahnen ererbten Plan einer durchgreifenden Justiz- und Gesetzes-Reform ausführen. Schon 1713 hatte Friedrich Wilhelm an der Verbesserung der Justiz arbeiten lassen, und in einem Erlasse an die zu dem Ende niedergesetzten Commissarien heißt es: „Die schlimme Justiz schreiet gen Himmel, und wenn ichs nicht remedire, so lade ich selber die Verantwortung auf mich." Aber die Plane Friedrich Wilhelms hatten nicht den gewünschten Erfolg, obgleich die Prozeduren in einigen Punkten vereinfacht und abgekürzt wurden.

Schon den 14. Januar 1745 hatte Friedrich folgendes Schreiben erlassen: „Meine liebe wirkliche geheime Etatsministri von Cocceji, von Broich und von Arnim. Es wird Euch in gutem Andenken schweben, was für viele ernstliche Verordnungen und Einrichtungen wegen Verkürzungen derer landesverderblichen Prozesse in denen vorigen Zeiten ergangen und gemacht worden. Wann ich aber noch zur Zeit keine Frucht davon verspüre, wohl aber mehr als zuviel erfahre, daß demungeachtet fast keine wahre Justiz mehr im Lande zu finden, sondern dasselbe über die Protraction derselben zu seufzen Ursache habe, so befehle ich Euch nochmals allergnädigst, diese so angelegene als dem Lande so ersprießliche Sache, bei Eurer Obliegenheit, zu dem ersten Augenmerk zu machen, und dahin zu sehen, daß bei denen Justizcollegiis solche feste und unveränderliche Einrichtung gemacht werde, damit alle vorkommende Prozesse, nach Beschaffenheit derer Sachen, sonder alle Weitläufigkeiten und Verzögerungen, nach wahrem Rechte kurz und gut in jeder Jahresfrist abgethan und entschieden werden mögen. Ich verlasse mich auf Euch. Ihr werdet schon nach

reiflicher Ueberlegung solche Mittel ausfindig machen, welche zu Erreichung dieses Zweckes erforderlich sind." — Jetzt, wenige Tage nachdem er aus dem Kriege zurückgekehrt war, den 12. Januar 1746, schrieb er an Cocceji: „Da aus unzähligen mir bekannten Exempeln erhellet, daß nicht ohne Ursache überall über eine ganz verderbene Justizadministration in meinen Landen geklaget worden, ich aber, bei nunmehr geschlossenem Frieden, darzu nicht stille schweigen, sondern mich selbst darein meliren werde: so sollet ihr nun an alle meine Justizcollegien eine nachdrückliche Cirkularordre desfalls ergehen lassen, worinnen dieselben von denen bisherigen, leider! eingerissenen und oft himmelschreienden Mißbräuchen, durch Chikanen, Touren und Aufhaltungen der Justiz, nach der alten Leier, der wohlhergebrachten Observanz, und dergleichen öffentlich tolerirten Mitteln der Ungerechtigkeit abgemahnet, hingegen angewiesen werden, künftig, bei Vermeidung meiner höchsten Ungnade und unausbleiblicher Bestrafung, allein darauf zu arbeiten, daß Jedermann ohne Ansehen der Person eine kurze und solide Justiz, sonder großes Sportuliren und Kosten, auch mit Aufhebung derer gewöhnlichen Dilationen und oft unnöthigen Instanzien, administriret, und alles dabei bloß nach Vernunft, Recht, Billigkeit, auch wie es das Beste des Landes und derer Unterthanen erfordert, eingerichtet werden möge." — Auf diese und andere Aufforderungen begann man, vornehmlich aber Cocceji, das so ehrenvolle Werk einer nach Inhalt und Form durchzuführenden Justizreform. Cocceji war schon unter Friedrich Wilhelm im Jahre 1725, nebst Andern, mit diesem Geschäfte beauftragt worden. Vorzüglich waren es nun die Vorschläge, die der Kanzler von Buckwitz schon damals gemacht hatte, auf die Cocceji jetzt wesentlich einging. Dieser Kanzler von Buckwitz hatte geglaubt, „daß zur Verkürzung der Prozesse nichts mehr beitragen würde, als die fixirte Besoldung der Gerichte und Advokaten." In seinen gelehrten Anzeigen schreibt er: „die meisten Richter und Advokaten ankerten nach Prozessen und Streithändeln, als der Fisch nach dem Wasser, ohne welches er nicht leben könnte. Ihre größte Klage wäre, wenn in den Gerichten sich nichts zu thun fände: das ist, wenn Brüder und Nachbarn einträchtlich lebten, und in allen Häusern Friede wäre. Dann hieße es: die Zeiten wären schlecht; es wäre nichts mehr zu verdienen; die Leute wollten oder könnten kein Geld mehr auf Prozesse wenden; sie verglichen sich lieber. Und es ist wahr, daß unter diesen

Umständen der Handwerksmann besser als der Richter und der Advokat daran ist, wenn diese nicht ihren gewissen Sold bekommen. Jener darf seine Werkstätte nicht schließen; er findet allezeit zu thun, weil seine Waare unentbehrlich und Jedermanns Kauf ist. Aber wenn Niemand zu klagen hat, so gibt es auch nichts zu richten. Bei solchen Umständen nun suchten Richter, Gerichtsdiener und Sachwalter die Leute zu Prozessen zu bewegen. Die Advokaten hetzten die Partheien gegen einander auf; sie stellten sich vor Gerichte eifrig und feurig gegen einander an, weil sie sich wohl zusammen verstünden, ihre einfältigen Clienten dadurch in Streit und Hoffnung zu erhalten, die Hände bei dem Prozeß aus betrüglicher Gewinnsucht nicht sinken zu lassen; der Richter riethe aus gleichen Ursachen zu keinem Vergleich, und der erste Vertrag zur Güte würde so künstlich eingerichtet und jeder Parthei das Maul geschmiert und das Herz mit Wind aufgeschwellt, damit es beim Abschlusse hieße: zum Recht! zum Recht! Ich habe die Brühe vom magern Vergleich, lieber ein fettes Urtheil; mein Advokat hält die Sache schon vor gewonnen. Käme nun der Handel auf die lange Bank, so hieße es: Geduld! es läßt sich nicht zwingen; der Prozeß muß seinen Lauf haben; Ende gut, alles gut; die Unkosten muß das Gegentheil alle wiedergeben, es ist nichts als die bloße Zeit verloren. Indessen hängten Sachwalter, Richter und Gerichtsbediente den Prozeß an einen silbernen Nagel, spielten alles in das weite Feld, und ruheten nicht, bis die Partheien ausgemolken wären, und darüber stürben und verdürben. Die Raserei und Bosheit von Richtern, Gerichtsbedienten und Sachwaltern ginge auch soweit, daß sie dergleichen Bubenstücke auch in Prozessen anzubringen suchten, die in Kleinigkeiten beruheten, und die Forderung der Sache, darüber gestritten wurde, kaum das Papier werth wäre. Man fände Prozesse von 10 Thaler Forderung, darüber schon tausend Thaler verprozessirt wären, denn dieses wäre eben noch eine besondere Kunst, aus einem Prozesse zwei und mehrere zu machen, und Prozesse aus Prozessen wie Ratten aus Mäusen zu zeugen und auszuhecken. Bei diesem rechtlichen Abentheuer nun dürfte man sich nicht wundern, daß nicht unsägliche Summen Geldes Richtern und Gerichtsbedienten und Sachwaltern zu Theil würden, welche der Abt St. Pierre in Frankreich jährlich auf Millionen rechnen wollen. Welches Geld gleichwohl nützlicher gegen den Feind des Vaterlandes oder andere dem gemeinen Wesen zuträgliche Dinge verwendet werden möchte, als auf dergleichen Zungendrescherei zanksüchtiger Leute."

„Alles dieses zur Vermehrung und Verlängerung der Prozesse gereichende Unheil würde nur dadurch gehoben und verhütet werden, wenn alle Gerichtssporteln sowohl als Advokatengebühren abgeschafft, und Beide dafür hinlänglich besoldet würden. Denn wie die Quelle von allen Prozessen Gewinnsucht ist: also würden nun die Gerichte und Advokaten wünschen, helfen und dran seyn, daß die Partheien ohne erhebliche Ursache, und, so zu reden, das Recht in Händen zu haben, zu keinem Prozeß sich entschließen, und, wenn derselbe angefangen, er dennoch zeitig geendigt und beigelegt würde. Die Richter würden sich freuen, wenn sie in das Richthaus kämen, und wenige oder gar keine Partheien darinnen anträfen. Die Zeit würde ihnen erspart, welche sie sonst nützlich anwenden könnten, und ihre Besoldungen bekämen sie auch, auch bei keiner oder doch geringer Arbeit. Kein Advokat würde den andern, wenn er viel zu thun hätte, anfeinden, oder die Partheien an sich zu ziehen suchen, weil derjenige am gemächlichsten lebte, der am wenigsten zu thun hätte. Wie jetzo die Gerichtsbedienten erschrecken, wenn sie viel ex officio, ohne Entgeld, aufzusetzen und auszufertigen hätten, so würde ihnen zu Muthe seyn, wenn sie viele Partheien im Richthause anträfen. Ihr Willkommen würde seyn: Lieben Leute, vertragt euch in der Güte; das Prozessiren macht euch unruhige Tage und schlaflose Nächte. Sententiae sunt fatales. Es kommt auf das blinde Glück an, wie derjenige gegen euch oder eure Sache gesinnt ist, der den Abschied oder das Urthel machen soll. Die Advokaten würden nicht minder zum Frieden rathen, oder doch dem Prozeß, sobald es nur seyn könnte, das Ende machen."

„Zum Beweise kann man nun die sogenannten Commissiones nehmen, in welchen öfters in einem Tage so viel abgemacht wird, als bei gerichtlichen Prozessen in vielen Jahren nicht geschehen mögen: im Falle nämlich den Commissariis zu Verlängerung ihrer Diäten oder täglichen Gehalts nicht auch daran gelegen, die Commissionen zu verzögern. Ich möchte, fährt er fort, aus dem Ausgang derjenigen Commissionen, welche bei meinen verschiedenen Bedienungen mir aufgetragen worden, mich wohl vermessen, daß, wenn der Commissarius ehrlich, in den Rechten geübt, und vernünftig ist, von hundert Sachen ihm nicht leicht eine ausfallen solle, die er nicht ohne Prozeß in wenigen Tagen zu Ende bringen möchte. Meine Weise darinnen war diese. Anfangs ließ ich beide Partheien, ohne oder auch mit ihren Advokaten, vorkommen, und hörte selbige bis ad duplicum, auch wohl ad quadruplicum,

geduldig gegen einander an. In solchem Verhör behielt ich mir die Freiheit vor, wenn ich in facto etwas vermisste, eine Zwischenfrage zu thun, auch ihre Schriften anzusehen und Zeugen zu verhören, mithin aller Umstände mich genau zu erkundigen. Wenn nun dieses Alles geschehen, und ich das Urtheil im Gemüthe oder auf dem Papiere hatte, nahm ich jede Parthei allein vor. In dem Zureden, es zu keinem Prozeß kommen zu lassen, war mein Erstes, der Parthei das Herz groß zu machen, und alles, was ihr zu Statten kommen möchte, mit lebendigen Farben und Worten vorzustellen. Hierdurch wurde nun die Parthei in ein großes Vertrauen gegen mich gesetzt, daß ich ihre Sache verstünde, und begierig wäre, ihr zu helfen. Nach diesem bat ich auch, was ihr Gegentheil vor sich und ihre Rechtsgründe antwortete, geduldig anzuhören und zu erwägen. Schüttelte die Parthei den Kopf und wollte diese ihr unangenehme Predigt nicht hören, so hielt ich nochmals um Geduld an, weil ich zum Voraus verhieß, auch dasjenige nachher zu erwähnen, was darauf in replicis wieder zu antworten. Wenn auch dieses geschehen, so machte ich nun zwei Urtheile: eines vor und das andere gegen die Parthei, und führte dabei an, daß der künftige Richter oder Urtheilsfasser eben so leicht auf das Letztere als auf das Erstere fallen könnte. Ich stellte vor, lieber etwas Weniges gewiß zu haben, als in der Luft noch so große Schlösser zu bauen, mit dem Beisatz, daß die Prozeßkosten, bewandten Umständen nach, jeder Theil über sich ergehen lassen müßte, nach deren Abzug der Gewinn, auch des allerbesten Urthels, dennoch sehr gekürzt seyn würde. In dem Vergleich selbst war mein Vorschlag allezeit auf etwas Großes vor der Parthei, ob ich gleich zum Voraus sah, daß, wenn auch das Gegentheil gehört, sich alsdann erst Gelegenheit finden würde, der Parthei die Wahrheit offenherziger zu sagen und selbige auf mildere Gedanken zu bringen. Konnte ich bei der ersten Zusammenkunft nicht durchkommen, so geschah es bei den folgenden. Und den Advokaten wurde auch ihr Eid und Ehrenpflicht vorstellig gemacht, die Parthei aus Gewinnsucht in keinen unnöthigen Prozeß stürzen zu helfen. Wenn nun mit beiden Theilen dergestalt verfahren worden, so gab Gott seinen Segen, daß es Friede wurde, und ein gütlicher Vergleich dem Krieg Rechtens ein erwünschtes Ende machte. Dahero es nicht ohne Grund ist: daß, im Falle der Eigennutz bei den Gerichten und Advokaten durch beiden angewiesene Besoldung wegfiele, die stärkste Prozeßquelle zugestopfet und gedämmet seyn würde."

Diese Vorschläge des Kanzlers von Buckwitz waren es also vornehmlich, denen Cocceji in der Ausführung seines ehrenvollen Amtes folgte. Man sieht jedoch leicht, daß, wenn auch der Kanzler von Buckwitz ein guter und rechtlicher Beamter gewesen seyn mag, er nicht den geringsten Beruf zum Gesetzgeber hatte, denn indem er sich mehr der Rechtlichkeit als des Rechts bewußt, mehr nach dunkeln Gefühlen als nach klaren Ansichten und deutlichen Begriffen handelte, erhob er sich im Uebrigen nicht über die Sphäre der Gewöhnlichkeit und des trivialen Geschäftslebens. — Cocceji hatte richtig erkannt, daß es vor Allem nöthig sey, den Beamten Achtung und besseren Gehalt zu verschaffen, wodurch er sich genöthigt sah, eine neue Steuer unter dem Namen der Justizgelder einzuführen, und durch die schriftliche Behandlung und den stärkern Gebrauch des Stempelpapiers die Prozesse andererseits wieder zu vertheuern. Um indessen mehr Rechtlichkeit bei der künftigen Schlichtung der Prozesse einzuführen und festzustellen, war es nicht hinreichend, nach den Worten der Bibel „redliche Leute, die Gott fürchten, wahrhaftig und dem Geiz feind sind", zu Beamten zu erhalten, sondern man bedurfte auch der rechtskundigen Männer, und aus einem Schreiben des Großkanzlers vom 6. August 1748 läßt sich der damalige mangelhafte Zustand der Justiz in Preußen erklären, und es mag dieß auch den Großkanzler entschuldigen, daß seine Reformen nicht tiefeingreifender das Uebel von Grund aus zerstört haben. „Ew. Majestät können nicht glauben, heißt es hier, wie schwer es hält, dergleichen Präsidenten zu finden, wie Ew. Königl. Majestät jetzo verlangen. Die von Adel haben sich seit 30 Jahren nicht auf Studia gelegt, sondern sich dem Kriegsdienste gewidmet; die Bürgerlichen haben sich durch die Rekrutenkasse in die Chargen eingekauft, und sich folglich nicht mehr auf solide Wissenschaften gelegt. Ich habe bis diese Stunde keinen von Adel an des von Voß Stelle ausfinden können, und dahero an die Stände schreiben müssen, mir Jemand vorzuschlagen. Und dieß ist die wahre Ursache, warum ich Ew. Königl. Majestät den von Görne und den von Rauß habe vorschlagen müssen; es sind ehrliche und incorruptible Leute, die auch einige Wissenschaften in den Rechten haben, ob sie schon die übrigen Requisite eines vollständigen Präsidenten nicht besitzen."

Preußen, aus verschiedenen nach und nach zu einer Monarchie vereinigten Provinzen bestehend, hatte in diesen verschiedenen Provinzen durch Gewohnheit und altes Herkommen rechtskräftige, sich nicht selten widersprechende Gesetze. Einheit, wenn auch nicht voll-

kommene Einförmigkeit in den verschiedenen Landestheilen war nun Haupterforderniß der neuen Organisation des Gerichtswesens. Friedrich hatte daher seinem Großkanzler den Auftrag ertheilt, ein allgemein verständliches, von allen Spitzfindigkeiten und Zweideutigkeiten gesäubertes Gesetzbuch abzufassen, das, mit möglichster Berücksichtigung aller früheren Landesgesetze, genau und vollständig sey. Schon beim Beginne dieser neuen Organisation schien sich unter dem Ministerium eine Faktion bilden zu wollen, welche manche Gebrechen und Mängel des neuen Justizreformplanes einigermaßen einzusehen schien, so daß der alte Justizminister von Arnim den Abschied nahm. Friedrich aber, der die beabsichtigte prompte Justiz als zeitgemäß und heilsam erkannt hatte, wollte hier, wie in seinem ganzen Streben und Wirken, nicht durch lange wechselseitige Gegenvorstellungen und Disputationen an der raschen Ausführung gehindert seyn; und überhaupt gehörte es zu den Eigenheiten des Königs, daß er, ehe er einen Entschluß gefaßt hatte, nicht selten die Meinungen Anderer anhörte, prüfte, und den besseren folgte, sobald er aber nach ruhigem Nachdenken einen Entschluß gefaßt hatte, sich durch nichts mehr in demselben wankend machen ließ. Friedrich hatte daher Cocceji unumschränkte Gewalt gegeben, das Justizwesen nach eigenem besten Wissen und Gewissen zu ordnen, und verbot, in dieser Angelegenheit und in sonstigen eigentlichen Justizsachen sich unmittelbar an das Kabinet zu wenden.

Der Anfang der Reform wurde mit der Prozeßordnung gemacht, weil der König mit den Beschwerden über die Verwicklung und Langsamkeit der Prozesse am meisten war behelligt worden. In Pommern, „wo die meisten Prozesse schwebten und die größte Confusion war", wurde hiemit begonnen, und die neue Prozeßordnung als „Project des Codicis Fridericiani Pomeranici" eingeführt. Es wurden hier durch Cocceji „in acht Monat an die 2400 alte Prozesse abgethan; von neuen Prozessen aber blieb keiner übrig, der über ein Jahr alt war." Daß hiebei, wo man theils durch gütlichen Vergleich, theils durch definitive Erkenntnisse die möglichst schnelle Erfüllung des königlichen Willens beabsichtigte, Manches übereilt werden, läßt sich wohl leicht annehmen, und mag die Klage hierüber nicht grundlos gewesen seyn. Der König schrieb indeß den 30. Januar 1748 an die pommersche Regierung: „Es kann nicht anders als glorieux für euer Collegium seyn, daß ihr die Bahn gebrochen, die Chicane von der Justiz zu verbannen, und daß ihr nunmehro unseren übrigen Provinzen zu einem Exempel dienet.

desgleichen was ihr so glücklich zu Werke gerichtet, nicht alleine als möglich anzusehen, sondern auch euren Fußstapfen nachzufolgen." — Diese so schnell geschlichteten Prozesse bewirkten auffallende Veränderungen sowohl bei den Beamten als bei den Parteien, denen nicht selten der alte Schlendrian lieb gewo.den war *). Indessen machte diese neue Methode in ganz Deutschland großes Aufsehen, und einige Fürsten schickten Rechtsgelehrte nach Berlin, um sich von der Kunst, die so Großes bewirken könne, genauer zu unterrichten. — Cocceji sah sich dadurch ermuntert, den ersten Entwurf, den er in der Pommerschen Gerichtsordnung gegeben, sorgfältig umzuarbeiten und zu verbessern, da nemlich „die Justiz auch in der Kur und andern Marcken gleichfalls nach sothanem Plan" eingerichtet werden sollte. Es erschien daher 1748 das „Projekt des Codicis Fridericiani Marchici, oder eine nach Sr. Königl. Majestät von Preußen Selbst vorgeschriebenem Plan entworfene Kammergerichtsordnung, nach welcher alle Prozesse in einem Jahre durch drei Instanzen zu Ende gebracht werden sollen und müssen. Nebst dem Projekt einer Sportul-Ordnung und eines Pupillenkollegii." Den 3. April wurde dasselbe bekannt gemacht, nachdem, wie der König sagt, es von den Ständen war genehmigt worden. Auch in andern Provinzen sollte mit passenden Veränderungen diese Gerichtsordnung eingeführt werden. Aber schon damals hatte Cocceji die Ueberzeugung gewonnen, daß es nicht einem einzelnen Manne gegeben sey, ein solches Werk zu vollenden, sondern daß man hiezu die Einsichten der Zeitgenossen benützen müsse. Es war daher das Projekt von einem Edikte begleitet, wornach Jedem freistehen solle, „binnen Jahresfrist Monita und Notata darüber einzubringen, gestalt bis dahin diese neue Einrichtung nur als ein Projekt zu halten," obgleich die

*) So beschwerte sich einst ein Pommerscher Edelmann bei dem Könige über den langsamen Gang der Gerichte bei seinen vielen Prozessen. Der König erwiederte, er habe allen Gerichten, bei denen seine Prozesse anhängig waren, aufs strengste befohlen, dieselben schleunigst vorzunehmen, er hoffe, nach Verlauf eines Jahres werde der Supplikant keinen einzigen Prozeß mehr haben. Aber dieser antwortete nun: „er danke zwar sehr für die große Gnade, bitte jedoch, es mit dem Befohlenen nicht gar zu streng zu nehmen, denn er wünsche doch einige seiner Prozesse übrig zu behalten, um nicht gleich neue anfangen zu dürfen, da er ohne Prozesse nicht leben könne, indem er an diesen Zeitvertreib von jeher gewöhnt sey."

Justizkollegien einstweilen wirklich darnach verfuhren. Wer nur Beruf dazu fühlte, reichte seine Erinnerungen dagegen ein. —

Ueberzeugt, daß eine verbesserte Gerichtsordnung, so wichtig sie auch sey, doch noch keineswegs genüge, sollte derselben bald ein allgemeines deutsches bestimmtes Landrecht für die sämmtlichen preußischen Staaten folgen. Es erschien daher schon 1749 unter dem Titel: „Projekt des Corporis juris Fridericiani, d. i. Sr. Königl. Majestät von Preußen in der Vernunft und den Landesverfassungen gegründetes Landrecht, worin das Römische Recht in eine natürliche Ordnung und richtiges Systema gebracht, die Generalprinzipien, welche in der Vernunft gegründet, bei einem jeden Objekt festgesetzt, und die nöthigen Conclusiones, als so viele Gesetze, daraus deduciret, alle Subtilitäten und Fictiones, nicht weniger was auf den deutschen Statum nicht applicable ist, ausgelassen, alle zweifelhafte Jura, welche in den römischen Gesetzen vorkommen, oder von den Doctoribus gemacht werden, decidiret und solchergestalt ein Jus certum und universale in allen Dero Provinzen statuiret werden.“ Der erste Theil dieses neuen Werkes, das Personenrecht enthaltend, erschien 1749, der zweite Theil, das Sachenrecht, 1751, der dritte Theil, der das Obligationenrecht umfassen sollte, ist nie erschienen.

„Dieß ist das Vornehmste, was Cocceji zu Stande brachte. Seine Prozeßordnung übertraf zwar alle, die man hatte, allein sie war noch zu sehr auf preußische Vorurtheile gegründet, und auch beinahe wörtlich aus der alten Kammergerichts-Ordnung genommen. Er selbst hatte zwei Quartanten voll streitiger Rechtsfragen, die in den Pandecten vorkommen, geschrieben, und es ist also zu entschuldigen, daß er sein Römisches Recht, worin er seine Stärke hatte, nicht umsonst gelernt haben wollte. Sein Landrecht ist eine bloße Uebersetzung der Institutionen, und enthält einige bessere Bestimmungen des römischen Rechts. Es ist unvollendet geblieben, und zwar mit Recht.“ So spricht sich ein freimüthiger Rechtsgelehrter über das Werk Cocceji's aus. — Wohl selten gab es einen Fürsten, der mehr als Friedrich dazu geeignet gewesen wäre, ein freies, nationales und allgemein faßliches Rechts- und Gerichtswesen in Deutschland zu begründen und empor zu bringen. Aber es lag an der flachen und bodenlosen Bildung seiner Zeit, daß eines Friedrichs hochherzige Bestrebungen nicht die ihnen gebührende Verwirklichung fanden. Friedrich, der sich hierin auf die Sachkenntniß und Beurtheilungskraft Anderer verlassen mußte, gelangte selbst zu dieser Einsicht, ob-

gleich erst nach einem Zeitraume von mehreren Jahren. Ueber das Deutschland, oder wohl gar über das Preußen seiner Zeit hinaus reichten die Blicke Cocceji's (dessen Charakter und Thätigkeit übrigens alles Lob verdient) nicht. Er vermehrte die schon so ungeheure Zahl der Rechtsbücher mit einem neuen, das weder dem Volke verständlich und bündig genug, noch dem Rechtsgelehrten genügend seyn konnte *). — Indessen blickt in diesem Werke nicht selten der loyale Geist Friedrichs und seiner Instruktionen durch. So heißt es im Codex Fridericianus Theil 1. Titel 1. §. 14.: „Vorgedachtem Unserm Kammergerichte ertheilen Wir hiemit eine vollkommene Macht und Autorität, an Unserer Statt, und in Unserem allerhöchsten Namen alle dahin gehörigen Justizsachen zu entscheiden und zur gehörigen Exekution zu bringen. Sie müssen alle Menschen, ohne Anschau der Person, Großen und Kleinen, Reichen und Armen, gleiche und unparteiische Justiz administriren, so wie sie gedenken, solches vor dem gerechten Richterstuhle Gottes zu verantworten: damit die Seufzer der Wittwen und Waisen, auch anderer Bedrängten, nicht auf ihr und ihrer Kinder Haupt kommen mögen.“ §. 15. „Sie sollen auch auf keine Rescripte, wenn sie schon aus Unserm Kabinet herrühren, die geringste Reflexion machen, wenn darin etwas wider die offenbaren Rechte sub- et obrepiret worden, oder der strenge Lauf Rechtens dadurch gehindert und unterbrochen wird, sondern sie müssen nach Pflicht und Gewissen weiter verfahren, jedoch von der Sache Bewandtniß sofort berichten. — Insbesondere aber soll Unser Kammergericht, und andere Gerichte, in allen Sachen und rechtlichen Handlungen zwischen Unserm Fisco an einem und zwischen Unsern Vasallen und Unterthanen am andern Theile, es sey der Fiscus selbst Actor oder einem Andern zur Assistenz gegeben, lediglich die Justiz, als auf welche sie geschworen und beeidiget seyn, zum Augenmerk haben, und auf keine wider die Justiz laufende Verordnungen zu reflektiren, weil ihnen solche Verordnungen so wenig, als Unser etwa vorgeschütztes Interesse zu keiner Entschuldigung dienen soll.“ — Friedrich, obschon er mit unumschränkter Macht und Willensfreiheit

*) Als der zweite Theil von dem Entwurfe des Allgemeinen preußischen Gesetzbuches dem Könige eingereicht wurde, schrieb derselbe unter den Bericht: „Gut, aber es ist ja so dick, Gesetze müssen kurz seyn.“

herrschen wollte, zeigte doch hiedurch, so wie namentlich durch die Verordnung Theil 4., Titel 6. §. 3—9., daß er keineswegs über dem Gesetze stehen wolle, daß er sich vielmehr für verpflichtet halte, dem Gesetze alle ihm gebührende Achtung und Unterwerfung zu zollen. Er hatte wohl eingesehen, daß bei einer Selbstregierung, wie die seinige war, er dennoch, trotz aller Verkehrungen, theils von Andern getäuscht werden, theils sich selbst täuschen und zu einem Machtspruch verleitet werden könnte. Er ließ daher den schon beim Antritt seiner Regierung an alle Landesbehörden bekannt gemachten Kabinetsbefehl jetzt in das neue Gesetzesbuch aufnehmen: wornach im Voraus jeder Kabinetsbefehl, durch welchen irgend ein Gesetz, oder auch nur der gesetzliche Gang der Rechtspflege verändert würde, für erschlichen, nichtig und dergestalt ohne Wirkung erklärt würde, daß dadurch kein Besitz erworben und keine Verjährung angefangen werden könne.

So schien nun die Gesetzesreform glücklich geendet, und der Besitz und das Eigenthum durch neue, aus dem Geiste der Zeit entsprungene und dem Geiste der Zeit angemessene Gesetze dauerhaft festgestellt. Friedrich selbst, durch diese Beschäftigung mehr als je auf diesen Zweig der Regierung hingewiesen, hat in der ersten Begeisterung über das glücklich vollbrachte Werk eines zweiten Justinian in einem Aufsatze „Ueber die Gründe, Gesetze einzuführen oder abzuschaffen" uns seine Ideen und Begriffe über diesen Gegenstand mitgetheilt. „Wer sich eine genaue Kenntniß von der Art, beginnt der Aufsatz, wie man Gesetze einführen oder abschaffen muß, erwerben will, kann sie nur aus der Geschichte erlangen. Wir sehen in derselben, daß alle Nationen besondere Gesetze gehabt haben, daß diese nach und nach eingeführt worden sind, und daß die Menschen stets geraume Zeit bedurften, um zu etwas Vernünftigem zu gelangen; ferner, daß die Gesetze derer sich am längsten hielten, die das allgemeine Beste abzweckten, und die den Geist der Nation, deren Regierungsform sie anordneten, am richtigsten erfaßt hatten." Nun geht er über auf das erste, das Haus- und Familien-Gesetz, das sich allmählig erweitert und ausdehnt, wie die Gesellschaft selbst, und endlich Staatsgesetz wird. Sodann wird von der Gesetzgebung des Osiris in Aegypten, des Minos auf Creta, Lykurgos in Lacedämon, Draken und Solon in Athen, Romulus und Numa in Rom ꝛc. gesprochen, und es wird hier meist öffentliches Recht und Staatsverfassung mit dem Privatrechte der Bürger gegen einander, von dem doch hier eigentlich nur zu reden war, verwechselt. Nachdem er die verschiedenen Gesetzesveränderungen

im römischen Volke oberflächlich durchgegangen, wendet er sich zu den nordischen Völkern, zu Chlodwig bis auf Ludwig XIV. Hierauf wendet er sich nach England und der Feststellung der Magna Charta von Johann ohne Land ꝛc. Friedrich hält die Verfassung Englands, nach der das Parlament und die Regierung sich stets suchen das Gleichgewicht zu halten, und sorgsam einander beobachten, für zweckwidrig und einer Verbesserung bedürftig. — Indem sich Friedrich nun zu Deutschland wendet, trägt er die falsche Ansicht vor, daß die unterjochten Deutschen das römische Recht als gesetzeskräftig anerkannt hätten, und daß es sich so bei uns erhalten habe. Das ist es ja gerade, was deutsche Sprache und deutsche Sitte rein erhielt, daß die Deutschen nie den Gesetzen der auf kurze Zeit Siegenden dauernde Folge leisteten; vielmehr erhielten wir das deutsche Recht dadurch, daß die deutschen Kaiser zugleich auch römische Kaiser waren, und daß die Rechtsgelehrten ihre Rechtskunde auf den ersten Universitäten in Italien, Bologna ꝛc. sich erwarben. — „Die Gesetze müssen mit der Denkart der Nation übereinstimmen, oder man darf nicht hoffen, daß sie lange dauern," fährt Friedrich fort, und dieses wird an der Gesetzgebung Lykurg's, Solon's und der Römer nachzuweisen gesucht. Wenigstens scheint hier Friedrich einen Theil jener Wahrheit einzuräumen, daß die Sitten, als das ungeschriebene Gesetzbuch der Völker und der Menschheit überhaupt, über den geschriebenen Gesetzen stünden. — Das Majoratsgesetz wird als widernatürlich, aber von der Klugheit und Nothwendigkeit geboten, dargestellt. Daß Friedrich die Ahnung eines vollkommenen Gesetzbuches hatte, spricht sich in folgenden Worten aus: „Ein vollkommenes Gesetzbuch wäre in dem, was die Staatskunst der Regierung betrifft, das Meisterstück des menschlichen Verstandes. Man müßte darin Einheit des Planes und so genaue, verhältnißmäßige Regeln finden, daß ein nach demselben regierter Staat einer Uhr gliche, in welcher alle Triebräder nur Einen Zweck haben; ferner, tiefe Kenntniß des menschlichen Herzens überhaupt und des Nationalgeistes insbesondere; die Strafen müßten mäßig seyn, so daß sie die guten Sitten erhielten, aber sie dürften weder zu gelinde noch zu streng seyn. Solche deutliche und bestimmte Verordnungen gäben dann nie Anlaß zu Streitigkeiten, und bestünden in einer auserlesenen Wahl des Besten aus allen bürgerlichen Gesetzen, welche sinnreich und einfach den Gebräuchen der Nation angepaßt werden müßten. Alles wäre vorausgesehen, Alles kombinirt, und Nichts einer Schwierigkeit unterworfen. Doch — setzt er, wohl auch im Bewußtseyn der Mangelhaftig-

keit des neuen preußischen Gesetzbuches, hinzu — etwas Vollkommenes gehört nicht in das Bereich der Menschheit. — Die Nationen hätten Ursache, zufrieden zu seyn, wenn die Gesetzgeber in Ansehung ihrer eben die Gesinnungen annähmen, die jene Hausväter hegten, welche als die ersten Gesetzgeber erschienen. Diese liebten ihre Kinder, und die Vorschriften, die sie ihnen gaben, hatten nur das Wohl ihrer Familie zum Zwecke."

„Wenige, aber weise Gesetze machen ein Volk glücklich; viele verwirren die Rechtskunde. Aus eben der Ursache, aus welcher der Arzt seine Kranken nicht mit Arzneien überladet, überhäuft der geschickte Gesetzgeber das Volk nicht mit überflüssigen Verordnungen. Zu viele Arzneien schaden, da sie ihre Wirkungen wechselsweise hindern; zu viele Gesetze werden ein Labyrinth, in welchem Recht und Rechtskundige sich verirren." Dennoch erkennt Friedrich, daß es — da der Fluch, der gleichsam auf dem durch die Schrift fixirten Worte lastet, der ist, daß es verschieden gedeutet werden kann, oder daß Folgerungen, die man ursprünglich nicht wollte, daraus gezogen werden — bisweilen für nothwendig erachtet werden muß, Zusätze und Verbesserungen hinzuzufügen. Dieß wird durch Beispiele zu begründen gesucht. Friedrich, der die Strafe wegen unehelicher Niederkunft abgeschafft, will nun auch, daß, um den Kindermord zu vermeiden, sich die allgemeine Sitte ändern möge, daß nämlich eine uneheliche Niederkunft nicht mehr in den Augen der Welt entehre. Indem hierauf die Abscheulichkeiten der Folter mit lebendigen Farben gemalt werden, wird der Grundsatz ausgesprochen: „Es wäre besser, daß zwanzig Strafbare losgesprochen würden, als daß man Einen Unschuldigen aufopfere." Dieß wären nun Gesetze, die, ihrer innern Beschaffenheit gemäß, abgeschafft oder näher bestimmt werden müßten. Aber auch des Ausdrucks, oder der äußern Beschaffenheit willen, können Gesetze dieser Nachhilfe bedürfen. „Gewöhnlich nährt die Chikane — sagt Friedrich — sich nur von Erbschaftssachen und Kontrakten; daher müssen diejenigen Gesetze, welche diese betreffen, die größte Deutlichkeit haben. Grübelt man schon bei unbedeutenden Erzeugnissen des Witzes über den Ausdruck, um wie viel mehr muß man denselben in einem Gesetze sorgfältig erwägen."

Merkwürdig ist nun die hiebei folgende Aeußerung Friedrichs: „Die Richter haben zwei Fallstricke zu befürchten: Bestechung und Irrthum. Vor dem ersteren muß ihr Gewissen, und vor dem letztern muß der Gesetzgeber sie bewahren. Deutliche Gesetze, die nicht

zu verschiedenen Erklärungen Anlaß geben, sind das erste Hilfsmittel dagegen, und gerichtliche, kunstlose Vertheidigungsreden das zweite. Man kann die letzteren auf die Erzählung der Thatsachen einschränken, die dann durch einige Beweise zu verstärken, und mit einem Epilog und einer kurzen Rekapitulation zu endigen sind. Nichts ist gefährlicher, als der Vortrag eines beredten Mannes, der die Leidenschaften aufzuregen versteht. Ein solcher Advokat wird Herr über den Geist der Richter, er erregt ihre Theilnahme und ihr Gefühl, und reißt sie mit sich fort: das Blendwerk der Gefühle macht alsdann, daß die Wahrheit nicht gesehen wird." Allerdings scheint also Friedrich schon der Gedanke an die Einführung eines mündlichen Gerichtsverfahrens gekommen zu seyn, denn jene Furcht vor den Redner-talenten der Advokaten kann, bei dem damaligen Stande der Redekunst in Deutschland, wohl nicht so groß gewesen seyn, und namentlich in dem Munde Friedrichs, der deutsche Sprache und deutsche Talente so sehr geringschätzte, klingen jene Worte eher wie Ironie. — Friedrich scheint jedoch durch seinen Großkanzler v. Cocceji von dem Vorhaben, Mündlichkeit des Gerichtsverfahrens einzuführen, abgebracht worden zu seyn; denn es heißt hier gleich darauf: „Preußen hat das Beispiel Griechenlands befolgt. Aus seinen gerichtlichen Reden sind die gefährlichen Künste der Beredtsamkeit verbannt*), und dieß verdankt es der Weisheit des Großkanzlers ꝛc. — Ueberhaupt war Friedrich, trotz seinem oben aufgestellten Ideale eines Gesetzbuches, dennoch nie von einer Grundmaxime, sondern nur auf Beschleunigung des Prozesses ausgegangen, ein Rechtsstreit solle wenigstens binnen Jahresfrist beendigt seyn. „Zu der Dunkelheit der Gesetze — fährt er fort — gehört noch ein Punkt: nämlich das gerichtliche Verfahren, und die vielen Instanzen, welche die Parteien durchgehen müssen, ehe ihr Prozeß beendigt wird. Es mögen nun üble Gesetze seyn, durch welche sie Unrecht leiden, oder künstliche Schutzreden, die das Recht verfälschen, oder auch Weitschweifigkeiten, über welchen man die Hauptsache des Streites aus dem Gesichte verliert — das Alles läuft auf Eins hinaus. Eines dieser Uebel ist zwar größer als das andere; aber alle Mißbräuche bedürfen der Abhilfe. Was die Prozesse verlängert,

*) Die Mündlichkeit bei der Direktion der Prozesse, die von dem Reichskammergericht zu Wetzlar entlehnt war, wurde nach kurzem Gebrauch wieder abgeschafft, und, wie schon erwähnt, die schriftliche Verhandlung, und zwar auf Stempelpapier, wieder eingeführt.

gibt den Reichen einen beträchtlichen Vortheil über die Armen; jene finden Mittel, den Prozeß von einer Instanz zu der andern zu bringen, ihre Gegner zu ermüden und zu Grunde zu richten, und endlich allein auf dem Kampfplatze zu bleiben. — Ehemals dauerten in unserem Staate die Prozesse über ein Jahrhundert. Selbst dann, wenn eine Sache von fünf Tribunalen entschieden war, appellirte die verurtheilte Partei, der Justiz zum größten Trotz, an die Universitäten, und die Professoren der Rechte änderten dann jene Aussprüche nach ihrem Gutdünken. Nun müßte aber ein Prozessirender sehr unglücklich gewesen seyn, wenn er in fünf Tribunalen, und ich weiß selbst nicht auf wie vielen Universitäten, nicht feile und bestechbare Leute gefunden hätte. Diese Gebräuche sind jetzt abgeschafft; die Prozesse werden in der dritten Instanz völlig erledigt, und den Richtern ist vorgeschrieben, auch die streitigsten Sachen binnen Jahresfrist zu beendigen." Nachdem nun noch Einiges über den Zweikampf und dessen Verhütung gesprochen wird, macht Friedrich, indem er sich dagegen verwahrt, mit dem Abbé de St. Pierre verglichen zu werden, den Vorschlag, die europäischen Fürsten sollen einen Kongreß veranstalten, und sich vereinigen, daß sie Niemanden, der einen Andern im Zweikampfe zu ermorden gesucht habe, in ihren Staaten eine Freistätte gewähren, sondern daß diese entehrt und strenge bestraft werden sollen; „daß nicht aus mißverstandenem Ehrgefühl so viele rechtliche Leute, von denen das Vaterland die größten Dienste erwarten konnte, das Leben verlören."

„Dieß sind kurz die Betrachtungen — schließt Friedrich — zu welchen die Gesetze mir Anlaß geben. Ich habe nicht ein Gemälde, sondern nur eine Skizze liefern wollen, und befürchte sogar, daß ich sie schon zu viel ausgemalt habe. Endlich dünkt mich, daß für Nationen, die kaum aus der Barbarei hervorgegangen, strenge Gesetzgeber, für gebildete aber, welche sanftere Sitten haben, milde nöthig sind."

„Wer sich alle Menschen als Teufel vorstellt, und mit Grausamkeit gegen sie erbittert ist, der hat die Begriffe eines ungezähmten Menschenfeindes; wer alle Menschen für Engel hält, und ihnen den Zügel schießen läßt, der handelt wie ein schwachköpfiger Mönch. Wer aber glaubt, daß sie weder alle gut, noch alle böse sind; wer gute Handlungen über ihr Verdienst belohnt, und schlechte unter demselben bestraft; wer Nachsicht mit Schwachheiten und Menschlichkeit gegen Jeden hat — der handelt, wie ein vernünftiger Mann

handeln muß *)." Wie schön stimmt dieses mit dem schon im Antimacchiavell ausgesprochenen Satze überein: „Ein König, den die Gerechtigkeit leitet, hat die Welt zu seinem Tempel, und alle guten und edel gesinnten Menschen dienen darin wie Priester und Opferer."

Friedrich hatte, um selbst im Stande zu seyn, die Wirksamkeit der neuen Prozeßordnung zu beobachten und zu erhalten, allen Justizkollegien befohlen, daß jährliche Prozeßtabellen an ihn eingeschickt würden, in welchen die Dauer und die Anzahl der laufenden und abgemachten Prozesse genau bezeichnet seyn mußte. — Aber nicht nur das unendliche verwickelte Geschäft eines Gesetze-Verbesserers und eines Wächters über die einmal festgestellten Gesetze, sondern auch das heilige Amt eines obersten Richters hatte sich Friedrich, den sein Pflichtgefühl leitete, auferlegt. Schon den 26. Juni 1743 war ihm von seinen Ministern der Antrag gemacht worden, die Einsendung der Criminal-Erkenntnisse zur Ersparung der Kosten und Beschleunigung der Criminal-Prozesse mehr einzuschränken. Er wies aber diesen Antrag mit der merkwürdigen Randentscheidung zurück: „Nein! Sie sollen alle Criminal-Urtheile einschicken, sonsten würden dabei allerhand Inconvenienzen, und daß die Leute in den Provinzen nach Gefallen gehudelt würden, entstehen können." — Merkwürdig sind, in dieser Beziehung sowohl, als in Bezug auf die Weise, wie Friedrich die Gesetze erklärt und angewendet wissen wollte, nachfolgende Kabinetsrescripte. Den 8. April 1750 schreibt er an den Chef des Criminal-Departements: „Mein lieber Geh. Etatsminister v. Bismark. Ich habe zwar anfänglich die von Euch zu Meiner Unterschrift eingesandte, hiebei zurückkommende Expeditionem, in Sachen eines Delinquenten Namens Freudenreich, so wegen eines attendirten Straßenraubes zur zweijährigen Festungsarbeit condemniret worden, vollzogen: Nachdem ich aber nachher in Consideration genommen, daß das Verbrechen, auf öffentlicher Landstraße Jemanden berauben zu wollen, zu stark sey, als daß darauf eine à proportion des

*) Diese Abhandlung wurde im Jahre 1751 in der Akademie vorgelesen. Ihre Abfassung scheint in das Jahr 1747 oder 1748 zu fallen. — Es ist uns hier und bei folgenden Perioden nicht immer möglich, in der Darstellung der Wirksamkeit Friedrichs die streng-chronologische Ordnung beizubehalten, wenn keine Zerstücklung entstehen soll, obschon wir uns davor zu bewahren suchen, dieselbe nach bestimmten Fachwerken und Rubriken zu klassifiziren, und so jede wahrhaft geschichtliche Einsicht unmöglich zu machen.

Verbrechens zu gelinde Strafe von zwei Jahr Festung erkannt werden müsse, sich auch außerdem zeiget, daß es obgenanntem Delinquenten am Willen nicht gefehlet, den attendirten Raub zu vollbringen, dafern er nicht durch ohngefährliche Zufälle daran gehindert worden, so ist Mein Wille, daß die Strafe des mehrermeldeten Freudenreich auf zehnjährige Festungsarbeit gesetzt werde, und Ihr also die Expeditiones deßhalb so einrichten lassen sollet.

„Bei dieser Gelegenheit kann Ich Euch nicht verhalten, wie ich bei verschiedenen Vorfällen angemerket habe, daß Ihr von Meiner eigenen Intention, wie es mit Bestrafung begangener Diebstähle, Raubes und dergl. gehalten werden soll, noch keine vollkommene Idee habet: dahero Ich Euch dann zu Eurer künftigen Direktion dieses bekannt machen will: daß nämlich bei Diebstählen, welche aus Unbesonnenheit, Armuth, und dergleichen Umständen mehr, begangen werden, in den Sentenzen nicht nach der größesten Rigueur der sonst vorher darauf gesetzten Strafe verfahren, mithin nicht die Todesstrafe, oder eine sehr harte und lange Festungsarbeit erkannt werden soll, wenn zumalen der Dieb noch dadurch corrigirt werden kann, und bei seinem begangenen Diebstahl keinen Mord begangen, oder gar sehr große Gewalt gebraucht hat. In Fällen aber, da ein Dieb einen Mord begangen, oder aber bei Straßenräubereien, oder auch bei gewaltthätigem Einbrechen und darauf geschehenem Binden derer Leute, und wenn diese zugleich sehr übel traktiret werden, ingleichen wann ganze Diebes-Complotte sich finden, sodann muß mit gehöriger Rigueur und Schärfe wider dergleichen Verbrecher verfahren, und ihnen, befundenen Umständen nach, die Todesstrafe, oder aber doch die Strafe der Festungsarbeit auf Zeitlebens, oder wenigstens auf eine vieljährige Zeit zuerkannt werden; weil das Publikum seine gehörige Sicherheit haben muß, von dergleichen Verbrechern aber nicht leicht zu hoffen, daß solche sollen corrigiret werden können. Ihr habt Euch also hiernach zu richten, und bei vorkommenden Fällen auf erneldete Art zu verfahren.“ So den 17. Oktober 1753: „Mein lieber Geh. Etatsminister v. Bismark! Ihr habt mir zwar unter Eurer Contrasignatur die hierbei zurückkommenden Expeditiones zur Bestrafung eines wegen Wilddiberei durch ein Urtheil des Criminalsenats zur sechsjährigen Festungsarbeit condemnirten Menschen, Namens Joh. F. Brauns, zu Meiner Unterschrift eingesandt. Derweilen ich aber keine Proportion zwischen einem Verbrechen von Wilddiberei finde, und zwar um so weniger, als ich zeither angemerket habe, daß wenn sonsten in Pflichten

stehende Kassenbediente wegen verübten Betrugs, und Angreifung derer ihnen anvertrauten Kassengelder zur Inquisition gebracht, und wider sie erkannt werden müsse, man selbigen nicht mehr als eine einjährige Strafe zum Festungsarrest zuerkannt hat, welches pflichtlose Betragen dennoch mit einer Wilddieberei, und die deshalb erkannte Strafe gar in keiner Proportion stehen; so ist Mein Wille, daß ihr die Sache qu. in nähere Erwägung nehmen, und anderweitig darüber dergestalt erkennen lassen sollet, daß unter den Verbrechen und deren Bestrafung eine rechte und billige Proportion gehalten werden müssen, und leichte Verbrechen nicht so hart, hingegen große nicht so gelinde bestraft werden *)."

Besonders hervorgehoben mag hier noch werden, daß Friedrich, — ob mit Recht oder Unrecht, bleibe hier dahingestellt, — den Selbstmord juridisch für kein Verbrechen hielt, und also den versuchten weder an dem Thäter bestraft, noch den Vollzogenen an dem Leichnam durch entehrende Begräbniß geahndet wissen wollte. Zu seiner eigenthümlichen, materialistisch-skeptischen Denkweise gehört jedoch, daß er denselben auch als moralisch nicht verwerflich ansah, und vertheidigte. — —

„Es gibt Fürsten zweifacher Art: die einen sehen mit ihren eigenen Augen, und regieren ihre Staaten selbst; die andern trauen der Ehrlichkeit ihrer Minister, und lassen sich von denjenigen leiten, welche eine Art von Herrschaft über sie zu gewinnen gewußt haben."

„Die Regenten erster Art sind gleichsam die Seele ihrer Staaten. Die Last ihrer Regierung ruht auf ihnen allein, wie die Welt auf den Schultern des Atlas: sie ordnen die innern sowohl als die äußern Angelegenheiten; sie erfüllen zugleich die Pflichten der ersten Gerichtsbehörden, der Feldherren bei der Armee, und der Finanzbeamten. Sie haben, nach dem Beispiele Gottes, dem zur Ausführung seines Willens Wesen dienen, welche über die menschliche Natur erhaben sind, einsichtsvolle und arbeitsame Köpfe unter sich, um ihre Plane zu vollziehen, und um im Einzelnen das auszuführen, was sie im Großen entworfen haben. Eigentlich sind ihre Minister Werkzeuge in den Händen eines weisen und geschickten Meisters." (Antimachiavell.)

---

*) „So hoch stand die juristische Sonne in Preußen am Himmel im Jahre 1755," ruft ein neuerer Biograph Friedrichs hier in voller Begeisterung aus!!

Die Regierungsweise und zugleich der Grundsatz Friedrichs, in Bezug auf die Thätigkeit des Regenten, ist genugsam charakterisirt, wenn bemerkt wird, daß sein ganzes Streben dahin ging, dieser letzteren Klasse der Regenten anzugehören. Die Staatsdiener, vorzugsweise aber die höheren Beamten, deren Thätigkeit das Gesammtwohl des ganzen Staates betraf, sollten für ihn Maschinen seyn, denen seine Hand, als die des Werkmeisters, die Bahn, die sie durchlaufen, und die Stelle, wo sie in die übrigen Triebräder der Staatsmaschine eingreifen sollten, genau vorgezeichnet hatte. Friedrich gebrauchte auch den Ausdruck „Staatsmaschine" immerwährend, und in der That ist auch der Staat als reine Monarchie ein Mechanismus, wo ein Wille die abgegränzten Thätigkeiten des Ganzen vorherbestimmt. Ein Mechanismus aber ist nicht selten Störungen und Stockungen ausgesetzt, wenn die, von einem höhern Geiste nicht immer nach innerer Nothwendigkeit bestimmten Kräfte, ihre vorgeschriebene Bahn verlassend oder überschreitend, den Fortgang des Ganzen hindern. In solchen Fällen aber muß der das Ganze bestimmende Wille und die das Ganze lenkende Kraft von Oben eingreifen, beseitigen und ordnen. So war es auch bei dem Staatssysteme Friedrichs, dessen Princip seine Personalität war. Helfend, berichtigend, anordnend, scheidend, mußte er unausgesetzt sich als die Seele des Ganzen kund geben, und zwar konnte hier bloße momentane Wirksamkeit den Zweck nicht erreichen, sondern es mußte sich die Offenbarung des in dem Ganzen wirkenden Geistes in ununterbrochener Reihe stets fort und fortsetzen. — Hier also kann der Satz wohl in Zweifel gezogen werden, daß: wer viel regiere, nicht gut regiere.

Es war aber Friedrich, wie wir namentlich bei der Gesetzesreform gesehen, nicht gegeben, eine nach allen Seiten von Grund aus veränderte, nach seinem Willen geformte, neue und bessere Ordnung der Dinge einzuführen, oft, wo es der neuen Pflanzung bedurft hätte, konnte und wollte er bloß auf dem alten Stamm neue Reiser pfropfen. Auch mußte er, um stets gewaffnet und mit vereinter Macht dem Feind von Außen die Stirne bieten zu können, Alles, was nur irgend Zwiespalt und die Zersplitterung der Kraft im Innern herbeiführen konnte, sorgfältig zu vermeiden suchen. Dieses mag ein milderndes Urtheil dafür erwecken, daß es in Friedrichs Staaten Institute ꝛc., wenn gleich nur wenige, gab, die mit seiner Geistesbildung im schneidendsten Contraste standen.

Wenn wir nun so die Regierungsweise Friedrichs, die sich in einer

unabsehbaren Reihe von Rescripten u. s. w. beurkundet, betrachten, so zeigt sie uns seine Fürsorge für das Beste seiner Unterthanen, seine unablässige Erfüllung aller Regentenpflichten, seine Herrschaft über sich selbst, seine beharrliche Festigkeit bei einmal gefaßten Entschlüssen, Standhaftigkeit im Unglücke, Mäßigung im Glücke, seine große Einsicht und richtiges Urtheil. Alle diese großen Regententugenden stehen hier unverkennbar vor unsern Augen; aber — auf der andern Seite sehen wir nicht minder wechselnde Launen, Willkühr und Eigensinn in manchen Entscheidungen. Friedrich konnte so gut fehlen und irren, als jeder Andere; er mußte mehr fehlen und irren, weil dieses Folge seiner Lage, einer unumschränkten, vom Glücke in vielen Fällen wunderbar begünstigten Regierung war, besonders aber, weil ein Mann, der so Viel und so Vieles gethan, wie Friedrich, leichter fehlen kann, als der, dessen Wirkungskreis und Wirksamkeit beschränkter ist. Wir müssen also auch, um den richtigen Standpunkt zur Beurtheilung zu gewinnen, nie aus den Augen lassen, daß Anordnungen, welche durch eine lange Reihe von Jahren, unter augenblicklichen Verhältnissen, in mehr oder minder gereiztem Seelenzustande u. s. w. getroffen wurden, unmöglich mit einander völlig übereinstimmen können, und daß es Friedrich war, der nicht immer nach allgemeinen Grundsätzen (oder wenigstens nicht in jedem einzelnen Falle sich dieselben vergegenwärtigend), sich mehr der Rechtlichkeit, als des Rechtes bewußt, Entscheidungen gab, die sich oft augenscheinlich, oder dem Geist nach wenigstens, einander widersprachen. Friedrich fühlte das Mangelhafte und Bedenkliche einer so unumschränkten Selbstregierung wohl, und suchte es daher auch schon früher zu rechtfertigen oder wenigstens zu entschuldigen, und dieß um so mehr, da gerade das Ideal eines wahren Monarchen es war, welches ihn begeisterte. „Alle vernünftigen Menschen, heißt es im Antimacchiavell, vorzüglich aber diejenigen, welche der Himmel zur Regierung anderer Menschen bestimmt hat, sollten sich einen Plan ihrer Handlungsweise entwerfen, der eben so richtig berechnet und genau mit sich in Einklang gebracht wäre, wie ein mathematischer Beweis. Ein und dasselbe System überall befolgen — dieß ist das Mittel, folgerecht zu handeln, und sein Ziel nie aus den Augen zu verlieren. Dann kann man alle Zeitumstände und Ereignisse zur Förderung seiner Plane benützen, Alles trägt dann dazu bei, die wohlerdachten Entwürfe zur Ausführung zu bringen. — Wer sind aber diese Fürsten, von denen wir so viele seltene Eigenschaften fordern? — Stets werden sie nur Menschen

seyn, und stets wird es wahr bleiben, daß schon ihre Natur ihnen die Möglichkeit raubt, so vielen Pflichten Genüge zu leisten: Weit eher fände man den Phönix der Dichter und die Monoden der Metaphysiker, als den Mann nach dem Herzen Plato's. Sind die Nationen gerecht, so müssen sie sich begnügen, wenn ihre Fürsten nur nach Vollkommenheit streben. Diejenigen werden die vollkommensten unter denselben seyn, die sich am meisten von den Fürsten Machiavells entfernen. Um gerecht zu seyn, muß man ihre Fehler ertragen, wenn Güte des Herzens und wohlgemeinte Absichten denselben die Wage halten; stets muß man eingedenk seyn, daß sich unter dem Monde nichts Vollkommenes findet, und daß Irrthum und Schwäche das Erbtheil der Menschen sind. Das glücklichste Land ist dasjenige, wo gegenseitige Nachsicht zwischen den Regenten und den Unterthanen jene sanfte Ruhe über die Gesammtheit verbreitet, ohne welche das Leben eine drückende Last wird, und die Welt kein Schauplatz der Vergnügen, sondern ein Thal der Bitterkeit und des Jammers ist." —

Schon im Januar 1744 hatte der König bekannt machen lassen, „Jeder dürfe seine Bitten, Gesuche und Beschwerden eigenhändig bei ihm anbringen, und der genauesten Erwägung versichert seyn." Es läßt sich leicht einsehen, daß weder der Grund, noch die Lust dazu fehlen konnte, von solcher Erlaubniß Gebrauch zu machen. Auf die Bitten und Gesuche der Unterthanen schrieb man nur die Worte: „Zu Seiner Majestät eigenen Eröffnung", und man konnte zuverlässig darauf bauen, daß der König diese selbst lesen, und daß man binnen Kurzem eine Entscheidung hierüber erhalten würde. Jedesmal den Abend nach der eingegangenen Bitte wurde die Antwort auf dieselbe der Post übergeben; und man konnte, nach Verhältniß der Entfernung des Wohnorts von der Residenz des Monarchen, mit Gewißheit den Tag bestimmen, an welchem die Antwort eintreffen mußte, wenn sie nicht, was zwar nur äußerst selten geschah, der zu augenscheinlichen Ungereimtheit oder Böswilligkeit willen ganz unbeantwortet blieb.

In der Regel sollte eine an den König gerichtete Schrift von einem ordentlichen Advokaten unterschrieben seyn, damit dieser für die Wahrheit der darin vorgetragenen Sachen haften solle. Aber sehr oft wurde die Abweichung von dieser Regel gestattet, und beinahe die Ausnahme als Regel eingeführt. Als das Justizministerium einst über den Unfug der sogenannten Winkeladvokaten, welche die Leute zu wiederholten Bittschriften ꝛc. aufregten, dem Könige eine

Vorstellung einreichte, und auf nachdrückliche Steuerung dieser Gesetzeswidrigkeit antrug, antwortete derselbe: „er könne hierunter nicht noch schärfere Verordnungen geben, als bereits erlassen wären; die armen Leute," fügte er hinzu, „haben zwar sehr oft Unrecht, aber ich muß sie doch hören, denn dazu bin ich da."

So war es einem Jeden vergönnt, ohne dabei befürchten zu müssen, dadurch nur noch härter gedrückt zu werden, sich über vermeintlichen oder wirklichen Despotismus jeder Art der Beamten oder Anderer zu beklagen, und einer rücksichtslosen Untersuchung gewärtig zu seyn; aber gewiß wird jeder wahre Menschenfreund damit übereinstimmen, daß es besser sey, den Menschen ein ihnen gehöriges Gut gegeben zu haben, auf die Gefahr hin, daß es gemißbraucht werde, als es ihnen, eben wegen dieser Gefahr, die man sich nicht selten zu groß vorstellt, schnöderweise vorzuenthalten. Dieser allgemeine Grundsatz findet hier, bei der, den gewaltsamen Eingriffen wegen so oft getadelten Regierungsform Friedrichs seine vollkommene Bewährung. Auch wurde durch die Selbstregierung des Königs der Gang der angestellten Behörden keineswegs ohne Noth gehemmt und eingeschränkt, so daß dadurch eine Lähmung aller kräftigen Maßregeln und Anordnungen willkührlich entstanden wäre; vielmehr hatte Friedrich wohl eingesehen, daß, zur Vermeidung unnöthiger Weitschweifigkeiten, und um sich nicht unnöthigerweise mit Geschäften zu überladen, es vor Allem nöthig sey, bei dem Volke Zutrauen zur Obrigkeit und das Ansehen derselben zu erhalten. — Persönlich und unmittelbar hörte und nahm der König nicht gerne Klagen und Bittschriften an, gewöhnlich (und nur die eigens gute Laune machte hievon eine Ausnahme) sagte er zu den Bittstellern: „gehet nach der Justiz, gehet nach der Kammer ꝛc." Viele an den König gebrachte Vorstellungen sendete er, ohne sich lange bei denselben aufzuhalten, an das geeignete Departement zurück, um die Sache zu untersuchen und zu entscheiden. So geschah es denn, daß eine Beschwerde oft wieder durch mehrere Instanzen zurückging und dann erst entschieden wurde. Das Bewußtseyn, daß dieses Urtheil vom Könige selbst angeregt sey, beruhigte dann meist den Kläger. Hatte aber der König wirklich eingesehen, daß dem Kläger oder Bittsteller in der That ein Recht entzogen oder vorenthalten sey, oder ahnte er hiebei Böswilligkeit oder Willkühr der Beamten, so ging er tiefer in die Sache ein, und ließ sie, nach allen ihren Umständen und Beziehungen, durch außergewöhnliche, also den Parteien ganz fremde Commissarien, genau und streng untersuchen. Wurde

nun durch diese Commissarien wirklich ein Unrecht, und war es auch nur in Verschweigung oder Nichtbeachtung eines begünstigenden Umstandes entdeckt, wurde hierdurch einer Klage im Sinne des Beschwerdeführers abgeholfen, so machte solche Entscheidung auf lange Zeit tiefen Eindruck bei den Regierten sowohl, als bei den Regierenden. Jene gewannen mit dem erhöheten Zutrauen und der gesteigerten Liebe zu dem Regenten auch mehr und mehr Bewußtseyn ihres Rechts und ihrer Gerechtsame, diese aber lernten die Gewalt, welche ihnen das Gesetz und ihre Stellung verliehen, behutsamer gebrauchen, und sich mehr in den vorgeschriebenen Schranken halten. „So bestand das Selbstregieren Friedrichs keineswegs darin, daß er sich um alle einzelnen Sachen wirklich bekümmert, und in den einmal vorgeschriebenen Gang der Geschäfte oft eingegriffen hätte; sondern Friedrich bewies sich dadurch als Selbstregent, daß Alles und Jedes zu seiner Kenntniß gebracht werden konnte und durchaus Niemand wußte, in welchem einzelnen Falle er in eine Sache wirklich hineingehen und genau untersuchen werde, ob in derselben von den Behörden Alles geschehen sey, was ihre Pflicht erfordere. Diese Ungewißheit erhielt Alle, vom obersten bis untersten Staatsdiener, in stets wachsamer Aufmerksamkeit. Hieraus wird man erkennen, daß nur so außerordentliche Einsicht, unnachlassende Thätigkeit und Ordnungsliebe, als Friedrich besaß, das Selbstregieren bei ihm weniger nachtheilig machte, als es ohne diese Tugenden gewesen seyn würde."

Es zeugt von dem innigen Pflichtgefühl Friedrichs, daß er, für den die Reize der Poesie und Wissenschaft so lockend waren, nicht nur den Arbeiten des Kabinets, welche das Gesammtwohl des Staates betrafen, sich unermüdlich hingab, sondern auch oft in Einzelnheiten und Kleinlichkeiten einer Privatangelegenheit mit einer liebevollen Nachsicht und Geduld einging, wie sie nur ihm eigen war. Namentlich übte der König diese so schöne Tugend — wie man seiner eigenen religiösen Denkungsart nach kaum erwarten konnte — in Beziehung auf religiöse Meinungen und Religionsangelegenheiten seiner Unterthanen. Sehr deutlich stellt sich dieses heraus in einer Reihe von Rescripten, die er selbst in Sachen mehrerer Hunderte nach Preußen eingewanderter Böhmen erließ, und die für den Beobachter Friedrichs gerade darum merkwürdig werden, weil sie, geringfügige Gegenstände betreffend, selbst geringfügigen Inhaltes sind. „Mein lieber General von der Infanterie von Kalkstein — schreibt er den 5. Febr. 1746. — Ich habe auf das ein-

gegebene Memorial der Vorsteher und Aeltesten hiesiger böhmischen Gemeinde, wegen Deprecirung ihres anstößig gewordenen Predigers, die abschriftlich beigeschlossene Ordre ergehen lassen. Da ihr nun euch dieser guten Leute bisher bei Gelegenheit angenommen, so habe ich wegen Wiederbesetzung dieser Stelle zu euch das Vertrauen, ihr werdet mir ein geschicktes und anständiges Subjectum, so böhmisch predigen kann, wieder verschaffen und vorschlagen, damit diese Gemeine besorget werde ꝛc." An den Etatsminister von Brand: „Mein Lieber ꝛc. Ja communicire euch hiebei in Abschrift das allerunterthänigste Memorial der Vorsteher und Aeltesten der hiesigen böhmischen Gemeine, worinnen sie nicht ohne große Ursach die Wiederannehmung des ehemaligen skandaleusen Predigers Prinziger deprecieren. Weil nun dieser Mann, ohngeachtet des erhaltenen Pardons, nicht ohne Aergerniß und Zerrüttung dieser aus vielen ehrlich und fromm gesinnten Leuten bestehenden Gemeine hier bleiben kann: so habe ich resolviret, daß er anderwärts hin, und zwar nach Münsterberg in Schlesien, doch sonder daselbst etwas von seinem Vergehen bekannt zu machen, versetzt, hingegen die hiesige böhmische Gemeine zu ihrer Beruhigung mit einem anderweitigen tüchtigen und exemplarischen Prediger, welchen der General von der Infanterie v. Kalkstein vorzuschlagen befehliget ist, versetzt werden soll, worüber ihr denn das Erforderte überall verfügen und besorgen sollet ꝛc. Berlin, den 1. Febr. 1746." „Mein lieber General von der Infanterie v. Kalkstein! Ich habe aus euren Schriften vom 25. dieses vernommen, daß ihr, nach aller angewandten Mühe für die dortige böhmische Gemeine, einen guten Mann Namens Petermann, so dabei bekannt und beliebt ist, und sich als Capellan in Sachsen aufhält, zum Prediger aufgefunden. Wie ich nun solches völlig approbire, so habet ihr ihn darüber zu sondiren, und wenn er den Posten annimmt, soll sogleich die Vocation ausgefertigt werden. Anlangend die böhmische Gemeine zu Münsterberg, so habe ich bereits dem Prinziger, auf sein und dieser Gemeine Ansuchen, die Vocation und nöthige Ordres ertheilet, und wird es wohl am besten seyn, es dabei zu lassen, zumalen er leicht daselbst die Sacra auf Art der Reformirten administriren kann. Indessen da ich mich wegen des dortigen zeitigen Predigers Blanitzky nicht erinnere, so sollet ihr mir berichten, ob ich zu dessen Beruf consentiret habe? und ob es ein recht guter und untadelhafter Mann sey? Wegen der von ihm versicherten Ankunft von 1000 Mann Böhmen, so würde am besten seyn, wenn solche sich zu Berlin etabliren wollten, da zu Münsterberg es weit mehr

Schwierigkeit setzen dürfte. Potsdam, 28. Febr. 1746." — Den 2. März 1746 an v. Kalkstein. „Mein lieber ꝛc. Aus den in Originali hierbei kommenden zwei Memorialien werdet ihr das ganz gegen einander laufende Suchen der böhmischen Gemeine zu Münsterberg, wegen des ihr zu accordirenden Predigers, des mehreren ersehen. Wie nun also gedachte Gemein unter sich selber nicht einig, Meine Meinung aber gar nicht ist, daß der Prediger Blanitzky, den sie bisher gehabt, ohne erhebliche Ursache abgesetzt, und von dem Prinzeger verdrängt werden soll, als habet ihr von allen bei der Sache vorkommenden Umständen nähere und zuverlässige Erkundigung einzuziehen, und befindenden Umständen nach mehrerwähnte Gemein unter sich zu vereinigen, oder die Sache, wie es recht und billig ist, zu schlichten, und wie solches geschehen, zu seiner Zeit, mit Zurücksendung beider Memorialien, zu berichten." — Den 26. Nov. 1746. „Se. K. M. in Preußen, unser allergnädigster Herr, ertheilen hiedurch der böhmischen und deutschen evangelischen Gemeine zu Münsterberg in Schlesien die gnädigste Erlaubniß, daß dieselben sich einen eigenen Prediger nach ihrem Gutbefinden wählen mögen, jedoch daß solcher dem Königl. Ober-Consistorio zu Breslau zum gewöhnlichen Examine, hiernächst aber zur Königl. allergnädigsten Confirmation präsentiret werde." — Den 22. Febr. 1747. „M. l. G. v. d. J. v. Kalkstein und von Dohna. Es kann euch nicht unbewußt seyn, was für ein Zwiespalt sich zwischen der dortigen böhmischen Gemein angesponnen, indem eine Partey, laut dem copeylich beikommenden Memorial, sich von den lutherischen Sacris absondern, und einen reformirten Prediger haben wollen, die übrigen aber, vermöge kürzlich eingegangenen Supplicati, so in Original hiebei kommt, über die Unruhen und Neuerungen klagen, und um unparteyische Untersuchung und Steurung dieser schädlichen Zerrüttung bitten. Weil Mir nun daran gelegen, diese Troublen zu assoupiren, zumalen solche aus einfältigem Mißverstand entsprungen zu seyn scheinen: so befehle und committire ich euch beiden, aus gnädigstem Vertrauen, die Sache ohne Weitläufigkeit und prozessualische Form, kurz und gut zu examiniren, und alle erfinnliche Mühe und christvernünftige Vorstellungen anzuwenden, um diesen unnützen und schädlichen sektirischen Streit zu heben, und beide Parteyen wieder zu vereinigen, in Friede und Ruhe, wie vorhin ihren Gottesdienst zu halten, oder allenfalls, wenn nichts verfangen wollte, Mir euer pflichtmäßiges Bedenken darüber abzustatten, was bei dieser Sache, zur Remedirung, für billige und vom schädlichen Gewissens-

zwang entfernte Wege einzuschlagen sind." — Den 29. März 1747 an dieselben. „Ich habe aus euren beiden, besonders abgestellten Berichten vom 27. dieses, betreffend die obschwebende ärgerliche Streitigkeiten unter 2 Factiones der dortigen böhmischen Colonie, ersehen, daß eure angewandte Bemühung, die Wiedervereinigung unter ihnen herzustellen, fruchtlos gewesen, und was ihr von den Umständen und Ursachen solcher Verdrießlichkeiten, und dem vorgeschlagenen einzigen Mittel, dieselbe durch Verstattung des simultanei, und daß dem reformirten Theil freigegeben werden möge, sich einen eigenen Prediger aus Lissa, mit welcher Gemein sie harmoniren, zu wählen, vorgestellet. Ich approbire diese Expediens, und sollet ihr solche in Meinem Namen diesen Leuten gehörig bekannt machen, daß sie sich nur vordersamst über sothane Wahl friedlich vereinigen, und den reformirten Prediger anhero kommen lassen mögten, da ich denn, auf eure Anzeige, für dessen Salarirung sorgen würde. Die evangelisch-lutherischen sollten auch nach ihrem Verlangen den Prediger Macher behalten, und die dritte, neutrale Partey könnte sich zu einer Kirche, welche sie wollte, halten, weil keiner in seiner Gewissensfreiheit geniret werden soll. Indessen sollten alle Theile alle bisherige Bitterkeit, Mißtrauen, Haß und Zwistigkeit gegen einander, so gewiß nicht von dem heiligen Urheber der Religion herkäme, völlig ablegen, und in brüderlicher Einigkeit, Ruhe und Verträglichkeit, wie es vernünftigen Christen und redlichen Bürgern geziemt, unter einander leben. Was die angebrachten, theils seltsamen und unwahrscheinlichen Klagen wider den Prediger Macher anbelanget, so finde ich gar nicht rathsam, dieselben durch das Consistorium weiter untersuchen zu lassen, zumal dadurch nur noch größerer Zwiespalt und Widrigkeit unter den aufgebrachten Parteyen entspringen würde, zumal die nächsten Punkte nur auf Verdacht, falschen Rapport und Mißdeutung präoccupirter Gemüther zu beruhen scheinen, daher ich für das Beste halte, die ganze Sache nur auf geziemende Art niederzuschlagen. Doch sollet ihr dem Macher in Meinem Namen, da solcher in einem und dem andern aus Uebereilung, Härte und gar zu großer Reformationssucht gefehlt haben mögte, wie es anscheinet, solches nochmals ernstlich verweisen, und ihm anbefehlen, forthin sich christlicher, liebreicher, klüger und talentvoller gegen diese arme Gemüther zu conduisiren, auch das Skandal zu heben, oder Meiner schweren Ungnade zu gewärtigen; welches ihr auch dem Rathmann von Hayn, nach Bewandtniß der Umstände, einschärfen sollt. Ich habe also zu euch

das Vertrauen, ihr werdet auf diese Weise Ruhe und Frieden wieder unter diesen Leuten retabliren." Unter demselben Datum an den Staatsminister v. Brand. „Ich finde nöthig, euch hiebei in Abschrift zu communiciren, was für eine Resolution ich dem General v. Kalkstein und dem Generalmajor Graf v. Dohna auf ihre abgelassene Berichte, wegen der unter der dortigen böhmischen Colonie entstandenen Religionsirrungen, ertheilet, und dabei das vorgeschlagene Simultaneum agreiret. Ihr sollet nun eures Theils euch gleichfalls darnach gebührend richten, und alles vorzügliche zur Beförderung der Ruhe und Einigkeit unter diesen aufgebrachten Leuten beitragen." Den 30. April 1747 an v. Kalkstein. „Ich habe aus euerem Bericht vom 27. ersehen, was ihr bei eueren eigensinnigen Böhmen ausgerichtet, und was die unter ihnen befindliche evangelisch Reformirte wegen eines eigenen Predigers aus polnisch Lissa, dessen Salarirung mit dem Schulmeister, nebst den andern Stücken gebeten. Wie ich nun ihrer Schwachheit, da sie wohl bei der bisherigen Verfassung hätten bleiben können, nachgeben, und ihnen diese Punkte accordiren will, außer daß derjenige wegen eines eigenen Rathmanns, so nicht aus der Natur des Simultaneums fließet, mir etwas impertinent scheinet, also habe ich deßhalb die abschriftlich beigeschlossene Ordre an den Etatsminister von Brand ergehen lassen. Ihr sollet also die guten Leute hierdurch beruhigen, aber auch sehen, daß kein weiterer unbilliger Zwiespalt zwischen den evangelischen Religionsverwandten dieser Gemeine genähret, sondern alle zur Liebe, Frieden und Verträglichkeit angewiesen und angehalten werden mögen." Unter demselben Datum an den Etatsminister v. Brand. „Ich communicire euch hiebei abschriftlich den erhaltenen Bericht des v. Kalkstein und v. Dohna von dem Erfolg ihrer gehabten Commission, und auf was Art sich die reformirten Glieder der dortigen böhmischen Gemeine herausgelassen, und worin ihr Gesuch des zu vocirenden eigenen Predigers, dessen Versorgung, der Schulen-Einrichtung u. dergl. bestehe. Gleich wie man nun bei solchen, zwar sektirisch eigensinnigen, doch gutmeinenden Leuten billig nachsehen und condescendiren muß, also habe ich aus gnädigen Absichten resolviret, daß ihnen die gebetene Punkte accordiret werden sollen, inmaßen ich zuvörderst zufrieden bin, daß, zur Einführung des Simultanei, der von ihnen verlangte Prediger Elsner aus polnisch Lissa vom reformirten Kirchendirektorio ordentlich vociret, und demselben ex Cassa montis pietatis ein jährliches Salarium von 400 Thalern, nebst freier Wohnung, gereichet werden soll, wozu

auch die Salarirung des Schulmeisters gebdret. Das freie Brennholz, nebst Accise-Freiheit, soll er gleichfalls gleich andern Geistlichen zu genießen haben, weßwegen ihr euch sodann nur an das Generaldirektorium zu wenden haben werdet. Ihr sollet also dieserwegen das Erforderte besorgen, und darin mit gedachtem General de concert gehen." — Den 10. Januar 1748. „Mein lieber General-Feldmarschall v. Kalkstein! Weil mich die hiesige böhmische lutherische Gemeine mit der in Originali hiebei kommenden Beschwerde wider das geistliche Departement abermals angelaufen hat, so befehle ich euch hiedurch, daß ihr solche examiniren, die Sache der Billigkeit nach reguliren, sodann aber den Supplikanten aufgeben sollet, daß sie mich, bei Vermeidung meiner höchsten Ungnade, nicht weiter behelligen sollen rc." Den 6. Febr. 1748. „Mein l. G. F. M. v. Kalkstein! Ich habe aus eurer Vorstellung vom 3. d. M. ersehen, wie ihr die unter der böhmischen Gemeine zu Berlin obgewaltete Streitigkeiten, wegen ihrer beiden Prediger und Schulmeister, so ich euch letzthin zu examiniren und abzumachen committiret, reguliret habet. Da ich nun davon durchgehends und in allen Stücken zufrieden bin: also habe ich auch dem Gen. Direktorio befohlen, davor zu sorgen, daß der reformirte Schulmeister mit dem von euch vorgeschlagenen Traktament und mit der ihm competirenden Consumtions-Accisefreiheit, gleich wegen der letzteren der reformirte Prediger, wie auch alle beide wegen des Brennholzes, nächstkünftigen Trinitatis mit auf den Etat gesetzt werden möge, und habet ihr danach beiden Gemeinen nochmals auf das allerernstlichste anzubefehlen, daß sie nun endlich einmal mit einander in Einigkeit, Friede und Ruhe leben, und mich mit ihren Beschwerden weiter nicht behelligen sollen." Den 4. April 1750 an denselben. „Ich habe mit mehreren ersehen, was ihr in eurem Schreiben vom 2. dieses bei Gelegenheit der zu Altenlandsberg vakant gewordenen Predigerstelle, melden, und en faveur des Predigers von der böhmisch lutherischen Gemeine zu Berlin, Namens Macher, vorstellen wollen. Ich würde nicht angestanden haben, auf euren Vorschlag zu reflektiren, dafern sich nicht der besondere Umstand fände, daß der dortletzt verstorbene erste Prediger Martini in solchen schwächlichen Umständen seit verschiedenen Jahren gewesen, daß der zweite Prediger allda; Namens Campe, dessen Amt mehrentheils mit versehen müssen, und solchergestalt und anderen Ursachen wegen mehr, nach dem selbsteigenen Verlangen der dortigen Gemeine, in des dortigen Martini Stelle zu ascendiren verdiente. Bei welchen Umständen dem

oberwähnten Prediger Macher vor diesesmal mit der ersten Predigerstelle allda nicht wird geholfen werden können; wofern denselben aber mit der zweiten Stelle, welche der Campe bisher bekleidet hat, gedient wäre, so bin ich gar nicht abgeneigt, ihm solche inzwischen zu conferiren, bis er anderweitig auf eine ihm convenable Art weiter versorget werden kann, auf welchen Fall ich auch ganz wohl zufrieden seyn will, daß ihm der Kandidat Letochleb bei der böhmischen Gemeine succedire." Den 10. April 1750 an denselben: „Es ist euch auf euer Schreiben vom 2. dieses hierdurch in Antwort, daß der Prediger Macher mit der ihm conferirten Stelle vor der Hand zufrieden seyn müsse; wohingegen ich agreire, das der von euch vorgeschlagene Kandidat Letochleb zum Prediger bei der böhmischen Gemeine wieder vociret werden möge, als zu welchem Ende ich die nöthige Ordre an das Departement der geistlichen Sachen laut des copeylichen Anschlusses, dato habe ergehen lassen."

Man darf nicht glauben, daß Friedrich über solche kleinliche und so sehr ins Einzelne gehende Fälle seinen Kabinetsräthen etwa nur im Allgemeinen seine Willensmeinung angegeben habe; vielmehr erstreckte sich diese seine Willensäußerung sogar bis auf die Ausdrucksweise in den Rescripten, und bei der in staunenswerthem Grade ihm inwohnenden Kraft des Gedächtnisses, erinnerte er sich oft in längeren Zwischenräumen eines von ihm in irgend einem Falle erlassenen Rescriptes oder einer Maßregel, mit der größten Genauigkeit. Auch wendete er diese langmüthige Fürsorge und Geduld nicht bloß, wie das obige Beispiel zunächst zeigt, gegen neue eingewanderte, sondern auch, was bei einem Friedrich kaum bemerkt zu werden braucht, gegen alle seine übrigen Unterthanen an. Es war hiebei nur der Unterschied, daß jene, und ihre Angelegenheiten, mehr unmittelbar unter der Obhut des Königs standen, während diese mehr durch die verschiedenen Departements regiert wurden; aber Allen galt seine Liebe und Sorgfalt gleich. Besonders bei den Klagen der Leute niederen Standes übte der König jene Nachsicht und Geduld in dem schönsten Maße, weil er glaubte, daß ihre Angelegenheiten von den Behörden oft vernachläßigt, und denen der mehr Begünstigten nachgesetzt würden. Man hat Beispiele, daß oft ganz ungereimte Klagen dem Könige mit denselben Umständen binnen ganz kurzer Zeit mehrmals vorgebracht wurden, und daß er jedesmal die Umstände wieder auseinander setzt, warum ihrem Verlangen nicht willfahrt werden könne, oder daß die Behörden zu wiederholter genauer Untersuchung aller und jeder Umstände angehalten

wurden. — In den Erwiederungen auf die Eingaben der Privaten fanden sich weit seltener jene Härten und ironischen Antworten, als in denen, welche auf Anfragen oder Berichte seiner Minister ꝛc. erlassen wurden.

Neben den Rescripten auf die Eingaben und Verhaltungen Einzelner, durch welche Friedrich die Thätigkeit der Beamten im Einzelnen streng und genau zu beaufsichtigen und zu rectificiren im Stande war, leitete und regelte er fortwährend diese Thätigkeit im Allgemeinen und großen Ganzen durch Rescripte an die verschiedenen Ministerien. Friedrich hatte keinen eigentlichen Ministerrath, oder wenigstens wohnte er einer solchen Zusammenkunft und Berathung der verschiedenen Departements-Chef nie an. Dagegen mußten, wie schon unter seinem Vorgänger, alle Sachen von Bedeutung und einiger Wichtigkeit von dem betreffenden Departements-Chef dem Könige in schriftlichen Berichten vorgetragen und seine Entscheidung eingeholt werden *). Diese Berichte mußten, so wie alle andere, bündig und klar abgefaßt seyn, ja sogar Friedrich liebte es, daß das Ganze nicht mehr als eine Seite füllen sollte. Solche Berichte mußten die einfache Erzählung des Thatbestandes und ein unmaßgebliches, jedoch völlig zu begründendes Gutachten des Einsenders enthalten, und gewöhnlich war leerer Raum gelassen, wo alsdann Friedrich mit kurzen Worten oder einzelnen Ausdrücken seine Entschließung meist eigenhändig niederschrieb. Seine Kabinetssekretäre (später Kabinetsräthe genannt) nannte er oft schlechtweg seine Schreiber, und in der That waren sie auch in vielen Fällen nichts anderes. Da sie jedoch, bei den oft gehäuften Geschäften, dem Könige das Wesentliche der eingesandten Akten vortrugen, so mögen sie wohl auch durch die Stellung dieser Berichterstattungen in manchen Fällen den Namen Räthe bewahrheitet haben. Die Antworten, namentlich die eigenhändigen, drückten das etwaige Mißfallen unumwunden und in scharfen Worten aus. Der König ließ es sich jedoch gefallen, wenn Jemand, dem in dem einen oder dem andern Falle die Aeußerung zu hart schien, eben so freimüthig und unumwunden eine Gegenvorstellung machte. So las

*) Friedrich hat, namentlich durch seine geschichtlichen Arbeiten darauf hingewiesen, in dieser Periode eine kleine Abhandlung geschrieben, unter dem Titel: „Ueber die alte und neue Regierungsform in Brandenburg", welche in wenigen Blättern die hierin vorgenommenen Aenderungen von der Entstehung des brandenburgischen Staates bis auf seine Zeiten fortführt.

einst der König in einer Zeitung, daß ein gewisser Doktor Bahrdt in Halle mit einem ungewöhnlich starken Gehalte als öffentlicher Lehrer angestellt seyn solle. „Was ist das, rief er, so viel für einen Doktor der Theologie, das wäre zu arg.“ Sogleich schrieb er an den Minister, der dem Departement des Unterrichtswesens vorstand: „Er sehe mit Erstaunen in den Zeitungen, daß ein gewisser Doktor Bahrdt mit 4000 Thaler Gehalt nach Halle berufen sey, und es dünke ihm, von so etwas müsse er doch auch wissen.“ Der Minister, durch die beißende Schlußanmerkung gereizt, antwortete dem Könige, mit nachdrucksvoller Wärme ihm seine Vorschnelligkeit vorrückend: „daß, wenn er für jeden Zeitungsschreiber responsabel seyn solle, er sich zu der Erklärung gedrungen sähe, daß ihm die Dienste Sr. M. zu schwer fielen, und er um seine Entlassung bitten müsse.“ Der König erwiederte nun hierauf die Worte: „Nu — Nu — Nu — man wird doch wohl fragen dürfen.“ Aber meist wurden die scharfen Aeußerungen Friedrichs von dem, den sie trafen, geduldig hingenommen, weil ihn das Bewußtseyn erheben mußte, daß es reines Interesse am Wohl des Staates war, und äußerst selten persönliche Interessen und Abneigungen, welche dieselben diktirten, und weil man erkennen mußte, daß ein Charakter wie Friedrich, der die Erfüllung seiner eigenen schweren Pflichten sich nicht als besonderes Verdienst anrechnete, — wie überhaupt jeder höher stehende Charakter — das Gute an Sachen und Personen zwar nicht mißkennt, aber auch nicht immer und ewig lobhudelt und im Glanze hervorhebt, das Irrige und Falsche hingegen stets ungescheut und rücksichtslos aufdeckt und rügt.

Friedrich hegte für keinen einzelnen Zweig der innern Staatsregierung (außer etwa für das Kriegswesen, was bei seiner gründlichen Kenntniß desselben natürlich war) eine entschiedene Vorliebe, wodurch die andern hätten minder berücksichtigt oder vernachlässigt werden können. War es ihm ja um das Wohl des Ganzen zu thun, und kann doch dieses unmöglich bewerkstelligt werden, wenn ein Theil über die andern zu mächtig hervorragt. Sein Streben mußte also zunächst dahin gehen, stets im Stande zu seyn, alle Kräfte des Staats zu übersehauen und die möglichst gründliche und leichte Controle über dieselben zu erlangen.

„Das ist der Könige Sache, die allgemeine Uebersicht; das ihre Größe, die Richtigkeit des umfassenden Blicks, und das von ihnen aus überall neu verbreitete Leben. Diese Königspflicht ist die Idee, welche bei Karln dem Großen, dem großen Churfürsten Friedrich

Wilhelm und seinem unsterblichen Urenkel die Richtschnur aller Tage ihrer beinahe gleich langen Herrscherbahn war. Denn das ist die Sache des Ersten im Staat, daß er die tausendfachen Bande, welche die mancherlei Stände der menschlichen Gesellschaft zusammenfassen, mit fester Hand hält, und mit gutem, großem Geiste so elektrisirt, daß Jeder die größte Freudigkeit fühle, in seinem Stande sich hervorzuthun. Der Privatmann hat für sich, der Vorsteher einer Anstalt, eines Regiments, eines Heers, eines Ministeriums für die zweckmäßige Ordnung, aber für das Ebenmaß Er zu sorgen, der Fürst, welcher die Seele ist: so wie in der physischen Welt alle Produkte in ihrer Art fortgehen und sind, alle das belebende Licht von dem Mittelpunkte, dieser und das All die Urkraft von der unnennbaren Ursache bekommen." So spricht sich einer der größten Geschichtschreiber unserer Nation in einer begeisterten Rede über Friedrich aus, und Friedrich rechtfertigt einen solchen Ausspruch durch die in seinen Schriften aufgestellten Grundsätze sowohl, als auch, und vorzüglich, durch das Streben seines thatenreichen Lebens. Er war König durch Geburt und Zufall, und wollte König seyn durch sein Streben und Wirken. Vor seinen Blicken sollten alle Verhältnisse seines Staates offenbar liegen, damit er im Stande sey, dieselben zu überschauen, zu durchdringen und durch seinen mächtigen Geist auf sie hinzuwirken; jeder Mangel und jede Kraft, jede Regung und Bestrebung sollte von ihm bemerkt seyn, damit er das Unheil und das Verderben in ihrem Entstehen auszurotten vermöge, den Keim des Guten aber hervorzulocken an das belebende Licht, und zu erwärmen zum fröhlichen Gedeihen.

Die von dem großen Churfürsten gemachte Einrichtung der jährlichen Tabelleneinsendung über alle Zweige der Staatsverwaltung war unter Friedrich Wilhelm eingegangen. Im Jahre 1747 wurde von Friedrich diese alte Einrichtung wieder ins Leben gerufen. Aus jedem Bezirke mußte von 1753 an (in welchem Jahre das Tabellenwesen erst völlig in Ordnung gebracht worden war) genaue Verzeichnisse über die Seelenzahl des Bezirkes eingeschickt werden, aus welchem das Finanzdepartement nach seinen, und das Kirchendepartement nach seinen Berichten eine allgemeine Tabelle fertigen mußte, die alsdann an den König eingesendet wurden. Später, und namentlich nach dem siebenjährigen Kriege, wurde dieses Tabellenwesen außerordentlich vervollkommnet und ausgebildet. — Diese Einrichtung verschaffte Friedrich die leichteste Uebersicht und die beste Einsicht zur Reguli-

rung des Finanzwesens, welches zunächst den Lebensnerv des Staatskörpers bildet.

Friedrich hatte in Beziehung auf Staatswirthschaft seine eigenen Grundsätze, und hier ist, neben manchen einzelnen vortrefflichen, eine der schwächern Seiten seiner Selbstregierung. Sein Hauptaugenmerk blieb zunächst immerwährend die steigende Bevölkerung, und der aus der Manufakturbetriebsamkeit fließende Wohlstand. — Niemand kann in allen Rücksichten gleich groß und nachahmenswerth seyn, und mit dieser Bemerkung müssen in der That manche Einseitigkeiten und Fehler, in die Friedrich hierin verfiel, oder die er aufrecht erhielt, entschuldigt werden. Die Leitung der politischen Verhältnisse mit andern europäischen Großmächten, die Behauptung der wichtigen Stellung, welche er unter ihnen einzig und allein durch die Kraft seines Geistes, weit über das Verhältniß der physischen Kräfte seines Staates, errungen, die Bildung und Kräftigung seiner Heereesmacht, und der Gebrauch, den er in den Kriegen, die er zur Sicherung der Existenz seines Staates führen mußte, von derselben machte, sein Streben, in der Gesetzgebung etwas Vollkommeneres zu erlangen, Licht und Leben überall zu verbreiten — dieß sind Bahnen, die sich Friedrich mehr oder minder selbst gebrochen, und auf denen er den Lorbeer der Größe erstrebte, Bahnen, die schon mit dem ersten Aufschwung sein Genius sich vorgezeichnet, nachdem er alle ihre Beziehungen forschenden Blickes durchlaufen und das Ziel, wohin sie führten, genau und fest ins Auge gefaßt hatte. Nur wo dieses der Fall ist, leistet auch der höhere Geist etwas merklich Großes, und hinterläßt unsterbliche Denkmale seines Wirkens. Nicht so war es bei Friedrich in Absicht auf die innere Staatsökonomie. Er hatte sie nie sehr zum Gegenstande eines reiferen Nachdenkens gemacht, konnte also nur Einzelnheiten aus der Erfahrung sich zu eigen machen, und indem er diese befolgte, traten oft sehr unglückliche Mißverhältnisse in seinen Maßregeln hierin ein. Theils beharrete er bei den alten, von seinem Vater eingeführten Maßregeln strenge und hartnäckig, theils machte er in diesem Zweige Neuerungen, deren Erfolg selten glücklich war, und es auch nicht seyn konnte, weil einzelne Einrichtungen selten mit den alten, für sie nicht geeigneten Instituten sich vermischen, und dieselben sich nicht leicht gegenseitig durchdringen können. Friedrich fühlte diesen Mangel seiner Einsichten zum Theil wohl, und suchte zunächst auf dem Wege der Geschichte sich einigermaßen darüber zu belehren, und sich ein sicheres System zu begründen, das

sich aber im Grunde nur aus der Reflexion auf das bisherige Verfahren gestaltete. Im Jahre 1749 wurde in der Akademie eine Abhandlung Friedrichs vorgelesen, betitelt: „Ueber Sitten, Gewohnheiten, Industrie und Fortschritte des menschlichen Geistes in Künsten und Wissenschaften.“ Sehr richtig stellt hier Friedrich, wie dieß schon der Titel zeigt, Sitten und Gewohnheiten ꝛc. in die engste Verbindung mit der Industrie, wohl wissend, daß die Lebensweise der Menschen und ihre äußere Beschäftigung oft den größten Einfluß auf deren innere Denkungsweise übe. „Um vollkommene Kenntniß von einem Staate zu erlangen, — heißt es in dieser, in mehrfacher Beziehung merkwürdige Ansichten und Grundsätze Friedrichs beurkundenden Abhandlung — kann es nicht genügen, daß man den Ursprung, die Kriege, die Traktate, die Regierung, die Religion desselben und die Einkünfte seines Regenten kenne. Freilich sind dieß die Hauptgegenstände, welche die Geschichte zeichnet; aber es gibt noch andere, die, ohne so sehr ins Auge zu fallen, wie jene ersteren, dennoch und nichts desto weniger nützlich sind. Dahin rechnen wir alles dasjenige, was mit den Sitten der Einwohner in einer Beziehung steht, z. B. den Ursprung neuer und die Abschaffung alter Gebräuche, die Entstehung des Kunstfleißes und die Quellen, aus denen er entsprungen ist, die Ursachen, welche die Fortschritte des menschlichen Geistes beschleunigt oder verzögert haben, und namentlich das, was den Genius der Nation, von welcher es sich handelt, am meisten charakterisirt. Diese Gegenstände werden den Politiker und den Philosophen zu allen Zeiten interessiren, und man darf wohl kühn behaupten, daß dergleichen spezielle Nachrichten für die Würde der Geschichte keineswegs unpassend seyen.“ Nun geht er auf seinen eigentlichen Gegenstand über, sucht die verschiedenen Gestaltungen des brandenburgischen Volksgeistes oder Genius, wie er es nennt, darzustellen, und ruft hiebei aus: „Nationen, die ein unermeßliches Meer trennt, und die unter entgegengesetzten Himmelsstrichen leben, sind nicht verschiedener in ihren Gewohnheiten, als die Brandenburger unter sich selbst,“ in verschiedenen Zeiträumen betrachtet und mit einander verglichen. — „Der große Haufe der Menschen wird durch die unendliche Mannigfaltigkeit zerstreut, und sieht die Zauberlampe der Welt gedankenlos an. Er beachtet die fortschreitenden Veränderungen in den Gebräuchen eben so wenig, als die Bewohner einer großen Stadt die Verwüstungen beachten, welche der Tod in derselben täglich anrichtet, wenn nur der kleine Kreis der Personen verschont bleibt, mit denen

sie am meisten in Verbindung stehen. Und doch findet man, nach einer kurzen Abwesenheit, bei der Zurückkunft andere Moden, so wie andere Einwohner. Wie belehrend und ergötzlich ist es, alle vor uns gewesenen Jahrhunderte vor unserem Auge vorüberziehen zu lassen, und dabei zu bemerken, durch welche Verkettung sie mit unsern Zeiten zusammenhängen. Eine Nation bei ihrer plumpen Stupidität betrachten, sie mit ihren Fortschritten zu verfolgen und bis dahin zu begleiten, wo sie civilisirt geworden ist — das heißt, den Seidenwurm in allen seinen Verwandlungen, als Puppe und als Schmetterling, studiren. — Aber wie demüthigend ist dieses Studium! Es zeigt sich daraus nur zu deutlich, daß ein unwandelbares Naturgesetz die Menschen zwingt, erst durch viele Ungereimtheiten zu etwas Vernünftigem zu gelangen. Wenn wir bis zu dem Uranfange der Nationen zurückgehen, so finden wir sie alle gleich barbarisch. Einige sind mit langsamen Schritten und durch viele Umwege, andere in raschem Fluge, aber alle auf verschiedenen Bahnen zu einem gewissen Grade von Vollkommenheit gelangt. Auch haben die Geschliffenheit, die Industrie und alle Künste in den verschiedenen Ländern, wohin sie verpflanzt wurden, eine Gestalt erhalten, welche die Natur des Bodens in sich trägt, und haben sich nach dem unvertilgbaren, unauslöschlichen Charakter jeder Nation gerichtet. Viel deutlicher läßt sich dieß bemerken, wenn man Schriften liest, die in Padua, London oder Paris geschrieben sind: man kann sie leicht von einander unterscheiden, auch wenn sie einerlei Gegenstand behandeln (die Mathematik ausgenommen).“

„Die unendliche Verschiedenheit, welche die Natur in diese allgemeinen und besonderen Charaktere legt, zeugt von ihrem Ueberflusse nicht minder, als von ihrer Sparsamkeit; denn obgleich von den verschiedenen Nationen, welche die Erde bedecken, jede ihren besonderen Genius hat, so scheinen doch gewisse Züge, welche sie von einander unterscheiden, unveränderlich zu seyn. Jedes Volk hat einen Charakter für sich, der, je nach dem größeren oder kleineren Grade seiner erhaltenen Erziehung, anders gestaltet seyn kann, dessen Grundzüge aber unauslöschlich sind. Diese Meinung könnten wir leicht durch physische Gründe unterstützen, wenn wir uns von unserem Gegenstand entfernen wollten. Hieraus folgt nun, daß noch nie Fürsten die Denkungsart der Nationen ganz verändert, und daß sie die Natur nicht zwingen konnten, große Männer zu schaffen, wenn sie selbst es nicht wollte. Die Arbeiten in den Bergwerken sind wohl ihrem Befehle unterworfen, aber nicht die ergiebigen Adern. Diese

öffnen sich plötzlich und geben reiche Ausbeute; aber sie verlieren sich auch wieder, und gerade wenn man sie mit der gebüßten Begierde verfolgt." Hierauf erkennt Friedrich noch Züge an den Völkern germanischen Ursprungs, wie sie Tacitus und Cäsar angegeben. Er zeigt an dem Beispiele der Russen unter Peter I., daß eine künstliche Bildung (es wäre auch nahe gelegen, dieses auf die Größe anzuwenden), das heißt, eine solche, die nicht aus der innern Natur des Volkes hervorgegangen, nichtig und schnell vergänglich sey. Nur größere Revolutionen könnten bedeutende neue Gestaltungen emporbringen. Nachdem er die dunkle Geschichte der Vorzeit kurz durchgegangen, bemerkt er, daß unter der Regierung Kaiser Heinrichs des Voglers, der Markgrafen nach Brandenburg gesetzt, die Industrie des Landes kaum zu werden anfing, und dieser Zustand noch lange gedauert habe. Als Friedrich von Hohenzollern im Jahr 1415 von von Kaiser Sigismund Brandenburg und die Churwürde erhielt, fing es an, allgemein sich besser zu entwickeln. Erst Johann Cicero habe ein Wesentliches gethan durch die Stiftung der Universität zu Frankfurt an der Oder (1506). Unter ihm entstanden auch Manufakturen, aber nicht sehr beträchtliche, indem es nur siebenhundert Tuchmacher in Brandenburg gegeben. Sein Nachfolger, Joachim Nestor, habe für die Wissenschaften ebenfalls viel gethan, allein der größte Theil des Volkes lag noch in tiefer Unwissenheit begraben. Unter seiner Regierung wurden Weinberge angelegt, der Ackerbau überhaupt fleißiger betrieben, und durch den steigenden Luxus die Betriebsamkeit der Fabriken vermehrt. „In allen Gebräuchen der damaligen Zeit — nemlich am Ende des sechzehnten und durch einige Decennien des siebenzehnten Jahrhunderts — war eine Mischung von Wildheit und Pracht zu bemerken. Diese Sonderbarkeit entstand daraus, daß jenes Jahrhundert aus der Barbarei heraus wollte, aber den rechten Weg, den es suchte, verfehlte. In seiner Rohheit verwechselt es Ceremonien mit Geschliffenheit, Prunk mit Würde, Ausschweifungen mit Vergnügen, Pedanterie mit Gelehrsamkeit, und grobe Plattheiten der Schalkenarren mit sinnreichen Einfällen witziger Köpfe." Der Luxus wird nun in seiner Ausschweifung, welche bis an orientalischen Schwulst gränzt, geschildert. — Joachim Friedrich stiftete zu Joachims-Thal eine Schule, die, später nach Berlin verlegt, vor allen andern blühte. So schien für Brandenburg, so wie für das ganze deutsche Vaterland durch Vermehrung der Universitäten ꝛc. eine glückliche Zeit der allmähligen stetigen Entwicklung eintreten zu wollen, als — der dreißig-

jährige Krieg begann, und mit seinem Gefolge von Unglück aller Art auch Brandenburg verwüstete. Aber dem Kurfürsten Friedrich Wilhelm gelang es durch Klugheit und Standhaftigkeit, die Wunden wieder zu heilen. Auch der Handel war gestört worden und das Salz, das man ehemals aus Holland erhalten hatte, wurde jetzt mit mehr Betriebsamkeit in Halle bereitet. Die in dem halb entvölkerten Kurfürstenthum sich ansiedelnden Kolonisten waren meist Holländer, die nun Handel und Gewerbe wieder in Aufschwung brachten. Auch mehre jüdische Familien durften sich ansiedeln, und waren ebenfalls dem Handel förderlich. „Späterhin ereignete sich eine günstige Begebenheit, welche die Plane des großen Kurfürsten sehr beförderte. Ludwig XIV. widerrief im Jahre 1685 das Edikt von Nantes, und nun verließen wenigstens 400,000 Franzosen ihr Vaterland. Die reichsten gingen nach England und Holland, die ärmeren, aber auch die betriebsamsten, etwa 20,000 an der Zahl, flüchteten sich nach Brandenburg, halfen unsere verlassenen Städte wieder bevölkern, und gaben uns alle die Manufakturen, die uns noch fehlten *).“ Nun stellt Friedrich den früheren Stand der Manufakturen und den der jetzt neu entstandenen einander gegenüber. „Auch auf dem platten Lande ließen sich Franzosen nieder, pflanzten daselbst Tabak, und bauten in sandigen Gegenden, welche durch ihre Bemühungen vortreffliche Küchengärten wurden, das schönste Obst und die besten Hülsenfrüchte. Der große Kurfürst wies einer so nützlichen Kolonie, um sie zu ermuntern, eine jährliche Summe von 40,000 Thalern an, deren sie noch jetzt genießt.“

Die Einrichtung der Posten und die Accise, statt der frühern willkührlichen Abgaben, wurden nun eingeführt, und durch die neuen Ankömmlinge die Sitten einigermaßen verändert. Unter der Regierung Friedrichs I. empfand man die Früchte des durch die Manufakturen ꝛc. gehobenen Wohlstandes. Luxus und Ueppigkeit zeigte sich am Hofe. Neue Bauten wurden aufgeführt. „Die schönen Künste, diese Töchter des Ueberflusses, fingen an zu blühen, und es ward eine Akademie für sie gestiftet.“ Sophie Charlotte, die Ge-

*) Vielleicht waren zu einer gewissen Zeit gerade die Abkömmlinge dieser Franzosen ꝛc. die eifrigsten sogenannten Deutschthümler! Vielleicht sind noch Manche jetzt die beredtsten Gegner derjenigen, welche behaupten, eingewanderte Fremde (wie z. B. die Juden, welche in Preußen zum Theile gerade mit jenen Franzosen aufgenommen wurden) könnten sich germanisiren und Deutschlands wahre Bürger werden!

mahlin Friedrichs I., und durch dieselbe Leibnitz, stiftete 1700 die Akademie der Wissenschaften. Leibnitz, der, wenn ich mich so ausdrükken darf, mehr als Eine Seele hatte, war wohl würdig, den Vorsitz in einer Akademie zu haben, die er im Nothfall ganz allein hätte vorstellen können." Doch fanden sich viele Gelehrte und darunter Namen von Ruf. Die so bekannte Zeit der Gallomanie trat damals ein.

Unter der Regierung Friedrich Wilhelms I. gewann Alles eine veränderte Gestalt. „Die ganze Regierungsform war militärisch. Die Armee ward verstärkt, und in der ersten Hitze machte man beim Anwerben einige Handwerker zu Soldaten. Darüber geriethen die anderen in Schrecken, und entflohen zum Theil. Dieser unvermuthete Vorfall führte unsern Manufakturen aufs Neue beträchtlichen Schaden zu." Man suchte diesem Unfalle schleunigst zu steuern; die Ausfuhr der Wolle wurde streng verboten, und dadurch, daß die Armee jährlich neu gekleidet wurde, wurden auch die Tuchfabriken mit gehoben. Alle Handwerker, die für das Kriegswesen arbeiteten, fanden reichlichen Unterhalt. Neuen Einwanderern wurden Freiheiten und Belohnungen zugesichert. Aber Wissenschaft und Kunst wurden von trotzigem Waffengeräusch einerseits, und von kriechendem Pietismus andererseits ganz darniedergedrückt. „Unser Handel existirte damals noch nicht, und die Regierung erstickte ihn in der Geburt, da sie Grundsätze befolgte, die seinen Fortschritten geradezu entgegenstanden. Man muß also nicht den Schluß machen, es fehle der Nation an Handelsgeist. Die Venetianer und Genueser bemächtigten sich des Handels zuerst; durch die Entdeckung des Compasses kam er zu den Portugiesen und Spaniern; und dann breitete er sich in England und Holland aus. Die Franzosen führten ihn zuletzt ein, gewannen aber das durch Schnelligkeit wieder, was sie aus Unkunde vernachlässigt hatten. Die Danziger, die Hamburger, die Lübecker, die Dänen und die Schweden bereichern sich täglich durch die Seefahrt; warum sollten die Preußen es nicht ebenfalls thun können? Alle Menschen werden Adler, wenn man ihnen Wege zum Glücke eröffnet. Nur muß das Beispiel sie beleben, Nacheiferung sie anspornen, und die Regierung sie aufmuntern. Die Franzosen waren saumselig; wir sind es ebenfalls, vielleicht aber weil unsere Stunde noch nicht gekommen ist. — Man dachte damals weniger darauf, den Handel zu erweitern, als die unnützen Ausgaben einzuschränken." — (Die Bilanz habe unter der Re-

gierung Friedrich Wilhelms I. 1,200,000 Thaler verloren, sagt Friedrich in der „Geschichte meiner Zeit," welche letztere Angabe aber höchst wahrscheinlich unrichtig ist.)

Nun macht Friedrich noch eine kleine Episode über Staatsverwaltung im Allgemeinen, und will wahrscheinlich dadurch auf sein Verhältniß zu den früheren Staatsverwaltungen hinweisen, vielleicht wohl erkennend, daß in Manchem seine Verfahrungsweise nur der Durchgangspunkt zu einer andern, vielleicht besseren sey. „Alle Staaten — fährt er fort — haben einen gewissen Kreislauf von Ereignissen zu durchlaufen, ehe sie bis zu ihrer höchsten Vollkommenheit gelangen. Die Monarchien sind mit langsameren Schritten zu dieser Stufe gekommen, als die Republiken, und haben sich auch weniger darauf behauptet. — Wenn man mit Wahrheit sagen kann, daß eine gut verwaltete monarchische Regierungsform die vollkommenste ist; so haben doch, nicht minder gewiß, die Republiken den Zweck ihrer Stiftung am schnellsten erfüllt, und sich am besten erhalten, weil gute Könige sterben, weise Gesetze aber unsterblich sind." Dieß wird nun an den alten Republiken nachgewiesen. „In Königreichen — heißt es dann weiter — beruht die Regierung nur auf dem Despotismus des Souverains; die Gesetze, das Militär, der Handel, die Industrie und alle andere Theile der Staatsverwaltung sind der Willkühr eines einzigen Menschen unterworfen; und dieser hat Nachfolger, die einander nie gleichen. Daher kömmt es denn gewöhnlich, daß unter einem neuen Thronfolger der Staat nach ganz andern Grundsätzen regiert wird; und gerade das ist der monarchischen Regierungsform nachtheilig. In dem Endzwecke, den Republiken sich vorsetzen, und in den Mitteln, die sie anwenden, ihn zu erreichen, herrscht Einheit, und daher verfehlen sie ihn fast nie. In Monarchien aber folgt ein träger Fürst einem ehrsüchtigen, diesem wieder ein Frömmling, diesem ein kriegerischer, diesem ein gelehrter, diesem ein anderer, der sich der Wollust hingibt. Indeß nun der bewegbare Schauplatz des Glückes unaufhörlich neue Scenen darstellt, wird der Geist der Nation durch die mannigfaltigen Gegenstände zerstreut, und kömmt nicht auf einen festen Punkt. In Monarchien müssen alle die Institute, welche dem Wechsel der Jahrhunderte trotzen sollen, so tiefe Wurzeln haben, daß man sie nicht ausreißen kann, ohne zugleich den tiefsten Grund des Thrones zu erschüttern ꝛc. ꝛc."

Durch diese, in Etwas zu sehr abschweifende, Abhandlung zeigt Friedrich im Allgemeinen, wie seine innere Regierungsweise mit der seiner Vorfahren zusammenhänge. Denn eines Theils im Einklange, andern Theils im Widerspruche war dieselbe namentlich in Beziehung auf Erwerbsquellen. Hervorstechender und deutlicher als in Brandenburg hatte sich in Frankreich und England der Nutzen oder Schaden einer befolgten Staatshaushaltungsweise gezeigt. Durch Colbert's Sperrsystem war Frankreichs, durch die Prohibitivgesetze der Königinn Elisabeth war der Gewerbsfleiß, und durch Cromwells Navigationsakte die Seeherrschaft Großbritanniens begründet worden. Auch Friedrich wollte seinem Staate durch solche Maßregeln, mit denen schon sein Vorgänger, aber nur einseitig, begonnen hatte, neu vermehrte Kräfte zuwenden, und es gab nun keine Friedenszeit mehr, während welcher nicht Mauthkriege aller Art geführt worden wären. Friedrich betrachtete es als das höchste Uebel, an dem ein Staat leiden könne, wenn das baare Geld in das Ausland komme. Er konnte diesem nicht, wie sein Vater, dadurch steuern, daß er den Luxus ꝛc. verbot, damit die inländischen Manufakturen den Bedürfnissen genügen könnten. Das Widersinnige solcher Maßregeln sah er wohl ein; er suchte im Gegentheile den Anforderungen des unabweisbaren Luxus durch den stärkeren Betrieb der inländischen Fabriken zu entsprechen. Schon im Antimacchiavell bekannte sich Friedrich als Anhänger des Merkantilsystems. „Was die Manufakturen jeder Art betrifft, heißt es dort, so gewähren diese einem Staate vielleicht den größten Nutzen und Vortheil; denn nur durch sie befriedigt man die Bedürfnisse und den Luxus der Einwohner; ja selbst die Nachbarn werden durch sie gezwungen, unseren Fleiße einen Tribut zu entrichten. Sie bewirken auf der einen Seite, daß das Geld nicht aus dem Lande geht; und auf der andern Seite bringen sie Geld in das Land.“ Alle Mittel wurden aufgeboten, um alle Bedürfnisse möglichst in den Gränzen des eigenen Gebietes zu befriedigen. Natürlich aber erfolgte durch solche Begünstigung und Bevorrechtung der Gewerbetreibenden ein fühlbarer Nachtheil der Ackerbauenden sowohl, als der Verbrauchenden, indem jene in der Ausfuhr roher Stoffe, diese in der Wahl des Marktes beschränkt waren. Die alten Monopole wurden beibehalten und durch viele neue vermehrt. Naturgemäßer und der Denkungsart eines Friedrichs würdiger wäre es gewesen, Handel und Gewerbe durch Entfesselung aller beengenden Bande zu befreien, einem Jeden die freie Entwickelung und den freien Gebrauch seiner Kräfte zu über-

lassen, und ihm nur Mittel und Wege zu eröffnen, daß diese Entwicklung statt finden könne. Möglich, daß dadurch mancher Einzelne weniger Vortheile gezogen hätte, möglich, daß durch solchen freien Gebrauch der Kräfte die Staatseinkünfte sich auf einige Zeit vermindert hätten; aber gewiß wäre nach einem kurzen Zeitraume selbstständiger Thätigkeit der Wohlstand der Gesammtheit in ungewöhnlichem Grade gewachsen. Friedrich aber war nicht gewohnt, lange der Früchte seiner Aussaat zu harren; er wollte Blüthe und Frucht zugleich haben, und erhielt eine Treibhauspflanze, der man es wohl ansah, daß sie nicht in Gottes freier Natur sich entwickelt habe. Man kann wohl sagen, daß es, hier und in vielen andern Beziehungen, in Friedrichs Zeit gelegen, so zu verfahren; aber das ist ja Sache des größeren Geistes, die Fehler und Mängel seiner Zeit zu durchdringen und zu vernichten. — Friedrich glaubte, in den Angelegenheiten seiner Unterthanen, auch in reinen Privatsachen, wie sein Vorgänger sorgen zu müssen und zu müssen, und die Mündigkeit des Volkes und jedes Einzelnen konnte ihm nie zum wahren Bewußtseyn kommen. Immer fand ein Eingreifen, Einschieben und Nachrücken von Oben statt. Einwirkungen, welche mehr störend als förderlich seyn konnten. — Friedrich freilich glaubte wohl für die Beengung und Beschränkung des Kaufes und Verkaufes in dem stets gefüllten Schatze einen mächtigen Lobredner zu finden, und mochte daher dieselbe für seine, in der That gutgemeinten Absichten am zweckdienlichsten erachten.

Wie sehr Friedrich in's Einzelne des Merkantilwesens einging, zeigt ein Schreiben, das er schon den 15. Sept. 1742 an den Etatsminister von Marschall erlassen: „Mein lieber ꝛc. Da ich bei meiner Durchreise zu Magdeburg vernommen, wie sich der Debit der wollenen Fabriken, insonderheit deren Strümpfe, welche die dortigen Fabrikanten sonsten nach Leipzig verkaufen, sehr verringert hat: so stellet ihr veranstalten, daß durch das fünfte Departement des Generaldirektorii, die Ursachen dieses Verfalls gründlich untersuchet, und wie solchem auf eine gute und solide Art abzuhelfen, besorget werde. Ich bin nicht zufrieden, daß das fünfte Departement des Generaldirectorii nicht auf dergleichen Sachen, wozu es doch eigentlich bestellet worden, mehrere Attention hat; hege aber das gnädige Vertrauen zu Euch, Ihr werdet solches zu redressiren wissen, nachdem die nunmehro geordneten Umstände erfordern, auf das Wohlseyn derer Unterthanen, wie auch deren Nahrung und Gewerbe mehrere Sorgfalt zu haben, als bei den vorgewesenen Umständen hat

geschehen können." — Den 20. März 1748 erhielt dieses Departement in der neuen Dienstvorschrift des Generaldirektoriums den Auftrag, dafür zu sorgen: „1) die jetzigen Manufakturen im Lande zu verbessern, 2) die Manufakturen, so darin noch fehlen, einzuführen, und 3) so viele Fremde von allerhand Conditionen, Charakter und Gattung in das Land zu ziehen, als sich nur immer thun lassen will." — In Hinsicht der inländischen Manufakturen wollte es der König für eine Verbesserung halten, wenn Tücher und Zeuge von besserer Art gemacht und dabei wohlfeiler verkauft würden. In Hinsicht der fremden Manufakturen sollte man „vigiliren auf alle fremde Sachen, welche eingeführt werden; und zwar nicht blos auf die französische Gold- und Silberstoffe, seidene Zeuge, Kannevas, rohe Zitze, und Nesseltuch, sondern auch auf feine Papiere, Zucker rc.; ingleichen auf Nürnberger Puppenzeug, allerhand Schachteln, Handwerksgeräth, kurz auf Dinge, welche, so klein und gering sie an sich scheinen, in der Menge und jährlich ein großes importiren;" wobei man sich Mühe geben sollte, „Leute in das Land zu [illegible], welche dergleichen machen, und solche Leute, es sey in Berlin [illegible] oder in kleineren Städten, auch, wenn es die Umstände erfordern, sogar in Dörfern zu etabliren." „Was das dritte Hauptobjekt betrifft, — so lautet der fünfte Artikel der Instruktion — so muß Herr von Marschall nebst seinen Räthen davor sorgen, daß, wenn Rentiers oder reiche Leute in das Land ziehen wollen, ihnen Gelegenheit verschafft werde, ihre Kapitalien an sichern Oertern gegen 4 Procent jährlicher Interessen unterzubringen." „Leuten von Qualität — heißt es dann — wenn sie jährlich eine Revenue von 20,000 Thaler haben, wollen Seine Königliche Majestät, wenn sie sich im Lande etabliren, und darin ihre Einkünfte verzehren, gern mit annehmlichen Characteren an die Hand gehen, und ihnen überdem wohl eine Pension von tausend Thalern jährlich geben." Diesem Departement wurde zur Pflicht gemacht: „wegen aller vorstehender Sachen mit dem Generaldirektorium zu conferiren; auf den Fall aber, daß daraus kein gemeinsamer Beschluß hervorginge, mit Aufführung der Umstände zu berichten, und Seiner Königlichen Majestät Entscheidung zu gewärtigen."

Den 23. Jan. 1746 erging an den Etatsminister von Marschall folgende Kabinetsordre: „Mein lieber rc. Ich überschicke euch hiebei das eingekommene Memorial des angeblichen Negocianten aus Nimes, La-Croix. Ihr sollet nun denselben nebst seinem angezeigten Plan einiger einzurichtenden Fabriken, examiniren, um zu sehen, ob

seine Sache Grund habe, oder windig sey. Erstenfalls muß man den Mann encouragiren durch Versicherung, daß, wenn er versprochenermaßen aus Frankreich mit seiner Familie und Effekten zurückkommen und sich hier etabliren würde, seiner Fabrike alle mögliche Vortheile angedeihen, er auch mit einer Pension von 200 Rthlr. versehen werden soll. Woferne Ihr aber finden solltet, daß der Mann Wind zu verkaufen meinet; so müsset Ihr ihn nur platt abweisen." — An denselben den 7. Dec. 1742: „Mein lieber rc. Den in Eurer Vorstellung vom 5. dieses gethanen Vorschlag, daß künftighin die Tabakspfeifenerde, welche in meinen Landen gegraben wird, nicht mehr so schlechterdings den Ausländern überlassen, sondern vielmehr im Lande verarbeitet, und die daraus gemachten Pfeifen den Auswärtigen zugeführet werden sollen, finde ich sehr gut und billig, und überlasse ich Euch, die deshalb erforderliche Einrichtung zu machen, wobei Ihr jedoch die Precaution gebrauchen werdet, daß dieses so viel möglich sonder eclat geschehe, damit die Ausländer nicht dadurch gegen uns zur Jalousie gebracht werden, und etwa die zu verfertigenden Tabakspfeifen ganz verbieten, oder aber andere unserer Fabriken dagegen beschweren oder zurückhalten. — Ich kann hiebei nicht umhin, Euch in der Anlage schriftlich zu communiciren, was Mir Mein in Haag subsistirender Minister, der Graf v. Podewils, wegen gewisser Tabakspfeifenmacher, welche sich aus dem holländischen Distrikt Jergow in meinem Lande zu etabliren nicht abgeneigt sind, berichtet hat. Es ist dieses die Ursache gewesen, warum ich zeithero von Euch über dieses Sujet einige Nachrichten verlangt habe, und werdet Ihr selbst erachten, daß solches, sowohl zur Verarbeitung obermeldeter Tabakspfeifenerde ein Vieles beitrage, als eine neue profitable Fabrique zu Wege bringen, und Meinen Wunsch in mehrerer Peuplirung des Landes befördern würde, wenn diese Sache zu Stande gebracht, und man ermeldete Leute anhero ziehen könnte. Meine Intention ist demnach, daß Ihr sofort an gedachten Grafen v. Podewils schreiben, und mit ihm darüber correspondiren sollet, um alles dahin zu disponiren, damit die obermeldeten Tabakspfeifenmacher anhero gezogen werden. Wie aber nach erwähnten Grafen v. Podewils Anzeige es allerdings höchst nöthig ist, daß das Secret in dieser Sache vor der Hand bestens observiret werde, so bin ich persuadiret, daß Ihr Eure Mesures auch hierunter nehmen, und niemanden, als dem es zu wissen höchst nöthig ist, aus dieser Sache eröffnen werdet, bis die Umstände ein anderes erfordern; zu dem Ende Ihr auch dem Generaldirektorio

noch zur Zeit keine Eröffnung davon thun müsset, als bei welchem, wie ich es ungerne sage, die Verschwiegenheit in Sachen, so es doch erforderten, nicht in Acht genommen wird, wie Ihr denn auch zu evitiren habt, daß nicht etwa die hiesige holländische Gesandtschaft vor der Zeit etwas davon erfahre. Ich reposire Mich auf Eure Mir bekannte dexterité und bin ꝛc." — Den 22. Dec. 1751 an den Geh. Finanzrath Fäsch: „Nachdem ich bewegender Ursachen halber resolviret habe, daß bei der Seidenmanufaktur-Kasse allhier, diejenige Post von vierzehntausend Thaler, welche den hiesigen Kaufleuten Gerard und Michelet in dem Jahr 1748 aus gedachter Kasse, zufolge Meiner Ordre, vorschußweise und ohne Interessen gezahlt werden müssen, und worüber gedachte Kaufleute eine besondere Obligation unter dem Dato des 19. Febr. nunerwähnten 1748. Jahres, ausgestellet haben, gänzlich niedergeschlagen, und bei gedachter Manufaktur-Kassen-Rechnung abgeschrieben werden sollen; als habt Ihr das Nöthige desfalls zu verfügen, und gedachten Kaufleuten erwähnte Obligation in Originali wieder zurückgeben zu lassen." Den 16. März 1756 an die neumarkischen und magdeburgischen Kammerpräsidenten: „Da bisher der schlechte Debit der in der brandenburgischen Parchentfabrique gefertigten Parchente, wegen des Eigensinns und Widerwillens, so die mit dergleichen handelnde Kaufleute und Krämer auf eine unverantwortliche Weise gegen erwähnte Fabrique gefaßt haben, noch fernerhin continuiret, Ich aber dergleichen Eigensinn ermeldeter Kaufleute und Krämer zu übersehen gar nicht gemeinet bin; so befehle Ich Euch hierdurch, daß Ihr dortige mit dergleichen handelnde Kaufleute und Krämer vor Euch fordern, und ihnen sodann von Meinetwegen kurz und rotunde declariren sollet, daß Ich ihre Caprice darunter ganz müde wäre, mithin ganz kurz und klar von ihnen wissen wollte, ob sie künftig den Debit der zu Brandenburg fabricirten Parchente gehörig befördern und unterhalten, auch sich allen Intriguen und Nebenwegen darunter gänzlich enthalten, auch keine andere als brandenburgische Parchente verkaufen wollen? widrigenfalls Ich resolviren würde, nach dem Exempel wie in verschiedenen Sachen im Oestreichischen und andern Orten bereits geschehen, Selbst Magazine von Parchenten an dortigen Orten anlegen, und aus solchen für Meine Rechnung die Parchente verkaufen, gedachten Kaufleuten und Krämern aber den Handel und Verkauf aller Parchente gänzlich nehmen und verbieten wollte. Im Uebrigen befehle Ich Euch hierdurch nebst der Kam-

mer nochmalen, auf die Einbringung aller fremden und ausländischen Parchente in dasiger Provinz zur einländischen Consumtion auf das schärfeste und rigourösete zu invigiliren, auch selbst dahin zu sehen, daß dortige Kaufleute und Krämer keine andere als einländische Parchente führen und debitiren, im Uebrigen aber zugleich den Debit der brandenburgischen Parchentfabrique auf keine unbefugte Art behindert, noch solchem etwas in den Weg geleget werden müsse."

Neben der Erhaltung und Vermehrung der baaren Münze im Lande war Friedrichs Augenmerk auf die ungewöhnliche Vermehrung der Landeseinwohner durch Einwanderungen von Kolonisten gerichtet. Friedrich datirt, wie wir oben gesehen, die beginnende Blüthe Brandenburgs von der Einwanderung der Franzosen an. Dieses Beispiel seines Urgroßvaters mochte ihn daher zu ähnlichen Versuchen ermuntern, und kein Mißlingen konnte ihn von dieser Verfahrungsweise abschrecken. Aber es war ein großer Unterschied zwischen den Einwanderern unter der Regierung des großen Kurfürsten und denen unter der Regierung Friedrichs. Jene hatten aus den edelsten Beweggründen, um das Allerheiligste ihres Glaubens und Gewissens zu wahren, Habe und Gut zurückgelassen, irdischer Güter nicht achtend, wo es die heiligsten himmlischen galt. Gehört nun zwar nur das reine unverdorbene Gefühl seiner Menschenwürde dazu, solches zu unternehmen, so ist dieses doch immer der Ausfluß einer ungeschwächten sittlichen Kraft. Glücklich also das Land, das solche Bürger in seinen Schoß aufzunehmen bereit ist. Man gebe ihnen nur Freiheit; Künste und Geschicklichkeiten, ihre Kräfte überhaupt anzuwenden und zu gebrauchen, und Wohlstand aller Art werden solcher freien Thätigkeit entsprießen. Liebe und Anhänglichkeit an das neugewonnene Vaterland wird ihre Kraft verdoppeln, denn all ihr Thun ist mit der Weihe eines hehren Gedankens geheiligt. — Ganz anders verhielt es sich mit den jetzigen Einwanderern; schnöder Eigennutz war meist das einzige Band, das sie zu dem neuen Vaterlande hinzog und mit demselben verknüpfte; und der Gewinn des Landes wird nicht hoch anzuschlagen seyn, welches Menschen aufnimmt, die blos des Eigennutzes halber ihr Vaterland mit seinen tausend heiligen Erinnerungen verlassen. Die Mühseligkeiten und Uebel, die auch in dem neuen Vaterlande nie ausbleiben, werden bald die Thatkraft der neuen Bürger erschlaffen, und nur selten werden sie ihre Erwartungen befriedigt finden. So verhielt es sich nun auch mit den jetzigen Einwanderern. Die Meisten (denn es gab auch Viele, die zunächst der freien Religionsübung halber einwanderten) fanden ihre zu sanguinisch

hochgeschraubten Erwartungen nicht erfüllt *), erfüllten also auch die Erwartungen, welche man von ihnen gehegt, selten vollkommen; und man hat mit Recht die Bemerkung gemacht, daß Friedrichs Sorgfalt weit reicheren Lohn geerntet hätte, wenn er dieselbe verwahrlosten einzelnen Personen oder ganzen Korporationen des Inlandes zugewendet hätte. Wie sehr Friedrich die Erwerbung und Erhaltung dieser neuen Unterthanen am Herzen gelegen habe, davon zeugt seine oft bis ins Einzelnste gehende Fürsorge für dieselben. Das oben angeführte Beispiel der böhmischen Gemeinde mag dieß hinlänglich beurkunden, und dieß um so mehr, da es dort Kirchenangelegenheiten betrifft, mit denen Friedrich sich sonst nicht so gerne, ins Einzelne gehend, beschäftigte. Die neuen Einwanderer wurden je nach ihren Fähigkeiten entweder zu Fabriken oder zum Landbau ermuntert und hilfreich unterstützt. — So hatte der König schon 1743 aus den thüringischen Fabrikstädten die beiden ersten Messerschmiede in sein Land berufen, ihnen Geld und Unterhalt zur Betreibung ihres Handwerkes gegeben und Neustadt-Eberswalde zu ihrem Wohnorte angewiesen. Im Jahre 1750 waren bereits so viele Handwerker dieser Art eingewandert, daß, dem angenommenen Systeme nach, alle Einfuhr solcher Arbeiten verboten werden konnte.

Eine Sammetfabrik war angelegt worden. — Eine Zuckerraffinerie wurde 1749 angelegt; und als diese von dem Unternehmer 1751 erweitert und durch andere vermehrt wurde, erhielt derselbe ein Privilegium zunächst für die Kur- und Neumark, so daß die Einfuhr jedes auswärts gesottenen Zuckers mit einer Steuer von zwölf Prozenten belegt wurde. — Es würde uns zu weit führen, alle die Fürsorge, welche Friedrich für die Aufnahme von neuen Fabriken durch Einheimische und Einwanderer an den Tag legte, genauer zu beschreiben, und es bedurfte in der That der bewundernswerthen, rastlosen Thätigkeit Friedrichs in der Ausführung einmal ergriffener Vorsätze, um alle die ins Einzelne gehenden Vorschläge, Verbesserungen ꝛc. zu leiten und fortzuführen. Auch andere Mittel, und das nicht immer die löblichsten, wurden ergriffen, um das Geld im Staate zu erhalten und fremdes zu gewinnen. So war 1740 die

*) Man hat in der That so Einfältige unter ihnen gefunden, welche sich erkundigten, wo denn die Leute seyen, die das ihnen geschenkte Land für sie bearbeiten würden, da es ihnen nicht einfiel, daß dieses von ihnen selbst geschehen müsse, indem sie im Ernste zur Vermehrung der Bevölkerung berufen zu seyn glaubten.

in Brandenburg neue Erscheinung einer Lotterie vom Staate anerkannt worden, die, wie die Handelssperre mit ihren Verlockungen zur Schmuggelei, nicht wohlthätig auf die Moralität des Volkes wirken konnte. — Auch war in demselben Jahre verordnet worden, „daß die Landeskinder in keine Wege weder im geistlichen noch im weltlichen Stande sollten Beförderung zu gewarten haben, woferne sie nicht ihre Studia auf einer königlichen Universität in Dero Landen wenigstens zwei Jahr lang trieben und sich habil machten.“ Den 19. Juni 1751 wurde dieses Gebot dahin verschärft, „daß die Landeskinder hinführo blos auf einheimischen Universitäten, Gymnasiis und Schulen studiren, und solches bei suchender Beförderung bescheinigen: wann sie aber ausländische Academien auch nur ein Vierteljahr besuchen, von allen Civil- und geistlichen Bedienungen, auch Regimentsquartiermeister- und Auditeursstellen auf Zeit Lebens ausgeschlossen seyn, und überdem gegen die Adligen nach Anleitung des Edikts vom 16. Januar 1748, mit Confiscation ihres Vermögens verfahren werden solle.“ Des angegebenen Grundes wegen scheint auch 1743 und 1744 verboten worden zu seyn, ohne ausdrückliche Erlaubniß in das Ausland zu reisen, was besonders die reichen Leute, namentlich aber die vom Adel betraf, welche also auf keinen Fall in fremde Dienste treten durften. — Solche und ähnliche Maßregeln, die aus dem einmal angenommenen Systeme des Isolirens floßen, und für die man auch einen Grund in den damaligen politischen Conjuncturen und in der unnatürlichen Anspannung der Staatskräfte Preußens suchen kann, mußten oft sehr beengend auf diejenigen, welche sie trafen, einwirken, und wenn man auch zugeben muß, daß der Zweck des Staates das Wohl der Gesammtheit ist und bleiben muß, so steht doch dieses Wohl der Gesammtheit wieder in der engsten Verbindung mit dem des Einzelnen, da es ja am Ende wiederum nur darauf hinausläuft, dem Einzelnen in der Gesammtheit Schutz und Vervollkommnung zu gewähren.

War es nun so Friedrichs eifrigstes Streben, die Kräfte des Staates durch Beförderung des Gewerbefleißes und auf jede andere Weise zu erhalten und zu vermehren, so durfte keineswegs das, was die eigentliche Quelle derselben ist, die möglichst vollkommene Benützung der Kräfte des Bodens, vernachlässigt werden, und auch auf diese war Friedrichs unausgesetzte Aufmerksamkeit gerichtet. — Alles was zur Erweiterung und Vervollkommnung des Landbaues, im weitesten Sinne des Worts, gereichen konnte, beförderte er mit unermüdlichem Eifer. Ein in diesem Fache sehr kompetenter Rich-

ter urtheilt von ihm: „Er hatte überhaupt sehr vielen Sinn für die Landwirthschaft, er fühlte ihre Mängel, die er sehr ernstlich nach richtigen, wenn gleich nicht völlig klaren Ideen zu verbessern suchte. Aber seine Ideen und Plane wurden von denen, die sie ausführen sollten, oft mißverstanden, manche davon aus Unwissenheit für unausführbar gehalten und deshalb nur als Launen des großen Monarchen betrachtet, über deren Ausführung man sich wohl gar erlaubte, ihm ein Blendwerk vorzumachen. Daher das Fehlschlagen vieler Plane und der geringe Erfolg, den Friedrich zuweilen von dem sah, was unter seinen Augen geschehen war; daher, daß er in der letzten Zeit die Hoffnung zu einer blühenden Landkultur aufzugeben schien und eine Vorliebe für das Manufakturwesen bekam, und solches nun sogar auf Kosten des Landbaues begünstigte. Seine frühere Tendenz war dieses nicht." — Schon den 14. Sept. 1740 wurde sämmtlichen Kammern das Anpflanzen der Obstbäume empfohlen, und dieß durch wiederholte neue Verordnungen fast jährlich aufs Neue eingeschärft. Nach einer Verordnung vom Jahre 1743 mußten Städte und Dörfer für jedes Schock Obstbäume, Weiden, Linden u. s. w., welches sie, nach dem Ermessen der Land- und Steuer-Räthe, hätten mehr als geschehen anpflanzen können, zwölf Groschen Strafe erlegen. Den 28. Febr. 1758 wurde befohlen, daß die Landstraßen mit Bäumen bepflanzt werden müssen. Eine Kabinetsordre vom Jahr 1743 an die Pommer'sche Kammer ermahnt dieselbe: „Weil es in Pommern an zureichenden Hopfengärten fehlet, und daher viel Geld für Hopfen aus dem Lande gehet; so sollen überall in Pommern, wo es angehet, Hopfengärten angeleget und solche mit Fleiße kultiviret werden." — Im Jahre 1748 schenkte Friedrich den Weinbauern in Potsdam mehrere tausend Stück seltener Reben aus seinen eigenen Weinbergen. — Im Jahre 1755 und 1756 wurde allen Beamten der Anbau des Waids angelegentlich empfohlen, denselben eine Zeichnung und eine ausführliche Instruktion zugesendet, „wie der Bau und die Bereitung des Waids zu traktiren sey." — In demselben Jahre wurde denselben befohlen: „Die Einwohner der Städte, selbst und durch die Magistrate, zum Anbau des Kümmels, Anis, Krapps, Safrans, Castors, Wau's ꝛc. zu animiren." Im Jahre 1746, mehr aber noch in den Jahren 1756 und 1757, wurde durch ein Umlaufsschreiben an alle Beamte der Anbau der Kartoffeln, als einer sehr nützlichen Frucht, empfohlen, die wirkliche allgemeine Verbreitung derselben, die oft zwangsweise erwirkt werden mußte, fällt jedoch in die spä-

tere Zeit. — Friedrich ist auch unter allen deutschen Regenten der erste, der die Idee faßte, die inländische Schafzucht durch die Einführung fremder edlerer Rayen zu verbessern. Schon 1748 ließ er zu diesem Zwecke eine Parthie spanischer Böcke kommen, und wiederholte dieses in der Folge noch oft. Wenn gleich durch Fehler der Aufsicht die erzielte Veredlung der Schafzucht damals mißlang, so hatte doch Friedrich eine derartige Veredlung der Viehzucht in Deutschland angeregt, und er selbst behielt dieselbe stets im Auge. — Jede verdienstliche Bemühung im landwirthschaftlichen Fache, die der König erfuhr, wurde von ihm durch Belohnungen ausgezeichnet. Bei Vorschlägen zu Meliorationen machte er hier, wie beim Fabrikwesen, zur Bedingung, daß die Ausführbarkeit praktisch bewährt sey, und er wußte den gründlichen Beobachter von dem leichtfertigen Projektemacher meistens sehr gut zu unterscheiden. Friedrich, der Neuerungen in keiner Weise abgeneigt war, hörte bei einem wirklich nützlich scheinenden Vorschlage nie auf die Einwürfe derer, die nichts als das Herkommen und den bisherigen Gebrauch gegen nützliche Verbesserungen aufzubringen wußten; er folgte, ohne sich irre machen zu lassen, jenen Vorschlägen, und manches Gute und Zeitgemäße wurde hierdurch bewerkstelligt. Doch hörte er bald auf, Kosten anzuwenden, wenn sich zum guten Erfolge nicht baldige und gegründete Hoffnung zeigte. — Man sollte wohl glauben, daß bei solchen Bestrebungen die Lage des Landmannes, der noch meist unter dem Feudaljoche des Mittelalters schmachtete, hätte vorerst wesentlich geändert und verbessert werden müssen; dem war aber nicht also *). Gegen besondere und auffallende Bedrückungen jeder Art schützte der König die Bauern fortwährend, indem er glaubte, „daß die höheren Stände ihr Ansehen und ihre Kenntnisse oft benützten, um den Bauer in seinen Rechten zu beeinträchtigen, und ihm neue Lasten aufzubürden, wogegen dann bei den Gerichten und Obrigkeiten nicht immer Hilfe gefunden würde, weil diese entweder selbst zu der höheren Klasse gehörten, oder doch mit derselben in weit engerer Verbindung als mit dem Bauer stünden.“ — So heißt es in einem Kabinetsrescripte vom 15. Juli 1749 an die kurmärkische

*) Ein neuerer Biograph Friedrichs setzt auseinander, „wie der König die einzelnen Stände seiner Unterthanen so recht eigentlich auseinander gehalten, für jeden Einzelnen unermüdlich gesorgt, aber aus der von der Natur ihm angewiesenen Sphäre ungern herausgelassen ꝛc.“ Doch sey Friedrich mit dem Spitznamen des Bauernkönigs bezeichnet worden.

Kammer: „Da verschiedene Beamte die Bauern mit Stockschlägen übel traktiret haben, S. K. M. aber dergleichen Tyrannei gegen Dero Unterthanen durchaus nicht gestatten wollen; so wollen Höchstdieselben, daß, wenn forthin Einem bewiesen werden kann, daß er einen Bauer mit dem Stocke geschlagen habe, Ersterer sodann deshalb alsofort und ohne einige Gnade auf 6 Jahre zur Festung gebracht werden soll, wenn auch schon dergleichen Beamter der beste Bezahler wäre und seine Pacht sogar pränumeritte.“ Auch wollte Friedrich, daß der Landmann bei seinem Eigenthume und bei den Rechten, die er von Alters her besaß, geschützt werde. So soll nach der königlichen Konstitution vom 17. Juli 1749 in Schlesien und Glatz so wenig den adlichen Dominien erlaubt seyn, Bauergüter oder dazu gehörende Pertinenzien an sich zu ziehen, als es den Bauerngemeinden gestattet seyn soll, adelige Güter, Dörfer oder Herrschaften an sich zu bringen. — Ebenso heißt es in der Verordnung vom 12. August 1749: „daß, wenn auch hinlängliche Gründe zur Abmeierung eines Bauern oder Kossäthen vorhanden seyen, der Gutsherr dennoch das Gut niemals sich zueignen, sondern immer wieder einen neuen Bauer oder Kossäthen darauf setzen müsse.“ — So sorgte Friedrich zwar im Einzelnen für die Gerechtsame des Bauernstandes, aber im Wesentlichen blieb seine Lage die ehemalige und Bedrückungen und Beschränkungen aller Art lasteten auf demselben: Hörigkeit, Hofdienste, der Vorspann, die Magazinlieferungen zu bestimmten Preisen, die viermonatliche Grasung der Reiterpferde hemmten eine freiere Entwicklung und Erhebung wahrer Cultur. Beim Regierungsantritte Friedrichs war die Lage der Bauern in den verschiedenen Provinzen verschieden gewesen, und sie blieb dieselbe bis an das Ende derselben. In keiner dieser Provinzen war zwar der Bauer für seine Person leibeigen; er gehörte auch da, wo seine Lage die härteste war, zum Gute, und konnte nur mit diesem an einen andern Besitzer übertragen werden. Schon Friedrich Wilhelm I. hatte im Jahre 1717 in dem Herzogthume Preußen an die Stelle der eigentlichen Leibeigenschaft eine sogenannte Erbunterthänigkeit eingeführt, welche noch immer ein sehr drückendes Verhältniß blieb *). Aber in der Mark Brandenburg, in Pommern, preußisch Schlesien und den meisten westphälischen Provinzen war die persönliche Freiheit des Bauern, seine Fähigkeit,

*) Aus diesem Verhältnisse läßt sich so manche Verordnung Friedrichs wie das oben angeführte Verbot der Reisen ꝛc. erklären.

ein Eigenthum zu besitzen und dasselbe auf Andere überzutragen, mannichfach beschränkt. Er war zu Dienstbarkeiten aller Art, oft harten und ungemessenen, nach willkürlicher Bestimmung des Gutsherrn verpflichtet, der Ertrag seiner Arbeit wurde durch vielfältige Abgaben, die er bald in Produkten, bald in dem Geldwerthe entrichten mußte, vielfach geschmälert, und jede, ihn und die Seinigen betreffende, Veränderung war mit Abgaben belastet. Dabei war er in Rechtsstreitigkeiten, selbst über seine Verbindlichkeiten gegen den Gutsherrn, dem Ausspruche der von diesem ernannten und von ihm ganz abhängigen Richter unterworfen. Ganz anders war in jeder Hinsicht der Zustand des Landmannes in einigen andern Provinzen, in dem Magdeburgischen, in dem Halberstadt-Hohnsteinischen, in Ostfriesland *) und in den an den Rhein gränzenden Län-

*) Schon den 25. Mai 1744 war das Fürstenthum Ostfriesland, durch Absterben der dortigen Fürstenlinie, vermöge eines Erbvertrages vom Jahre 1691, der preußischen Monarchie hinzugefügt worden. Für den Handel war dieses Acquisit überaus günstig, und mit einem Flächenraum von 51 Quadratmeilen hatte man 97,200 Einwohner gewonnen. Solches mochte auch dazu dienen, das preußische Gebiet immer mehr und mehr nach Außen abzurunden. Zwar blieb diese Erwerbung nicht unangefochten; Sachsen, Hannover und der Graf Kaunitz glaubten ein Näherrecht an das erledigte Fürstenthum zu haben. Aber Friedrich hatte sogleich aus der Besatzung der Festung Wesel 100 Mann zur Besitznahme dahin abgeschickt und hatte durch Cocceji die Huldigung einnehmen, und neue Einrichtungen in dem Fürstenthume treffen lassen. Als Friedrich hierauf bei dem Kaiser um die Belehnung und Uebertragung der reichsfürstlichen Stimme von Ostfriesland nachsuchte, hatten die andern, auf dieses Land Anspruch machenden, Häuser durch eingereichte Schriften der Besitznahme durch Friedrich widersprochen, und ihre Ansprüche durch anderweitige Erbverträge zu begründen gesucht. Man widersprach von preußischer Seite denselben, da sie, als ohne Einwilligung des Kaisers geschlossen, nichtig seyen. Der Federkrieg dauerte nun durch gegenseitigen Schriftenwechsel fort bis zum Jahre 1755, in welchem Jahre Friedrich die völlige Appellations-Freiheit für das Fürstenthum Ostfriesland vom Reichstage endlich erlangte. — Die Verfassung dieses Landes war auf Landesaccorde gegründet, und die Regierung war zwischen dem Fürsten und den Landständen getheilt, die gegenseitig eifersüchtig ihre Vorrechte wahrten. Noch im Jahre 1718 hielt Emden seinen Fürsten, wegen verletzter Freiheiten, gefangen, bis er die zugefügte Ungebühr einstellte. Preußen ließ dem Lande seine Verfassung, doch übertrugen die Stände dem Könige im Jahre 1749 die Oberdirektion über das landschaftliche Administrationskollegium und über die Landeskasse.

dern. Hier war der Bauer freier Besitzer seines Eigenthums, und hatte bei seinen Verfügungen über dasselbe nicht fremde Einrede zu fürchten. Wenn er einige Natural- und Geld-Abgaben entrichten mußte, so waren diese mäßig und bestimmt, auch Frohndienste, wo diese noch waren, waren gemessen, und durften nicht über ihre gesetzlichen Schranken ausgedehnt werden. In diesen Provinzen genoß der Bauer die Früchte seines Fleißes, und man fand bei ihm wirklich Wohlhabenheit und auch verhältnißmäßige geistige Bildung. Dieser erfreuliche Zustand war eben so wenig ein Verdienst Friedrichs, als der härtere Zustand, worin sich der Bauer in andern Provinzen befand, im eigentlichen Sinne des Wortes seine Schuld genannt werden kann; beides wurde von ihm vorgefunden, und er hat nichts Erhebliches gethan, weder das Gute zu verschlimmern, noch das Böse zu verbessern, welches Letztere ihm doch wohl mit Recht zur Last gelegt werden muß. Es kann dieses aber auch zum Belege dafür dienen, daß in dieser Art von Regierungsgeschäften weder die hinlängliche Kenntniß noch das nöthige Interesse bei Friedrich gefunden wird, und dieß kann gewiß als eines der bedeutendsten Gebrechen in Friedrichs Staatsregierung angesehen werden. Friedrich hätte mit dem guten Beispiel vorangehen und die Domainenbauern, welche doch einen großen Theil aller Bauern ausmachten, und deren Verbesserung doch allein von ihm abhing, aus ihrer drückenden, naturwidrigen Stellung befreien können, und gewiß hätte das Beispiel des Regenten, als Gutsherren, manche würdige Nachahmung gefunden. Daß Friedrich dieses unterließ, kann wohl schwerlich entschuldigt und mit seiner anderweitigen Denkweise in Einklang gebracht werden. Dieses namentlich — nächst den oben angeführten hemmenden Bedrückungen — ist die Ursache, aus welcher der Bauernstand unter Friedrichs Regierung, trotz aller einzelnen Fürsorge dieses Königs, in allen Provinzen nie einen besonderen Wohlstand erreicht hat, und daß der Ackerbau nicht zu derjenigen Vollkommenheit gelangt ist, deren er fähig gewesen wäre, wenn er von weniger gedrückten Menschen wäre betrieben worden.

Als eine Lieblingsneigung Friedrichs mag noch erwähnt werden sein Bestreben, wüste, unbebaute Plätze urbar zu machen und durch Dämme neue Plätze zu gewinnen. Von 1746—56 wurden die Oderbrüche bei Stettin, Gartz, Damm, Gollnow und Greifenhagen, zur Anlage vieler neuer Dörfer, urbar gemacht. Unter allen Meliorationen glückte keine besser als diese, und vielleicht fühlte sich der große König nie befriedigter, als wie er, auf dem Damm des Oder-

bruchs stehend, sagte: Ich habe eine Provinz gewonnen. — Von Küstrin bis Wrietzen hatte man seit 1754 den ehemaligen großen Morästen für 2000 Familien Wohnung und Nahrung abgewonnen. Zwischen Schwedt und Stettin wurden 1200 Familien angesiedelt, und viele neue Dörfer auch für Wollspinner angelegt. Friedrich berichtet in seiner Geschichte des siebenjährigen Krieges: „Im Herzogthume Magdeburg war es seit undenklichen Zeiten eine Gewohnheit, daß die Bewohner des sächsischen Voigtlandes dahin kamen, um bei der Erndte zu helfen, worauf sie alsdann wieder in ihre Heimath zurückkehrten. Der König gab diesen Voigtländern Wohnplätze im Herzogthum, und setzte auf diese Weise eine große Menge dieser Ausländer in seinem Staate an. — Durch die verschiedenen, hier erzählten, Anstalten erhielt das Land während dieses Friedens einen Zuwachs von 280 neuen Dörfern."

Auch das Graben von Kanälen und die dadurch gewonnenen Zölle und anderweitigen Vortheile, waren in Beziehung auf Finanzquellen in dieser Periode ein Hauptaugenmerk Friedrichs. In den Jahren 1743 — 45 war der Plauensche Kanal gegraben worden, der die Wasserfahrt zwischen Berlin und Magdeburg um die Hälfte verkürzte. Zu gleicher Zeit ließ der König, um die Havel und Oder näher zu verbinden und die Schifffahrt zwischen Berlin und Stettin und Stettin und andern Städten zu verkürzen, den Finowkanal bauen. Friedrich sah sich bei solchen kostspieligen Unternehmungen gewöhnlich behutsam vor, und wollte den Nutzen schon im Voraus genau kennen, dann aber auch die baldige Ausführung sehen. So hatte er, als man ihm den Plan wegen der Anlegung des letztgenannten Kanals 1743 vorlegte, von seinen Finanzministern eine Begutachtung desselben und eine Berechnung der Zihsen, die er einbringen würde, gefordert. Als die Minister nun versicherten, daß ein ehemals gemachter Anschlag unausführbar, und daß eine bedeutende Summe nöthig sey, antwortete der König in einem Rescripte: „Dar kann man Sich nuhu recht auf Leute verlassen, welche solche Anschlege machen. Die Landmessers und Baumeisters sind lauter Bienhasen, und befehle ich, daß man sich nach ehrliche und habile Leute umthun soll." — Der König wollte nun, daß der Kanal schnell vollendet werde, und als die Minister ihm berichteten, es sey, wegen Auftreibung der nöthigen Summen, rathsamer, länger daran zu bauen, schrieb er an den Rand: „ich will wetten, das wan ich mir von der Sachen melire, So Soll es Möglich werden, aber wenn ich imer in Berlin sesse, So Sollte wohl 66 Jahr an

dem Canal gearbeitet werden, und würde doch nichts daraus." — Als die Minister hierauf den 12. Juli 1745 berichteten, sie seyen an der Verzögerung des auszuführenden Kanals nicht Schuld, sondern Zerwürfnisse der Unternehmer hätten dieselbe herbeigeführt, und der König solle daher einigen neu ernannten Commissären die Vollendung übertragen, schrieb der König an den Rand: „alle unsre Baumeisters und Entrepreneurs seyndt Schelme und Betrügers." — Als die Minister hierauf wiederum berichteten, der König möge dem neuernannten Aufseher über den Bau des Finow-Kanals statt der früheren zwei Thaler, drei Thaler Diäten geben, schrieb der König an den Rand: „Die Schurken krigen mehr zu fiel Dieten, darüber leiden meine Sachen, und Spielen Sie sie nur in die Länge, absonderlich die Bau Sachen, worauf die Herren Ministres ein wachsam Auge haben Müssen." — Die Vollendung dieses Kanals, die 1746 im Juni erfolgte, und der Plauensche Kanal machten eine ununterbrochene Schifffahrt von Schlesien aus bis in die Nordsee und aus der Elbe in die Ostsee möglich. — 1740 war der Swinekanal gebaut, Swinemünde zum Freihafen erklärt und dadurch 1746 die Gründung der gleichnamigen Stadt veranlaßt worden. Zu Stettin, Königsberg und Colberg wurden die Ausfuhrzölle vermindert; und Friedrich selbst gesteht, daß er „die Einkünfte der Zölle dadurch verdoppelt habe." — „Diese verschiedenen Finanzunternehmungen, fährt er dann fort, hatten zur Folge, daß die Einkünfte, die von Schlesien und Ostfriesland gar nicht in Anschlag gebracht, sich im Jahre 1756 um 1,200,000 Thaler vermehrt hatten, ohne daß der König seinen Unterthanen neue Steuern auflegte. Die Bevölkerung des Königreichs belief sich damals, einer vorgenommenen Zählung zufolge, auf fünf Millionen Seelen. „Da nichts gewisser ist, — bemerkt hiebei noch Friedrich — als daß die Zahl der Unterthanen den Reichthum der Staaten ausmacht: so konnte sich Preußen damals für doppelt so stark halten, als es in den letzten Regierungsjahren Friedrich Wilhelms, des Vaters des Königs, gewesen war."

Die Abgaben, welche die Unterthanen entrichten mußten, waren entweder direkte oder indirekte. In Absicht jener hat Friedrich die von seinem Vater gemachten Einrichtungen unverändert beibehalten, weil er sie für gerecht und angemessen hielt. Alle Grundstücke der steuerbaren Unterthanen waren unter Friedrich Wilhelm I. nach mäßigen Grundsätzen angeschlagen, und hiernach, also nach Verhältniß ihres Ertrags, mit einer angemessenen Steuer belegt worden. Die Güter

des Adels und der Geistlichkeit waren der Grundsteuer nicht unterworfen, jene nach alter Verfassung und hergebrachten Vorrechten, diese, weil die Dienste, welche die Geistlichkeit (die protestantische und auch ein großer Theil der katholischen) durch Volksunterricht und Besorgung des Gottesdienstes leistete, durch die ihr zur Nutznießung überlassenen Gründstücke, wenigstens zum Theil, belohnt wurden, deren Ertrag man also nicht durch aufgelegte Abgaben schmälern zu können glaubte. Die hohe katholische Geistlichkeit in einigen Provinzen, deren Güter nicht als Belohnung für ihre Dienste betrachtet werden konnten, wurde dem Adel gleichgestellt, und genoß gleicher Steuerfreiheit. Friedrich hat diese Grundsteuer überall unverändert beibehalten, und alle diese hergebrachten Freiheiten nie angetastet. In den zwei neuerworbenen Provinzen Schlesien und Ostfriesland fanden sich Verschiedenheiten in Bezug auf das Steuerwesen. In Ostfriesland hatten die vormaligen Fürsten zu ihren Domaineneinkünften aus der Landeskasse jährlich 12000 Thaler erhalten. Die Konvention bewilligte dem Könige 24000 Thaler und für die Befreiung von Werbung und Rekrutirung 14000 Thaler. Später wurde diese Summe noch vermehrt. Die Art und Weise, wie diese Abgaben an die Landeseinwohner vertheilt werden sollten, blieb den Ständen überlassen. — Eine weit abweichendere Verfassung fand sich in Schlesien, und Friedrich richtete, während der kurzen Friedenszeit zwischen dem ersten und zweiten schlesischen Kriege, dieß oben erwähnte Steuerkataster auf den Fuß des bisherigen Gebrauches ein, welches auch unverändert beibehalten wurde. Während der Regierung Friedrichs hörte man nie eine Beschwerde über die **direkten** Abgaben.

Ganz anders verhielt es sich freilich mit den indirekten Abgaben, das heißt mit denjenigen, welche von Gegenständen der Consumtion, oder von solchen, die zur Befriedigung eines Bedürfnisses oder auch des Luxus dienen mochten, entrichtet werden mußten. Diese Abgaben mannigfacher Art, unter den allgemeinen Namen Accise gefaßt, waren meistens mit den Zöllen, die von allen in das Land gebrachten, aus demselben gehenden oder nur durch dasselbe geführten Waaren entrichtet wurden, durch eine gemeinsame Direktion verbunden, und waren den Kriegs- und Domainenkammern beigelegt. Schon unter Johann Georg und dem großen Kurfürsten Friedrich Wilhelm wurde diese Einrichtung befestigt. — Es empfahl sich diese Art der Abgaben dadurch, daß, wenn sie mehr bei Gegenständen des Luxus als des unumgänglichen Bedürfnisses angewendet wird, sie

vorzüglich die Wohlhabenden trifft, und daß es dadurch dem Gutfinden eines Jeden anheimgestellt bleibt, seine Bedürfnisse zu beschränken, und so seine Abgaben zu vermindern. Während dieser Periode hielt sich Friedrich meistens in der eben angedeuteten Gränzlinie, und ma war es gewöhnt, diese Abgabe zu entrichten, die für den Staatshaushalt eine ergiebige Hilfsquelle darbot.

Von allen diesen Abgaben und ungeheuern Summen, die so in den Staatsschatz zusammenflossen, verwendete der König den geringsten Theil für den kleinen Aufwand seines Hofes. Alle diese Summen wurden angewendet, um theils gemeinnützige Anstalten im Lande hervorzurufen, theils Einzelne zu unterstützen, vorzüglich aber, um das Wohl des Ganzen zu befördern, und so bildete Friedrichs Staat einen grellen Gegensatz zu den meisten übrigen Staaten des damaligen Europa. War es bei den meisten, auch den kleinsten, übrigen Staaten ein prunkvoller, verschwenderischer, nicht selten in Ausschweifungen aller Art ausartender Hof, welcher nicht nur durch seine Sitten und sein Beispiel gleichsam den Krankheitsstoff durch den ganzen Staatskörper verbreitete; sondern auch alle besseren Kräfte und Lebenselemente desselben verschlang und aufzehrte *): so stellte dagegen Friedrich ein Muster der höchsten Sparsamkeit auf, und beschränkte nicht nur den Hof, sondern auch sich selbst, zum Vortheile seines Staates, in dessen höchster Blüthe er seinen Glanz suchte. Nicht einmal, wie man glauben sollte, seiner neu gewonnenen europäischen Stellung suchte er an fremden Höfen unnöthigen und unwesentlichen Glanz zu geben. — Als ihm einst sein Gesandter am Londoner Hofe vorstellte, seine Besoldung

*) „Die meisten kleinen Fürsten, namentlich in Deutschland — sagt Friedrich im Antimacchiavell — richten sich durch den Aufwand zu Grunde, den sie im Verhältniß mit ihren Einkünften aufs Uebermäßigste führen, und wozu der Taumel ihrer eitein Größe sie verleitet. Um die Ehre ihres Hauses zu erhalten, stürzen sie sich in Schulden; aus Glanzsucht betreten sie den Weg, der zum Elend und zum Armenhause führt. Selbst der jüngste Sohn eines nachgeborenen Prinzen von einer appanagirten Linie bildet sich so Etwas von einer Aehnlichkeit mit Ludwig XIV. ein: er baut sein Versailles; er hat seine Mätressen; er hält seine Kriegsheere. Es lebt jetzt ein gewisser appanagirter Prinz eines großen Hauses, der in dem hohen Schwunge seines Strebens nach Größe in seinem Dienste alle diejenigen Truppen und Korps unterhält, aus denen nur die Armee eines großen Königs bestehen kann; aber Alles so sehr im Kleinen, daß man ein Vergrößerungsglas braucht, um jedes dieser Korps besonders gewahr zu werden. Seine Armee wäre vielleicht gerade stark genug, eine Schlacht auf dem Theater zu Verona vorzustellen."

sey so gering, daß er sich bald genöthigt sehen werde, seine Equipage abzuschaffen und zu Fuß nach Hofe zu gehen, antwortete der König ganz lakonisch: „Geh er immer zu Fuß, das verschlägt nichts, und wenn Jemand darüber Glossen machen sollte, so darf er nur sagen, er sey mein Gesandter, und hinter ihm gingen dreimalhunderttausend Mann.“ — Eine Million und 200000 Thaler, von welcher Summe 100000 auf die italiänische Oper verwendet wurden, reichten überhaupt für alle Ausgaben hin, und ungeachtet der Stiftung vieler neuen kostspieligen Erwerbsanstalten wurde es also möglich, für außerordentliche Fälle einen nicht unbedeutenden Staatsschatz zu sammeln.

Auch auf die moralischen Angelegenheiten seiner Unterthanen erstreckte sich die persönliche Thätigkeit Friedrichs, und dieß wird am meisten offenbar in den Maßregeln, die er in Bezug auf Kirchensachen nahm. Friedrich selbst gehörte eigentlich, seinem ganzen Charakter nach, keiner der bestehenden Kirchengemeinschaften an, obgleich es deßhalb keiner langen Auseinandersetzungen bedarf, um ihn gegen die sogenannte Irreligiosität, deren man ihn zeihte, zu vertheidigen. Kann es gelingen, zu zeigen, wie würdig Friedrich seine Stellung aus reinem Pflichtgefühle ausfüllte, wer kann das Wesen der Religion noch so mißkennen, daß er Friedrichs Leben ein irreligiöses oder religionswidriges nennen könnte? Ein vollkommen irreligiöser, d. h. ein ächt frivoler Sinn wird sich nie zu einer, auch nur in Etwas bedeutenden, Größe des Handelns emporheben; jede bessere Kraft und jedes aufstrebende Wirken wird geschwächt und verliert sich in der entnervenden Sinnesweise, mit welcher die Dinge und deren Beziehungen betrachtet werden, und welche die Handlung in ihrem Keime vergiftet, der entstehenden That den Stempel der Entwürdigung aufdrückt. Friedrichs mächtig aufstrebender Geist aber mußte ihn vor solcher Verirrung wahren; die mit Allgewalt in ihm hervordringende Thatkraft war es, welche ihn emporzog aus der Sphäre eines entwürdigten Lebens, und zu einem höhern Daseyn erhob. Von dieser Seite also, d. h. in practischer Beziehung, war Friedrich keineswegs irreligiös; er mußte religiös seyn, weil er groß war. Auch seine innere Ansicht von göttlichen und menschlichen Dingen mußte hier, in dem Inhalte und dem Streben seines thatkräftigen Lebens, einen Schwerpunkt erhalten, eine gewisse Weihe und Würde empfangen. Und ist es doch am Ende bloß das Bewußtseyn der in uns lebenden höheren Kraft, welches es uns möglich macht, auch eine höhere Ansicht des Lebens zu gewinnen. Auch bei Friedrich mußte wohl innerlich (wenn es gleich ihm selbst nie klar wurde) das Bewußtseyn des eigenen Strebens und Wirkens seine heil-

same und stärkende Wirkung verbreitet haben, und man könnte es wohl wagen, zu behaupten, daß Friedrich in dem Augenblicke einer vollbrachten würdigen That, also einer erfüllten Pflicht in seinem Sinne, ein wahrhafter Skeptiker war. Eine dauernde höhere Ansicht sich zu erringen, d. h. sich zu derselben theoretisch vollkommen emporzuschwingen, und also das innere höhere Leben auch zum klaren Bewußtseyn zu bringen, war ihm nie vergönnt. Dieses lag aber auch, wie wir schon früher gesehen, in der vorherrschenden Richtung seines Geistes nach der Verstandesseite hin, in der Erziehung, welche er genossen, vorzüglich aber in der ganzen Richtung und Bildung seiner Zeit, deren Sohn er war. Diese seine theoretische Denkweise jedoch näher zu betrachten, werden wir noch später Gelegenheit haben. Eine lächerliche Wortklauberei aber ist es sicher, in allen Schriften und Aeußerungen Friedrichs nach den Worten Gott, Vorsehung ꝛc. zu spüren, und daraus sein Glaubensbekenntniß zu construiren. — Die Art, wie sich Friedrich in Bezug auf die Religionsangelegenheiten seiner Unterthanen verhielt, mußte nothwendig aus seiner eigenen religiösen Denkweise folgen. Schon der bis ins Kleinlichste alles genau vorzeichnende Religionseifer seines Vaters hatte Friedrich frühe das Drückende, Unstatthafte und Naturwidrige einer religiösen Bevormundung recht klar fühlen lassen, und er konnte sich um so weniger zu einer solchen verleiten lassen, da gerade seine eigenthümliche religiöse Denkweise ihn vor derselben in jeder Beziehung bewahrte. Er hatte schon frühe zu zweifeln begonnen, und hat — worüber wir einerseits ihn bedauern, aber auf der andern Seite das aufrichtige Streben seines Geistes bewundern mögen — nie zu zweifeln aufgehört. Schon frühe sahen wir ihn der vorherrschenden Tendenz besserer Köpfe damaliger Zeit folgen, die, von Frankreich ausgehend, trotzig die Rechte der durch Jahrhunderte bevormundeten Vernunft wieder forderte, und rücksichtslos der vermummten Arroganz die geweihten Kleider entriß. Nicht selten ging für Manche, da sie sich einmal auf das erschütterte Feld begeben hatten, aller und jeder Haltpunkt eines höheren Daseyns verloren. Aber bei Friedrich bewirkte die Betrachtung der inneren und äußeren Erschütterung selbstständiger Ansichten eine Toleranz, die nicht auf Duldung, sondern auf Anerkennung der gegenüberstehenden Ansichten fußte. Schon als Prinz (1738) hatte Friedrich eine kleine Abhandlung geschrieben: „über die Unschädlichkeit der Irrthümer des Geistes", worin er zeigte, „daß es unendlich schwer, ja unmöglich sey, in sehr vielen Dingen zur Wahrheit, zum entschiedenen Wissen zu gelangen, woraus erhellt, daß dieses nicht die Bestimmung unseres

Geschlechts seyn könne. Die Vorstellungen, welche wir uns machen, hängen von Umständen ab, welche gar nicht in unserer Gewalt sind; deßhalb sind diese Vorstellungen bei verschiedenen Menschen so unendlich verschieden, und auch bei einem und demselben Menschen nicht zu allen Zeiten dieselben. Diese Betrachtung muß uns gegen einander nachsichtig und duldsam machen, und dieß wird um so mehr Pflicht, wenn wir erwägen, daß unsere spekulativen Meinungen, welche sie auch seyn mögen, uns nicht hindern, unsere Pflichten gegen die Gesellschaft zu erfüllen; und daß es bei letztern weit mehr auf das, was wir thun, als auf das, was wir glauben, ankomme." So hatte schon in Friedrichs Jugend seine Mäßigung und Duldsamkeit ihren eigentlichen Grund in dem Skepticismus, der sich in ihm festgesetzt, gefaßt. In späteren Jahren, als diese Zweifelsucht nach und nach beseitigt zu werden schien, aber meistens auch nur schien, und selten wahrhaft dauernde und sichere Grundsätze bei ihm fest standen, entstand aus dieser Zweifelsucht, verbunden mit Maximen, welche den Ansichten des großen Haufens widersprachen, und deren allgemeine Befolgung ihm wieder Politik zu verbieten schien, ein Schwanken in dem Benehmen Friedrichs bei dieser Art von Regierungsgeschäften, wie es bei seiner sonstigen Strenge und Präcision sehr in Erstaunen setzt. Friedrichs Grundsätze widersprachen denen eines jeden sanctionirten Kirchenglaubens, und doch hat er selbst aus den entwickelten Gründen nichts Wesentliches gethan, demselben eine andere Gestalt zu geben; seine Selbstregierung verhielt sich also zu den Kirchenangelegenheiten rein negativ oder passiv. Friedrich hatte richtig erkannt, daß durch die Beaufsichtigung der Religion als Religion, insofern sie also nicht auf die Ausübung der Staatsbürgertugend einwirkt, ein fremdartiges Element sich in die Regierungsweisen eingeschlichen habe. Er übte daher nicht jene dünkelvolle sogenannte Toleranz, wo eine Religionsart sich als die herrschende im Staate betrachtet, und die übrigen Religionsarten toleriert (duldet); es gab bei ihm keine Toleranz, weil es in Bezug auf den Staat keine herrschende Religion gab, und diese gab es nicht, nicht weil ihm alle Religionen völlig gleich waren in Bezug auf ihre Lehre, sondern weil sie ihm völlig gleich waren in Bezug auf den Staat, und weil er glaubte, daß es dem Staate nicht zustehe, sich um das innere Wesen einer Religion, insofern sie nicht mit dem Staatsleben eng verknüpft oder demselben widersprechend scheine, sich zu mischen. Friedrich waren aber auch nicht bloß alle Religionen gleich, sondern auch — und dieß wieder aus seiner philo-

sophischen Denkweise herrührend — gleichgültig, und in dieser Beziehung fielen häufige Aeußerungen (nach seiner Weise mit Satyre gemischt) gegen seine Umgebungen, meist im Tone der Frivolität seiner Zeit, ja es war dieses Feld sogar ein Lieblingskampfplatz, auf dem er gerne mit einem mit Vernunftwaffen kämpfenden Gegner eine Lanze brach, besonders da er außerordentlich bibelfest war. Aber gegenüber von Menschen, die in ihrem gläubig frommen Sinne beruhigt und zufrieden waren — und die Friedrich nicht selten hochachtete und wohl auch manchmal ihrer Ruhe willen beneidete — und namentlich gegenüber von seinen Unterthanen, denen ihre Religion ein unantastbares Heiligthum war, ließ Friedrich äußerst selten, — und nur einige wenige Fälle machen hiervon eine Ausnahme — seiner Satyre freien Lauf, obgleich er von seiner Meinungsverschiedenheit in Religionssachen kein Hehl machte. „Ich glaube, sagt er im Antimacchiavell, daß die Nationen einen ungläubigen Fürsten, der aber ein rechtschaffener Mann ist, und der sie glücklich macht, mehr lieben werden, als einen orthodoxen, der ein Bösewicht und ein übelgesinnter Mensch ist. Nicht die Gedanken der Fürsten, sondern ihre Handlungen, machen die Menschen glücklich.“ Es war keineswegs Friedrichs Absicht, seine eigene Denkweise durch selbstthätige Wirksamkeit zur allgemeinen zu machen; dieß hätte ihm schon die Politik verboten, indem er dadurch Zwiespalt, und, durch diesen, Zersplitterung der Kräfte im Innern des Staats erzeugt hätte. Er hielt jeden Einzelnen sowohl als ganze Körperschaften für mündig, sich selbst nach eigenem Gutdünken nach Innen und Außen zu reorganisiren. Das Streben seiner Zeit erheischte, daß zuerst die alten Elemente chaotisch unter einander gerüttelt, und dann erst eine neue Schöpfung daraus gebildet wurde. Friedrich glaubte hierbei Nichts thun zu müssen, als zu bewirken, daß diese Verwicklung und Entwicklung ungestört vor sich gehen könne. Hierin namentlich unterscheidet sich Friedrich rühmlichst von den französischen Wortführern seiner Zeit mit ihrem Fanatismus. Friedrich wollte die Freiheit in Religionssachen — wenn gleich auch nebenbei aus andern Gründen — seinen Unterthanen nicht aufdrängen; er wollte das heiligste Gut (wäre dieß auch nicht mehr zweifelhaft gewesen, wie es ihm doch meist blieb) nicht durch Anwendung der Gewalt brandmarken. Ein Voltaire und Andere an der Spitze eines Königreichs wären wohl ganz anders verfahren, und wir müssen die Geistesstärke Friedrichs anerkennen, mit welcher er, der jenem eine so hohe Präpotenz über sich einräumte, namentlich in diesem Fache der Regierung sich vor seinen Einflüssen meistens zu wahren wußte.

Friedrichs Streben ging also zunächst dahin, jeder Religionsschattirung, unter sich und gegenüber von andern, das Recht und die Möglichkeit zu sichern, sich nach eigenem Willen und Bedürfniß auszubilden und zu vervollkommnen. Er erkannte die Gemeinden wenigstens insofern für mündig, als er es ihnen meistens überließ, ihre Prediger ꝛc. selbst zu wählen, und es also meist ihnen selbst übergeben war, wie sie ihre Religionsübung nach Inhalt und Form gestalten wollten. Als einst ein Staatsminister bei dem Könige anfragte, welcher von mehren Competenten einer gewissen Gemeinde als Prediger bewilligt werden solle, schrieb der König an den Rand: „den die Gemeine zum liebsten haben will.“ Und in drei andern Fällen gab er die Antwort: „Der beste.“ — „Der beste, ich kenne die Chokers nicht.“ — „Den Fasen, welchen sie haben wollen.“ — Die Böhmen zu Rerdorf und andere hatten sich selbst Lehrer gewählt, und hielten sich weder zur reformirten noch zur lutherischen Kirche. Als diese Lehrer 1755 auch trauten und tauften, fragte der Staatsminister v. Dankelmann bei dem Könige an, wie es hiemit gehalten werden solle. Der König gab die Antwort: „Sie können thun Was Sie Wollen, wenn Sie nuhr nichts gegen die Landesgesetze und guhten Sitten lehren.“ — Ein reformirter Prediger in Valangin hatte auf der Kanzel gegen die Ewigkeit der Höllenstrafe Zweifel geäußert. Das fanden die Stände so anstößig, daß sie diesen Geistlichen seines Amtes entsetzten. Der Letztere wendete sich deshalb unmittelbar an den König, und den Ständen wurde mittelst Kabinetsordre die Weisung, den Abgesetzten wieder anzustellen, mit einer Ermahnung, mehr Toleranz zu üben. Die Stände schickten einen weitläufigen Aufsatz an den König, worin sie zwar sehr ehrerbietig, doch mit Nachdruck, ihr Verfahren dadurch zu rechtfertigen suchten, daß die große Volksmasse unbedingt an die Ewigkeit der Höllenstrafe glaube, und sie zu einem Lehrer der Religion, der solche bezweifle, auch in allen andern Glaubensartikeln kein Vertrauen hegten, mithin er auf seine Gemeinde weiter keinen heilsamen Einfluß haben könne. Sie würden, wenn sie den erhaltenen Befehl vollziehen sollten, nicht nur ihr Ansehen bei dem Volke verlieren, sondern solches könne auch auf dessen Sittlichkeit nachtheilig wirken, und, mit Berufung auf ihre Gerechtsame, bäten sie, es bei ihrer Anordnung zu lassen. Friedrich sendete den Ständen ihre weitschweifige Rechtfertigung zurück, und hatte darunter als Bescheid eigenhändig geschrieben: „Wenn meine Unterthanen in Valangin durchaus ewig verdammt seyn wollen, so habe ich Nichts dawider.“ — Den 4. December 1746 schrieb der Großkanzler v. Cocceji an den König:

„Ew. Königl. Majestät haben mir unterm 20. Sept. a. c. allergnädigst befohlen, gründliche Nachricht einzuziehen, ob den katholischen Eingesessenen in Ostfriesland ein öffentlicher Gottesdienst und Haltung eines Paters gestattet werden könne, und ob solches nicht wider die Landesgesetze laufe? Nach eingezogener Nachricht findet sich, daß ohne Verletzung der Landesverfassung und der Konkordaten dem Gesuche nicht deferiret werden könne, und nicht einmal das privatum exercitium religionis (als welches durch die kaiserliche Salve garde erst eingeführt worden) erlaubet sey. Ew. Majestät würden auch nicht das Geringste dabei profitiren, weil in dem Flecken Wehner mehrentheils schlechte Leute und Pferdeknechte wohnen, und keine Hoffnung ist, daß wohlhabende Leute dadurch dahin gezogen würden. Jedoch muß ich Alles lediglich Ew. Königl. Majestät allergnädigsten Resolution überlassen.“ Der König aber schrieb auf den Rand: „ich erlaube ihnen das Freye exersisse ihrer Religion, nebst Pater und was dazu gehöret.“ — Friedrich hatte, wie zum Theil schon aus Obigem zu ersehen ist, und wie aus seinen religiösen Ansichten nothwendig fließt, keine sonderlich günstige Meinung von dem ganzen Stande der Theologen und Prediger, wovon nur einige Wenige eine Ausnahme machten, wie er sich denn auch stets des Ausdruckes „Pfaffen“ bediente. Von der katholischen Geistlichkeit glaubte er, daß sie stets hierarchische Zwecke im Schilde führe, und auch von der protestantischen hegte er die Meinung, daß sie zum Theil noch mit dem hierarchischen Roste besteckt sey; überhaupt aber verachtete er die Theologen, weil er sich überzeugt glaubte, daß die Meisten ihr Wissen und Gewissen für eine Pfründe verkauften, sich nach den einmal vorgefundenen allgemeinen Meinungen richteten, und entweder „Thiere sonder Vernunft“ wären, oder Dinge lehrten, die sie selbst nicht glaubten, oder von denen sie sich nur zum Schein überzeugt zu haben vorgeben, und also mit einem Worte unmoralisch wären.

Friedrichs Bestreben ging daher stets auch dahin, den politischen Einfluß der Geistlichkeit immer mehr zu entkräften und zu beschränken, oder überhaupt vielleicht den Gegensatz von Kirche und Staat zu zernichten. Schon im Antimacchiavell, bei Gelegenheit der geistlichen Fürsten, welche die Religion als Gängelband des Despotismus gebraucht, sprach er sich mit warmer Entrüstung dahin aus: „Sie wissen, daß die Religion eine alte, nie abzunützende Maschine ist, deren man sich zu allen Zeiten bedient hat, um sich der Treue des Volkes zu versichern, und um der widerspenstigen Vernunft einen Zaum anzulegen; sie wissen, daß Irrthum die scharfsichtigsten Men-

schen verblenden kann, und daß eine Politik sich nicht überwinden läßt, welche Himmel und Hölle, Gott und die Verdammten mit in das Spiel bringt, um ihre Endzwecke zu erreichen. So wahr ist es, daß selbst die Religion, diese reinste Quelle unseres Glückes, durch einen höchst beklagenswerthen Mißbrauch oft zum Ursprunge und Grunde unseres Unglückes wird." Solche Schilderung mochte zwar in Friedrichs Staate kein Muster finden, allein gewiß geht daraus hervor, daß er schon frühe sich vorgesetzt, die weltliche Macht der Geistlichkeit zu beschränken und ihr diejenige Stellung zu geben, worin sie bloß als Trägerin des Sittengesetzes erscheine. Bei Besetzung einer Stelle mit einem vorgeschlagenen Candidaten trug Friedrich seinem Minister auf, zu examiniren: „ob er auch ein stiller, frommer und ruhiger Theologus, und nicht von der unruhigen und herrschsüchtigen Art sey" ꝛc. — Den 27. März 1747 wurde den Geistlichen verboten, eigenmächtig Jemand vom Abendmahl auszuschließen. Die Schlichtung der Ehestreite wurde den Consistorien genommen, und gleich den übrigen bürgerlichen Prozessen den Gerichtshöfen übergeben. Schon im ersten Jahre seiner Regierung hatte er sich in einem Rescripte dahin ausgesprochen: „daß, wann von der angeordneten Scheidung von Tisch und Bette auf ein Jahr keine Frucht noch Versöhnung zu erwarten ist, daß diese beyde incorrigible Personen nur völlig von einander geschieden, und jedem Theil sich wieder zu verheyrathen verstattet werden soll." Ferner hörte seit dem Juli 1747 das Consistorium auf, in Predigersachen zu entscheiden, denn auch diese mußten vor das Kammergericht gebracht werden. Ueberdieß wurden alle Kirchenbußen abgeschafft. — Um die Wirksamkeit der Geistlichkeit nach allen Seiten genau und schnell überschauen zu können, stiftete Friedrich, statt der Provincial-Consistorien, 1750 ein lutherisches Ober-Consistorium, welchem alle Consistorien, außer in Schlesien und Geldern, untergeordnet wurden. Der Wirkungskreis dieser obersten geistlichen Behörde wurde dahin festgestellt: Erstens, alle lutherischen Pfarreien, deren Patron der König ist, zu besetzen, ausgenommen Schlesien und Geldern. Zweitens, die Kircheninspectoren und Pröbste, wenn sie auch als Prediger unter dem Patronate der Städte oder der Privatpersonen stehen, anzustellen. Drittens, die reformirten Pfarreien in den westphälischen Provinzen zu besetzen; die Stipendien zu vertheilen; die Kirchencollekten zu bewilligen; die Beschwerden über die Consistorien anzunehmen; vom kanonischen Alter zu dispensiren, wie auch in Verwandtschafts- und Heiraths-Sachen; die Conduitenliste der Prediger und Schuldiener in den Provinzen zu führen; die Anfragen der Consistorien zu beant-

worten u. s. w. Zum Chef und Präsidenten des Ober-Consistoriums wurde der jedesmalige Minister des lutherischen geistlichen Departements ernannt. Zugleich aber wurde ein zweiter Präsident angestellt, der den wöchentlichen Sitzungen dieses Collegiums anwohnen mußte. Dieses bestand aus zehn Ober-Consistorialräthen, sowohl weltlichen als geistlichen Standes. Auf diese Weise brachte der König das Kirchenwesen mehr in seine Gewalt.

Friedrich hatte sich in dieser Periode, rein aus dem politischen Grunde, der neugeschaffenen preußischen Großmacht auch nach Außen eine moralische Grundlage zu geben, an die Spitze des Protestantismus gestellt. Nichts desto weniger genossen die Katholiken ihre vollen Bürgerrechte, außer daß sie bei Uebertragung von gewissen Staatsdiensten einigermaßen zurückgesetzt waren, weil man sie aus religiösen Gründen der staatsgefährlichen Jesuitenmoral für geneigt hielt. Doch läßt sich von einem Friedrich und seinen Grundsätzen kaum anders erwarten, als daß er stets nur den Bürger, nie aber den Religionsverwandten in seinen Unterthanen erkannte. Aus diesem Grunde sowohl, und wohl auch, weil er das Mangelhafte wie meist auch das Gute aller Religionsformen erkannte, war er ein abgesagter Feind aller Proselytenmacherei. In die Schulstreitigkeiten der Theologen mischte sich Friedrich nie, denn: „die weltliche Regierung mit Kraft emporhalten, einem Jeden Gewissensfreiheit zu verbürgen, stets König und nie Priester seyn: dieß sind die wahren Mittel, den Staat vor den Stürmen zu sichern, welche der dogmatisirende Geist der Theologen stets zu erregen sucht." So war es möglich, daß unter Friedrichs Regierung scharfe Gegensätze in der Theologie sich ausbilden konnten, daß auf der einen Seite ein Sack, Spalding, Teller, Semler, Eberhard mit vielem Freimuthe an den Stützen des alten Aberglaubens rüttelten, während auf der andern die Theologie, welche von Spener ausgegangen war, nach und nach sich zum höchsten Pietismus gestaltete. Solche Streitigkeiten überließ Friedrich ganz sich selbst. Aber damals hatten Protestanten und Katholiken noch nicht sich gegenseitig anerkennen gelernt; stets fanden noch Reibungen statt, die gewöhnlich durch die sogenannten Controverspredigten erregt wurden. Den 23. April 1756 erließ Friedrich folgende Ordre an den Fürsten von Schafgotsch, Bischof zu Breslau: „Da meine landesväterliche Vorsorge und Absicht, während der Zeit Meiner Regierung in Schlesien, jedesmal mit dahin gegangen ist, daß unter den dasigen Unterthanen beyderseitiger dort etablirter Religionen allemals ein gutes Vernehmen und Einigkeit unterhalten werden möge, sonder daß dadurch jemanden in Seiner Religions-Meinung zu nahe getreten werde: Ich aber in

Erfahrung komme, wie zeithero in verschiedenen der dortigen catholischen Kirchen und Klöster, aus einer üblen und schädlichen alten Gewohnheit, die sogenannten alten Controverspredigten gehalten, und darin unter vielen Ausschweifungen mehrentheils absurde und unanständige Dinge vorgetragen werden, die, anstatt die Zuhörer zu erbauen, nur lediglich unter den verschiedenen Religionsverwandten Haß und Widerwillen zu verursachen abzwecken: Ich aber des Sentiments bin, daß Leute, die einmal in einem Lande und unter einer Regierung wohnen, auch unter sich in einem guten Vernehmen und Einigkeit stehen, und von beyden Seiten alles vermieden werden müsse, was unter selbigen einigen Aigreur und Widerwillen verursachen kann: So habe ich vor gut gefunden, Ew. Liebden dieses Mein Sentiment, und zugleich Meine darunter führende Willensmeinung dahin zu erkennen zu geben, daß nemlich Dieselben Dero Orts die Veranlassung an die dortige Geistlichkeit catholischer Religion dahin thun, und das Nöthige deshalb besorgen, auch darauf mit Effect halten, damit von nun an und künftighin alle dergleichen Controverspredigten überall durch ganz Schlesien, Meiner Hoheit, in den catholischen Kirchen und Klöstern gänzlich abgestellet und vermieden werden müssen, dergestalt, daß zwar den römisch-catholischen Unterthanen die Sätze ihrer Religion und Theses in den Predigten von der Geistlichkeit vorgetragen und expliciret werden, letztere aber sich dabei aller Ausschweifungen und unanständigen Scheltens und Lästerns, so nur zum Aigreur und Vermehrung des Widerwillens unter den verschiedenen Religionsverwandten gereichet, gänzlich und bei Vermeidung deshalb sträflich zu werden, enthalten müssen. Ich bin von Ew. Liebden und Dero Penetration, auch wohlgeneigeten patriotischen Gesinnung versichert, daß dieselben sich hierunter Meiner Willensmeinung und landesväterlichen Absicht völlig und auf das exacteste conformiren, auch sothaner zufolge das Nöthige deshalb veranlassen werden. Wohergegen Ich denenselben zugleich bekannt mache, daß Ich dem Departement der geistlichen Affairen aufgegeben habe, die Verfügung zu thun, damit von der Geistlichkeit der evangelischen Religionsverwandten in Schlesien ein Gleiches geschehen und beobachtet werden müsse." — An demselben Tage erging an den Chef des geistlichen Departements folgender Befehl: „Mein lieber rc. Ich finde vor nöthig, euch vermittelst der abschriftlichen Anlage zu communiciren, was Ich an den Fürstbischoff zu Breslau Liebden, wegen Abstellung derer in verschiedenen römisch-catholischen Klöstern und Kirchen in Schlesien bisher aus einer alten

üblen Gewohnheit annoch gehaltenen sogenannten Controverspredigten ergehen lassen. Da euch sonsten schon vorhin bekannt ist, wie sehr Ich alles dasjenige verabscheue, was nur zu einiger Religionsverfolgung und zu einiger Verbitterung und Haß, sowohl der evangelischen Religionsverwandten unter sich, als auch zwischen diesen und den Römisch-catholischen Meiner Lande, einige Gelegenheit geben kann, und daß Ich alles dergleichen schlechterdings und auf keine Weise gestattet, sondern vielmehr reprimiret wissen will: So habe ich auch zugleich resolviret, daß bei obgedachter Gelegenheit ihr an die Oberamtsregierungen und Consistorien in Schlesien die Verfügung von Meinetwegen thun sollet, damit die protestantische Geistlichkeit in Schlesien sonder Unterscheid, sich forthin in öffentlichen Predigten gänzlich enthalten müsse aller Controversien, so nur zum Aigreur und Widerwillen gegen anderseitige Religionsverwandte ausschlagen können, dergestalt, daß zwar selbige die Sätze ihrer Religion in ihren Predigten lehren und explicieren können, sich aber dabei alles Scheltens, Schmähens und Verketzerns gänzlich enthalten, und ihren Zuhörern vielmehr durch Lehr und Wandel mit guten Exempeln zur Moderation und guten Verträglichkeit vorgehen müssen. Welches ihr denn eures Orts bestens, und daß darüber mit Effekt gehalten werden müsse, besorgen sollet." — Friedrich hatte zwar den verschiedenen Sekten vollkommene Freiheit in der Religionsübung zugesichert, glaubte aber stets, darüber wachen zu müssen, daß durch diese keine unnöthigen Reibungen im Innern des Staats entstünden. So erließ der König den 19. Sept. 1751 folgende Ordre an den Chef des geistlichen Departements: „Nachdem mir der Neumärkische Kriegs- und Domänen-Präsident von Rothenburg gemeldet hat, wie daß ein stettinischer Kaufmann, Namens Schmidt, eine considerable Segeltuchfabrique in Arenswalde in der Neumark vor sich entreprenniren und anlegen wolle, jedennoch aber sich dabei conditionniret habe, daß ihm, da er der herrnhuthischen Sekte zugethan, nicht nur seine Glaubensfreiheit gelassen, sondern auch seinen Glaubensgenossen zu Stettin das freie Religionsexercitium, vermittelst eines in oder bei Stettin anzulegenden Bethauses, nachgegeben werden möge: so habe Ich darauf resolviret, daß, so viel seine Glaubensfreiheit anbetrifft, solche ihm, wie es sich von selbst verstehet, allemal frei bleibe, soviel aber die Anlegung eines besondern Bethauses in oder bei Stettin angehet, so will ich zwar gestatten, daß er nebst seinen Glaubensgenossen sich eines besonderen Hauses gedachter Orten bedienen möge, um darin seine Religionsübung zwar frei, jedoch in der Stille, zu treiben, jedennoch aber auch

unter der expressen Condition, daß weder er, noch sonsten Jemand von den dortigen Herrnhuthern sich nun und niemalen unterstehen müssen, Proselyten zu machen, noch Jemanden, es sey directe oder indirecte, zu ihrer Sekte zu verführen, oder weiter anzunehmen; widrigenfalls gedachter Kaufmann dafür responsable bleibt, und ohnausbleiblich zum Vestungsarrest gebracht werden soll. Ihr habet also hiernach das Nöthige zu verfügen, dabei aber auch zugleich die desfalls auszufertigende Concession dergestalt zu clausuliren, und allem vorzubeugen, damit gedachte Sekte sich durchaus nicht weiter ausbreite, noch andere dazu nehmen könne, vielmehr sich begnügen müsse, wenn denjenigen, so sich dort vorderhand dazu bekennen, die Freiheit gelassen wird, die Religionsübungen nach ihren Meinungen ohne Eclat zu treiben." — In Absicht dieser Sekte ist auch eine andere Kabinetsordre, namentlich weil sie von Friedrichs richtigem psychologischen Urtheile zeugt, merkwürdig. Ein Herrnhuter in preußischen Landen hatte seine Tochter nach Böhmen in eine Erziehungsanstalt geschickt. Den früher festgestellten Maßregeln zufolge sollte sie wieder zurückgebracht werden. Als man dem König darüber berichtete, gab er den 7. Aug. 1750 folgenden Befehl: „Daß gedachter Krämer angehalten wird, seine außerhalb Landes gebrachte Tochter wieder herbeizuschaffen, ist ganz recht, nur allein muß solches mit gehöriger Behutsamkeit, und nicht einmal unter dem Namen, sie von der herrnhuthischen Sekte zurückzuhalten, geschehen. Allermaßen überhaupt evitiret werden muß, Leuten, so dieser miserablen Sekte zugethan, in den Kopf zu bringen, als ob man solche so viel achtete, daß man sie deshalb verfolgte, und sie durch Gewalt von ihren Irrthümern zurückbringen wolle, da die Erfahrung durch alle Zeiten gelehret hat, daß wenn Leute, so in die ridicülsten Irrthümer verfallen, durch Bedruck und Verfolgung zurückgebracht werden sollen, selbige sich um so mehr darin opiniatriret haben, in völligen Fanatismum verfallen sind, dadurch aber auf die Fantasie gerathen, als ob doch etwas Sonderliches unter dergleichen Sekten stecken müsse, weil man solche nicht anders als durch Gewalt reprimiren müsse. Wohergegen aber, wenn man dergleichen Leute und ihre Sekte meprisiret, und gethan hat, als ob sie nicht einmal einiger Attention werth, und Leute wären, die eher Mitleiden als Haß verdienten, dabei aber nur darauf gesehen hat, daß die Häupter der Sekte das Land meiden, die andern aber sich als Bürger und Unterthanen aufführen müssen, solche sich endlich ihrer Thorheit geschämet haben, und entweder selbst zurückgekommen sind, oder doch andern keine Impression gemacht, und keinen weitern Zuwachs noch

Anhang gefunden, mithin endlich unvermerkt aufgehöret haben. Nach diesem Principio habet ihr also in obermeldeten und andern dergleichen Vorfällen zu verfahren, auch die magdeburgische Regierung zu ihrem Verhalten zu instruiren." — Sollte Friedrich den Theologen überhaupt wenig Achtung, so war dieß um so mehr der Fall bei denen, die als Jünger des von Spener veranlaßten Pietismus oder der Frömmelei überhaupt sich zeigten. Er wußte, daß sie durch ihre ewigen Kreuzzüge, um das himmlische Jerusalem zu erobern, meist vergessen, das irdische Jerusalem in und um uns zu besetzen, ja daß sie dieses als Opfer für jenes geflissentlich verwüsten. Er erkannte, daß durch das ausschließliche Streben nach der Dornenkrone des Himmels man nicht der irdischen Bürgerkrone verlustig werde; daß durch ein Streben, wie dieses, Kunst, Poesie und wahre Wissenschaft kränkelnd dahin welken müßten, und mit aller Kraft seines Geistes und aller Macht seines Willens suchte er deshalb, wenn die Folgen dieser Geistesrichtung außerhalb des Wirkungskreises der Geistlichkeit merklich waren, sie in ihre Schranken zurückzuweisen. Es mochte wohl noch in Friedrichs Andenken leben, was er einst am Hofe seines Vaters hatte erdulden müssen, und wie einst die Entsagungsmaximen, namentlich durch den bekannten wohlmeinenden Franke, auf eine traurige Höhe gespannt wurden. — Die Universität zu Halle berichtete im Jahre 1745, daß aus Veranlassung des dortigen Theaters Studenten sich öffentlich geschlagen, und dabei einer derselben verwundet worden sey. Es gehe also die Frage dahin, ob ein Theater in Halle bleiben, oder ob es zum Besten der Universität verboten werden solle. Dieser Bericht wurde von dem betreffenden Departement an den König geschickt, und er schrieb eigenhändig darunter: „Das ist das geistliche Muckerpack schuldt dran, sie Sollen Spillen, und Her Franke, oder wie der Schurke heisset, Soll darbei Seindt, umb die Studenten wegen seiner Närischen Vohrstellung eine öffentliche reparation zu thun, und mihr Sol der atest vom Comedianten geschicket werden, das er dargewesen ist." — Als mit der Ausführung des Befehls gezögert wurde, mahnte der König daran, und schrieb auf den hierauf erhaltenen Bericht: „ins künftige werden die Herren Pfafen wohl vernünftiger werden, und nicht gedenken das Directorium und mihr Nasen anzudrehen. Die Halischen Pfafen müssen kurz gehalten werden; Es seindt Evangelische Jesuiter, und mus Man Sie bei alle Gelegenheiten nicht die mindeste Autoritet einräumen." Dem Könige wurde nun nachfolgendes Schreiben an die Universität zur Unterschrift vorgelegt: „Wir haben sehr ungnädig empfunden, daß ihr in eurem

wegen der dortigen Komödianten letzt abgestatteten Bericht die Ursache der unter den dortigen Studenten einreißenden Unordnungen auf diese Leute schiebet, und daher auf deren Wegschaffung den Antrag thut. Es mögen ganz andere Umstände vorhanden seyn, warum die Studenten auf die bisherigen Excesse gerathen, und wenn sie nur zu rechter Zeit besonders mit guten Exempeln angewiesen würden, ihr Devoir zu thun, so würde auch vieles wegbleiben, was zu eurem Querulireu Anlaß gegeben. Indessen declariren Wir euch hiemit ein vor allemal, daß die Komödianten nicht von dort weggeschafft werden sollen, vielmehr wollen Wir, daß ihr oder doch mindestens diejenigen, welche euren letzten Bericht urgiret, und darauf bestanden, daß er abgesandt werden müßte, der allerersten Repraesentation einer Komödie beiwohnen, und daß solches geschehen, von den Komödianten einen attest, mit der nächsten Post, ohne einiges Einwenden, und bei Vermeidung höchstungnädiger Verfügung, an Uns immediate allerunterthänigst einschicken sollet." Statt der eigenhändigen Unterschrift des Königs schrieb derselbe eine wahrscheinlich harte Aeußerung darunter. Er hat aber später dennoch diese Strafart, die ihm nur die Anwandlung einer gewissen satyrischen Laune diktirt haben konnte, in eine mäßige Geldstrafe verwandelt.

Friedrich hatte tief erkannt, daß Fleiß und Betriebsamkeit die zuverläßigste Grundlage aller Sittlichkeit sey, und daß ohne diese Grundlage sich Alles, was Gesellschaft genannt zu werden verdient, in seine Elemente auflösen würde, und so dachte er auf eine Verminderung der Festtage, und dieß um so mehr, da sie gewöhnlich zu entgegengesetzten Zwecken angewendet wurden, und da zu einem gottseligen Sammeln seines Geistes wohl, seiner Ansicht nach, noch immer Feiertage genug blieben. Im Mittelalter hatte man die Feste vermehrt, um die Fehden zu vermindern; jetzt verminderte man die Feste, um die Betriebsamkeit zu vermehren. Schon Friedrichs Vorgänger hatten damit begonnen, einige Feiertage auf die Sonntage zu verlegen. Den 28. Jan. 1752 wurde die Feier von Mariä Verkündigung für den Fall, daß sie in die Woche zwischen Judica und Palmarum falle, auf den Sonntag Palmarum verlegt. Nach dem Edikte vom 12. März 1754 sollen in den beiden evangelischen Kirchen des ganzen Landes, wie bisher, als Festtage gefeiert werden: Weihnachten, Ostern, Pfingsten, der Gründonnerstag, Charfreitag, Himmelfahrt, Neujahr; der Michaelis- und Dreikönigstag sollen auf die nächstfolgenden Sonntage verlegt; alle übrige hie und da übliche Fest- und Apostelstage aber ganz abgestellt werden. Durch diese Einrichtung waren eben so viele Arbeitstage

gewonnen, als es der Festtage weniger gab. — Papst Benedikt XIV. willigte durch eine Breve vom Jahre 1754 in die Einschränkung der katholischen Feiertage, „jedoch mit dem ausdrücklichen Vorbehalt, daß an denselben (den aufgehobenen Feiertagen) die Schuldigkeit, die h. Messe zu hören, verbleiben solle.“ Als der Klerus aber, trotz der wiederholten Verbote, die aufgehobenen Feste feierte, sah sich Friedrich später zur Verschärfung der Verbote veranlaßt. In einem solchen Rescripte an das Generalvikariat heißt es: „Wir haben unterm 27. März ꝛc. Euch Unsere Allerhöchste Willensmeinung dahin bekannt gemacht, daß an denen dispensirten Feiertagen durchaus keine complette divina weiter gehalten werden, vielmehr die Messe punct acht Uhr beendigt seyn, die Landeseinwohner aber schuldig seyn sollen, absolute zu arbeiten; die comminirte Bestrafungen sowohl für die renitente Geistliche, als auch die Landeseinwohner, sind Euch aus gedachten Circularien gleichfalls bekannt und Wir haben Euch aufgegeben, hiernach den gesammten Clerum zu instruiren. Wir vernehmen aber, daß Ihr solche Allerhöchste Intention bloß dem Clero des platten Landes, nicht aber dem städtischen bekannt gemacht habt; dergleichen eigenmächtige Distinctiones kommen Euch um so weniger zu, als bereits das bischöfliche Pastorale vom 25. April 1755 keinen Unterschied zwischen Land und Städten machte, Euch auch unterm 10. August a. c. das Verständniß wegen Aufhebung dieses Unterschiedes hinlänglich geöffnet wurde. Ihr habt also durch den Mangel sothaner Publication an den städtischen Clerum, Gelegenheit zur Contravention unserer Generalien in sämmtlichen Städten gegeben, und Ihr seyd straffällig, Euch dergleichen willkürliche Interpretation Unserer Ordres zu arrogiren. — Wir verheben Euch dieses und befehlen Euch sofort, obgedachte Unsere Generalien an den gesammten städtischen Clerum zur Publication zu bringen und dahin zu sehen, daß kein Geistlicher an denen suspendirten Feiertagen anders die Divina, als Eingangs erwähnte Generalien und das Pastorale vom 25. April 1755 besagen, feiern solle, und daß der Gottesdienst vorschriftmäßig punct acht Uhr beendigt sey. Wie denn selbst die Stadt Breslau nicht davon ausgenommen und auch hier der Gottesdienst vorschriftsmäßig gehalten seyn muß.“

Es läßt sich aus manchem Obigem bereits ersehen, inwiefern die Maßregeln Friedrichs mit seinen sonstigen ausgesprochenen Sätzen und unter sich selbst übereinstimmen oder nicht. Es konnte aber bei Friedrich ein Mißverhältniß in den Maßregeln um so eher entstehen,

als er das einemal seinen Neigungen, das anderemal aber seiner angenommenen Politik folgte. Als ein Beispiel, wie eine Selbstregierung, wie die Friedrichs war, in Widersprüche gerathen könne, siehe hier noch Folgendes: Ein Zimmermann in Berlin hielt Sonntags Nachmittag in seinem Hause öffentliche Betstunden und kehrte sich nicht an die Verbote solcher sogenannten „Winkelandachten.“ Dieß erregte Aufsehen. Der dirigirende Minister des Generaldirektoriums fragte daher den 13. Febr. 1743 bei dem Könige an, „ob der Zimmermann in Verhaft genommen und von der Geistlichkeit zu einem behörigen Lebenswandel angewiesen werden solle.“ Der König antwortete ganz seinen ausgesprochenen Grundsätzen gemäß. „Woferne er nichts thut wider die Gesetze und guten Sitten, so sollen sie ihn machen lassen.“ — Nicht so war es einem Prediger Namens Fuhrmann in Berlin ergangen, dessen Religionsmaximen, welche sie auch seyn mochten, hier keine Ausnahme gestatten durften. Diesem, wie noch einem andern, waren die Hausandachten strenge untersagt worden. „Nachdem Seine Königliche Majestät — heißt es in einem Rescripte in dieser Angelegenheit — in Erfahrung gebracht, daß der hiesige Prediger Schubert, zeither in seinem Hause wöchentlich gewisse Versammlungen unter dem Namen von Erbauungsstunden gehalten, Seine Majestät aber, aus bewegenden Ursachen, dergleichen Privat-Versammlungen in Partikulierhäusern um so weniger gestatten wollen, weil dadurch nicht nur allerlei Trennungen und Uneinigkeiten unter den Gemeinen zu besorgen, sondern auch dergleichen zu Zeiten Dero Herrn Vaters A. M. gänzlich verboten worden: Wie die Exempel davon mit dem Prediger Schinemayer zu Stettin, und dem Prediger Fuhrmann in Berlin noch in frischem Andenken sind; So befehlen Se. Maj. erwähntem Prediger Schubert hierdurch, die Privatversammlungen in seinem Hause einzustellen, und diejenigen, welche solche frequentiren, anzuweisen, ihre Erbauung in den öffentlichen dazu bestimmten Kirchen abzuwarten. Diese zu befördern, erlauben Se. Maj., daß, wenn die beiden dazu angesetzten Tage, in welchen der Gottesdienst in der Kirche, bei welcher der Prediger Schubert angesetzet ist, zur Erbauung der Gemeine nicht zureichend seyn sollten, noch einen Tag in gemeldeter Kirche dazu aus- und angesetzt werden könne. Wornach sich der Prediger Schubert zu achten. Potsdam den 23. Nov. 1742.“

Friedrich hatte auch den Katholiken in Berlin den Bau einer Kirche, die nach der Rotunda, dem alten Pantheon in Rom, ausgeführt wurde, erlaubt; besonders auch, da das Geld meistens aus

dem Auslande durch Collecten gesammelt wurde und diese sehr zur Verschönerung Berlins beitrug. — Die Nicolaikirche zu Berlin hatte Friedrich mit Bogengängen umgeben lassen, die aber den untern Fenstern das Licht entzogen, welches die Kirchenvorsteher zu einer Vorstellung veranlaßte. Auf diese antwortete der König: „Selig sind, die nicht sehen und doch glauben.“ — Im Jahre 1750 wurde der neue Dom eingeweiht, der nun statt des alten das Erbbegräbniß des regierenden Hauses in sich aufnahm *).

Zunächst mit dem Kirchenwesen und der religiösen Bildung steht die intelligente Seite der Volksbildung in Verbindung. Friedrichs Verhältniß zu den Schulen aber war noch mehr, als das zu der Kirche, namentlich in dieser Periode, ein negatives oder passives. Dieses mag man einigermaßen damit entschuldigen, daß die Thätigkeit Friedrichs zu sehr auf andere Punkte hingelenkt wurde. Friedrich glaubte dazu Beruf zu haben, ein Preußen zu schaffen, das Ausbilden des Geschaffenen überließ er theils der natürlichen eigenen Entwickelung, theils glaubte er hiezu einer minder kampfgerüsteten Lage zu bedürfen.

Friedrichs Ansichten über die Religion, deren verschiedene Gestaltung in Preußen und die dadurch erfolgte Rückwirkung auf das Staatsleben sind auch in einem, in dieser Periode geschriebenen Aufsatze „über Aberglauben und Religion,“ der größtentheils die geschichtliche äußere Entwicklung darstellt, niedergelegt. Dieser Aufsatz ist in drei Abschnitte eingetheilt; der erste schildert die Religionen unter dem Heidenthume, der zweite die unter dem Papstthume und der dritte die nach der Reformation. Jeder Völkerstamm hatte während des Heidenthums einen besonderen Gott. „Bei Brandenburg auf dem Harlungerberg hat man noch einen gefunden, der drei Köpfe hatte, um anzudeuten: er herrsche im Himmel, auf der Erde und in der Unterwelt. Wahrscheinlich ist dieß die Dreieinigkeit des

*) Als man die in dem alten Dome befindlich gewesenen und anderweitig aufbewahrten Särge, welche die Leichname seiner Vorfahren verschlossen, in den neuen Dom zurückbrachte, war Friedrich mit einigen Flügeladjutanten zugegen. Er befahl, den Sarg des großen Kurfürsten zu öffnen. Im Sarge sah man noch den Kurfürsten in dem Kostüme seiner Zeit, in dem Kurmantel mit einer großen Perücke, großer Halskrause, einem paar Handschuhe mit Franzen und gelben Stiefeln; das Gesicht war noch kenntlich. Der König betrachtete ernsten Auges die Leiche, ergriff die Hand des Kurfürsten und sagte mit sichtbarer Rührung zu den Umstehenden: „*Messieurs!* der hat viel gethan!“

Heidenthums." Er geht über auf einzelne Gottheiten der germanischen Stämme und bemerkt hiebei: „Leider ist es nur zu wahr, daß Irrthum und Aberglaube das Erbe der Menschheit zu seyn scheinen. Alle Nationen hatten denselben Hang zum Götzendienste; da sie alle so ziemlich eben dieselben Leidenschaften haben, so mußten natürlich auch deren Wirkungen eben dieselben seyn. Die Furcht erzeugte Leichtgläubigkeit, und die Eigenliebe (??) schrieb dem Himmel bald Antheil an dem Schicksale der Menschen zu. Daher entstanden alle die verschiedenen Arten der Religionsübungen, die, um eigentlich zu sprechen, nichts anderes waren, als auf mannigfache Art modificirte ausschweifende Unterwerfungszeichen, um den Zorn des Himmels, vor dem man sich fürchtete, abzuwenden. Die Vernunft der Menschen war durch den Schrecken, den alle Arten von Unglücksfällen bei ihnen erregten, entartet und niedergedrückt; sie wußte nicht, an wen sie sich wenden sollte, um gegen die Furcht vor ihnen zu sichern. So wie nun Kranke ihre Zuflucht zu allen Hilfsmitteln nehmen, um zu versuchen, ob sie nicht ein heilsames darunter finden würden: so nahm das verblendete Menschengeschlecht ein göttliches Wesen und eine hilfreiche Kraft in allen Naturgegenständen an. Diese wurden von den erhabensten bis zu den niedrigsten angebetet: den Erdschwämmen dampfte Weihrauch; dem Krokodill waren Altäre errichtet; den Bildsäulen großer Männer, die zuerst Beherrscher der Nationen gewesen, wurden Tempel errichtet und Opfer dargebracht. Ja in den Zeiten, wo eine allgemeine Landplage ein Land verheerte, verdoppelte sich der Aberglaube noch." Man ersieht hieraus, daß Friedrich, abgesehen von seinen eigenen skeptischen Grundsätzen, den unhaltbaren Grundsatz festhielt: Timor fecit deos (die Furcht hieß den Menschen göttliche Wesen anerkennen). Nun wird die Verehrungsweise einiger Gottheiten erwähnt und dabei das Streben der Gelehrten gerügt, welche die deutschen Gottheiten aus Griechenland und Rom herleiten wollten, „als ob griechischer Unsinn besser wäre, als deutscher." — Als sich die Reichthümer vermehrten, schlich sich auch Luxus in die Religion ein. „So wie die Sitten milder wurden, bezogen die Götter Städte," obgleich die Verehrung geheiligter Haine noch nicht ganz aufhörte. „Die Priester jener Zeiten waren listiger und betrügerischer, als das Volk. Außer ihrem Priesterthum trieben sie noch eine dreifache Charlatanerie: sie schmiedeten Orakel, gaben sich mit Sterndeuterei und mit Arzneikunde ab. So vielerlei List ist nicht einmal nöthig, um das schwachköpfige und ungebildete Volk zu täu-

schen. Auch hielt es schwer, eine Religion auszurotten, die durch so mancherlei Aberglauben Wurzel gefaßt hatte. Ganz Deutschland hing noch am Götzendienste, als Karl der Große und nach ihm Heinrich der Vogler es unternahmen, die darin wohnenden Völker zu bekehren. Nach vielen vergeblichen Bemühungen gelang es ihnen nur dadurch, daß sie den Götzendienst in Strömen vergossenen Menschenblutes ertränkten." Nun geht Friedrich auf den zweiten Abschnitt mit der Bemerkung über: „Alle Völker haben die Thorheit, den Adel ihrer Gesetze, ihrer Gebräuche und ihrer Religion durch ihr Alterthum beweisen zu wollen. So hat man behaupten wollen, der Apostel Thomas habe das Evangelium in Norddeutschland verkündet. So mußte er denn nichts als Unglauben gepredigt haben; denn das Volk blieb noch lange nach ihm heidnisch." Kaiser Karl der Große hatte die Sachsen und Brandenburger unterjocht und ihnen mit dem Schwerte das Christenthum eingeschärft. Aber Blut ist ein schlechter Kitt, besonders bei der Aufhaunung neuer Grundsätze und Lehren, und namentlich sträubten sich die Völker germanischen Ursprungs, abgeneigt, eine dem Orient entwachsene Religion anzunehmen. Sie fielen nach und nach wieder davon ab, und erst Heinrich dem Vogler gelang es, nach abermaligem Blutvergießen, das Christenthum dauerhaft im Norden Deutschlands einzuführen. „Die Christen vernichteten aus Eifer die Götzenbilder des Heidenthums, so daß nun beinahe keine Spur davon übrig geblieben ist. Die leeren Tempel dieser Götzenbilder wurden mit Heiligen aller Art ausgefüllt, und neue Irrthümer folgten den alten." Im Jahre 949 stiftete Kaiser Otto I. Bisthümer, gleichsam als Citadellen des neu gewonnenen Landes. „Als Brandenburg einmal zum Christenthume bekehrt war, verfiel es bald in die Ausschweifungen eines falschen Religionseifers: es machte sich zu gleicher Zeit dem Papste, dem Kaiser und seinem Regenten, dem Markgrafen, zinsbar. Nicht lange, so bereute das Volk seine Albernheit: es bedauerte seine Götzenbilder, diese handgreiflichen Gegenstände seiner Verehrung, die ihm weit weniger lästig waren, als der Tribut, den es jährlich dem Papste bezahlte, ohne diesen jemals zu sehen. Liebe zur Freiheit, die Macht eines alten Vorurtheils, und Interesse — Alles führte das Volk zu seinen falschen Göttern." Das Heidenthum wurde wieder gewaltsam restaurirt. „Nun ward das Christenthum zum drittenmale in Brandenburg durch Krieger eingeführt. Die triumphirende katholische Religion zeigte sich jetzt rücksichtslos, und erregte das größte Aergerniß. Die Bischöfe waren

unwissend, grausam, und überdieß kriegerisch; sie zogen persönlich gegen die Markgrafen und andere Nachbarn zu Felde, plünderten, sengten und brennten in der umliegenden Gegend, und maßten sich, ungeachtet eines so mit Lastern befleckten Lebens, eine unumschränkte Macht über die Gewissen an. Die grobe Unwissenheit, worin die Völker des dreizehnten Jahrhunderts lebten, war ein Boden, auf welchem der Aberglaube gedeihen mußte. Auch fehlte es nicht an Wundern oder an irgend einer Betrügerei, die das Ansehen der Priester befestigen konnte." Nachdem er nun einige solcher Beispiele erzählt, fährt er fort: „Im dreizehnten Jahrhunderte entstanden die meisten geistlichen Orden; der Papst stiftete in Deutschland, und also auch in Brandenburg, so viele als er nur konnte, und zwar unter dem Vorwande, das Volk dadurch in dem Christenthum zu befestigen. Menschenfeinde, Müßiggänger, Träge und Leute aller Art, die sich in der Welt entehrt hatten, flohen zu diesen heiligen Freistätten, und machten den Staat an Unterthanen arm, indem sie sich der menschlichen Gesellschaft entzogen, und dem Segen entsagten, den Gott unsern ersten Eltern gab. Sie waren den Bürgern zur Last, da sie nur von Almosen lebten, oder unrechtmäßige Erwerbungen machten. Aber obgleich diese Stiftungen den Gesetzen der menschlichen Gesellschaft und der Politik gleich sehr zuwider waren, so führte der Papst sie doch in ganz Europa ein, und brachte es ohne Widerstand dahin, daß er, auf Kosten aller Fürsten, ein mächtiges Heer von Priestern errichtete, und in Ländern, über die er gar keine Souveränetätsrechte hatte, starke Besatzungen halten konnte. Doch — in jenen Zeiten waren die Nationen bornirt, die Fürsten schwach und die Religion triumphirend." Er geht nun auf die Schwärmerei einiger Sekten und die Widersinnigkeit der Ablaßkrämerei über. Das Jahrhundert, welches Leo X. in Italien dadurch berühmt machte, daß er daselbst die schönen Künste und die Wissenschaften wieder auferweckte, die so lange unter Unwissenheit und schlechtem Geschmacke begraben gelegen hatten, dieß Jahrhundert war für die Nationen diesseits der Alpen nicht so berühmt. Deutschland war noch in der tiefsten Unwissenheit versunken, und schmachtete unter einer ganz barbarischen Regierung. Es gab keine bessern Sitten, keine Kenntnisse, und die menschliche Vernunft blieb, da sie des Lichtes der Philosophie beraubt war, in ihrem Stumpfsinne begraben. Geistlichkeit und Volk befanden sich in dieser Hinsicht in gleichem Falle, und hatten einander nichts vorzuwerfen. Zu dieser Zeit, wo die Priester die Leichtgläubigkeit des Volkes so

augenscheinlich mißbrauchten, wo sie sich der Religion bedienten, um sich zu bereichern, wo die Geistlichen das ärgerlichste Leben führten — zu dieser Zeit unternahm es ein schlichter Mönch, so viele Mißbräuche abzuschaffen. Er gab durch sein Beispiel den Menschen den Gebrauch der Vernunft wieder, der ihnen so viele Jahrhunderte hindurch versagt worden war, und ihr Geist, durch die wiedererworbene Freiheit ermuthigt, erweiterte den Kreis der Kenntnisse nach allen Seiten hin." Indem nun zum dritten Abschnitte übergegangen wird, erklärt Friedrich, daß er das Reformationswerk nicht vom theologischen oder geschichtlichen Standpunkte aus, sondern vom rein philosophischen betrachten wolle. „Die katholische (christliche, nachher in katholische ausgeartete) Religion, die sich auf den Trümmern der jüdischen und der heidnischen erhoben hatte, bestand nun schon beinahe fünfzehn Jahrhunderte. Sie zeigte sich, als man sie verfolgte, demüthig und sanft, ward aber, als sie gegründet war, stolz, und verfolgte nun ihrer Seits. Alle Christen waren dem Papste unterworfen, den sie für unfehlbar hielten; und diese errangen dadurch eine weiter ausgedehnte Gewalt, als irgend ein noch so despotischer Souverain. Gegen eine so fest gegründete Macht erhob sich ein wenig bedeutender Mönch, und nun warf halb Europa das römische Joch ab. — Alle Ursachen, welche zu dieser außerordentlichen Veränderung beitrugen, waren schon lange vor dem Ausbruche vorhanden gewesen, und hatten die Menschen schon lange zu dieser Entwicklung vorbereitet. Die christliche Religion war so ausgeartet, daß man die Grundzüge ihrer ersten Stiftung gar nicht mehr erkannte. Bei ihrem Entstehen war die Reinheit ihrer Moral unübertrefflich, aber der Hang der Menschen zur Verderbniß entstellte sie in der Ausübung bald. So sind die reinsten Quellen des Guten der Grund des Uebels aller Art für die Menschen geworden. Dieselbe Religion, welche Demuth, Menschenliebe und Geduld lehrte, setzte sich mit Feuer und Schwert fest. Die Diener der Altäre, deren Loos Heiligkeit und Armuth seyn sollte, führten ein ärgerliches Leben; sie erwarben sich Reichthümer, wurden ehrsüchtig, und Einige von ihnen sogar mächtige Fürsten. Der Papst, der ursprünglich von den Kaisern abhängig war, maßte sich die Macht an, diese ein- und abzusetzen; er blitzte mit dem Bannstrahl, belegte Königreiche mit dem Interdikt, und ging so außerordentlich weit, daß endlich die Welt sich auf irgend eine Art gegen so viele Mißbräuche empören mußte. — Die Religion verändert sich eben so, wie die Sitten.

Sie verlor von Jahrhundert zu Jahrhundert stets mehr von ihrer Einfalt, und ward durch die viele Schminke unkenntlich. Alles, womit man sie vermehrte, war nur ein Werk der Menschen, und folglich so vergänglich wie diese. Auf dem Concilium zu Nicäa (325) ward der Sohn in der Gottheit dem Vater für gleich erklärt: nun kam zu diesen beiden Personen noch der heilige Geist hinzu, und die Dreieinigkeit war da. Das Concilium zu Toledo (400) verbot den Priestern die Ehe; indeß unterwarfen sie sich dem Willen der Kirche nicht eher, als im dreizehnten Jahrhunderte. Das Tridentinische Concilium machte hernach aus jener Verordnung eine Glaubenslehre. Das zweite Nicäische Concilium (786) autorisirte den Bilderdienst, und die Väter des Tridentinischen, das im Jahr 1545 gehalten wurde, setzten die Transsubstantiation fest. Die theologischen Schüler behaupteten die Unfehlbarkeit des Papstes schon, seitdem die Bischöfe von Rom und von Konstantinopel mit einander stritten. Einige Eremiten stifteten religiöse Orden, und brachten ein Leben, das sie in Thätigkeit zum Besten der menschlichen Gesellschaft hätten anwenden sollen, ganz in Beschaulichkeit zu. Die Klöster vervielfältigten sich bis ins Unendliche, und es ward ein großer Theil der Menschheit darin begraben. Endlich erfand man alle Arten von Betrügereien, um die Treuherzigkeit der großen Masse zu überlisten; und falsche Wunder wurden beinahe alltäglich. Indeß, durch Veränderungen in den Glaubensartikeln konnte die Reformation nicht bewirkt werden. Von den denkenden Köpfen richten die Meisten ihren Scharfsinn auf die Seite des Eigennutzes und des Ehrgeizes; nur Wenige combiniren abstracte Begriffe, und noch Wenigere denken tief über so wichtige Gegenstände nach. Das Volk aber, der ehrwürdigste, zahlreichste und unglücklichste Theil der Menschengesellschaft, empfängt die Eindrücke, welche man ihm gibt. — Mit der tyrannischen Gewalt, welche die Geistlichkeit über die Gewissen ausübte, verhielt es sich nicht so. Die Priester beraubten die Menschen ihres Vermögens und ihrer Freiheit. Diese Sklaverei, die täglich drückender wurde, erregte schon Murren. Der stumpfsinnigste Mensch bemerkt, sobald er nur fühlt, ebenso wie der geistvolle, das Uebel, das er duldet. Alle streben nach ihrem Wohle: sie ertragen wohl einige Zeit, aber endlich reißt ihre Geduld." Friedrich glaubt, daß, wenn die Reformation nicht aus dem Klerus entstanden wäre, sie durch manche Vorbereitungen veranlaßt von Außen hätte kommen müssen. „Luther zerriß mit kühner Hand einen Theil von der Binde des Aberglaubens." Es ist sonderbar,

daß Friedrich hierbei äußert, die Reformation habe vielleicht den Gottesdienst zu kahl und prunklos gemacht." Die Reformation war für die Welt und besonders den Fortschritten des menschlichen Geistes nützlich. Die Protestanten, die nun über die Gegenstände des Glaubens nachdenken mußten, machten sich auf einmal von den Vorurtheilen ihrer Erziehung los, und sahen sich nun in Freiheit, sich ihrer Vernunft zu bedienen, die den Menschen zur Führerin gegeben ist, und von der sie wenigstens bei dem wichtigsten Gegenstande ihres Lebens Gebrauch machen sollen. Die Katholiken mußten jetzt, da man sie lebhaft angriff, sich vertheidigen, die Geistlichen studirten nun und rissen sich aus der schmählichen Unwissenheit, in der sie fast allgemein versunken waren. — Gäbe es nur Eine Religion in der Welt, so würde sie stolz und über alle Maßen herrschsüchtig seyn. Die Geistlichen wären in diesem Falle Tyrannen, die ihre Strenge das Volk fühlen ließen, und nur gegen ihre eigenen Verbrechen nachsichtig wären. Glaube, Ehrsucht und Politik würden ihnen die ganze Erde unterwerfen. Jetzt aber, da es ihrer mehrere gibt, entfernt sich keine der Sekten von dem Wege der Mäßigung, ohne es zu bereuen. Das Beispiel der Reformation ist ein Zaum, der den Papst verhindert, sich seiner Ehrsucht zu überlassen, und er befürchtet nun mit Recht den Abfall seiner Kirchenglieder, wenn er seine Macht mißbrauchen wollte. Auch ist er mit dem Kirchenbanne behutsamer, seitdem ein solcher ihm Heinrich VIII. und das Königreich England entrissen hat. Die katholische und protestantische Geistlichkeit beobachtete sich gegenseitig mit gleichem Willen, zu tadeln. Nun sind beide Theile gezwungen, wenigstens äußern Anstand zu beobachten, und so bleibt Alles im Gleichgewicht. Wohl ihnen, wenn Partheigeist, Fanatismus und übermäßige Verblendung sie nie in Kriege stürzen, deren Charakter Wuth ist, und die von Christen nie geführt werden sollten. — Betrachtet man die Religion bloß von der Seite der Politik, so scheint die protestantische den Republiken, so wie den Monarchien, am angemessensten. Sie verträgt sich am besten mit dem Geiste der Freiheit, der das Wesen der ersteren bildet. Denn in einem Staate, wo man Kaufleute, Ackerbauer, Handwerker, Soldaten, mit einem Worte, Unterthanen braucht, sind Bürger, die das Gelübde thun, das menschliche Geschlecht nicht fortzupflanzen, zuverlässig schädlich. — In Monarchien ist die protestantische Religion, da sie von Niemand abhängt, ganz der Regierung unterworfen, die katholische hingegen bildet in dem weltlichen Staate des Fürsten einen geistlichen allmächtigen

an Komplotten und Ränken fruchtbaren; ihre Priester, welche die Gewissen beherrschen und nur den Papst als ihren Oberherrn anerkennen, behaupten eine größere Herrschaft über das Volk, als dessen Regent; und durch die Geschicklichkeit, die Sache Gottes mit dem Ehrgeize der Menschen zu vermischen, ist der Papst mit den Fürsten oft in Streitigkeiten über solche Dinge gerathen, die durchaus nicht in den Bereich der Kirche gehören." In Brandenburg fühlte man schon längst das Drückende der so vielfältigen Abgaben, „die der Papst von der Leichtgläubigkeit erhob," und Friedrich stellt die Behauptung auf, daß namentlich diese materiellen Interessen dem Gedeihen der Reformation bei dem Volke förderlich gewesen seyen. Es ist dieß um so denkbarer, da geistige und materielle Interessen meist eng verknüpft sind, ohne daß man diese als Hauptbeförderungsgrund eines Fortschrittes anzusehen braucht. Joachim II. ward ein eifriger Anhänger der Reformation, die, wie Friedrich auseinandersetzt, noch manchen krassen Aberglauben unangetastet ließ. Johann Sigismund wurde reformirt, um Holland zu seinem Beistand zu gewinnen. „Seitdem Luther eine Kirchenspaltung verursacht hatte, wendeten die Päpste und die Kaiser alle nur mögliche Mühe an, um eine Wiedervereinigung zu bewirken. Die Theologen beider Partheien hielten bald in Augsburg, bald in Thorn Conferenzen; und auf jedem Reichstage wurden Religionsgegenstände verhandelt. Doch alle diese Versuche waren fruchtlos. Es entstand endlich ein grausamer und blutiger Krieg, der oft gedämmt wurde und dann bald wieder ausbrach. Die Ehrsucht der Kaiser, welche die Freiheit der Fürsten und das Gewissen der Völker unterdrücken wollten, entzündete ihn oft von Neuem; doch Frankreichs Eifersucht und Gustav Adolphs Ehrgeiz (?) retteten Deutschland und die Religion von dem Despotismus Oesterreichs. Die Kurfürsten von Brandenburg verfuhren bei diesen Unruhen mit Weisheit, sie waren gemäßigt und duldsam." Friedrich I. mußte hernach zwar einigemals als Repressalie gegen den Kurfürsten von der Pfalz, der seine protestantischen Unterthanen drückte, die katholischen Kirchen seines Landes schließen lassen, doch war dieß nur vorübergehend. Noch lange herrschte Aberglaube am Hof und im Volke, und im Jahre 1708 wurde noch eine alte Frau als Hexe verbrannt. „Von allen Gelehrten, die Deutschland Glanz verliehen, haben Leibnitz und Thomasius dem menschlichen Geiste die wesentlichsten Dienste geleistet; sie zeigten ihm den Weg, auf welchem er zur Wahrheit gelangen kann; sie bekämpften die Vorurtheile aller Art; beriefen sich in allen ihren Werken auf die Analogie

und auf die Erfahrung (diese beiden Krücken, an denen wir uns durch die Bahn des Philosophirens schleppen), und erhielten eine Menge Schüler. — Unter der Regierung Friedrich Wilhelms wurden die Reformirten friedfertiger, und die Religionsstreitigkeiten hörten auf. Die Lutheraner benützten diese Stille. Franke, einer von ihren Predigern, legte, ohne selbst etwas dazu herzugeben, in Halle eine Schule an, worin junge Theologen gebildet wurden, und aus der in der Folge ganze Schwärme von Priestern kamen. Diese stifteten eine Secte von strengen Lutheranern, denen weiter nichts fehlte, als das Grab des heiligen Paris, und ein Abbé Becherand, um auf demselben Konvulsionen zu haben. Es sind protestantische Jansenisten, die sich durch ihre mystische Strenge von den andern unterscheiden. Seitdem kommen allerlei Arten von Quäkern zum Vorschein u. s. w. — Alle diese Secten leben hier in Frieden und tragen gleich viel zum Glücke des Staates bei. Es gibt keine Religion, die sich in Bezug auf die Moral weit von den übrigen entfernte; sie können folglich der Regierung alle gleich seyn. Diese läßt daher Jedem die Freiheit, auf welchem Wege er will, zum Himmel zu gelangen. Wenn er nur ein guter Bürger ist: mehr verlangt man nicht von ihm. Falscher Religionseifer ist ein Tyrann, der die Provinzen entvölkert; Toleranz aber eine zärtliche Mutter, die sie pflegt und blühend macht." —

Die Thätigkeit Friedrichs war in Bezug auf das Justiz-, Finanz- und Kirchenwesen nicht so bedeutend, als hinsichtlich des Militärwesens. Wenn wir dort Gelegenheit hatten, manche Fehler und Schwächen des Königs zu bemerken, die wohl meistens in großen Eigenschaften desselben wurzeln mochten, und einerseits seine Größe, andererseits aber auch die menschliche Schwäche überhaupt zeigen; so sind wir hier bei derjenigen Seite seiner Thätigkeit angelangt, welche vielleicht nur der Tadel treffen könnte, daß sie zu stark war und die gehörige Erfüllung anderer Pflichten wohl auf gewisse Weise verhinderte. Ein solcher Tadel aber ist größtentheils eine Entschuldigung zu nennen. Denn es waren die Umstände, es war die Macht der Nothwendigkeit, welche der Kraft und dem Streben Friedrichs diese Richtung gaben, oder es waren doch wenigstens die nothwendigen Folgen einer, von seinem ganzen Charakter und seinem innersten Wesen unzertrennlichen Handlungsweise, welche ihn auf diese Seite hin rissen. Sobald Friedrich den ersten Schritt gethan hatte, um Preußen zu einer Großmacht zu erheben, so hatte er auch zugleich sich in die Nothwendigkeit versetzt, einen Militär-

staat aus demselben zu bilden, und also alle möglichen Mittel anzuwenden und alle Kräfte aufs Aeußerste anzustrengen, um eine, für die Größe und Beschaffenheit seiner Länder freilich unverhältnißmäßige, aber eben darum außergewöhnliche Macht nach Außen zu entwickeln. Von dem geschichtlichen Gesichtspunkte aus betrachtet, kann man sich aber nur darüber freuen, daß Friedrich diese Bahn des Ruhmes und eben dadurch auch der höheren Wirksamkeit betrat. Er hätte in dem Innern seines Staates noch so Großes wirken mögen, es würde zwar unmittelbar und in seinem Kreise die heilsamsten Folgen gehabt haben, aber die übrige Welt würde sich wenig darum bekümmert haben, wie ein unbedeutender König in einem unbedeutenden Staate des nördlichen Deutschlands seine Unterthanen regiere, wenn er sich nicht die Aufmerksamkeit durch seine Staunen erregenden Thaten errungen und erkämpft hätte. Nur dadurch, daß Friedrich als Feldherr glänzte, konnte er als Regent wirken, auch durch die Macht seines Beispiels wirken. — Es war aber in dieser Beziehung seit seinem Regierungsantritte, und namentlich seit dem ersten schlesischen Kriege, in der Richtung seines — an sich freilich unveränderten — Charakters selbst in der That eine merkliche Veränderung vorgegangen. Seine ehemalige Abneigung gegen das Militärwesen kam aus dem tiefen Grunde selbstgefaßter Vorsätze und festgestellter Grundsätze. Er hatte sich in seiner Jugend vielleicht ein stilles, gleichsam idyllisches Wirken, welches einzig und allein auf die väterliche Beglückung seiner Unterthanen und auf das Leben für Poesie und Wissenschaft bedacht war, vorgezeichnet und mit den lebhaften Farben jugendlicher Begeisterung ausgemalt. Kaum aber hatte er den Thron bestiegen, so erschien in der Gestalt lockender Gelegenheit und mit der Stimme der Regentenpflicht „das Phantom des Ruhmes," wie er es nannte, regte alle schlummernden und erwachten Kräfte in ihm auf, und rief ihn hinaus auf die gefahrvolle Bahn des kriegerischen Lebens und kriegerischer Thaten. Das war hierbei auch ihm klar — und verschiedene Stellen aus seinen Schriften über seine damalige Stimmung beweisen dieses — daß der Ruhm und die Ehre, die er für sich erkämpfte, auch zugleich den Ruhm und die Ehre seines Staates, hiermit also auch dessen, was in diesem Staate gewirkt wurde, begründete. — So wie es nun für die wahre Kenntniß und namentlich für die richtige Beurtheilung einer historischen Person durchaus nothwendig ist, daß man den früheren Ausdruck seiner Gesinnungen und Grundsätze mit seinen späteren Handlungen vor-

züglich, aber auch mit den Gesinnungen und Grundsätzen, welche er später und bei veränderten Umständen ausgesprochen, vergleiche, nicht nur, um zu begreifen, wie aus bestimmten Ansichten bestimmte Handlungen nothwendig hervorgehen mußten, sondern auch, um beurtheilen zu können, inwieferne die spätere Ausübung mit dem früheren Vorsatze übereinstimmte oder nicht, ob die spätere That der früher geäußerten Gedanken würdig war oder nicht; eben so ist es auch hier von ungemeinem Interesse und für die Kenntniß und richtige Beurtheilung Friedrichs sehr wesentlich, die Grundsätze, welche er in Beziehung auf den Krieg in seiner früheren Jugend aussprach, mit denen zu vergleichen, zu welchen er sich der That und den Worten nach in dieser Hinsicht bekannte, als er die Waffen längst ergriffen und sich den Ruhm des Feldherren erworben hatte. Eine solche Vergleichung gewährt die Zusammenstellung der von Friedrich in seinem Antimacchiavell hinsichtlich des Krieges ausgesprochenen Ansichten mit denen, zu welchen er sich in einem, in dieser Periode geschriebenen (als schriftstellerische Arbeit betrachtet, übrigens sehr unbedeutenden und in manchen Beziehungen fehlerhaften) Aufsatze: „Ueber den Krieg" bekannte. — Hiebei finden wir, daß er den früher ausgesprochenen Hauptgrundsätzen allerdings auch später vollkommen treu blieb, daß sich aber bei ihm doch in dieser Periode mehr Liebe zum kriegerischen Leben entwickelt hatte, so daß ihm dasselbe beinahe um seiner selbst willen werth geworden wäre. — „Es stünde sehr glücklich um die Welt — heißt es im Antimacchiavell — wenn die Unterhandlungen das einzige Mittel wären, sich Gerechtigkeit zu verschaffen und Friede und Eintracht unter den Völkern herzustellen. Man würde dann Gründe statt der Waffen gebrauchen und bloß einander zu widerlegen suchen, anstatt einander das Leben zu nehmen. Aber eine traurige Nothwendigkeit zwingt die Fürsten, einen viel grausameren Ausweg zu betreten: es gibt Fälle, wo die Freiheit der Völker, welche ein anderer ungerechter Weise unterdrücken will, mit den Waffen vertheidigt werden muß; wo man das, was die Unbilligkeit der Sanftmuth verweigert, durch Gewalt sich zu verschaffen genöthigt ist; wo die Fürsten die Sache ihrer Nationen dem Schicksale der Schlachten überlassen müssen. Bei solchen Fällen erhält der anscheinend falsche Satz Wahrheit, daß ein guter Krieg einen guten Frieden verschafft und bestärkt. — Die Ursache macht einen Krieg gerecht oder ungerecht. Oft verblenden Ehrsucht und Leidenschaften den Fürsten die Augen und malen ihnen die gewaltthätigsten Handlungen mit den schönsten

Farben aus. Immer aber bleibt der Krieg nur der letzte Ausweg in der Noth; daher muß man ihn nur mit Vorsicht, nur in ganz verzweifelten Fällen anwenden; man muß genau untersuchen, ob man durch eine Täuschung des eigenen Stolzes, oder durch eine wirkliche, ihn unumgänglich nothwendig machende Ursache zu demselben bewogen werde. — Es gibt Vertheidigungskriege, und diese sind ohne Zweifel die allergerechtesten. Es gibt Kriege wegen eines Staatsinteresses; wenn nämlich Könige gezwungen sind, die ihnen streitig gemachten Rechte selbst zu behaupten. Sie führen dann ihren Prozeß mit gewaffneter Hand, und Schlachten entscheiden über die Gültigkeit ihrer Rechtsgründe. Es gibt Kriege aus Vorsicht; und die Fürsten handeln weise, wenn sie dieselben führen. Sie sind zwar der angreifende Theil, aber darum nicht minder gerecht. Wenn die übermäßige Größe einer Macht bald aus ihren Ufern treten zu wollen scheint, und den Erdball zu überschwemmen droht; dann ist es der Klugheit gemäß, ihr Dämme entgegen zu setzen, und den stürmischen Lauf eines reißenden Stromes aufzuhalten, so lange man es noch im Stande ist. Man sieht die Wolken sich zusammenziehen; man sieht das drohende Gewitter entstehen, und sieht die Blitze, die es ankündigen. Kann dann der Fürst, den dieses Ungewitter bedroht, nicht ganz allein die Gefahr abwenden, so wird er, wenn er weise ist, sich mit allen denen vereinigen, welchen gleiche Gefahr gleiches Interesse gibt." — „Es ist der Klugheit gemäß, das geringere Uebel dem größeren vorzuziehen. Ein Fürst thut also besser daran, wenn er, so lange es ihm noch frei steht, zwischen dem Oelzweige und dem Lorbeer zu wählen, einen Angriffskrieg unternimmt, als wenn er bis auf hoffnungslose Zeiten wartet, wo eine Kriegserklärung seine Sclaverei und seinen Untergang nur auf kurze Zeit zurückhalten kann. Es ist ein unbestreitbarer Grundsatz, daß es besser ist, Andern zuvorzukommen, als sich von ihnen zuvorkommen zu lassen; und immer haben die großen Männer sich gut dabei befunden, wenn sie ihre Macht gebrauchten, ehe ihre Feinde Einrichtungen treffen konnten, welche ihnen die Hände gebunden und die Kräfte geraubt hätten." — „Alle Kriege, welche keinen andern Zweck haben, als die ungerechten Eroberer zurückzutreiben, die gesetzmäßigen Rechte, unverletzt zu erhalten, die allgemeine Freiheit sicher zu stellen, und sich vor den Unterdrückungen und Gewaltthätigkeiten der Ehrsüchtigen zu retten, alle diese Kriege werden sich mit der Gerechtigkeit vertragen. Die Fürsten, welche dergleichen unternehmen, sind unschuldig an dem vergossenen Blute; sie handeln

der Nothwendigkeit gemäß, und unter solchen Verhältnissen ist der Krieg ein geringeres Uebel als der Friede. — Dieser Gegenstand führt natürlicher Weise auf einen gewissen Handel, der im Alterthume unerhört war, den aber jetzt einige Fürsten mit dem Blute ihrer Unterthanen treiben. Ihr Hof ist gleichsam die Versteigerungsbude, wo ihre Truppen denen, welche die meisten Subsidiengelder bieten, zugeschlagen werden. — Das Militär wurde zur Vertheidigung des Vaterlandes errichtet. Wenn man nun die Truppen an Andere vermiethet, wie man Bullenbeißer und Stiere zum Kampfe verkauft, so kehrt man, wie mich dünkt, die Natur des Handels und des Krieges um. Man sagt: es sey nicht recht, heilige Gegenstände zu veräußern; nun, gibt es denn wohl etwas Heiligeres, als Menschenblut?" — „Der Krieg überhaupt ist so fruchtbar an Unglück, sein Ausgang so unsicher, seine Folgen für ein Land so verderblich, daß die Fürsten nicht genug darüber nachdenken können, ehe sie sich auf ihn einlassen. Die Gewaltthätigkeiten, welche die Truppen im feindlichen Lande begehen, sind Nichts im Vergleiche mit dem Elend, welches für die Staaten der kriegführenden Mächte geradezu aus ihrem Kriege entspringt." — „Ich bin überzeugt, daß die Monarchen, wenn sie ein wahres und getreues Bild von all dem Elende sehen würden, das nur eine einzige Kriegserklärung über die Völker bringt, im Innersten davon ergriffen seyn würden. Ihre Phantasie ist nur nicht lebhaft genug, um ihnen die Leiden, welche sie nie gekannt haben, und gegen welche ihr Stand sie sichert, naturtreu zu schildern. Wie sollten sie Etwas von den Auflagen empfinden, welche das Volk drücken? ferner von der Wegnahme der jungen Mannschaft im Lande durch das Rekrutiren? von den ansteckenden Krankheiten, durch welche die Heere zu Grunde gerichtet werden? von den Gräueln einer Schlacht und von manchen noch mörderischeren Belagerungen? von der Verzweiflung der Verwundeten, welche das feindliche Schwert einiger Glieder, der einzigen Werkzeuge ihres Fleißes und ihres Erwerbes, beraubte? von dem Kummer der Waisen, die durch den Tod ihres Vaters die einzige Stütze ihrer Schwachheit verlieren? von dem Verluste so vieler für den Staat brauchbarer Menschen, welche das Schwert des Krieges vor der Zeit weggerafft? — Die Fürsten sind ja nur in der Welt, um die Menschen glücklich zu machen, und sollten daher Alles wohl erwägen, bevor sie dieselben, aus thörichten und nichtigen Gründen, dem Fürchterlichsten, was die Menschheit kennt, aussetzen. — Die Regenten, welche ihre Unterthanen für Sclaven halten, opfern sie

ohne Erbarmen auf und sehen sie unbekümmert fallen; die Fürsten aber, welche die Menschen als ihre Brüder und das Volk als den Körper betrachten, dessen Seele sie sind, diese gehen sparsam mit dem Blute ihrer Unterthanen um." — Der Grundansicht nach in gleichem Sinne, aber doch mit der bemerkten kleinen Verschiedenheit der Richtung, spricht sich auch Friedrich in dem genannten Aufsatze: „Ueber den Krieg" aus, dessen ganze Tendenz es ist, „es dahin zu bringen, daß ein Theil der Menschen den Kriegsstand aus löblicheren Gründen, als aus Eitelkeit oder niedrigem Eigennutz, wählen, und daß der andere, der ohne Grund gegen den Krieg entscheidet, ihn weniger hassen solle." „Wie? — ruft er dort aus — sollten die Menschen nur geschaffen seyn, um die Eitelkeit eines Ehrgeizigen aus ihrer Mitte zu befriedigen? Nein, Menschenblut ist zu kostbar, als daß es vergossen werden dürfte, um den Vergrößerungsdurst eines ehrgeizigen Fürsten zu stillen. Nur die Nothwendigkeit rechtfertigt ein solches Verfahren, und diese findet nicht eher statt, als wenn ein ungerechter Feind seine Kräfte anstrengen will, um ein unschuldiges Volk zu unterdrücken, und einen Fürsten, der ihn nicht im mindesten beleidigt hat, anzugreifen." — „Welche Grausamkeit, so viele achtenswerthe Mitglieder eines Staates und des Vaterlandes morden zu lassen, um sich einen Schatz zu sammeln! Wie ist es möglich, daß die Natur solche Seelen schaffen kann! Sie sollten auf die schrecklichste Art aus der Anzahl der Lebendigen vertilgt werden. Aber die Natur verachtet und verabscheut diese Ungeheuer. Selbst der Preis ihrer Niederträchtigkeiten schreit im Namen der Unglücklichen, die sie ihrer unersättlichen Habgier geopfert haben, um Rache. Das Gold und Silber, das sie durch ihre Grausamkeiten zusammenhäuften, rückt ihnen immer ihr schwarzes Verbrechen vor; und die Vergnügungen, die sie durch dasselbe zu genießen glauben, müssen sich in ein nagendes Gift verwandeln, das ihnen die schrecklichsten Bitterkeiten beimischt, um jene Wesen zu vernichten, die, weil sie die menschliche Natur ablegen, nur mit wilden Thieren verglichen zu werden verdienen. Ja, ich sage ganz dreist, und auf die Gerechtigkeit meiner Sache gestützt: Jeder, der aus einer von diesen schrecklichen Absichten (entweder um seine Eitelkeit zu befriedigen, oder um Schätze anzuhäufen) das Handwerk des Krieges ergreift, muß aus der Anzahl der Menschen vertilgt werden, und verdient, als ein Schandfleck der Natur, nur die tiefste Verachtung." — „Doch — heißt es dann weiter — ob ich gleich gegen diese Menschen voll Eitelkeit mich ausspreche, so bitte ich doch, ja nicht daraus zu schließen,

daß ich den Ehrgeiz und die Liebe zum Ruhme verachte. Nein, diese Ungerechtigkeit sey fern von mir! Ich bin zu sehr überzeugt, daß diese beiden Affecte die Triebfedern sind, welche die Menschen zur Erfüllung ihrer Pflichten antreiben. Deßhalb muß man sie besitzen, oder man wird auf dem Schauplatze der Welt eine traurige und schlechte Rolle spielen. Ohne Furcht vor Widerspruch behaupte ich dreist, daß der, den diese Leidenschaften nicht aufreizen, nie der Unsterblichkeit werth seyn und nie Thaten thun wird, durch die er mit Recht vor den übrigen Menschen ausgezeichnet zu werden verdient. — Uebrigens sind Ehrgeiz und Ruhmbegierde, ob man sie gleich oft mit der Eitelkeit verwechselt, so weit von dieser entfernt, daß derjenige, welcher die beiden ersteren besitzt, wohl nicht befürchten darf, in die letztere zu verfallen. Der wahre Ehrgeiz besteht in dem Verlangen, sich durch tugendhafte Handlungen vor den übrigen Sterblichen auszuzeichnen; und in dieses setzt der rechtschaffene Mann seinen Ruhm, den er allerdings lieben darf. Indeß müssen Ehrgeiz und Ruhmbegierde allein uns nie antreiben, Kriege zu führen; denn sonst würden sie uns oft zu ungerechten hinreißen." — „Ich gestehe es zu, daß vor dem Kriege, wenn man nur auf seine unglücklichen Wirkungen sieht, die menschliche Natur erschrecken muß. Die zerstreuten Glieder, die auf dem Schlachtfelde umherliegen, die Wuth des wilden Soldaten, der sich in dem Blute seines Feindes badet, verlassene Wittwen, hilflose Waisen, eine Stadt in Flammen, das Geschrei klagender Menschen, die aus ihren Wohnungen verjagt werden — das Alles sind Dinge, bei denen jede fühlende Seele vor Entsetzen beben muß." — Dessen ungeachtet aber „gibt es, wenn der Krieg die gerechte Vertheidigung eines Volkes ist, dem die Tyrannei seiner Nachbarn droht, nichts so Unschuldiges, als der Weg der Waffen ist, und sogar nichts Lobenswertheres, als die Begierde, seinen Zweck zu erreichen. Selbst die Unglücksfälle, die durch ihn entstehen, werden weniger empfunden, da man durch sie noch größeren entgeht, welche unvermeidlich wären. Die Thränen einiger Wittwen werden uns unbedeutend vorkommen, wenn wir bedenken, daß durch den Tod derer, die sie beweinen, ein ganzer Staat gerettet worden ist. Eine Stadt in Flammen, zerstreute Glieder auf einem Schlachtfelde, kurz alle jene Gegenstände, obgleich sie immer traurig bleiben, bilden keinen gräßlichen Anblick mehr, wenn man sieht, daß durch sie so viele Leute gerettet, und die Unschuldigen vor den harten Beleidigungen ihres Feindes beschützt worden sind. Ein Held, der, als das Werkzeug aller dieser Unglücksfälle, sonst der

Gegenstand des allgemeinen Hasses seyn müßte, scheint uns dann nur als ein Schutzengel, den der Himmel gesandt hat, um die Unterdrückten zu befreien und Nationen zu beglücken." — „Es ist bekannt, daß Alles, und selbst das Böse, sein Gutes hat; folglich läßt sich gar nicht zweifeln, daß auch der Krieg, wie jede andere menschliche Handlung, das seinige haben muß." — „So kann man zuerst den Einfluß betrachten, den das Studium der Kriegskunst auf andere Wissenschaften, z. B. auf die Mechanik, Physik ꝛc. gehabt hat" ꝛc. Ferner „gibt es wohl keine Wissenschaft, welche den menschlichen Geist so übt und erhöht, als die Kriegskunst; denn diejenige Wissenschaft, welche den Menschen nöthigt, sich am meisten anzustrengen, um zu seinem Zwecke zu gelangen, erhöhet auch seinen Geist am meisten: und dieß ist der Fall mit jener Kunst. Sie verlangt immer mehrere Eigenschaften zugleich, da hingegen andere Wissenschaften nur eine erfordern. — Es ist gewiß, daß man, um ein guter Feldherr zu seyn, sich nicht mit einem Talente begnügen darf, sondern mehrere zugleich zu erlangen sich bestreben muß. Zuerst wird nothwendig Muth und auch Thätigkeit erfordert; denn ohne diese entgehen die schönsten Gelegenheiten, dem Staate nützlich zu seyn, da dessen Wohlfahrt im Kriege oft von einem einzigen Augenblicke abhängt. Hier ist die schnelle Ausführung, die natürliche Folge der Thätigkeit, nöthig; dort Klugheit, um jene beiden Eigenschaften im Zaume zu halten, da sie, wenn die letztere sie nicht mäßigen würde, zu unsinnigen Handlungen verleiten, und anstatt zu nützen, gefährlich wären. Hier bedarf der Feldherr der Gegenwart des Geistes, ohne die er niemals etwas Bemerkenswerthes ausführen kann; denn hat er diese nicht, so wird er bei dem ersten unvermutheten Vorfalle, der ihn zu einer Abänderung seiner Plane nöthigt, aus der Fassung kommen, den Faden seiner Gedanken verlieren, fallen, und die ganze Armee — was sage ich? — den ganzen Staat mit sich niederreißen. Dort braucht er Kaltblütigkeit, die mit der größten Lebhaftigkeit verbunden ist; und bei jedem Schritte, den er im Kriege thut, muß er alle diese Eigenschaften beisammen haben, und es darf ihm keine derselben fehlen." — „In allen anderen Beschäftigungen des menschlichen Lebens hat man Zeit nachzudenken, und nach reiflicher Ueberlegung seinen Entschluß zu fassen. Im Kriege hingegen ereignen sich jeden Augenblick Vorfälle, welche alle unsere Plane zerrütten, und uns nöthigen, auf der Stelle einen anderen Entschluß zu fassen, wobei wir von der größten Schande bedroht werden, wenn wir nicht den beßten wählen."—

Feldmarschall Schwerin

„Außer diesem Vortheil, den der Krieg für die menschliche Gesellschaft hat, hat er auch noch den, daß er eine große Menge Leute ernährt, die sonst kein Brod haben würden. (!?)“ — „Selbst der Adel würde keinen Stand zu ergreifen wissen, wenn es kein Militär gäbe (!).“ — „Es ist ausgemacht, daß, so lange die Waffen am höchsten geschätzt werden, und man nur auf sie seinen Geist richtet, der Luxus niemals die Oberhand erlangt, sondern vernachläßigt und bald gänzlich aufgegeben wird. Ein Volk hingegen, das in langer Zeit keinen Krieg geführt hat, überläßt sich jenem für den Staat so gefährlichen Hange, so, daß man da, wo man ehemals Männer mit festem Charakter sah, nichts als verweichlichte Weiber zu sehen glaubt.“ — „Gewiß gibt es keine so unversöhnlichen Feinde, als den Luxus und den Krieg. Der erstere schläfert, so wie der Wahn, den Geist des Menschen ein; der letztere hingegen spannt ihn, und macht ihn fähig, Alles zu unternehmen. Jener ist der Weg zur Verachtung, dieser der Weg zur Unsterblichkeit; jener vernichtet einen Staat, dieser hält ihn aufrecht; jener endlich ist ein Feind der Jugend, dieser ihr Beistand und Beschützer.“ — „Es ist also gewiß und unwiderleglich, daß der Kriegsstand, da er die meisten Gelegenheiten gibt, jene Zwecke zu erreichen, auch die meiste Achtung verdient.“ — „Dieß muß denn alle Unterthanen antreiben, besonders aber jeden von ausgezeichneter Geburt, jenen Stand zu wählen, da er einzig und allein in diesem sich der Vorzüge würdig machen kann, welche die Natur ihm gab, noch ehe er sie verdienen konnte.“ — „Wir wollen eilen, wohin der Ruhm uns ruft, und denn, mit dem Lorbeere bekränzt, den er uns darreicht, zum Tempel der Unsterblichkeit hinaufsteigen, um dort die Früchte unserer Thaten zu genießen.“ —

Wenn nun Friedrich durch solche Vorliebe und daher durch seine besondere Fürsorge, die er dem Militärstande zuwenden mußte, allerdings in der Erfüllung seiner übrigen Regentenpflichten oft gestört wurde, oder besser: wenn es seiner nach so vielen Seiten und Richtungen hin in Anspruch genommenen Thätigkeit unmöglich war, in allen Beziehungen auf gleiche Weise und mit gleichem Erfolge zu wirken, und wenn die besondere Stellung und das eigenthümliche Verhältniß seines Staates denselben in eine traurige Nothwendigkeit versetzte, welche manches Unglück über ihn bringen und ihm den Segen verkümmern mußte, der ihm unter der Regierung seines großen Königs hätte werden können; so tritt auf der andern Seite das, was Friedrich bei diesen Umständen und unter diesen Verhältnissen dennoch als eigentlicher Regent geleistet, in desto glänzenderem Lichte hervor.

Ueberhaupt zeigt sich die schönste Seite der Größe Friedrichs darin, daß der Ruhm, welchen er sich auf dem Schlachtfelde erworben, ihn niemals dahin bringen konnte, daß er auf den Ruhm verzichtet hätte, welcher durch Werke des Friedens zu erwerben ist. Wäre dieses nicht der Fall gewesen, so würde er gewiß zu höherstrebenden Planen, als zur Vertheidigung der Ansprüche seines Hauses auf Schlesien sich erhoben, und vielleicht auch noch Thaten als Feldherr vollbracht haben, aber wir würden ihn gewiß auch durch den eigenen Uebermuth, welcher die von der Natur gesetzte Größe überschritten, zum Falle gebracht und bestraft sehen. Die Mäßigung, welche Friedrich unter allen Verhältnissen bewährte; daß er als Feldherr nie den König, als Held nie den Menschen vergaß, — dieses sichert ihm den Ruhm der Größe *).

---

*) Wenn diese Mäßigung noch größer gewesen wäre, so würde freilich Friedrich seinen Staat zu keiner Rolle angestrengt haben, die den Kräften desselben unangemessen war. Wenn man aber eine solche Nüchternheit im Interesse der Wirksamkeit Friedrichs überhaupt nicht wünschen wird, so wird es auch von einem größeren Geiste unzertrennlich sein, daß er über die engen Schranken der gegebenen Umstände hinausstrebt, und bei der Erwägung, der ihm zu Gebote stehenden Mittel, vorzüglich die in ihm wohnende moralische Kraft in Anschlag bringt. — Merkwürdig und charakteristisch ist übrigens in dieser Beziehung, was Friedrich im Antimachiavell bei Gelegenheit der Miethstruppen ausgesprochen. Dort heißt es unter Anderem: „So wie die Aerzte kein Mittel haben, welches für alle Krankheiten und alle Complexionen paßte, ebenso können auch die Politiker keine Regeln vorschreiben, die auf alle Stände anzuwenden wären (weil nemlich jeder Staat sein eigenes Temperament, d. h. seine besondere Beschaffenheit in Bezug auf Lage, Ausdehnung, Volkszahl, Handel, Gesetze u. s. w. habe).“ Bringt eine Monarchie oder ein Reich nicht eine so große Menge Menschen hervor, als zu den Armeen erforderlich ist oder als der Krieg verzehrt, so zwingt die Noth den Staat, Miethstruppen zu Hilfe zu nehmen, als das einzige Mittel, seinen Mangel zu ersetzen. — „Ein nordischer König (offenbar sein eigener Vater) hat auf diese Art sein Kriegsheer aus gemischten Truppen errichtet, und ist deßhalb um nichts minder mächtig und furchtbar gewesen.“ — Wenn diese Ansicht, die doch eigentlich auf die künstliche Bereitung einer Macht hinausläuft, als ein Widerspruch gegen die (ebenfalls im Antimacchiavell vorkommenden) tadelnden Aeußerungen Friedrichs über kleinere Fürsten, welche eine größere Rolle spielen wollen, als ihnen zukomme, erscheinen sollte, so muß auch das berücksichtigt werden, daß Friedrich — wie wir dieses schon früher auseinandergesetzt haben — die gesteigerte Macht seines Staates in Bezug auf Namen, Schatz und Heer, bei seinem Regierungsantritte bereits vorfand, und eigentlich blos dieselbe durch das Gewicht seiner Persönlichkeit geltend machte. — Noch möge hier ein Urtheil Johann v. Müllers, dem wir freilich vollkommen bei-

Nicht aus einer, in früher Jugend etwa gefaßten Begierde nach kriegerischen Thaten — obwohl sein großes Feldherrntalent in ihm schlummerte — unternahm er seine Kriege, sondern auf den — vermeintlich oder wirklich — vernommenen Ruf seiner Königspflicht hin; den „allerdings muß ein großer Fürst die Anführung seiner Truppen selbst übernehmen, und in seiner Armee, wie in seiner Residenz bleiben. Das verlangt sein Vortheil, sein Ruhm, seine Pflicht, kurz Alles von ihm. So wie er das Oberhaupt der Gerechtigkeitspflege ist, eben so ist er auch der Beschützer und Vertheidiger seines Volkes; und er muß die Vertheidigung seiner Unterthanen für einen der wichtigsten Gegenstände seines Amtes ansehen, welchen er folglich Niemand als sich selbst anvertrauen kann (Antimacchiavell).“ — Wenn es das Wohl seines Staates erfordert, war Friedrich in jedem Augenblicke bereit, die Waffen zu ergreifen oder niederzulegen, und wenn er sie früher ergriff, als es nothwendig schien oder war, so geschah dieses, weil „es besser ist Anderen vorzukommen, als sich von ihnen zuvorkommen zu lassen.“ — Sein Hauptaugenmerk ging immer darauf, „dadurch seinem Staate einen dauerhaften Frieden zu sichern, daß er sich immer wohl gerüstet und zum Kriege bereit zeigte.“

Bei der Betrachtung des Verfahrens, welches Friedrich in der Leitung der inneren Angelegenheiten seines Militärs beobachtete, muß nothwendig der Umstand sehr auffallen, daß in der Beförderung zu höheren Militärstellen stets die adelige Geburt berücksichtigt wurde, und wohl nur selten ein Soldat von bürgerlicher Abkunft zu einem höhern Offiziersgrade gelangen konnte. In dem Reglement für die Husaren zwar hieß es: „Wenn bei einem Regiment Offiziers abgehen; so soll der Obriste oder Kommandör die guten Unteroffiziere, welche sich am meisten zum Dienst appliciren und es meritiren, ohne Unter-

---

stimmen können, einen Platz finden. Es lautet: „Das Mißverhältniß seines (Friedrichs) Heeres zu den Hilfsquellen seines Landes erscheint nicht so stark, wenn man bedenkt, daß der größte Theil, beinahe auf Weise der Nationalgarden, nur zum durchaus nothwendigen Dienst berufen wurde. In einem Lande, wo Hervorbringen, Erwerb und Betrieb durch die Natur des Bodens eingeschränkt wird, ist es keine Unbequemlichkeit, kein Nachtheil, daß der Militärgeist herrschend werde. In einer Lage, deren Sicherheit für ganz Europa bedeutend ist, zeigt sich dadurch ein gewinnsamer wünschenswerther Vortheil, da wo mittelmäßige und künstliche Reichthümer von tausend Zufällen abhängig sind, welcher Zustand des Lebens könnte besser seyn, als der, in dem wir uns gewöhnen, alles missen zu können?“ —

schied ihres Standes, unparteiisch nach dem Alter ihres Dienstes Sr. K. M. zu Offiziers vorschlagen." Aber das Reglement für die Infanterie und die Dragoner befahl: „Wenn bei einem Regimente ein Offizier abgehet; so soll der Obriste oder Kommandör einen Edelmann, welcher es am besten meritiret, zum Offizier Sr. K. M. vorschlagen, und der Obriste oder Kommandör soll davor responsabel seyn, wann ein solcher Unteroffizier nicht alle Qualitäten haben wird, die ein Offizier haben muß." — „NB. Wenn ein Unteroffizier, welcher kein Edelmann ist, große Meriten und einen offenen Kopf hat, auch dabei ein gut Exterieur, und wenigstens zwölf Jahre gedient hat, so soll selbiger zum Secondlieutenant Sr. K. M. vorgeschlagen werden." Wer in ein Cadettenhaus aufgenommen werden wollte, mußte von gutem Adel seyn, und der König hielt sehr streng darauf, daß dieses beobtet wurde. In einem Schreiben an den Generalmajor v. Mosch vom 19. März 1781 heißt es: „Ich habe vernommen, daß bei den Cadets drei Brüder Stephani sich befinden. Da ich nun nicht gar zu gern haben will, daß solche Leute, die nicht von wahrem und rechtem Adel, wie diese Stephani sind, wie Offiziers bei die Regimenter kommen; so habe Ich euch solches hierdurch zu erkennen geben wollen, und habt ihr selbige nur da abzuschaffen. Allenfalls könnt ihr sie an die Artillerie abgeben, da gehet das eher an: da können sie wohl seyn." — Eine solche Härte ist in der That schwer zu erklären oder mit der übrigen Denk- und Handlungsweise Friedrichs in Einklang zu bringen. Man denke sich, wie fühlbar es einen in den Waffen ergrauten Krieger treffen mußte, der sich stets gegen Andere, welche sich vielleicht weit minder, als er, verdient gemacht hatten, zurückgesetzt sah, und dem stets seine Geburt als ein Fehler angerechnet wurde, auch das größte Verdienst nie vollkommen gut machen konnte. Zwar trifft Friedrich hier nur der Vorwurf, daß er die bestehenden Verhältnisse in ihrer schädlichen Wirkung fortbestehen ließ; aber für einen hellen vorurtheilsfreien Geist, wie Friedrich war, ist ein solcher Vorwurf immer schwer genug. „Wie viele Feldherrn — ruft er selbst ja in dem Antimachiavell aus — wie viele Staatsminister und Kanzler sind nicht von bürgerlicher Abkunft! Europa ist voll von solchen Männern, und dadurch nur um desto glücklicher; denn so sind diese Stellen dem Verdienste ertheilt." Indessen läßt es sich denken, daß Friedrich sich nie dahin verlor, daß er einen Adeligen blos seiner Herkunft wegen, und wenn er ohne Verdienst gewesen wäre, befördert hätte; obschon er es sich recht eigentlich angelegen seyn ließ, den Adel als solchen zu erhalten und vor Verfall zu sichern. Im Gegentheile war wohl der

Grund seines Verhaltens hierin der, daß er glaubte, der Adel habe schon in seiner Geburt und Abstammung eine Aufforderung, sich durch Thaten auszuzeichnen und des höheren Ranges, welchem ihm, wie er sagte, die Natur ertheilt habe, würdig zu machen. Vorzüglich aber mochte er denselben für das militärische Leben und zum Streben nach militärischem Ruhme, nach welchem, zu seiner Zeit, die niederen Stände sich eben nicht sehr begierig zeigten, bestimmt erachten; da bei denselben von frühester Jugend an das Gefühl der Ehre, dieses Lebensprinzip kriegerischer Thaten, geweckt und ausgebildet wurde. „Meine Herren — sagte er später einmal (1770) zu seinen Ministern, die er um sich versammelt hatte, und denen er anzeigte, daß er eine bedeutende Summe zur Unterstützung des Adels ausgesetzt habe — ich empfehle Ihnen besonders die Unterhaltung und Unterstützung meines Adels: ich halte viel auf ihn, den ich brauche ihn für meine Armee und meine Staatsverwaltung. Es ist Ihnen bekannt, wie viele wichtige Männer ich bereits daraus gezogen, und was ich durch sie ausgerichtet habe. Ich bemerke mit Unzufriedenheit, daß er hie und da zu sinken anfängt; und das möchte und wollte ich nicht gerne, besonders da es mir jetzt viel Freude macht, daß er anfängt gesitteter, ordentlicher und brauchbarer zu werden.“ Auch das mochte ihn hiebei leiten, „daß (wie es im Antimachiavell heißt) die Erbfürsten eine große Stütze ihres Besitzes in der innigen Verbindung finden, welche zwischen ihnen und den mächtigen Familien des Staates ist. Denn diese letzteren verdanken ihre Güter, oder ihre Größe dem regierenden Hause; ihr Schicksal ist vom Schicksal des Fürsten so unzertrennlich, daß sie diesen nicht sinken lassen können, ohne als gewiße und nothwendige Folge ihren eigenen Umsturz voraus zu sehen.“

Friedrich hatte nie ein eigentliches Kriegsministerium, sondern er versah die meisten Geschäfte desselben selbst. Er ordnete alle die verschiedenen Angelegenheiten seines Militärs meistens durch eigene Befehle an die Chefs der einzelnen Regimenter, und war auch in dieser Beziehung Selbstregent im vollkommensten Sinne des Wortes. Die finanziellen Verhältnisse des Militärs ordnete das Militärdepartement des Generaldirectoriums, militärische Justizangelegenheiten aber, so wie die Beförderungen bei der Armee besorgte das Generalauditoriat unter unmittelbarer Aufsicht des Königs. Eine besondere geheime Kriegskanzlei, die stets an dem jeweiligen Aufenthaltsorte des Königs war, war für alle diese Geschäfte bestimmt. Bei wichtigen Veränderungen, oder bei bevorstehendem Kriege holte Friedrich, gewöhnlich auf schriftlichem Wege, den Rath seiner vertrauten Generale ein. Zu diesen

gehörten um diese Zeit vorzüglich der Fürst Leopold von Anhalt-Dessau, der Feldmarschall Graf von Schwerin, und namentlich vor Ausbruch des siebenjährigen Krieges, der General von Winterfeldt.

Den 9. April 1747 starb der graue Held Leopold von Dessau *), und Schwerin trat jetzt wieder in seine vorige Stelle ein. Friedrich hatte es sehr ungern gesehen, daß der letztere aus seinen Diensten getreten war; allein der Umstand, daß derselbe mit dem Fürsten von Dessau, von welchem ihn schon die völlige Verschiedenheit des Charakters trennte, nicht harmoniren konnte, führte die Nothwendigkeit herbei, zwischen einem der beiden Generale zu wählen. „Was macht sein Bruder?“ fragte er einst den Oberjägermeister von Schwerin, dieser antwortete: Er befindet sich ganz wohl auf seinen Gütern, und beschäftigt sich mit Verbesserung derselben. „Grüße er ihn doch, versetzte der König; es ist ein braver, verdienstvoller Mann, das ist wahr; allein er ist auch eigensinnig, und vergißt, daß ich König bin.“ — Auch der Generalmajor von Holz, der zur Parthei des Fürsten von Dessau gehört hatte, starb in dem Jahre 1747. **)

Die Aufsicht des Königs über das Militär war natürlich äußerst genau und streng, und erstreckte sich auf Zucht und Sitte der einzelnen Regimenter. Wenn ein Obrist oder General ein Regiment erhielt,

---

*) Bezeichnend für das Verhältniß Friedrichs zu diesem verdienstvollen Generale ist Folgendes: Der Fürst von Dessau that sich bei jeder Gelegenheit viel auf den Sieg bei Kesselsdorf zu Gute, und setzte wohl dabei die Verdienste der übrigen Generale in Hintergrund. Friedrich machte ihm daher ein Geschenk mit einem schön gezeichneten Plane dieser Schlacht, auf dessen Etikette aber ein alter Kater sichtbar war, der einen Bart hatte, gerade, wie ihn der Fürst zu tragen pflegte. Er hielt in seiner Pfote eine aufgewickelte Rolle mit den Worten: „Sieg bei Kesselsdorf den 18. Dec. 1745.“ — Merkwürdig ist noch das Schlachtgebet des Fürsten von Dessau. Es lautete: „Lieber Gott, stehe mir heute gnädig bei, oder willst du nicht, so bitt wenigstens die Schurken, die Feinde nicht, sondern sieh zu, wie es kommt.“ —

**) Der König besuchte ihn in seiner letzten Krankheit und sprach zu ihm, als er an sein Krankenlager getreten war: „Mein lieber Holz, bleibe er ja ruhig, und erlaube er nur, daß ich ihm zeigen darf, wie sehr mir sein Zustand nahe geht.“ Holz antwortete mit schwacher Stimme: „Zu viel Gnade, Ew. Majestät, es schmerzt mich heftig, Sie verlassen zu müssen, aber das Schicksal befiehlt es.“ — Habe er nur Muth, fuhr der König fort, mein lieber Holz! seine Jahre geben mir noch Hoffnung, Ihn gesund wieder zu sehen; spare er ja nichts, um mir das Vergnügen zu machen, das ich als sein wahrer Freund empfinden werde, wenn er wieder gesund wird, u. s. w.“

so wurde er immer nach Potsdam beschieden und der König gab ihm mündlich seine Instruktion. „Höre er, sagte er einst zu einem General, der ein Regiment in Pommern erhielt, ich gebe ihm ein gutes und braves Regiment; aber daß es gut bleibt, ist von nun an seine Sorge. Die Menschen arten leicht aus, wenn sie nicht in Zucht erhalten werden, und das letztere muß er fleißig beobachten. Er muß den Offiziers nicht zu viel durch die Finger sehen, sonst verwildern sie mir. Was meint er wohl, wenn diese Hecke in ein oder zwei Jahren nicht beschnitten wäre, ob sie wohl so aussehen könnte, wie jetzt? — Ich mache ihn zum Gärtner bei dem Regimente, das ich ihm anvertraue; aber er muß auch nichts brauchbares wegschneiden, und erst abwarten, was daraus werden will. Künftiges Jahr werde ich ihn und sein Regiment sehen, aber dann wollen wir von unserer Gärtnerei mehr sprechen."

Friedrich hielt regelmäßig jedes Jahr Revüen über seine ganze Armee, und es waren die Reisen *) zu diesem Zwecke, welche den Sommer hindurch dauerten, auf bestimmte Weise angeordnet. Die Truppen wurden unter seinem Befehle in verschiedenen Manövers, zu denen er meistens die Plane selbst entwarf, geübt. Vorzügliche

*) Diese Reisen hatten auch zugleich den Zweck, die möglichst genaue Kenntniß von den Verhältnissen, den neuen Anordnungen und deren Fortgang und Erfolg in allen den verschiedenen Theilen des Landes zu verschaffen. Die gewöhnlichen Geschäfte wurden durch solche Reisen nicht gestört, sondern es mußten alle eingehenden Sachen nachgesandt werden, und auch das Kabinet den König begleiten. Noch ehe er sich zu den Revüen begab, fertigte er das Nothwendigste ab, das Uebrige besorgte [illegible], nachdem er von den Truppenübungen zurückgekommen war. Um die Zeit, welche durch diese Reisen verloren ging, zu ersetzen, fing er bei dem Beginne derselben an, sich allmählig an früheres Aufstehen zu gewöhnen, so daß in der Mitte des Sommers die Arbeitszeit schon um 2 Uhr des Morgens begann. Waren diese Reisen beendigt, so wurde der Schlaf wieder täglich um Etwas verlängert. Auch die tägliche Lectüre wurde während der Reise nicht ausgesetzt, sondern blos abgekürzt und auf kleinere Werke beschränkt, um sie nicht so oft unterbrechen zu müssen. Die Privatcorrespondenz wurde auf das Nöthigste eingeschränkt. Durch alle diese kleinen Mittel wurde so viel Zeit erspart, daß die Hauptgeschäfte in ihrem Gange nicht gestört wurden, und es wurden Bittschriften ꝛc., welche während der Reisen an den König gelangten, beinahe eben so bald als zu anderer Zeit beantwortet. Auf diesen Reisen erkundigte sich der König nach den kleinsten Einzelheiten auf alle Weise, und es mußten sich die verschiedenen Beamten immer bei ihm einfinden. Auch die Landräthe mußten erscheinen und wurden, wenn sie solches unterließen, durch eigene Rescripte dazu ermahnt.

Aufmerksamkeit schenkte hiebei Friedrich der Reiterei, welche allerdings noch Vieles einzuholen hatte. Schon im Februar fingen die Truppenübungen an, und zwar in der Kurmark, im Magdeburgischen und in Pommern gleichzeitig. Im Mai fand die Besichtigung der Truppen in der Mark, welche sich bei Berlin zusammengezogen hatten, statt, und hierauf wurde die Uebung der Magdeburg-Halberstädtischen Regimenter vorgenommen, bei welchen oft ein kleiner Besuch in Braunschweig gemacht wurde. Auf diese folgten die Revüen in Westphalen, Pommern, West- und Ostpreußen. Den 12. oder 13. Juni kehrte der König zurück, und jetzt trat eine Erholungszeit ein, welche der genauern Untersuchung des inneren Zustandes seiner Länder gewidmet wurde. In der Mitte Augusts begann die Reise nach Schlesien, welche Anfangs September beendigt war, und auf welche die Untersuchung der Artillerie, und zuletzt das sogenannte große Herbstmanöver bei Potsdam folgten. Bei diesem letztern wurden die großen Operationen des Krieges praktisch geübt, und mit neuen Erfindungen wurde der Versuch gemacht. Für die Kenner der Kriegskunst waren die Operationen besonders lehrreich, und es wurden zu denselben Offiziere aus allen Provinzen des Landes eingeladen. Auch fremde Offiziere wurden oft zu denselben zugelassen. Der Marschall von Sachsen, mit dem der König in Briefwechsel *) stand, wohnte im Jahre 1749 den Revüen in Berlin bei, und es wurden aus dieser Veranlassung neue Kriegsoperationen veranstaltet.

---

*) In einem vom 5. Nov. 1746 datirten Briefe des Königs an diesen großen Kriegshelden heißt es: „In der ersten Jugendhitze, wo man nur seiner lebhaften, und durch keine Erfahrung gemäßigten Einbildung folgt, opfert man Alles den Handlungen auf, die in die Augen fallen, und sonderbaren Begebenheiten, die einen Glanz verbreiten. In den ersten Jahren meines Oberbefehls über die Truppen, war ich für die Spitzen der Heere. Allein viele Begebenheiten, die ich erlebt und an denen ich selbst Theil genommen, belehrten mich eines Bessern. Es waren gerade diese Spitzen, welche mir den Feldzug von 1741 verdorben." — „Die größte Kunst im Kriege ist, allen Zufällen zuvorzukommen, und die größte Geschicklichkeit eines Generals besteht darin, daß er frühzeitig alle Mittel vorbereitet habe, um in dem entscheidenden Augenblicke der Ausführung nicht verlegen zu seyn. Je besser, je geordneter und je mehr unterrichtet die Truppen sind, desto weniger wird zu ihrer Anführung erfordert, und da man Schwierigkeiten zu überwinden hat, die ruhmvoll sind, so erwirbt sich derjenige, welcher die meisten überwunden hat, auch die größte Ehre. Man wird zu allen Zeiten aus einem Fabius einen Hannibal machen, aber nie aus einem Hannibal einen Fabius." —

Die Schießgewehre wurden in dieser Zeit bedeutend verbessert, und auch sonstige wichtige Veränderungen in den militärischen Uebungen vorgenommen. Der Bau der Festungen wurde mit vielem Fleiße betrieben, und das Heer wurde während dieser Periode im Ganzen auf 160,000 Mann vermehrt. Ein Generalpardon für alle diejenigen, welche während des Krieges desertirt waren, war bekannt gemacht worden. In dem Jahre 1754 schrieb der König selbst für seine Generale einen Unterricht in der Kriegskunst. Unter Anderem heißt es hier: „Ich will selbst meinen Feldzug von 1744 aufopfern und bekennen, daß ich bei verschiedenen Fehlern einige guten Sachen gemacht habe, wie die Belagerung von Prag, den Rückzug und die Vertheidigung von Collin, und endlich den Rückzug nach Schlesien. Ich verlange davon nicht weiter zu reden, sondern von den unglücklichen Ereignissen, gegen die weder die menschliche Vorsicht, noch eine reife Ueberlegung etwas ausrichten können. Und da ich allein für meine Generale schreibe, so will ich keine andern Beispiele anführen, als die, welche mir begegnet sind.“ — „Ich glaube, die preußischen Truppen können ebenso gut als andere, Posten einnehmen, und sich derselben zu ihren Bewegungen bedienen, um die Vortheile der Artillerie zu benützen; aber sie müssen hernach wiederum plötzlich die Posten verlassen und dreist angreifen. Der Feind, der auf diese Art, anstatt angegriffen zu haben, jetzt selbst angegriffen wird, sieht dadurch seine Entwürfe auf Einmal vereitelt. Nicht zu gedenken, daß alle Unternehmungen vor den Augen des Feindes, auf welche er nicht vorbereitet ist, eine bewundernswürdige Wirkung hervorbringen. — Nicht die Anzahl der getödteten Feinde gewährt uns den Sieg, sondern das Feld, das wir gewinnen. Das, wodurch man den Sieg erhält, ist, daß man dem Feinde kühn und in guter Ordnung entgegenrücke, und ihm den Kampfplatz abgewinne. Bei einem Heere von 50,000 Mann, ist der Verlust von 4 — 5000 Mann eine unbedeutende Sache. Nur die Muthlosigkeit, ist das größte Uebel bei dem Verluste einer Schlacht. Alle Furcht muß der geschlagene General sowohl von sich als von seinen Offizieren und Soldaten zu entfernen suchen. Die besten Feldschlachten sind die, wenn man den Feind zum Schlagen nöthigt. Es ist eine gute Regel, den Feind dahin zu bringen, wozu er keine Lust hat, und da euer Vortheil dem seinigen geradezu entgegengesetzt ist, so müßt ihr immer das wollen, was ihm zuwider ist.“ — Indem ich gewisse Regeln — schließt er zuletzt — von den Schlachten gegeben habe, so kann ich nicht vergessen, daß ich selbst sie oft aus Unvorsichtigkeit

übertreten habe. Meine Offiziere müssen sich vor meinen Fehlern hüten und wissen, daß ich darauf bedacht bin, dieselben abzulegen."

Den besten Ueberblick über die Thätigkeit Friedrichs während dieser Periode in Beziehung auf das Militärwesen gewährt dessen eigene Schilderung in dem Anfang seiner Geschichte des siebenjährigen Krieges. „Das Justiz- und Finanzwesen — heißt es dort — erschöpfte nicht die ganze Aufmerksamkeit des Königs; das Kriegswesen, dieses Werkzeug für Ehre und die Erhaltung der Staaten wurde nicht verabsäumet. Der König richtete auf dasselbe ein wachsames Auge, damit die Mannszucht und die Subordination in jeder Provinz strenge aufrecht erhalten würde. Die Truppen versammelten sich regelmäßig alle Jahre in Friedenlagern, wo man sie in großen Evolutionen und Manövern einübte." Nachdem er das Einzelne aufgezählt, fährt er fort: „Man erhöhte bei einigen Regimentern, deren Cantone sehr volkreich waren, die Anzahl der Ueberzähligen auf 36 oder wenigstens auf 24 Mann in jeder Compagnie, ungeachtet keine neue Werbung angestellt wurde, so schaffte doch die Menge dieser Ueberzähligen einen Zuwachs von 10,000 Soldaten. Alle Bataillone und alle Cavallerie-Regimenter hatten an ihrer Spitze alte Befehlshaber, erprobte Offiziere, voll Tapferkeit und Verdienst. Das Korps der Kapitäne bestand aus erfahrenen, verständigen Männern. Die Subalternoffiziere waren auserlesen; mehrere derselben besaßen viel Fähigkeit, und verdienten zu höheren Stellen erhoben zu werden. Mit einem Wort! die Thätigkeit und der Wetteifer, welche die Armee beseelten, waren bewundernswürdig. Nicht gleich gut war dieß in Rücksicht der Generale, obgleich einige derselben Männer von wahren Verdiensten waren. Der größte Theil derselben aber hatte bei vieler Herzhaftigkeit wenig Energie des Geistes. Beim Avancement folgte man der Rangordnung; so daß nicht die Geschicklichkeit, sondern das Dienstalter das Glück bestimmten. Dieser Mißbrauch war alt und bei den vorigen Kriegen hatte er keine nachtheiligen Folgen geäußert, weil man weniger Detaschements zu machen hatte; und weil die östreichischen Truppen, die er gegen sich hatte nur mittelmäßig waren, und die Taktik gänzlich vernachläßigt hatten. Eine gute Acquisition machte der König, als er den Marschall Keith aus Rußland in seine Dienste zog. Dieser Mann war sanft im Umgange, und führte einen moralischen Lebenswandel, war geschickt in seiner Kunst, und verband mit der feinsten Lebensart eine heldenmüthige Tapferkeit am Tage der Schlacht. Das Artilleriekorps war verstärkt worden. Der König vermehrte es bis auf drei

Bataillone, von welchen das letzte für die Besatzungen bestimmt war. Es war wohl geübt und in gutem Stande, aber nicht zahlreich genug zu der ungeheuern Menge von Geschütz und Feuerschlünden, welche eine neue Sitte bald bei den Kriegsheeren einführte. Man hätte dasselbe verdoppeln müssen; da dieß aber in dem vorhergehenden Kriege nicht gebräuchlich war, und da diese zwei Bataillone den Dienst, den man von ihnen verlangte, Genüge geleistet hatte, so dachte man Anfangs an keine Vermehrung. Während des Friedens wurden die Festungswerke von Schweidnitz aufgeführt, und die Werke von Neiße, Kosel, Glatz und Glogau vollendet. Schweidnitz sollte der Armee zur Niederlage dienen, im Falle der Krieg auf dieser Gränzseite nach Böhmen geführt würde; und da die Oestreicher im letzten Kriege wenig Geschicklichkeit in Absicht der Belagerung und der Vertheidigung von Festungen gezeigt hatten, so ließ man es dabei bewenden, diese Werke ganz leicht anzulegen." Friedrich tadelt diese Fahrläßigkeit. „Auf der andern Seite sah man auch ein, daß eine Armee, die sich in noch so gutem Stand befindet und gut unterhalten wird, doch zum Kriegführen noch nicht hinreichend ist; sondern daß man großer Vorräthe auf den Nothfall bedarf, um dieselbe zu bewaffnen, zu kleiden und so zu sagen, wieder neu herzustellen. Deshalb legte man große Vorrathssammlungen an, von allen Arten der Ausrüstung, von Sätteln, Patrontaschen ꝛc. ꝛc." Im Zeughause wurden 50,000 Flinten, 20,000 Säbel, 12,000 Degen, ebensoviel Pistolen Carabiner und Bandeliere aufbewahrt; kurz Alles das, was man stets neu anschaffen muß, und was die Zeit nicht immer gestattet, im Nothfall schnell genug zu erhalten. Man hatte grobes Geschütz gießen lassen, welches aus 80 Batteriestücken und 20 Mörsern bestand, und in der Festung Neiße niedergelegt wurde. Der Pulvervorrath belief sich auf 56,000 Centner, die in die verschiedenen Festungen des Landes vertheilt waren. In den Fruchtmagazinen waren 36,000 Wispel Mehl und 12,000 Wispel Hafer aufgehäuft; so daß durch alle diese vorläufigen Einrichtungen und Maßregeln Alles zum Kriege bereit war, den man vorher sah, und der nicht sehr entfernt schien. Im Jahre 1755 machte der König sogar eine Vermehrung in seinen Garnisons-Regimentern.

Wenden wir uns nun zu dem Privatleben Friedrichs während dieser Periode, so führt uns dieses zu seinem stillen philosophischen Wohnsitze, nach Sans-Souci. Früher hatte Friedrich bloß den Plan gehabt, auf der schöngelegenen Höhe bei Potsdam ein sogenanntes Weinberghaus zu erbauen, und erst später faßte er den Entschluß,

dasselbe zu erweitern, so daß nach seiner Rückkehr aus dem Felde Vieles wieder abgebrochen und weiter hinausgerückt werden mußte. Friedrich wollte alle seine Plane und Wünsche schnell verwirklicht und ausgeführt sehen, und dieses ließ ihn nicht so sehr für die Dauer, als für seine Bedürfnisse und seinen Geschmack bauen. Eine außerordentliche Zahl von Händen war damit beschäftigt, den Plan Friedrichs auszuführen. Gleichzeitig mit dem Hauptgebäude waren die Gartenanlagen begonnen worden. Bäume und Blumen aller Art wurden aufgeboten, um die gefälligsten Gruppirungen aller Art darzustellen, um Mannigfaltigkeit und in dieser zugleich Einheit darzubieten. Der Berg ward in sechs zwölfstufige Terassen abgetheilt, die von herrlichen Weinreben umrankt waren. Auf dem Gipfel des Bergs erhob sich das Schloß, die schöne Aussicht über die Stadt und ihre herrliche Umgebung beherrschend. Getrennt von den Seitengebäuden bestand der eigentliche Wohnsitz des Königs aus dem Saale von Gypsmarmor mit korinthischen Säulen und einer von Harper gemahlten Decke, aus einem länglichrunden Saale nach der Gartenseite zu, dessen Hauptgesims von sechszehn gerifflten korinthischen Säulen von weißem Marmor getragen wird, einem Audienzzimmer, einem Concertzimmer, einem Schlafzimmer des Königs, einem Bibliothekzimmer oder dem sogenannten Cedern-Kabinet, und endlich aus einer kleinen Gallerie hinter den Zimmern des Königs. Neben diesen waren noch Zimmer für fremde fürstliche Personen, Freunde ꝛc.

Schon im Jahre 1746 erhielt dieser Palast allgemein die Benennung Sans-Souci *), und Friedrich, der in dem eben genannten

*) Im Jahre 1744 hatte der König den Bau von Sans-Souci beginnen lassen. Das erste, welches angelegt wurde, war — sein Grab, auf dem offenen Platze den Fenstern seines Studienzimmers gegenüber, in einer halben Rundung. Gleich nach Anlegung der Terassen, bevor noch der Grund zum Schlosse gelegt war, wurde dieses mit Marmor bekleidet, und in der Folge die Bildsäule, eine ruhende Flora vorstellend, darauf gesetzt. Der König wünschte in diesem Gewölbe nicht beigesetzt zu werden, und äußerte dieses gegen d'Argens. Er nannte dieses Schloß und seine Anlagen anfänglich sein Lusthaus oder Wonnerglusthaus. Als er aber einst mit d'Argens hier spazieren ging, sprach er zu demselben: „Als ich hier mir einen Sommeraufenthalt bauen zu lassen beschloß, war es auch gleich meine Absicht, ein Grab dort einrichten zu lassen, und, auf die verborgene Gruft deutend, setzte er hinzu: „Quand je serai là, je serai sans-souci" (Bin ich einst hier, dann bin ich sorgenfrei). Dieß soll die erste Veranlassung zur Benennung dieses Schlosses gewesen seyn.

Jahre seine Denkwürdigkeiten der brandenburgischen Geschichte herausgab, nannte sich auf dem Titel dieses Werkes den Philosophen von Sans-Souci. Am 1. Mai 1747 bezog Friedrich unter Feierlichkeiten das Schloß, und von dieser Zeit an war er für den ganzen Rest seines Lebens an Sans-Souci gefesselt, das er von Jahr zu Jahr immer mehr verschönerte, und das mit seinen Reizen immer mehr und mehr in sein Wesen sich eineignete. „Trat er aus seinem Kabinet, so umfaßte sein Blick das zu seinen Füßen liegende Potsdam, einen Theil des Parks, die beiden Seen der Havel und die mit Tannen bewachsenen Berge der Umgegend. Diese herrliche Aussicht erhielt in seiner Seele jenen Gleichmuth, der allen kleinlichen Leidenschaften unzugänglich ist. Hier im Schooße einer ihren eigenen Gesetzen ewig treuen Natur fühlte er sich aufgeheitert durch Alles, was den Sinnen schmeichelt und das Herz zum allgemeinen Wohlwollen stimmt. Während Italiens Fruchtbäume, die er in reicher Fülle um sich her stellte, sein Auge und seinen Geruch zugleich ergötzten, versagte er sich nicht den Zaubertönen der Musik, die auf die Erhaltung einer inneren Harmonie hinwirken. Umgeben von Gegenständen der Mythologie und Geschichte, hatte er immer die ganze Vergangenheit vor sich, um an ihr abzumessen, was er, als Gesetzgeber und König, seinem Zeitalter schuldig war. Die Werke der Griechen und Römer (welche in guten französischen Uebersetzungen beinahe ausschließend seine Privatbibliothek bildeten) gewährten ihm einen unendlichen Stoff für sein Nachdenken, und wenn der Abend gekommen war, so fand er in der Unterhaltung mit geistreichen Freunden, die immer in seiner Nähe wohnten, jene Stärkung, welche die ernsten Regierungsgeschäfte des folgenden Tags heischten.“ Mit diesen Worten schildert ein würdiger Biograph Friedrichs das Leben zu Sans-Souci. Friedrich selbst schildert dasselbe in einer poetischen Einladungs-Epistel an seinen Freund, den Marquis d'Argens, mit lebhaften Farben. „Wenn du diese einsame Landlust kennen willst — heißt es hier — den Ort, wo dein Freund diesen Gesang dichtete, wo die schönsten seiner Lebenstage die Parze ihm spann, so wisse, daß auf dem Gipfel eines Hügels, wo ungehindert das Auge die Fernen durchdringt, das Haus seines Herrn emporsteigt. Vollendeter Arbeit Fleiß empfängt hier den Lohn. Ohne Ueberladung schmückt der von Menschen gemeißelte Stein, zu vielfachen Formen gestaltet, das Gebäude. Des Morgenroths erste Strahlen vergolden den Palast. Auf sechs Terassen gleitest du hinab, in vielfach grünes Gebüsch zu ent-

schlüpfen. Aus Marmor gehauene Nymphen, Phidias Meisterwerken gleich, von buschigem Laubwerk bedeckt, lassen silberne Tropfen zum Aether entsprudeln. Einförmig verfließen hier die Tage. Hier herrscht nicht die Thorheit langer qualvoller Gastmahle, die die Gewohnheit grausam verordnet, wo Ekel mit der Verschwendung des Midas gepaart, frostige Scherze die Ungleichheit der Gesellschaft, die Hofordnung und das wilde Geräusch verläugnen. Eine sparsam besetzte Tafel von nützlichen Reden gewürzt, wo bisweilen blitzende Funken des Witzes erheitern, befriedigen hier das mäßige Bedürfniß. Muntrer Scherz sinnreicher Einfälle wird hier der Völlerei eines Apicius und anderer Helden vorgezogen. Nicht niedrige Falschheit in der Verzückung ewiger Theaterumarmung, nicht grimmiger Haß, der treulosen Mundes den ganzen Vorrath von Schmeicheleien mühsam auskramt, findet sich für. Auch jene nicht, denen Eigenliebe die schönsten Farben leiht, stets Muster und Vorbild zu seyn sich dünken" rc. — Was einst Rheinsberg dem aufstrebenden königlichen Jüngling Friedrich gewesen war, das ward jetzt Sans-Souci Friedrich dem Manne, dem Helden und Könige. Plane, die er dort geweckt und genährt, fanden hier ihre großartige Entfaltung und Verwirklichung; Entschlüsse, die er dort gefaßt, hier ihre Ausführung in steter und unausgesetzter Thätigkeit. „Das Geheimniß, sich immer seiner selbst würdig zu erhalten, immer vorbereitet zu seyn, lag in der Art, wie er seine Zeit anwendete. Er hatte sich abgesondert von dem langweiligen Gepränge, unter welchem das Leben verloren geht; und so gewann er Zeit für alle Gedanken, für bedeutende Unterhaltung, für jede täglich erneuerte Anregung seines Geistes. Die sehr bescheidene Wohnung von Sans-Souci hat einen besondern Vorzug vor den prächtigen Residenzschlössern aller Jahrhunderte in Europa und Asien; der Besitzer fühlte daselbst nie Langeweile. Hier kann man sich noch jetzt sein ganzes Leben ausführlich denken. Hier, an einem und demselben Tage, erschien zu verschiedenen Stunden in demselben Manne, der Vater des Volks, der Vertheidiger und Beschützer des Reichs, der Staatsmann, der Künstler, der Dichter, der Gelehrte, der Mensch, immer der große Friedrich, ohne daß eine dieser Eigenschaften der andern geschadet hätte. Frage man, ob er sein Leben besser angewendet oder glücklicher genossen habe. Denn wir leben nur, insofern wir uns unser bewußt sind. Man kannte das Leben anderer Könige, ihre Staatsräthe und Cazelleiverwandten; da war es leicht den Vorzug desjenigen zu begreifen, der zwölf Stunden des Tages

geistig arbeitete. Freilich nur Augenblicke bedarf der fruchtbare Geist, um das größte Thunliche zu fassen; aber die Zeit hat auch ihre Rechte. Arbeit und Einsamkeit rufen die glücklichsten Augenblicke hervor: der Funke springt, zündet; ein Gedanke tritt hervor, der den Staat rettet, der ein Gesetz wird, welches Jahrhunderte zu bezaubern vermag. Da waltete der Einsame von Sans-Souci, umgeben von seinen Classikern, in diesem geweihten Rundgebäu, dem Allerheiligsten von Friedrichs Genius; da wachte er, da rief er solchen Augenblick hervor, unvorhergesehen, unwiderruflich. Sie kommen nicht, wenn man Langeweile hat, oder wenn der Strudel der Welt uns betäubt. Sieht man in den Gewölben der Staatsurkunden seine Arbeiten, vergegenwärtigt man sich seine unendlichen Geistesschöpfungen, so sieht man, er hat keinen Tag verloren, als den, wo er starb. — Die Ordnung, die er beobachtete, war bewunderungswürdig. Jeder Gegenstand hatte seine Zeit, seinen Platz; alles war abgemessen, nichts unregelmäßig, nichts übertrieben. Diese Gewohnheiten waren der Klarheit und Genauigkeit seiner Ideen förderlich, und hinderte dagegen seine lebhafte Einbildungskraft und seine feurige Seele sich hinreißen zu lassen, sich zu überstürzen. Indem er alle Seiten eines Gegenstandes und ihre Beziehungen zu kennen suchte, so brachte er eben so viel Ruhe in die Ueberlegung, als Schnelligkeit und Nachdruck in die Ausführung." Diese Worte eines der größten Geschichtschreiber deutscher Nation, enthalten, wenn auch im Schmuck begeisterter Rede, doch die wesentlichsten Anmerkungen, zu denen Friedrichs Thätigkeiten, in dem Brennpunkte seiner Persönlichkeit und seines Privatlebens betrachtet, führen muß.

Regelmäßigkeit war der Grundzug in Friedrichs Privatleben, und auch hier erkennen wir, wie in manchem Anderen, den Vortheil der strengen militärischen Erziehung, die er genossen. Er war von früher Jugend an gewöhnt, sein düsteres Leben nach der ihm vorgeschriebenen Ordnung einzurichten. Und wie viel leichter mußte es ihm daher werden, eine von ihm selbst entworfene Ordnung der Geschäfte genau und strenge zu beobachten. — Im Sommer stand Friedrich um zwei oder drei Uhr, selten nach vier Uhr auf; im Winter vielleicht eine Stunde später; fünf bis sechs Stunden Schlaf genügten ihm. Bei vorgerücktem Alter sollte der Schlaf sieben Stunden dauern; aber es wurden oft acht bis neun. Außer etwa Karl XII. von Schweden, mag es keinen König gegeben haben, der sich so spärlich mit Kleidern versah, als Friedrich. Gewöhnlich kleidete er sich in die einfache Uniform seines Garderegiments zu

Fuß, welche nur mit einem Achselband und einem Sterne geziert war, und bloß an Gallatagen und bei großen Feierlichkeiten zog er die reiche Uniform dieses Regiments an.

Täglich Abends neun Uhr ging ein reitender Feldjäger von Berlin mit den eingelaufenen Briefschaften nach Potsdam, und wenn der König den andern Morgen nach dem Aufstehen „hier!“ rief, kam der Kammerlakai aus dem Vorzimmer mit den, von dem ersten Kabinetsrathe in versiegeltem Einschlusse, eingesendeten Briefen. Dieß waren nur solche Briefe, die (nach dem Pettschaft oder dem Postberichte) von Adeligen kamen, und welche der König, während ihm der Haarzopf gemacht wurde, selbst las, indeß zwei Kabinetsräthe alle übrigen Berichte, Vorstellungen und Anzeigen sämmtlicher Departements, sowie alle Bittschriften der Nichtadeligen im Auszuge brachten. War Alles gelesen; bekamen die Kabinetsräthe auch diejenigen Briefe, die der König schon vollständig gelesen, soweit er nicht dieselben selbst beantwortete. Hierauf übergab, in dem vordersten Zimmer, der Adjutant der Leibgarde den Rapport von allen in Potsdam ein- und abgegangenen Fremden; der Berliner Rapport war schon am frühen Morgen mit den Briefschaften eingetroffen. Alsdann ging der König in sein Schreibzimmer, und durchlas, während er Kaffee trank, die zurückbehaltenen Briefe und den Berliner Rapport. Nach dem Kaffee pflegte er gewöhnlich Uebungsstücke auf der Flöte zu blasen, die er auswendig wußte; und dieses, meistens durch die Zimmer umhergehend, je nach seiner Gemüthsstimmung länger oder kürzer. Er sagte einst zu d'Alembert, als er mit demselben von der Musik und auch von den Wirkungen der Seele sich unterhielt, daß er während dieses Phantasirens oft allerlei Dinge überlege und nicht daran denke, was er blase, so, daß ihm während desselben schon die glücklichsten Gedanken selbst über Geschäfte eingefallen seyen. — Zwischen neun und zehn Uhr las der König die Auszüge des Kabinetsrathes zuerst einsam durch. Dann ließ er die Kabinetsräthe einzeln vor sich kommen und ertheilte ihnen die Entscheidungen, die sie dann mit Bleistift wörtlich auf die Eingaben setzten, und wornach sie dann die größeren Antworten ins Einzelne ausfertigten. Diese Kabinetsräthe hatten daher, so weit bei einer Selbstregierung, wie Friedrichs, fremder Einfluß möglich ist, die größte Bedeutung und den umfassendsten Wirkungskreis unter seiner Regierung, da in der Stellung des Auszuges und des Vortrages sowohl, als in der Abfassung der Antworten ihre Persönlichkeit von nicht geringem Einflusse waren. Zwischen zehn und eilf Uhr

wurde dem Kommandanten die Parole gegeben, die dann bei der Parade um eilf Uhr ausgetheilt wurde. Hierauf beantwortete er Familienbriefe; sprach den Einen oder den Andern, den er gerade zu sich geladen hatte; las mit lauter Stimme; übte sich auch wohl, wenn es die Zeit gestattete, in einigen Concertstücken; besuchte die Parade; ritt oder ging spazieren *). Mit dem Schlage zwölf Uhr begann die Mittagstafel. Gewöhnlich wurden sechs Schüsseln aufgetragen, außer dem Obste, das Friedrich sehr liebte. War die Gesellschaft, die sich Friedrich jedesmal einlud, besonders anziehend, so dauerte die Tafel wohl bis vier oder fünf Uhr. Nie war Friedrich lebhafter, als wenn er bei Tafel, sich in der Gesellschaft seiner Freunde heimisch fühlend, oder auf irgend eine andere Weise angeregt, seiner übersprudelnden Laune freien Lauf ließ. Er selbst führte meistens die Unterhaltung: Politik, Religion, Geschichte, Kriegswesen oder sonst allgemein anziehende Gegenstände boten den Stoff, und Pikantes aller Art wurde von ihm und von seinen Tischgenossen vorgebracht. Beißende Satyre über diesen und jenen Gegenstand des allgemeinen Aberglaubens oder der Pedanterie erfolgten Schlag auf Schlag. Die Schranken der Observanz und Etikette waren hiebei meist verschwunden, Kaiser, Könige, Fürsten und andere mächtige Personen der Vergangenheit, mehr aber noch die der Gegenwart wurden zur Zielscheibe eines ungezügelten Witzes erkoren. Gab sich einer der Tischgenossen eine Blöße, so wurde er sogleich von allen Seiten, namentlich aber von Friedrich, mit schneidendem Spotte angegriffen, und häufig mußte einer der Anwesenden seinen Tribut an der Unterhaltung dadurch abtragen, daß er Gegenstand derselben wurde, wenn anders sein sonstiger Charakter oder seine Verdienste nicht Ehrfurcht und Achtung zu gebieten im Stande waren. — Alle Anwesenden sollten an der Unterhaltung Theil nehmen, ja Friedrich sah es sogar gerne, wenn die servirenden Diener mitlachten. Friedrich liebte überhaupt, bei seinen Umgangsgenossen sowohl als bei Andern, jene Gegenwart des Geistes, die immer das Zeichen einer starken, freigebildeten Seele ist. Er liebte es sehr, und es erregte bei ihm eine gute Meinung, wenn es Jemand verstand, viel Geist in wenig Worte zusammenzudrängen.

*) So wohl zu Pferde als zu Fuße trug Friedrich einen Krückstock der nachher beinahe sprüchwörtlich geworden. Friedrich machte gewöhnlich in der Lebhaftigkeit der Rede, sehr viele Bewegungen mit diesem Stocke.

Nach der Mittagstafel beschäftigte sich der König wieder eine halbe Stunde mit seiner Flöte, worauf die Kabinetsräthe die Briefe zur Vollziehung übersandten. Alsdann ging er allein oder in Gesellschaft, im Garten umher, um dessen Anlagen zu besehen: oder er hielt sich in den Sälen auf, wohin der sogenannte Lecteur (Vorleser) kam. Darget, d'Arnaud, de la Mettrie, de Prades, le Catt, und Andere waren nach einander Lecteurs bei dem Könige. Man sprach von den neuesten Erscheinungen in der literarischen Welt, wodurch man sich meist über irgend ein bestimmtes Gebiet des Wissens und seiner Resultate, oder über ein bestimmtes Buch, das beiden bekannt war, verbreitete. Auch wurden wohl einzelne merkwürdige Stellen aus eben erst erschienenen Schriften vorgelesen; aber Friedrich las selbst dem Vorleser vor und ließ ihn nur lesen, wenn er heiser war. — Während dieser Lebensperiode aber war die Zeit von vier bis sechs Uhr und wohl auch noch andere Stunden der schriftstellerischen Thätigkeit gewidmet, und es ist ein unverkennbares Zeichen seines stets lebhaften und arbeitsamen Geistes, daß er, der so pflichtgetreu seinen Regierungsgeschäften sich hingab, eine Masse von schriftstellerischen Geistesprodukten hinterließ, wie sie wenige Männer von Fach hinterlassen haben. — Um sechs Uhr Abends begann das Concert, das etwa eine Stunde dauerte, und bei welchem der König sich auf der Flöte hören ließ. Außer den dabei Mitwirkenden, erhielten Wenige den Zutritt zu demselben. Der König soll namentlich das Adagio sehr ausdrucksvoll geblasen haben, wie er sich denn auch selbst in der Composition einiger Concerte versucht hat. In der Lebensperiode, von welcher der gegenwärtige Abschnitt handelt, bildeten auch die Abendmahlzeiten lichte Punkte in dem Privatleben Friedrichs. Der schon mehrerwähnte Baron Bielefeld schreibt in seinen freundschaftlichen Briefen vom 20. Mai 1746, „Se. Maj. lassen mich nicht nur oft zur Gesellschaft zu sich rufen, um Ihnen Etwas vorzulesen, oder Sie in das Concert zu begleiten; sondern ich habe auch die Ehre fast alle Abend, in Ihrer kleinen Tischgesellschaft, welches eine Art von geheimer Tafel ist, mit Ihr zu speisen. Dieses Glück, so groß es auch ist, rührt mich nicht so sehr, als mich das Vergnügen ergötzt, den König und die geistreichen Personen sprechen zu hören, die er zu seinen Abendmahlzeiten einladen läßt. Ich zweifle, ob in Europa eine witzigere, angenehmere, lehrreichere und lebhaftere Gesellschaft anzutreffen ist, als an dieser Tafel. Es scheint, als wenn der Monarch sich eine Lust mache, sich ganz der königlichen Würde zu entschlagen, um nur als

der liebenswürdigste unter den Menschen zu erscheinen; dagegen aber hat er das Vergnügen, zu sehen, wie wir auf unserer Seite den Schleier ablegen, mit welchem die Hofleute jederzeit das Gesicht bedecken, weil sie fürchten, sie möchten ihren blendenden Glanz nicht ertragen können, oder wohl gar davon verzehrt werden. Man sieht hier einen König, der sich aber nur als ein liebenswürdiger Beschützer beträgt, und begünstigte Unterthanen, welche vor seinen Augen einhergehen, ohne sich vom Kopfe bis zu den Füßen mit Waffen zur Vertheidigung zu wahren. Die Herzen sind hier wechselsweise einander offen, und der Geist wird durch keine Fesseln gebunden. Wenn das Concert zu Ende ist, setzt man sich zur Tafel, die Unterredung wird lebhaft, und der König wundert sich manchmal sehr, zwei Uhr nach Mitternacht schlagen zu hören, wenn er glaubt, daß er kaum eine Stunde bei Tafel gewesen." — Uebrigens ging der König gewöhnlich früh zu Bette, und stand zu der von ihm Abends vorher bestimmten Zeit wieder auf, da er, wie wir bereits in seiner Jugendgeschichte gesehen, in der kräftigeren Periode seines Lebens sich bestrebte, so wenig als möglich des Schlafes zu genießen. *) — Solange der König in Sans-Souci wohnte, kam jeden Abend ein Unterofficier mit sechs Flügelgrenadieren von der Potsdamer Schloßwache dahin, und ging mit der Reveille wieder dahin zurück, und Friedrich bewegte sich den ganzen Tag frei und harmlos, ohne bei jedem Schritte an die Höhe oder an eine Gefährlichkeit seines Standes erinnert zu werden. Sehr gut schildert dieß nach seinem Style und seiner Ausdrucksweise ein Zeitgenosse Friedrichs, der in seinen spätern Jahren ihn in seinem Sorgenfrei zu beobachten Gelegenheit hatte:

*) Gewöhnlich schlief einer seiner Lieblingshunde neben dem Könige im Bette, denn er hatte, wie überhaupt Alle, die ein sogenanntes Hagestolzenleben (in gewisser Beziehung) führen, eine außerordentliche Liebe zu Hausthieren. Auf seinen Spaziergängen begleiteten Friedrich seine Lieblingshunde, die alle sehr sorgfältig verpflegt wurden, und in Friedrichs Zimmern nach Willkühr ihr Wesen trieben. Der Schmerz des Königs bei dem Verluste eines dieser Thiere war groß, und er ließ dieselben neben der für ihn selbst bestimmten Grabstätte begraben, und ihnen Grabsteine, die ihre Namen trugen, setzen. Auch an schangebauten Pferden hatte Friedrich eine große Freude. Ueber die ausführliche Biographie der Hunde und Pferde Friedrichs, ihre Genealogie und Charakteristik, so wie ihre Lebensweise bis auf den Küchenzettel herab, im Zusammenhange mit der Weltgeschichte, siehe: Friedrich der Große. Eine Lebensgeschichte von J. D. E. Preuß. Rauck'sche Buchhandlung. Berlin 1832. gr. 8. Erster Band. Seite 413—419.

„Zu Sans-Souci, wo jener alte Kriegsgott seine Donnerkeile schmiedet, und Werke seines Geistes für die Nachwelt schreibt; wo er sein Volk regiert, wie der beste Vater sein Haus; wo er in der einen Hälfte des Tages die Bitten und Klagen des geringsten Bürgers und Landmannes liest, und seinem Lande von allen Seiten mit erstaunlichen Geldsummen aufhilft, ohne irgend eine Erstattung zu verlangen, ohne irgend Etwas dabei zu suchen, als das gemeine Beste; und dann in der andern Dichter ist und Philosoph: herrscht weit umher eine Stille, in der man den leisesten Hauch von jedem sanften Winde höret. Ich bestieg diesen Hügel zum erstenmale im Winter in der Abenddämmerung. Als ich dieses Welterschütterers kleines Haus vor mir erblickte, schon nahe war an seinem Zimmer, sah ich zwar Licht, aber keine Wache vor des Helden Thür, keinen Menschen, der mich gefragt hätte, wer ich sey und was ich wolle? Ich sah nichts, und ging frei und froh umher vor diesem kleinen und stillen Hause.“ — Man bedenke den Contrast dieser stillen Zurückgezogenheit Friedrichs auf seinem Sans-Souci, zu einer Zeit, wo die meisten Fürsten die Schändlichkeit ihres Hoflebens mit Wachen umstellten! — Man wird wohl keineswegs glauben, daß die oben bezeichnete Ordnung in Friedrichs Geschäftsleben (die wir, weil sie zur Bezeichnung des ungemein regen und thätigen Lebens, welches Friedrich führte, dienlich ist, und weil sie doch einmal die Geschichte in ihrer kleinsten Einzelheit aufbewahrt hat, ausführlicher als wir es selbst für nöthig erachten, angegeben haben) keine willkürlichen Abänderungen von ihm erlitten hätten, obgleich dieses selten und ungerne geschah. Es wäre Friedrich verstattet gewesen, nach allen Seiten hin ein glückliches Leben zu führen, wenn ihm nicht die Krone desselben gefehlt hätte — das Glück des häuslichen Lebens; daher erklärt sich, trotz des Strebens Friedrichs, dieses anderweitig zu ersetzen, manches Bizarre und Schroffe in seinem Charakter. Wissenschaft und Freundschaft sollten vorzüglich dazu dienen, ihm diesen Mangel zu ersetzen, waren dieses aber wohl nie im Stande, obgleich sich Friedrich selbst darüber nie ausgesprochen, und das Bewußtseyn jenes Mangels überhaupt bei ihm nicht sehr rege war.

Was nun die literarische Thätigkeit Friedrichs betrifft, so war es auch hierin sein größtes Verlangen, wenn er der Pflicht des Königs Genüge gethan zu haben glaubte, dem Drange des Menschen in ihm zu willfahren. Er konnte sich noch lange nicht bei jenem Zustande unüberwindbarer Ungewißheit über die heiligsten Interessen der Menschheit beruhigen, wo ihm als die höchste Gewißheit die Ungewißheit

und Unzulänglichkeit alles menschlichen Wissens erschien. Er wollte Etwas, das ihm den höheren Seelenfrieden und die höhere Ruhe geben könne. Da bot sich ihm Wissenschaft und Kunst, und zwar erschien ihm nicht nur das einzelne Kunstwerk, sondern Kunst und Wissenschaft im Großen und Ganzen, insoferne als Selbstzweck, als sie den höheren Kreis unseres Strebens und Genießens ausmachen und wir durch dieselben mit der Geschichte der Menschheit und ihren Bestrebungen überhaupt verkettet werden. — Durch das Aussprechen seiner Meinungen, Maximen und Zweifel, durch das Fixiren seiner Gefühle, Reflexionen und Abstractionen, in mündlichen sowohl, als schriftlichen Aeußerungen, in gebundener sowohl, als ungebundener Sprache, suchte er sich und Andere zu immerwährender Anregung des Geistes, zum Denken und zur Klarheit zu führen. Zu allen Zeiten, unter allen Verhältnissen seines Lebens kämpfte er gegen jegliches Hinschlummern und Erschlaffen seines Geistes, sei es nun in Beziehung auf die Thaten, die er hervorbringe, oder in Beziehung auf das Leben und die Kraft in ihm selbst. Das historische Wissen allein blieb für ihn das ewig Unumstößliche, Haltbare, und an ihm suchte er stets die Richtigkeit oder Unrichtigkeit seiner Handlungen zu ermessen. Friedrich wurde deßhalb kein rückwärts gekehrter Prophet, der da glaubte, ein goldenes Zeitalter liege nur hinter uns. Er glaubte, daß es vor uns liege, und dieser Glaube gab ihm die Kraft und den Willen, das Seinige dazu beizutragen, um eines zu schaffen. Sagt ja schon der Verfasser des Antimacchiavell: „Das Heidenthum stellte Janus mit zwei Gesichtern vor, um anzudeuten, daß es das Vergangene und das Künftige vollkommen kenne. Das Bild dieses Gottes kann, im allegorischen Sinne, sehr füglich auf die Fürsten angewendet werden. Sie müssen wie Janus rückwärts sehen, nämlich in die Geschichte aller verflossenen Jahrhunderte, welche ihnen heilsame Lehren ihres Betragens und ihrer Pflicht geben kann; sie müssen aber auch wie Janus vorwärts sehen: ihr Scharfsinn und die Kraft ihrer Ueberlegung muß alle Verhältnisse unter einander vergleichen, und so in den gegenwärtigen Ereignissen die folgenden Begebenheiten schon lesen.“ An der Geschichte aller Zeiten suchte Friedrich zu lernen, was er vollbringen müsse, um seinen Namen einst ehrenvoll in der Geschichte der Menschheit verzeichnet zu finden; sie war das Forum, vor das er jetzt schon sich und seine Handlungen stellen wollte. In einem später ausgearbeiteten Aufsatze sagt Friedrich: „Vielleicht glaubt Jemand, man dürfe nur mächtig und unumschränkt sein, um sich allem

Wahnsinn seiner Launen zu überlassen, und seinen Willen zum Gesetze zu machen; sobald man unverletzlich sei, könne man allen Zwang ablegen, und das um so mehr, da es Niemand wagen würde, seine Stimme gegen solchen unerträglichen Mißbrauch der obersten Gewalt zu erheben. Darauf antworte ich: auch ich bin der Meinung, daß die, welche bei ihren Lebzeiten, vermöge ihrer unumschränkten Macht, über die Gesetze gestellt sind, in der That eines Zügels bedürfen, der sie hindert, Mißbrauch von ihrer Gewalt zu machen, und die Schwachen zu unterdrücken, oder Ungerechtigkeiten zu begehen." Aber die Richterin der Fürsten, über die Stimme des Volks, ist die Geschichte. „Sie schont der furchtbaren Menschen nicht, vor denen die Erde zitterte; sie richtet dieselben, und belehrt dadurch, daß sie ihre guten Thaten billigt, die schlechten aber verdammt, alle Fürsten, was man einst an ihrer Handlungsweise loben oder tadeln werde. Das Urtheil über die Todten lehrt die Lebenden, was sie zu erwarten haben, und auf welche Weise ihr Name der Nachwelt überliefert würde. Vor diesem Tribunale müssen alle Großen nach ihrem Tode erscheinen, und da bestimmt man ihren Ruf auf immer. — Die Nachwelt ist unpartheiisch; sie kennet weder Neid noch Schmeichelei, läßt sich weder durch Lobreden noch durch Satyren verblenden, und scheidet das Gold von den Schlakken. Die Zeit, die auch das Geheimste an's Licht führt, entschleiert ihr die Handlungen der Menschen und ihre Beweggründe. Sie zeigt nicht einen Minister, dem die Höflinge Weihrauch duften lassen, nicht einen König, den Schmeichler umringen, sondern den Menschen, der alles Schmuckes, aller der Hüllen, die ihn verdecken, beraubt ist. Wer es weiß, daß er diesem Gerichte nicht entgehen kann, muß darauf bedacht seyn, fleckenlos vor ihm zu erscheinen. Guter Ruf ist das Einzige, was uns nach unserem Tode übrig bleibt, und es verräth keinen Dünkel, wenn man Gefühl für denselben hat. Wer bei seiner Geburt nur einigermaßen Adel und Hoheit der Seele erhielt, dem muß er sogar sehr nahe am Herzen liegen." ꝛc. ꝛc. Schon 1740 schrieb er an seinen Freund Camas: „Die Schmeichelei hat selbst die schändlichsten Tirannen vergöttert, für Gold ihnen Tugenden angelogen. Glücklicher Verrath und Uebermuth im Purpur haben stets Speichellecker gefunden. Hätten Cartouche oder Catilina sich eine Krone aufgesetzt, es würde ihnen nie an Schmeichlern gefehlt haben." Friedrich lebte also nicht minder für die Geschichte, als in der Geschichte. Nie hörte er auf, sich an derselben zu bilden, und die durch dieselben gewonnenen

Erfahrungen für Staatsverwaltung, Kriegskunst und Philosophie zu benützen. Er zog die Geschichtschreiber des Alterthums allen andern vor, weil bei ihnen eine frischere und kräftigere Natur- und Weltanschauung sich findet, und die Ideen reicher, glühender und mehr die Thatkraft erregend sind.*) Friedrich selbst hat es versucht, nach ihrer Weise seine Geschichte zu schreiben. Er hatte theoretisch (denn practischen Einfluß scheint diese Ansicht doch weniger gehabt zu haben) jene traurige, aber doch oft unabweisliche Geschichtsansicht. Am Schlusse der Abhandlung über die Sitten ꝛc. heißt es: „Die Revolutionen, welche Monarchien und Republiken erfahren, haben ihre Ursachen in den unwandelbaren Gesetzen der Natur. Es ist nothwendig, daß die Leidenschaften der Menschen zu Triebrädern dienen, um unablässig neue Decorationen auf der großen Schaubühne herbeizuführen und in Bewegung zu setzen; daß die kühne Wuth des Einen das wegnimmt, was die Schwachheit des Andern nicht vertheidigen kann; ferner daß Ehrgeizige Freistaaten umstürzen, und daß List bisweilen über Einfalt siegt. — Ohne diese großen Revolutionen bliebe die Welt stets einförmig, es gäbe keine neuen Begebenheiten darin; die Schicksale der Nationen wären ungleich: denn einige derselben würden stets civilisirt und glücklich, andere aber stets barbarisch und unglücklich sein. — Wir haben gesehen, daß Monarchien entstanden und untergingen; daß rohe Völker sich policirten und Muster für andere Nationen wurden. Könnten wir daraus nicht schließen, daß es für diese Völker (wenn man so sagen darf) einen ähnlichen Kreislauf gibt, wie für die Planeten, die, wenn sie in zehntausend Jahren den ganzen Himmelsraum durchlaufen haben, sich wieder an der ersten Stelle befinden **)?“ — Durch das Studium

*) Als ein Zeichen, wie Friedrich über gewisse Geschichtschreiber urtheilte, stehe hier eine Stelle aus der Abhandlung über die Sitten ꝛc.: „Teisser erhielt unter der Regierung Friedrichs I. den Auftrag, die brandenburgische Geschichte zu schreiben; er machte aber statt derselben eine Lobrede. Pufendorf schrieb das Leben Friedrich Wilhelms; aber, um nichts auszulassen, vergaß er weder die Kanzlisten, noch die Kammerdiener dieses Fürsten, so viel er ihrer nur zusammenbringen konnte. Unsre Schriftsteller haben, dünkt mich, immer darin gefehlt, daß sie das Wesentliche nicht vom Unbedeutenden unterschieden, die Thatsachen nicht genug ins Licht setzten, ihre schleppende, mit Inversionen und unzähligen Beiwörtern beladene Prosa nicht gedrängter machten, und als Pedanten, nicht als Leute von Kopf, schrieben.“

**) Bei einer von den gesellschaftlichen Zusammenkünften, welche der König mit seinen gelehrten Lieblingen hatte, äußerte Jemand, das Jahr-

der Geschichte und die aus derselben gezogene Philosophie entstand übrigens mancher Widerspruch in Friedrichs Charakter. Hierauf fußt sich wohl auch noch seine Vorliebe für den Adel, indem er sich stets dahin aussprach, daß dem Adel auch noch seine geschichtlichen Erinnerungen als Sporn zur Ehre dienen müßten.

Friedrich trat zuerst als Geschichtschreiber seines Hauses auf, indem er während dieser Periode seine „Denkwürdigkeiten zur Geschichte Brandenburgs" schrieb und herausgab. Hertzberg, der 1752 durch eine Abhandlung über die ältesten Bewohner der Mark Brandenburg den Preis in der Akademie erhielt, machte für Friedrich die Auszüge aus den Archiven ꝛc., und diese Geschichte wurde stückweise in der Akademie vorgelesen. „Die Geschichte — so beginnt die Vorrede — wird als eine Schule der Fürsten betrachtet: sie stellt ihrer Erinnerung Monarchen dar, welche Väter ihres Vaterlandes waren, aber auch Tyrannen, die es verheerten; sie zeigt ihnen die Ursachen, weßhalb Reiche steigen und fielen; sie entwickelt eine so große Menge von Charakteren, daß einige darunter nothwendig den Charkteren der Fürsten unserer Zeit gleichen müssen, und, indem sie über den Ruf der Todten entscheidet, richtet sie stillschweigend auch die Lebendigen. Durch die Schande, mit der sie lasterhafte, nicht mehr vorhandene Menschen bedeckt, ermahnt sie die gegenwärtige Generation zur Tugend, und scheint ihr zu offenbaren, welchen Ausspruch die Nachwelt über sie fällen werde. — Obgleich das Studium der Geschichte eigentlich der Prinzen Sache ist, so kann sie doch den Privatpersonen nicht minder nützlich sein, da sie eine Kette von Begebenheiten aller Jahrhunderte bis auf unsere Zeiten ist. Der Rechtsgelehrte, der Staatsmann und der Militär nehmen ihre Zuflucht zu ihr, und lernen daraus, welchen Zusammenhang das Gegenwärtige mit dem Vergangenen hat. Sie finden darin die, welche ihrem Vaterlande treu gedient, mit Lob, und die, welche das Vertrauen ihrer Mitbürger gemiß-

---

hundert Friedrichs sey das Jahrhundert der Revolutionen. „Es sind die kleinen Leidenschaften, die sie erzeugen, antwortete der König, sie sachen den Geist an, und so nähern und berühren sie sich. Gott allein kann die unermeßliche Kette berechnen. So wie die Musik — hier hob er die Flöte, die er in der Hand hielt, empor — nur aus sieben Grundtönen besteht, ebenso wird das Rad des harmonischen Systemes der Ursachen und Wirkungen im menschlichen Leben von sieben oder acht Leidenschaften getrieben, die sich ins Unendliche ändern und moduliren, und welche der kalte menschliche Verstand nicht zu entwickeln vermag.

braucht, mit Abscheu genannt; und so erwerben sie sich eine frühzeitige Erfahrung. — Wer die Sphäre seiner Begriffe nur auf seinen Wohnort beschränkt, und seine Kenntnisse nicht über seine Brodwissenschaft hinaus erweitert, der sinkt durch die gröbste Unwissenheit zum Thiere hinab; wer aber in die Zeiten vor uns eindringt und mit Kraft seines Geistes die ganze Welt umfaßt, der besiegt in der That Unwissenheit und Irrthum, der hat in allen Jahrhunderten gelebt, und wird in der That ein Bürger aller Orte und aller Länder. — Die Universalgeschichte dient dazu, uns in der Menge von Begebenheiten, die sich in allen Ländern ereignet haben, zu orientiren; sie führt uns von dem entferntesten Alterthume mit Ordnung durch die Jahrhunderte, und bezeichnet gewisse Haupt-Epochen, an die das Gedächtniß sich halten kann. Aber eben so hat die Spizial-Geschichte ihren Nutzen, da sie die Folge der Begebenheiten, die sich in einem Reiche zugetragen haben, auseinandersetzt, und sich bloß auf diesen einzigen Gegenstand beschränkt. Die Universal-Geschichte stellt uns ein großes Gemälde mit einer ungeheuern Menge Figuren dar, von denen einige durch starken Schatten andere zu wenig hervorspringende bedecken, daß man sie nicht bemerken kann. Die Spezial-Geschichte hebt aus diesem Gemälde eine einzelne Figur heraus, malt sie ins Große, benützt bei ihr die Wirkung von Licht und Schatten, welche sie geltend machen, und setzt das Publikum in Stand, die Figur mit der Aufmerksamkeit zu betrachten, die sie verdient. — Ein Mensch, der nicht vom Himmel gefallen zu seyn glaubt, der die Entstehung der Welt nicht von seinem Geburtstage an datirt; der muß begierig seyn, das zu erfahren, was zu allen Zeiten und in allen Ländern vorgegangen ist. Nimmt seine Gleichgiltigkeit keinen Antheil an dem Geschicke so vieler großer Nationen, welche Spielbälle des Glückes gewesen sind; so wird er sich doch wenigstens für die Geschichte des Landes interessiren, welches er bewohnt, und die Begebenheiten, an denen seine Vorfahren Theil gehabt haben, mit Vergnügen sehen. Mag ein Engländer nichts von dem Leben der Könige wissen, die auf dem persischen Throne gesessen, oder mag er die unmäßige Zahl von Päpsten, welche die Kirche beherrschten, mit einander verwechseln. Das verzeiht man ihm; aber so nachsichtig ist man nicht, wenn er von dem Ursprunge seines Parlaments, von den Gebräuchen seiner Insel und von den verschiedenen Stämmen seiner Könige, die auf derselben regiert haben, nicht unterrichtet ist.“ Nun greift er die Vorarbeiten, die er in der preußischen Geschichte gefunden, an, „in

denen man einen interessanten Vorfall durch hundert langweilige Seiten erkaufen muß, „und nennt sie Taglöhner, die Materialien sammeln, bis ein geschickter Architekt sie in einem Bau zusammenfügt, er hält ihre Werke eben so wenig für Geschichte, als die Buchdruckerlettern für ein Buch.“ Hierauf gibt er im Allgemeinen seine Quellen und sein Streben nach historischer Treue an, und fährt alsdann fort: „Halten einige Personen sich für beleidigt, weil ich ihrer Vorfahren nicht auf eine vortheilhafte Art erwähne, so habe ich ihnen nur die wenigen Worte zu sagen: daß ich keine Lobrede, sondern eine Geschichte schreiben wollte, daß man ihr persönliches Verdienst hochschätzen, und doch die Fehler ihrer Ahnen tadeln kann, da beides sich recht gut mit einander vereinbaren läßt. Uebrigens ist es nur zu wahr, daß ein ohne Freimüthigkeit geschriebenes Werk dieser Art nicht anders, als mittelmäßig oder schlecht sein kann, und daß man für vergängliche Menschen weniger Ehrfurcht haben muß, als für die unvergängliche Wahrheit.“ Friedrich begegnet hierauf dem Schlendrian seiner Zeit, der ihn vielleicht tadeln könnte, daß er nicht angegeben, „von welchem Zeuge das Kleid Albrechts, mit dem Beinamen Achilles gewesen ist, oder welchen Schnitt Johann Cicero's Halskrause hatte.“ Er erkennt ganz richtig (was die Geschichtschreiber seiner Zeit noch immer nicht einsehen wollten, und worin erst Voltaire auch in Beziehung auf deutsche Geschichte, wenigstens nach der Form derselben die Bahn gebrochen), daß die Prozesse, Unterhandlungen, Verträge ꝛc., die der Reichstag zu Regensburg für bedeutend genug hielt, um jahrelange Debatten darüber zu unterhalten, daß diese deßhalb noch keineswegs von historischer Bedeutung seien, und daß es nicht der Mühe werth sei, deßhalb dickleibige Folianten zu schreiben. — Er übergeht die minderwichtige Periode bis auf Johann Sigismund und gibt hierüber nur kurze Angaben. Als die wichtigste Periode erscheint ihm die des dreißigjährigen Krieges. „Man sieht darin auf der einen Seite das ehrsüchtige Haus Oesterreich bewaffnet, um seinen Despotismus im Reiche zu befestigen, und auf der andern Seite die edelmüthigen deutschen Fürsten für ihre Freiheit kämpfen, wobei die Religion beiden Partheien zum Vorwande diente,“ und wie dieses endlich beigelegt wurde. — Vor Kurzem ist ein chronologischer Abriß der Geschichte Frankreichs herausgekommen *), den

*) Es ist dieß wahrscheinlich der Abrégé chronologique de l'histoire française, deren Verfasser der Präsident Henault, und die noch jetzt ihres epigrammatischen Styles halber in Frankreich vielgelesen ist. Daß

man als den Kern der merkwürdigsten Thatsachen in derselben ansehen kann. Der scharfsinnige Verfasser hat die Kunst verstanden, selbst der Chronologie Annehmlichkeit zu ertheilen; und wer den Inhalt dieses Buches weiß, hat die Geschichte von Frankreich vollkommen inne. Ich schmeichle mir nicht, meinem Versuche gleiche Annehmlichkeiten gegeben zu haben, werde aber meine Mühe für belohnt halten, wenn dieses Werk unsrer Jugend nützlich wird, und denjenigen Lesern Zeit erspart, die keine verlieren können. — Obgleich ich die Schwierigkeit voraussah, die ein Deutscher findet, der in einer fremden Sprache schreibt; so habe ich mich dennoch zur französischen entschlossen, weil sie unter allen Sprachen in Europa am gebildetsten und am weitesten verbreitet, auch durch die guten Schriftsteller aus dem Jahrhundert Ludwigs XIV. gewissermaßen festgesetzt zu sein scheint. Uebrigens befremdet es jetzt eben so wenig, wenn ein Deutscher französisch schreibt, als es zu Cicero's Zeiten befremdete, wenn ein Römer griechisch schrieb."

In der Dedication dieses Werkes an seinen Bruder, den Prinzen von Preußen, sagt Friedrich: „Ich habe Nichts bemäntelt, Nichts verschwiegen, und die Fürsten aus Ihrem Hause so geschildert, wie sie gewesen sind. Dieselbe Feder, welche die bürgerlichen und militärischen Tugenden des großen Kurfürsten zeichnete, hat auch die Fehler des ersten Königs von Preußen, und jene Leidenschaften angedeutet, die nach dem verborgenen Plane der Vorsehung in der Folge dazu dienten, unser Haus auf den Gipfel des Ruhmes zu erheben, auf den es gelangt ist. Ich habe mich über alle vorgefaßten Meinungen hinweggesetzt, und Fürsten, Könige und Anverwandte wie andere Menschen betrachtet. Weit davon entfernt, mich durch Macht blenden zu lassen, und meine Ahnen abgöttisch zu verehren, habe ich das Laster an ihnen kühn getadelt, weil es auf dem Throne keine Freistatt finden darf. Ich habe die Tugend allenthalben gelobt, wo ich sie gefunden, und mich sogar gegen den Enthusiasmus, den sie erregt, gesichert, damit einfache und reine Wahrheit in dieser Geschichte herrsche." Und in der That war es, in diesem Werke, Friedrichs unausgesetztes Streben, dieses Ziel, das er sich gesteckt, zu erreichen. Selten ist es ihm vollkommen gelungen; denn er war — wie wir dieses noch bei einer andern Gelegenheit bemerken werden — vermöge seiner Persönlichkeit wenig dazu geeignet, sich seines

---

Friedrich sich diese Schrift als Muster für die Memoires de Brandenbourg gewählt hat, ist für deren Beurtheilung wichtig.

Selbsts so zu entäußern, daß er sich in die Lage und Denkweise ferner Zeiten und ferner Männer lebhaft hineinversetzen konnte, immer brachte er zu denselben die ihm eigene Denkweise mit. Friedrich schrieb dieses Werk, während Voltaire bei ihm am Hofe lebte, und zwar gerade in der Periode der innigsten Vertraulichkeit zwischen beiden, und hier eben also hätte sich der Einfluß Voltaire's auf Friedrichs schriftstellerische Thätigkeit — der oft zu hoch angerechnet wurde — äußern müssen. Zwar hat Voltaire ohne Zweifel dieses Werk im Manuscript gelesen und dasselbe in Absicht des Styles verbessert, größer aber scheint auch sein Antheil an demselben nicht gewesen zu sein, wie dieß aus dem Inhalte des Werkes selbst und aus andern Umständen offenbar hervorgeht. — Friedrich schrieb diese Geschichte, trotz seines Bestrebens nach Partheilosigkeit, dennoch nicht unpartheiisch, wie dieß auch bei der von einem Regenten geschriebenen Familiengeschichte wohl erklärlich ist. Ueber die früheren Zeiten bis zur Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts geht er flüchtig weg, da die Beschreibung dieser Zeiten mehr Forschung erfordert hätten, und Friedrich sich mehr zum Geschichtschreiber als zum Geschichtforscher eignete. Mit Unwillen schildert Friedrich die Greuel der Verwüstung, welche der dreißigjährige Krieg über Brandenburg brachte, und mit Trauer bemerkt er die Folgen der Schwäche des Kurfürsten Georg Wilhelm. Mit dessen großem Sohne aber hebt sich sein Geist, und mit sichtbarem Wohlgefallen weilt er bei dessen Geschichte, da er in diesem seinem Aeltervater ein häusliches Muster aller Regenten-Tugenden gefunden zu haben sich freut, und da ihm dieß auch noch als geschichtlicher weiterer Sporn dienen mochte, sich groß und gleichsam seines Ahnen würdig zu zeigen. Er sagt von ihm: „Friedrich Wilhelm war durch Güte des Herzens und durch seinen Eifer für das allgemeine Beste noch größer, als durch seine militärischen Eigenschaften und durch seine wohlberechnete Politik, durch die er Alles auf solche Zeit unternahm, daß es gelingen mußte. Tapferkeit bildet große Helden, Menschlichkeit gute Fürsten.“ Und: „nur wenige Feldherren können sich einer Kriegsexpedition, wie die bei Fehrbellin war, rühmen.“ Und mit einem gewissen Wohlbehagen erzählt er, daß man schon damals dem österreichischen Hofe geäußert habe, „man sehe es ungern, daß an den Ufern der Ostsee ein neuer König der Wenden emporwachse.“ — „Friedrich Wilhelm hatte alle Eigenschaften, die den großen Mann bilden, und die Vorsehung gab ihm alle Gelegenheiten, sie zu entwickeln. Er gab in einem Alter, wo die Jugend sonst nur

Spuren von ihren Verirrungen blicken läßt, Beweise von Klugheit, mißbrauchte seine Heldentugenden nie, und wendete seine Tapferkeit nur dazu an, seine Staaten zu vertheidigen, und seinen Bundesgenossen beizustehen. Er war vorsichtig und klug, und eben dadurch ein großer Staatsmann; arbeitsam und menschlich, und eben dadurch ein guter Fürst. Er hatte kein Gefühl für die gefährlichen Verführungen der Liebe, und nur für seine Gemahlin Leidenschaft. Zwar war er ein Freund des Weines und der Gesellschaft; doch schweifte er darin nicht aus. Sein lebhaftes Temperament und sein Jähzorn machten, daß er bisweilen in Hitze gerieth; aber war er nicht sogleich Herr über sein Gefühl, so war er es doch bald hernach, und sein Herz vergütete die Fehler reichlich, zu denen sein leicht aufwallendes Blut hingerissen hatte. Seine Seele war von Tugend bewohnt; das Glück konnte ihn niemals aufgeblasen machen, und das Unglück zu Boden schlagen. Er war edelmüthig, mildreich, freigebig, menschlich, und blieb seinem Charakter stets treu; er ward der Wiederhersteller und Beschützer seines Vaterlandes, der Stifter der brandenburgischen Macht, der Schiedsrichter von seines Gleichen, die Ehre seines Volkes, und um mit einem Worte Alles zu sagen: sein Leben ist seine Lobrede." Es ist unverkennbar, daß Friedrich deßhalb das Leben dieses Fürsten so ausmalt, weil er in seinem Charakter und seinen Verhältnissen viele Züge seines eigenen Charakters und seiner eigenen Verhältnisse finden und auf dieselben übertragen konnte. — Meisterhaft ist am Schlusse noch eine Parallele zwischen dem großen Kurfürsten und Ludwig XIV. durchgeführt. Sie läßt dem französischen Könige alle Gerechtigkeit wiederfahren, zeigt aber zugleich, daß derselbe, mehr von äußern Umständen begünstigt, an wahrer Geistes- und Charaktergröße dem Kurfürsten nachstehe, der mit kleinen Mitteln große Dinge that, und dessen Ruhm weit mehr auf Thaten beruht, die er selbst entwarf und ausführte, als dieß bei dem Könige der Fall war, der von großen Feldherren und Staatsmännern unterstützt wurde, deren Entwürfe gebilligt zu haben sein Verdienst war. Mit geringerer Sorgfalt und einem ungünstigen Urtheile hat er das Leben seines Großvaters ausgearbeitet, dessen Prachtliebe ihm allerdings nicht zusagen konnte, die aber das harte Urtheil Friedrichs wohl nicht so sehr verdient hat, indem Manches in Zeit und Verhältnissen seinen Grund gefunden haben mochte *). Mit deste mehr Theilnahme schildert er die

*) Schon im Jahre 1744 hatte Friedrich die Bildsäule, die Friedrich Wilhelm demselben 1728 zu Berlin errichtet hatte, bei Seite schaffen lassen.

Regierung seines Vaters, wie er denn auch seine Billigung derselben schon dadurch bezeugte, daß er so viele Institute derselben, während seiner ganzen Regierung beibehielt, und die Achtung vor seinem Vater in den schon oben angeführten Aeußerungen aussprach.

Den großen Nutzen hatte jetzt schon für Friedrich das Studium der Geschichte seines Hauses und Vaterlandes, indem noch täglich die Angelegenheiten des Staates durch ihn geregelt wurden, daß er seine Regierungsmaximen allen und jeden früher beobachteten anpassen konnte, und alle Hilfsquellen des Staates von seiner Entstehung an, kennen lernte, auch wohl durch Umstände eingetretene Hindernisse leicht beseitigen konnte.

Friedrich mochte wohl das Lückenhafte und Unvollständige seiner Arbeit als Geschichtswerk fühlen, und suchte dieselbe durch manche Zugabe zu ergänzen. So entstanden wohl jene oben bereits ausführlich angeführten vier Abhandlungen, die zunächst durch Geschichte veranlaßt, weiterhin aber auch zur geschichtlichen Begründung seiner Regierungsmaximen dienen mochten. Es ist erfreulich, daß Friedrich hiedurch während dieser Periode veranlaßt wurde, seine Regierungsgrundsätze nach den hauptsächlichsten Seiten des Staatslebens hin auch theoretisch an den Tag zu legen.

Dem Inhalte und der Zeit der Abfassung nach das erste, so wie seiner Bedeutung nach das vorzüglichste Werk Friedrichs in dieser Periode ist die „Geschichte meiner Zeit," die zwar erst nach dem Tode des Königes erschienen, wohl aber, den wesentlichsten Bestandtheilen nach, schon im Jahre 1746 abgefaßt ist. Nach einem Briefe an Voltaire war es Friedrichs Plan, nicht nur die Geschichte der Begebenheiten, worin er selbst als mithandelnde Person auftrat, sondern auch die Geschichte des ganzen damaligen Europa's darzustellen. Im Jahre 1746 war das erste Manuscript dieses Werkes vollendet, und in der damals geschriebenen Einleitung heißt es: „Geschichte haben viele geschrieben, aber Wahrheit haben nur Wenige gesagt. Einige hatten die Absicht, Anekdoten zu erzählen, die ihnen unbekannt waren, und erdachten sich solche; Andere compilirten Zeitungsnachrichten, womit sie mühsam ganze Bände anfüllten, die bloß eine unförmliche Sammlung von Gerüchten und Volksmährchen sind; wieder Andere verfertigten geschmacklose und weitschweifige Kriegsjournale; ja die Schreibseligkeit verführte sogar einige Schriftsteller, eine Geschichte der Begebenheiten auszuarbeiten, die sich mehrere Jahrhunderte vor ihrer Geburt ereignet. Kaum erkennt man in dergleichen Romanen die Hauptbegebenheiten; der

Held denkt, spricht und handelt im Geiste des Schriftstellers; was dieser erzählt, sind seine eigenen Träume, nicht die Thaten der Helden, deren Biograph er sein soll. Unwürdig, auf die Nachwelt zu kommen, sind alle diese Werke, und doch ist Europa davon überschwemmt, und dennoch gibt es Leute, die thöricht genug sind, sich von ihrer Glaubwürdigkeit überzeugt zu halten. Außer dem einsichtsvollen Herrn von Thou, einem Rapin Toiras, und höchstens nur zwei oder drei anderen haben wir nur kraftlose Geschichtschreiber. Man muß sie mit doppelter skeptischer Aufmerksamkeit lesen, und zwanzig Seiten voll Fehlschlüsse überschlagen, ehe man auf einen interessanten Vorfall oder auf Wahrheit stößt. Wahrheit in der Geschichte ist also schon sehr viel, hinreichend ist sie aber noch nicht; man muß auch unpartheiisch seyn, mit Auswahl und Beurtheilung schreiben, und vornehmlich die Gegenstände mit einem philosophischen Auge betrachten und prüfen. — Ueberzeugt, daß es keine Sache für einen Gelehrten auf ... us, noch für einen Benediktiner des 29. Jahrhunderts sein kann, die Menschen des unsrigen zu schildern, noch jene Unterhandlungen, jene Intriguen, jene Kriege, jene Schlachten, und alle jene großen Begebenheiten, durch die wir in unsern Tagen die Scene des großen Schauplatzes von Europa verschönert sahen, glaubte ich als Zeitgenosse und mithandelnde Person, berechtigt zu sein, meinen Nachfolgern von jenen Veränderungen in der Welt Rechenschaft abzulegen, deren Ereignung ich sah, und an denen ich selbst einigen Antheil hatte. Dir, künftiges Geschlecht, widme ich dieses Werk, in welchem ich eine flüchtige Zeichnung dessen, was die übrigen Mächte betrifft, versuchen, aber desto ausführlicher mich über dasjenige verbreiten werde, was Preußen betrifft, als unmittelbar wichtig für mein Haus, welches die Besitznahme von Schlesien als die Epoche des Wachsthums seiner Größe ansehen kann. — Der Theil der Geschichte, dessen Beschreibung ich mir vorgesetzt, ist um so viel schöner, da er eine Menge Begebenheiten aufstellt, die mit dem Gepräge der Größe und des Sonderbaren gestempelt sind, ja ich möchte sogar behaupten, daß seit dem Umsturz des römischen Reiches keine Epoche mehr die Aufmerksamkeit verdient, als der Tod Kaiser Karls VI., des letzten männlichen Sprossen aus dem Hause Habsburg, und die Folgen jenes berüchtigten Bundes oder vielmehr jener Zusammenrottung so vieler zum Verderben des Hauses Oesterreich verschworener Könige. — Ohne Beweise werde ich nichts behaupten. — Meine Bürgen sind die Archive; meine Beweise, die Berichte der Minister und die Briefe,

welche mir Könige, Fürsten und einige große Männer geschrieben haben: bisweilen erzähle ich auf das Zeugniß glaubwürdiger und, trotz ihrer Verschiedenheit, übereinstimmender Personen. Wahrheit läßt sich auf keine andere Weise darthun. Die Erzählung meiner Feldzüge wird nur kurz die merkwürdigsten Begebenheiten enthalten; doch werde ich nicht den unsterblichen Ruhm verschweigen, den so viele meiner Offiziere in denselben sich erworben haben. Ihnen widme ich diesen schwachen Versuch als ein Denkmal meiner Dankbarkeit. Gleiche Kürze werde ich in Ansehung der eigentlichen Staatsgeschäfte beobachten, dennoch werde ich sorgfältig jene charakteristischen Züge bemerken, die den Geist des Jahrhunders und der verschiedenen Nationen bezeichnen. Ich werde die gegenwärtigen und die vergangenen Zeiten vergleichen, denn nur durch Vergleichungen kann unser Urtheil vollkommen werden. Ich werde es wagen, Europa aus einem allgemeinen Gesichtspunkte zu betrachten, und im Geiste alle seine Reiche und alle Mächte zu mustern, und bisweilen werde ich mich zu den einzelnen kleinen Umständen herablassen, die die Veranlassung der größten Begebenheiten waren. — Da ich nur für die Nachwelt schreibe, so wird mir weder Rücksicht auf das Publikum noch irgend eine Art von Schonung Zwang anlegen. Ich werde ganz laut verkünden, was Viele nur im Stillen denken, werde die Fürsten schildern so wie sie sind, ohne Vorurtheil gegen meine Feinde, und ohne Vorliebe für diejenigen, mit denen ich verbunden war. Von mir selbst werde ich nur dann reden, wenn ich es nicht vermeiden kann. Jedermann, er sey wer er wolle, verdient doch immer nur ein kleines Maaß der Aufmerksamkeit künftiger Jahrhunderte. So lange ein König lebt, ist er der Abgott seines Hofes, die Großen streuen ihm Weihrauch, die Dichter besingen ihn, das Publikum fürchtet ihn, nur schwach wird er geliebt. Ist er todt: dann erscheint die Wahrheit, und oft rächt sich der Neid mit zu großer Strenge für all den kriechenden Unsinn, den die Schmeichelei an ihn verschwendete. — Es ist die Sache der Nachwelt über uns Alle nach unserem Tode zu richten, aber uns selbst kömmt es zu, uns zu beurtheilen, so lange wir leben. Wenn unsre Absichten rein sind, wenn wir die Tugend lieben, wenn unser Herz nicht der Mitschuldige an den Irrthümern unsers Geistes ist, und wenn wir überzeugt sind, daß wir unsern Unterthanen all das Gute erzeigt, das uns möglich war, so muß uns dieß befriedigend seyn. Man wird in diesem Werke geschlossene und gebrochene Bündnisse bemerken. In dieser Rücksicht muß ich sagen, daß wir von

unsern Mitteln und unsern Kräften abhängen; ändert sich unser Interesse, so müssen auch wir uns ändern. (?) Unsere Pflicht ist, für das Wohl unseres Volkes zu wachen; sobald wir indeß finden, daß ein eingegangenes Bündniß für dasselbe gefährlich oder gewagt ist, so müssen wir es lieber brechen, als unser Volk der Gefahr bloßstellen: hierin opfert sich der Fürst für das Wohl seiner Unterthanen auf. Alle Annalen der Welt liefern uns hiervon Beispiele, und in der That kann man nicht anders verfahren. Diejenigen, welche diese Art zu handeln verdammen, sind Leute, die ein gegebenes Wort als etwas Heiliges ansehen: sie haben recht, und ich bin ganz einverstanden mit ihnen, als einzelner Mann. Denn, weil Ehre über das Interesse geht, so muß ein Mann das einem Andern gegebene Wort halten, und wenn er auch unbedachtsamerweise eine Sache versprochen hätte, die ihm den größten Nachtheil brächte. Aber ein Fürst, der sich verbindlich macht, bindet nicht sich allein — denn so wäre er mit dem Privatmanne in gleicher Lage: nein! er setzt weitläufige Provinzen und Staaten tausendfachem Unglück aus. Besser ist es also, daß der Fürst seinen Vertrag breche, als daß das Volk zu Grunde gehe. Was würde man von einem Wundarzte sagen, der aus lächerlicher Gewissenhaftigkeit den vom Brande ergriffenen Arm eines Menschen darum nicht abschneiden wollte, weil das Armabschneiden eine schlimme Handlung sei? Ist es nicht offenbar noch weit ungerechter, schlimmer, einen Bürger zu Grunde gehen zu lassen, den man retten könnte? Ich behaupte, daß man nur nach den Umständen und nach allem Dem, was mit denselben zusammenhängt und aus ihnen folgt, über eine Handlung entscheiden müsse, ob sie gut oder böse sei; aber wie wenige urtheilen auf diese Weise aus eigener Sachkenntniß? Der Mensch hat Etwas von der Natur des Schafes, blindlings folgt es seinem Führer. Ein verständiger Mann darf nur ein Wort reden, und es ist hinreichend, um von tausend Dummköpfen wiederholt zu werden."

„Ich kann mir nicht das Vergnügen versagen, noch einige allgemeine Anmerkungen hinzuzufügen, die ich in Rücksicht der großen Begebenheiten, die ich beschreibe, gemacht habe. Ich finde, daß die mächtigsten Staaten gerade auch die sind, in denen mehr Verwirrung herrscht als in den kleinen; doch macht die Größe der Maschine, daß sie bestehen und daß man die innere Unordnung nicht bemerkt. Ich sehe, daß die Fürsten, die ihre Heere zu weit von den Gränzen entfernen, stets unglücklich sind, weil sie diese gewagten Truppen weder unterstützen noch ergänzen können. Ferner beobachte ich, daß

alle Nationen weit mehr Tapferkeit zeigen, wenn sie für ihren eigenen Herd fechten, als wenn sie ihre Nachbarn angreifen. Sollte dieß nicht aus einem dem Menschen natürlichen Grundsatz herrühren, daß er berechtigt sei sich zu vertheidigen, aber nicht seine Nachbarn anzugreifen? Ich sehe, daß Frankreichs und Spaniens Flotten der englischen nicht widerstehen können, und erstaune, daß zur Zeit Philipps II. die spanische Seemacht allein der englischen und holländischen überlegen war. Mit Verwunderung bemerke ich, daß alle Ausrüstungen zur See keine andere Wirkung haben, als den Handel zu stürzen, den sie beschützen sollten. Hier zeigt sich der König von Spanien, Herr von Potosi in Europa, mit Schulden beladen, und als Schuldner seiner Kronoffizianten, seiner Diener und der Handwerksleute in Madrid; dort die englische Nation, die mit einem Wurf die Guineen hinwirft, die sie durch dreißigjährige Betriebsamkeit erwarb. Ich sehe die pragmatische Sanction, die halb Europa verwirrt, und Ungarns Königin, die ihre Provinzen zergliedert, um die Untheilbarkeit derselben zu behaupten. Der Krieg, der sich in Schlesien entzündet hat, wird epidemisch, und erlangt, je mehr er sich ausbreitet, einen höhern Grad von Bösartigkeit. Die Hauptstadt der Welt öffnet sich jedem, der zuerst kömmt; der Papst segnet diejenigen, die ihm Beiträge abnöthigen, weil er sie nicht mit seinen Anathemen zerschmettern darf. Italien ist unterjocht und verleren. Das Glück ist unbeständig, keine Macht genießt in ununterbrochener Folge des Wohlstandes, schnell folgen Unfälle auf glückliche Ereignisse. Die Engländer reißen, gleich einem gewaltigen Strome, in ihrem Laufe die Holländer mit sich fort, und die bedächtigen Republikaner, die Abgeordnete als Feldherren abschickten, wenn die größten Männer von Europa, Eugene und Marlboroughs an der Spitze ihrer Heere standen, senden keine, wenn der Herzog von Cumberland und der Fürst von Waldeck sie anführen. Der Norden geräth in Brand und bringt den Schweden einen traurigen Krieg; Dänemark regt sich, murrt und beruhigt sich; und Polen erhält sich, weil es keine Eifersucht erregt. Zweimal verändert der Sachse sein System, und beidemal wird sein Ehrgeiz getäuscht; er gewinnt nichts mit der einen Partei und wird mit der andern zertreten. Aber das traurigste von Allem ist die Verschwendung so vieles Menschenblutes. Europa gleicht einer Schlachtbank, überall blutige Schlachten, man möchte sagen, daß die Könige sich vorgenommen, die Erde zu entvölkern. Die Verwicklung der Angelegenheiten hat die Ursachen der Kriege geändert, die Wirkungen bleiben und der Beweggrund hört

auf. Ich glaube Spieler zu sehen, die in der Hitze des Spieles, die Parthie nicht eher verlassen, als bis sie Alles verloren, oder ihre Gegner gänzlich zu Grunde gerichtet haben. Wenn man einen englischen Minister fragte, warum setzt ihr den Krieg fort? Deshalb, wird er erwiedern, weil Frankreich die Kosten zum nächsten Feldzuge nicht wird aufbringen können. Und wenn man eben dieselbe Frage an einen Franzosen richtete, so würde die Antwort ebenso lauten. Gesetzt, daß einer von beiden Recht zu Beschwerden hat, und daß man das Gewinnen von zwei oder drei Gränzplätzen, von einem kleinen Strich Landes, von einer nur Etwas erweiterten Gränze, als Vortheile betrachten muß; wenn man nun aber dagegen den ungeheueren Aufwand berechnet, den der Krieg gekostet, wie sehr das Volk durch Auflagen, um jene großen Summen zusammenzubringen, gedrückt, besonders aber, daß diese Eroberungen mit dem Blute so vieler tausend Menschen erkauft wurden, wer sollte nicht beim Anblicke einer so großen Menge von Unglücklichen gerührt werden, welche die Schlachtopfer dieser traurigen Zänkereien sind? Wenn euch aber schon das Unglück eines einzelnen Mannes rührt, wenn der Unfall, der eine ganze Familie ins Elend stürzt, euer Herz erweicht, wie viel mehr muß dieß der Fall sein, wenn ihr den Glückswechsel der blühendsten Reiche und der mächtigsten Monarchien Europa's bemerkt? Und dieß ist die schönste Lehre der Mäßigung, die man euch geben kann. Die Klippen, die Schiffbrüche, die Trümmer des Ehrgeizes betrachten, heißt das Ohr für die Stimme der Erfahrung öffnen, die euch zuruft: Könige, Fürsten, und ihr Regenten der Zukunft, o daß die Fabel von Ikarus, die uns die Bestrafung der Ehrgeizigen schildert, euch auf immer ermunterte, diese ungestüme und unersättliche Leidenschaft zu fliehen! Noch mehr, wenn ein Ludwig der Große außerordentliche Widerwärtigkeiten erfuhr, wenn ein Karl XII. beinahe seiner Staaten beraubt ward, wenn König August in Polen entfernt, und sein Sohn in Sachsen abgesetzt ward, wenn der Kaiser aus seinen Staaten verjagt ward: welcher Sterbliche kann denn sich über ein gleiches Geschick erhaben glauben, und sein Glück gegen die Ungewißheit der Ereignisse, die Dunkelheit der Zukunft und jene unvermutheten Zufälle aufs Spiel zu setzen wagen, welche in einem Augenblicke allen Scharfsinn der überlegtesten und klügsten Plane zernichten? Die Geschichte der Leidenschaft ist die Schule der Tugend; der Ehrgeiz macht Tyrannen, die Mäßigung macht Weise!" Diese Vorrede hatte Friedrich im vier und dreißigsten Lebensjahre geschrieben. Im Jahre 1775 revidirte und

verbesserte er dieselbe. Er beginnt hierbei wieder mit seinem kritischen Skepticismus auch in Beziehung auf Geschichte: „Die meisten Geschichtbücher, die wir haben — sagt er — sind zusammengestoppelte Lügen, mit einigen Wahrheiten untermengt. Unter der ungeheuern Menge von Thatsachen, die uns überliefert werden, können wir nur diejenigen als bewährt annehmen, welche Epoche in den Reichen, es sey zu deren Erhebung oder Sturz, gemacht haben. So scheint es ausgemacht, daß die Schlacht bei Salamis erfochten, und die Perser von den Griechen besiegt worden. Es ist kein Zweifel, daß Alexander der Große das Reich des Darius überwältigt, und daß die Römer die Karthager und den Antiochus und den Perseus überwunden haben. Dieß wird um so gewisser, da sie alle diese Länder besaßen. Noch mehr Glaubwürdigkeit gewinnt die Geschichte in dem, was sie von den Bürgerkriegen zwischen Marius und Sulla, Pompejus und Cäsar, August und Antonius berichtet, aus der Authenticität der gleichzeitigen Schriftsteller, die uns diese Begebenheiten aufgezeichnet haben. Man kann an dem Untergange des westlichen und des östlichen römischen Kaiserthums nicht zweifeln, denn man sieht, wie sich aus dem zerstückelten römischen Staate Königreiche entwickeln und bilden. Aber treibt uns der Vorwitz, uns in die genauere Untersuchung der Begebenheiten aus entfernteren Zeiten einzulassen; so stürzen wir uns in ein Labyrinth voll Dunkelheit und Widersprüche, wo uns der Faden fehlt um den Ausweg zu finden. Die Liebe zum Wunderbaren, das Vorurtheil der Geschichtschreiber, ihr blinder Eifer für ihr Vaterland, ihr Haß gegen die Nationen, welche ihnen widerstanden, alle diese verschiedenen Leidenschaften, die ihre Feder leiteten, und die so sehr große Entfernung der Zeit, worin sie schrieben von den Begebenheiten selbst, haben die Thatsachen so verändert und entstellt, daß man jetzt selbst mit dem durchdringenden Auge eines Luchses die Hülle nicht zu durchschauen vermöchte.“ Indeß freut sich Friedrich, im Alterthume Geschichtbücher der mithandelnden Personen zu finden: Xenophon, Thucydides; er ist entzückt über die Fragmente des Polybius. Cicero's Briefe sind ihm für die Geschichte wichtig, vornehmlich aber Cäsars Denkwürdigkeiten „sind ganz mit der edeln Einfachheit eines großen Mannes geschrieben.“ Die später folgende Zeit des Chronikenwesens ist ihm von minderer Bedeutung. „Seit der Wiederherstellung der Wissenschaften hat sich die Schreibelust in eine Sucht verwandelt. Wir haben zu viel Memoiren, Anekdoten und Berichte; unter denen man sich bloß an die kleine Zahl von

Schriftstellern halten muß, die Aemter bekleideten, die mithandelnde Personen waren, die zum Hofe gehörten, oder denen die Fürsten es erlaubten, die Archive zu durchsuchen. So schrieb der einsichtsvolle Präsident de Thou, Philipp von Comines, Vargas, welcher Fiskal bei der Kirchenversammlung zu Trient war, Mademoiselle d'Orleans, der Kardinal Rhez und Andere. Dazu kann man die Memoiren des Herrn von Estrados und von Tarcy rechnen: merkwürdige Denkmäler, besonders das letztere, welches uns die Wahrheit des so sehr bestrittenen Testaments Königs Karl II. von Spanien entwickelte." Wir sehen also, daß, obgleich Friedrich in dieser letzteren Periode seines Lebens die Geschichtschreibung ferner Zeiten nicht mehr ganz und gar als unstatthaft ansieht, dennoch der tiefere Grund zur Veranlassung seiner historischen Arbeiten zunächst ein gewisser und in mancher Beziehung richtiger Skepticismus in Bezug auf die Historie war, den er also namentlich für die Geschichte seiner Zeit und seines Lebens zerstören wollte, denn er sagt: „Diese Gedanken über die Ungewißheit der Geschichte haben mich oft beschäftigt, und den Gedanken in mir erzeugt, die wichtigsten Begebenheiten, woran ich Theil gehabt, oder deren Zeuge ich doch war, auf die Nachwelt zu bringen, damit diejenigen, welche einst diesen Staat regieren werden, die wahre Lage der Dinge zur Zeit, als ich die Regierung antrat, die Ursachen, wonach ich handelte, meine Hilfsmittel, die Plane unserer Feinde, die Unterhandlungen, die Kriege, und vornehmlich die trefflichen Thaten unserer Offiziere, wodurch sie sich so gerechte Ansprüche auf die Unsterblichkeit errungen haben, kennen zu lernen im Stande sind." Nachdem er nun die Wichtigkeit dieser Epoche und seinen Plan in der Darstellung derselben dargethan, wiederholt er: „Das wahre Verdienst eines Fürsten besteht in der aufrichtigen Neigung zum allgemeinen Besten, in seiner Liebe zum Vaterlande und zum Ruhm. Ich sage zum Ruhm: denn der glückliche Instinkt, der den Menschen die Begierde nach gutem Ruf einflößt, ist die wahre Triebfeder zu Heldenthaten, ist die Kraft der Seele, die sie aus ihrer Trägheit erweckt, und sie zu nützlichen, nöthigen und löblichen Unternehmungen begeistert." Hierauf sucht er seine Handlungsweise in Beziehung auf Politik näher zu begründen und zu rechtfertigen. Nach allen bereits oben angeführten, näher auseinandergesetzten und durch Beispiele belegten Gründen, gibt er auch zu bedenken, daß der Mangel an Mitteln zur Lösung eines Bündnisses nöthigen könne, und spricht sich hiebei auch über die Stellung Preußens in Vergleich mit seinen inneren Kräften, aus. „Denn

der gute und schlechte Zustand der Finanzangelegenheiten sind gleichsam der Puls eines Staates, und haben auf politische und Kriegsgeschäfte mehr Einfluß, als man glaubt und weiß. Das Publikum, welches diese genauen Umstände nicht kennt, urtheilt nur nach dem äußern Schein, und muß sich daher in seinem Urtheile täuschen. Die Klugheit verhindert, ihm diesen Irrthum zu benehmen; denn es wäre die höchste Unvernunft, aus eitler Ruhmsucht selbst die Schwäche des Staates bekannt zu machen; die Feinde würden sich einer solchen Entdeckung freuen, und nicht säumen, sie zu nützen. Die Ueberlegung fordert also, dem Publikum die Freiheit seines dreisten Urtheils zu lassen, und da man sich bei Lebzeiten nicht rechtfertigen kann, ohne den Vortheil des Staates in Gefahr zu bringen, damit zufrieden seyn, daß man vor dem unparteiischen Auge der Nachwelt mit seiner Rechtfertigung auftrete." — Indem er hernach die oben angeführten allgemeinen Bemerkungen näher beleuchtet, und sich über die Feststellung eines Regierungssystems äußert, sagt er: „Die Politik erfordert Geduld, und das Meisterstück eines geschickten Mannes ist, jede Sache zu rechter und gehöriger Zeit zu thun." Das lehrt die Geschichte, denn „sie ist die Schule der Regenten, aus den Fehlern vergangener Jahrhunderte müssen sie lernen, sie zu vermeiden, und einsehen: daß man sich ein System entwerfen, und dasselbe Schritt vor Schritt befolgen müsse, und daß nur derjenige, der seine Handlungsweise am richtigsten geordnet, denen überlegen sein kann, welche minder planmäßig verfahren."

Hat sich Friedrich bei der zuerst angeführten historischen Arbeit die Franzosen und wahrscheinlich Henault als Vorbild gewählt, so ist er hier bei der Geschichte seiner Zeit mehr der Weise der alten Classiker, namentlich Cäsars Commentaren gefolgt, obgleich, wie es sich wohl nicht anders erwarten läßt, dem Drange und der Richtung seines eigenthümlichen Geistes sich hingebend. So schätzbar in vielen Beziehungen dieses Geisteswerk Friedrichs ist, so ist dennoch unrichtig, wenn man in neuester Zeit behauptet hat, daß es denen Cäsars gleichkomme, wenn gleich beider Zeitgenossen ihnen beinahe dieselben Vorwürfe machten, daß in die Details ihrer Geschichte manche Fehler und Irrthümer eingeschlichen seien. Man kann also dennoch füglich in das Urtheil eines großen deutschen Geschichtschreibers einstimmen, der dieß ein klassisches, des Alterthums würdiges Werk nennt, da es schon durch den patriotischen Geist, mit dem es geschrieben ist, und zu dem es den Preußen wohl zu entflammen vermag, sich in die Reihe derselben

stellen kann. Diese Geschichte seiner ersten militärischen und politischen Thätigkeit ist mit dem Feuer, von dem diese selbst belebt war, und mit der guten Laune geschrieben, welche das Gelingen seiner Entwürfe in ihm hervorgebracht hatte, sie ist mit einer Freimüthigkeit ausgearbeitet, wie sie damals noch kein ungekrönter Schriftsteller Deutschlands an den Tag legte. Wir haben in den Auszügen aus dieser Geschichte gezeigt, daß Friedrich diese Freimüthigkeit namentlich auch in Beziehung auf die Beurtheilung seiner eigenen Thaten in so schönem Maße angewendet hat. Vorzüglich belehrend ist die Entwicklung der Gründe, welche ihn zu einzelnen Entschlüssen, auch oft gegen die Meinung seiner Rathgeber, bestimmten. Er gesteht offenherzig, daß Ehrgeiz und die Begierde, seinem Staate größere Bedeutung zu verschaffen, das Hauptmotiv zu dem ersten Kriege gewesen war. Er mißt seinen Talenten von dem glücklichen Erfolge dieses Krieges wenig bei, und feiert die Tapferkeit seiner Armee ꝛc. — Es ist nicht selten, daß er aus der Erzählung Regeln und Maximen, bald in didaktischer bald in sprüchwörtlicher Form, herleitet und auf sie anwendet, denn er wollte nicht nur darstellen, was geschehen sei, sondern auch das, wozu diese Thatsachen ihm dienten und wozu sie Jedem dienen könnten. Mag sich nun das mit der Strenge der Geschichtschreibung nicht ganz vereinigen, so muß doch ein Jeder darin übereinstimmen, daß dem Geschichtschreiber, der nicht für die bloße Geschichtskunde schreibt, sondern in und durch die Geschichte handeln und belehren will, solche Reflexionen ꝛc. wohl ganz natürlich an seinen Gegenstand anreiht. Manche in unsern Zeiten und wohl damals allgemein bekannten Sätze und Begriffe hat Friedrich aufgenommen, aber dadurch, daß er, der denkende Friedrich, sie niederschrieb, schildern sie den Charakter seiner Zeit sowohl, als seiner Person; denn die Art, wie Friedrich eine Sache angesehen und benützt, ist für den Beobachter desselben oft von nicht minderer Wichtigkeit, als die Thatsachen selbst. Fragt man nun noch, ob Friedrich als Geschichtschreiber partheiisch war, so antworten wir, er stellte Sachen und Personen so dar, wie sie ihm erschienen, und daher finden sich mehr Epigramme in diesem Werke, als wohl in irgend einem Geschichtsbuche. Hat nun Friedrich die Dinge so dargestellt, wie sie ihm erschienen, so kann er als Geschichtschreiber nicht partheiisch genannt werden. Wohl mag manches irrige und gehässige Urtheil sich in seinen Werken finden, aber wenn man überhaupt keine ganz partheilose Geschichte von einem Menschen erwarten kann, der ein

Herz im Leibe hat, wie will man das von einem Friedrich fordern, der bei allen diesen Dingen so sehr betheiligt war?

Neben der literarischen Thätigkeit Friedrichs im Fache der Geschichte, Staatswissenschaft und Philosophie, war es seine Lieblingsneigung, seine Gedanken, Gefühle, Wünsche und Betrachtungen im Gewande der Poesie darzustellen. Der Eifer, mit welchem er schon in früher Jugend die Werke der französischen Poesie las, ließ ihn bald eigene Versuche machen, und das Muster, welches er hierbei wählte, war natürlich Voltaire, den er (mit doppeltem Unrechte, da er die Alten nur in französischen Uebersetzungen gelesen hatte) über Homer und Virgil setzte. Er hatte sich fleißig in dem Mechanischen des Versbaues geübt, und von Voltaire selbst sich in demselben unterrichten lassen. Dadurch brachte er es zu einer bedeutenden Fertigkeit und zur größten Leichtigkeit in dem Ausdrucke seiner Gedanken in poetischer Form. Kleinere äußere Anläße, außerordentliche Ereignisse und innere Gemüthsbewegungen, die bei der steten und oft außerordentlichen Aufregung, in welche ihn sein Denken wie sein Handeln versetzte, nicht selten waren, wurden die Veranlassung zu kleineren und größeren Gedichten, welches er meistens an einen Freund oder an ein Glied seiner Familie, das er erfreuen wollte, richtete. Friedrich war keineswegs Dichter in der wahren Bedeutung des Wortes zu nennen. Mit eigentlicher Phantasie, oder mit dem was er Imagination nannte, war er nicht begabt, und es fehlte ihm also gerade jenes schöpferische Vermögen, das dem Dichter vorzüglich eigen ist. Den größten Werth haben daher diejenigen seiner Gedichte, in denen er eigene Gefühle und Empfindungen, oder die Resultate seines Nachdenkens ausspricht. Geistern, welche hervortreten mit der eigenen mächtigen Kraftäußerung, und mit der Allgewalt ihres ganzen energischthätigen Wesens wirken, fortbewegend, Hindernisse überwindend und hinwegräumend, erschütternd — solchen Geistern (wir möchten sie reformatorische nennen) ist es selten oder nie gegeben, sich ihres Selbst zu entäußern, und das Leben und Wirken außer ihnen, wenn es nicht gerade das ihrige ist, zu erfassen und zu begreifen, oder gar, wie der Dichter, sich in die ganze Welt des Daseins zu versenken, und jede der tausendfach verschlungenen Regungen derselben in ihrer zartesten Bewegung mitzufühlen und auszusprechen. Auch der Dichter spricht sein Inneres aus; aber in sich trägt er die Welt. — Die Welt, welche der Geist jener Art in sich trägt, ist ebenfalls eine Welt, aber sie ist — er selbst. So auch Friedrich. Er, wie Voltaire, der ebenfalls kein dichteri-

scher Geist war, konnte sich daher auch im practischen Leben niemals vollkommen in die Ansichten und Bestrebungen eines Andern, mit all den unendlich mannigfaltigen und zarten Fäden, an die sie geknüpft sind, hineindenken. Wenn aber dieses bei Voltaire der Grund zum Fanatismus wurde, so wurde Friedrich vor demselben bewahrt und zur Duldung und Gleichgiltigkeit gegen alle Meinungen geführt, nicht durch andere Meinungen, sondern aus einem gewissen Mißtrauen und Zweifel in die eigene Ansicht. Doch erklärt sich aus eben jener geistigen Eigenheit Friedrichs auch die satyrische Härte gegen Andere, zu welcher er sich oft hinreißen ließ. — Mit jenem Mangel an innerer poetischer Anlage hängt auch die Ansicht Friedrichs über den Stoff, welchen sich die Poesie wählen müsse, zusammen. Er hielt es für den höchsten Triumph der Dichtkunst, wenn sie vollkommen abstracte Gegenstände behandelte, und sich überhaupt mehr in dem Gebiete der Reflexion, als in dem der Anschauung bewegte. Er prieß es an Voltaire, daß er der erste sey, „welcher die Metaphysik in Verse gebracht habe.“ — Abstraction aber war zu keiner Zeit Poesie, und Friedrich verkannte also das Wesen derselben ganz; ein Fehler, der freilich mehr seiner Zeit und ihrer Bildung, als ihm selbst zur Last fällt. — Uebrigens ermüden die meisten seiner Gedichte durch ungemeine Weitschweifigkeit, gehäufte Gleichnisse und zu weit ausgemalte Bilder, obgleich sie im Einzelnen manches Vortreffliche enthalten. Der größte Werth derselben ist der, daß sie manchen tiefen Blick in den Charakter und in die Seele Friedrichs gewähren, und uns oft die Gemüthsstimmung, welche in entscheidungsvollen Augenblicken in ihm herrschte, aufbewahrt haben. — Bei der Beurtheilung der poetischen Erzeugnisse Friedrichs darf jedoch auch nicht vergessen werden, daß er selbst keinen sehr großen Werth auf dieselben legte, und wohl das Mangelhafte derselben zum Theil selbst fühlte. Auch sind die Schwierigkeiten, welche Friedrich zu überwinden hatte, da er in einer fremden Sprache schrieb, wohl zu beachten, so wie die störenden Einwirkungen der verschiedenen Verhältnisse, unter welchen er viele seiner Gedichte verfaßte. „Die Dichtkunst — heißt es in einem Briefe Friedrichs an Voltaire aus dieser Periode — dient mir zur Erholung und zur Ergötzung nach ernsthaften Geschäften. Wenn ich gleich zuweilen wider die Reinigkeit der Sprache und des Ausdrucks sündige, so werden Sie doch bei mir Gedanken finden, und jene seichten Abschweifungen und das leere Gewäsche vermissen, wo man nur Worte auskramt. — Wir Ausländer fühlen, daß wir es zu der Annehmlichkeit und Reinigkeit nicht bringen kön-

nen, welche die französische Dichtkunst fordert. — Tausend Obliegenheiten, tausend Arbeiten zerstreuen mich. Ich bin ein Galeerensclave, den man an das Staatsschiff gefesselt und angeschmiedet hat, oder ein Steuermann, der sich nicht getraut, das Steuerruder zu verlassen, oder ein Seemann, der es nicht wagt, einzuschlummern, aus Furcht, er möchte das Schicksal Palinurs erfahren. Die Musen lieben die Einsamkeit und eine Stille der Seele, welche ich nicht besitze. Oft, wenn ich drei Verse gemacht habe, unterbricht man mich. Meine Muse erkaltet und mein Geist will sich nicht so leicht wieder erheben. Es gibt gewisse privilegirte Geister, welche in dem Geräusche des Hofes so gut als in der Einsiedelei von Circy dichten können. Mein Geist hat nicht die Ehre, von dieser Zahl zu sein. Er ist wie eine Ananas, die im Treibhause gedeiht, und in freier Luft dahin welkt."

Unter einer Menge von größeren und kleineren Gedichten, welche Friedrich während dieser Periode verfaßte, ist die Kriegskunst (in 6 Gesängen) eines der gelungensten.

Das Gedicht Le Palladion*) (in 6 Gesängen), welches Friedrich ebenfalls während dieser Periode schrieb, gehört der burlesken Gattung an, und ist offenbar eine Nachahmung der berüchtigten Pucelle von Voltaire, welche er im Manuscript gelesen hatte. „In diesen Gedichten — sagt ein würdiger und zugleich milder Geschichtschreiber von ihm und einem anderen, das einer späteren Zeit angehört (La Guerre des Confédérés) — ist der Mangel an poetischer Erfindung und Einbildungskraft vorzüglich fühlbar und durch keine anderen Schönheiten vergütet. Wir gestehen, daß es uns Leid thut, besonders das erste Gedicht (Le Palladion) unter den Schriften des großen Mannes aufbewahrt zu sehen." „Statt interessanter Schilderung von Situationen und Characteren, durch welche der dürftige

---

*) Den Stoff dieses Gedichtes nahm Friedrich von einer Begebenheit des zweiten schlesischen Krieges her. Darget, Secretär des französischen Gesandten Marquis de Valori (welcher den König in dem Kriege begleitete) wurde kurz vor der Schlacht bei Sorr von einem Pandurenoficier gefangen, und rettete hierbei mit vieler Geistesgegenwart und Aufopferung seinen Herrn und dessen Papiere. Friedrich, der hierdurch darget aufmerksam wurde, und ihn zu seinem Lecteur machte, stellte nun in seinem Gedichte die Sache so dar, als ob das Schicksal des Krieges von der Rettung Valori's abhängig gewesen wäre, ähnlich dem Schicksale Troja's, welches von jenem Schilde der Pallas abhing, den Diomedes und Ulysses entwendeten.

Stoff hätte belebt werden können, ist die langweilige Erzählung mit schaalem Spott über Dinge, welche vielen Menschen ehrwürdig sind, und durch unwürdige Anspielungen untermischt. Dieses Gedicht wurde in einer sehr kleinen Auflage gedruckt, und da der König selbst fühlen mochte, daß es seiner nicht würdig sei, wurden die meisten Exemplare auf seinen Befehl vernichtet, nur einige wenige davon an Vertrautere vertheilt. Auch eine in Hamburg gemachte Ausgabe wurde unterdrückt. Doch wenn wir uns gleich überzeugt halten können, daß Friedrich diese Dichtung nicht für das Publikum bestimmt hatte, so begreifen wir doch nicht, wie er im Aufzeichnen derselben eine angenehme Zeitkürzung habe finden können; dem Leser gewährt sie dieselbe gewiß nicht." — Dagegen urtheilt derselbe Geschichtschreiber von dem erwähnten Gedichte über die Kriegskunst*), daß dasselbe „von weit besserem Gehalte, sowohl dem Inhalte als der Form nach" sei. Dieses Gedicht, welches schon den Vorzug hat, daß es einen Gegenstand behandelt, bei welchem Friedrich so ganz die eigene Erfahrung und Einsicht ausspricht (obgleich eben dieser Gegenstand in poetischer Rücksicht, wenigstens wie er von Friedrich aufgefaßt wird, sehr unglücklich gewählt ist), erhält ein besonderes Interesse durch das Bewußtsein des Lesers, daß Friedrich der Dichter auch Friedrich der Held sei, so wie durch den wahrhaft menschlichen und edlen Geist, welcher in dem Ganzen herrscht. Die Kriegskunst ist zwar für Friedrich die höchste aller Künste; aber stets muß Menschlichkeit die wilde Tapferkeit mäßigen, und nicht den ehrsüchtigen Eroberer will er daher diese Kunst lehren, sondern den edlen Helden, welcher für die Befreiung seines Vaterlandes von fremdem Drucke kämpft. Der Hauptgrundsatz des Gedichtes ist, daß nicht die Masse der Schaaren und überhaupt nicht die materiellen Kräfte allein den Sieg verschaffen, sondern vorzüglich der Geist, mit welchem diese Massen und Kräfte in Bewegung gesetzt und gebraucht werden.

Ist nun auch der Werth der poetischen Arbeiten Friedrichs von geringerer Bedeutung**), so wird man doch bedenken, daß er un-

---

*) Es erschien 1749 zum ersten Male.

**) Bei diesen poetischen Arbeiten werden auch die immer wiederkehrenden und so weit ausgesponnenen Vergleichungen mit dem Alterthume, welche überhaupt in den Schriften Friedrichs herrschen, besonders lästig. Sie führen, wie die meisten Parallelen, zu oberflächlichen Urtheilen, und verwischen alle feineren Beziehungen und Nüancen der Gegenstände.

möglich in allen den Fächern, welche er zu umfassen strebte, sich auszeichnen konnte, und daß im Gebiete der Kunst und Wissenschaft nur äußerst selten oder — streng genommen — nie jene Universalmonarchen erscheinen, denen es vergönnt ist, nach allen Regionen und Richtungen hin mit gleichem Glücke zu herrschen.

Uebrigens fällt im Allgemeinen die Ansicht, welche er von der Poesie selbst hatte, und darum auch die Art seiner Gedichte mit der Kunstansicht zusammen, welche in der französischen Schule seiner Zeit herrschte, und zu der er sich vorzüglich bekannte. D'Alembert erklärt in seiner — übrigens meisterhaften — Einleitung zur Encyclopädie alle schönen Künste, die Malerei, Sculptur, Architectur und Dichtkunst, für bloße Reproduction und Nachahmung der Natur *), und verkennt also oder läugnet vielmehr, durch die consequenten Folgen seines ganzen Systems dazu angetrieben, jede schöpferische Kraft des Menschen, welche selbstthätig wirkt und schafft. Um so weniger kann es daher auffallen, wenn auch Friedrich an sich und seine Gedichte jene Ansprüche, welche das eigentliche Wesen der Poesie betreffen, nicht machte, und ihm der Mangel an eigentlicher Dichtergabe, welche die von ihm angestaunten Meister so wenig als er besaßen (obschon sie dieselbe auf gewisse Weise durch andere glänzende Eigenschaften ersetzten), nie zum Bewußtseyn kam.

Zu Friedrichs schriftstellerischer Thätigkeit kann in gewisser Beziehung auch sein häufiger Briefwechsel mit seinen Freunden, namentlich aber der mit Voltaire gerechnet werden. Die Briefe, welche er an diesen schrieb, waren nicht, wie die an Jordan, d'Argens und wenige Andere, ein bloßer Erguß des augenblicklichen Drangs, die Gefühle und Gedanken, welche sein Inneres bewegten, dem Freunde auszusprechen und mitzutheilen; sondern sie wurden stets mit einer gewissen Ueberlegung und Sorgfalt ausgearbeitet, und mit möglichster Eleganz, so wie mit allen anderen schriftstellerischen Vorzügen ausgestattet. Voltaire war für ihn stets mehr der bewunderte Schriftsteller und Denker, dessen Beifall ihm, wenn er ihm auch in allen anderen Beziehungen nicht die geringste Autorität einräumte, doch in Bezug auf die Erzeugnisse seiner Feder über Alles ging. Eben darum, weil es nicht zu verkennen ist, daß Friedrich die Briefe an

*) Die Musik entstand nach seinem Systeme daher, daß die Menschen sich durch Lärm aller Art zu vergnügen und zu unterhalten suchten, und dann allmählig auf bessere und angenehmere Arten solcher Unterhaltung kamen. —

Voltaire immer mit einer gewissen Rücksicht und Ueberlegung abfaßte, mögen sie auch wohl nicht immer als ein vollkommener Beweis für die Beschaffenheit seines inneren Characters gebraucht werden können, da wir keinen Grund haben, sie stets als unmittelbaren Ausdruck seines eigensten inneren Lebens zu betrachten *). Nichts desto weniger aber sind gerade diese Briefe die merkwürdigsten unter allen, welche von Friedrich vorhanden sind, eben weil sich in ihnen gleichsam sein höher gesteigertes geistiges Leben ausspricht, und sie die liebenswürdigsten Seiten seines Geistes und Characters dem Leser darlegen. Bedeutungsvolle Erscheinungen im Gebiete der Politik und Literatur werden hier zur Sprache gebracht und beurtheilt, und Untersuchungen über wichtige Fragen des Lebens wechseln mit den Ergüssen heiteren Witzes. Viele derselben werden auch wegen der literarischen Arbeiten Friedrichs, über welche er sich stets mit Voltaire unterredete, wichtig, indem sie manche Aufklärung über die Geschichte derselben und manchen Wink zu ihrer besseren Beurtheilung gewähren. Wir lassen daher und um das erste Verhältniß Friedrichs zu Voltaire anschaulich darzustellen, einen kleinen Auszug aus einzelnen dieser Briefe, während dieser und der früheren Periode, folgen: Rheinsberg, den 7. October 1740. „Sie thun im Punkte meiner Gesundheit einen kleinen Angriff auf mich, und denken, ich sei voller Vorurtheile; ich glaube aber leider! nur zu wenige zu besitzen.“ — Herrendorf in Schlesien den 23. December 1741. „Mein theurer Freund! ich habe zwei Briefe von Ihnen erhalten, aber nicht eher als jetzt antworten können; denn ich bin dem Schachkönige Karl XII. ähnlich, der immer marschirte. Seit vierzehn Tagen sind wir unaufhörlich im Gange, wobei wir denn das schönste Wetter von der Welt haben. Ich bin zu sehr ermüdet, als daß ich auf Ihre allerliebsten Verse antworten, und zu sehr durchgefroren, als daß ich allen Reiz derselben empfinden könnte. Aber das wird sich finden. Verlangen Sie keine Poesie von einem Manne, der gegenwärtig das Geschäft eines Kärners treibt, und obendrein bisweilen sogar in Moräste geräth. Wollen Sie meine Art zu leben wissen? Wir marschiren von 7 bis 4 Uhr Nachmittags. Dann

*) Ueberhaupt möchten wohl Briefwechsel, namentlich in neuerer Zeit, wo es kaum mehr ein inneres Gefühl und eine Form der Natürlichkeit gibt, mit denen Koketterie und Heuchelei noch nicht ihr entweihendes Spiel getrieben hätten, zur Beurtheilung historischer Personen nur behutsam anzuwenden seyn. Nicht immer ist dem Verfasser solcher Briefe das größere Publikum so sehr entrückt, wie es den Anschein hat oder haben soll.

esse ich; nachher habe ich zu arbeiten und bekomme langweilige Besuche. Auf diese folgen dann einzelne abgeschmackte Geschäfte. Da gibt es Schwierigkeitsmacher in Ordnung zu bringen, feurige Köpfe zu dämpfen, Träge anzutreiben, Ungeduldige gelehrig zu machen, Raubsüchtige in die Gränzen der Billigkeit zurückzuweisen, Schwätzer zu hören und Stumme zu unterhalten. Endlich muß man mit denen trinken, die Lust dazu haben, und mit denen essen, die hungrig sind; man muß mit den Juden ein Jude, mit den Heiden ein Heide werden. Das sind meine Beschäftigungen. — Ich würde sie gerne einem Anderen abtreten, wenn mir das Phantom, das man Ruhm nennt, nicht allzu oft erschiene. In der That, Begierde nach diesem ist eine große Thorheit; aber man kann sich sehr schwer von derselben befreien, wenn man einmal von ihr angesteckt ist." — Ollmütz, den 3. Februar 1742. „Mein lieber Voltaire! Der Löwen, von dem ich bis jetzt umher getrieben worden bin, hat mich nach Ollmütz geführt, um das wieder gut zu machen, was die anderen Alliirten, wie man sagt, verdorben haben. Was daraus werden wird, weiß ich nicht; wohl aber, daß mein Stern gar zu wandelbar ist. Was können Sie von einem Gehirne verlangen, in welchem jetzt weiter nichts ist, als Heu, Hafer und Herel? Ich glaube, jetzt würde ich nur auf eu und erel reimen.

Laß diesen Sturm beruhigt sein,
Erwarte, daß der Friede dann
Auf Mavors Trümmern nach Berlin
Die schönen Künste wieder bringt.
Eh' meine sanfte Flöte tönt,
Gebeut Fortunens Allmacht erst:
Die Kriegestuba schweige still! ꝛc. ꝛc.

Jetzt lese ich, oder verschlinge vielmehr Ihr Jahrhundert Ludwigs des Großen, wenn Sie mich lieben, so schicken Sie mir das, was Sie weiter an diesem Werke gearbeitet haben; es ist mein einziger Trost, meine einzige Erholung! Sie, der Sie aus Neigung und mit Genie arbeiten, haben Sie Mitleiden mit einem politischen Handlanger, der es nur aus Noth thut." — „Leider sind Arglist, Unredlichkeit und Doppelzüngigkeit der herrschende Character der meisten Menschen, die an der Spitze der Nationen stehen, und ein Beispiel für dieselben sein sollten. Das Studium des menschlichen Herzens an solchen Leuten demüthigt sehr, und macht tausendmal, daß ich meine liebe Einsiedelei, die Wissenschaften, meine Freunde und meine Unabhängigkeit

zurückwünsche." — Den 12. April 1742. „Sie glauben vielleicht, daß ich hier nicht unruhig genug bin, und daß Sie mich auch noch wegen Ihrer Gesundheit erschrecken müssen. Sie sollten mehr Sorgfalt auf Ihr Leben wenden; ich bitte, erinnern Sie sich, wie sehr es mir am Herzen liegt, und wie sehr Sie an diese Welt gefesselt sein sollten, der Sie so viel Vergnügen machen. — Sie können darauf rechnen, daß meine jetzige Art zu leben in meinem Character und in meiner Denkart nicht das Mindeste geändert hat. Ich liebe Rheinsberg und ruhige Tage; aber man muß sich unter seinen Stand in der Welt beugen, und sich seine Pflicht zum Vergnügen machen." — Potsdam den 25. Juli 1742. „Ich bezahle Sie wie ein großer Herr, das heißt: ich gebe Ihnen eine sehr schlechte Ode für die vortreffliche, die Sie mir geschickt haben, und verurtheile Sie noch überdieß, sie zu corrigiren, damit sie besser wird. Wenn ich nicht irre, ist diese Ode eine der ersten, in der man so viel von Politik gesprochen hat. Aber Sie müssen die Schuld sich selbst zuschreiben. Sie haben mich ja angetrieben, meine Sache zu vertheidigen. Ich finde in der That, daß die Sprache der Götter auch die Sprache der Unschuld und Gerechtigkeit ist, und daß diese meinem poetischen Aufsatze immer Werth geben wird, wenn auch die Alexandriner in demselben nicht so harmonisch wären, als man wünschen könnte. — Um das Geschrei der Pariser kümmere ich mich sehr wenig. Diese Wespen summen immer; ihre Stichelreden gleichen den Schimpfwörtern der Papageien, und ihre Urtheile sind eben so wichtig, als eines Affen Entscheidungen über metaphysische Gegenstände rc. Wenn ganz Frankreich mich verdammt, weil ich Friede gemacht habe, so wird doch Voltaire, der Philosoph, sich nie von der Menge hinreißen lassen. Es ist eine allgemeine Regel, daß Jemand nur so weit an seine Verpflichtungen gebunden ist, als es seine Kräfte erlauben. Wir hatten eine Allianz gemacht, wie man einen Heirathscontract schließt" rc. rc. — Potsdam den 6. April 1743. „Da bin ich endlich wieder von Breslau zurück, nachdem ich mehr als nöthig politisirt, finanzirt und martialisirt habe. Nun rechne ich darauf, einige Ruhe zu genießen, und meinen Umgang mit den Musen wieder zu beginnen. Bald werde ich Ihnen die Vorrede zu meinen historischen Nachrichten schicken. Das ganze Werk läßt sich Ihnen nicht mittheilen; denn es kann erst nach meinem und meiner Zeitgenossen Tode erscheinen, weil es mit aller Aufrichtigkeit geschrieben ist, und weil ich mich in keinem

Stücke von der Treue entfernt habe, die ein Geschichtschreiber in seinen Erzählungen beobachten muß" ꝛc. — Magdeburg den 25. Juni 1743. „Wenn Sie nach diesem Lande kommen und in demselben wohnen wollen; so verspreche ich Ihnen eine Lage, mit der sie, wie ich mir schmeichle, zufrieden sein werden; besonders aber, daß Sie vor den Kabalen und Verfolgungen der Frömmlinge gesichert sein sollen." — Den 22. Februar 1747. „Die Arbeit, mit der ich mich beschäftige (die Geschichte meiner Zeit), gehört nicht unter die Memoiren, auch nicht zu den Commentaren; ich selbst komme fast gar nicht in derselben vor. Jeder, wer es auch sein mag, verräth den Gecken, wenn er sich einbildet, er sei merkwürdig genug, daß die ganze Erde von den einzelnen Umständen, welche sein Individuum betreffen, unterrichtet sein müsse. Ich schildere den Umsturz von Europa im Großen, und habe mich bemüht, die Lächerlichkeiten und Thorheiten zu zeichnen, welche in dem Betragen seiner Herrscher sichtbar sind. Von den wichtigsten Unterhandlungen und den merkwürdigsten Kriegsbegebenheiten habe ich einen kurzen Abriß gegeben, und Reflexionen zwischen diesen Nachrichten eingestreut; theils über die Ursachen der Begebenheiten, theils über die verschiedenen Wirkungen, welche eine und dieselbe Sache zu einer anderen Zeit oder bei einer anderen Nation hervorbringt ꝛc. — Beinahe wäre ich in ganzem Ernste gestorben. Ich bekam einen Anfall von einer Hemiplegie; indessen haben mich meine Constitution und mein noch nicht hohes Alter gerettet. Hätte ich ja dort unten hinreisen müssen, so würde ich, bis Sie angekommen wären, Lucrez und Virgil nicht aus den Augen gelassen haben; denn Sie können doch im Elysium keinen anderen Platz erhalten, als zwischen diesen beiden Herren. Indessen wäre es mir lieber, in dieser Welt mit Ihnen zusammenzukommen; auch ist meine Neugierde nach dem Unendlichen und nach den Grundursachen der Dinge eben nicht so stark, daß ich um ihretwillen mit der großen Reise eilen sollte. — Sie machen mir Hoffnung, daß ich Sie wiedersehen soll; aber ich werde mich erst dann freuen, wenn ich Sie wirklich vor Augen habe; denn mein Glaube an diese Reise ist eben nicht sehr stark. Bei dem Allen können Sie eine gute Aufnahme bei mir erwarten;

Denn immer lieb' ich dennoch dich,
Du undankbarer Taugenichts.
Als guter Christ verzeih' ich dir,
Und sehe mit Gefälligkeit
Dir alle deine Schwachheit nach."

Den 24. April 1747.

„Doch ich, der ich noch nie verliebt
In Pfaffenvisionen war,
Ich ziehe diesem Unterricht
Die sichere Realität
Der Freuden dieses Lebens vor;
Und lasse gern das Glück, das ihn,
So wie man sagt, begleiten soll,
Dem Theologen starren Kopfes,
Deß Geist vor lauter Lust erstirbt,
Und hier schon in dem Himmel lebt;

Dem trüben, düstern Thorenschwarm,
Den Malebranche's Schul' erzog,
Der Argumente destillirt,
Und dem Vernunft, so wie Verstand
Ganz heimlich aus dem Kopf entfliebt,
Bis daß ein neuer Astolph einst
Mit ihrem Hirn Erbarmen hat,
Und ihre Fläschchen wieder holt.

Ich selbst, ich überlasse mich,
(Und lache dieser Thoren nur)
Doch ohne Schwachheit, jeder Lust,
Wozu mich meine Neigung treibt;
Und wenn mich dann mein Dämon plagt,
So schöpf' ich wohl bisweilen kühn
Im reichen Quelle des Parnaß.

Doch meine Jugend welkt nun hin;
Das Alter furchet meine Stirn,
Und lehrt mich ach! daß ich nun bald
Mich seinem Spruche beugen muß.

So lebt ihr schönen Tage denn,
Ihr Freuden, und du Thorheit auch,
Ihr Kinder meiner Jugendzeit,
Du reiche Phantasie, leb' wohl!
Für mich gehöret euer Reiz,
Wie Scherz und Muthwill', länger nicht.
Die Weisheit schafft, so sagt man mir,
Den frohen Bürger Platons selbst
Zu einem kalten Kato um.

Lebt wohl denn, schöne Harmonie,
Der Dichtkunst süße Raserei,
Und ihr Unsterblichen, die ihr
Apollo stets zur Seite geht,

Und, in ein Chor mit ihm vereint,
Des Purpurs und der Weisheit lacht!
Verbannt ward meine Muse ja
Vom Pindus, und sie sagt mir selbst,
Daß sie ihr Gott verlassen hat.
So meid' ich diese Laufbahn denn,
Die allzuleicht verführen kann;
Allein, so lange du sie läufst,
Setz' ich mich bei den Schranken hin,
Und klatsche laut dir Beifall zu.

Für das Gold, das Sie mir übersendet haben, erhalten Sie hiermit ein wenig Messing." — „Ich wage vielleicht zu viel damit, daß ich Ihnen meine Zweifel über etwas vorlege, über das ich nicht competenter Richter bin. Wäre es ein Manifest, eine Allianz oder ein Friedenstractat, so könnte ich vielleicht besser darüber urtheilen, und als Politiker schwatzen; das heißt meistentheils: die Betrügereien der Menschen in Heroismus travestiren. — Ich bin jetzt in die Geschichte vertieft; ich studire in ihr, schreibe für sie, und bin neugieriger, die Geschichte Anderer zu erfahren, als das Ende meiner eigenen. Meine Gesundheit ist gegenwärtig besser, und meine Achtung für Sie immer dieselbe; auch bin ich noch immer geneigt, Sie mit Herzlichkeit bei mir aufzunehmen." — Potsdam den 13. Februar 1749. „Ich hoffte, Sie würden Ihren Briefen eine Beurtheilung meiner Aufsätze beilegen, wie Sie es ehemals thaten, da ich in Rheinsberg wohnte, wo der arme Kaiserling, den ich bedaure und ewig bedauren werde, Sie bewunderte. Aber seitdem Voltaire ein Hofmann geworden ist, kann er nur loben; und freilich ist dieß Handwerk, wie ich nicht läugne, weniger gefährlich. Glauben Sie indeß nicht, daß Ihre Kritik meine Dichterehre beleidigen würde; ich bin nicht so thöricht, daß ich mir einbilden sollte, ein Deutscher könne gute französische Verse machen. — Seien Sie also so gütig, mich nicht mit Schonung zu behandeln; ich fühle, daß ich es besser machen kann, aber Sie müssen mir sagen, wie ꝛc. — Meine Ode über den Krieg muß Sie nicht wundern; sie enthält, wie ich Sie versichere, meine wahren Gesinnungen. Unterscheiden Sie den Staatsmann von dem Philosophen, und wissen Sie, daß man aus Gründen Krieg führen, aus Pflicht ein Politiker, und aus Neigung ein Philosoph sein kann. Fast nie stehen die Menschen in der Welt auf derjenigen Stelle, welche sie sich selbst würden gewählt haben; daher kommen denn die vielen schlechten Schuster, Priester, Minister und Fürsten." — Potsdam den 5. März 1749. „Ich schicke Ihnen noch

eine Epistel. Sie enthält eine Apologie der armen Könige, die von Jedermann getadelt, und doch wegen ihres vermeinten Glückes hundertmal beneidet werden. Noch andere Aufsätze, die ich habe, werde ich Ihnen nach und nach schicken. Fehle ich im Ausdrucke, so werden Sie doch wenigstens Sachen in meinen Episteln finden, und nicht jene unrichtigen Schlüsse, jenen Seifenschaum, der nur Worte und keine Gedanken enthält. Nur ihr Virgile und Horaze Frankreichs habt jene glückliche Wahl von harmonischen Wörtern und jene mannigfaltigen Wendungen in eurer Gewalt; nur ihr könnt aus dem ernsthaften Styl ungezwungen in den muntern übergehen, und die Blumen der Beredtsamkeit mit den Früchten der gesunden Vernunft vereinigen. — Wir Ausländer thun nun wohl auf unsern Antheil am Menschenverstande keineswegs Verzicht; indeß empfinden wir, daß wir es nie bis zu jener Eleganz und Correction bringen können, welche die strengen Gesetze der französischen Dichtkunst fordert. Dieses Studium verlangt, daß man sich ihm ganz widme" ꝛc. ꝛc. — Im April 1749.

„In feiner Prosa sagst du mir,
So höflich man nur immer kann:
Ich sei ein bloses Automat,
Und fühllos wie ein Stoiker.
O, für Elektren wein' ich wohl,
Auch reizt die Freundschaft mein Gefühl;
Doch ein Gespenst, so groß es sei,
Fleßt immer mir nur Mitleid ein ꝛc."

„In dem Bande, den ich so eben von Ihnen bekommen habe, finde ich Ihre Lobschrift auf die Officiere, die in dem letzten Kriege geblieben sind. Sie ist Ihrer würdig. Es hat mich überrascht, daß wir, ohne es zu wissen, in der Wahl eines und ebendesselben Gegenstandes zusammen getroffen sind. Der Kummer, den mir der Verlust einiger Freunde verursachte, erweckte die Idee in mir, ihnen wenigstens nach ihrem Tode einen kleinen Tribut der Erkenntlichkeit zu entrichten; und so schrieb ich dieses kleine Werk (Epistel an Still), an welchem das Herz mehr Antheil hat, als der Kopf. Aber sonderbar genug ist das meinige in Versen und die Schrift des Dichters in Prosa. Racine hatte nie einen größeren Triumph, als da er mit Pendon einerlei Sujet behandelte. Ich habe gesehen, wie sehr mein Geschwätz unter Ihrer Lobschrift steht. Ihre Prosa lehrt meine Verse, wie sie sich hätten ausdrücken sollen. Ob ich gleich unter

allen Sterblichen die Götter am wenigsten durch Bitten belästige, so soll doch die erste, die ich an sie richte, so heißen:

Die ihr Apollo's Söhnen stets
So viele große Gunst ertheilt,
Vollendet eure Gnade ganz
Und macht sie minder lügenhaft!

Wenn die Götter mich erhören, so sehe ich Sie das nächste Jahr in Sanssouci; und wenn Sie in der Laune sind, schlechte Verse zu corrigiren, so sollen Sie Arbeit finden." — Den 16. Mai 1749. „Das nenne ich doch schreiben. Ich liebe Ihre Freimüthigkeit; ja, zwei Zeilen Ihrer Kritik unterrichten mich mehr, als es zwanzig Seiten voll Lobsprüchen thun würden. — Die Verse, die Sie erträglich finden, haben mir gerade am wenigsten Mühe gemacht. Aber wenn der Gedanke, die Cäsur und der Reim einander entgegen sind, dann werden meine Verse schlecht; und im Zeilen bin ich nicht glücklich. — Sie kennen die Schwierigkeiten nicht, die man übersteigen muß, um einige erträgliche Strophen zu Wege zu bringen. Sie sind durch eine glückliche Anlage der Natur, durch ein offenes und fruchtbares Genie zum Dichter geworden, ohne nur die geringste Mühe dabei zu haben. Ich lasse meinen geringeren Talenten Gerechtigkeit widerfahren, und schwimme in dem poetischen Ocean mit Binsen und Blasen unter den Armen. So gut als ich denke, schreibe ich nicht; meine Ideen sind oft stärker, als meine Ausdrücke, und in dieser Verlegenheit wähle ich das kleinste Uebel, das ich kann. — Gegenwärtig studire ich Ihre Kritiken und Verbesserungen. Sie können mich abhalten, wieder in meine vorigen Fehler zu verfallen. Aber es gibt noch so viele andere zu vermeiden, daß nur Sie allein mich vor diesen Klippen retten können. Ich bitte Sie, opfern Sie mir die zwei Monate auf, die Sie mir versprechen. Lassen Sie sich bei dem Unterrichte für mich die Zeit nicht lange währen. Wenn meine äußerst große Begierde, zu lernen, und in einer Kunst vorwärts zu kommen, die ich von jeher leidenschaftlich geliebt habe, Sie für Ihre Mühe belohnen kann, so sollen Sie gewiß zufrieden sein. — Ich liebe die schönen Wissenschaften aus dem Grunde, welchen Cicero für sie angibt. Zu den höhern versteige ich mich deßhalb nicht, weil jene zu allen Zeiten nützlich sind, und weil man mit aller möglichen Algebra, wenn man weiter nichts weiß, oft ein bloßer Dummkopf ist." — Den 10. Juni 1749. „Hören Sie, ich habe eine wahre Sucht, Sie zu sehen. Sie machen sich eines Hochverraths schuldig,

wenn Sie sich nicht dazu verstehen wollen, meine Grille zu befriedigen. Ich will mit Ihnen studiren; in diesem Jahre fehlt es mir nicht an Muse, und Gott weiß, ob das in einem andern wieder der Fall sein wird. Wenn ich mit Ihnen hadere, so geschieht es darum, weil die Podagristen es so zu halten pflegen. Sie können thun, was Ihnen beliebt; aber Sie sollen mich nicht hintergehen, und es wird sich wohl zeigen, ob Sie mich im Ernste lieben, oder ob Alles, was Sie mir sagen, nur Tragödiengeschwätze ist." — Den 15. August 1749. — — „Uebrigens bewundern Sie den Unterschied, der zwischen uns statt findet. Sie versichern mich, daß meine Verse Ihre Dichterader belebt hätten; die Ihrigen hätten mich beinahe dahin gebracht, der Dichtkunst zu entsagen. Ich finde mich so unwissend in Ihrer Sprache, und meine Imagination so dürftig, daß ich ein Gelübde gethan habe, gar nicht mehr zu schreiben. Aber Sie wissen ja, wie es, leider! mit den Gelübden der Dichter ist; die Zephyre tragen sie auf ihren Schwingen fort, und ihr Gedächtniß entfliegt mit ihnen. Man muß ein geborner Franzose sein, und Ihr Talent besitzen, wenn man auf Ihrer Leier sich versuchen will. Ich verbessere, streiche und feile an meinen schlechten Werken, um sie von der Menge der Fehler zu reinigen, von denen sie wimmeln. Man sagt, die Lautenspieler stimmten die eine Hälfte ihres Lebens ihr Instrument, und spielen es in der andern. Ich bringe das meinige mit Schreiben, noch mehr aber mit Ausstreichen zu. Seitdem ich halb und halb gewiß bin, daß Sie reisen werden, verdoppele ich meine Strenge gegen mich selbst. Seien Sie überzeugt, daß ich Sie mit Ungeduld erwarte, und mich freue, einen Virgil gefunden zu haben, der mir zum Quinctilian werden will." — Den 4. Sept. 1749. „Ich fühle, wie äußerst nöthig Sie mir sind, und wie viel Sie mir helfen können. Mein ganzes Leben hindurch wird mich die Liebe zu den Wissenschaften beleben. Ich denke in dieser Hinsicht wie Cicero, und wie ich es in einer meiner Episteln sage. Wenn ich Fleiß anwende, kann ich mir alle Arten von Kenntnissen erwerben, aber die Kenntniß der französischen Sprache will ich Ihnen verdanken. Ich verbessere meine Arbeiten so viel es meine Einsichten nur erlauben; aber ich habe keinen Puristen, der streng genug wäre, alle meine Fehler zu rügen. Kurz, ich erwarte Sie und treffe Anstalten zur Aufnahme des ordentlichen Kammerherrn und des außerordentlichen Genie's." — Den 25. Nov. 1749. — — „Schicken Sie mir denn Ihre Werke aus Edelmuth, und erwarten Sie von mir nichts als Beifall. Ich will Kon-

rads weises Stillschweigen nachahmen; aber das wird mich nicht gefühllos gegen die Schönheit der Poesie machen. Je mehr ich es unmöglich finde, Ihre Werke zu erreichen, deste mehr werde ich dieselben schätzen. — Wenn Sie Zänkereien lieben, so lassen Sie mich aus dem Spiele. Ich verstehe mich darauf nicht, und will auch nie etwas davon hören. Die große Sendung, die Sie mir ankündigen, erwarte ich mit Ungeduld, und werde Sie bewundern, so undankbar und so entfernt Sie auch von mir sind; denn es wird mir wohl nicht anders möglich seyn." — Im Januar 1750. „Nun fühle ich doppelte Begierde, Sie zu sehen, über Literatur mit Ihnen zu sprechen, um mich von Dingen zu unterrichten, die nur Sie mich lehren können. — Ich bin begierig auf den Crest, und möchte gerne sehen, wie Sie den Palamedes ersetzt, und mit welchen anderen Schönheiten Sie dieses Trauerspiel bereichert haben. Wenn Sie an mich denken, so werden Sie so galant seyn, und es mir schicken. Ich bin schon für Sie eingenommen, und es kommt also nur auf Sie an, ob Sie meinen Beifall haben wollen. Aber bekümmert man sich denn auch wohl in Paris darum, ob die Wenden und Barbaren in Berlin pfeifen oder applaudiren? Meine Lobschrift auf die im Kriege gefallenen Officiere erinnert mich an eine Anecdote von dem verstorbenen Czaar. Peter I. mischte sich in die Apothekerkunst und in die Arzneiwissenschaft, und gab seinen kranken Hofleuten Medicin. Wenn er dann einige Bojaren in die andere Welt befördert hatte, so ließ er sie prächtig begraben, und beehrte den Leichenzug mit seiner Gegenwart. Ich bin in Rücksicht jener armen Officiere beinahe in gleichem Falle mit demselben. Staatsursachen nöthigten mich, sie den Gefahren auszusetzen, in denen sie das Leben verloren; konnte ich nun weniger thun, als ihre Grabmäler mit einfachen und wahren Inschriften schmücken? — Kommen Sie denn, um wenigstens diesen sehr fehlerhaften Aufsatz zu verbessern, der mir mehr am Herzen liegt, als alle meine übrigen Arbeiten. — Im Monate Juni rufen mich Geschäfte nach Preußen; aber vom ersten Juli bis zum September bin ich Herr meiner Zeit, und kann zu den Füßen Gomaliels studiren." — Den 25. April 1750. „Sie sollen hier einen Philosophen finden, der keine andere Leidenschaft hat, als das Studiren, und der um der Schwierigkeiten willen, die er bei seiner Arbeit antrifft, das Verdienst derer zu schätzen weiß, die so ausgezeichnet glücklich in denselben sind, wie Sie." — Um dieselbe Zeit: „Ich würde in Verzweiflung gerathen, wenn ich an dem Unglücke meines Feindes schuld wäre; wie könnte ich nun das Unglück eines

Mannes wollen, den ich achte, den ich liebe, und der mir sein Vaterland mit Allem, was dem Menschen das Theuerste ist, aufopfert? Nein, mein lieber Voltaire, sähe ich voraus, daß Ihre Versetzung hierher nur das Mindeste zu Ihrem Nachtheile verändern könnte, so wäre ich der Erste, der Ihnen davon abrathen würde. Ja, Ihr Glück würde mir lieber sein, als das äußerst große Vergnügen, Sie zu sehen. Aber Sie sind Philosoph, ich bin es ebenfalls. Was ist nun natürlicher, begreiflicher und mehr in der Ordnung, als daß Philosophen, die dazu geschaffen sind, zusammen zu leben, da sie durch gleiche Studien, gleichen Geschmack und gleiche Denkart vereinigt werden, einander dieß Vergnügen auch wirklich bereiten? Ich achte Sie als meinen Lehrer in der Beredtsamkeit und in anderen Kenntnissen, und liebe Sie als einen tugendhaften Freund. Welche Sclaverei, welches Unglück, welchen Wechsel, welchen Unbestand Fortunens fürchten Sie nun in einem Staate, wo man Sie nicht minder hochschätzt, als in Ihrem Vaterlande, und bei einem Freunde, der ein dankbares Herz besitzt? — Wie, weil Sie in mein Haus ziehen, wird man sagen, es werde ein Gefängniß für Sie? Wie, weil ich Ihr Freund bin, werde ich darum Ihr Tyrann sein? Ich gestehe Ihnen, daß ich diese Logik nicht begreife. Ich hege die feste Ueberzeugung, daß, so lange ich existire, Sie hier glücklich leben, als der Vater der Wissenschaften und der Leute von Geschmack angesehen werden, und bei mir alle Tröstungen finden, die ein Mann von Ihrem Verdienste von Einem, der ihn hochschätzt, erwarten kann."

Es war Voltaire's Geist und die ganze Macht der Bestrebungen, welche er hervorgerufen hatte, und vorzüglich repräsentirte, was Friedrich, der an eben diesen Bestrebungen den stärksten Antheil nahm, so allgewaltig hinzog zu dem Heros der Literatur seiner Zeit. Ihn hatte die Geschichte gelehrt, daß oft Regenten von ganz geringem Verdienste sich einen Ruhm dadurch erworben haben, daß geniale Geister unter ihnen erstanden sind, und schon dieses hätte ihn, der Voltaire als den größten Schriftsteller und Denker anstaunte, bewegen müssen, den größten Mann seiner Zeit mit sich zu verbinden, und zum Genossen und in manchen Beziehungen auch wohl zum Führer seiner Thätigkeit zu erwählen, wenn ihn auch nicht die eigene Neigung dazu angetrieben hätte, die sich einerseits in dem Vergnügen an seinem freundschaftlichen Umgange und seiner geistreichen Unterhaltung, andererseits aber auch in dem thätigen Antheile äußerte, welchen er selbst an allem Dem nahm, dem derselbe seinen glänzenden Ruhm verdankte. Die Schwächen

in Voltaire's Character hatte er allerdings schon frühe kennen gelernt, aber es zeugt von der großen Achtung, welche er geistigen Talenten zollte, wenn er dessen ungeachtet Nichts sehnlicher wünschte, als mit demselben in eine nähere Verbindung zu treten. Auch leitete ihn hierbei gewissermaßen seine, so zu sagen, militärische Maxime, nach welcher er auf das, was ein Jeder für sich selbst denke und thue, durchaus keine Rücksicht nahm, sondern nur verlangte, daß er die Aufforderungen, die er für seinen Zweck an ihn stellte, vollkommen erfülle. Die geheimen Motive und inneren Gesinnungen der Menschen wurden von ihm immer weniger beachtet, und es kam ihm, was schon mit seiner theoretischen Ansicht von aller Moral zusammenhing, und wie wir bei einer anderen Gelegenheit deutlich auseinander setzen werden, immer mehr auf die äußere Handlung an. Er nahm also auch die Menschen von derjenigen Seite, welche er gerade anfassen wollte oder mußte. War diese seinen Wünschen entsprechend, so mochten immerhin die übrigen fehlerhaft sein; er suchte blos zu verhüten — und dieses wurde schon durch die Energie seines Characters, mit der er Alles in der von ihm gesetzten Gränze zu halten wußte, bewirkt — daß sie nicht gegen ihn und gegen seine Zwecke gekehrt wurden. Daß seinem Verhältnisse zu Voltaire diese Maxime zu Grunde lag, mag folgende Stelle seines Briefes an Algarotti vom 12. September 1749 beweisen. „Voltaire — heißt es dort — hat einen unwürdigen Streich begangen. Er verdiente auf dem Parnasse gebrandmarkt zu werden; es ist recht schade, daß eine so nichtswürdige Seele mit einem so herrlichen Genie verbunden ist. Indessen werde ich mir Nichts merken lassen; denn ich habe seiner zum Studium der französischen Sprache nöthig: man kann schöne Sachen von einem Bösewichte lernen. Ich will sein Französisch wissen; was geht mich seine Moral an?“ — Daß der nähere Umgang Friedrichs mit Voltaire nicht lange ungestört bleiben konnte, ist nach allem diesem ganz natürlich. Friedrich, der Voltaire als einen „Philosophen“ zu sich berief, wünschte, daß dieser auch nur den Philosophen in ihm suchen sollte, wollte aber doch wieder auf der anderen Seite den König geltend machen, gerade um eine solche Gränze festzusetzen, und um zugleich dem Nachtheile vorzubeugen, den er von dem moralischen Character seines Freundes befürchtete. In jener Gränze zu bleiben war aber dem Character Voltaire's unmöglich, so wie auf der anderen Seite Friedrich, obschon er wollte, daß seine Freunde in ihren Ansprüchen stets die, schwer zu findende, Gränzlinie zwischen dem Könige und Freunde beobachten sollten, es

doch wieder nicht gerne sah, wenn sie bei der Freiheit, die ihnen ein solches Verhältniß gestattete, den König ganz vergaßen. Es hatte also das Verhältniß Friedrichs zu Voltaire an sich schon keinen inneren Bestand, und würde sich aufgelöst haben, wenn auch Voltaire keinen so auffallenden Anlaß dazu durch sein Betragen gegeben hätte.

Es war die Anhänglichkeit an eine geistreiche Freundin, die Marquise du Châtelet, welche Voltaire bisher abgehalten hatte, den vielfach wiederholten und dringenden Einladungen Friedrichs zu folgen, und seinen Wohnsitz bei ihm aufzuschlagen. Diese starb 1749, und im Jahre 1750 sah endlich Friedrich seinen so lange schon gehegten Wunsch erfüllt. Voltaire wurde mit dem feurigsten Enthusiasmus in Sans-Souci empfangen, und durch Auszeichnungen aller Art, so wie durch die vortheilhaftesten Bedingungen an den neuen Aufenthalt gefesselt *). Er lebte als erklärter Freund des Königs, der sich von ihm in allen Feinheiten der französischen Sprache und Dichtkunst unterrichten ließ und sich mit ihm über seine Werke besprach. Beide hatten das größte Vergnügen an dem gegenseitigen Umgange, und Voltaire sagt in einer seiner späteren Schriften: „man muß gestehen, daß es nichts Süßeres gab, als dieses Leben, und daß Nichts der Philosophie und den schönen Künsten mehr Ehre machte.“ — Mißtrauen und Kälte aber, und endlich die völlige Entzweiung blieben nicht lange aus. Die Habsucht und der Eigennutz Voltaire's führte Vorfälle herbei, welche eines Freundes des Königs ganz unwürdig waren, und ihm die allgemeine Achtung rauben mußten. So ließ er in Leipzig sächsische Steuerscheine für sich aufkaufen, weil dem oben angeführten Artikel des Dresdener Friedens zufolge, allen preußischen Unterthanen nicht nur die Zinsen der Gelder, welche sie an der sächsischen Steuerkasse zu fordern hatten, sondern auch die Kapitalien ganz und ohne Abzug binnen mäßiger Frist erstattet werden mußten. Dieses war aber gegen die Bestimmung der Gesetze, welche sich ausdrücklich dahin aussprachen, daß die preußischen Unterthanen mit diesen Steuerscheinen „keinen Versur oder gewinnsüchtiges Gewerbe treiben sollten,“ und es kamen deßhalb von Sachsen aus Klagen ein. — Auch hatte er mit einem Juden Namens Hirsch, der ihn beschuldigte, daß er ihn durch den Verkauf unächter Steine betrogen habe, einen ganz

*) Er erhielt neben der Kammerherrenwürde und dem Verdienstorden eine Pension von 20,000 Franken.

schmutzigen Proceß. — Die nächste Veranlassung zur Feindschaft gab aber ein Streit Voltaire's mit Maupertuis, dem Präsidenten der Akademie der Wissenschaften, der früher selbst sein Freund gewesen war, und den Friedrich — mit Unrecht — außerordentlich hochschätzte *). Voltaire betrachtete ihn als seinen Nebenbuhler, und ging daher darauf aus, ihn zu stürzen. Als daher König, ein Ehrenmitglied der Akademie, im Jahre 1751 (vielleicht auf Anstiften Voltaire's) Maupertuis eines Plagiats aus einem Briefe von Leibnitz an Jacob Hermann, von dem er eine Abschrift besitzen wollte, beschuldigte, und wegen dieses literarischen Streites, den Maupertuis zur richterlichen Entscheidung brachte, von der Akademie ausgeschlossen wurde, trat für ihn im October 1752 Voltaire in die Schranken, und schrieb zwei Schriften **) gegen Maupertuis, in denen er ihn zuerst als ungerecht darstellte, und dann lächerlich machte. Hierauf, als Maupertuis seine „philosophischen Briefe" drucken ließ, erfolgte der Hauptangriff. In jenen Briefen nämlich machte Maupertuis unter Anderem die merkwürdigen Vorschläge: man solle „eine lateinische Stadt bauen; ein Loch bis an den Mittelpunkt der Erde graben, um ihre innere Beschaffenheit kennen zu lernen; nach der Meerenge von Magelhaen gehen, und das Gehirn von Patagoniern öffnen, um die Natur der Seele kennen zu lernen; und — alle Kranken mit Harz überziehen, um die Gefahr der Ausdünstung zu verhindern, und vorzüglich um die Aerzte nicht bezahlen zu dürfen." — Das war für Voltaire allerdings Stoff genug; besonders da Maupertuis mit Voltaire rivalisiren wollte, sowohl in der Gunst des Königs, als in schriftstellerischem Rufe, und dazu oft seine Ueberordnung über denselben als Präsident in die Wagschale legte, Voltaire schwang die Geißel seines beißenden Witzes gegen Maupertuis, den er unter dem Namen Doctor Akakia dem

---

*) Im Jahre 1740 schrieb Friedrich an Maupertuis, der sich durch eine Gradmessung seinen Ruf verschafft hatte: „Mein Herz und meine Neigung haben von dem ersten Augenblicke an, da ich auf den Thron gelangt bin, das Verlangen in mir erweckt, Sie hier zu haben, damit Sie der Berliner Akademie diejenige Gestalt geben, welche sie nur von Ihnen erhalten kann. Kommen Sie also, und pfropfen Sie in diesen wilden Stamm das Reis der Wissenschaften, daß er blühe. Sie haben der Welt die Gestalt der Erde gezeigt; kommen Sie und zeigen Sie auch einem Könige das Vergnügen, einen solchen Mann, wie Sie sind, zu besitzen."

**) „La lettre à un Academicien" und „le Tombeau de la Sorbonne."

allgemeinen Gelächter Preis gab. Die Schrift, in der dieß geschah (Diatribe du Docteur Akakia) ist eine der witzigsten unter den vielen, welche Voltaire in dieser Gattung geschrieben. Friedrich las sie im Manuscript, und — lachte natürlich mit, ließ sich aber von dem Verfasser das Versprechen geben, sie nicht zu veröffentlichen. Voltaire aber hielt das gegebene Wort keineswegs, sondern er gab dieselbe mit einer andern Schrift, zu deren Druck er die Genehmigung erhalten hatte, in die Presse. Auf den Willen des Königs wurde zwar diese Ausgabe unterdrückt, aber bald erschien eine zweite in Dresden. Voltaire stellte sich, als diese erschien, aufs Höchste erstaunt, und gab sich den Anschein, als wisse er nicht das Mindeste von derselben. Er glaubte die Meinung verbreiten zu können, es müsse durch den ersten, wieder unterdrückten, Abdruck ein Exemplar oder das Manuscript in unrechte Hände gerathen seyn. Aber Friedrich, dem es hierbei vorzüglich nur die Ehre seiner Academie galt, war äußerst aufgebracht. Er hatte schon am 24. Febr. 1752 an Voltaire geschrieben: „Ich nahm Sie mit Vergnügen bei mir auf; ich schätzte Ihren Geist, Ihre Talente, Ihre Kenntnisse, und mußte glauben, ein Mann von Ihrem Alter sei müde, mit den Schriftstellern Federkriege zu führen und sich dem Ungewitter auszusetzen: er komme also hierher, um, wie in einem sicheren Hafen, eine Zuflucht zu suchen. Aber gleich Anfangs verlangten Sie auf eine ziemlich sonderbare Weise von mir, ich möchte Fréron zu meinem literarischen Korrespondenten machen. Ich war so schwach oder so gefällig, es Ihnen zu bewilligen, ob es gleich nicht Ihre Sache war, zu bestimmen, wen ich in meine Dienste nehmen sollte. — d'Arnaud hat Unrecht gegen Sie begangen; aber ein edelmüthiger Mann hätte ihm verziehen; nur ein Rachsüchtiger verfolgt den, den er haßt. Kurz, obgleich d'Arnaud mir Nichts gethan hat, so ist er doch um Ihretwillen von hier weggegangen. — Sie sind bei dem russischen Gesandten gewesen, um mit ihm über Angelegenheiten zu reden, die Sie gar Nichts angehen; und man hat geglaubt, Ich hätte es Ihnen aufgetragen. Sie haben sich in die Angelegenheiten der Frau von Bentink gemischt, obgleich sie wahrhaftig nicht in Ihr Departement gehörten. — Sie hatten die häßlichste Sache von der Welt mit dem Juden, und erregten in der Stadt ein häßliches Aufsehen. Die Geschichte mit den sächsischen Steuerscheinen ist in Sachsen so bekannt, daß man sich sehr hart bei mir beklagt hat. Ich für meinen Theil habe bis zu Ihrer Ankunft in meinem Hause Frieden erhalten, und sage Ihnen, daß Sie, wenn Sie In-

trigucn und Kabalen lieben, sehr an den unrechten Mann gekommen sind. Ich liebe sanfte und friedliche Leute, welche die heftigen Leidenschaften des Trauerspiels aus ihrem Betragen verbannen. Können Sie sich entschließen, als Philosoph zu leben, so werde ich Sie mit Vergnügen sehen; überlassen Sie sich aber Ihren ungestümen Leidenschaften und suchen Sie mir Jedermann Händel, so wird mir Ihr Besuch ganz und gar nicht angenehm sein, und Sie können eben so gut in Berlin bleiben." — Jetzt, nachdem jene Schmähschrift erschienen war, schrieb er (im November 1752): „Ich erstaune über Ihre Unverschämtheit. Nach Allem, was Sie gethan haben, und was so klar ist, wie die Sonne, läugnen Sie noch, statt zu gestehen, daß Sie strafbar sind. Bilden Sie sich nicht ein, die Leute werden sich von Ihnen überreden lassen, schwarz sei weiß. Man sieht nicht immer, weil man nicht immer sehen will. Aber, wenn Sie die Sache auf das Aeußerste treiben, so lasse ich Alles drucken, und es wird sich zeigen, daß Sie, wenn Sie für Ihre Werke Statuen verdienten, für Ihr Betragen der Ketten würdig wären. — Der Verleger ist befragt; er hat Alles gestanden." — Voltaire antwortete: „Ich schwöre es Ihnen noch einmal bei meinem Leben, auf welches ich gerne verzichte, daß es eine abscheuliche Verläumdung ist. Ich beschwöre Sie, alle meine Leute confrontiren zu lassen. Wie? Sie wollen mich ungehört verurtheilen? Ich verlange Gerechtigkeit und den Tod." Aber Friedrich ließ sich durch diesen dreisten Ton nicht irre leiten. Er legte ihm folgende von ihm selbst geschriebene Erklärung zur Unterschrift vor: „Ich verspreche Sr. Majestät, daß, so lange Sie mir die Gnade erweisen werden, mich im Schlosse wohnen zu lassen, ich gegen Niemanden schreiben werde, weder gegen die Regierung Frankreichs und die Minister, noch gegen andere souveräne Fürsten, noch gegen erlauchte Schriftsteller, für die ich immer die Rücksichten haben werde, die ihnen gebühren. Auch werde ich keinen Mißbrauch machen von den Briefen Sr. Majestät, und werde mich auf eine Weise betragen, welche sich für einen Schriftsteller ziemt, der die Ehre hat, Sr. Majestät Kammerherr zu sein, und der unter ordentlichen Leuten lebt. Den 27. November 1752 zu Potsdam." Voltaire schrieb eigenhändig unter diese Erklärung: „Ich werde den Befehlen Ew. Majestät nachkommen, und es wird meinem Herzen keine Mühe kosten, denselben zu gehorchen. Ich flehe dieselbe noch einmal an, in Betracht zu ziehen, daß ich nie gegen irgend eine Regierung geschrieben habe, am wenigsten gegen diejenige, unter welcher ich geboren bin, und die ich nur verlassen habe, um mein Leben zu Ihren Füßen zu enden.

Ich bin Geschichtschreiber Frankreichs gewesen, und habe als solcher die Geschichte Ludwigs XIV. und der Feldzüge Ludwigs XV. geschrieben, welche ich dem Herrn d'Argenson übersandt habe. Meine Zunge und meine Feder waren meinem Vaterlande gewidmet, wie sie jetzt den Befehlen Ew. Majestät gehören (?). Ich beschwöre Sie, die Gnade zu haben, den Grund des Streites mit Maupertuis zu untersuchen; beschwöre Sie zu glauben, daß ich diesen Streit vergesse, weil Sie es wollen, und unterwerfe mich blindlings Ihrem gesammten Willen. Hätte mir Ew. Maj. befohlen, mich nicht zu vertheidigen, und mich nicht in diesen literarischen Streit einzulassen, so hätte ich Ew. Maj. mit derselben Ergebung gehorcht. Ich bitte dieselbe, einen von Krankheit und Schmerz niedergebeugten Greis zu schonen, und zu glauben, daß ich noch mit derselben Anhänglichkeit für dieselbe sterben werde, als an dem Tage, wo ich zum ersten Male den Hof derselben betrat." — Diese Demüthigung war die Ankündigung einer noch weit größeren, welche wohl am wenigsten von Friedrich zu erwarten war, und was wohl auch nicht zu seinem Ruhme beitragen kann. Dieser ließ nämlich am 24. December die satyrische Schrift Voltaire's auf den öffentlichen Plätzen Berlins — durch Henkershand verbrennen. — Das konnte Voltaire nicht ertragen. Er schickte dem Könige Orden, Kammerherrnschlüssel und Pensionspatent zurück, schrieb aber demselben unmittelbar nachher: „Sire, es ist gewiß blos aus Besorgniß, mich nicht vor Ew. Majestät zeigen zu können, daß ich zu Ihren Füßen Wohlthaten niederlege, welche nur Bande waren, die mich an Ihre Person ketteten. Urtheilen Sie von meiner und meiner ganzen Familie schrecklichen Lage; es blieb mir nur übrig, mich auf immer zu verbergen und mein Unglück im Stillen zu beweinen. Herr Fredersdorf, welcher gekommen ist, um mich in meiner Ungnade zu trösten, läßt mich hoffen, daß Ew. Majestät der Güte Ihres Characters gegen mich Gehör geben, und durch gnädiges Wohlwollen die Schmach, mit welcher Sie mich bedeckt haben, wo möglich wieder gut machen werden. Es ist gewiß, daß das Unglück, Ihnen mißfallen zu haben, nicht das geringste ist, welches mir zu Theil geworden; aber wie soll ich jetzt erscheinen? wie leben? Ich weiß es nicht. Ich sollte in diesem fürchterlichen Zustande schon lange gestorben sein; Ihrer Menschlichkeit kömmt es zu, sich meiner zu erbarmen. Was soll ich werden und thun? Ich weiß es nicht. Nur das weiß ich, daß Sie mich während ganzer 16 Jahre an sich gefesselt halten. Befehlen Sie also über mein Leben, das Ihnen

angehört, und dem Sie ein so bitteres Ende gemacht haben. Sie sind gütig, nachsichtig; ich der unglückseligste Mensch in Ihrem Staate. Verhängen Sie also über mein Geschick." — Friedrich übersandte ihm hierauf Orden, Kammerherrnschlüssel ꝛc. unter freundlichen Zusicherungen wieder. Auch enthielt die Spener'sche Zeitung vom 19. Januar 1753 folgenden Artikel: „Der Herr von Voltaire achtet sich verbunden, hiermit anzuzeigen, daß er keinen Antheil an den Schriften habe, die seit Kurzem sowohl in der gelehrten Streitigkeit von der minderen Handlung, als über andere Dinge herausgekommen, und die man ihm in einigen Journalen und Zeitungen beimessen wollen. Es ist ihm sehr zuwider, daß man ihn zu deren Verfasser gemacht hat, und es würde ihm noch mehr sein, von blos philosophischen und gelehrten Sachen auf eine Art zu schreiben, welche im Geringsten die Sitten oder die Ehre eines Anderen, wer es auch sei, beleidigen könnten. Er nimmt übrigens an diesen Streitigkeiten gar keinen Antheil, und beschäftigt sich mit einer Arbeit ganz anderer Art, die alle seine Zeit erfordert, indem er an Nichts weiter denkt, als die Geschichte seines Vaterlandes zu vollenden." Dieselbe Zeitung berichtete am 30. Januar, als der König sich nach Potsdam begab: „Da Se. Maj. der König allergnädigst beliebt haben, dem Herrn von Voltaire den Kammerherrenschlüssel nebst dem Gnadenkreuze wieder zu überschicken, mit dem Befehle, sich mit der königlichen Suite nach Potsdam zu begeben, und seine Zimmer auf dem dasigen Schlosse von Neuem zu beziehen; so ging derselbe gleichfalls dahin ab." — Doch war durch alles dieses das Verhältniß nur dem Scheine nach wieder hergestellt; innerlich war es zerrissen. Voltaire bat um Urlaub, um in die Bäder von Plombières zu reisen, erhielt denselben, und reiste den 26. März 1753 ab, vorgeblich zwar, um wieder zu kommen, aber mit dem Vorsatze, dieses nicht zu thun.

Auf seiner Reise wurde er in Frankfurt am Main, auf Gesuch des preußischen Residenten, durch Stadtsoldaten verhaftet, und ihm ein Band der Gedichte Friedrichs, welchen er mitgenommen hatte, und von dem der König Mißbrauch fürchtete, abgefordert. Mit den Poesien des Königs schickte er ihm nun zum zweiten Male — Orden, Kammerherrnschlüssel und Pensionspatent zurück, die er auch nie wieder empfing. — Die Feindschaft brach nun in den bittersten Ausfällen auf beiden Seiten aus, und es ging hier, wie es gewöhnlich bei den Streitigkeiten der Gelehrten und Literaten ꝛc. zu gehen pflegt, wo der eine wie der andere Theil die Wahrheit durch hochgeschraubte

Phrasen und einseitige oder absichtlich falsche Darstellun der Thatsachen entstellt. Voltaire suchte Friedrichs Charakter au, alle Weise verächtlich zu machen, und führte dieses namentlich in einer Schrift: „das Privatleben des Königs von Preußen" aus. Diese Schrift jedoch hat er selbst nicht veröffentlicht, sondern sie fand sich unter seinem Nachlasse*), und man hat sie deßwegen — wohl mit Unrecht — für untergeschoben oder wenigstens verfälscht erklärt. Sie ist wahrscheinlich unmittelbar nach der Entzweiung geschrieben, und also als ein Product des ersten Unmuths und der heftigsten Bitterkeit zu betrachten. Friedrichs Charakter wird in ihr von den verschiedensten Seiten her als verwerflich dargestellt. Auch läßt sich vermuthen, daß Voltaire, welcher dem Könige gerne schaden mochte, eine 1760 erschienene Ausgabe seiner Gedichte mit allen Satyren auf lebende Fürsten und deren Diener veranstaltet habe. — Friedrichs Ausfälle waren nicht minder heftig, als die Voltaire's. Jedoch ist es zweifelhaft, ob er der Verfasser einer Comödie („Tantalus im Processe") sei, welche namentlich den Proceß Voltaire's wegen der Diamanten und seinen Ankauf der sächsischen Steuerscheine zum Gegenstande ihrer Satyre nimmt.

Trotz allem diesem aber vereinigte sich doch Friedrich wieder mit dem ehemals so über Alles verehrten Freunde. Schon gegen Ende des Jahres 1755 wurde, wahrscheinlich durch Vermittlung der Markgräfin von Baireuth, der alte Briefwechsel wieder angeknüpft, welcher mit kleinen Unterbrechungen bis an das Lebensende Voltaire's fortdauerte. Freilich war die ehemalige Offenheit und Vertraulichkeit verloren, und der alte Groll brach, namentlich in der ersten Zeit, nicht selten hervor. Voltaire konnte nicht vergessen, was ihm widerfahren**), und Friedrich, der die Achtung vor seinem moralischen Character ganz verloren hatte, wurde zuweilen höchst unwillig, wenn er an die frühern Vorfälle erinnert wurde. Vorzüglich aber tadelte er Voltaire sehr scharf wegen des Hasses, mit welchem derselbe noch den todten Maupertuis verfolgte. So schrieb er ihm den 17. Nov. 1759: „Stören Sie die Asche großer Männer nicht mehr. Der Tod

*) Man erzählt, der Herausgeber (Beaumarchais) habe diese Schmähschrift, ehe er sie zum Drucke beförderte, dem Könige zugeschickt, und ihm das Anerbieten gemacht, dieselbe gegen eine Summe Geldes zu unterdrucken; aber sein Antrag sei — unbeantwortet geblieben.

**) „Sie gehen — schrieb ihm Friedrich 1759 — mit mir und mit der ganzen Welt um, wie mit der Reliquien; Sie streicheln sie mit der einen Hand, und kratzen sie mit der andern."

endige Ihren ungerechten Haß, und Maupertuis finde wenigstens im Grabe eine Freistätte. Denken Sie daran, daß Könige, wenn sie sich lange genug geschlagen haben, endlich Frieden machen. Sie stiegen wohl in die Unterwelt, wie Orpheus, nicht um die unsterbliche Emilie aus derselben zurückzuholen, sondern um noch an jenem Orte (vorausgesetzt, daß er existirt) einen Mann zu verfolgen, dem Ihre heftige Erbitterung in dieser Welt keine Ruhe ließ. Geben Sie diesen Haß auf, der Sie entehrt und Ihren Ruhm entstellt. Der beste Kopf in Frankreich sei auch der edelmüthigste Mann! — Ich spreche im Namen der Tugend und der Pflicht zu Ihnen; seien Sie nicht unempfindlich gegen diesen Zuruf. Ueben Sie die edlen Gesinnungen aus, die Sie in ihren Versen mit so vieler Eleganz und Stärke aussprechen. Glauben Sie mir, Ein Beispiel von wirklichem Edelmuthe wirkt mehr, als alle die schönen Lehren, mit denen die Tragödie prankt. Der Gott der Philosophen flöße Ihnen mildere und gemäßigtere Gesinnungen ein, und der Gott der Gesundheit erhalte Sie zum Schmucke der schönen Wissenschaften und des Parnasses." — Doch kehrte in späterer Zeit der alte Ton beinahe gänzlich wieder zurück. Voltaire starb den 30. Mai 1778, und Friedrich schrieb im Lager zu Schatzlar in Böhmen eine Lobrede auf ihn, welche er in der Academie vorlesen ließ. Hier wurde nicht nur Voltaire's Geist aufs Höchste gepriesen, sondern auch sein Charakter in einem vortheilhaften Lichte dargestellt und gegen den Vorwurf der Immoralität vertheidigt. Die Entzweiung, welche zwischen Beiden eingetreten war, wurde als ein bloßes Mißverständniß nur leicht berührt. — Solche Milde und Nachsicht Friedrichs kann, wenn sie auch in andern Beziehungen sehr zu tadeln ist, doch seinem Herzen Ehre machen.

Friedrich bewährte sein ganzes Leben hindurch die stärkste Hinneigung zu seinen Freunden, und es war der Genuß der Freundschaft für ihn stets wahres Bedürfniß, so wie das höchste Glück, nach welchem er eilte, sobald seine Berufspflichten es ihm vergönnten. Nicht alle diejenigen aber, welche er in seinen näheren Kreis zog, waren seine Freunde zu nennen, sondern es wurden viele, ja die meisten derselben, mehr als lustige und witzige Gesellschafter*), oder auch um ihrer wirk-

*) Friedrich schätzte im Kreise seiner Freunde, wie an Anderen, vorzüglich Gegenwart des Geistes, und sah dieselbe immer als das Zeichen eines fähigen Kopfes an. Es galt ihm immer als Zeichen einer wenigstens einigermaßen freien Seele, wenn es Jemand verstand, viel Geist in wenig Worte zusammenzudrängen. Er liebte jene Naivetät, welche, vom Glanze

lichen oder vermeinten literarischen Verdienste willen, an seinen Hof gezogen. Wahre Freundschaft, wie sie zwischen Personen stattfindet, welche nicht nur durch gleiche Grundsätze und Bestrebungen mit einander verbunden sind, sondern auch äußerlich sich in völliger Unabhängigkeit von einander befinden, war für ihn nicht möglich, besonders da er sich — und aus Rücksicht auf seine Regentenpflichten wohl mit Recht — stets vor jedem Einflusse seiner Umgangsgenossen fürchtete und sorgfältig zu bewahren strebte. Auch machte eben seine höhere Stellung wieder, daß er auch auf der anderen Seite nur äußerst selten wahre und uneigennützige Hingebung fand; und nur das von ihm in manchen Fällen dennoch wohl vermißte Familienleben hätte ihm diese gewähren können. Der Umstand, daß er vor Allem Freiheit der Gedanken unter seinen Freunden suchte und gestattete, und daß er meist die Männer der neuen Zeit und neuen Bildung zu seinen vertrauteren Umgangsgenossen erwählte, mochte auch oft dazu führen, daß eben mit der Gedankenfreiheit und Vorurtheilslosigkeit ein unwürdiges Spiel getrieben wurde. Die Hofschranze hatte bei ihm wegen seiner Persönlichkeit bloß eine veränderte Gestalt anzunehmen, und manche der Männer, welche sich bei ihm dadurch beliebt machten, daß sie mit allen Waffen der Satyre und des Witzes den kirchlichen und politischen Aberglauben angriffen, waren vielleicht eben so gut Hofphilosophen zu nennen, als es an andern Höfen diejenigen sind, welche alle bestehenden Verhältnisse, so verkehrt und verderbt sie auch augenscheinlich seien, dialectisch vertheidigen, symbolisiren und als idealisch darstellen.

Verschieden von dem Verhältnisse, in welchem Friedrich zu Voltaire stand, war das zu d'Alembert. Dieser, als Mathematiker, mehr aber noch als Philosoph berühmte Schriftsteller, wußte sich stets in einer gehörigen Entfernung vom Throne zu halten, und dadurch seine Unabhängigkeit und Selbstständigkeit zu wahren. Er wurde dem Könige wahrscheinlich im Jahre 1746 durch eine Abhandlung bekannt, welche den von der Berliner Academie für eine physikalische Aufgabe ausgesetzten Preis erhielt. Im Jahre 1755 kam er nach Wesel, und lernte den König persönlich kennen. Dieser gab sich viele Mühe, ihn

der Majestät nicht geblendet, den natürlichen ungekünstelten Ausdruck sich gestattet. Durch Nichts konnte man ihn so sehr gewinnen, als durch bewiesene Geistesgegenwart, wie unzählige Anekdoten beweisen, welche in dieser Beziehung in Umlauf sind, und welche, wenn sich auch einzelne nicht immer mit historischer Gewißheit nachweisen lassen, dennoch im Allgemeinen diese seine Neigung deutlich an den Tag legen.

nach Berlin zu ziehen, und wollte ihn 1759 nach Maupertuis Tode zum Präsidenten seiner Academie ernennen; aber vergebens. Seine schwache Gesundheit, die Liebe zu seinem Vaterlande, der Einfluß einer geistreichen Freundin und die Liebe zur Unabhängigkeit hielten d'Alembert ab, seine sonst nicht sehr glänzende Lage mit derjenigen zu vertauschen, welche ihm der König so gerne bereiten wollte.*) Im Jahre 1763 besuchte er denselben in Berlin und verweilte einige Monate bei ihm. Er kam sehr befriedigt von dieser Reise zurück. „Wenn er von seinem Aufenthalte in Sans-Souci redet — wird uns von einem Schriftsteller berichtet, der ihn im Jahre 1768 sah — so glänzt sein Auge und sein Ausdruck erwärmt sich. Man kennt, behauptet er, diesen König allein durch seine Thaten, die Geschichte wird sie nicht verschweigen; aber was er für die wenigen ist, die mit ihm leben, verkündet sie nicht: wie er durch Witz entzückt, durch reine Vernunft unterrichtet, allen Gram und alle Wonne der Freundschaft theilt, zärtlich liebt und wieder geliebt wird. So ein König steht für die Menschen und für Menschenherrscher wie die Regel des Polykletes für alle Künstler da.“ Ungeachtet der dringenden Einladungen des Königs verhinderte ihn doch seine schwächliche Gesundheit an ferneren Besuchen. Aber ein sehr interessanter Briefwechsel dauerte beinahe bis zu seinem Tode (1783) fort.

So wenig als d'Alembert konnte Algarotti für einen bleibenden Aufenthalt von Friedrich gewonnen werden. Auch mit ihm geschah der freundschaftliche Ideenaustausch größtentheils durch Briefe. Friedrich bezeigte ihm stets große Hochachtung.

Besonders innig mit dem Könige verbunden und unter allen Umgangsgenossen am ehesten sein Freund war der Marquis d'Argens. Er war mit der verwittweten Herzogin von Württemberg nach Berlin gekommen, und bei dieser Gelegenheit dem Könige bekannt geworden.**)

---

*) Doch bezog er seit 1751 von demselben eine Pension von 1200 Livres. Er war neben Diderot der Redacteur der großen Encyklopädie, zu der er die berühmte Einleitung schrieb. Er zeigte eine außerordentliche Kunst in der Bekämpfung des herrschenden Systems auf anständige, rücksichtsvollere und weniger offene, aber nichts destoweniger siegreiche Weise. Friedrich schrieb ihm 1780: „Schlachten haben viele Menschen gewonnen, viele haben Provinzen erobert, aber wenige haben ein so vollkommenes Werk, wie die Vorrede zur Encyklopädie, geschrieben.“

**) In einem oben angeführten Briefe erkundigte sich der König nach ihm bei Jordan, denn ohne Zweifel kannte er seine Denkweise bereits aus seinen Schriften.

Er war bei manchen Schwachheiten ein rechtschaffener und gutmüthiger Mann, der mit wahrer Liebe dem Könige ergeben war, und eben darum auch sein vollkommenstes Vertrauen genoß. Friedrich theilte ihm unter allen Verhältnissen die tiefsten Bewegungen seines Innern mit, und er erwiederte dieß durch die kärtliche und ungeheuchelte Theilnahme eines wahren Freundes. Zurechtweisungen wegen überschrittener Schranken erfuhr er nie, und wirklich war er auch der Mann, auf den sich Friedrich ganz unbedingt verlassen konnte und verließ. Er soll sogar, wie man sagt, seine Vorsicht und Gewissenhaftigkeit so weit getrieben haben, daß er die Briefe, welche er von dem Könige erhielt, stets nur bei verschlossener Thüre las, während andere sich oft Vorwürfe darüber zuzogen, daß sie aus Eitelkeit oder sonstigen Beweggründen das ihnen geschenkte Vertrauen mißbrauchten, und die Briefe, welche sie von dem Könige erhielten, mehr oder minder veröffentlichten. Während des siebenjährigen Krieges war er für den König gerade das, was für ihn Jordan während der früheren Kriege gewesen war, und die Briefe aus dieser Zeit sind deßhalb für die innere Stimmung Friedrichs während dieser wechselvollen Zeit besonders merkwürdig.

In der gegenwärtigen Periode zog Friedrich auch die beiden Britten, den Lord Marischal und seinen jüngern Bruder, der als Feldmarschall bei Hochkirch fiel, und welche beide sich früher in Rußland aufgehalten hatten, in den Kreis seines näheren Umganges. Der Letztere wurde sogleich nach seiner Ankunft zum Feldmarschall, und später zum Gouverneur von Berlin und zum Ritter des schwarzen Adlerordens ernannt. „Ich habe jetzt, schrieb er den 28. Oct. 1747 an seinen älteren Bruder, die Ehre, und was noch mehr ist, das Vergnügen, bei dem Könige in Potsdam zu seyn, wohin er mich zwei Tage, nachdem ich zum Feldmarschall ernannt worden war, berief. Ich genieße hier die Auszeichnung, fast täglich mit ihm zu Mittag und zu Abend zu speisen. Er hat mehr Geist als ich Geschick, dir denselben zu schildern, spricht gediegen und kenntnißreich über Dinge aller Art, und ich müßte mich sehr irren, wenn er nicht mit der Erfahrung von zwei Campagnen der beste Officier seiner Armee ist. Er hat mehre Personen um sich, die er fast mit der Familiarität eines Freundes behandelt, jedoch keinen Favoriten; es ist ihm indessen eine sehr natürliche Höflichkeit gegen Jeden, der sich ihm nähert, eigen.“ — Lord Marischal folgte bald seinem Bruder nach.

Noch wollen wir unter den Umgangsgenossen Friedrichs des Obristen Guichard oder Quintus Icilius, welchen Namen ihm Friedrich

gab, und des Arztes La Mettrie erwähnen. Der Erstere wurde dem Könige durch einige gelehrte Schriften über die Kriegskunst der Alten vortheilhaft bekannt, und genoß seines vollen Vertrauens. Wenn auch zuweilen Friedrich unzufrieden mit ihm war, so söhnte er sich doch bald wieder mit ihm aus. — La Mettrie (der auch einige graß materialistische Schriften schrieb) war wegen seines schlechten Charakters allgemein verachtet, aber nichts destoweniger von dem Könige sehr hoch gestellt. Friedrich kannte seine Denkweise wohl, mag sich aber doch in seinem eigentlichen Charakter geirrt haben.

Wir sehen also, daß die meisten Freunde Friedrichs der sogenannten Encyklopädistenschule angehörten, zu welcher er selbst auch in Beziehung auf seine schriftstellerische Thätigkeit gerechnet werden kann. Von dieser Schule aber gilt vorzüglich der Satz: Ein Schriftsteller ist selten so gut und selten so schlecht als seine Schriften. — Bemerkenswerth ist noch, daß Friedrich einen der ersten Vorkämpfer jener Schule, Diderot, nie in seinen Kreis ziehen wollte; theils mochte er ihm zu rücksichts- und schonungslos sein, theils aber auch mißfiel sein sich später so sehr äußerndes geschwätziges und selbstgefälliges Wesen. — Die Einwirkung Friedrichs auf diese Schule und durch dieselbe, und hiemit eine der glänzendsten Seiten seiner Wirksamkeit näher zu betrachten, werden wir später Gelegenheit finden.

Wenden wir uns nun, ehe wir Friedrichs politische Thätigkeit in diesem Zeitraume verfolgen, vorerst zu den Grundsätzen, die er hinsichtlich seiner politischen Verhandlungen aussprach und in Anwendung brachte. Er hatte durch das Erscheinen seines Antimacchiavell, eingeführt durch einen Voltaire, die Aufmerksamkeit des denkenden Theils von Europa auf seine Regierungsweise und Politik gezogen, und die Geltendmachung seiner Ansprüche auf Schlesien, verbunden mit der Art, wie dieß geschah, mochte wohl bei Manchen Staunen und das Gefühl getäuschter Erwartungen rege machen. *) Es ist aber vorerst

*) Friedrich kann, namentlich was die Politik betrifft, in Vergleich der frühern Zeit mit der spätern nicht ganz nach dem Antimacchiavell beurtheilt werden. Den 7. October 1740 schrieb Friedrich an Voltaire, der den Druck jenes Werkes besorgt hatte: „Ich habe den Antimacchiavell von Anfang bis zu Ende gelesen, bin aber, um Ihnen die Wahrheit zu gestehen, nicht ganz zufrieden damit. Daher werde ich das ändern, was mir nicht gefällt, und in Berlin unter meinen Augen eine neue Ausgabe davon veranstalten. In dieser Absicht habe ich einen Artikel in die Zeitungen einrücken lassen, worin der Verfasser des Versuchs die beiden Editionen für unächt erklärt. Ich bitte Sie um Verzeihung, aber ich kann nicht anders, da in Ihrer

zu bemerken, daß Friedrich die Moral und die gewöhnlichen moralischen Grundsätze in manchen Fällen wohl auch, wie die sogenannten Encyklopädisten, für ein Erzeugniß der Gesellschaft und des gesellschaftlichen Bedürfnisses hielt, daß er also ihre ewigen und unabweislichen Ansprüche auf Giltigkeit für alle Umstände und Verhältnisse in Zweifel stellte. Hiemit jedoch soll keineswegs gesagt werden, daß sich Friedrich des Einflusses der höheren Moralgebote auf sein practisches Handeln

---

Ausgabe so viel Fremdes steht, so daß sie nicht mehr meine Arbeit ist. Das 15. und 16. Capitel sind gar nicht mehr das, was sie nach meinem Willen sein sollten." — Indessen hat Friedrich weder in den Zeitungen noch in einer eigenen Ausgabe diesen seinen Vorsatz ausgeführt. Das 15. Capitel enthält die Aussprüche einer idealen Politik: „Macchiavell behauptet, es sei unr oglich, auf dieser Welt ganz gut zu seyn, ohne zu Grunde zu gehen, so bösartig und verderbt sei das Menschengeschlecht. Ich aber behaupte gerade, um nicht zu Grunde zu gehen, muß man gut und vorsichtig seyn. Die Menschen sind weder durchaus schlecht, noch durchaus rechtschaffen; aber Böse, Gute und Mittelmäßige, alle werden darin übereinkommen, einen Fürsten zu achten, der mächtig, gerecht und geschickt ist." Und alsdann den Ausspruch: „Sei also nicht schlecht mit den Schlechten, sondern sei tugendhaft und furchtlos gegen sie. Dann wirst du dein Volk tugendhaft machen, wie du selbst es bist; deine Nachbarn werden dir nachahmen wollen, und die Bösen zittern." Es läßt sich schwer oder vielleicht unmöglich ausmitteln, welcher Satz oder welcher Theil eines Satzes (denn das Ganze gehört unstreitig Friedrich an) Voltaire oder Friedrich zum Verfasser habe. So ist auch eine merkwürdige Stelle im 19. Capitel höchst wahrscheinlich vom republikanischen Geiste Voltaire's und sei ner Liebe zu den englischen Konstitutionen geschrieben. Es heißt dort: „Wenn man in unsern Tagen die Weisheit irgend einer Regierung als Muster aufstellen kann, so würde dies die englische Regierung sein: dort ist das Parlament Schiedsrichter zwischen König und Volk, und der König hat alle Macht Gutes, aber keine, Böses zu thun." — Ohne daß wir Friedrich der schreiendsten Inconsequenzen zeihen würden, konnen wir ihm diese Stelle nicht zuschreiben, da schon dieses aufhalten würde, daß er sie in derselben Zeit öffentlich aussprache, als er eine so ziemlich unumschränkte Regierung antritt und in der übertragenen Form erhält. Friedrichs Handlungen nicht nur, sondern auch seine Grundsätze waren rein monarchisch, und ist dieß in seinen Briefen an Voltaire minder scharf ausgedrückt, so erklärt sich dieß leicht aus ihrem beiderseitigen Verhältnisse. — Uebrigens widerspricht die oben S. 165 angeführte Stelle aus der Abhandlung über die Gesetze zc. schnurstracks dem voranstehenden Satze; und nennt ja Friedrich den Sturz des Ministeriums Walpole in England in der „Geschichte meiner Zeit" eine Kabale der Herren, die in das Ministerium kommen wollten. Die Stimme des Volks ist ihm eine intrigue. Friedrich konnte sich das Leben in einem constitutionellen Staate nicht einmal recht denken, geschweige daß es sein Ideal gewesen wäre.

entäußert hätte, sondern es bethätigt sich vielmehr durch sein ganzes Leben, daß das Höchste ihm stets seine Pflicht war. Aber die Ansicht, die er von eben dieser Pflicht hatte, und das, was er auf ihren Ruf hin vollführen zu müssen glaubte, führten ihn zu Handlungen, die nach den allgemeinen Begriffen der Moral nicht immer gebilligt werden können, weil er in seiner theoretischen Ansicht nicht dahin vorgedrungen war, daß er das Wesen der Tugend an sich und nach ihrem innern Werthe vollkommen erkannt hätte, und also (was mit seiner ganzen materialistischen Denkweise zusammenhing) stets auf die äußere Handlung, ihre Folgen und Zwecke mehr als auf die innere Gesinnung sah, so konnte er um so eher dazu kommen, daß er da, wo er das Wohl des Staates zu befördern und also seine Regentenpflicht zu erfüllen glaubte, sich zu Schritten verleiten ließ, welche er selbst an Privatpersonen niemals gebilligt haben würde. — Stellt sich Friedrich in seinem Antimacchiavell zwar nicht immer auf den Standpunkt der Moral, und betrachtet er das Verhältniß des Regenten zu seinem Staate und zu andern Staaten meist rein aus dem Gesichtspunkte, daß es für den Nutzen der Könige weit ersprießlicher sei, die Gesetze der Moral nie aus den Augen zu verlieren; so ist dennoch die in jenem Werke ausgesprochene Ansicht über Politik ꝛc. mehr oder minder eine ideale, d. h. eine nach den eigenen Wünschen und Bestrebungen des Geistes und nach höhern Rücksichten gestaltete. Wir führen hier einige besonders bemerkenswerthe Stellen aus demselben an, und überlassen es dem Urtheile des Lesers, zu ermessen, nach welchen Grundsätzen und in wiefern Friedrich nach denselben gehandelt habe. In Beziehung auf eine Meinung Macchiavell's heißt es: „Die Welt ist eine Spielpartie, wo ehrliche Spieler sitzen, aber auch Betrüger, welche Karten unterzuschlagen wissen; damit nun ein Fürst, der bei dieser Partie mitspielen soll, nicht hintergangen werde, so muß er wissen, auf welche Art man im Spiele betrügt, nicht um solche Anweisungen in Ausübung zu bringen, sondern um nicht den Betrügern zur Beute zu werden.“ — „Ich will jetzt nicht von der Rechtschaffenheit oder von der Tugend reden; ich betrachte bloß den Vortheil der Fürsten, und hier behaupte ich, daß es eine sehr falsche Politik von ihnen ist, wenn sie Betrüger sind und die Welt hintergehen. Sie betrügen doch nur einmal, und verlieren dann das Zutrauen aller Fürsten.“ — „Uebrigens gestehe ich, daß es dringende Nothfälle gibt, in welchen ein Fürst nicht umhin kann, seine Verträge und Bündnisse zu brechen. Aber er muß sich doch als ein rechtschaffener Mann von seinen Bundesgenossen trennen; er muß sie hinlänglich zuvor davon benachrichtigen;

vornehmlich aber muß er nie diesen äußersten Schritt thun, wenn ihn nicht die Wohlfahrt seiner Unterthanen und die größte Noth dazu zwingen." — „Vorsicht muß ein Fürst zeigen, daß er nicht unbedachtsamer Weise sich mit anderen mächtigeren Fürsten einläßt, die, statt ihm zu helfen, ihn unterdrücken könnten. Das erkannte ein großer deutscher Fürst (Churfürst Friedrich Wilhelm im Jahre 1675) wohl, der bei Freund und Feind sich gleiche Achtung erwarb. Die Schweden drangen in seine Staaten, während er mit allen seinen Truppen daraus entfernt war, um dem Kaiser in dem Kriege zu helfen, den dieser gegen Frankreich am Niederrhein führte. Die Minister des Fürsten riethen ihm auf die Nachricht dieses plötzlichen Einfalls, den russischen Czar zum Beistande zu rufen, aber der Fürst war scharfsichtiger als sie, und antwortete ihnen, die Russen wären Bären, welche man nicht von der Kette lösen müsse, aus Furcht, daß man sie dann nicht wieder daran legen könne. Er nahm selbst edelmüthig seine Rache auf sich, und hatte nicht Ursache, dieß zu bereuen." — Am Schlusse des 24sten Capitels heißt es: „Ihre (der Fürsten) Pflicht ist es, der Welt über die falsche Meinung von der Politik die Augen zu öffnen, da diese nur das System der Weisheit sein muß, wenn man sie gleich gewöhnlich für den Katechismus der Betrügerei hält. Sie müssen die Subtilitäten und die Perfidie aus den Tractaten entfernen, und der Rechtschaffenheit und Ehrlichkeit, welche sich leider fast gar nicht mehr bei den Fürsten finden, ihre Kraft wieder geben. Sie müssen zeigen, daß sie nicht nach den Ländern ihrer Nachbarn gelüsten, sondern daß sie nur auf Erhaltung ihrer eigenen Staaten höchst eifersüchtig sind. Ein Fürst, der Alles besitzen will, ist wie ein Magen, der sich mit Speisen überladet, ohne zu bedenken, ob er sie auch verdauen könne. Ein Fürst, der sich auf gute Regierung seiner Staaten beschränkt, gleicht einem Manne, der mäßig ißt, und dessen Magen gut verdaut." — Und im letzten Capitel dieser Schrift heißt es: „Es ist allgemeine Regel, daß man die scharfsinnigsten Köpfe bei schwierigen Unterhandlungen gebrauchen muß; sie müssen nicht nur verschlagen zum Ränkeschmieden, biegsam zum Einschmeicheln, sondern auch mit jenem durchdringenden Blicke begabt sein, der in dem Gesichte des Menschen die Geheimnisse seines Herzens zu lesen vermag, damit Nichts ihrer Forschung entgehe und Alles klar ihrer Beurtheilungskraft vorliege. Man darf List und Feinheit nicht mißbrauchen! sie gleichen den Gewürzen, deren zu häufiger Genuß den Gaumen abstumpft, und den feinen Gerichten endlich, weil wir zu sehr daran gewöhnt sind, allen Reiz benimmt.

Rechtschaffenheit dagegen paßt überall hin. Sie gleicht den einfachen und natürlichen Nahrungsmitteln, die, allen Temperamenten zuträglich, den Körper kräftigen, ohne ihn zu erhitzen. — Ein Fürst, dessen Aufrichtigkeit bekannt ist, wird das Zutrauen des gesammten Europas gewinnen, er wird ohne betrügerische Ränke glücklich und bloß durch seine Tugend mächtig sein. Und der Friede und das Wohl des Staates sind doch der Mittelpunkt, in welchem alle Wege der Politik sich vereinigen sollen, sind das Ziel, auf welches alle seine Unterhandlungen abzwecken müssen." Nachdem er über das europäische Gleichgewicht und über die zu dessen Erhaltung nothwendigen Verbindungen der Staaten gesprochen, stellt er die oben (S. 235) angeführten Betrachtungen an, welche auch in Beziehung auf seine Ansicht über Politik beachtet werden müssen. — Bei diesen Aussprüchen einer idealen sowohl als einer den gewöhnlichen Lebensverhältnissen sich anpassenden Politik ist hauptsächlich auch das zu bedenken, daß Friedrich dieselben niedergeschrieben hatte zu einer Zeit, wo er sich eine andere Rolle in der Geschichte zugedacht hatte, als diejenige war, welche er sogleich nach seinem Regierungsantritte mit Lebhaftigkeit ergriff. Wie er sich in der innern Regierungsweise in manchen Beziehungen zu Aufopferung der Selbstständigkeit des einzelnen Staatsbürgers veranlaßt sah, um seinen Preußen den Antheil an den europäischen Staatsangelegenheiten zu erwerben, so sah er sich auch wohl veranlaßt, um die einmal übernommene Rolle auf jede mögliche Weise zu behaupten, practisch mit einzugehen in die damals allgemein herrschenden Maximen der Politik. Und wie Friedrich in Allem, was er angriff, sei es nun, daß es aus seinem innersten Wesen floß, oder von den Anforderungen der Zeit erheischt war, wie er überall mächtig hervorragte unter den Pygmäengestalten seiner Zeit, so war es auch in Beziehung auf Politik und die dabei in Anwendung gebrachte List. Sein Geist verließ die breitgetretenen Wege der gewöhnlichen Unterhandlungen; auch hier schuf er Neues. Die Politik seiner Zeit war allgemein verderbt; Jesuitenmoral, die durch lange Zeit dieselbe beherrscht, hatte, wenn sie auch in dieser Zeit schon zu den verschollenen Dingen gehörte, dennoch noch immer einen mächtigen Einfluß auf dieselbe, wenn auch nicht mehr unter demselben Namen und unter derselben Gestalt. Friedrich mußte, um politische Bedeutung zu gewinnen, in den politischen Gang seiner Zeit eingehen; er mußte auf demselben noch Anderen zuvorzukommen suchen, denn was ihm oft an materiellen Kräften abging, mußte er mit der Kraft seines Geistes zu ersetzen suchen. Daraus ist die Weise seiner Politik er-

klärt, nicht — entschuldigt. Die Gründe und die Fälle, die Friedrich in der oben angeführten Vorrede zur „Geschichte meiner Zeit“ für die Lossagung und Nichterfüllung eines Bündnisses oder Vertrages anführt, können zwar von der strengen Moral nicht gebilligt werden, denn die meisten würden eben so gut auf einen Familienvater, als auf einen Landesfürsten angewendet werden können; aber es ist nur allzubekannt, daß die Gesetze der strengen Moral selten bei der Politik in Anwendung gebracht werden dürfen. Uebrigens kann wohl der Zustand des offenen Kriegs als derjenige bezeichnet werden, wo Recht und Unrecht gemischt sind. — Im Allgemeinen aber kann man behaupten, daß Friedrich, wenn er bei dem florentinischen Staatsmanne manche Aussprüche gefunden hätte, die ihm später nicht mehr so ganz verwerflich erschienen, dieselben wohl warm bekämpft haben würde; Zeit und Verhältnisse hatten seine Ansichten, wenn auch nicht verändert, doch modificirt. Man kann diese Behauptungen wohl aufstellen, ohne damit in die Meinungen des menschenfreundlichen Abbé St. Pierre einzustimmen, der gleich nach dem ersten Einfalle des Königs in Schlesien in einer Schrift, die er l'Énigme politique (politisches Räthsel) betitelte, den Contrast von Friedrichs Grundsätzen und Handlungen darstellte. Friedrich hatte, wie aus den oben angeführten und aus noch mehreren andern Stellen des Antimachiavells zu ersehen ist, die sogenannten gerechten Kriege durchaus als nicht verwerflich dargestellt. Daß Friedrich es in seinen, damals natürlich noch unbekannten Geschichtswerken gesteht, daß die Liebe zum Ruhme bei ihm persönlich auch als Hauptmotiv zum ersten schlesischen Kriege erschien, verdanken wir bloß seiner Freimüthigkeit, die keine That, am wenigsten seine eigenen, beschönigen wollte. Uebrigens hat Friedrich sein Mißverhältniß zwischen ihm, dem Regenten, und ihm, dem Schriftsteller, oft mit lebhaften Farben geschildert, da er den Pflichten seines Standes oft die seiner Persönlichkeit aufzuopfern glaubte. „Da nun Friedrich — urtheilt der würdige v. Dohm — den von ihm angefangenen Krieg wirklich für gerecht hielt, so war seine Handlung nicht im Widerspruche mit seiner Lehre. Wäre sie dieses aber auch gewesen, und hätte Friedrich der sich darbietenden guten Gelegenheit, seinen Staat zu vergrößern, nachgegeben, hätte die Leidenschaft ihn verleitet, die Pflicht zu vergessen, welche er in seinem Buche den Regenten verhält, ohne die höchste Noth nie einen Krieg anzufangen, so wäre dieses doch kein Beweis, daß es ihm mit dieser Lehre nicht ernst gewesen sei. Zu allen Zeiten haben Weltweise den Lehren, die sie gaben, nicht immer gemäß gehandelt, ohne

deßhalb Heuchler zu sein. Sie erkannten die Wahrheit in der Stille des Nachdenkens, aber im Gewühle der Welt wurden sie von Leidenschaften zu Handlungen hingerissen, die dieser Wahrheit entgegengesetzt waren. Friedrich hat durch seine ganze lange Regierung überzeugend bewiesen, wie sehr er von den Lehren, die er im Antimacchiavell gegeben, durchdrungen war. Er hat das Bild, welches er von einem unablässig für das Wohl seiner Völker thätigen Regenten aufstellt, nicht nur erreicht, sondern es übertroffen."

Nach Vorausschickung dieser allgemeinen Bemerkungen betrachten wir nun Friedrichs unablässiges Mitwirken an allen bestehenden Ereignissen des gesammten Europa's während dieser Periode. Während er Justiz-, Finanz- und Kirchenwesen theils neu gestaltete, theils in seiner alten Gestalt fester begründete und stets beaufsichtigte, während er seine Militärmacht meist durch persönliche Thätigkeit steigerte und kräftigte, während er Kunstwerke der Geschichte, Poesie und sogenannte Philosophie genoß, und selbst producirte, während er so Vieles und so Vielerlei genoß und leitete, zersplitterte sich in diesen mannigfaltigen Gestaltungen und Erscheinungen, von denen eine einzelne oft die Summe eines ganzen Menschenlebens in Anspruch nimmt, die Kraft seines Geistes keineswegs. Um seine neugewonnene Stellung in der europäischen Welt zu behaupten, mußte er stets allen Bewegungen in derselben wachsamen Auges folgen, und nächst der innern Verwaltung waren sie es vornehmlich, auf die sich seine Aufmerksamkeit concentriren mußte. Er blieb, während die andern noch fortkämpften, ruhig. Durch den Dresdner Frieden hatte sich die Scene ganz verändert, und aus einem Kampfe um Karls VI. Erbe war nun ein Kabinetskrieg geworden. Dieser Krieg wurde in Italien zwischen Spanien und Frankreich gegen Oestreich, in den Niederlanden (unter der Anführung des berühmten Kriegshelden Marschall von Sachsen) von Frankreich allein gegen England und Oestreich, und später gegen die Republik der Niederlande geführt, ohne daß ein augenscheinlicher Zweck oder Grund vorhanden war. „So glänzend indeß das Glück des Marschalls war, erzählt der König, so begann man selbst in Frankreich jetzt dieser Siege lästig zu werden. Es war dieß (seit 1740) der achte Feldzug, und die lange Dauer des im Anfang unglücklich geführten Krieges erschöpfte die Nation. Alle kriegführenden Mächte waren derselben gleich müde; oft hatte sich die Ursache des Krieges geändert, so daß zuletzt alle Ursache des Krieges verschwunden war. Der erste

Moment der Hitze war vorüber, man dachte ernstlich an Frieden, und es wurden Unterhandlungen angeknüpft; jeder fühlte seine geheimen Wunden, und jeder bedurfte der Ruhe, um dieselben zu heilen. Die Engländer fürchteten die Vermehrung ihrer Nationalschuld *), dieses Meisterstücks eines idealen Kredits, dessen Mißbrauch aber einen gänzlichen Bankerott weissagt. Der kaiserliche Hof, durch die Subsidien der Engländer unterstützt, hätte in der That den Krieg so lange fortgeführt, als seine Bundesgenossen ihm die Mittel dazu geboten hätten; indeß willigte er dennoch in den Frieden, um seine Kräfte zu einem Unternehmen zu sparen, das ihm weit mehr am Herzen lag, als der Krieg in Flandern. Frankreich fühlte seinen übermäßigen Aufwand, zudem mußte es fürchten, daß in seinen südlichen Provinzen eine Hungersnoth ausbrechen könne, da hier die Häfen von den englischen Flotten gesperrt worden waren. Zu allen diesen Staatsgründen, welche das Ministerium von Versailles öffentlich anführte, kamen noch, und zwar als die gewichtigsten Motive, einige geheime Ursachen. Seit Kurzem war die Marquise von Pompadour die Mätresse des Königs geworden; diese fürchtete, Ludwig XV. möchte bei fortgesetztem Kriege alle Jahre genöthigt sein, sich an die Spitze seiner Armee zu stellen. Für Günstlinge und Mätressen sind die Abwesenheiten gefährlich; sie hatte erkannt, daß, wenn sie sich das Herz ihres Geliebten treu erhalten wolle, sie jeden Vorwand wegräumen müsse, der ihn von ihr trennen könnte; sie erkannte mit einem Worte, daß man Frieden schließen müsse, und von dem Augenblicke an arbeitete sie aus allen Kräften an demselben. Als der bevollmächtigte Minister, Herr von St. Severin, von Versailles nach Aachen abging, sagte sie ihm folgende Worte: „Jedenfalls seien Sie eingedenk, daß Sie nicht anders, als mit dem Frieden zurückkehren; der König wünscht ihn durchaus.“ — Das Zusammentreffen der im Haag zwischen England, Oestreich, Sardinien und Holland geschlossenen Convention mit der Eroberung von Maestricht durch die Franzosen, und die Ankunft der Russen am Rheine beschleunigte den Frieden. Den 30.

---

*) Die englische Nationalschuld rührt nemlich hauptsächlich daher, daß Georg I. und Georg II. als König von Hannover in alle Streitigkeiten des Continents verwickelt wurden, und Subsidien bezahlten, was die Alt-Engländer mit Unzufriedenheit und lautem Tadel ertrugen. Der früher erwähnte Sohn Georgs II., der vortreffliche Prinz von Wales, der im Jahre 1751 starb, lebte deßhalb in öffentlicher, ärgerlicher Opposition mit seinem Vater.

April 1748 wurden zu Aachen zwischen Frankreich, England und den Niederlanden die Präliminar-Artikel unterzeichnet, und im Mai unterschrieb im Namen Maria Theresia's, Graf Kaunitz, der von nun als Repräsentant der österreichischen Politik in der Geschichte erscheint. Frankreich gab alle Eroberungen heraus, und erhielt dafür blos das Cap Breton und andere Besitzungen in Ost- und West-Indien. Beide Mächte gewährleisteten sich ihre gegenseitigen Besitzungen in Amerika, zufolge des Utrechter Friedens, und man kam überein, Bevollmächtigte zu ernennen, die einige Gränzstreitigkeiten in Canada berichtigen sollten. Endlich mußte Maria Theresia einwilligen, daß die von Friedrich bisher bei dem deutschen Reiche vergebens nachgesuchte Gewährleistung über Schlesien und Glatz, demselben nun von allen Mächten ertheilt wurde. — Aber auch nach dem Friedensschlusse legte man die Waffen nirgends nieder, denn gegenseitig beobachtete man sich wachsamen Auges, damit das neubegründete europäische Gleichgewicht von keiner Seite gestört würde, und damit man für den Fall einer solchen Störung sogleich gerüstet dastünde; denn ein Friede, den mehr die Erschlaffung erzeugt hatte, als daß er die reife Frucht völlig ausgeglichener Interessen gewesen wäre, trug eine geringe Gewähr seiner selbst in sich.

Friedrich behauptete in dem europäischen Staatensysteme durch seine Kriegsmacht und durch seine Persönlichkeit, die namentlich in allen Unterhandlungen mächtig hervorragte, die oberste Stelle. Dieß läßt sich wohl nicht vollkommener beweisen, als aus einer Stelle einer Staatsschrift, die Horatio Walpole dem Könige Georg II. im Jahre 1751 durch dessen Mätresse, die Gräfin von Yarnauth, vorlegen ließ. Hier heißt es: „Es ist klar, daß der König von Preußen gegenwärtig das Gleichgewicht von Europa in seinen Händen hält; wir können besorgt darüber seyn, aber wir können ihm nicht abhelfen, so ist es ꝛc.“ So wie er seinen Staat nach Innen dadurch kräftigte, daß eine in dem Maße noch wenig gekannte Freiheit in Religionsübung in demselben herrschte, wie dieß bei seinen Ansichten von Religion überhaupt und von Christenthum insbesondere, rein aus dem dem Staate durch dieselbe erwachsenden Nutzen floß, eben so suchte er, und zwar ebenfalls wohl mehr, um diesem, seinem neubegründeten Staate und seiner hervorstechenden Persönlichkeit in demselben auch eine moralische Kraft nach Außen zu verleihen, sich an die Spitze des damals noch oft unterdrückten und vielfach gefährdeten protestantischen Reichskörpers zu stellen, zumal da Sachsen die durch lange Zeiten mit Ruhm und Vortheil geführte Rolle freiwillig niedergelegt hatte. — Die Fürsten

von Hohenlohe drückten ihre protestantischen Unterthanen, der evangelische Reichskörper beschloß im Jahre 1750, auf die mehrfachen Klagen der Unterthanen dieser Fürsten, die Reichsexecution gegen dieselbe. „Man kann sich leicht vorstellen, sagt ein gleichzeitiger Schriftsteller, was dieses Conclusum der evangelischen Stände allenthalben für Aufsehen und Bewegungen gemacht habe.“ Obgleich der Kaiser das Urtheil kassirte, so machte dennoch der evangelische Reichskörper von der durch den westphälischen Frieden erlaubten Selbsthilfe Gebrauch, und Friedrich namentlich setzte durch, daß Anspach die vom Reichshofrathe erlassenen Dekrete exequiren mußte. — Eben so nahm sich Friedrich der Protestanten in Hessenkassel und anderwärts nachdrücklich an. — Schon im Jahre 1743 hatten sich die bedrückten Protestanten in Ungarn an den König und dessen Fürsprache gewendet, worauf dieser an den Wiener Hof sich wendete: „daß, da Ihro Majestät sich in keine Weise entledigen könnten, allen denjenigen, welche die evangelische Religion bekenneten, absonderlich da diese selbst so sehnlich darum ansleheten, Dero Protection zu accordiren, als wollen Ihro Majestät als Protector sowohl in Ihrem eigenen, als der bedrückten Protestanten Namen die Königin gar sehr ansuchen, damit die Religionsbeschwerden vordersamst möchten abgeschafft werden, um so mehr, da zu befürchten, daß die Suiten noch viel gefährlicher sich im Reiche dürften ausbreiten, und die Königin, welche ja vornehmlich für die Ruhe und den Frieden portirt sey, davon den größten Vortheil würde zu gewarten haben; widrigenfalls Ihro preuß. Majestät gezwungen würde, wider Dero römisch-katholische Unterthanen in Schlesien Repressalien zu gebrauchen.“ — Als aber 1746 und 1750 sich die Bedrückungen erneuerten, schrieb Friedrich nachstehenden Brief an den Fürstbischof zu Breslau. „Das Gerücht von den Verfolgungen, welche die Evangelischen beider Confessionen in Ungarn auszustehen haben, wird ohne Zweifel Ihnen nicht minder zugekommen seyn, als es zu meinen Ohren gedrungen ist. Ich kann die Wegnahme der Kirchen, die sie unter nichtigen Vorwänden trifft, nur als einen Bruch der Traktate betrachten, die man unter Vermittlung fremder Mächte mit ihnen geschlossen hat. Es scheint mir aus der Art, wie man sie unterdrückt, daß man den Plan hat, sie zur Verzweiflung zu bringen, damit sie alsdann solche Maßregeln ergreifen, die man dann zum Vorwande gebrauchen kann, sie gänzlich auszurotten. Obgleich ich weder Verbindung mit denselben, noch Verbindlichkeiten gegen dieselben habe, und das Mißtrauen, welches sie im letzten Kriege gegen mich an den Tag legten, verbunden mit den

Verboten, die ihnen von Seiten des Wiener Hofes auferlegt wurden, sie wohl daran verhinderten, mir die Klage über ihre Lage zur Kenntniß zu bringen, und mich um Verwendung zu bitten, und obgleich ich, wenn ich die Sache nur von der politischen Seite betrachtete, in einer solchen Lage der Dinge meinen Vortheil fände, indem ich auf eine solche Weise volle Genugthuung und Rache empfände; so konnte ich dessen ungeachtet über ihre traurige Lage nur gerührt seyn, und nur das Motiv des Mitleidens konnte in mir den Wunsch rege machen, zur Erleichterung ihres Zustandes beizutragen. Ich wäre so weit gegangen, mich für dieselben an den Wiener Hof zu wenden, wenn nicht der geringe Erfolg, den die Vermittlung anderer befreundeter und verbündeter Mächte desselben hatte, mich davon abwendig gemacht hätte. Daher befürchtete ich nur ihre unglückliche Lage zu verschlimmern, und dem Vorwande, als suchten sie heimlich fremde Hilfe, Wahrscheinlichkeit zu geben. Ueberdieß hielt mich noch die Betrachtung hievon ab, indem ich in Erfahrung brachte, daß man weniger der Kaiserin, deren Seelengröße und Edelmuth längst bekannt ist, solche Maßregeln zuschreiben dürfe, als der römisch-katholischen Geistlichkeit Ungarns, welche den Plan gefaßt zu haben scheine, nach und nach die Evangelischen dieses Reiches auszurotten. Man kann unmöglich anders vermuthen, als daß eine Regentin, voll von Liebe für ihre Unterthanen, ihrer natürlichen Neigung Gewalt anthue, wenn sie sich aller ihrer Macht bedient und den Unternehmungen der Geistlichkeit sich entgegensetzt. Uebrigens muß Jedermann, selbst jeder vernünftige Römisch-Katholische, indignirt seyn über das Werk, welches der Bischof von Vesprie vor einiger Zeit gegen die Evangelischen bekannt machte, nicht zufrieden, dieselben gehässig seiner Regentin darzustellen, noch dazu unter dem Schatten dogmatischer Wahrheiten Grundsätze aufstellt, die am meisten zur Vertilgung aller Bande der bürgerlichen Gesellschaft beitragen. In der Voraussetzung, daß noch einige Hoffnung dazu da ist, daß diejenigen Ungarn, welche mit mir zu einer und derselben Religion sich bekennen, vom gänzlichen Untergange gerettet werden können, glaubte ich bis auf den Grund gehen zu müssen, und meine Meinung hierüber der römisch-katholischen Geistlichkeit dieses Reiches auf eine passende Weise zukommen zu lassen, die bekannte Ungerechtigkeit der Verfolgungen, die man gegen die Evangelischen verübt, und ebenso wie der gute Ruf Ihrer Majestät bei solchen Schritten betheiligt ist, die man gegen Unterthanen thut, welche in den traurigen Conjuncturen, in denen Ihre Majestät die Kaiserin sich schon befanden, die unverkennbarsten Beweise ihrer unverletzbaren

Anhänglichkeit in ihrem Dienste gegeben, und welche, statt belohnt zu werden, für die Aufopferung von Gut und Blut jetzt nichts zu erwarten haben, als den Verlust ihrer Rechte und ihrer vornehmsten Privilegien, und vielleicht zur Verzweiflung gebracht zu werden. Die ungarische Geistlichkeit wird nur den Unwillen der ganzen unparteiischen Welt gegen sich erregen, wenn sie an den verdammungswerthen Grundsätzen festhält, die der Bischof von Veszprie ausgesprochen, und welche diese Geistlichkeit traurigen, wenn auch gerechten Repressalien aussetzen wird, wenn durch den Wechsel des Schicksals, welches der Allmächtige lenkt, ein Land, das der römischen Religionsgemeinde angehört, einem Fürsten zu Theil wird, der sich zu einem andern Glauben bekennt, in welchem also diejenigen, die sich zu dem fremden Glauben bekennen, hart bedrückt werden ꝛc." Es kann aber wohl genügen, wenn wir hier ein für allemal bemerken, daß Friedrichs Politik keineswegs auf dem Protestantismus, als einer Religionsconfession, fußte. Man kann daher keinen seiner Kriege und Kämpfe nur im Entferntesten als Religionskämpfe ansehen, und es heißt Friedrichs Charakter und Handlungsweise mißkennen, wenn man dieß geglaubt und ausgesprochen hat. Sowohl er, als Voltaire und seine ganze Schule strebte immer dahin, den Einfluß der Religion aus dem Staate und seinen Verhältnissen zu verbannen *).

Das Verhältniß Friedrichs und seines Staates zum deutschen Reiche war ein mehr oder minder oppositionelles. Friedrich sah, daß die alte Reichsverfassung in sich morsch geworden war, daß der Reichstag meistens durch bloße Kleinigkeitskrämerei sein Daseyn beurkundete; aber er that für jetzt nichts dafür, neues Leben in den halberstorbenen Körper zu bringen, zumal da er sich durch ihn in keinem seiner Unternehmen gehindert sah, und da er es wenig fühlen mußte, daß er ein Reichsstand war. Als eine nicht unbedeutende politische Handlung, nicht aber als ein Gesetz für den innern Cultus, muß angesehen werden, daß er bei dem Tode Kaiser Karls VII., den 2. Febr. 1745, die kirchliche Fürbitte für den Kaiser da, wo dieselbe noch herkömmlich war, völlig abschaffte.

Während Friedrich in dieser Friedensperiode täglich neues Leben und neue Kraft in seinen Staaten schuf und hervorbrachte, eiferten die andern Staaten diesem heilsamen Wirken nach. „Auch Maria

*) Dennoch läßt sich sagen, daß Friedrich, wie Voltaire in einigen seiner Tragödien, die Wunder der Kirche als dei ex machina zur Lösung des Knotens gebraucht, in manchen seiner Verhältnisse es versucht habe, die Religion als politischen Hebel anzuwenden.

Theresia wollte verbessern, allein ihr stand die aristokratische Verfassung aller ihrer Reiche entgegen, und wenn Friedrich seinen Staat zu einer Maschine, und alle seine Beamten zu bloßen Rädern dieser Maschine machte, alle Individualität, Seele und Empfindung aber durch seinen Verstand erdrückte, so erstarb im österreichischen Staate dagegen auch das Verständigste stets unter der gewohnten Gemüthlichkeit. Eine Menge von Generalen und Feldmarschällen machte bei der Armee eine durchgreifende Reform unmöglich, wenn gleich Graf Daun den Entwurf, den Khevenhüller gemacht hatte, damals ausführte, und Gleichheit der Militärübungen in das österreichische Heer brachte." Maria Theresia stiftete eine Artillerieschule unter der Aufsicht des Fürsten von Lichtenstein. Nebendem bildete eine neugegründete Militärschule, die alle Zweige des dahin einschlagenden Wissens umfaßte, den jungen Adel zu tüchtigeren Offizieren heran*). Im Justizwesen wurden die auffallendsten Mißbräuche abgeschafft, und im Finanzwesen ward es durch Haugwitz dahin gebracht, daß, ohne eine neue Steuer aufzulegen, die Staatseinkünfte nach dem Verluste von Neapel und Schlesien so viel betrugen, als zur Zeit, da diese noch zu Oesterreich gehörten; sie beliefen sich nämlich auf 36 Millionen Gulden. Um Einheit in die innere und äußere Politik zu bringen, wurde Graf Kaunitz zum Premierminister ernannt. Dieser Mann, den ein Franzose treffend einen Mann nennt „welcher französische Gewandtheit mit italienischer Schlauheit und österreichischer Tiefe verbindet", bewährte große Schlauheit und diplomatische Gewandtheit in allen Verhandlungen. Friedrich macht bei der Erzählung dieser Begebenheiten einen bittern Ausfall auf den guten Kaiser Franz, der allerdings nur eine Nebenrolle spielte. Er habe, sagt er, den Bankier und Lieferanten gemacht ꝛc., und dieß zwar sogar im Jahre 1756 bei Preußen, als seine Gemahlin mit dieser Macht Krieg führte. „Auf diese Weise also, schließt Friedrich den Abschnitt, rüsteten sich diese beiden Mächte während des Friedens zum Kriege; gerade wie zwei Athleten ihre Waffen schärfen, und in ungeduldiger Begierde brennen, dieselben zu gebrauchen." — Noch war Friedrich eng verbunden mit seinem alten Bundesgenossen Frankreich. Aber sobald Kaunitz an die Spitze der österreichischen Politik getreten war, war es sein eifrigstes Bestreben, Frankreich seinem Hofe zu nähern. Allein man war seit den Zeiten

*) Deßhalb sagte Friedrich gleich zu Anfang des siebenjährigen Krieges: „Es sind nicht mehr die alten Oesterreicher."

Franz I. und Karls V. daran gewöhnt, Oesterreich als den Erbfeind Frankreichs anzusehen, und solche Meinungen konnten nicht so schnell verwischt werden. Noch im Jahre 1752, als in Frankreich schon die Veränderung vorgegangen war, daß man im Kabinet ein anderes, und im innersten Kabinet wieder ein anderes System unter der Leitung der Mätressen befolgte, noch damals widersetzten sich Friedrich und Frankreich, im Verein mit dem Kurfürsten von der Pfalz und von Köln, heftig dagegen, daß Joseph II. noch bei Lebzeiten seines Vaters zum römischen König gewählt wurde; Georg II. dagegen suchte, trotz des Widerspruches im Parlamente, die Kurfürsten durch englisches Geld für diese Wahl zu gewinnen. So eng verbunden standen damals noch Preußen und Frankreich einerseits, und Oesterreich und England andererseits. Aber neue Plane schienen neue Verbindungen zu erheischen, und in allen Kabinetten herrschte während dieser ganzen Periode eine Thätigkeit und folgten sich Unterhandlungen auf Unterhandlungen, die mit einem unter Anrufung aller geheiligten Symbole auf ewige Zeiten festgestellten Frieden sonderbar contrastirten. Jetzt erst bei länger dauerndem Frieden mochte man fühlen, wie sehr durch das Auftreten eines hervorragenden Mannes und die durch ihn neugeschaffene Macht das ganze bisherige Staatensystem Europas verändert sey. Zwar hatte Preußen in den damals herrschenden Ideen der Zeit keine durchweg andere Politik gezeigt; zwar hatte Friedrich — obgleich er während dieser ganzen Periode noch entschieden der von Frankreich aus sich verbreitenden Opposition in Kirche und Staat angehörte — die freisinnigen Ideen damaliger Zeit keineswegs ins Leben übergetragen, und so in der neugegründeten Großmacht Preußen eine dem alten Systeme auch äußerlich opponirende Macht festgestellt. Alles dieses konnte sich erst noch entwickeln, und es stand zu bezweifeln, ob Friedrichs Politik eine solche Entwickelung gestatten würde. Immerhin aber stand Friedrich an der Spitze dieses Staates, er, der das ganze Leben und Treiben an allen Höfen damaliger Zeit verlachte und verspottete. Auch war nicht zu verkennen, daß in Preußen eine Macht in Deutschland zunächst erstanden sey, welche die bis jetzt beinahe unbestrittene Hegemonie Oesterreichs in Deutschland nicht anerkennen werde, und daß leicht die protestantischen Reichsfürsten sich um dessen Fahne sammeln könnten, mit ihm auftretend gegen Oesterreichs verjährte unangetastete Rechte. Dazu kam im österreichischen Kabinette noch das Gefühl, daß man eben diesem Preußen durch das überlassene Schlesien gleichsam selbst Macht und Waffen gegeben habe, um sie gegen Oesterreich zu kehren. Diese Folgen konnte Preußens

Größe für Deutschland zunächst haben; für das europäische Staatenverhältniß konnte dieselbe noch als bedeutender angesehen werden; die Erhebung Rußlands zur Großmacht konnte als Compensation für Schweden betrachtet werden, und das alte System mochte durch dieselbe für jetzt keinen großen Veränderungen unterworfen sein; das neuhinzugetretene Preußen dagegen verwirrte alle bisherigen Verhältnisse, und erzeugte eine ganz neue Ordnung der europäischen Staaten. Alles dieses bewirkte eine neue Macht, die, im Gegensatze mit den übrigen Staaten, ihre Macht und ihr Ansehen nicht auf verjährte Rechte rc. fußte, sondern meist durch die an die Spitze desselben getretenen Kräfte eines genialen Geistes sich in gleiche Reihe stellte mit den altköniglichen Häusern. Eine solche Erhebung mußte mit Neid betrachtet werden, und indem hier die Kraft des Geistes und seiner ungeschriebenen Rechte den verjährten pergamentenen Privilegien an die Seite trat, mochte auch die Basis aller öffentlichen Verhältnisse als gefährdet erscheinen, für den Augenblick sowohl als auch dadurch, daß ein solches Beispiel Nachahmung erregen konnte in künftigen Tagen. — Neue Plane, die nun in allen Kabinetten entworfen und auszuführen begonnen wurden, Privatinteresse und eigenthümliche Neigungen der am Staatsruder stehenden Personen ließen daher das civilisirte Europa in einen neuen chemischen Gährungsproceß gerathen, aus dem neue Wahlverwandtschaften sich entwickelten, und ehedem eng verbundene Elemente traten feindselig gegen einander auf.

Wir sahen, daß seit Kaunitz Auftreten Oesterreich sich von seinem alten Bundesgenossen England hinweg zu dem Bundesgenossen Friedrichs, Frankreich, sich wendete. Oesterreich fühlte wohl, daß trotz der treuen Hilfe Englands es dennoch bei allen Friedensschlüssen unter der Vermittelung desselben stets zu neuen Abtretungen an Landestheilen vermocht wurde, namentlich konnte der Besitz Schlesiens nicht vergessen werden, da Friedrich während dieses Friedens diese Provinz zu der ergiebigsten seines Reiches gemacht hatte. Man suchte daher den durch mehr als dritthalbhundert Jahre genährten Haß zwischen Oesterreich und Frankreich auf alle mögliche Weise zu beseitigen. Schon auf dem Aachener Congreß ließ sich Kaunitz in vertraulichen Worten zu dem französischen Minister vernehmen, wie Oesterreich eine Allianz mit Frankreich wünsche zur Erniedrigung Preußens. Als man aber den Hof zu Versailles noch zu keiner Verbindung mit Oesterreich geneigt fand, wendete sich Kaunitz vorerst an Rußland. Elisabeth, die bald nach dem Regierungsantritte

Friedrichs (December 1741) den russischen Thron bestiegen hatte, war gegen Friedrich heftig erbittert und demselben persönlich feind. Friedrich, gewohnt, nach seiner Weise die Fehler, die er an irgend Jemand entdeckte, mit scharfem Spotte zu geißeln, hatte sich über die Vergnügensucht der Kaiserin, die sie nicht auf die anständigste Weise befriedigte, manches harte Wort des Spottes erlaubt. Es konnte nicht fehlen, daß solches der Kaiserin zu Ohren kam, woraus alsdann ein heftiger, bis an die höchste Erbitterung gränzender Haß erwuchs, und es wurde namentlich von österreichischer Seite nicht versäumt, diese Flamme zu schüren. Zu der persönlichen Abneigung gesellte sich noch dadurch auch eine politische Spannung, daß das Bündniß, welches Frankreich, Preußen und Schweden zur Erhaltung des Gleichgewichts im Norden geschlossen hatten, in Petersburg förmlich als gegen Rußland gerichtet dargestellt und angesehen wurde. Zwar war der von Elisabeth ernannte Thronfolger Karl Peter Ulrich von Holstein ein enthusiastischer Verehrer Friedrichs, desto stärker aber war der Haß Elisabeths, und der Kardinal Bestuchef bewirkte den Fall des Günstlings L'Estocq dadurch, daß er ihn als preußisch gesinnt darstellte. — Der russische Gesandte, der sich am Hofe zu Berlin beleidigt glaubte, und deshalb plötzlich denselben verließ, vermehrte noch die Spannung zwischen diesen beiden Höfen. Von dieser Seite war es also Friedrich, trotz wiederholter Unterhandlungen, unmöglich, sich einen Alliirten zu erwerben. Ja sogar erfuhr Friedrich, obwohl erst später, daß man schon damals als Grundmaxime des russischen Kabinets den Vorsatz aufgestellt habe, jeder Vergrößerung des Hauses Brandenburg sich auf alle Weise zu widersetzen. — Die große Thätigkeit, die in allen Kabineten herrschte, hieß den König sorgfältig auf der Hut sein, namentlich glaubte er gegründete Vermuthung zu haben, daß die Höfe zu Wien und Petersburg nebst dem sächsischen Hofe ein politisches System gegen Preußen zu bilden arbeiteten. Sachsen war dem Könige feind, theils weil es seine Macht neben der neuaufkommenden preußischen verschwinden sah, theils auch in Erinnerung der vielfach erlittenen Kriegesnoth, vorzüglich aber weil Brühl, welcher den willenlosen König August lenkte, persönlichen Haß gegen Friedrich hegte, der durch Friedrichs epigrammatischen Spott über den Günstling noch vielfach vermehrt wurde.

Im Jahre 1753 entdeckte Friedrich durch einen Zufall und durch die Verrätherei eines sächsischen Sekretärs, daß Oesterreich und Rußland im Jahre 1746 sogleich nach dem Dresdener Frieden eine

Allianz, und im Falle eines Krieges einen eventuellen Theilungstractat über seine Staaten geschlossen hätten, und daß der Beitritt Sachsens nur noch von einzelnen näher zu bestimmenden Punkten abhänge. „Die Minister der Fürsten an auswärtigen Höfen, sagt Friedrich im Antimacchiavell, sind privilegirte Spione, welche das Betragen der Regenten, zu denen sie geschickt worden sind, genau beobachten; sie müssen deren Plane ergründen, ihre Schritte entziffern, und ihre Unternehmungen voraussehen, um ihre Herren zu gehöriger Zeit davon zu benachrichtigen" ꝛc. Es kam aber bloß auf die Individualität der Gesandten an, ob sich einer dazu geneigt fühlte, zu dieser Schilderung Friedrichs ein Original aus dem Leben nach allen Seiten oder nach einzelnen Umrissen zu liefern, es kam auf die Persönlichkeit der Männer an, ob sie sich auf irgend eine Weise zu solchen Werkzeugen gebrauchen lassen wollten oder nicht. Friedrich selbst mochte wol die Maxime so mancher Staatsmänner haben, daß er die Verrätherei liebte und die Verräther haßte; der Standpunkt zur Beurtheilung der Art, wie Friedrich diese Staatsgeheimnisse hier erfuhr, ist leicht zu gewinnen. Menzel, geheimer Canzlist zu Dresden, wurde von dem preußischen Gesandten von Malzahn dazu bewogen, Actenstücke aus dem dortigen Archive mitzutheilen. Hiezu brauchte er aber Nachschlüssel zu den Actenschränken. Als daher der sächsische Hof nach Polen verreist war, schickte zu diesem Zwecke der geheime Rath Eichel aus Potsdam einen Band Schlüssel. Da aber keiner zu den Schlössern der Actenschränke paßte, bezeichnete Menzel, was geändert werden mußte, und dieß geschah alsdann in Potsdam. So erhielt der König von 1753 — 56 postäglich Nachrichten und Abschriften von den Verhandlungen der verbündeten Mächte. Eine ähnliche Geschichte ist die Verführung des österreichischen Gesandtschaftssecretairs in Berlin. Anderweitige Eröffnungen mochten wohl durch den General Winterfeldt und seine zu diesem Zwecke an fremden Höfen unterhaltenen Verbindungen herbeigebracht worden sein. So wichtig und für den Staatsvortheil nützlich auch die hiedurch erworbenen Eröffnungen gewesen seyn mögen, so müssen wir dennoch nur bedauern, daß Friedrich Männer gefunden, die ihm zu einer solchen Weise der Eröffnungen verhalfen, denn jedenfalls ist diese Art eine des Königs und jedes rechtlichen Menschen unwürdige. — Eben in diesem Jahre 1753 hielt Friedrich sehr solenne Revuen, welche bei der damals immer mehr gespannten Lage der Staaten großes Aufsehen erregten, und es mögen viele Gerüchte deshalb in Umlauf gewesen sein.

Die Augen Aller waren auf Friedrich gerichtet, zumal da die verschiedensten Meinungen über den damals herrschenden Ruhezustand im Umlauf waren. Es erschien daher eine „Erklärung und genaue Beschreibung der Manövers ꝛc. nebst einem Plane derselben", in denen die damals gehaltenen Revüen als ein Lusttager, ähnlich dem von König August gehaltenen, dargestellt wurden. Man hielt jedoch wohl mit Recht, diese Beschreibung für erdichtet. Friedrich wollte, daß Alles um ihn her eine heitere Gestalt gewinne; man sollte an der Physiognomie seines Staates nicht bemerken, daß dessen Oberhaupt so inhaltschwere Geheimnisse bei sich wahre. Friedrich selbst ergriff die Feder, um den mikrologischen Geist damaliger Zeit lächerlich zu machen, der, wie er es darzustellen versuchte, an Kleinlichkeiten Weltereignisse anzuknüpfen sich bemühe. Er schrieb die Lettres au public (Briefe an das Publikum), die in durchgängiger Ironie, obgleich in etwas weitschweifigem Style, aus der verweigerten Aufführung einer französischen Menuette eine totale Revolution Europas mit ernster Miene sich entwickeln sehen. Doch solche schriftstellerische Spielereien mochten die allgemeine Meinung nicht berichtigen, und man glaubte fortwährend, daß diese Zeit große Ereignisse in ihrem Schoße berge. Friedrich selbst war, trotz alles äußern Anscheins eines sorglosen Humors, dessen vollkommen überzeugt; denn erhielt er nicht täglich Nachrichten von den Machinationen Oesterreichs und Rußlands, die einen Angriff auf ihn abzweckten? Sachsen zwar zögerte noch, dem neuen Bündnisse förmlich beizutreten, denn trotz der entschiedenen Neigung des Premierministers Brühl für dasselbe, fand es dennoch wohlgegründeten Widerspruch im sächsischen Ministerrathe. In dem am 22. Mai 1746 zwischen Rußland und Oesterreich geschlossenen Tractate war in einem geheimen Artikel festgestellt, daß, wenn der König von Preußen je den Dresdener Frieden verletzen sollte, die Kaiserin Königin sofort wieder in den Besitz aller ihrer Rechte an Schlesien und Glatz eintreten, und die Kaiserin von Rußland verpflichtet sein solle, zur Wiedereroberung dieser Lande mit allianzmäßiger Hilfe beizustehen; als eine Verletzung des Dresdener Friedens sollte aber auch das angesehen werden, wenn Friedrich Rußland oder die Republik Polen angreifen würde. Diese letztere Bestimmung war offenbar gegen alles Völkerrecht, da diese beiden Mächte nicht mit in den Dresdener Frieden eingeschlossen worden waren. Von dem Augenblicke an, als Friedrich solcher Machinationen gewiß war, befestigte sich auch mehr und mehr in ihm die Ueberzeugung, daß es nur

eines kleinen Anlasses bedürfe, um alle diese verborgenen Triebräder mit offener rastloser Thätigkeit wirken zu sehen.

Dieser Anlaß fand sich hernach in den Streitigkeiten über nordamerikanische Besitzungen. Der Aachner Friede enthielt in sich schon den Keim zu neuen Zwistigkeiten. England und Frankreich hatten, um den Abschluß desselben nicht zu verzögern, die Ausgleichung noch streitiger Punkte, welche für ihre Besitzungen, ihre Colonien und ihren Handel in Nordamerika von großer Wichtigkeit waren, künftigen Unterhandlungen anheimgestellt. Als diese hernach begannen, beschuldigte man sich gegenseitig, daß kein Theil ernstlich die Beilegung dieser Streitigkeiten beabsichtige, und man ging bald vom heftigen Schriftenwechsel zu Thätlichkeiten über. Das ganz eigenthümliche Finanzwesen Englands schien keine Nebenbuhlerin zur See dulden zu können, denn um ein unbeschränktes Anleihesystem fester zu begründen, mußte die Alleinherrschaft zur See gewonnen werden. Frankreich allein konnte sich dieser mit Erfolg widersetzen, denn Holland hatte aufgehört, seine so rühmliche Bedeutung unter den europäischen Mächten zu behaupten; die französische Seemacht sollte also vernichtet werden, und hiezu war der Ansatzpunkt in den nordamerikanischen Streitigkeiten gefunden. Akadien (eine Provinz des nördlichen Amerika, jetzt Neu-Schottland genannt) war durch den zwölften Artikel des Utrechter Friedens nach seinen alten Gränzen an England abgetreten worden. Nun schränkten die Franzosen diese Gränzen auf den Umfang der Halbinsel ein, welche Neu-Schottland ausmacht; die Engländer dagegen wollten sie bis zum südlichen Ufer des St. Lorenz-Flusses ausdehnen, auf welchem die Franzosen die Schifffahrt ausschließlich inne hatten. Nicht minder streitig waren die Gränzen von Canada; denn um dieses Land mit Louisiana in Verbindung zu setzen, hatten die Franzosen begonnen, von Canada bis an den Ohio Forts zu erbauen und Colonisationen zu gründen; dadurch kamen die Engländer in Gefahr, den ganzen Pelzhandel zu verlieren, ihre Colonien, und namentlich Virginien, vom Feinde umgeben zu sehen. Es gab noch einen dritten Streitpunkt: nämlich der Besitz der karaibischen Inseln, über welche der neunte Artikel des Aachner Tractats festgesetzt hatte, daß sie in dem Zustande des uti possidetis bleiben sollten, und von welchen die Franzosen gleichwohl Besitz genommen hatten. Eine Commission, zur Beilegung dieser Streitigkeiten ernannt, hielt vergebliche Conferenzen, weil keiner von beiden Theilen, ohne dringende Noth, Raum geben wollte; und indem die Engländer den Verdacht hegten; daß es den

Franzosen zur Wiederherstellung ihres Seewesens nur um Zeitgewinn zu thun sei, begannen sie, nachdem man sich in den Jahren 1753 und 54 in und um den Forts bekriegt hatte, im Juni 1755 durch die Wegnahme französischer Kriegs- und Kauffahrteischiffe, wiewohl ohne alle Kriegserklärung, dennoch einen förmlichen Krieg. Dieser nordamerikanische Krieg äußerte bald seine Rückwirkung auf die europäischen Staaten und deren Gestaltung gegen einander, denn die Bande der Staaten unter einander mußten fester angezogen werden, und es mußte sich so zeigen, was fernerhin eng verbunden bleiben könne oder nicht.

Der König von England hatte allen Grund, für sein Kurfürstenthum Hannover zu befürchten, da in dem jetzt entstandenen Kriege die natürliche Taktik Frankreichs sein mußte, sich Hannovers zu bemächtigen, und so, nach einem damals beliebten Ausdrucke, „Amerika in Deutschland zu erobern.“ So sollte also wieder die Zerrissenheit Deutschlands dazu beitragen, daß es zum Tummelplatz eines Krieges wurde, der für, demselben ganz fremde, Interessen geführt wurde. Georg II. hätte wohl erwarten dürfen, daß Oesterreich seine treue Anhänglichkeit an dasselbe dadurch lohnen würde, daß man sein, ohne Rücksicht auf Kaiser und Reich, von Frankreich bedrohtes Hannover in Schutz nehmen würde, und gerne hätte er daher in dieser Absicht ein näheres Bündniß mit Oesterreich und Rußland geschlossen; allein Oesterreich befolgte damals eine andere Politik, und suchte sich immer mehr und mehr Frankreich anzuschließen, um eine Demüthigung Friedrichs zu bewerkstelligen. So wurden Georg und Friedrich, wie es die gesunde Politik schon längst erfordert hätte, allmälig einander näher gebracht. Das Bündniß Friedrichs mit Frankreich ging seinem Ende nahe, und sollte nun bald wieder erneuert werden, denn noch schwankte man im französischen Kabinette zwischen einem Bündniß mit Oesterreich oder mit Preußen. Friedrich aber erkannte stets, wie ihm dieß namentlich in dem zweiten schlesischen Kriege so deutlich ward, welch unzuverläßiger Bundesgenosse Frankreich ihm gewesen, weil am französischen Hofe veränderliche Launen und kleinliche Leidenschaften, Eifersucht und Wechsel der am Staatsruder stehenden Personen oft mehr als Gründe der Politik die zu nehmenden Entschlüsse veranlaßten. Diese und andere Betrachtungen entfernten ihn stets mehr von Frankreich. Georg II. also, indem er zum Schutze Hannovers, und Friedrich, indem er, um Schlesien gegen die österreichischen Unterhandlungen sicher zu stellen, und um Preußen zum Rang der ersten Mächte

Europa's zu erheben, ein Bündniß wünschte, standen so einander schon nahe. Als daher Georg Friedrich ein solches Bündniß antragen ließ, wurden alle längst unterhaltenen Mißhelligkeiten bei Seite gesetzt: die Irrungen wegen Wegnahme preußischer Kauffahrteischiffe durch englische Freibeuter wurden beigelegt, und die Unterhandlungen gingen rasch vorwärts. England hatte zwar vom Jahre 1742 her noch ein Vertheidigungsbündniß mit Rußland. Diesem jetzt erneuerten Bündniß zufolge sollten 50,000 Russen Hannover zu Hilfe ziehen, und eine Flotte zum Dienst Englands gerüstet bleiben, gegen den Ersatz von einer halben Million Pfund Sterling. Aber Friedrich, der die feindselige Gesinnung der Kaiserin Elisabeth kannte, verweigerte diesen Truppen den Durchzug durch seine Staaten, und so war dieser Bund ohne Wirkung geblieben. Den 16. Januar 1756 wurde also zu Westmünster ein Traktat geschlossen, worin, neben der wechselseitigen Verbürgung ihrer Besitzungen, England und Preußen sich verbindlich machten, „während des Krieges zwischen England und Frankreich keinen fremden Truppen den Eintritt in das (deutsche) Reich zu erlauben." So erhielt Georg II. Beistand für das von Frankreich bedrohte Hannover, und Friedrich gegen einen Angriff der Russen, obgleich er sich, den eingezogenen vielseitigen Nachrichten zufolge, damals noch der Hoffnung hingab, daß die Verbindung mit England und die englischen Guineen den russischen Hof wohl dahin bringen würden, einen solchen Angriff gegen ihn nicht zu unternehmen.

In Frankreich erregte dieses neugeschlossene Bündniß allgemeine Verwunderung, denn noch glaubte man im französischen Kabinet an eine nähere Verbindung mit Preußen. Man erstaunte daher nicht wenig, als Friedrich die Vorschläge des französischen Gesandten, Marquis von Valori, daß er Hannover angreifen sollte, spöttisch von sich wies, und ihm das mit England geschlossene Bündniß eröffnete. Bereits damals hatte die Pompadour *), zuerst auf einem ihrer Landhäuser, dann in einem Privathause zu Paris, mit Oesterreich unter-

*) Friedrich verachtete diese persönlich, und verschmähte es immer, sich ihres Einflusses in die damaligen französischen Angelegenheiten zu benützen, ob er sich gleich denselben hätte leicht erwerben mögen. Als Voltaire im Jahre 1750 zu dem Könige nach Potsdam reiste, gab ihm die Pompadour, als er in Compiegne von ihr Abschied nahm, den Auftrag, dem König ihre Ehrerbietung zu versichern. Voltaire fühlte sich wohl geschmeichelt, der Ueberbringer dieser Huldigung von der allmächtigen Geliebten Ludwigs XV. zu sein. Bei seiner Ankunft war es mit sein erstes Geschäft, sich dieses

handelt, und alsdann ganz insgeheim durch ihren Günstling, den Abbé, nachmaligen Kardinal Bernis, einen förmlichen Traktat mit dieser Macht abschließen lassen. So hatte Kaunitz im innern Kabinet schon gesiegt, als man im Ministerium noch in keine Verbindung mit Oesterreich eingehen wollte. Kaunitz hatte, um zu seinem längst beabsichtigten Zwecke zu gelangen, die edle Kaiserin Maria Theresia bewegen, der Pompadour, die sie tief verachten mußte, zu schreiben, und diese verworfene Kreatur mit der gewöhnlichen Anrede fürstlicher Personen: „meine Cousine" anzureden, und sie um die Geltendmachung ihres Einflusses zur Unterstützung der großen Sache zu ersuchen. Seit Franz I., Heinrich IV. und Ludwig XIV., seit den Kardinälen Richelieu und Mazarin, war es Frankreichs unablässige, edelste Rolle gewesen, sich mit aller Macht gegen das Uebergewicht des Hauses Oesterreich in Mitteleuropa zu stemmen, und die kleineren Staaten, namentlich die Verfassung und die Freiheiten Deutschlands, gegen dasselbe zu schützen. Es mußte daher der Eitelkeit einer Pompadour nicht wenig schmeicheln, die Schöpferin eines ganz neuen Staatensystems zu werden, zumal da sie auf eine solche Weise dazu aufgefordert war, und da sie hierdurch, ohne daß ihr Buhle im Genusse seines wollüstigen Lebens unterbrochen würde, seiner Regierung neuen Glanz zu verleihen gedachte, indem sie den losen Spötter Friedrich zu züchtigen half. So hatte sie jenen Traktat geschlossen, [illegible] kümmert um das entgegengesetzte Bestreben des Ministeriums, u[illegible] die allgemeine Stimme der Nation, die Feindschaft mit Oesterreich wünschte, Friedrich aber, der das Streben der Neuzeit in sich aufgenommen und begünstigte, zugethan war. Jetzt aber veränderte die Kunde von dem Bündnisse zwischen England und Preußen die ganze Scene. „Ein Augenblick des Unwillens bei Ludwig XV. und die im Staatsrath von Versailles eingerissene Mode, gegen den König von Preußen zu deklamiren, brachten den von Kaunitz gestreuten Samen plötzlich zum Keimen. Die außerordentliche Lebhaftigkeit der französischen Nation bewirkte, daß man ein Bündniß mit dem Hause Oesterreich jetzt für den höchsten Schwung der allerfeinsten Politik ansah. Sofort erhielt der Graf Stahrenberg von der Kaiserin-Königin den Auftrag, ein Bündniß zwischen den beiden Höfen vorzuschlagen. Man vereinigte sich bald, weil beide Theile ein und dasselbe wollten;

Auftrages zu entledigen. Er war aber nicht wenig verwundert, als Friedrich trocken antwortete: „Ich kenne sie nicht." Diese Anekdote wird durch einen Brief Voltaire's aus der damaligen Zeit vollkommen bestätigt.

den 9. Mai 1756 wurde das Bündniß im Namen des allerchristlichsten Königs von Herrn Rouelle und dem Abbé Bernis unterzeichnet. Dieser berühmte, mit so vielem Prunke angekündigte Versailler Traktat, den man den Bund der großen Mächte nannte, ging eigentlich nur auf die Vertheidigung, und enthielt der Hauptsache nach das Versprechen eines Beistandes von 24,000 Mann, falls eine der contrahirenden Mächte angegriffen würde. Indeß feuerte doch dieses Bündniß die Kaiserin-Königin zur Ausführung des großen Entwurfes an, welchen sie seit langer Zeit hegte. — Der Friede hing nur noch an einem Haar, es kam nur noch auf einen Vorwand an; und wenn sonst nichts fehlt, so ist der Krieg schon so gut als erklärt." — „Wenn Fürsten zu einem Bruche kommen wollen — sagt Friedrich an einer andern Stelle — so lassen sie sich durch den noch fehlenden Stoff zu einem Manifeste nicht abhalten; sie fassen ihren Entschluß, sie beginnen den Krieg, und überlassen einem arbeitsamen Rechtsgelehrten die Sorge, sie zu rechtfertigen." —

Die Tendenz des russischen Hofes zu dem österreichisch-französischen Bündnisse ward nun immer sichtbarer. Die Nachrichten, die Friedrich über die Unterhandlungen seiner Feinde fortwährend, auf dem oben angegebenen Wege, erhielt, schienen ihm die vollkommene Ueberzeugung zu gewähren, daß man nur des günstigen Augenblicks harre, um die, im Verborgenen gegen ihn geschmiedeten, Plane zu vollziehen. Während er also in seiner Umgebung sich der jovialsten Laune hingab, und Alles um ihn her nur Wohlbehagen und Lebensgenuß athmete, brütete er im Stillen über den Gedanken, wie er die, seiner Ueberzeugung nach unausbleibliche, Gefahr abwenden möge. Ein beträchtlicheres Heer als sonst gewöhnlich gewesen war, hatten die Russen in Liefland zusammengezogen; in Böhmen schien außergewöhnliche Thätigkeit in Bezug auf das Militärwesen zu herrschen, obgleich dieß allerdings noch keineswegs als eine förmliche Kriegsrüstung angesehen werden konnte. Friedrich, der sich hierin in der aus den geheimen Nachrichten gewonnenen Ueberzeugung eines baldigen Ausbruches der Feindseligkeiten bestärkt sah, ließ durch seinen Gesandten v. Klinggräf den Wiener Hof zu wiederholtenmalen um den Zweck solcher Rüstungen befragen. Als aber die Erwiederungen ausweichend und trotzig schienen, und die Anforderung Friedrichs, daß ihm der Wiener Hof die Versicherung geben möge, ihn in den nächsten zwei Jahren nicht anzugreifen, für ungeziemend erklärt worden war, ward Friedrich immer mehr zu einem Entschlusse gedrängt, zumal da er die Abschrift eines Briefes von

Kaunitz an den polnischen Gesandten in Wien, Flemming, in Händen hatte, woraus deutlich hervorging, daß Kaunitz den König in Unruhe zu versetzen beabsichtige, um ihn dahin zu bringen, die ersten Feindseligkeiten zu begehen *). „Indeß war es auch wahrscheinlich, daß dieses Jahr noch verfließen werde, ohne daß Preussens Feinde den letzten Schritt thun würden, weil der Petersburger Hof den Krieg bis zum künftigen Jahre verschieben wollte, und weil sich vermuthen ließ, daß die Kaiserin-Königin abwarten würde, bis alle ihre Bundesgenossen bereit wären, um alsdann den König mit vereinter Macht anzugreifen. Diese Betrachtungen veranlaßten die Untersuchung der Aufgabe, ob es vortheilhafter sey, den Feinden dadurch zuvorzukommen, daß man sie sogleich angriffe; oder ob es besser sey, abzuwarten, bis sie ihre Rüstungen beendigt hätten, so daß es alsdann von ihnen abhinge, welche Unternehmungen sie zu machen für gut finden würden? Auf welche Seite man sich auch schlug, so blieb in diesen Umständen der Krieg stets gleich unausbleiblich und unvermeidlich; man mußte daher berechnen, was mehr Vortheil gewähre, ob den Krieg auf einige Monate zu verschieben, oder ihn unverzüglich zu beginnen? Aus dem Verfolg dieser Geschichte wird man ersehen, daß der König von Polen einer der eifrigsten Anhänger des von der Kaiserin-Königin gegen Preußen geschlossenen Bundes war. Die sächsische Armee war allerdings nur schwach; man wußte, daß sie sich nur ungefähr auf 18,000 Mann belief; aber man wußte auch, daß sie während des Winters vermehrt und auf die Zahl von 40,000 gebracht werden sollte. Verschob der König also den Krieg, so gab er diesem feindlich gesinnten Nachbarn Zeit, sich furchtbarer zu machen. Des Umstandes nicht zu gedenken, daß, da die Russen in diesem Jahre nicht agiren konnten, und da die Sachsen ihre Anstalten noch nicht beendigt hatten, diese Umstände also günstig schienen, wenn man gleich den Feinden bei dem ersten Feldzuge zuvorkäme, Vortheile über sie zu gewinnen, welche man verlieren würde, wenn man durch eine hier am unrechten Orte angebrachte Bedenklichkeit und Schonung die

*) Fischer in seiner Geschichte Friedrichs II. ꝛc., Halle 1787, erzählt, Friedrich habe die bestimmte Nachricht, daß er im Jahre 1757 angegriffen werden würde, durch den Großfürsten Peter III. erhalten. Obgleich dieser Nachricht an innerer Wahrscheinlichkeit nichts fehlen mag, so bedürfte dieselbe dennoch der genauen historischen Nachweisung. Der Umstand aber, daß Friedrich in seinem für die Nachwelt geschriebenen Geschichtswerke derselben nicht erwähnt, stellt sie wohl als ganz grundlos dar.

Operationen bis auf das folgende Jahr verschöbe. Ueberdieß erleichtert man es durch solche Unthätigkeit den Feinden, mit vereinten Kräften die Staaten des Königs zu überfallen, die gleich bei dem ersten Feldzuge zum Schauplatz des Krieges geworden sind; da hingegen, wenn man den Krieg in das Gebiet des Nachbarn brachte, dessen feindliche Absichten so offenbar waren, in ihrem Lande jener Schauplatz eröffnet ward, die preußischen Provinzen aber verschont blieben. Was den so fürchterlichen Namen „Anfänger des Streites" betrifft, so war dieß ein leeres Schreckbild, welches nur furchtsame Seelen täuschen konnte, worauf man also in einer so wichtigen Lage, wo es die Rettung des Vaterlandes betraf, gar keine Rücksicht nehmen durfte. Denn der eigentliche erste Anfänger ist unstreitig derjenige, der uns die Waffen zu ergreifen zwingt, und ihm dadurch zuvor zu kommen, daß wir einen minder beschwerlichen Krieg unternehmen, um einen gefährlicheren zu vermeiden, weil man aus zwei Uebeln das kleinste wählen muß. Ob übrigens die Feinde des Königs ihn als den Angreifenden verschrieen oder nicht, war einerlei, und änderte in der Hauptsache nichts, da die Verschwörung der europäischen Mächte gegen den König bereits völlig geschlossen war. Die Kaiserin-Königin, die Kaiserin von Rußland, der König von Polen hatten ihre Abreden getroffen, und standen im Begriff, die Thätlichkeiten zu beginnen; so daß deßhalb der König weder einen Freund weniger, noch einen Feind mehr dadurch gehabt hätte. Endlich betraf die Sache die Wohlfahrt des Staates und die Erhaltung des Hauses Brandenburg; wäre es nun nicht bei einer so wichtigen und bedenklichen Angelegenheit ein unverzeihlicher Fehler der Politik gewesen, sich jetzt bei unnützen Förmlichkeiten aufzuhalten, die man im gewöhnlichen Lauf der Dinge allerdings nicht bei Seite setzen darf, denen man sich aber in außerordentlichen Fällen, wie der vorliegende war, nicht unterziehen muß: wo Unentschlossenheit und Langsamkeit Alles würden verderben haben, und wo man sich nur retten konnte, wenn man muthig und rasch einen Entschluß faßte, und ihn mit Thätigkeit ausführte?"

Friedrich faßte diesen Entschluß, seiner Gewohnheit gemäß, nach reiflicher, eigener Ueberlegung, und erst, nachdem er bei sich selbst schon entschieden hatte, zog er drei Feldherren zu Rathe. Diese waren: der Feldmarschall Graf v. Schwerin, der General v. Retzow, und der General von Winterfeldt. Letzterer trat sogleich der Meinung des Königs bei, daß der Angriff sofort nothwendig sey; Schwerin und Retzow dagegen hielten es für rathsamer, noch einis-

gen Aufschub zu machen. Als ihnen aber der König die Abschriften aller Verhandlungen seiner Feinde vorlegte, drangen auch sie auf schleunigsten Angriff.

In diesem so hochwichtigen Augenblicke sorgte Friedrich noch persönlich für die sorgfältigste Ausrüstung und Verpflegung seiner Armee, und eine Kabinetsordre aus dieser Zeit zeigt deutlich, wie der König in der Sorge für die bedeutungsvollsten Angelegenheiten auch das Kleinste nicht außer Acht ließ, indem er hier genau viele einzelne, die Bedürfnisse des Heers betreffende, Anordnungen traf. — Friedrich ließ den Geheimrath von Hertzberg nach Potsdam kommen, dem er die, durch Menzel erhaltenen, Papiere übergab, wornach alsdann jener in französischer Sprache die nachher ins Deutsche übersetzte Schrift verfaßte mit dem Titel: „Ursachen, welche Se. Königl. Majestät in Preußen bewogen haben, sich wider die Absichten des Wienerischen Hofes zu setzen und deren Ausführung zuzukommen.“ Diese Schrift wurde alsdann beim Ausbruche des Krieges allen europäischen Höfen, besonders dem zu Paris, London und im Haag mitgetheilt. — In eben diesem Jahre 1756 ward Lissabon durch das bekannte Erdbeben verwüstet. „Doch man hätte sagen mögen — schließt Friedrich das zweite Kapitel in der Geschichte des siebenjährigen Krieges — die von dem Himmel gesandten Landplagen seien noch nicht hinreichend gewesen, um diesen unglücklichen Erdball zu züchtigen: bald nachher waffnete die Bosheit der Menschen ihre frevlerischen Hände; sie zerfleischten sich, um eines verächtlichen Kothhaufens willen. Haß, Eigennutz, Rachsucht erreichten den höchsten Gipfel. Ganz Europa schwamm in Blut; und die moralischen Gräuel, welchen das Menschengeschlecht zum Opfer ward, überstiegen noch um vieles das physische Unglück, welches Lissabon in seiner Strenge gefühlt hatte.“

Ein Croate im siebenjährigen Kriege.

Vierter Abschnitt.

Vom

Anfange des siebenjährigen Krieges bis zum Hubertsburger Frieden.

(29. August 1756 bis 15. Februar 1763.)

Ein preußischer schwarzer Husar im siebenjährigen Kriege.

Gemrat Ziethen

Nach der Kammer-Beilage

Ein Kosake im siebenjährigen Kriege.

Feldzug des Jahres 1756.

Den 29. August fielen, ohne daß Jemand damals noch an Feldgeschrei dachte, 60,000 Preußen in Sachsen ein. Friedrichs Entschluß war, lieber Sachsen zum Opfer zu machen, als selbst zum Opfer zu werden. Sachsen mußte er in Besitz nehmen, denn sonst hätte es seinen Operationen an einer Basis gefehlt; auch wollte er nicht mehr in den Fall von 1744 kommen, da er auch jetzt den Krieg nach Böhmen zu spielen beabsichtigte. Der Einmarsch in Sachsen geschah in drei Kolonnen, deren Anführer der König, der Herzog Ferdinand von Braunschweig und der Herzog von Bevern waren, die sich sämmtlich bei Dresden vereinigen sollten. Sobald man hier die Nachricht von dem Aufbruche Friedrichs erhielt, war die Bestürzung allgemein, denn Friedrich war durch seine außerordentliche Schnelligkeit aller Muthmaßung zuvorgekommen. Brühl ließ in größter Eile die sächsischen Truppen zusammenziehen, die eine Armee von 14,000 Mann ausmachten, und an der böhmischen Gränze, ohnweit Pirna, ein Lager bezogen. „Die Natur hatte Gefallen daran gefunden, in dieser sonderbaren Gegend eine Art von Festung zu bilden, zu welcher die Kunst wenig oder nichts hinzufügen durfte.“ Dieses Lager sollte einstweilen dem raschen Vor-

dringen Friedrichs zur Vormauer sein, bis der österreichische Feldmarschall Browne mit einem Heere, das er schnell in Böhmen zusammenzog, herbeieilen könnte. Man hat sich daher weniger mit Proviant als mit Pallisaden versehen, weil man bald von Browne Entsatz hoffen konnte. — Unterdessen hatte Friedrich alle Anstalten getroffen, sich in Sachsen zu behaupten, unter der Versicherung, daß er es nur in „Depot" nehmen wollte, ein Name, der dem gewöhnlichen Begriffe und Ausdrucke eine mildernde Schattirung geben sollte. Das Verpflegungswesen der preußischen Truppen wurde nun förmlich organisirt, Friedrich ließ Torgau befestigen und mit den in verschiedenen preußischen Städten vorgefundenen Kanonen besetzen. Dahin wurde alsdann auch das preußische General-Kriegskommissariat und die Feldkriegskasse verlegt, wohin nun auch alle Contributionen des Landes geliefert werden mußten. — Den 10. September rückte Friedrich ohne Widerstand in das von allen Truppen entblößte Dresden ein, und besetzte die Stadt und das königliche Schloß. Friedrich und seine Soldaten suchten, wo möglich, durch ihr Betragen es Anfangs dahin zu bringen, daß sie von den Sachsen nicht als Feinde angesehen würden; nicht nur strenge Mannszucht wurde gehalten, sondern auch, der verfeinerten Bildung damaliger Zeit angemessen, Convenienzen unterblieben nicht. Den folgenden Tag rückte Friedrichs Heer gegen Pirna, und andere preußische Heeresabtheilungen rückten ebenfalls gegen dasselbe vor, um die daselbst versammelten Sachsen von allen Seiten zu umschließen. — Friedrich zeigte sich, wie bemerkt, in Dresden höchst leutselig, er hielt öffentliche Tafel, wobei die Sachsen in zahlreichen Haufen als Zuschauer erschienen. Die fremden Gesandten, fast alle sogenannte Standespersonen, sowie der Stadtmagistrat, machten ihm ihre Aufwartung. Trotz dieses äußeren Anscheins von Galanterie und Freundschaftlichkeit aber wurde Sachsen von dem Könige im Wesentlichen wie ein erobertes Land behandelt. Alle Kommunikation zwischen Dresden und dem sächsischen Lager wurde abgeschnitten, und der Weg bis dahin war bloß für den Bedarf an der Tafel des Königs von Polen, so wie für die von beiden Seiten abgesandten Kuriere offen. Die Königin von Polen war in Dresden zurückgeblieben, und es fehlte auch hier nicht zwischen ihr und Friedrich an den gewöhnlichen, in Friedenszeiten üblichen, Förmlichkeiten. Aber bald zeigte ein Vorfall, daß Friedrich über solchen Förmlichkeiten die wichtigeren Dinge nie aus dem Auge lasse, und sie stets verfolge. — Friedrich hatte nach den Abschriften, die er

erhalten, die oben berührte Schrift von Herzberg verfassen lassen. Diese war jedoch nicht im Stande, den Hergang der Dinge und ihren Zusammenhang vollkommen und erschöpfend darzustellen. Die genaue Kenntniß der gemachten Entwürfe waren für Friedrich schon zu seiner Selbsterhaltung äußerst nöthig; dazu kam die politische Pflicht, seinen Einfall in Sachsen, der ganz Europa damals in Erstaunen setzte, durch unverwerfliche Dokumente zu rechtfertigen. Friedrich sah sich hierdurch genöthigt, sich der Originalschriften im sächsischen Archive zu bemächtigen. Man hatte seinen Wunsch vorhergesehen, und daher diese Staatsheiligthümer in das Appartement der Königin von Polen gebracht. Diese bewachte den Schatz mit außerordentlicher Sorgfalt. Als daher der von Friedrich abgeschickte General Winterfeldt sie um die Aushändigung der Papiere bat, verweigerte sie es und suchte persönlich eine gewaltsame Wegnahme derselben zu verhindern; aber ihr Bemühen war fruchtlos. Aus den nun erhaltenen Papieren verfertigte Herzberg eine zweite Schrift, betitelt: „Gegründete Anzeige des unrechtmäßigen Betragens und der gefährlichen Anschläge und Absichten des Wienerischen und sächsischen Hofes gegen Se. Königl. Majestät in Preußen, mit schriftlichen Urkunden bewiesen.“ Abgesehen nun von den in dieser Schrift enthaltenen Deductionen und der später von Herzberg darüber öffentlich geäußerten Meinung, geht doch so viel wenigstens aus dem Ganzen hervor, daß allerdings Friedrich die Anschläge seiner Feinde richtig erfahren hatte, und er also bedenken mußte, was er in einem Briefe an den König von England selbst aussprach: „Das ist die Weise des Klugen, prævenire quam prævenirí (Eher zuvorzukommen, als sich zuvorkommen zu lassen). Diesem Grundsatze gemäß wurde auch der einmal begonnene Krieg mit rascher Energie fortgesetzt. Die Unterhandlungen mit dem Könige von Polen hatten sich, weil ihm (nach seiner Aussage) Friedrich Bedingungen machte, die sich mit seiner Ehre nicht vertrugen, zerschlagen, indem derselbe von ihm gefordert hatte, daß sich das bei Pirna eingeschlossene Heer mit dem preußischen vereinigen und gegen Oesterreich zu Felde ziehen solle. Unterdessen war das sächsische Heer in seinem unangreifbaren Lager immer enger eingeschlossen worden. Es wurde wie eine Festung förmlich belagert; die Zufuhr auf der Elbe ward ihm abgeschnitten, und Hunger und Mangel aller Art begann den treulich ausdauernden Sachsen immer drückender zu werden. Dennoch erhielt sich ihr Muth, in der Zuversicht einer baldigen Hilfe durch Browne, der von Maria Theresia

hiezu die gemessensten Befehle erhalten hatte. Friedrich mußte verhindern, daß ihnen diese Hilfe wirklich geleistet werde. Feldmarschall Keith mußte mit einem starken Heere nach Böhmen vorrücken, um die Bewegungen der Oesterreicher zu beobachten. Der Feldmarschall Graf Schwerin war schon mit einer Armee von 35,000 Mann dort eingedrungen, und hatte sich bei Königsgrätz gelagert. Diese beiden Heere sollten die Oestrereicher in Böhmen so beschäftigen, daß sie den Sachsen nicht zu Hilfe eilen konnten, und diese also zur Uebergabe genöthigt würden. Friedrich vermied es, die Sachsen durch einen (von Winterfeldt in Vorschlag gebrachten) Sturmangriff auf ihr befestigtes Lager schleunigst zur Uebergabe zu nöthigen, weil er dieselben bereits als zu seinem Heere gehörig betrachtete, und sie überdieß dadurch weit zuverläßiger schon im Voraus sich abgeneigt gemacht haben würde. Dieses Verfahren wird von Kennern der Kriegskunst getadelt, denn man hätte, um die Verstärkung des Heeres und der Kriegsrüstungen in Böhmen zu verhindern, die Sachsen schnell unschädlich machen und alsdann mit vereinter Macht gegen Böhmen vorrücken sollen, während so die Oesterreicher, so lange man vor Pirna sich aufhielt, Zeit, sich zu sammeln gewannen. Den 30. Sept. brach Browne auf, um die Sachsen zu entsetzen; Friedrich aber eilte ihm entgegen und beide Heere trafen ohnweit Lowositz, einem böhmischen Dorfe, auf einander. Das österreichische Heer bestand aus etwa 35,000 Mann und 98 Kanonen, das preußische, aus 20—25,000 Mann, mit 102 Kanonen. Die Nacht vom 30. Sept. bis 1. Oct. brachten die Preußen unter freiem Himmel und beim Gewehre liegend zu, und erwarteten so den kommenden Tag mit seiner ersten offenen Feldschlacht. Ein am Morgen entstandener Nebel verhüllte Alles, und man konnte die gegenseitigen Bewegungen nicht wahrnehmen. Friedrich glaubte noch immer aus allen Resultaten schließen zu können, daß er bloß auf einen Nachtrab gestoßen sei, dennoch aber hatte er nicht versäumt, die durch Browne unbesetzt gebliebenen Anhöhen von Lobesch und Radostitz mit Truppenabtheilungen zu besetzen. Man begann von preußischer Seite mit einem Kanonenfeuer, dem sich die österreichische Reiterei ausgesetzt sah. Da Browne's Stellung im Centrum und auf dem linken Flügel durch Sümpfe und andere undurchdringliche Zugänge gegen allen Angriff gesichert war, so hatte er seine ganze Aufmerksamkeit auf das Dorf Lowositz, das seinen rechten Flügel deckte, gerichtet, und den Kern seiner Infanterie nebst einer großen Menge Geschütz in dasselbe geworfen, und Redouten und eine starke Batterie vor den-

selben aufgepflanzt. Als sich nun gegen Mittag der Nebel allmählig verlor, begann erst die eigentliche Schlacht. Die preußische Kavallerie that einen regelmäßigen Angriff, warf die östreichische, verfolgte sie aber mit übereilter Hitze bis unter die Kanonen von Lowositz und wurde durch das heftige Feuer, das noch durch das Kleingewehrfeuer der versteckten Kroaten vielfach vermehrt wurde, dem sie sich so preisgab, mit großem Verluste zurückgetrieben. Die preußische Infanterie vertrieb nun, obgleich mit großer Mühe, die hinter den Zäunen und Mauern der Weinberge versteckten Kroaten. Browne ließ hierauf durch seine beste Infanterie die Anhöhen angreifen, allein die daselbst aufgestellten Preußen thaten muthigen und tapfern Widerstand, und als einige, auf dem linken Flügel postirte, preußische Infanterie-Regimenter ihre Patronen verschossen hatten, ordnete der Herzog von Bevern schnell einen Angriff mit gefälltem Bajoncet, aus dem sich ein blutiges Handgemenge entspann, bis endlich die Oesterreicher den Berg herunter und nach Lowositz getrieben worden waren. Die Unordnung der Oesterreicher benützend, steckten die Preußen Lowositz in Brand, um alle österreichischen Truppen aus demselben zu verjagen, und so ward endlich das Schicksal des Tages entschieden. Browne ordnete einen meisterhaften Rückzug, und überließ dem Könige das Schlachtfeld, der die Nacht über auf demselben mit seinem Heere blieb. Der König schrieb des andern Tags an Schwerin: „Mit 24 Bataillons (und 100 Kanonen), haben wir 72 feindliche Bataillons und 300 Kanonen vertrieben. Ich sage nichts von den Truppen, denn Sie kennen sie. Aber so lange ich die Ehre habe, sie zu befehligen, sah ich bei Infanterie wie bei Kavallerie noch nie solche Wunder der Tapferkeit. Jene ist durch ungezäunte Weinberge und Häusermauern gebrochen. Sie hat von Morgens sieben bis drei Uhr Nachmittags eine Kanonade und das Kleingewehrfeuer ausgehalten, bis der Feind endlich die Flucht ergriff. Es übertrifft diese Probe ihre Tapferkeit bei Soor. Die Oestreicher wollen nur in verschanzten Posten fechten. Man muß sich wohl hüten, sie husarenmäßig anzugreifen. Sie sind listiger als ehedem, und glauben Sie mir, ohne eine Menge grobes Geschütz würde es Mühe kosten, sie zu schlagen. — Müller that Wunder mit seiner Artillerie und unterstützte mich ungemein. Man fand nicht mehr die Oesterreicher von den vierziger Jahren. Es waren wohlgeübte und gut angeführte Soldaten, Truppen, die Achtung verdienten und die ohne Kriegslist und gleichmäßiger Artillerie nicht leicht konnten geschlagen werden.“

Diese Schlacht bei Lowositz*) (den 1. October 1756), die erste in der langen Kette siebenjähriger Kriegsbegebenheiten, die zweifelhaft und schwankend in ihrem Kampfe war, war es nicht minder in ihrem Siege. Denn die das Wahlfeld behauptenden Preußen

*) Zugleich mit dem neuen Leben und der neuen Thätigkeit, die in und mit dem siebenjährigen Kriege allenthalben sichtbar ward, schien auch der, unter der steifen Pedanterie und Schulgelehrsamkeit erstorbene deutsche Gesang wieder zu erwachen, und für die deutsche Poesie von nun an eine neue Aera zu beginnen, da sich dieselbe aus den vielfachen Gestaltungen der Zeit ihre Gegenstände wählte. Bekannt sind in dieser Hinsicht die Lieder eines preußischen Grenadiers, deren Verfasser Anfangs unbekannt, nach der Meinung Aller ein wirklicher Mittämpfer war, zumal da Gleim die Täuschung dadurch unterhielt, daß er diese Lieder an seinen Freund Kleist, der bei dem Heere war, schickte und sie von da aus verbreiten ließ. Gleim hat sich, wie man sich damals in Bezeichnungen aus dem klassischen, Alterthume gefiel, dadurch den Namen des deutschen Tyrtäus erworben. In Ermanglung eines augenscheinlichen idealen Interesses, das den Kampf belebt und zur poetischen Auffassung und Darstellung geboten hätte, zieht sich durch die ganze Reihe der Lieder, neben den wirklichen der begeisternden Nähe eines Helden, die Idee eines von Gott sichtbar beschützten und Gott vertrauenden Helden. So der Schlachtgesang bei Eröffnung des Feldzuges von 1756:

hatten einen größeren Verlust erlitten, als die sich zurückziehenden Oesterreicher. In der Schlacht, die erst nach eilf Uhr eigentlich begann und schon nach zwei Uhr beendigt war, hatten die Preußen ungefähr 3300 Mann verloren, die Oesterreicher einige hundert Mann weniger. Dennoch zeigte sich bald aus den Folgen dieses Kampfes, daß Friedrich Sieger war. Browne sah sich genöthigt, über die Eger zurückzugehen, und mußte seine Entwürfe, die Sachsen zu befreien, auf eine andere Art zu bewerkstelligen suchen. Diese beschlossen in ihrer Bedrängniß in der Nacht vom 11. October bei Königstein über die Elbe zu gehen, und sodann wollte man die Preußen von beiden Seiten angreifen. Ein übermäßig stürmisches Wetter

---

„Krieg ist mein Lied und weil alle Welt
Krieg will, so sei es Krieg!
Berlin sei Sparta! Preußens Held
Gekrönt mit Ruhm und Sieg.

Gern will ich seine Thaten thun;
Die Leyer in der Hand,
Wenn meine blut'gen Waffen ruh'n,
Und hangen an der Wand.

Auch stimm' ich hohen Schlachtgesang
Mit seinen Helden an,
Bei Pauken und Trompetenklang,
Im Lärm von Roß und Mann.

Und streit ein tapfrer Grenadier,
Von Friedrichs Muth erfüllt!
Was acht' ich es, wenn über mir
Kanonendonner brüllt?

Ein Held fall' ich, noch sterbend droht
Mein Säbel in der Hand!
Unsterblich macht der Heldentod,
Der Tod für's Vaterland.

Auch kommt man aus der Welt davon
Geschwinder, wie der Blitz;
Und wer ihr stirbt, bekommt zum Lohn
Im Himmel hohen Sitz.

Wenn aber ich, als solcher Held,
Dir, Mars, nicht sterben soll,
Nicht glänzen soll im Sternenzelt!
So leb' ich dem Apoll!

verzögerte diesen Uebergang um zwei Tage, welche Friedrich dazu benützte, die Posten an der Elbe zu verstärken und zu befestigen. Als die Sachsen Pirna verließen, wurde dasselbe sogleich von den Preußen besetzt, die hiebei auf den sächsischen Nachtrab stießen, ihn gefangen nahmen und des größten Theils der Bagage und der Artillerie sich bemächtigten. Die Sachsen hatten gehofft, wenn sie über die Elbe gekommen wären, etwas von der Annäherung der Oesterreicher zu hören, allein diese waren durch ein preußisches Beobachtungskorps vom weitern Vormarsche abgehalten worden. Zu ihrem Schrecken aber mußten die Sachsen jetzt wahrnehmen, daß die Preußen alle Pässe, durch die man nach Böhmen gehen konnte, besetzt hielten; und sie befanden sich also hier in einer höchst mißlichen Lage. Hunger, Kälte, ja selbst Mangel an Munition, und

---

So werd' aus Friedrichs Grenadier,
Dem Schutz, der Ruhm des Staats;
So lern' er deutscher Sprache Zier
Und werde sein Horaz.

Dann singe Gott und Friederich
Nichts kleiner's, stolzes Lied!
Dem Adler gleich erhebe dich,
Der in die Sonne sieht!"

Und in dem Siegeslied nach der Schlacht bei Lowositz:

— „Auf einer Trommel saß der Held,
Und dachte seine Schlacht,
Den Himmel über sich zum Zelt,
Und um sich her die Nacht."

Er dachte: „Zwar sind ihrer viel,
Fast billig ist ihr Spott!
Allein, wär' ihrer noch so viel,
So schlag' ich sie mit Gott!"

Das dacht' er, sahe Morgenroth,
Verlangen im Gesicht!
Der gute Morgen, den er bot,
Wie munter war er nicht!

Sprang auf von seinem Heldensitz,
Sprach: „Eh' noch Sonne scheint,
Kommt, Helden! hinter Lowositz,
Zu sehen meinen Feind!" ꝛc.

die Hoffnungslosigkeit, sich mit ihrem Blute irgendwo durch den Feind schlagen zu können, hatte sie auf's Aeußerste gebracht. Sie trugen endlich, mit Bewilligung Augusts, eine Kapitulation an, deren Bedingungen nun von Friedrich hart gestellt wurden. Die ganze Armee mußte das Gewehr strecken; die Offiziers mußten Urfehde schwören, das heißt, sie wurden, nachdem sie ihr Ehrenwort gegeben, in diesem Kriege nicht gegen Preußen zu dienen, entlassen; die Unteroffiziers und Gemeinen aber wurden gezwungen, dem Könige von Preußen den Eid der Treue zu leisten. Aber man sah diesen tapfern Soldaten, die mit treuer Liebe ihrem Könige, unbekümmert um dessen Persönlichkeit, anhingen, den verhaltenen Ingrimm an, mit dem sie diesem Zwange gehorchten. — Diese ganze sächsische Armee belief sich auf etwa 14,000 Mann. „Der König vertheilte diese Truppen und errichtete aus ihnen 20 Bataillons Infanterie; aber er beging den Fehler, diese (bis auf die Offiziere, die alle aus seinen eigenen Staaten waren) mit keinen preußischen Landeseingeborenen zu vermischen: später zeigten sich die Folgen dieses Fehlers in dem geringen Nutzen dieser Regimenter und dem von ihnen schlecht geleisteten Dienste.“ Es läßt sich kaum denken, daß Friedrich hiebei habe Gustav Adolph nachahmen wollen, und daß er die Ueberzeugung bei den Sachsen habe begründen wollen, daß dieser Krieg zugleich zur Aufrechthaltung des protestantischen Reichskörpers geführt werde. Friedrich mußte die völlige Verschiedenheit ihrer Lage vollkommen klar sein; auch war es ihm nicht um die Ueberzeugungen der Soldaten, sondern um ihre Kräfte und ihren soldatischen Gehorsam zu thun. Dieser aber erfolgte nicht; denn theils einzeln, theils schaarenweise flohen hernach die Sachsen aus preußischen Diensten zur Hilfe ihres Regenten. — Noch selten mußte ein Fürst gleiche Demüthigungen über sich ergehen lassen, wie sie August jetzt erfuhr. Mit einem Schlage hatte er die, ihm so ergebene, sächsische Armee verloren, und kaum blieben ihm einige Leibwächter übrig, die sich nebst einem geringen Gefolge bei ihm in Königstein befanden. Vergeblich hatte er gesucht, von Friedrich mildere Kapitulations-Bedingungen zu erwirken. Der Sieger Friedrich glaubte jegliche Macht in Sachsen zur Vollendung seiner Entwürfe vernichten zu müssen; und als August bat, ihm wenigstens seine Garde, ein vortreffliches Korps, zu überlassen, ließ ihm Friedrich antworten, sie müßten mit den übrigen Truppen gleiches Schicksal haben, weil man sich nicht die Mühe geben wolle, sie zum zweitenmale gefangen zu nehmen. „Um einen besiegten Feind nicht zu demüthigen, erzählt Friedrich in seinem

Geschichtswerke, ließ der König die Fahnen, Standarten und Pauken, die seinen Truppen angehört hatten, dem Könige von Polen wiedergeben, auch bewilligte er der Festung Königstein die Neutralität. Allein selbst zu der Zeit, als er sich bemühte das Schicksal des Königs von Polen zu lindern, schloß dieser heimlich mit der Kaiserin Königin einen Vertrag, demzufolge er derselben, gegen ein bestimmtes Hilfsgeld, vier Regimenter Dragoner und zwei Pulk Uhlanen, die er in Polen hielt, überließ; dieß Verfahren rechtfertigte nur noch mehr das Betragen, welches die Preußen bisher beobachtet hatten. (?) Der König von Polen, dem, nach dem eben ereigneten Auftritte, der Krieg mehr als je zuwider war, verlangte für seine Person freien Weg, um seinen Aufenthalt in Polen nehmen zu können. dieß ward ihm nicht nur bewilligt, sondern man trieb auch die Aufmerksamkeit so weit, daß man alle preußischen Truppen, die sich auf seinem Wege befanden, zurückzog, um ihm den Anblick von Gegenständen zu ersparen, die ihm nur unangenehm sein konnten. Den 18. Oktober ging er mit seinen beiden Söhnen und seinem Minister nach Warschau ab."

Nun war ganz Sachsen unbeschränkt in den Händen Friedrichs, und er eignete sich die Hilfsquellen desselben zu, die er nach seiner Weise verwalten und verwenden ließ. Der Zeitverlust, der für die Preußen in Folge der Einschließung des sächsischen Lagers entstanden war, war für die noch wenig fortgeschrittenen Rüstungen der Oesterreicher von wesentlichem Nutzen, indem sie nun weiter fortgeführt werden konnten. Friedrich sah sich genöthigt, statt zur künftigen Fortsetzung seiner Operationen in Böhmen (wo er keinen festen Platz inne hatte), den Grund zu legen, seine Winterquartiere in Sachsen, der Lausitz und Schlesien zu nehmen. Prag, wo der Feldmarschall Browne sein Hauptquartier aufschlug, war den Oesterreichern geblieben. Schwerin, der aus Schlesien in Böhmen eingedrungen war, räumte die Gränzen dieses Landes, und zog sich noch vor Ablauf des Monats Oktober wieder nach Schlesien zurück. — Friedrich hatte sein Hauptquartier zu Dresden genommen, und lebte dort, wenn er seinen Berufspflichten genügt hatte, ganz seiner Muße und seinen Lieblingsneigungen, wie wir denn während dieser ganzen Kriegesperiode noch oft zu bemerken Gelegenheit haben werden, daß Friedrich unter allen Verhältnissen, unter allen Stürmen von Außen und Innen, nie so sehr fortgerissen wurde, daß er nicht auch die andere Seite seines Wesens wieder vorherrschen ließ; ja meist versuchte er es, in sich selbst zu schauen, und solche Augenblicke der Aufregung

für sich und andere auf dem Papiere festzubannen. Dieses gab seinem Geiste wiederum einen Gleichmuth, der übermäßige Aufwallungen selten machte, weil er sich leicht in den Moment versetzen konnte, wo sein Geist ruhig und kalt die Dinge und ihre Beziehungen durchdrang und überschaute. Gewöhnlich war Friedrichs Lebensweise in diesem Feldzuge nicht minder eine überaus thätige als sonst. War er nach Besorgung seiner Pflichten als oberster Feldherr im Lager angekommen, so wurden Karten- und Planzeichnungen vorgenommen, und nachdem er sich auf alle mögliche Weise genau von dem Terrain unterrichtet, belehrte er einige Husaren-Offiziere, wie sie den Feind ausspioniren sollten ꝛc. Dann kamen die Kabinetsräthe zum Vortrag, und hierauf wurde wohl das Feldtagebuch fortgesetzt. Bei Tische war er auch jetzt ganz sorglos, und ließ gewöhnlich seiner Jovialität die Zügel schießen; die Begebenheiten des Tages boten ihm hiezu reichen Stoff. Wenn man einige Tage oder länger im Lager *) blieb, las Abends auch der sogenannte Lecteur vor. — In Dresden nun, lebte Friedrich (obgleich er alle seine inneren und äußeren Kräfte entfalten mußte, um bald wiederum muthig so vielen Feinden die Stirne bieten zu können), nicht minder den Genüssen der Künste und des Wissens. Er besuchte die Oper, die Bildergallerie und namentlich die Concerte des damals sehr berühmten Virtuosen Hasse oft, und nicht selten spielte er selbst bei denselben die Flöte. — Friedrich, der übrigens sein Depot wie eine eroberte Provinz behandelte, gab den sächsischen Ministern oft Audienz, ertheilte seine Befehle über alle Gegenstände der Administration, ermäßigte viele Besoldungen, zog andere ein ꝛc., und forderte von den Landständen 10,000 Rekruten, denn der nächste Feldzug schien eine so ernste Miene annehmen zu wollen, daß man alle nur irgend zu Gebote stehenden Mittel in Anwendung bringen mußte.

---

*) Friedrich kantonnirte immer so, daß er mit einem Flügel seines Heeres in unmittelbarer Verbindung war, und wenn irgend etwas Wichtiges auf den Vorposten vorfiel, mußte er sogleich geweckt werden.

Schwerins Tod bei Prag.

Feldzug des Jahres 1757.

Der Einfall Friedrichs in Sachsen — so sehr man auch Gründe dafür hat, daß Friedrich nicht ohne Mitwissen und Mitwirken des Grafen Kaunitz von den feindseligen Planen gegen ihn benachrichtigt wurde, um ihn so zu dem ersten vielleicht übereilten Schritte zu verleiten — hatte wegen seiner Plötzlichkeit und einer damals ungewohnten Raschheit und Energie der Ausführung an allen europäischen Höfen große Sensation erregt, die noch durch die Klagen vermehrt wurden, welche die österreichischen und sächsischen Gesandten an allen Höfen vorbrachten. Die Dauphine warf sich zu den Füßen Ludwigs XV., um Hilfe für ihr unterdrücktes Vaterland flehend. Obgleich nun der König von Frankreich überdieß entrüstet war über den Einfall Friedrichs in Sachsen, so wollte man dennoch (aus vielen Gründen), die an Oesterreich versprochenen 24,000 Mann nicht gerne einem etwaigen Mißbrauche von Seiten der Oesterreicher in Böhmen aussetzen. Kaunitz wußte es aber dahin zu bringen, daß Frankreich nicht nur die versprochene Hilfe leistete, sondern auch in einem neuen Vertrage sich zu neuen Verpflichtungen verstand. Frankreich, so wie dessen König beabsichtigte nicht

sowohl unmittelbar eine Vernichtung der preußischen Macht, als die Erhaltung des Kurfürstenthums Sachsen, und dadurch die Aufrechthaltung des westphälischen Friedens; dessen Garanten Frankreich und das damals in höchster Blüthe stehende Schweden waren. Diese letztere Macht, obgleich seit jener Zeit (1648) sehr gesunken, und gerade im Augenblicke von innerem Parteikampf zerrissen, wurde durch die herrschende französische Partei (der sogenannten Patrioten) und gegen den Willen des Königs von Schweden, der ein Schwager Friedrichs war, so wie durch Verträge, welche mit Frankreich abgeschlossen worden waren, dazu vermocht, 35,000 Mann gegen Preußen zu Felde zu stellen gegen eine von Frankreich und Oesterreich zu zahlende Subsidie von 4,200,000 Livres. Auch eröffnete man Schweden die Aussicht auf den Erwerb von Preußisch-Vorpommern. Den 1. Mai 1757 war zwischen Oesterreich und Frankreich zu Versailles der Vertrag unterzeichnet worden, kraft dessen Frankreich sich verpflichtete, 12 Millionen Gulden jährlich an Oesterreich zu zahlen; 105,000 Mann so lange im Felde gegen Preußen zu halten, bis Oesterreich ganz Schlesien mit Glatz und Krossen; der Kurfürst von Sachsen Magdeburg, Halberstadt und den Saalkreis, Schweden aber ganz Vorpommern erhalten hätte; außerdem sollte über die Theilung der preußischen Länder in Westphalen mit dem kurpfälzischen Hofe und Holland verhandelt werden; Frankreich sollte in den österreichischen Niederlanden Entschädigung finden. Zwar ist dieser Vertrag niemals von Seiten Frankreichs oder Oesterreichs bestätigt und wird selbst sein Dasein geleugnet; allein die mit großer Betriebsamkeit gemachten Rüstungen zeugen für ihn, und namentlich sehen wir Frankreich, in dessen Politik weder innen noch außen Einheit sich fand, den früher vorgesetzten Punkt eines Seekriegs gegen England beinahe ganz aus den Augen verlieren. Auch ward man durch den damals erfolgten Ministerwechsel, da an die Stelle Rouillé's der Abbé Bernis kam, der früher schon, ohne öffentlichen Charakter, die auswärtigen Angelegenheiten geleitet hatte, oft und meist gegen den Willen und die Absichten der französischen Nation sowie des Königs, immer tiefer in die Plane Oesterreichs hineingezogen. — Die Kaiserin von Rußland war dem Versailler Vertrage vom 1. Mai 1756 am 31. December desselben Jahres beigetreten; den 22. Januar 1757 schloß Rußland mit Oesterreich gegen Preußen einen Bundesvertrag ab, dessen Inhalt zwar bis jetzt unbekannt ist, demzufolge aber 100,000 Russen in's Feld gestellt wurden. — Das deutsche Reich sah

Friedrichs Einfall in Sachsen als einen Friedensbruch, und den König von Preußen als Ruhestörer an, gegen den man sich allgemein rüsten müsse. Schon den 13. September 1756 hatte der Kaiser ein Dehortatorium erlassen, worin er den König väterlichst ermahnt, „von seiner unerhörten, höchst frevelhaften und sträflichen Empörung abzulassen; dem Könige von Polen alle Kosten zu erstatten und still und ruhig nach Hause zu ziehen.“ Ebenso befiehlt er allen preußischen Offizieren, „ihren gottlosen Herrn zu verlassen und seine entsetzlichen Verbrechen nicht zu theilen, wofern sie sich nicht den Ahndungen des Reichsoberhaupts bloßstellen wollten.“ Aber solche Maßregeln mochten Friedrich wenig kümmern. Auf einem Reichstage zu Regensburg trug man von österreichischer Seite darauf an, gegen den Kurfürsten von Brandenburg die Reichsacht zu erklären, aber viele Stimmen erhoben sich gegen dieselbe und sie ward auch von Oesterreich nicht weiter betrieben, weil man wohl einsehen mochte, daß man zuerst Friedrich besiegt haben müsse, wenn ein solcher Act nicht lächerlich erscheinen solle, und weil der ganze evangelische Theil sich gegen die Achtserklärung setzte und daher eine itio in partes zu befürchten war, wenn sie erkannt würde. Auf die reichshofräthliche Vorladung zur Verantwortung nach Regensburg antwortete Friedrich durch die Schlacht bei Lowositz. — Den 17. Januar 1757 faßte die Mehrheit der Stimmen am Reichstag, wozu namentlich die katholischen gehörten, den Beschluß, eine eilende Reichsexecutionsarmee gegen Preußen zu stellen *). Einige Stimmen, wozu besonders die des kurfürstlichen Hauses von Hannover gehört, hatten sich vergebens bemüht, um die Vermittlung des Reichstages anzusprechen.

Gegen so viele feindliche Mächte, die sich zugleich gegen ihn erhoben, konnte sich Friedrich bloß auf seinen Bundesgenossen England mit Zuversicht verlassen. Am 11. Januar 1757 schloß er daher mit dieser Macht einen neuen Bund, durch welchen England sich nicht nur verpflichtete, an Preußen jährlich eine Million Pfund Sterling zu zahlen, und auch nöthigenfalls eine Flotte in die Ostsee zu schicken, sondern auch bestimmt ward, daß ein Beobachtungsheer von 50,000 Hannoveranern und andern Truppen im englischen Solde nebst 20,000 Preußen gebildet werden sollte. Da es indeß

*) Durch einen Druckfehler hieß es in der Kundmachung statt eilende, „elende“ und in der That erschien sie auch als eine solche, schon durch ihre buntscheckige Zusammensetzung. Der Geist der Reichsverfassung, wie der von ihr ergriffenen Maßregeln, war veraltet und erstorben.

dem Könige, bei der Menge seiner Feinde unmöglich ward, 20,000 Mann zu diesem Beobachtungsheere zu entsenden, so entzog sich England der Erfüllung seines Versprechens in Absicht auf die Aussendung einer Flotte nach der Ostsee; auch ward die Geldunterstützung auf den jährlichen Betrag von 670,000 Pfund ermäßigt, aus denen Friedrich eine weit größere Summe prägen ließ in den preußischen sowohl als in den sächsischen Münzstätten, welche letztere an den Juden Ephraim verpachtet waren.

Preußens Untergang schien also allen Berechnungen der Wahrscheinlichkeit nach zuverläßig; aber Friedrich setzte der Uebermacht seiner Feinde die hohe Kraft seiner Persönlichkeit, ihren sich durchkreuzenden Entwürfen die Einheit in allen seinen Plänen muthig entgegen. Hierin kamen ihm aber auch viele glückliche Umstände zu statten, und es schmälert seine Heldengröße keineswegs, wenn sie auch durch die Macht der Verhältnisse gehoben ward. In der französischen Nation, wie im französischen Ministerium fand das System, das man zur Vernichtung Preußens ergriffen zu haben schien, vielfachen Widerspruch, und trotz dem äußern Anscheine kräftiger Maßregeln bewiesen sich dieselben in der Wirklichkeit keineswegs als solche. Schweden trat während dieses ganzen Kriegsschauspieles als bloßer Figurant auf. Auch in Rußland wirkten Parteien zu Gunsten Friedrichs, aber alle sahen sich dennoch in dem politischen Strome mit fortgerissen. Was das deutsche Reich betrifft, so waren die Reichsfürsten im Allgemeinen durchaus nicht feindlich gesinnt gegen den König von Preußen, so wie er die Stimme des Volks dadurch sich erworben hatte, daß er mit uneigennütziger, rastloser Thätigkeit, wenn auch wohl mit manchen Mißgriffen, das Glück seiner Unterthanen und die freie Entwicklung der Vernunft zu befördern suchte, welche Zuneigung nicht selten zu einem hohen Grade des Enthusiasmus während dieser wechselvollen Periode gesteigert wurde. Die deutschen Reichsfürsten waren ihm geneigt, weil er es vor Allen war, der die Gegenmine Oesterreichs niedergedrückt hatte, und weil also bei seiner Vernichtung manche alte Gebrechen wieder eingeführt werden, und am Ende selbst Religionsbedrückungen wieder beginnen könnten. In diesem Sinne ergriff auch, in lebhafter Begeisterung für die Sache Preußens, Ferdinand von Braunschweig die Partei des Königs, und er war es auch, dessen angestrengte Bemühungen den Abfall des Landgrafen von Hessen-Cassel vom englisch-preußischen Bündnisse verhinderten. Die deutsche Reichsarmee, in sich schon wenig Kraft wahrend, war überdieß

für die Sache des Krieges wenig begeistert. Friedrich sah sich jedoch von seinen Bundesgenossen und namentlich von England nicht nach Maßgabe der Umstände unterstützt.

Wenn man die im Jahre 1757 auf dem Kriegsschauplatze auftretenden Truppen zusammenrechnet, so betrugen die Oesterreicher 143,000, die Franzosen im Ganzen 136,000, die Russen 100,000, die Reichstruppen 32,000 und die Schweden 22,000, also in Allem 431,000 Mann. Diesen hatte Friedrich nur 152,000, nebst 15,000 Engländern und Hannoveranern, also im Ganzen nur 197,000 Mann entgegenzusetzen. Solche Massen schienen ihn erdrücken zu wollen, wenn nicht manche günstige Umstände, vornehmlich aber die Kraft seines Heldengeistes ihm obzusiegen Gelegenheit gegeben hätten. — Friedrich erkannte die beinahe unbesiegbaren Gefahren seiner Lage wohl, und wußte wohl, was er diesen entgegenzusetzen habe. So schrieb er den 2. November 1757 an den, von seinem Hofe abberufenen, französischen Gesandten, Marquis v. Valori: „Ich sehe kaltblütig alle die Gefahren hereinbrechen, und Sie können überzeugt sein, daß, weit entfernt dadurch entmuthigt zu werden, solche mir nur zum neuen Spern sein werden, im nächsten Jahre das Unmögliche möglich zu machen.“ — Oesterreich war der Brennpunkt der ihm Verderben drohenden Flamme; gegen dieses mußte zunächst und vornehmlich die Richtung aller seiner Kraft geleitet werden. „Der König machte eine Reise nach Schlesien, um mit dem Feldmarschall v. Schwerin mündliche Abrede zu treffen; sie sprachen sich zu Hainau. Man setzte hier den Entwurf zum bevorstehenden Feldzuge fest und traf die Verabredung, die angemessensten Maßregeln selbst vor der Armee verborgen zu halten. Hierauf kehrte der König nach Sachsen zurück, und Alles setzte sich daselbst in Bereitschaft, jene entworfenen Plane, sobald es die Jahreszeit und die für die Lebensmittel zu treffenden Anstalten erlaubten, auszuführen.“ Nachdem meist aus den Kräften Sachsens, und auf eine, auch für den Krieger kaum zu entschuldigende Weise, die Armee verstärkt und versorgt war, ward also alsbald der Feldzug eröffnet. Die Hauptstützen zum Angriff gegen Böhmen und zur Vertheidigung Schlesiens wurden durch die Elbe und die Oder dargeboten, und diese zu behaupten war Friedrichs unablässiges Augenmerk. Es war Friedrich gelungen, durch seine wohlgetroffenen Maßregeln Prinz Karl von Lothringen und den demselben beigesellten Feldmarschall Browne in Sicherheit einzuwiegen, und sie in der Ueberzeugung zu bestärken, daß man von preußischer Seite nur gesonnen sei, sich in

der Vertheidigung zu halten. Die preußischen Truppen waren in vier Theile getheilt, unter dem Prinzen Moritz von Dessau, dem Könige selbst, dem Herzoge von Bevern, und dem Feldmarschall Schwerin. Diese sollten auf verschiedenen Wegen in Böhmen eindringen, die einzelnen Korps der Oesterreicher angreifen und sich alsdann vor Prag vereinigen. Der Herzog von Bevern traf auf seinem Marsche auf eine österreichische Heeresabtheilung und erfocht über dieselbe einen Sieg. Die Uneinigkeit der österreichischen Generale ließ sie den günstigen Augenblick, das unter Friedrich vereinzelte Heer anzugreifen, versäumen, und so vereinigten sich die preußischen Armeen über 100,000 Mann stark, den 6. Mai Morgens vor Prag, und man beschloß sogleich, die Oesterreicher anzugreifen, die auf verschanzten Bergen standen. Die Hindernisse des Terrains schienen unüberwindlich, und mehrere Bataillone mußten sogar ihre Kanonen zurücklassen, um nur sich selbst mit Mühe aus dem Morast zu retten. Erst um ein Uhr des Nachmittags waren die Hindernisse besiegt und die Preußen begannen, sich in Schlachtordnung zu stellen. Friedrich hatte Befehl gegeben, daß man gleich mit gefälltem Bajonet eindringen solle, allein das Kartätschenfeuer der, die Höhen inne habenden, Oesterreicher war so mörderisch, daß es immer ganze Rotten zu Boden streckte, und die Preußen wichen verwirrt zurück. — Während dessen war die Kavallerie beider Heere in Handgemenge gerathen, der Prinz von Schbneich, der die preußische kommandirte, verlor aber, durch Ueberflügelung, seine beiden Flanken und wurde durch die zweite Linie der Oesterreicher zurückgeschlagen. Die preußische Reiterei erhielt jedoch Verstärkung, formirte sich wieder, und nun wurde die österreichische wiederholt angegriffen, auseinandergesprengt, und auf ihre Infanterie zurückgeworfen, wodurch auch unter letzterer eine Verwirrung entstand, die durch den Angriff der preußischen Husaren noch vielfach vermehrt wurde. — Mittlerweile war Schwerin eifrig beschäftigt, die zurückgeschlagene Infanterie wieder zu formiren, und ließ dieselbe gegen den Feind anrücken. Der drei und siebenzigjährige Feldmarschall stellte sich selbst an die Spitze seines Regiments, ergriff eine Fahne, und zog, seinen Soldaten voran, dem Siege entgegen; aber er wurde von drei Kartätschenkugeln zu Boden gestreckt. Muthig schritten indeß die Truppen und ihre Generale auf der von Schwerin bezeichneten Bahn vorwärts. Das ganze Treffen der Preußen stürzte auf die Oesterreicher, die sich in großer Unordnung befanden, bei deren linkem Flügel einige Trennung statt fand. Friedrich hatte diese Blöße bemerkt. Schnell drang er

daher mit seinem Korps auf den offenen Punkt ein und die Trennung war entschieden. Die Oesterreicher bildeten zwei große Armeen, deren eine das Weite suchte, die andere sich aber in Prag warf.

„Diese Schlacht (bei Prag, 6. Mai 1757), welche gegen neun Uhr Morgens begann, hatte (das Nachsetzen mit inbegriffen) bis acht Uhr Abends gedauert. Sie war eine der mörderischsten dieses Jahrhunderts. Die Feinde verloren dabei 24,000 Mann, von welchen 5000 zu Gefangenen gemacht wurden, worunter sich 30 Offiziere befanden; außerdem aber nahm man ihnen 11 Standarten und 60 Kanonen ab. Der Verlust der Preußen betrug 18,000 Mann, ohne den Feldmarschall Schwerin mit einzurechnen, der allein mehr als 10,000 Mann aufwog. Sein Tod machte die Lorbeeren des Sieges verwelken, der durch ein zu kostbares Blut erkauft war. An diesem Tage fiel der Stamm der preußischen Infanterie: Fouqué und Winterfeldt wurden schwer verwundet, Hautcharmoi, Golz, der Prinz von Holstein und eine Menge tapferer Offiziere und alter Soldaten verloren das Leben, und der blutige und grausame Krieg gewährte nicht Zeit, dieselben zu ersetzen.“ Noch vom Wahlplatze aus hatte Friedrich an seine Mutter geschrieben: „Ich bin mit meinen Brüdern gesund, und ich habe mit 150,000 Mann freie Hände. Wir sind Meister von einem Königreich, welches uns Geld und Mannschaft geben wird. Ich werde einen Theil meiner Truppen absenden, den Franzosen ein Compliment zu machen, mit den übrigen will ich die Oesterreicher verfolgen.“ *)

---

*) Victoria! mit uns ist Gott
Der stolze Feind liegt da,
Er liegt, gerecht ist unser Gott.
Er liegt, Victoria!

Zwar dieser Vater ist nicht mehr
Jedoch, er starb ein Held,
Und sieht nun unser Siegesheer
Vom hohen Sternenzelt.

Er ging voran, der edle Greis!
Voll Gott und Vaterland,
Sein alter Kopf war kaum so weiß
Als tapfer seine Hand!

Mit jugendlicher Heldenkraft
Ergriff sie eine Fahn',
Hielt sie empor an ihrem Schaft;
Daß wir sie alle sah'n.

Friedrich ließ nun Prag, wo sich 50,000 Oesterreicher befanden, enger einschließen. „Es war, wie Napoleon sagt, einer der großartigsten und kühnsten Gedanken, welche je in neuerer Zeit gefaßt worden,“ daß Friedrich bei Prag wiederholen will, was ihm bei Pirna gelungen. Die Oesterreicher wurden bei ihren wiederholten Ausfällen stets mit Verlust zurückgetrieben, aber die Besatzung hielt unter dem Befehle des Karl von Lothringen und des tödtlich verwundeten Browne mit Mangel aller Art kämpfend, aus. So sah sich Friedrich hier länger, als er geglaubt hatte, aufgehalten. Jeder Tag war für ihn kostbar, da es seine Absicht gewesen war, die Oesterreicher auseinander zu sprengen, bevor die Russen, Schweden, Reichstruppen und Franzosen angerückt wären, aber die Verzögerung vor Prag schien diese Plane vereiteln zu wollen. Noch nie in offener Feldschlacht besiegt, ergriff er daher wiederum diese. Er ließ den größten Theil seines Heeres bei Prag stehen, um die Belagerung fortzusetzen, und ging mit 34,000 Mann dem Feldmarschall Daun entgegen, um so den Belagerten alle Hoffnung auf Entsatz durch denselben zu rauben. Auch erheischten die eigenthümlichen politischen Verhältnisse eine solche, wenn auch oft gefährliche Theilung der Macht, denn Dresden, Sachsen und die Elbe durften nicht aufgegeben werden, und man durfte nicht daran denken, auch nur auf kurze Zeit Schlesien den Oesterreichern preis zu geben.

Daun war mit einer starken Armee aus Böhmen gekommen, um zu dem großen kaiserlichen Heere zu stoßen. Am Tage der Prager Schlacht stand er nur vier Meilen von Prag und zog daher die aus der Schlacht

---

Und sagte: „Kinder, Berg hinan,
Auf Schanzen und Geschütz,“
Wir folgten alle, Mann vor Mann
Geschwinder wie der Blitz.

Ach! aber unser Vater fiel,
Die Fahne sank auf ihn,
Ha! welch' glorreiches Lebensziel,
Glückseliger Schwerin!

Die Schlußstrophe sich auf Maria Theresia bezlehend:

„Und weigert sie auf diesen Tag
Den Frieden vorzuzieh'n,
So stürme, Friedrich, erst ihr Prag,
Und dann führ' uns nach Wien.“

Gleim.

entflohenen Oesterreicher an sich, mit denen er, nur etwa 60,000 Mann stark, ein sorgfältig verschanztes Lager bei Kollin bezog. Friedrich hatte ihm zuerst Ziethen und dann den Herzog von Bevern mit 20,000 Mann entgegen geschickt, mit dem er sich nun vereinigte, bis man den 18. Juni die Oesterreicher angriff. — Daun hatte unterdessen seine Stellung verändert, und es schien die Verstärkung, die er an Mannschaft und Artillerie gewonnen, verbunden mit der Stellung, die er eingenommen, einen Angriff unmöglich zu machen. Die Preußen hatten verschiedene bedeutende Vortheile erlangt, der rechte Flügel der Oesterreicher war geworfen, aber verschiedene Umstände und die große Umsicht Dauns, „der die Fehler der Preußen wie ein großer General sich zu nutze machte," gab der Sache eine ganz andere Wendung. Die sächsischen Regimenter in dem Heere Dauns, die vor Kampfbegier brannten, waren in eine Lücke der preußischen Infanterie eingedrungen. Obgleich letztere muthig und mit bewunderungswürdiger Ordnung dem Kampfe gegen die Reiterei stand, so wurden sie doch durch die Verstärkung, die den Sachsen zu Hilfe kam, überwunden. Die vor zehn Jahren erlittene Niederlage schwebte noch in dem Andenken der Sachsen, und unter dem Rufe: „Das ist für Striegau!" wurde Alles, was sie nur erreichen konnten, theils niedergemetzelt, theils gefangen genommen. Das erstere Schicksal traf das schöne Leibregiment des Königs, das tausend Mann stark, nach der Schlacht kaum noch 250 Mann zählte. Friedrich konnte sich einer innern Wehmuth bei dem Anblicke seiner zerrütteten Streitkräfte nicht erwehren. Es war dieß die erste offene Schlacht, wo er den Oesterreichern einen so entschiedenen Sieg überlassen mußte, und es konnten dessen unmittelbare Folgen für ihn noch gefährlicher werden, als die Niederlage selbst, da diese das siegverheißende Selbstvertrauen seiner Truppen schwächen und seinen Feinden zuwenden mochte. Der Verlust der Preußen belief sich auf 11,000 Mann und 43 Kanonen, der der Oesterreicher auf etwa 9000 Mann. — Friedrich, der die Schuld der verlornen Schlacht Anfangs auf den Prinzen Moritz und den General von Manstein geschoben hatte, schrieb dennoch bei ruhigerer Stimmung in einem Briefe (an den Lord Marechal nach Neufchatel), der mit der Stimmung, in der die Sache in der Geschichte des siebenjährigen Krieges niedergeschrieben ist, sonderbar contrastirt: „Die kaiserlichen Grenadiere sind treffliche Leute, 100 Compagnien vertheidigten eine Anhöhe, die meine beßte Infanterie nicht einnehmen konnte. Ferdinand, der sie anführte, griff siebenmal an, aber vergebens. Das erstemal bemächtigte er sich einer Batterie, die er

nicht behaupten konnte. Die Feinde hatten den Vortheil einer zahlreichen und wohlbedienten Artillerie, die Lichtenstein Ehre macht. Ferdinand rückte an ohne zu feuern, desstweniger sparten die Feinde ihr Feuer. Sie hatten zwei Anhöhen, zwei Verschanzungen und außerordentlich zahlreiche Artillerie. Einige Regimenter von mir wurden zusammengeschossen. Heinrich that Wunder; ich fürchte für meine würdigen Brüder, sie sind zu kühn. Das Glück, mein lieber Lord, flößt uns oft ein schädliches Vertrauen ein. Drei und zwanzig Bataillons waren nicht hinlänglich, 60,000 Mann aus einem vortheilhaften Posten zu vertreiben. Ein andermal wollen wir unsere Sachen besser machen. Fortuna hat mir diesen Tag den Rücken gekehrt; ich hätte das vermuthen sollen, sie ist eine Dame und ich bin nicht galant und sie erklärt sich für die Damen, die mit mir Krieg führen. Was sagen Sie zu diesem Bündnisse gegen den Markgrafen von Brandenburg? Wie würde der große Friedrich Wilhelm erstaunen, wenn er seinen Urenkel im Kampfe mit den Russen, Oesterreichern, fast ganz Deutschland und 100,000 Franzosen sehen würde! Ich weiß nicht ob es mir Schande bringen wird, zu unterliegen, aber das weiß ich, daß es wenig Ehre sein wird, mich zu überwinden."

Friedrich bei Kolin, 18. Juni 1757.

Die **Schlacht bei Kollin** (18. Juni 1757) *) entschied zugleich das Schicksal von Prag. „Hätte der Feldmarschall Daun, mehr Entschlossenheit und Thätigkeit besessen, so hätte seine Armee zuverlässig den 20. vor Prag eintreffen können, und die Folgen der Schlacht bei Kollin würden für die Preußen gefährlicher geworden sein, als die Niederlage selbst.“ Die allzugroße Bedächtlichkeit des feindlichen Feldmarschall und vielleicht auch geheime Befehle von Wien, die österreichischen Truppen zu schonen, kamen also hier Friedrich zu statten. Indeß waren die nächsten Folgen dieser Schlacht, daß Böhmen von den Preußen geräumt und die Belagerung von Prag aufgehoben werden mußte. Dieses letztere geschah nicht ohne einigen Verlust an Mannschaft sowohl als an Geschütz. — Zum Rückzuge aus Böhmen hatte Friedrich sein auf 73,000 Mann zusammengeschmolzenes Heer in zwei Theile getheilt, wovon der eine bald dem Prinzen von Preußen übergeben ward, und an der Iser bei Jungbunzlau auf der östlichen Linie, der andere unter dem Befehle des Königs auf der westlichen Linie bei Leitmeritz seine Stellung erhielt. Bis gegen Ende Juni's wurden die Preußen in ihren Stellungen kaum von den Oesterreichern beunruhigt. In den ersten Tagen des Juli-Monates erfuhr aber der Prinz von Preußen, daß die Oesterreicher, nachdem sich die unter Prinz Karl von Lothringen stehende Armee mit der des Feldmarschalls Daun vereinigt hatten, sich an das rechte Ufer der Elbe gezogen hätten, und er glaubte seinen Rückzug antreten zu müssen. Es war die ganze vereinigte Macht der in Böh-

---

*) „— Da stürzte, von Kartätschensaat
Getroffen, eine Schaar
Von Helden, ohne Heldenthat
Die halb schon oben war!

Das sahe Friedrich, Himmel! Ach!
Wie blutete sein Herz,
Wie stand bei mitleidsvollem Ach
Sein Auge himmelwärts!

Was für sanftmüthige Blicke gab
Sein Heldenangesicht!
Laßt, rief er, Kinder, laßt doch ab!
Mit uns ist Gott heut nicht.“

Gleim.

men versammelten österreichischen Truppen, die sich in Bewegung gesetzt hatte, um die Iser hinauf gegen die Lausitz vorzurücken. Der Prinz von Preußen befand sich in einer sehr mißlichen Lage. Nachrichten über die feindlichen Truppen oder über deren Bewegungen konnte er nicht einziehen, da die Schwärme der Kroaten alle Zugänge versperrten. Der König, mit dem die Verbindung auch durch die leichten Truppen der Oesterreicher sehr erschwert ward, hatte in der festen Ueberzeugung, daß die österreichischen Heere getheilt wären, und nach Maßgabe ihrer bisherigen Thätigkeit, den Rückzug gemißbilligt. Es gelang den Oesterreichern, den Preußen über Gabel gegen Zittau hin zuvorzukommen und die letzteren zum weitern Rückzuge nach der Lausitz zu zwingen. Nur unter großen Schwierigkeiten und mit bedeutendem Verluste ward auf schlechten Wegen dieser Rückzug bewerkstelligt, wobei sich der österreichische Heerführer Laudon im kleinen Kriege vortrefflich auszeichnete, der sich überhaupt während des ganzen Krieges als der gewandteste und kriegserfahrenste unter den Friedrich gegenüberstehenden Feldherren zeigte, wenn man es gleich österreichischer Seits versäumte, ihm eine bedeutende Truppenmacht zu übergeben. Der Prinz von Preußen konnte die in Zittau aufgehäuften bedeutenden Magazine nicht mehr retten, vielmehr mußte er es geschehen lassen, daß diese gewerbsame Stadt durch die Oesterreicher großentheils eingeäschert wurde. Auch Friedrich hatte sich in Folge dieser Vorgänge nach Sachsen zurückziehen müssen. Er ging mit einem Theil seines Heeres nach Bautzen, um sich hier mit den Truppen seines Bundes zu vereinigen.

Als dieß den 29. Juli endlich geschah (denn erst fünf Wochen nach der Schlacht bei Kollin war Böhmen von den Preußen ganz geräumt worden), überhäufte Friedrich seinen Bruder August Wilhelm mit schonungslosem offenen Tadel, da dieser doch in seinen höchst schwierigen Verhältnissen eine solche Härte nicht verdient hatte. Aber Friedrichs Lage war höchst mißlich, seine Stimmung gereizt, und er mochte wohl nicht lange abwägen, zumal da sein Liebling Winterfeldt, der dem Prinzen beigeordnet war, die Schuld von sich abzuwälzen wußte; und hier namentlich treten wieder die sichtlichen Spuren jener beiden oben berührten, jetzt freilich unter andern Namen und andern Koryphäen forthestehenden Fractionen unter den preußischen Offizieren hervor. Der Prinz August Wilhelm starb schon in dem folgenden Jahr. Dieser unglückliche Rückzug hatte Friedrich in noch größere Verlegenheit gestürzt als der Verlust der Schlacht bei Kollin selbst. Hatte er schon nach jener Schlacht, als ihn zum er-

stenmal das Glück verlassen, all die Kraft und die Ueberlegenheit seines Geistes zusammenfassen müssen, um sich nicht zu beugen vor der augenblicklichen Laune des Geschicks, so bedurfte er jetzt einer solchen Fassung um so mehr, und es ist bei dem Charakter Friedrichs phychologisch wohl erklärlich, daß er die alleinige Schuld alles des heranstürmenden Ungemachs seinem Bruder zuschrieb, denn seine Lage schien immer verzweifelter zu werden. Sein Heer, das er zu Anfange des Feldzuges nach Böhmen geführt hatte, war jetzt bis auf 50,000 Mann zusammengeschmolzen; und während so die eigenen Kräfte noch täglich mehr schwanden, erhoben sich und wuchsen die seiner Feinde immer mehr.

Gleich am Anfange des Feldzuges, hatte ein französisches Heer, von den Niederlanden her ziehend, die preußischen Besitzungen in Westphalen, auch Ostfriesland besetzt, und war in Hannover und in Hessen eingedrungen; und überhaupt bezeichneten Schreckensspuren ihren Zug. Der Herzog von Kumberland, der die Observationsarmee in Hannover, die aus englischen, braunschweigischen und hessischen Truppen bestand, kommandirte, hatte höchst verkehrte Maaßregeln ergriffen. Er suchte sein Vertheidigungssystem so lange als möglich zu behaupten, und glaubte nicht eher als hinter der Weser festen Fuß fassen zu dürfen. Als aber die Franzosen an der Weser erschienen, nöthigten sie denselben bei Hastenbeck, unweit Hameln (den 26. Juli 1757) zu einer Schlacht, in welcher er, ob er gleich den Sieg in Händen zu haben schien, sich voreilig zurückzog und die Schlacht verlor. „Der Erbprinz von Braunschweig eroberte eine vom Feinde besetzte Batterie mit dem Degen in der Hand wieder, und zeigte durch diesen ersten Versuch, daß ihn die Natur zum Helden bestimmt habe.“ Der Verlust dieser Schlacht hätte für die Verbündeten in seinen Folgen noch verderblicher werden können, wenn die beiden französischen Generale d'Estrées und Maillebois in besserem Einverständniß gewesen wären. Der Herzog von Richelieu erhielt aber sogleich nach der Schlacht bei Hastenbeck das Kommando über die französische Armee. Dieser vollendete die Eroberung von Hannover und Hessen, drang ins Halberstädtische ein, und Kumberland ließ sich von ihm in die Herzogthümer Bremen und Verden zurückdrängen, wo er, durch die Franzosen von der Elbe abgeschnitten, keine Rettung als durch eine Capitulation vor sich sah. Diese Capitulation wurde durch den damaligen dänischen Statthalter, Grafen von Lynar, einen Pietisten, im Kloster Seven (8. Sept.) auf eine übereilte und unverständige Weise abge-

schlossen *). Diese Convention hätte Friedrich in die mißlichste Verlegenheit bringen können, wenn nicht seine Vorstellungen, die er durch den Oberst Balbi bei Richelieu machen ließ, bei demselben ein geneigtes Ohr gefunden hätten. Ueberhaupt scheinen die politischen Meinungen und anderweitige Umstände den Herzog von Richelieu im Ganzen zu einem minder energischen Auftreten gegen Friedrich veranlaßt zu haben. Nach der Convention sollten die deutschen Truppen auseinander gehen; die hannöverischen Truppen blieben jenseits der Elbe im Lauenburgischen und behielten ihre Waffen. Obgleich diese Convention weder am englischen, noch am französischen Hofe gebilligt wurde, und die Unterhandlungen über dieselbe bis zu einem glücklicheren Ereignisse namentlich von England hinausgezogen wurden, wo alsdann die im September geschlossene Convention schon im November wieder gebrochen wurde; so konnte doch die zeitige Giltigkeit und Wirksamkeit derselben verderbenbringend für den König sein. Der Herzog von Richelieu konnte jetzt mit der Reichsexecutionsarmee, welche unter dem Prinzen von Hildburghausen, vereint mit dem französischen Hilfsheere unter Soubise gegen Sachsen zog, sich vereinigen. Friedrich war nur ein kleines Heer zum Schutze Magdeburgs unter dem Herzog Ferdinand von Braunschweig übrig.

Friedrich sah also die Oestreicher in Schlesien. Die Franzosen in Verbindung mit der Reichsarmee zogen gegen Sachsen. Der österreichische General Haddik war mit einem Korps bis nach Berlin vorgedrungen und hatte die Hauptstadt gebrandtschatzt, zog sich jedoch bei Annäherung des Fürsten Moritz von Anhalt-Dessau zurück. Auch die Schweden waren mit ansehnlicher Macht von Stralsund aus durch Preußisch-Pommern bis in die Ukermark vorgedrungen. Friedrich hatte keine Truppen übrig gegen diesen Feind, denn schon hatte er

*) Friedrich erwähnt bei der Erzählung dieses Vorganges eines Briefes, den der Graf Lynar damals an einen seiner Freunde schrieb: „Der Gedanke, der in mir erwachte, diese Vereinigung zu Stande zu bringen, war eine Eingebung des Himmels. Der heilige Geist hat mir die Kraft verliehen, den Fortschritten der französischen Waffen Einhalt zu thun, wie ehemals Josua der Sonne in ihrem Laufe Stillstand gebot. Gott der Allmächtige, welcher das Weltall in seinen Händen hält, gebrauchte mich Unwürdigen dazu, daß dieses lutherische, dieses kostbare hannöverische Blut nicht vergossen, sondern geschont würde." — Unglücklicherweise hat sich der Graf Lynar nur ganz allein Beifall zuzurufen. Doch lassen wir ihn zwischen der Sonne und Josua und kehren zu wichtigeren Gegenständen zurück."

zu viele Detaschements abgesendet, da auch ein russisches Heer, 100,000 Mann stark, unter den Feldherren Approrin und Fermor seit dem Ende Juni's in Preußen eingefallen, und das Land verheerend bis nach Großjägerndorf vorgedrungen war. Friedrich hatte denselben den Feldmarschall Lehwaldt entgegengesendet. Dieser that mit seinem nur 30,000 Mann starken Heere einen verzweifelten Angriff auf den übermächtigen Feind, wurde aber bei Großjägerndorf völlig auf's Haupt geschlagen. — In zwei Schlachten vom Glücke verlassen, von allen Seiten durch übermächtige Feinde bedrängt, von seinen Bundesgenossen verlassen und die eigene Kraft zersplittert und niedergehalten, schien Friedrichs starker Geist selbst einen Augenblick seinen Schwerpunkt verlieren zu wollen, denn er war tief ergriffen von all dem übermäßigen Ungemach, das über ihn hereinbrach; ein Geist finsterer Schwermuth bemächtigte sich seiner, da allen menschlichen Berechnungen zufolge sein Untergang unausbleiblich, und das von ganz Europa bewunderte Unternehmen zernichtet schien, denn es lag in der Hand der Russen ihren Sieg kräftig zu benützen, und so von hier aus der Sache den Ausschlag zu geben. Allein in diesem Augenblick retteten ihn die russischen Generale und bald zeigte sich wieder die Schnellkraft seines unbeugsamen Geistes, der sich in raschen Thaten kundgab. Sein Geist war größer als sein Unglück, und unter allen Stürmen befestigte sich in ihm der muthige Entschluß, in einer Schlacht zu siegen oder zu sterben. Er entwarf seinen Plan im Allgemeinen zum Vertheidigungskriege, faßte aber dabei den Vorsatz, während die anderen Heeresabtheilungen die geringeren feindlichen Truppen beschäftigten, die österreichische Hauptmacht anzugreifen, wo möglich, zu schlagen und nach Böhmen zu werfen. Die Versuche, den Prinzen Karl von Lothringen zur Schlacht zu bewegen, blieben jedoch vergebens. Friedrich mußte sie aufgeben und er sah sich genöthigt, sich gegen die Saale zu wenden, um sich dem, von dem Prinzen von Hildburghausen befehligten Reichsheere, dem sich die Franzosen unter Soubise angeschlossen, entgegenzustellen.

Friedrich hatte einen Theil seiner Truppen unter dem Herzog von Bevern, in Schlesien zurückgelassen, sie konnten aber das Vordringen der Oesterreicher nicht verhindern. Der König selbst rückte, nachdem er bei Dresden zu dem Fürsten Moritz von Dessau gestoßen war, gegen die Saale vor, mit dem Entschluß, das daselbst vereinigte feindliche Heer anzugreifen. Aber er fand dasselbe nicht, sondern erfuhr, daß es, einer Schlacht ausweichend, sich nach Gotha zurückziehe. Zur Beobachtung des Herzogs von Richelieu, und zur

Deckung von Magdeburg war, wie schon erwähnt, eine nicht sehr beträchtliche Heerschaar unter dem Herzog von Braunschweig gegen Halberstadt hin entsendet worden. An der Saale war Fürst Moritz von Dessau mit einer andern Truppenabtheilung, um nach Umständen, entweder den Herzog Ferdinand oder den König zu unterstützen, oder auch den Bewegungen des Generals Marschall in der Lausitz zu begegnen. — Da die vereinigten feindlichen Truppen einer Schlacht auszuweichen schienen, so beschloß der König, um die von dem Generale Haddik bedrohte Mark Brandenburg zu schützen, sich wieder hinter die Saale zurückzuziehen, und sich dem, vom Feinde bedrohten Berlin, zu nähern, als die Nachricht eintraf, daß Haddik dasselbe wieder verlassen, und es wär nun Friedrichs Absicht, nach Schlesien zu ziehen, als er jetzt wieder erfuhr, daß das vereinigte feindliche Heer gegen die Saale vorrücke, und er faßte den Entschluß, sich schnell wieder gegen Thüringen zu wenden. Er übertrug daher die Anführung der Truppen gegen Prinz Karl von Lothringen dem Herzoge von Bevern, „welchem er den General Winterfeldt, auf den er eigentlich sein Vertrauen setzte, beiorderte; vernehmlich empfahl er diesen, die Gränzen Schlesiens sorgfältig zu decken.“ Nachdem Friedrich den Fürsten Moritz von Dessau und den Herzog von Braunschweig an sich gezogen hatte, brach er den 30. Oktober mit 22,000 Mann gegen das 61,000 Mann starke vereinigte feindliche Heer auf.

Unter den Verbündeten und deren Heerführern herrschte zwar Uneinigkeit und Zwiespalt in den Planen und deren Ausführung, aber nichts desto weniger eine beinahe an Fahrlässigkeit gränzende Zuversicht, die aus dem Bewußtsein der Ueberlegenheit an Truppenmacht entsprang. Der preußische Reiterheerführer Seidlitz hatte durch seine taktische Ueberlegenheit und durch die Schnelligkeit in seinen Bewegungen die Verbündeten zurückgedrängt, und manche Vortheile des Terrains errungen. Den 5. November kam es endlich zur Schlacht bei Roßbach unweit Merseburg.

Schlacht bei Roßbach, 5. November 1757.

Es war 2½ Uhr Nachmittags, und die Preußen waren noch nicht aus dem Lager gerückt, als der König mit Mühe überzeugt wurde, daß der Feind zum Angriff heranrücke, und „vorwärts" erschallte der Befehl. Die erste Bewegung der Preußen wurde theils von den feindlichen Generalen übersehen, theils für einen Rückzug nach Merseburg gehalten, und als man nun die erstern bereits umgangen zu haben glaubte, hatten sich dieselben in einer glücklichen Stellung formirt, und machten einen raschen Angriff. Seidlitz drang mit seinen Reitern ein, warf die feindliche Reiterei zurück, die in größter Verwirrung die Flucht ergriff, und auch die von der Reiterei verlassene, und dem schweren Geschütze der Preußen ausgesetzte Infanterie konnte nicht lange Stand halten. Kaum hatte das Feuer aus dem kleinen Gewehre eine Viertelstunde gedauert, als auch sie in der größten Verwirrung die Flucht ergriffen. Seidlitz, der diesen Augenblick erwartet hatte, jagte den fliehenden Truppen nach und machte viele Gefangene. Einige französische Brigaden versuchten noch einmal einen Angriff zu machen, mußten sich jedoch größtentheils ergeben, und nun war der Rückzug allgemein, der durch die einbrechende Nacht begünstigt wurde. Indeß wurden gegen 5000 Gefangene gemacht.

Wieder hatte sich also das Glück auf die Seite des Talentes und der Kraft geneigt, und dieser Sieg ward erfolgreich für den verloren geglaubten Friedrich. Die Stimme des deutschen Volkes nahm nun allgemein Partei, wenn auch nicht für die Sache Friedrichs, aber doch für den Helden, der zwar für den Augenblick besiegt, aber nie überwunden werden konnte, und der Sieg bei Roßbach ward von Vielen als ein Sieg der Nationalehre, als ein Triumph deutscher Waffen gegen französische Macht angesehen. Man spottete wegen der Schlacht bei Roßbach der französischen Nation und Armee, aber dieser Spott hätte eher den Prinzen von Soubise und die zierlichen Offiziere treffen sollen, die ihre Stellen nicht dem Verdienste, sondern der Geburt oder der Gunst der Mätressen verdankten. Friedrich selbst sagt: „Die Art, mit welcher der französische Hof das Verdienst seiner Feldherren belohnte, schien auffallender als alles andere. D'Estrées wurde zurückberufen, weil er die Schlacht bei Hastenbeck gewonnen, und Soubise wurde bald darauf zum Marschall von Frankreich ernannt, weil er die Schlacht bei Roßbach verloren hatte." — Nichts destoweniger ragt aber Friedrichs Heldengröße, wenn auch durch die Macht der Verhältnisse gehoben, hervor*).

Hatte also Friedrich jetzt einen Theil seiner Feinde niedergeschlagen, und einen für seinen Waffenruhm höchst glorreichen Sieg über die Franzosen errungen, so waren die weiteren Folgen dieses Sieges noch um so bedeutender, denn er hatte die unbesiegbare Wunderkraft des beinahe ganz Europa bekämpfenden Helden bewähret, und wie ihm dieser Sieg Bundesgenossen in den Herzen des deutschen Volkes erwarb, so mahnte er auch seine äußerlich Verbündeten zum festern Anschlusse und zur kräftigern Hilfeleistung, ohne welche der Geist hätte untergehen müssen in der Masse äußerer Kräfte. — Georg II. hatte sich bald genöthigt gesehen, William Pitt abermals in's Ministerium zu rufen. Pitt hatte vor der

---

*) Napoleon sagt von der Schlacht bei Roßbach: „Das Resultat dieser Schlacht ist keineswegs außerordentlich; 22—26,000 Preußen, auserlesene und gut angeführte Truppen, mußten 45—50,000 Reichs- und französische Truppen, welche so erbärmlich kommandirt wurden, schlagen. Was aber erstaunenswürdig und schändlich ist, ist, daß sie durch sechs Bataillone und dreißig Schwadronen geschlagen wurden. Keine Armee von solchen Truppen zusammengesetzt, deren Geist und Muth so schwach war, dürfte einen Flankenmarsch einer wohlorganisirten Armee gegenüber unternehmen."

Schlacht bei Roßbach das Parlament auf den 15. November berufen; als aber die Nachricht von der Schlacht kam, schob er die Sitzung auf vierzehn Tage hinaus, obgleich kein Beispiel einer solchen Vertagung in der englischen Geschichte war. In der Zwischenzeit machte er einen Entwurf zur kräftigen Mitwirkung mit Preußen, zu welchem Zwecke ihm Friedrich seinen Plan mitgetheilt hatte. Die nächste Folge der neuen Wendung der Dinge war nun, daß der Hof von St. James, die französischer Seits einige Tage nach der Schlacht von Roßbach erfolgte Genehmigung der Convention von Kloster Seven, jetzt gänzlich verweigerte. Es war beschlossen, das hannöverische Heer, „welches zu entwaffnen die Franzosen aus Unüberlegtheit und Leichtsinn vernachläßigt hatten" — wieder in Bewegung zu setzen, um die Franzosen aus Hannover zu vertreiben. Der Oberbefehl über das Heer war dem Herzoge Ferdinand von Braunschweig, „dessen mit größtem Rechte erworbener Ruhm sich durch ganz Europa verbreitet hatte," übergeben. Pitt, der Stimme der englischen Nation und seiner eigenen Ueberzeugung folgend, hatte die Continental-Verbindung mit dem größten Eifer ergriffen und verfolgte sie mit Standhaftigkeit, indem er die Leistung des Krieges in Deutschland mit seinen andern Entwürfen verband, und nie sah sich Friedrich in der durchgreifenden Einheit und Schnelligkeit seiner Thaten durch einen Bundesgenossen weniger gehindert, als während seines Ministeriums, weil er, frei von aller Engherzigkeit und Kleinlichkeit, die Einzelheiten des Krieges ꝛc. ganz „dem wundervollen Mann," wie er ihn nannte, überließ. Der Herzog von Bevern und Winterfeldt waren in Schlesien geblieben, um die Oesterreicher zu beschäftigen, bis Friedrich wiederkäme. Mit 45,000 Preußen sollten hier 90,000 Oesterreicher in Schach gehalten werden; dieß war allerdings eine schwierige Lage, zumal da die hier versammelten Truppen, die durch die Niederlage von Kollin verlorne Spannkraft nicht wieder erhalten, wie dieselbe durch den König und seine energischen Maaßregeln bei seinem Truppentheile wiederhergestellt war. Der Herzog von Bevern glaubte sich also zurückziehen zu müssen, und wich von seinem Posten, wobei es die Oesterreicher an Scharmützeln nicht fehlen ließen. Die letzteren waren nach dem Siege, den sie bei Görlitz errungen (wobei Friedrichs Liebling, Winterfeldt *) fiel), unter den Prinzen Karl von

*) Als Friedrich den General Winterfeldt zu der Armee des Herzogs von Bevern schickte, entließ er ihn mit den Worten: „Bald hätte ich

Lothringen und dem Feldmarschall Daun in Schlesien eingebrochen, hatten Schweidnitz erobert, den Herzog von Bevern besiegt und alsdann gefangen genommen, und Breslau zur Uebergabe genöthigt. Von der hineingeworfenen, 5000 Mann starken Besatzung, gingen 4818 Mann zu den Oesterreichern über, in der Meinung, es sei nunmehr doch mit dem Könige von Preußen vorbei, die Uebrigen zogen sich zu den Truppen des Herzogs von Bevern nach Glogau zurück. — Durch die Eroberung von Schweidnitz und Breslau schien der Besitz Schlesiens für die Preußen gänzlich gefährdet, und nur schnelle Hilfe konnte noch Rettung verschaffen. Da war des Königs Entschluß bald gefaßt; er eilt von der Unstrut an die Weser um das Schicksal Schlesiens, ja das seines ganzen Landes zu entscheiden. Am 28. November kam er bei Parchwitz an der Katzbach an. Die Unglücksnachrichten, die er schon auf dem Marsche erfahren, erhoben die Kraft seines Geistes mehr, als sie dieselben beugten. „Unter diesen Umständen war nichts kostbarer als die Zeit; es war kein Augenblick zu verlieren, die Oesterreicher mußten unverzüglich ange-

---

vergessen, Ihm seine Instruktion zu geben. Nur diese weiß ich für Ihn, erhalte Er sich mir." Und in der That erfreute sich Winterfeldt einer fast übermäßigen Gunst des Königs, die ihm manche Widersacher zuzog, zumal da er neben der Lebhaftigkeit seines Geistes der Hofintrigue nicht fremd zu sein schien. — Bei der Nachricht von dem Tode Winterfeldts, rief Friedrich mit sichtbarer Rührung aus: „Ich werde Mittel gegen die Menge meiner Feinde, aber wenige Winterfeldte mehr finden." — So sang auch der preußische Grenadier in dem ächt volksthümlichen Siegesliede auf die Schlacht bei Roßbach:

— „Vom sternenvollen Himmel sah'n
Schwerin und Winterfeldt,
Bewundernd den gemachten Plan,
Gedankenvoll den Held."

„Gott aber wog bei Sternenklang
Der beiden Heere Krieg,
Er wog, und Preußens Schaale sank,
Und Oestreichs Schale stieg."

Der Schlußvers:

— „Jetzt folgen wir dem Menschenfreund,
Den Blick gekehrt nach Wien,
Und schlagen einen andern Feind,
Und lassen diesen zieh'n.

griffen werden, es mochte kosten was es wolle. Man mußte sie aus Schlesien vertreiben oder auf den Besitz dieser Provinz auf immer verzichten. Die Truppen, welche bei Glogau über die Oder zurückgingen (jetzt unter Zithen), konnten sich erst den 2. December mit denen des Königs vereinigen. Diese Truppen waren entmuthigt und von der erlittenen Niederlage gebeugt. Man faßte die Offiziere bei der Ehre; man rief ihnen die früheren Thaten in's Gedächtniß, und man suchte die traurigen Bilder zu verwischen, deren Andenken noch frisch war; selbst der Wein wurde ein Hilfsmittel, diese niedergedrückten Gemüther wieder emporzuheben. Der König redete die Soldaten an, und ließ ihnen unentgeldlich Lebensmittel reichen. Alle nur ersinnlichen Mittel wurden erschöpft, um bei den Soldaten dasjenige Vertrauen wieder zu erwecken, ohne welches alle Hoffnung auf den Sieg vergebens ist. Schon fingen die Physiognomien an sich zu erheitern, und diejenigen, welche die Franzosen bei Roßbach geschlagen hatten, überredeten ihre Kameraden, Muth zu fassen. Einige Ruhe stellte die Kraft der Soldaten wieder her, und die Armee war bereit bei der ersten Gelegenheit den Makel vom 22. November wieder abzuwaschen. Der König suchte diese Gelegenheit und bald fand sie sich."

Friedrich war entschlossen die an Kriegsmacht weit überlegenen Oesterreicher anzugreifen, „und ständen sie auch auf den Kirchthürmen von Breslau," denn nur in der Energie und Schnelligkeit der Maßregeln lag noch Rettung. Nochmals versammelt er seine Generale und Stabsoffiziere, und überzeugt von der Macht der Rede, sprach er zu ihnen: „Ihnen, meine Herren, ist es bekannt, daß es dem Prinzen Karl von Lothringen gelungen ist, Schweidnitz zu erobern, den Herzog von Bevern zu schlagen und sich Meister von Breslau zu machen, während ich gezwungen war, den Fortschritten der Franzosen und Reichsvölker Einhalt zu thun. Ein Theil von Schlesien, meine Hauptstadt und alle meine dort befindlich gewesenen Kriegsbedürfnisse sind dadurch verloren gegangen, und die Bedenklichkeit meiner Lage würde auf's Höchste gestiegen sein, setzte ich nicht ein unbegränztes Vertrauen in Ihren Muth, Ihre Standhaftigkeit und Ihre Vaterlandsliebe, die Sie bei so vielen Gelegenheiten mir bewiesen haben. Ich erkenne diese dem Vaterlande und mir geleisteten Dienste mit der innigsten Rührung an. Es ist fast keiner unter Ihnen, der sich nicht durch eine große, ehrenvolle Handlung ausgezeichnet hätte, und ich schmeichle mir daher, sie werden bei sich ereignender Gelegenheit nichts an dem mangeln lassen, was der Staat von Ihrer Tapferkeit zu fordern berechtigt ist. Dieser Zeitpunkt rückt

heran; ich würde glauben nichts gethan zu haben, ließ ich die Oesterreicher in dem Besitze von Schlesien. Lassen Sie es sich also gesagt sein: ich werde gegen alle Regeln der Kunst, die dreimal stärkere Armee des Prinzen Karl angreifen, wo ich sie finde. Es ist hier nicht die Rede von der Anzahl der Feinde, noch von der Wichtigkeit ihres gewählten Postens; alles dieses, hoffe ich, wird die Herzhaftigkeit meiner Truppen und die richtige Befolgung meiner Dispositionen zu überwinden suchen. Ich muß diesen Schritt wagen, oder es ist Alles verloren; wir müssen den Feind schlagen, oder uns alle vor seiner Batterie begraben lassen. So denke ich — so werde ich handeln. Machen Sie diesen meinen Entschluß allen Offizieren der Armee bekannt; bereiten Sie den gemeinen Mann zu den Auftritten vor, die bald folgen werden, und kündigen Sie ihm an, daß ich mich berechtigt halte, unbedingt Gehorsam von ihm zu fordern. Wenn Sie übrigens bedenken, daß Sie Preußen sind: so werden Sie gewiß dieses Vorzugs sich nicht unwürdig machen; ist aber Einer oder der Andere unter Ihnen, der sich fürchtet, alle Gefahren mit mir zu theilen, so kann er noch heute den Abschied erhalten, ohne den geringsten Vorwurf von mir zu vernehmen."

Als der König die Begeisterung sah, die diese seine, am Schlusse etwas biblische, Anrede bewirkte, fuhr er, heiter lächelnd, fort: „Schon im Voraus hielt ich mich überzeugt, daß keiner von Ihnen mich verlassen würde; ich rechne also ganz auf ihre treue Hilfe und auf den Sieg. Sollte ich bleiben und Sie für Ihre mir geleisteten Dienste nicht belohnen können, so muß das Vaterland es thun. Gehen Sie nun in's Lager und wiederholen Sie Ihren Regimentern, was Sie jetzt von mir gehört haben." — Das Regiment Kavallerie, sagte er endlich, welches nicht alsbald, wenn es befohlen wird, sich unaufhaltsam in den Feind stürzt, lasse ich sogleich nach der Schlacht absitzen, und mache es zu einem Garnison-Regimente. Das Bataillon Infanterie, das, es treffe worauf es wolle, nur zu stocken anfängt, verliert die Fahnen und die Säbel, und ich lasse ihm die Borten von der Montirung abschneiden. Nun leben Sie wohl, meine Herren; in Kurzem haben wir den Feind geschlagen, oder wir sehen uns nie wieder."

Den 4. December rückte die Armee von Parchwitz nach Neumarkt. Hier erfuhr man, daß Prinz Karl, trotz dem Widerspruche Daun's und anderer Generale sein festes Lager bei Breslau verlassen habe, und den Preußen entgegen komme. Am folgenden Tage (5. December) früh um vier Uhr, noch in der Dunkelheit, brach man auf, und

einige Stunden darauf erblickte man in der Gegend des Dorfes Leuthen den Feind, dessen Schlachtordnung beinahe eine ganze deutsche Meile einnahm. „Der König freute sich, den Feind in einer Stellung zu finden, die seine Unternehmung erleichterte: denn er war nun einmal genöthigt und auch entschlossen, die Oesterreicher überall anzugreifen, wo er sie fände.“ Schnell waren seine Plane gefaßt. Er wählte in dieser Schlacht zum erstenmale die schräge Schlachtordnung. Er machte verstellte Bewegungen gegen des Feindes rechten Flügel, während seine Absicht auf den linken gerichtet war. Mit großer Besonnenheit und Umsicht wachte Friedrich an diesem Tage besonders über Alles, was Gefahr bringen könnte; und daß der von ihm beabsichtigte Angriff nicht etwa von irgend einer Seite oder auf irgend eine Weise unerwartet gestört werden möchte, wie dieß sonst bei seinen meisten Schlachten, auch wo er Sieger war, geschah. — So griff man den linken Flügel der Oesterreicher an, der bald geworfen ward. Frische Regimenter kamen den Geworfenen beständig zu Hilfe, wurden aber stets, als sie sich kaum formirt, ebenfalls zurückgeworfen; endlich wurde auch der Besitz des vor der Mitte der feindlichen Stellung gelegenen Dorfes Leuthen nach hartem Widerstande erkämpft. Noch indeß stand die Schlacht, bis ein abgeschlagener Angriff der Reiterei des rechten Flügels der Oesterreicher Alles in Verwirrung brachte. Ein österreichisches Regiment fiel auf das andere. Die Linie wurde auseinandergesprengt, und die Unordnung ward allgemein. Viele tausend von den kaiserlichen Truppen konnten zu keinem Schuß kommen; sie wurden mit dem Strome der Verwirrung fortgerissen, und als die übrigen, die schmähliche Niederlage der eigenen Reiterei gewahrten, warfen sie größtentheils die Gewehre von sich und ergriffen die Flucht. In wilder Unordnung geschah diese über das Schweidnitzer Wasser zurück. Die preußische Kavallerie verfolgte sie und machte viele Gefangene, und nur einige, hinter dem Flusse aufgepflanzten Geschütze, machten es den Oesterreichern möglich, eine Art Nachhut zu bilden, und die einbrechende Nacht, verbunden mit Nadasdy's guten Anstalten, mäßigten das Unglück der Flucht. Die Sieger drangen bis Sara vor, und Friedrich nahm sein Hauptquartier in Lissa, um den folgenden Tag Breslau einzuschließen, indeß Ziethen das geschlagene Heer, bei welchem noch mehrere Tage nach der Schlacht der Zustand der Auflösung und Unordnung fortdauerte, bis nach Böhmen hin verfolgte.

Die Schlacht bei Leuthen oder Lissa (den 5. Dec. 1757) kostete dem Könige 6000 Mann; die Oesterreicher verloren 27,000 Mann, 116 Geschütze, 51 Fahnen und 4000 Wagen. Der König, kurz zuvor noch dem Verderben nah, war jetzt furchtbarer als je, denn er hatte gegen eine ungewöhnliche Uebermacht seiner Feinde gesiegt, und mit einem Schlage die für ihn so ungünstigen Verhältnisse wieder ausgeglichen. Der kurz zuvor noch siegreiche, stolze Prinz Karl von Lothringen sammelte eilends die Ueberbleibsel seines geschlagenen Heeres, und zog sich nach Böhmen zurück. Die Wiener spotteten seines Unglücks bei Lissa mit so beißendem Witze, daß er deßhalb den Oberbefehl niederlegte *). Breslau wurde nun von Friedrich, des einbrechenden Winters ungeachtet, belagert, nach vierzehn Tagen erobert, und nun war mit Ausnahme von Schweidnitz wieder ganz Schlesien von den Preußen in Besitz genommen.

*) Nichts destoweniger ward in Oesterreich bekannt gemacht: „Daß Niemand sich unterstehen solle, wegen dieser Schlacht übel von dem Prinzen zu reden, weil er, als er das Treffen geführet, nur die kaiserlichen Befehle ausgeführt habe." Sonderbare Art — bemerkt hier Schlosser in seiner trefflichen Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts — die öffentliche Meinung zu leiten!

So hatte Friedrich in dem denkwürdigen Feldzuge von 1757, das Geschick von Kollin siegreich überwunden, indem sein rasches Genie dem Feinde den blutigen Lorbeer entriß. Sechs Hauptschlachten und kleine Scharmützel waren in diesem Feldzuge gefochten worden, und Schlesien war behauptet, die in Preußen wieder eingedrungenen Feinde wieder zurückgedrängt worden. Im Osten, im Süden und im Westen hatten sich zu Anfange des Feldzuges furchtbare Heermassen gegen ihn bewegt, und waren diese auch noch nicht ganz zerstreut, so waren dennoch Roßbach und vornehmlich Leuthen Schreckensworte für dieselben, die ihre äußere Macht um Vieles verringerten. „Den 6ten Januar bezogen die Truppen Winterquartiere, und der König blieb zu Breslau, um selbst auf Alles ein wachsames Auge zu haben, um das Nöthige vorzubereiten, damit die Armee wieder hergestellt und in gutem Zustande den nächsten Feldzug frühzeitig eröffnen könne."

„Nie war ein Feldzug furchtbarer an plötzlichen Schicksalswendungen gewesen, als der eben erzählte. Das unerklärliche Ungefähr, welches die Kriegsbegebenheiten beherrscht, hatte mit den Schicksalen der kriegführenden Mächte den muthwilligsten Spott getrieben, bald die Preußen mit dem glänzendsten Glücke begünstigt, bald sie in einen Abgrund des Unglücks gestürzt. Die Russen hatten in Preußen eine Schlacht gewonnen, und ziehen sich aus diesem Königreiche weg, als wären sie geschlagen worden! Die Franzosen, im Begriffe, den Herzog von Kumberland zu entwaffnen, schienen in Deutschland Gesetze vorschreiben zu können; aber kaum dauerte es so lange, als sich diese Nachricht in Europa verbreiten konnte, als man die Niederlage einer ihrer Armeen erfährt, und jenes Heer des Herzogs von Kumberland, dessen Dasein man schon nicht mehr glaubte, gleichsam wieder neu erstehen sieht. Diese Folgen entscheidender und nachtheiliger Begebenheiten hatte Europa gleichsam betäubt, in den Entwürfen sah man Ungewißheit. Plane wurden eben so schnell vereitelt als gefaßt, und zahlreiche Schaaren waren fast in einem einzigen Tage völlig zu Grunde gerichtet. Man bedurfte einiger Augenblicke Ruhe, damit die Leute sich wieder fassen und jede Macht kaltblütig die Schläge überlegen konnte. Auf der einen Seite gab brennende Rachgier, gekränkter Ehrgeiz, Mißbehagen und Verzweiflung den Kaisern und Königen, die den großen Bund bildeten, die Waffen wieder in die Hand, auf der andern Seite ward Preußen durch die Nothwendigkeit, den Krieg fortzusetzen und durch einige Hoffnungsstrahlen angefeuert, die äußersten Kräfte anzuwenden, um sich zu erhalten. Ein neuer Gährungsstoff brachte einen neuen Grad von Thätigkeit

in die Politik, und jeder Hof rüstete sich, den Krieg mit größerer Wuth, Erbitterung und Hartnäckigkeit als vorher fortzuführen." So Friedrich in seinem Geschichtswerke.

Beobachten wir nun Friedrichs Stimmung während der Kriegsbegebenheiten, wie sie sich in den Briefen an seine Freunde, namentlich an d'Argens ausspricht. Im Oktober 1756 an den Marquis d'Argens: „Meine Truppen, lieber Marquis haben alle Tapferkeit aufgeboten. Ich armer Philosoph habe soviel Antheil daran, als ein Mann gegen 25,000. — Ich beklage die Folgen der Erderschütterung, die alle Köpfe in Europa schwindelnd gemacht hat, und wünsche Ihnen Ruhe, Gesundheit und Zufriedenheit." An denselben im Juni 1757: „Bedenken Sie, mein lieber Marquis, daß der Mensch mehr Gefühl als Vernunft hat. Ich habe den dritten Gesang des Lucrez gelesen und wieder gelesen, aber ich habe daran nur gefunden, daß dieß Uebel nothwendig und das Widerstreben fruchtlos ist. Die Linderung meines Schmerzens finde ich in der täglichen Arbeit, die ich zu verrichten genöthigt bin, und in den beständigen Zerstreuungen, die mir die Menge meiner Feinde bietet. Hätte ich bei Kollin das Leben verloren, so befände ich mich jetzt in einem Hafen, wo ich keine Stürme mehr zu fürchten hätte. Aber nun muß ich auf diesem aufgeregten Meere schwimmen, bis ein kleiner Winkel Erde mir das Wohlsein gibt, welches ich auf dieser Welt nicht finden konnte. Leben Sie wohl, mein Theurer, ich wünsche Ihnen die Gesundheit und alle die Arten von Glück, deren ich entbehren muß." An denselben den 19. Juli: „Sehen Sie mich, mein lieber Marquis, als eine Mauer an, auf welche seit zwei Jahren durch das Mißgeschick Breche geschossen worden. Ich werde von allen Seiten erschüttert. Häusliche Unglücksfälle, geheime Leiden, öffentliche Noth, neu bevorstehende Plagen, das ist mein täglich Brod. Glauben Sie aber nicht, daß ich nachgebe. Lösten sich alle Elemente auf, so würde ich mich unter ihren Resten eben so kaltblütig begraben, wie ich Ihnen jetzt schreibe. In so heillosen Zeiten muß man sich mit Eingeweiden von Eisen und einem ehernen Herzen versehen, um alle Empfindsamkeit los zu werden. Jetzt ist die Zeit zum Stoicismus. Die armen Schüler des Epikur würden in diesem Augenblicke auch nicht ein Wort von ihrer Philosophie anzubringen vermögen. Der nächste Monat wird schrecklich werden, und sehr entscheidend für mein armes Land. Ich für meine Person, fest entschlossen, es zu retten, oder mit ihm zu Grunde zu gehen, habe mir eine Denkart angeeignet, wie sie sich für solche Zeiten und Verhältnisse schickt. Nur mit den Zeiten des

Marius, des Sylla, der Triumvirate und mit den wüthendsten und grimmigsten Ereignissen der Bürgerkriege, läßt sich unsere Lage vergleichen. Sie sind zu weit entfernt von hier, um sich von der Krisis einen Begriff machen zu können, in der wir uns befinden, und von den Gräueln, die uns umgeben. Denken Sie doch nur, ich bitte Sie, die mir sehr theuern Personen, die ich so nach und nach verloren und die Widerwärtigkeiten, die ich mit großen Schritten auf mich zukommen sehe. Was fehlt mir noch wohl, um nicht völlig in der Lage des geplagten Hiobs zu sein? Meine sonst schwache Gesundheit erträgt, ich weiß nicht wie, alle diese Stürme, und ich erstaune, wie ich in Lagen ausharre, die ich vor drei Jahren nicht anders als mit Schaudern betrachtet hätte. Das ist freilich ein Brief, an dem Sie wenig Freude und wenig Trost finden werden; allein ich schütte Ihnen mein Herz aus, und schreibe mehr um dieses zu erleichtern, als um Sie angenehm zu unterhalten. Schreiben Sie mir doch zuweilen und seien Sie von meiner Freundschaft versichert. Leben Sie wohl. Die Philosophie, mein Freund, ist gut um vergangene oder künftige Uebel zu lindern, aber wider gegenwärtige Uebel kömmt sie nicht auf." Und als nach gehäuftem Unglück sich jene Schwermuth immer mehr in seinem Innern festzusetzen schien, und er sogar den Entschluß faßte, wenn Alles verloren wäre, wie Hannibal sein Leben freiwillig zu enden, schrieb er jenes schöne Gedicht an d'Argens, das eben so sehr seine damalige Stimmung zeigt, als es auch die Eigenheit seines zeitigen Charakters, sich in eine einmal gefaßte Denkart immer mehr hineinzuarbeiten, trotz dem Widerspruche mit seinen Handlungen und den sich dadurch äußernden Entschlüssen und Gesinnungen. So beginnt dieses Gedicht, datirt Erfurt am 23. September: „Nun endlich ist das Loos geworfen, Freund! Ermüdet von dem Schicksal, das mich quält, und von der Last des Unglücks, die mich beugt, führ' ich nun rasch zum Ziele mich, das unser aller Mutter, die Natur, den kummervollen Tagen meines Daseins setzte. Mit festem Herzen, unverwandtem Blick geh' ich nun bald zum frohen Hafen hin, der vor des Schicksals Sturm mich sichern soll ꝛc. Lebt wohl, ihr trügerischen Heldenkränze, zu theuer wird der Nachwelt Lob verkauft. — Lebt wohl, ihr Träume, Größe, lebe wohl ꝛc. ꝛc." Auch an Voltaire, der von dem verzweifelten Entschlusse Friedrichs benachrichtigt war, und den alten Briefwechsel wieder angeknüpft hatte, schrieb Friedrich den 9. Okt.: „Genug, ich bin ein Mensch, zu Leiden nur bestimmt, doch des Geschickes Strenge trotzt mein Muth. —

Aber bei diesen Gesinnungen bin ich weit davon entfernt, den Kato und Otho zu verdammen. Letzterer hatte in seinem Leben weiter keinen schönen Augenblick als den, im welchem er starb.

Wenn ich Voltaire wäre, Freund!
Dann häuft ich keinen Schatz und schlüge keinen Feind!
Zufrieden mit dem Nöthigen
Und froh bei meinem Wenigen,
Sah' ich die Göttin Glück mit ihren leichten Schwingen
Hier flattern, weit von mir,
Zu einem Fürsten, oder dir,
Euch, was sie hat, zu überbringen!

Die Kleinigkeiten, die Gesetze,
Nach denen man im Schooß der Größe, leben muß,
Die Last der Pflichten, das Geschwätze
Der Schmeichler, und den kalten Kuß
Der Höflichkeit, die man verschwenden soll,
Die Kleinigkeiten kenn' ich wohl.

Das stolze Nichts der eitlen Ehre
Veracht' ich, König und Poet!
Wenn Atropos mit ihrer Scheere
Mein Schicksal endigt einst, und meine Majestät
Im Grabe ruht, was liegt daran,
Ob mich, als einen großen Mann
Auch noch des Enkels Enkel kennt?
Und ob er meinen Namen nennt?
Nur einen Augenblick der Freude sich ergeben
Ist mehr, als tausend Jahr in der Geschichte leben.

Was haben Wir, wir Großen? haben wir
Beneidenswürdiges Geschick?
Vom Krönungstage an ist Arbeit unser Glück
Und Tadel unser Lohn!
Auf Rasen seh' ich mit Vergnügen
Den muntern Scherz, die Freude liegen
Weit ab von meinem Thron!
Und müde nun, dem Staat, als König nur zu dienen
Und nun entschlossen, frei zu sein,
Steig' ich herab, begebe mich zu ihnen,
Und mische mich in ihre Reih'n!

O guter Himmel, welche Wonne!
Die Welt ist schön und hell die Sonne!
Weg, o ihr Helden, weg von diesem Freudenchor!
Wer zöge Frieden nicht dem Kriege,
Wer ein besiegtes Herz nicht einem großen Siege,

Wer eine stille Flur nicht einem Lager vor?
So macht das Glück mir keine Sorgen.
Es schmeichle mir, es liebe mich!
Ihm sollt' ich huldigen? Nein! ungestört schlaf' ich
In jeder Nacht, bis an den Morgen!

Sein aber alles das, was du bist, darf ich nicht,
Denn, Lieber! unser Stand bestimmt uns unsre Pflicht!
Voltaire darf, vom Lärm des Krieges weit,
In seiner stillen Schäferhütte
Bei einem Volke, das die Sitte
Der Väter liebt, und Ehrlichkeit,
Der strengsten Tugend ganz ergeben,
Ein Plato sein, nach seinem Willen leben!
Ich aber, Freund! berufen auf den Thron,
Ich, welchem Sturm und Ungewitter droh'n,
Muß eines Helden Ruhm erwerben,
Muß retten mich, und Volk und Staat
Vom Untergang und vom Verderben,
Muß in der Menschenschlacht und im geheimen Rath
Als König denken, leben, sterben! *)

Doch nach der Schlacht bei Roßbach schrieb der König an d'Argens: „Dieses Jahr ist schrecklich für mich gewesen. Ich wage und unternehme das Unmögliche, um den Staat zu retten; aber in Wahrheit, um zu meinem Endzweck zu gelangen, bedarf ich mehr als je der Hilfe des Glückes; die Schlacht vom 5. November war sehr glücklich ꝛc. — Ich habe eine entsetzliche Menge Verse gemacht, die Sie, wenn ich lebe, im Winterquartier sehen, oder wenn ich umkomme, erben sollen. Jetzt werden unsere guten Berliner weder von den Oesterreichern noch von den Schweden einen Besuch zu befürchten haben. Die gewonnene Schlacht gewährt mir nur den Vortheil, mich ohne Gefahr andern Feinden entgegenzustellen. So sind die Zeiten und dieser Krieg wird in der Geschichte gewiß Epoche machen. Ihre Franzosen haben Grausamkeiten verübt, die der Pandaren würdig sind, es sind verächtliche Plünderer ꝛc. Leben Sie wohl, lieber Marquis; vermuthlich liegen Sie im Bette, wachsen Sie nicht darin an, und erinnern Sie sich, daß Sie mich im Winterquartiere besuchen wollen. Sie haben indessen noch Zeit auszuruhen, denn noch weiß ich nicht, wo ich Sie werde sehen können. Ich habe das

*) Nach Gleims etwas freien Uebersetzung in dessen gesammelten Schriften. Carlsruhe 1820. 4. Band. S. 94.

Schicksal des Mithridates: es fehlen mir nur zwei Söhne und eine Monima."

Während Friedrich im Winterquartiere scheindar äußerlich ganz sorglos, bloß der Muse und dem höhern geselligen Vergnügen lebte, entging seinem allumfassenden Blicke nichts, was auf seine Lage Bezug hatte. Obgleich er aus dem letzten Feldzuge in vollem Siegesglanze hervorgegangen war, so war seine Macht dennoch vielfach durch die großen Anstrengungen und hinzugekommene Unfälle geschwächt worden. Es mußte ihm also ein Friede unter gewissen Bedingungen vollkommen erwünscht sein, und er schickte deßhalb den, in preußische Gefangenschaft gerathenen Fürsten Lobkowitz nach Wien ab, mit folgendem nach Inhalt und Form merkwürdigen Briefe an die Kaiserin Maria Theresia: „Ich schreibe diesen Brief, gewiß zu einer sehr ungelegenen Zeit. Denn Sie haben in der That alle Ursache, ungehalten über mich zu sein. Allein nie konnte ich das Gefühl der Hochachtung unterdrücken, welches ich für eine Fürstin von so seltenem Verdienste hege. Beim Tode Ihres Vaters kannte ich Ihre Talente nicht. Allein die nahe Verwandtschaft und die Gefahr, worin ich Sie erblickte, bewogen mich zu dem Entschlusse, Ihnen meine Freundschaft anzubieten. Wäre ich galant, so würde ich gestehen, daß der Ruf Ihrer Schönheit mich dazu aufmunterte. Es ist wahr, Ihr Staatsrath erschrak über die Forderung von zwei Herzogthümern; allein wohl überlegt, glaube ich, wird die Welt einsehen, daß meine Ansprüche nicht ungerecht waren, und die Erfahrung muß Sie von der Aufrichtigkeit meiner Gesinnungen schon längst überzeugt haben; daß Sie dieselben verachteten, brachte mich auf, und ich schlug mich zu Ihren Feinden. Das Glück und Ihr Mangel an guten Vorkehrungen verschafften mir schnelle Siege, und Sie traten mehr ab, als ich hoffen konnte. Als ich diese Großmuth sah, war ich in der That entschlossen, Ihr wahrer Freund zu sein. Sie sahen, daß ich die Sachsen in Mähren verließ und wie ich mich von den Franzosen wendete. Ich gestehe es, die Bündnisse, die Sie mit Rußland und Sachsen schloßen, belehrten mich. Daß Sie Argwohn gegen mich hegten: Kleine, hie und da vorgefallene Begebenheiten schienen Ihr Mißtrauen zu vermehren; allein glauben Sie mir, werthe Cousine, daß die, welche Sie gegen mich aufbrachten, ihre Absichten hatten, und Sie in's Verderben zu stürzen suchten. Frankreichs Krieg mit England betraf weder Sie noch mich, aber da sich jener Hof merken ließ, daß er feindliche Absichten auf das Kurfürstenthum Hannover hätte, und es entschieden war, daß dieser Kurfürst weder beim Reichs-

oberhaupt noch bei Ihnen Hilfe finden werde, so war es natürlich, daß er sich an mich als seinen Mitkurfürsten wendete. Ich fand sein Verlangen gerecht, konnte aber vorhersehen, daß Ihnen dieser Schritt Mißtrauen erwecken dürfe. Daher benachrichtigte ich Sie davon durch meinen Minister v. Klinggräff, und verlangte das Versprechen, nichts gegen meine Besitzungen zu unternehmen. Ein bloßes Wort von Ihnen konnte mich nicht befriedigen, und Sie hätten daraus meine Redlichkeit erkennen mögen, denn der Bund, den Sie mit Frankreich geschlossen hatten, war mir bekannt. Allein Ihre Antworten waren zweideutig und die Kriegsrüstungen, die bei Ihnen und in Sachsen betrieben wurden, zeigten mir unverkennbar, daß das Vertrauen auf Ihre Bundesgenossen Ihnen mit der Hoffnung eines glücklichen Erfolgs schmeichelte. Ich kam dem verderblichen Entwurfe zuvor und hoffte die Sachsen zu bewegen, sich meinem gerechten Zorne nicht aufzuopfern. Ich fand unerwarteten Widerstand, und sie mußten ihre schwachen Widersetzlichkeiten theuer büßen. In diesem Jahre brachten meine siegreichen Waffen die Hauptstadt Böhmens sehr in die Enge, wo ich traurige Fußstapfen zurückließ, und ohne das vorige Geschick von 18. Juni, würde ich vielleicht Gelegenheit gehabt haben, Ihnen meine Aufwartung zu machen; es kann sein, daß, wider meine Natur, Ihre Schönheit und Großmuth den Sieger überwunden, oder wir wenigstens Mittel gefunden hätten, uns zu vergleichen; denn wenn Sie mir eben die Vergütungen gemacht hätten, die Sie dem Anscheine nach Ihren Bundesgenossen machen wollten, so hätte ich Ihnen Schlesien herausgegeben und Sie auf immer gegen das Haus Bourbon bewaffnet. Aber da mir jenes Vorhaben fehlschlug, so kehrte ich meine Waffen gegen die Franzosen und Reichstruppen, die sich nicht lange gegen mich halten konnten. Der Königin von Polen kam ihre Standhaftigkeit theuer zu stehen. Ew. Majestät haben zwar einigen Vortheil in Schlesien; er war aber nicht von langer Dauer, und die letzte Schlacht bleibt mir wegen des vielen dabei vergossenen Blutes noch schrecklich. Ich habe meinen Sieg genützt und Breslau wieder eingenommen, wobei ich viele Gefangene, worunter Leute von sehr hohem Rang, machte. Bei Liegnitz zeigte ich, daß ich kein solcher Tyrann bin, für den ich gehalten werde; ich hoffe auch Schweidnitz wieder in meine Gewalt zu bekommen, so daß ich im Stande sein werde, wieder in Böhmen und Mähren einzurücken. Ueberlegen Sie das, meine werthe Cousine; lernen Sie einsehen, wem Sie vertrauen. Sie werden sehen, daß Sie ihr Land in's Verderben stürzen; daß Sie an dem vielem Blut-

vergießen Ursache sind; und daß Sie denjenigen nicht überwinden können, der, wenn Sie ihn hätten zum Freunde haben wollen, so wie er Ihr naher Verwandter ist, mit Ihnen Europa hätte zittern machen können. Ich schreibe dieses aus dem Grunde meines Herzens und wünsche, daß es den Eindruck machen möchte, den ich erwarte. Wollen Sie also die Sache auf's Aeußerste treiben, so werde ich Alles versuchen, was mir meine Kräfte bieten. Indeß versichere ich Sie, daß ich ungerne eine Fürstin zu Grunde gerichtet sehe, welche die Bewunderung der Welt verdient. Wenn Ihnen Ihre Bundesgenossen beistehen, wie es ihre Schuldigkeit ist, so sehe ich voraus, daß es um mich geschehen ist. Allein es wird mich rechtfertigen und es wird mir in der Geschichte zum Ruhme gereichen, daß ich einen Mitkurfürsten von der Unterdrückung habe retten wollen; daß ich zur Vergrößerung der bourbonischen Macht nichts beigetragen, und daß ich zwei Kaiserinnen und drei Königen widerstehen mußte. Ich nenne mich Ihren gehorsamen Freund." — Dieser Brief, der von Friedrichs außerordentlicher diplomatischer Gewandtheit zeugt, war aus der merklichen Absicht, Frieden zu schließen, entsprungen; denn Friedrich schrieb den 26. December an d'Argens: „Es hat großen Anschein, daß wir allgemeinen Frieden erhalten werden; Niemand wünscht ihn mehr als ich." Auch mit den übrigen Höfen wurde auf verschiedene Weise Unterhandlungen angeknüpft; allein Friedrich selbst bemerkt, daß die Verhältnisse noch sehr gespannt, die Forderungen der verschiedenen Mächte einander noch zu sehr entgegengesetzt waren, als daß damals schon das Friedenswerk hätte gedeihen können, und von allen Seiten rüstete man sich mit erneutem Eifer zum Kriege. Durch neue Werbungen und Aushebungen stand Friedrichs Heer, dessen Reihen durch Verluste aller Art vielfach gelichtet waren, wieder vollzählig da, aber auch nur dem Aeußern nach, denn es war unmöglich, die Rekruten schon im Frühling zu gebrauchen, es waren großentheils Bauern, die man erst einexercieren mußte, und der Feldzug ward frühzeitig eröffnet.

Schlacht bei Zorndorf, 25. August 1758.

Feldzug des Jahres 1758.

„Ferdinand von Braunschweig eröffnete in diesem Jahre den Feldzug; er hatte ein schweres Geschäft zu vollführen; denn es betraf nichts geringeres als 80,000 Franzosen aus Niedersachsen und Westphalen zu vertreiben, und das mit 30,000 Hannoveranern, die überdieß drei Monate vorher im Begriff gewesen waren, die Waffen zu strecken und einen schimpflichen Vertrag einzugehen.“ Ferdinand überfiel also im Februar die Franzosen in ihren Wintergquartieren, als der Herzog von Richelieu schon nach Paris abgegangen, und der von französischer Seite selbst als untüchtig anerkannte Graf Clermont *), der an Richelieu's Stelle den Oberbefehl übernehmen sollte,

*) Man glaubte, daß Clermont als Prinz von Geblüte dem französischen Heere die nöthige Spannkraft wieder geben könne, und man hatte ihm einen Kriegsrath beigeordnet; er selbst war früher Geistlicher gewesen. Als Friedrich seine Ernennung zum Feldherrn erfuhr, sagte er: „Ich hoffe, daß ihn nächstens der Erzbischof von Paris ablösen wird.“ — Clermont fand den Zustand des Heeres so, daß er seinem Kö-

noch nicht angekommen war. Die schon auf dem Rückzuge begriffenen französischen Truppen begegneten dem Grafen Clermont bei seiner Ankunft, welcher alsdann einen allgemeinen Rückzug an die Weser anordnen ließ. Als hierauf in wenigen Tagen Minden sich an die Verbündeten übergeben hatte, verließen die Franzosen auch Hameln und die Weser, räumten Ostfriesland und begannen einen Rückzug (der so ziemlich einer Flucht glich) über den Rhein. In Folge dieses eiligen Rückzuges ward auch Soubise, dessen Truppen in Hessen gestanden, dazu genöthigt, hinter die Lahn und den Main zurückzugehen. Der Herzog von Braunschweig hielt hierauf für zweckmäßig, seinen Truppen in Westphalen einige Ruhe zu gönnen und daselbst noch mehr Hilfstruppen der Engländer zu erwarten. Und als er sich endlich wieder aufmachte, gewann er mit 25,000 Mann über die Franzosen einen glänzenden Sieg in der Schlacht bei Krefeld den 23. Juni. Wesel und Geldern waren noch in den Händen der Franzosen. Soubise stand noch hinter der Lahn und hielt Frankfurt und Hanau besetzt; um gegen diesen Hessen zu decken, konnte Ferdinand nur 500 Mann unter dem Prinzen von Isenburg zurücklassen, die von dem Herzog von Broglio bei Sondershausen, ohnweit Kassel, besiegt wurden. Dadurch wurde das Hauptheer unter Ferdinand genöthigt sich zurückzuziehen. Der Feldzug ward auf dieser Seite von Ferdinand mit vieler Umsicht, die seine begonnene Heldengröße immer mehr steigerte, geführt, und er beschäftigte die Franzosen und Reichstruppen immer so, daß sich Friedrich von dieser Seite während des ganzen Jahres 1758 ungehindert sah, bis endlich Ferdinand dieselben ganz über den Rhein zurückdrängte.

„Während dieses schönen Feldzuges des Herzogs Ferdinand von Braunschweig war der König gegen die Oesterreicher nicht müßig geblieben. Er traf Anstalten, um alle möglichen Vortheile aus der Schlacht bei Leuthen und deren Folgen zu ziehen." Schweidnitz war den 16. April nach kurzer Belagerung erobert worden. „Diese so glücklich und so schnell geendigte Belagerung verstattete es dem

---

nige folgenden sonderbaren Bericht geschickt haben soll, der allerdings die Lage des damaligen französischen Heeres nach vielen Zügen charakterisirt: „Ich habe die Armee Ew. Majestät in drei verschiedene Haufen abgetheilt gefunden. Der eine ist über der Erde, aus Dieben und Marodeurs zusammengesetzt und in Lumpen gehüllt, der zweite Haufe ist unter der Erde, und der dritte in den Lazarethen."

Könige größere Entwürfe auszuführen. Seine Absicht war, in Mähren einzudringen und Olmütz einzunehmen, nicht um diese Festung zu behaupten, denn man ersah schon damals, daß die Russen, welche Preußen besetzt hatten, in Pommern und in Brandenburg eine Diversion zu machen, sich anschickten; sondern um während des ganzen Feldzuges die Oesterreicher in dieser, von den Staaten des Königs entfernten Gegend zu beschäftigen, und um dadurch sich Zeit und Sicherheit zu verschaffen, sich während dessen dem russischen Heere mit beträchtlicher Macht entgegenzustellen." Die Bewegungen der preußischen Truppen, die dem Einmarsche in Böhmen vorangingen, glaubte nun der Feldmarschall Daun auf eine Kriegslist deuten zu müssen, die den Zweck hätte, den Einmarsch in Böhmen zu erleichtern. Dieser Irrthum Daun's war, von Friedrich selbst (nach seiner Angabe) beabsichtigt gewesen, um dadurch einige Märsche vor Daun zu gewinnen. Man kam also in der Mitte Mai's vor der Festung Olmütz an, mit deren Einschließung und Belagerung der preußische Feldmarschall Keith alsbald begann. Aber aus Mangel an Munition konnte die Anfangs ungeschickt begonnene Belagerung nicht mit dem gewohnten Nachdruck fortgesetzt werden, und es kam daher der Ausgang dieser ganzen Unternehmung auf einen Transport von 3000 Proviant-, Munitions- und Geldwagen an, mit welchen der Oberst von Mosel, unter der Bedeckung von 9000 Mann theils genesenen, theils neuausgehobener Truppen, sich von Troppau her näherte. Daun hatte die Wichtigkeit dieser Zufuhr wohl erfahren, und Laudon zog demselben entgegen. Der König seinerseits schickte den General Ziethen mit seinen Husaren ab, um die Zufuhr zu beschützen. In den Engpässen von Domstädtel kam es zu einem ungleichen Kampfe, in welchem die Oesterreicher des Sieges und mit ihm des starken Wagenzuges sich bemächtigten. Die nächste Folge dieses Sieges war die Aufhebung der Belagerung von Olmütz. Die zwar ohne Verlust bewerkstelligt wurde, wobei man aber mehrere Verwundete der Menschlichkeit der Feinde überlassen mußte. „Man hatte zwei Wege zum Rückzuge, den einen nach Oberschlesien, auf welchem die Armee herangerückt war, den andern durch Böhmen, der entweder nach der Grafschaft Glatz oder über Braunau nach Schlesien führt." Daun hatte alle Zugänge nach Schlesien besetzt, und glaubte seine Vortheile nicht weiter verfolgen zu müssen, weil er den König von allen Seiten eingeschlossen wähnte. Friedrich beschloß aber sich gegen Böhmen zu kehren, „weil der Feind von dieser Seite nicht vorbereitet war, und man ihm also, um zwei Märsche zuvorkommen

konnte, welches besonders in Rücksicht des Geschützes und Gepäckes, das die Armee mit sich führte, sehr wichtig war." Nachdem also der König wiederum mit der ihm so eigenen Beredtsamkeit seine Offiziere zu dem scheinbar Unmöglichen ermuthigt, und ihnen vorgestellt hatte, daß er den Feind, möge er auf den höchsten Gipfeln der Berge postirt oder hinter Wällen von Geschütz vergraben sein, mit ihrer Tapferkeit zu vertreiben gedenke, wurde der Rückzug mit größter Umsicht begonnen, und ohne daß man durch bedeutende Unternehmungen des Feindes gedrängt worden wäre, kam die Armee am 14. Juli bei Königingrätz an, und bezog daselbst das feste Lager am Zusammenflusse der Adler und der Elbe. Acht Tage später langte Daun an und lagerte jenseits der Elbe bei Liebenschau.

„Wäre sonst kein Feind als die Oesterreicher zu bekämpfen gewesen, so wäre dieser Feldzug beendigt gewesen, ohne daß man in die Nothwendigkeit versetzt worden wäre, Böhmen vor der Beziehung der Winterquartiere verlassen zu müssen," zumal da weder der Charakter Daun's, noch die von seinem Hofe ihm gegebene Ordre ihn zu einer entscheidenden Schlacht aufzufordern schienen. Aber der Einbruch der Russen in Pommern und in die Neumark zwang Friedrich nach Schlesien zurückzugehen, um von da aus nach allen Seiten wirken zu können. Als sich die Russen im vorigen Jahre zurückgezogen hatten, hatten sie 12,000 Mann in Preußen zurückgelassen, und die Provinz wurde wie zum russischen Reiche gehörige behandelt, die Unterthanen mußten der Kaiserin huldigen. Nachdem die Hauptarmee unter Fermor sich erst Ende Mai's mit der gewohnten Schwerfälligkeit in Bewegung gesetzt hatte, langte sie endlich den 13. Juli in Küstrin an, wo eine Truppenabtheilung unter dem preußischen Feldherrn Dohna ihr Widerstand leisten sollte. Dohna suchte Küstrin, diese Vormauer des Landes zu retten, und die Stadt wurde durch russisches Geschütz in einen Schutthaufen verwandelt. Aber die Festung wurde von der Belagerung befreit; denn Friedrich war mit 14,000 Mann auserlesener Truppen 35 Meilen weit herbeigeeilt und vereinigte sich mit den Truppen Dohna's *). Friedrich hatte keine Zeit zu verlieren, denn während er es mit den Russen aufnahm, waren seine in Schlesien zurückgelassenen und in Sachsen stehenden

*) Als Friedrich die bei Großjägerndorf besiegten Truppen musterte, sagte er zu Dohna öffentlich: „Ihre Leute haben sich außerordentlich geputzt; ich bringe welche mit, die sehen aus wie die Gradteufel, aber sie beißen."

Truppen allen Gefahren ausgesetzt. Das Reichsheer war im Anzuge gegen Dresden und Daun rückte mit seinem Heere gegen die Ober-Lausitz. Der König mußte sich also, sobald als möglich, von der Seite der Oder her freien Raum verschaffen. Den 25. August fand er Gelegenheit zur Schlacht.

An diesem Tage traf man die Russen, 70,000 Mann stark bei dem Dorfe Zorndorf (unweit Küstrin) in Schlachtordnung und mit 35,000 Mann, deren Kampfbegier sich durch den Anblick der Verwüstungen noch auf's Höchste gesteigert hatte, rückte Friedrich in wohldurchdachter Schlachtordnung ihnen entgegen. Die Stellung der Russen war ein in den Türkenkriegen gebräuchlich gewesenes Viereck, in dessen Mitte sich ihre Reiterei, ihre Bagage und das Reservekorps befand. Die Kanonade der Preußen, welche um 9 Uhr begann, richtete in diesem Quarré furchtbare Verwirrungen an; die Preußen bildeten ein länglichtes Viereck mit gebrochenen Linien. Der König hatte befohlen, keinem Russen in der Schlacht Pardon zu geben. „Die Preußen geben kein Quartier," tönte durch die russischen Reihen: „Und wir auch nicht," lautete der gräßliche Wiederhall: Und jetzt begann ein Kampf mit aller Wuth und Rache der Barbarei und der Verzweiflung. Die Artillerie unter Oberst von Moller feuerte mit großem Erfolge auf das russische Quarré. Alles schien in Verwirrung gerathen zu wollen, aber die russische Infanterie stand ohne Wanken fest. Der linke Flügel der Preußen wurde nach zweistündigem hartnäckigem Kampfe in großer Verwirrung zurückgetrieben. Jetzt ließ Fermor das Quarré öffnen und mit lautem Ara- (Victoria) Geschrei brach die russische Infanterie zur Verfolgung der Preussen hervor, aber Alles gerieth in Verwirrung. Da rückte Seidlitz mit der preußischen Kavallerie an, griff die russische Reiterei mit furchtbarem Ungestüme an und warf sie auf ihre eigene Infanterie. Diese wurde jetzt theils zusammengehauen, theils auseinandergesprengt. Der ganze russische rechte Flügel wurde niedergehauen oder in die Moräste zurückgetrieben. Was die Verwirrung im russischen Heere noch außerordentlich vermehrte, war, daß die Flüchtlinge der großen Branntweinvorräthe sich bemächtigt hatten, und über dem Genusse dieses Lieblingstrankes allen Ermahnungen und Strafen der Offiziere keine Folge leisteten, und nur ihre Gier zu befriedigen suchten.

So war der russische rechte Flügel zerstreut. Es war Mittag. Jetzt ward auch ihr linker Flügel von den Preußen angegriffen, aber die Regimenter, die hier den Sieg vollenden sollten, die trotz ihrer

Tapferkeit bei Großjägerndorf geschlagenen Truppen, geriethen in Verwirrung und wurden bei Welkersdorf in die Flucht geschlagen, und die blutigen Vortheile des linken Flügels schienen verloren. Abermals eilte nun Seidlitz mit seiner Kavallerie von diesem siegreichen Flügel herbei, rückte in die von der weichenden Infanterie gemachte Oeffnung, und drängte, trotz des mörderischen Musketen- und Kartätschenfeuers, die russische Reiterei und die felsenfest stehende Infanterie endlich in die Sümpfe von Quartschen zurück, wobei ihn die aus Schlesien mitgebrachten Kerntruppen der preußischen Infanterie kräftigst unterstützen. Die in allgemeine Verwirrung gerathenen Russen konnten sich nicht zurückziehen, denn Friedrich, der eine Vertilgungsschlacht beabsichtigte, hatte alle Brücken über den Fluß abbrechen lassen. Und so begann ein furchtbares Gemetzel. Friedrich selbst hatte einen Angriff angeführt und mehrere aus seiner Umgebung wurden theils gefangen, theils verwundet oder getödtet. Die gänzliche Ermattung beider Theile und die Nacht machte endlich dem gräßlichen Morden ein Ende. —

Friedrich und Winterfeldt.

Die Schlacht hatte von Morgens neun bis Nachts zehn Uhr gedauert. Der Verlust war von beiden Seiten sehr groß: die Russen hatten 941 Offiziere und 20,590 Mann eingebüßt; der König 324 Offiziere und 11,061 Mann. Die Preußen eroberten die russische

Kriegskasse, 105 Kanonen und 27 Fahnen und Standarten, und verloren 26 Kanonen. Am Tage der Schlacht war der Sieg auf beiden Seiten, da man gleich muthig gestritten hatte, unentschieden, und die Schlacht schien sich des andern Tages wieder erneuern zu wollen, doch genügte es aus Mangel an Munition an einer vierstündigen Kanonade. Aber der balzige Rückzug Fermors zeigte die Folge eines Sieges der Preußen. — „Der Himmel hat Ew. Majestät heute wieder einen schönen Tag gegeben," redete Sir Mitchell den König auf dem Wahlfelde an: „Ohne diesen, erwiederte Friedrich auf den edeln ritterlichen Seidlitz deutend, würde es schlecht aussehen." Und noch lange wiederholte Friedrich diese Aussage.

Daun, welcher den General Laudon dem General Fermor entgegenschickte, hatte auch einen Brief an denselben gerichtet, worin er ihm rieth: „er möge keine Schlacht wagen mit einem so listigen Feinde, den er noch nicht kenne, er solle nur zögern bis er (Daun) seine Unternehmung in Sachsen werde vollführt haben." Dieser Brief war in die Hände Friedrichs gefallen, der jetzt die Antwort gab: „Sie haben recht gehabt, den General Fermor zu warnen, auf seiner Hut zu sein vor einem feinen und listigen Feinde, den sie besser kenneten. Denn er hat Stich gehalten, und ist geschlagen worden." — Jetzt eilte Friedrich auf die Nachricht, daß Daun mit seinem ganzen Heere in Sachsen eingerückt sei, mit denselben Truppen, die er aus Schlesien mitgebracht, dorthin zurück, nachdem Dohna zur Beobachtung der Russen zurückgelassen war, die, wenn gleich geschlagen, doch nicht vernichtet waren, und nach dem Abzuge Friedrichs gegen Sachsen, von neuem in die Marken einfielen, bis der Winter sie in die Quartiere nach Polen rief.

In Sachsen, wohin Friedrich sich jetzt wendete, war man von Seiten der Verbündeten mit der Absicht umgegangen, die geringere Macht des Prinzen Heinrich, der bei Dresden stand, durch die vereinigten Anstrengungen der Oestreicher unter Daun von der einen und der Reichsarmee von der andern Seite zu erdrücken, und wirklich wurde Prinz Heinrich vielfach gedrängt. Jetzt erscholl die Nachricht, daß Friedrich nach einem über die Russen errungenen Siege herbeieilte. Er hatte die Truppen unter Keith und Markgraf Karl an sich gezogen, indeß Fouqué mit 4000 Mann bei Landshut die Engpässe von Schlesien bewachte, um den Feind auf dieser Seite von Schlesien abzuhalten. Daun gab nun den Angriffsplan auf, zog sich hinter die Wesnitz in eine unangreifbare Stellung zurück; die Stellung, die das Reichsheer eingenommen hatte, war gleichfalls unangreifbar. Doch sah sich Daun, in Folge der Bewegungen

des Königs, veranlaßt, seine Stellung zu verlassen, und in die Oberlausitz zu ziehen. Friedrich folgte ihm, um ihn vielleicht zum offenen Kampfe zu nöthigen. Der König läßt, den dringenden Vorstellungen mehrerer Generale ungeachtet, wie es scheint im eigensinnigen Beharren auf einmal erlassene Befehle, und in allzugroßem Vertrauen auf die Langsamkeit und Energielosigkeit Daun's, seine Truppen bei Hochkirch in der Nähe des österreichischen Lagers eine Stellung einnehmen, die dem leichten Ueberfalle des Feindes bloßgestellt war. Als Keith, der den 11. Okt. mit einem Truppentheile zu dem Könige stieß und über dessen kecke Stellung sagte: „Wenn die Oestreicher uns hier ruhig lassen, so verdienen sie gehenkt zu werden," antwortete Friedrich: „Wir müssen hoffen, daß sie sich vor uns mehr als vor dem Galgen fürchten." — Aber was Friedrich hätte voraussehen und vermeiden sollen, traf ein. Daun hatte durch Scheinanstalten Friedrich in seiner Sorglosigkeit zu erhalten gesucht, und in der Nacht vom 13. auf den 14. Oktober ward der Angriff gegen ihn vorbereitet.

Von drei Seiten sollte das preußische Lager angegriffen werden. Die Zelten blieben im österreichischen Lager stehen, die Wachfeuer brannten fort, das Fällen der Bäume zu Verhauen und der Gesang schallte wie gewöhnlich durch die Lüfte. Im preußischen Lager herrschte tiefe Sicherheit und Sorglosigkeit; Alles in Schlaf eingehüllt. — In Hochkirch schlägt die Thurmuhr fünf und mit ihr die Stunde der Ueberraschung. Ein dicker Nebel hüllt Alles in undurchdringliche Dunkelheit. Da rücken die Oesterreicher heran, stürmen die Höhen von Hochkirch, erobern die preußische Batterie, welche die ganze Gegend bestreicht, und wecken die schlummernden Preußen mit ihrem eigenen Geschütze, während sie von allen Seiten in ihr Lager eindringen. Schlachtruf erschallt nun von allen Seiten durch Friedrichs Lager. Mit unglaublicher Schnelligkeit reiht der, durch vielgeübte Disciplin gefaßte, preußische Soldat, kaum vom Schlaf erstanden, sich den formirenden Kameraden an, und nun beginnt ein gräßliches Morden in der Finsterniß, fast ohne Unterschied gegen Freund und Feind und die alte Nibelungensage von einem nächtlich streitenden Heere schien sich hier zu erneuen. — Das Dorf Hochkirch war von Laudon in Flammen gesteckt worden, und dennoch entstand jetzt ein heftiger Kampf um dasselbe, da die Preussen es behaupten wollten. Der edle Marschall Keith fiel in dem Kampfe um dasselbe, und hier war dann die Hauptstätte des blutigsten Kampfes. Am fürchterlichsten war das Gefecht auf dem

Kirchhofe von Hochkirch, und als endlich Friedrich selbst mit kühnem Muthe mit sechs Bataillonen den letzten Angriff versucht hatte, wobei ihm ein Pferd unter dem Leibe erschossen wurde, sah er sich endlich, als der dichte Nebel verschwunden war, zum Rückzuge genöthigt, der im Angesichte des siegenden Heers mit großer Ordnung bewerkstelligt wurde. Obschon die Preußen von drei Seiten umfaßt waren, wurden sie dennoch von den Oestreichern nicht weiter gestört, indem es Daun an dem Siege genügte.

Schlacht bei Hochkirch, 14. October 1758.

Der Ueberfall bei Hochkirch (14. Oktober 1758) kostete die Preußen 100 Geschützstücke, 28 Fahnen, 2 Standarten und beinahe das ganze Lager mit allen Zelten und einem großen Theile des Gepäckes; der Verlust an Mannschaft betrug 246 Offiziere und 8851 Mann. Eine solche Niederlage mußte Friedrich sehr nahe gehen, da er sich dieselbe wohl ganz selbst zuschreiben und noch weit nachtheiligere Folgen von derselben erwarten mußte *). Zudem

*) Der König stand gegen 11 Uhr auf einer Anhöhe bei Kleindautzen, und sah, nicht ohne Wehmuth, die Reste seiner zusammengeschmolzenen Bataillone vorüberziehen. Jetzt schon mehr Meister in der Kunst sich selbst zu bezwingen, zeigte er sich seinen Offizieren und Soldaten völlig guten Humors. Einigen vorüberziehenden Artilleristen rief er zu: „Kanoniere, wo habt ihr eure Kanonen gelassen?" Einer von ihnen antwortete: „Der Teufel hat sie bei Nacht geholt." — „So wollen wir sie ihm bei Tag wieder abnehmen, erwiederte er: nicht wahr Grenadiere?" —

erfuhr er bald nach diesem Unglücksfalle den Tod seiner geliebten Schwester, der Markgräfin von Baireuth; aber gewohnt zu frischer That, über die herben Erinnerungen hinwegzuschreiten, ließ er nie zu sehr oder zu lange seinem Gefühle eine Oberhand über die mächtige Kraft seines Verstandes, das seine Energie in vielen Fällen gelähmt haben würde. „Dann hat uns aus dem Schach gelassen, sagte der König, den Tag nach der Niederlage, das Spiel ist nicht verloren, wir werden uns hier einige Tage erholen, alsdann nach Schlesien gehen und Neiße befreien.“ *) — Der besiegte Friedrich war nicht minder groß und furchtbar als der siegreiche. Darum sagt Napoleon mit Recht von ihm: „Er ist vornemlich groß gewesen in den entscheidendsten Augenblicken; das ist die schönste Lobrede, welche man auf seinen Charakter machen kann.“

Ganz Sachsen schien durch den letzten Unfall für diesen Feldzug unwiederbringlich verloren, während Schlesien durch die Belagerung von Neisse bedroht war. Daun schrieb dann an den General Harsch: „Machen Sie Ihre Belagerung ruhig; ich halte den König, er ist von Schlesien abgeschnitten, und wenn er mich angreift, so können Sie auf gute Botschaft rechnen.“ Aber Friedrich vereitelte die Plane Dauns durch seine Ueberlegenheit in der Taktik und die umsichtige Schnelligkeit aller seiner Maaßregeln. Den 21. traf Prinz Heinrich ungehindert mit der Verstärkung an Geschütz und Vorräthen jeder Art bei dem Könige aus Sachsen ein. Friedrich hatte dafür unter dem General Fink eine Heerschaar der Reichsarmee gegenüber in Sachsen gelassen, dahin berief er auch Dohna aus Pommern, denn die Russen und Schweden schickten sich an ihre Winterquartiere zu beziehen. Friedrich selbst führte nun seinen Plan zum Marsche nach Schlesien kunstvoll aus, indem er den 24. Abends den rechten Flügel des Feindes umging, und erreichte Görlitz vor Daun, der bald nachfolgte und durch Laudon des Königs Marsch vielfach beunruhigen ließ. Indeß ging der Marsch Friedrichs unaufhaltsam fort, und er entsetzte am 5. Oktober das hart bedrängte Neiße, wodurch er auch Kosel und ganz Schlesien von den Oesterreichern befreite.

„Ja, sagten diese im Vorbeigehen, das ist recht; sie sollen uns auch noch Interesse dazu geben.“ — Durch solche und ähnliche Unterredungen, wie sie noch vielfach im Munde des Volkes leben, wußte Friedrich stets den Geist seiner Soldaten auch nach Niederlagen zu heben und an seine Persönlichkeit zu ketten, wie dieß in unsern Tagen ein anderer großer Kriegsmeister nach seiner Weise versucht hat.

*) Abgeschmackt ist es daher, wenn man nur nacherzählt (s. Friedr. d. Gr. v. D. E. Preuß. Thl. 2. S. 175), daß Friedrich in der Nacht

Friedrich hatte durch diesen Zug auch das erwirkt, daß Daun ihm bis nach Neiße gefolgt war. Nun aber war Sachsen wieder bedroht, denn als Daun seine Entwürfe auf Schlesien vereitelt sah, wendete er sich nach Sachsen. Er wollte Dresden erobern, während Haddik Torgau und die Reichsarmee Leipzig nehmen sollte. Aber verschiedene Scheinbewegungen des Generals Fink verzögerten die Unternehmungen des Reichsheeres, und Daun ließ sich von kräftigeren Maaßregeln gegen Dresden durch die Scheu abhalten, die er davor trug, die Stadt in Brand zu schießen. Darüber verstrich die Zeit, und während dessen kam Dohna mit seinen Truppen aus Pommern heran, und das Reichsheer schickte sich an, die Winterquartiere zu beziehen. Daun sah sich theils durch die Nähe der Truppen von Dohna, theils durch die Nachricht, daß der König aus Schlesien im Anmarsche sei, dazu bewogen, die Ausführung seiner Plane auf Dresden für dieses Jahr aufzugeben, und den 16. November seinen Rückzug nach Böhmen anzutreten und hier die Winterquartiere zu beziehen. Auf der andern Seite endete Ferdinand von Braunschweig seinen kühnen Feldzug ebenfalls glücklich und der ganze Feldzug war für dieses Jahr beendigt. Friedrich selbst nahm sein Hauptquartier in Breslau. —

Hatte der König im vorigen Jahre, während des Wechsels der Begebenheiten den Tod seiner verehrten Mutter erfahren, so erfuhr er jetzt den Tod seines Bruders und den seiner Schwester, der Markgräfin von Baireuth mit der ihn, „in früher Jugend geknüpfte Bande verbanden, die durch gleiche Erziehung und Denkungsweise fester geknüpft, erprobte Treue von beiden Seiten unauflöslich machte.“ „Diese Prinzessin starb den 14. Oktober 1758 mit dem Muthe und der Seelenruhe des unerschrockensten Philosophen. Es war derselbe Tag, an welchem der König von den Oestreichern bei Hochkirch geschlagen wurde. Die Römer würden nicht ermangelt haben, diesem Tage, wegen zwei so empfindlicher Unfälle, welche den König zu gleicher Zeit trafen, eine unheilbringende Bedeutung zu geben; aber in diesem aufgeklärten Jahrhunderte hat man derartigen Aberglauben abgelegt, demzufolge man glückliche oder unglückliche Tage glaubte *). Der tiefe Gram des Königs über den Verlust dieser

auf den Ueberfall bei Hochkirch keine andere Disposition gemacht habe, als die — zu einer Predigt, die er auf eine Rolle schwarzgeränderten Papieres schrieb.“

*) Hätte wohl Friedrich geglaubt, daß man im 19ten Jahrhunderte den Zusammenhang der Begebenheiten so darstellen werde: „Und damit das Maß der geheimnißvollen Zahl Drei ihr Recht erhielte; so

geliebten Schwester, drückt sich in den Briefen an seine Freunde von jener Zeit aus. So an Voltaire im Oktober: „Sie haben meinen Schmerz leicht nach dem Verluste beurtheilen können, der mich betroffen hat. Manches Unglück läßt sich durch Standhaftigkeit und einigen Muth wieder ausgleichen; aber bei manchem andern ist alle Festigkeit, mit der man sich waffnen mag, und Alles, was uns die Philosophen sagen, nur unnütz. So ist das Unglück, womit mein Unstern mich in den mißlichsten und geschäftsvollsten Augenblicken meines Lebens überhäuft." Er bat hierauf während des Winters Voltaire, „als den ersten Schriftsteller des Jahrhunderts," um ein poetisches Denkmal für die Verblichene, worauf dieser die bekannte Ode auf die Markgräfin dichtete, die Friedrich „seit fünf Monaten, den ersten trostreichen Augenblick" gab. — Nun lebte Friedrich während der Winterquartiere wiederum seinen Vergnügungen im poetischen Arbeiten, worüber er sich selbst in seinen Briefen an Voltaire, dem er solche Arbeiten zuschickte, launig äußerte. Auch über seine früheren Schriften, äußert sich Friedrich, indem er dem Voltaire schreibt: „Es ist mir sehr gleichgültig, was man in Frankreich und anderswo von mir sagen mag, und so werde ich es nicht übel nehmen, wenn man meine Geschichte von Brandenburg Ihnen zuschreibt. Auf diese Weise findet man sie sehr gut geschrieben, und man lobt mich eher, als man mich tadelt. Auf dem stürmischen Meere, auf das ich mich bald wieder begeben werde, wird wohl keine Zeit übrig bleiben, um erfahren zu können, ob man in Europa Flugschriften gegen mich schreibt und mich geißelt. Das aber werde ich immer erfahren und mit eigenen Augen sehen, daß meine Feinde sich große Mühe geben, mich niederzuwerfen. Ob das der Mühe werth ist, lasse ich dahingestellt. Ich wünsche Ihnen die innere und äußere Ruhe, deren ich so lange entbehren werde, als mich Europa mit Ingrimm verfolgt." — Auch während des Feldzuges zeigen einige Briefe von seiner Stimmung und der Macht seiner Handlungen über dieselbe. So den 28. September über die Schlacht bei Zorndorf an Voltaire: „Ich bin dem Einsiedler von Cirey sehr für den Antheil verbunden, den er an den Abenteuern des Donquixotte im Norden nimmt. Dieser Donquixotte führt ein Leben, wie ein herumziehender Komödiant, spielt bald auf diesem, bald auf jenem Theater, wird bisweilen ausgepfiffen, bis-

---

trat zu der Niederlage von Kolin und zu dem Unglücke des Bruders, der Tod der Mutter ꝛc.??" (S. Fr. d. Gr. ꝛc. v. J. D. E. Preuß. d. 2. S. 61.

weilen applaudirt. Das letzte Stück, das er aufführte, war die Thebaide *); kaum blieb der Lichterputzer übrig. Ich weiß nicht, was aus allem dem werden wird, glaube aber mit unsern guten Epikuräern, daß die Leute im Amphitheater glücklicher sind, als die auf dem Brettergerüste ꝛc." Den 4. Oktober, also vor dem Ueberfall bei Hochkirch, an Lord Marishal, „bis der Schnee fällt, werde ich auf dem Seile tanzen müssen. Sie können sich kaum einen Begriff von all' der Mühe und den Sorgen machen, die ich übernehmen muß, um eine so complicirte Maschine zu leiten, bei welcher der geringste Zufall oft Alles verderben kann. Wie gerne gäbe ich oft die Hälfte des Ruhmes, von dem Sie mir schreiben, für ein wenig Ruhe hin." — Bald vor Eröffnung des neuen Feldzuges an Voltaire: „— Ich bin mit Geschäften überhäuft, und habe viele Einrichtungen zu treffen. Der Feldzug wird unverzüglich eröffnet werden. Meine Rolle ist um so schwieriger, da ich nicht das geringste Versehen machen darf, und acht Monate lang Alles so vorsichtig und klug als möglich einrichten muß. Ich werde thun, was ich kann, finde aber das Geschäft sehr schwer." — —

Der Feldzug von diesem Jahre, obgleich er Friedrichs Heldenglorie in Sieg und in Ueberwindung der Niederlage mächtiger hervorstrahlen ließ, hatte das Verhältniß der allgemeinen Angelegenheiten am Ende 1758 ungefähr eben so gelassen, wie es zu Anfange des Jahres gewesen war, nur daß das in sich zerstückelte und kraftlose Deutschland von Preußen und Oesterreichern, wie von Russen, Schweden und Franzosen ausgeplündert und ausgesogen ward. — Ludwig XV. und die Pompadour, ohne Rücksicht auf den letzten Feldzug und den Willen der französischen Nation und des Heeres, die einen Frieden mit Friedrich wünschten, verdrängten Bernis, welcher der Finanzen wegen auf den Frieden drang, wieder aus dem Ministerium, und der nachherige Herzog von Choiseul kam in dasselbe. Nun wurde den 30. December 1758 ein neuer Traktat mit Oesterreich abgeschlossen, nach welchem Frankreich während des Kriegs 100,000 Mann gegen Preussen und dessen Verbündete im Felde halten, und überdieß an Sachsen und Schweden Subsidien zu bezahlen sich anheischig machte. Frankreich versprach überdieß, bei einem künftig abzuschließenden Frieden zur Entschädigung Sachsens und zur Zurückgabe von Schlesien und Glatz mitzuwirken. In der Einleitung zu diesem Bündnisse hieß es: „Da man nicht hoffen könne, die Ruhe in Deutschland anders herzu-

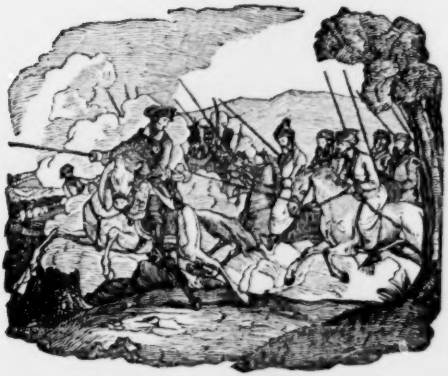
*) La Thebaide ou les frères ennemis, von Racine.

stellen, als durch Schwächung der gefährlichen Macht des Königs von Preußen, so wäre man übereingekommen über die Mittel, durch die man zu seinem Zwecke zu gelangen hoffe, indem man sich gegenseitig versprache, Alles anwenden zu wollen, die Macht des Königs von Preußen in solche Grenzen einzuschränken, daß er der Ruhe in Deutschland fernerhin nicht mehr gefährlich werden könne." Auch Rußland wurde eingeladen, diesem Bündnisse beizutreten, und auch diese Macht rüstete sich wieder eifrigst. Friedrich erzählt, daß auch noch ein neuer Feind gegen ihn aufgestanden sei, nemlich der Papst, wenn gleich mit völlig unschädlichen Waffen, indem er dem Feldmarschall Daun wegen des Ueberfalls bei Hochkirch ein geweihtes Barett und einen geweihten Degen überschickte, „Dinge, die nur solchen Feldherren ertheilt wurden, die unglaubige Nationen besiegt und wilde Völkerschaften bezwungen hatten." *) Friedrich sah sich allein auf seine eigenen

---

*) Friedrich, der nach allen Richtungen seines Geistes hin seine Feinde verfolgte, schwang auch die Geißel der Satyre über sie, und zwar in vielfacher Gestalt, theils wegen des Vergnügens, das er in solchen Ausarbeitungen fand, theils um die öffentliche Meinung auf alle mögliche Weise zu beherrschen. So entstanden die folgenden Blätter aus der Zeit des siebenjährigen Krieges, als deren Verfasser Friedrich nicht gemuthmaßt wurde. Diese sind, auf den im Texte erwähnten Fall: „Des Feldmarschalls Leopold v. Daun ꝛc. Brief an den Papst. Brüssel, den 8. Juli 1759." Obgleich der Wiener Hof das Faktum widerlegt, so folgte ihm dennoch bald das „Gratulationsschreiben des Prinzen Soubise an Feldmarschall Daun, über den Degen, welchen dieser vom Papste bekommen." — Ueberdieß sind aus dem siebenjährigen Kriege folgende Flugschriften: Brief des Kardinals v. Richelieu an den König von Preußen. Aus den elysäischen Feldern, 15. Oktober 1756. — „Schreiben eines Sekretärs des Grafen Kaunitz an einen Sekretär des Grafen Kobenzel. Aus dem Deutschen übersetzt. 1757. — „Brief der Marquise von Pompadour an die Königin von Ungarn." — Gedächtnißrede auf Herrn Jakob Matthäus Reinhardt, Schuftermeister, gehalten im 15. Monat des Jahres 2899 in der Imaginationsstadt, von Peter Mörser, Diakonus der Kathedralkirche. Mit Erlaubniß des Hochwürdigen Herrn Erzbischof von Bonsens. 1759." — „Brief eines Schweizers an einen venetianischen Nobile." — „Brief eines preußischen Offiziers an einen seiner Freunde in Berlin." — Philibius, Kundschafter des Kaisers von China in Europa, Relation. Aus dem Chinesischen übersetzt. Köln am Rhein bei Peter Hammer. 1760." — „Brief eines Feldpaters bei der österreichischen Armee, an den Hochwürdigen Pater Superior des Franziskanerklosters zu Frankfurt am Main, worin man die List und die strafbaren Mittel aufdeckt, deren der König von Preußen sich bedient hat, die Schlachten bei Liegnitz und Torgau zu gewinnen." —

Hilfsquellen, und an die Unterstützung, die ihm von Seiten Großbritanniens geboten ward, verwiesen. Seine ganze Aufmerksamkeit mußte er daher auf sein Heer wenden; er bildete aus Dragonern und Artilleristen die berittene Artillerie auf eigene Weise. Es war dieß eine schon in älteren Zeiten gebräuchlich gewesene Waffengattung, die Friedrich wieder einführte, und später folgte man hierin fast überall seinem Beispiele. Ueberhaupt war es Friedrichs eifrigste Sorge, sein Heer in einen solchen Stand zu setzen, daß sie während des nächsten Feldzuges dem Feinde kräftigen Widerstand zu leisten vermöchte; man hob zu diesem Zwecke in den preußischen und zum Theil auch in den von den Preußen besetzt gehaltenen Ländern so viel Truppen aus, wie möglich, und suchte das Heer auf alle mögliche Weise vollzählig zu machen. Dennoch sah sich der König im Anfange des nächsten Feldzuges meist auf den Vertheidigungskrieg beschränkt, und er konnte nicht mehr wie früher in kühnen und lebhaften Angriffsbewegungen seine Feinde auseinanderhalten und einzeln schlagen, aber auch unter den Wiederwärtigkeiten aller Art sollte sein mächtiges Talent hervorstrahlen.



Schlacht bei Kunersdorf, 12. August 1759.

Feldzug des Jahres 1759.

Die preußischen Truppen hatten während des Winters manche glückliche Streifzüge gegen die Oesterreicher und gegen die Russen gemacht, und gewannen überall Vortheile über dieselben und zerstörten viele Magazine. Sogar in dem neutralen Polen wurden Magazine zerstört, gegen den König geworbene Truppen auseinandergesprengt oder unter preußische Regimenter gesteckt, und das Land sogar gebrandschatzt. Im ganzen deutschen Reiche verbreiteten die Streifzüge der leichten Truppen der Preußen Furcht und Schrecken. „Die Armeen des Prinzen Ferdinand von Braunschweig und die des Prinzen Heinrich eröffneten zuerst den Feldzug. Die Armee des Königs ward an den Grenzen der Mark und Schlesiens durch die Nähe der Russen in Polen zurückgehalten, und konnte sich in keine Unternehmung einlassen, wodurch sie von einer Vertheidigungslinie wäre entfernt worden, die sie ohne Gefahr nicht verlassen durfte; und die Oesterreicher verschoben ihre Operationen, um den Russen Zeit zu lassen, in's Feld zu rücken. Dieß verzögerte gewöhnlich die Bewegung der Truppen bis zu Ende Juli's. Die Franzosen agirten ohne Bundesgenossen, und die Armee des Prinzen

Ferdinand hatte nur einen Feind zu bekämpfen." So begann hier alsbald der Kampf. Die Franzosen standen unter Contades und Broglio. Die Truppen des Hauptheeres der Franzosen standen am linken Rheinufer und hatten alsdann am Main sich festgesetzt, indem sie die freie Reichsstadt Frankfurt durch List völlig eingenommen hatten, wodurch sie eine völlige Kommunikation mit den Kaiserlichen und Reichstruppen erhielten, und sich auf dem Rhein und Main mit allen Bedürfnissen versehen konnten. Der Hauptplan des Herzogs von Braunschweig war es nun, einen Versuch gegen Frankfurt zu unternehmen. Nachdem der Erbprinz von Braunschweig einige Korps Reichstruppen und Oesterreicher und Franzosen aus Hessen mit glücklichem Erfolge wieder vertrieben und sich also Ferdinand von dieser Seite Raum verschafft hatte, ließ er 12,000 Mann zurück, um Hessen und Hannover zu decken, und marschirte mit 28,000 Mann gegen den 35,000 Mann starken Feind in die Gegend von Frankfurt. Broglio war Ferdinand zuvorgekommen und hatte sich eines starken Postens bei Bergen in der Nähe von Frankfurt, vor der Ankunft Ferdinands daselbst bemächtigt. Es kam also hier zur Schlacht. Die kunstvollen und wohlgeordneten Anordnungen des Herzogs von Broglio, verbunden mit den Vortheilen des Terrains, verschafften den Franzosen einen völligen Sieg, und Ferdinand sah sich, nachdem die Kanonade noch bis Nacht gedauert hatte, zum Rückzuge genöthigt.

Die Schlacht bei Bergen (13. April) verschaffte den Franzosen auf einige Zeit die Oberhand. Ferdinand sah sich auf die Vertheidigung der Weser beschränkt, bemächtigte sich jedoch mit List der freien Reichsstadt Bremen, während die Franzosen vorwärts rückten, Kassel nahmen, sich Minden's mit Sturm bemächtigten, Münster eroberten, auch viele Gefangene machten und Magazine wegnahmen, und nun den Plan zu bewerkstelligen suchten, in Hannover einzudringen. Aber Ferdinand ging Contades entgegen und erfocht einen glänzenden Sieg über denselben in der Schlacht bei Minden (1. August). Friedrich sagt, daß die früheren Bewegungen des Contades so gewesen seien, „daß dieser sich gleichsam beeifert habe, die Absichten Ferdinands zu erfüllen, indem er sie so einrichtete, als ob er von demselben Verhaltungsbefehle erhalten hätte." Der Sieg bei Minden wurde, wie wir nachher sehen werden, gerade zu einer Zeit erfochten als die Lage Friedrichs höchst bedenklich war, und war also mehr als irgend ein anderer höchst einflußreich auf den ganzen Feldzug. Nach diesem Siege mußten

die Franzosen Minden verlassen, Kassel räumen, und, beständig verfolgt, über die Weser zurückgehen, bis sie ihre Winterquartiere wieder in Frankfurt bezogen. — —

Nicht so glücklich war der Feldzug auf Seiten des Königs, denn dieser hatte sich dießmal gegen seine Art, die Vortheile des ersten Angriffs nicht aneignen können; er mußte den Feind erwarten, und hatte zu diesem Ende und zugleich zur Abwehr der Oesterreicher von der Lausitz, das feste Lager bei Schmottseifen bezogen. Aber Daun gedachte den Feldzug dann erst zu beginnen, wenn die Russen herangerückt wären. Friedrich erzählte auch, daß, als er den Feinden nach Neiße entgegengerückt wäre, die schlesische katholische Geistlichkeit die Bewegungen des ketzerischen Königs dem Feinde verrathen und so seine Absichten vereitelt hätten. Friedrich sah sich nun veranlaßt, die Russen, die sich seit dem Mai von der Weichsel her in langsamen Schritten in Bewegung setzten, aufzuhalten, und, wo möglich, vereinzelt zu schlagen. Deßhalb schickte er ihnen, während er Daun beobachtete und beschäftigte, den Grafen Dohna mit einer Heeresabtheilung entgegen. Er forderte, in Rücksicht auf seine so sehr kritische Lage, daß seine Offiziere, namentlich aber diejenigen, welchen Detaschements übergeben waren, wie er selbst, sich auch mit geringer Macht dem Feinde entgegenwerfen und Sieg oder Tod erkämpfen sollten; kluge Besonnenheit galt ihm damals weniger, denn wenn man nicht Alles gewonnen, so war, seiner Meinung nach, Alles verloren. Höchst ungehalten war er daher über das Benehmen Dohna's, der keinen merksamen Versuch wagte, um die Russen, deren Marsch an die Oder eine Vereinigung mit der österreichischen Heeresmacht abzweckte, an dem Eindringen in die Neumark zu hindern. Dohna suchte den Russen stets zuvorzukommen, und bezog den 21. Juli ein Lager bei Züllichau. Friedrich aber schickte, in seiner Unzufriedenheit über Dohna, den General-Lieutenant Wedell zu dem Heere desselben, der den 22. daselbst eintraf, und nach der Ordre des Königs, „bei der Armee vorstellen sollte, was ein Diktator zu der Römer Zeiten.“ Er hatte den Befehl, „die Russen, wo er sie fände, zu schlagen und deren Vereinigung mit den Oesterreichern auf alle Weise zu hindern.“ Wedell fand die 26,000 Preußen in einer höchst mißlichen Lage, warf sich aber dennoch den durch Truppenzahl und die Vortheile des Terrains weit überlegenen Russen, unter ihrem neuen Anführer Soltikoff entgegen, und wurde von demselben auf's Haupt geschlagen. Nach einem Verluste von 8000 Mann begann er ungestört seinen Rückzug, da die Russen, wie nach der Schlacht

bei Großjägerndorf und nach der bald erfolgenden Schlacht bei Kunersdorf, auf eine scheinbar räthselhafte Weise zwar siegen, aber ihren Sieg nicht verfolgen wollte.

Die Niederlage bei Kay (23. Juli) *) vereitelte alle früheren Plane Friedrichs. Da die Russen Krossen und Frankfurt besetzt, und so sich der Oder bemächtigt hatten, war die Mark Brandenburg und die Hauptstadt Berlin allen Gefahren bloßgestellt, und immer enger wurde der Kreis, den die Feinde um Friedrich zogen. — Als er daher die Niederlage Wedells erfuhr, beschloß er, den Russen persönlich entgegen zu gehen und ihnen eine Schlacht zu liefern. Er berief den Prinzen Heinrich (der 9000 Mann unter Fink zur Deckung Dresdens zurückließ) aus der Gegend von Bautzen nach Sagan, und ging nun selbst, nachdem er sein Testament gemacht, nach Sagan ab. Zugleich hatte er vor seiner Abreise, dem Prinzen Heinrich den Befehl über die bei Schmottseifen gelagerten Truppen übergeben, ihn zum Vormund seines noch minderjährigen Neffen, des Prinzen von Preußen, gemacht und ihn beschworen, wenn er selbst etwa fallen oder in Gefangenschaft gerathen sollte, nie einen schimpflichen Frieden einzugehen.

Den 30. Juli traf der König in Sagan ein, wo er 18,000 Mann versammelt fand, mit denen er alsbald aufbrach, und sich bei Müllrose mit Wedell zu vereinigen. Von Torgau her wurde General Fink zur Verstärkung herangerufen, und am 11. August ging Friedrich über die Oder. Der unternommene Versuch, die Vereinigung Laudons mit den Russen zu verhindern, schlug fehl; Haddik dagegen gab seinen Plan zur Vereinigung auf. Soltikoff aber stand nun mit seiner ganzen Macht bei Frankfurt, wo Laudon zu ihm gestoßen war. Sie standen zwischen Frankfurt und Kunersdorf auf den Anhöhen in einem wohlverschanzten Lager, das von einer äußerst starken Artillerie vertheidigt wurde; der rechte Flügel war durch die Oder und der linke durch Sümpfe und Gebüsche gedeckt. Dennoch beschloß Friedrich den Angriff; er brach früh Morgens den 12. August mit seinen Truppen auf, und ordnete dieselbe auf der Kunersdorfer Haide. Der rechte Flügel der Preußen brach zuerst vor gegen den linken der Russen. Nachdem man wegen der Sümpfe unerwartet große Umwege hatte machen müssen, gelangte man endlich unter schwüler Sommerhitze, um 11 Uhr Morgens in der Nähe der russi-

*) Man nennt diese Schlacht auch die Schlacht bei Palzig oder Züllichau.

schen Verschanzungen. Schnell wurden große Batterien auf zwei Hügeln errichtet, und nun stürmten die Preußen unter dem Schutze ihres eigenen Geschützes, trotz dem heftigsten Kartätschenfeuer der Russen, das ganze Reihen niederstreckte, die Batterien der Feinde. Die Mühlberge wurden eingenommen, der ganze russische linke Flügel suchte seine Rettung in der Flucht, und ließ alle Artillerie zurück. Es war Abends sechs Uhr; Kouriere eilten nach Berlin und Friedrich hatte den Sieg vollkommen in Händen, obgleich man denselben wegen des Mangels an Kavallerie, nicht zur Genüge verfolgen konnte.

Aber Friedrich genügte das nicht. Er wollte, wie bei Zorndorf, eine Vertilgungsschlacht, und es sollte die Schlacht von Neuem beginnen; die Judenberge, auf denen die Russen eine Batterie hatten, und die ihnen zur Zuflucht dienen konnte, sollten ihnen entrissen werden. Umsonst setzten die Generale dem Wunsche Friedrichs, die Ermattung der Truppen und die Schwierigkeiten des Terrains entgegen, umsonst vereinigte selbst der so muthige Seidlitz sich mit Ihnen; Friedrich wollte die Russen vernichten und es begann der neue Angriff. Der preußische linke Flügel fand zwar in seinem Vordringen gegen den rechten Flügel der Russen beinahe unübersteigliche Hindernisse an den Seen und sumpfigen Gründen, dennoch aber rückten sie mit verdoppeltem Muthe, unter Anführung ihres Königs selbst, unaufhaltsam fort. Mit außerordentlicher Tapferkeit drang Seidlitz mit seiner Reiterei vor. Er warf den Feind, eroberte dessen schweres Geschütz, welches auf dem verschanzten Spitzberge stand, und drängte ihn bis hinter diesen Berg zurück. Aber hier fand endlich die Tapferkeit der Preußen ihr Ziel; denn schnell brach jetzt Laudon aus dem hohlen Grunde (nachmals Laudongrund genannt), wo er bisher sich gehalten, mit frischer Kraft gegen die ermattete preußische Reiterei hervor, und warf dieselbe auf den linken Flügel ihrer eigenen Infanterie zurück. Nun entstand Zögerung, Unordnung und Verwirrung bei den Preußen, die sich bis Kunersdorf zurückziehen und dem Feinde den Spitzberg wieder überlassen mußten. Laudon ließ nun die Geschütze feuern und zerstreute die Preußen. Die Schlacht war entschieden, denn alle wiederholten Angriffe waren vergebens und Verwirrung und Auflösung ward auf Seite der Preußen bald zur allgemeinen Flucht.

Friedrich selbst war mitten in den größten Gefahren gegenwärtig, und stellte sein Leben rücksichtslos preis, er wollte die ihn fliehende Glücksgöttin gewaltsam an seine Fahne fesseln, oder mit seinem Glücke untergehen. Vergebens versuchte er es daher auf alle mögliche

Weise, einige Schaaren zum Stehen zu bringen; aber ein panischer Schrecken hatte Alle ergriffen. Ein Pferd unter dem Leibe war ihm erschossen worden, eine Flintenkugel hatte ihn selbst getroffen und war durch ein Etui in der Tasche abgehalten worden. Seinen Aeußerungen nach wünschte Friedrich, daß eine feindliche Kugel ihn von der Last seines Unglückes befreie, und als man ihn ermahnte, endlich die Gefahren des Schlachtfeldes zu verlassen, sagte er: „Wir müssen hier Alles versuchen, um die Bataille zu gewinnen, und ich muß hier so gut wie jeder andere, meine Schuldigkeit thun!" In Friedrich erzählt, daß er fast dem Feinde in die Hände gerathen wäre, wenn nicht Herr v. Prittwitz diese mit 100 Husaren angegriffen und ihm Zeit verschafft hätte, durch einen Hohlweg sich zurückzuziehen.

So wurde die Schlacht bei Kunersdorf (12. August), statt eine Vertilgungsschlacht der Russen zu werden, eine solche für die Preußen, denn Friedrich hatte so viel Mannschaft verloren *), daß er den Abend nach der Schlacht kaum 10,000 Mann, in ungeordneten Schaaren unter einander gemischt, zusammen bringen konnte. Er übersah das Gefahrvolle seiner Lage wohl, er sah alle seine Macht zerschmettert, und mußte aller Wahrscheinlichkeit nach, Alles für verloren halten. Friedrich noch auf dem Schlachtfelde: „Alles ist verloren, retten Sie die Archive." Hierauf noch am Abend desselben Tages: An den Staatsminister Grafen v. Finkenstein schrieb er: „Heute Morgen um 11 Uhr habe ich den Feind angegriffen. Wir

*) Unter den Gefallenen war auch der bekannte und damals vielfach verehrte Sänger des „Frühlings," Kleist, der zwar von Friedrich, der deutsches Talent noch immer geringschätzte, wenig beachtet wurde, aber nichts desto minder, den Krieg als einen Kampf für's Vaterland betrachtend, gerne dem Tode für dasselbe entgegenging. Er führte in dieser Schlacht als Major ein Bataillon an, und eroberte mit demselben drei Batterien. Als ihm die rechte Hand durch eine Kugel zerschmettert ward, nahm er den Degen in die linke und rückte mit seinen Soldaten gegen die vierte Batterie. Da streckte ihn eine Kartätschenkugel zu Boden. Von den Kosaken seiner Kleider beraubt, ward seine Wunde halb gefährlich. Er starb hernach in Frankfurt als Gefangener, wo er mit militärischen Ehrenzeichen begraben wurde. In seiner Ode an die preußische Armee vom Jahre 1757 singt er:

„Auch ich, ich werde noch — vergönn' es mir, o Himmel —
Einher vor wenig Helden zieh'n.
Ich seh' dich stolzer Feind, den kleinen Haufen flieh'n,
Und find' Ehr' oder Tod im rasenden Getümmel." —

haben ihn bis zum Judenkirchhof (soll heißen Judenberge) bei Frankfurt getrieben; alle meine Truppen haben Wunder der Tapferkeit gethan, aber dieser Kirchhof hat uns fürchterlich viel Leute gekostet; unsre Truppen geriethen in Verwirrung, ich sammelte sie dreimal wieder; aber endlich sah ich mich selbst der Gefahr, gefangen zu werden, ausgesetzt und mich genöthigt, das Schlachtfeld zu räumen. Mein Rock ist von Kugeln durchlöchert, zwei Pferde wurden mir getödtet; mein Unglück ist, daß ich noch lebe; unser Verlust ist sehr beträchtlich. Von einer Armee von 48,000 Mann sind mir in diesem Augenblicke kaum 3000 übrig. Alles flieht, ich bin nicht mehr Herr meiner Leute; man wird in Berlin wohl daran thun, auf seine Sicherheit bedacht zu sein. Es ist ein schrecklicher, grausamer Schlag, den ich nicht überleben werde, die Folgen werden schlimmer sein, als die Sache an sich. Ich bin ohne alle Hilfsmittel, und, um es gerade zu gestehen, ich halte Alles für verloren. Ich werde den Untergang meines Vaterlandes nicht überleben. Auf ewig, Adieu!" — „Für den äußersten Fall der Noth trug Friedrich Gift bei sich, um sein Leben nicht schmachvoll enden zu müssen." — Als ein Adjutant vom Geschützwesen ihn mit der Nachricht von der Zahl der geretteten Kanonen aus seinen trüben Betrachtungen weckte, erwiederte Friedrich auffahrend: „Herr, er lügt, ich habe keine Kanonen mehr!" — Auch übergab er dem Prinzen Heinrich den Oberbefehl, und ließ die Truppen zugleich dem Prinzen von Preußen den Eid der Treue schwören. So fest stand bei ihm die Ueberzeugung, daß für ihn Alles verloren sei *). Das Bedenkliche seiner Lage bekannte Friedrich auch in seinem später abgefaßten Geschichtswerke; er sagt: „es hing nur von dem Feinde ab, dem Kriege ein Ende zu machen, sie durften nur noch den letzten Gnadenstoß geben." Der Tadel, den Friedrich alsdann hiebei ausspricht, ist, von ihm ausgesprochen, höchst ungerecht, sowie es unhistorisch ist, daß er uns die näheren Eröffnungen über das

*) Als Friedrich einem Obersten Moller sein Leid und sein Befremden über das ihn verfolgende Unglück eröffnete, erwiederte dieser: „Es möchte wohl die Schuld, der dem Könige und dem Heere betroffenen Widerwärtigkeiten in dem Mangel an Religiosität, der in dem Heere herrsche, beruhen, denn es würden im Lager weder Predigt noch Betstunden gehalten." Von dieser Zeit an bestimmte der König, daß wieder regelmäßiger Gottesdienst ꝛc. gehalten werde: ein Zug, der für Friedrichs Charakter und Philosophie bemerkt zu werden verdient.

räthselhafte Benehmen der russischen Generale, das sich nun zum drittenmale wiederholte, beinahe ganz vorenthält. Das Verfahren Soltikoffs, so wie der früheren Generale aber findet seinen genügenden Grund in den Verhältnissen, die damals am Hofe zu St. Petersburg obwalteten. Dort war eine, nicht unbedeutende Partei, die dem König von Preußen günstig war; an deren Spitze stand der Großfürst Peter, der ein bis zur Albernheit leidenschaftlicher Bewunderer und Verehrer Friedrichs war. Die Altersschwäche der Kaiserin Elisabeth ließ es voraussehen, daß Peter bald den russischen Thron besteigen würde, und gehörten auch die Feldherren nicht gerade alle zu der preußisch-gesinnten Partei, so sahen sie doch wohl ein, daß sie sich den jungen Thronfolger keineswegs geneigt machen würden, wenn sie sich als Mittel gebrauchen ließen, um den Gegenstand seiner Verehrung zu Grunde zu richten. Dieß also war der tiefere Grund, aus welchem Soltikoff den Wünschen Laudons nicht nachkam, und seinen Sieg nicht verfolgte. Er blieb in Ruhe, und als man von österreichischer Seite wiederholt in ihn drang, seinen Sieg zu verfolgen, antwortete er: „Ich habe in diesem Jahre genug gethan, ich habe zwei Schlachten gewonnen, die Rußland 27,000 Mann gekostet haben. Um mich aufs Neue in Thätigkeit zu setzen, erwarte ich nun, bis auch Sie zwei Siege erfochten haben, es ist nicht billig, daß die Truppen meiner Kaiserin Alles allein thun sollen.“ So ward Friedrich Gelegenheit gegeben, sich wieder zu ermannen, und aus seiner scheinbaren Lethargie sich wieder aufzuraffen.

Trotz aller Stürme hatte er doch nie so sehr den Halt in sich verloren, daß er sich in Schwäche hätte fortreißen lassen, oder daß er sich gebeugt hätte. Er stand bald seinen Soldaten und seinem Feinde wieder als König gegenüber. Vor der unglücklichen Schlacht hatte der Herzog Ferdinand einen Adjutanten an den König geschickt, der ihm die Botschaft des Sieges bei Minden überbrachte. Friedrich ließ ihn bei sich verweilen, „bis er ihm ein Gegenkompliment mitgeben könne.“ Jetzt sagte er demselben: „Es thut mir leid, daß die Antwort auf eine so gute Botschaft nicht besser hat gerathen wollen. Wenn Sie aber auf Ihrem Rückwege noch gut durchkommen, und Dann nicht schon in Berlin und Contades in Magdeburg finden, so können Sie den Herzog Ferdinand von mir versichern, daß noch nicht Alles verloren ist.“

Von Stunde zu Stunde wuchs die Heeresmacht Friedrichs wieder. Des andern Tages nach der Schlacht war sie schon 18,000, und nach

wenig Tagen bereits 28,000 Mann stark; das Geschütz ward aus den Festungen herbeigezogen. Die nur auf Momente gehemmte Federkraft in dem Geiste des heldenmüthigen Heerführers trat wieder hervor; sein fester Entschluß war, ehe der Feind sich der Stadt Berlin bemächtigte, sich ihm entgegen zu werfen, ihn zu besiegen oder ehrenvoll unterzugehen. — Obgleich die Russen ihren Sieg fast gar nicht benützten, und es die Oesterreicher über Soltikoff kaum vermochten, daß er über die Oder ging, so ward Friedrich dennoch jetzt von Schlesien und von dem vom Prinzen Heinrich geführten Heere abgeschnitten. Das Reichsheer war in Sachsen eingedrungen, und drohte von der Seite der Elbe her; Haddik von der Spree und die Russen von der Seite der Oder. Dann war bis Triebel vorgerückt. Friedrich bezog sein Hauptquartier bei Peterswalde, um von hier aus Berlin zu decken. Prinz Heinrich hatte von Schlesien aus nicht vermocht, die Vereinigung der Oesterreicher und Russen zu hindern; indeß gelang es Fouqué, den Versuch des Generals de Ville, in Schlesien einzufallen, zu vereiteln. Jetzt schien die Gefahr für Schlesien daraus zu entstehen, daß die Russen sich anschickten, Glogau zu belagern. Friedrich folgte den Bewegungen der Russen, die Streitigkeiten zwischen Laudon und Soltikoff vermehrten sich, und es erfolgte von Seiten der Russen in diesem Feldzuge keine kräftige That mehr, bis sie endlich am 2. November aufbrachen, um hinter der Warthe und Weichsel ihre Winterquartiere zu beziehen, und sich Friedrich für dieses Jahr von der von Osten her durch die Russen drohenden Gefahr befreit sah.

Während hier in der Lage der Dinge eine eben so glückliche als unerwartete Wendung eintrat, war dieß in Sachsen keineswegs der Fall. In Folge der Schlacht bei Hennersdorf reihte sich hier eine Kette von Unglücksfällen aneinander. Nach dem Abmarsche des Generals Fink zu dem Heere des Königs, fiel der Herzog von Zweibrücken mit dem Reichsheere in das völlig von Truppen entblößte Land ein, und bemächtigte sich aller Städte und Festungen derselben bis auf Dresden. Aber Schmettau, der Kommandant dieser Hauptfestung, sah sich in Betracht der Verhältnisse, und da er nach den Befehlen des Königs auf die Erhaltung der Besatzung und der in Dresden aufgehäuften Vorräthe und der Kriegskasse bedacht sein mußte, zur Uebergabe dieser so wichtigen Festung genöthigt, die er am 4. November räumte.

Prinz Heinrich hatte, während der König den Russen gegenüber-

stand, durch geschickt angeordnete und glücklich ausgeführte Märsche und andere Unternehmungen, die Hauptmacht der Oesterreicher unter Daun stets zu beschäftigen gewußt, und sich wiederum eine Verbindung mit dem Heere seines Bruders eröffnet. — Daun dagegen, der auf der andern Seite für diesen Feldzug seinen eigentlichen Plan gescheitert sah, richtete sein Hauptaugenmerk auf Sachsen, und suchte sich in diesem, für die beiderseitige Kriegsführung so wichtigen Lande festzusetzen, und den Prinzen ohne eine offene Feldschlacht aus demselben zu vertreiben. Aber dieser vereitelte fortwährend die Plane seines Gegners, und als gegen die Mitte Novembers der König mit seiner Armee in Sachsen ankam, begann Daun sich zurückzuziehen, und Friedrich glaubte, daß jetzt die Gelegenheit gegeben sei, die Oesterreicher wieder ganz aus Sachsen zu vertreiben, da die Preußen bereits wieder das ganze Land außer Dresden in Händen hatten.

Während der König, trotz den Gegenvorstellungen seines Bruders des Prinzen Heinrich, seinen Plan mit aller Macht verfolgte und selbst mit einem Heerestheile dem Feinde entgegenging, hatte er den General Fink mit ungefähr 13,000 Mann über Dippoldiswalde nach Maren hin entsendet, um den Feldmarschall Daun im Rücken zu bedrohen. Fink erkannte das Gefahrvolle und Mißliche seiner Lage, abgeschnitten von der Armee des Königs und von den Feinden umzingelt, wohl, und machte deßhalb vor seiner Abreise persönlich dem Könige Vorstellungen darüber; dieser aber antwortete: „Er weiß, daß ich keine Difficultäten leiden kann. Mache er, daß er fortkommt.“ Fink marschirte hierauf ab, und bezog am 17. November eine Stellung bei Maren. Daun, der sich im Rücken bedroht sah, zog sich hierauf hinter den plauen'schen Grund zurück. Friedrich folgte bis Wilsdruf. Fink benachrichtigte den König fortwährend von dem Mißlichen seiner Lage und dieser schickte ihm den General Ziethen mit Hilfe entgegen, die jedoch durch die schlechten Wege aufgehalten wurde. Fink wagte es, nach den gemessenen Befehlen des Königs, nicht, sich zurückzuziehen; er blieb also in seinem Lager bei Maren, wo er von allen Seiten vom Feinde eingeschlossen, ohne Aussicht sich auf irgend eine Weise retten zu können, sich mit seinem ganzen Heere den Oesterreichern ergeben mußte. So wiederholte sich den 21. November bei Maren den Preußen, was sich gleich am Anfange dieses Krieges den Sachsen bei Pirna ereignet hatte, und man kann im gewissen Sinne, Maren die caudinischen Gabeln der Preußen nennen. Bald darauf erlitt auch der an das rechte Elbufer entsandte General Die-

rike einen bedeutenden Verlust, und in Folge dieser Niederlagen mußte man den Plan aufgeben, Dresden wieder zu gewinnen und die Oesterreicher zum Rückzuge aus Sachsen zu zwingen. Zwar berief Friedrich, der gegen Ende dieses Feldzuges fast die Hälfte seines Heeres eingebüßt hatte, eine Unterstützung von 12,000 Mann unter dem Erbprinzen von Braunschweig zu sich, allein zeitliche und örtliche Verhältnisse verhinderten ein nachdrückliches Unternehmen. Der Erbprinz von Braunschweig ging wieder nach Westphalen zurück, und Friedrich bezog, wie schon die Oesterreicher gethan hatten, nun auch die Winterquartiere.

Aber der Kampf hörte damit nicht auf, denn, sagt Friedrich, „die Erbitterung auf beiden Seiten war so groß, daß man keinen Zoll breit Landes einander weichen wollte.“ Sechs Wochen lang kampirte Friedrich blos, damit Daun ein Gleiches zu thun genöthigt sei, bei Wilsdruf in der fürchterlichsten Kälte unter eisigen Zelten und von beiden Seiten wurden viele Menschen dahingerafft. Endlich den 10. Januar bezog Friedrich erst eigentlich die Winterquartiere in Bergen. — —

In den Briefen an d'Argens spricht sich Friedrich vielfach über die unglücklichen Ereignisse dieses Jahres und seine Stimmung unter denselben aus. Reichshammersdorf den 28. Mai schreibt er: „Unsere heroischen Thaten machen mir hier viel zu schaffen. Der Feind, den ich vor mir habe, ist 90,000 Mann stark, und ich kann ihm nur mit 50,000 entgegenstehen. Ich muß erwarten, was das Schicksal beschlossen haben wird. Meine Philosophie wird durch keinen Erfolg gestört werden. Ich sehe wohl, mein lieber Marquis, daß Sie eben so verblendet sind, wie das Publikum. In der Ferne mag meine Lage vielleicht einen gewissen Glanz von sich werfen; kämen Sie ihr aber näher, so würden Sie nur undurchdringlichen Nebel finden. Fast weiß ich nicht mehr, ob es ein Sans-Souci in der Welt gibt; der Ort sei, wie er wolle, für mich ist der Name nicht mehr schicklich. Kurz, mein lieber Marquis, ich bin alt, traurig und verdrießlich. Von Zeit zu Zeit springen noch einige Funken von meiner ehemaligen guten Laune auf, aber sie erlöschen bald, weil sie von keiner Gluth unterhalten werden; es sind Blitze, die aus dunkeln Wetterwolken hervorbrechen. Ich rede aufrichtig mit Ihnen, würden Sie mich sehen, Sie würden keine Spur mehr von dem erkennen, was ich ehemals war, sondern einen Mann finden, der schon grau wird, der die Hälfte seiner Zähne verloren hat, und dem es an Frohsinn, Feuer

und Imagination fehlt; kurz, noch weniger als die Ueberbleibsel von Tusculum, von denen die Architekten, aus Mangel an Ruinen, die ihnen Cicero's eigentliche Wohnung bestimmen könnten, so viele falsche Plane entworfen haben. — Alles dieß sind Wirkungen, nicht sowohl der Jahre als der Sorgen und die traurigen Erstlinge der Hinfälligkeit, die uns der Herbst unsers Lebens unfehlbar mitbringt. Diese Betrachtungen machen mich sehr gleichgültig gegen das Leben und geben mir gerade die Stimmung, in welcher ein Mensch sein muß, der bestimmt ist, sich auf Tod und Leben zu schlagen. Mit dieser Gleichgültigkeit gegen das Leben kämpft man mutkiger und verläßt diesen Aufenthalt ohne Klagen." An denselben im Juni über seine damalige Schriftstellerei: „Sie spotten sowohl meiner als meines päpstlichen Breve; wenn man es mit ihren Briefen vergleicht, stellt man ein Epigramm von Rousseau mit Virgils Aeneide zusammen ꝛc." An denselben den 12. August: „Mein einziger Trost besteht darin, daß ich mit dem Degen in der Hand sterben werde." Den 22. August: „Nein, die Marter des Tantalus, die Pein des Prometheus, die Strafe des Sysyphus sind nichts in Vergleich mit dem, was ich seit zehen Tagen leide, der Tod ist süß gegen ein solches Leben." Den 17. September: „Seit dem Kriege bin ich in dem Novitiat des Stoicismus. Wenn das so fortgeht, so denke ich noch gleichgültiger und empfindungsloser zu werden, als Empedocles und Zeno selbst. — Es läßt sich leicht sagen, mein lieber Marquis, man müsse den Krieg nur defensiv führen, aber die Menge meiner Feinde ist so groß, daß mich die Noth zum Angriffe zwingt. Hier bin ich in einem Dreieck, wo mir die Russen zur Linken, Dann zur Rechten und die Schweden im Rücken stehen: Führen Sie doch nun einen Vertheidigungskrieg, ich bitte Sie! Gerade das Gegentheil. Bis jetzt behaupte ich mich nur dadurch, daß ich Alles angreife, was ich kann, und mir kleine Vortheile verschaffe, die ich so viel als möglich zu vervielfältigen suche." Im Oktober an denselben: „Ich bin krank, das soll mich indeß nicht abhalten, so lange ich Kräfte habe, meiner Pflicht treu zu bleiben. — Mein Geist ist voll von militärischen Ideen; ich will ihn zerstreuen, aber er beschäftigt sich zu sehr mit diesen Gegenständen, als daß ich ihn jetzt auf etwas anderes heften könnte. Nach dem Kriege will ich mich um eine Stelle im Invalidenhause bewerben. So weit ist es mit mir gekommen ꝛc." Bald darauf: „Ihren Brief, mein lieber M., erhielt ich unter den Martern der Gicht und erinnerte mich, daß der Philosoph

Posidonius, als Pompejus bei seiner Reise durch Athen ihn fragen ließ, ob er ihn, ohne ihm beschwerlich zu fallen, hören könnte, zur Antwort gab: man soll nicht sagen, ein so großer Mann wie Pompejus wolle mich hören und die Gicht verhindere mich daran. Und nun hielt er vor Pompejus eine schöne Rede über die Verachtung des Schmerzes, und rief bisweilen aus: o Schmerz! was du auch immer thun magst, ich werde doch nicht gestehen, daß du ein Uebel bist. Diesen Philosophen ahme ich nach und antworte Ihnen ꝛc." Den 22. November: „Mit meiner Schrift, lieber Marquis, können Sie verfahren, wie Sie es für gut finden. Das Unglück, welches dem General Fink so eben wiederfahren ist, hat mich so betäubt, daß ich mich noch von meiner Bestürzung nicht erholen kann. Dieß bringt alle meine Maaßregeln in Unordnung, und es geht mir sehr zu Herzen. Das Unglück, welches mein Alter verfolgt, hat mich seit meinem Marsche nach Schlesien begleitet; so lange mir es aber möglich sein wird, werde ich dagegen kämpfen ꝛc." Den 28. an denselben: „Wir befinden uns hier dem Feinde gegenüber, in den Dörfern kantonirt. Das letzte Pund Stroh und der letzte Bissen Brod wird entscheiden, wer von uns beiden in Sachsen bleibt. Weil die Oesterreicher außerordentlich zusammengedrängt sind und nichts aus Böhmen beziehen können, so hoffe ich, werden sie zuerst aufbrechen müssen. Geduld also bis an's Ende; wir müssen sehen, wie dieser höllische Feldzug enden wird. — Seit vier Jahren bin ich im Fegefeuer; wenn es ein künftiges Leben gibt, so wird mir der ewige Vater das, was ich in dieser Welt gelitten habe, gewiß anrechnen müssen ꝛc." — Während des Winters widmete sich nun Friedrich in den Mußestunden seinen Lieblings-beschäftigungen, die er auch im Kriege nicht verabsäumte. So sind, neben den schon oben bezeichneten Flugschriften: „das Gespräch über die Schmähschriften" und die „Betrachtungen über den Charakter und die militärischen Talente Karls XII., Königs von Schweden," während dieses Jahres von ihm ausgearbeitet, und, wie man aus seinen Briefen ersieht, in wenigen Exemplaren abgedruckt worden. Das letzte Schriftchen erhielt zunächst seine Veranlassung dadurch, daß Friedrich an derselben Stelle ein Lager hatte, wo einst Schulenburg vor jenem Könige geflohen war. Das Gespräch über die Schmähschriften entstand aus den vielen Epigrammen, in denen sich damals die öffentliche Meinung kühn und verwundend aussprach. Aus gleicher Absicht ließ auch Friedrich in diesem Jahre eine neue Ausgabe seiner Poesies diverses besorgen, da er die an-

derwärts erschienene, wegen der vielen Epigramme auf die Großen der Zeit, damals nicht als rechtmäßig anzuerkennen geneigt war.

Auch mit Voltaire stand Friedrich während dieses Jahres in besonders lebhaftem Briefwechsel, und ob er sich gleich mit ihm viel über die Poesie und Freundschaft unterhielt, so war doch der eigentliche Zweck seiner Briefe meist, um Mittheilungen an Choiseul gelangen zu lassen, mit dem auch Friedrich selbst, eben durch die Vermittlung Voltaires, in Briefwechsel gekommen war. Denn Friedrich wünschte ernstlich den Frieden; und wenn er auch in seinem Geschichtswerke die Ansicht ausspricht, man habe in diesem Feldzuge nicht so viel verloren, da man an Ländergebiet nur die Peenemünder Schanze und die Festung Dresden eingebüßt habe, so sah er doch damals wohl ein, daß er, wenn die vereinte Macht seiner Feinde auf ihn andränge, unausbleiblich verloren sei. Man glaubte jedoch mit Bestimmtheit vermuthen zu können, daß Frankreich durch die vielen Niederlagen, die es in Ostindien, Amerika und auf den Meeren erlitten hatte, zum Frieden geneigt sein müsse. Aber Frankreich sah sich durch seine enge Verbindung mit Oesterreich gehemmt, einen Frieden mit England abzuschließen, da diese Macht Preußen mit in denselben eingeschlossen wissen wollte. Auch schien Friedrich das von ihm besetzt gehaltene Sachsen nicht herausgeben zu wollen, sondern er trug auf Entschädigung des Kurfürsten durch Säkularisation einiger geistlichen Fürstenthümer an, aber nach Friedrichs eigenen Worten hätte der König von Frankreich „als die allerchristlichste Majestät" darauf nicht eingehen wollen. Man hatte zwar einen Minister-Congreß zu Augsburg beabsichtigt, auf welchem die verschiedenen Interessen ausgeglichen werden sollten. Doch, bemerkt Friedrich hiebei ganz richtig; „von allen Wegen war dieß der langwierigste, den die Feinde Preußens ermitteln konnten, um den Abschluß des Friedens, je nachdem es ihr Interesse erforderte, in die Länge zu ziehen; weil der Streit über den Staatsvortheil unter einer so großen Anzahl Fürsten weitläufige Auseinandersetzungen erforderte, und es nie an Vorwänden mangeln konnte, diese Verhandlungen so lange man wollte, dauern zu lassen. Hiervon haben wir ein deutliches Beispiel an dem Kongresse zu Münster, über welchen acht Jahre verflossen, ehe der westphälische Frieden abgeschlossen wurde. Dieß aber taugte keineswegs zu dem Plane des Königs, denn er hatte vielen Feinden zu widerstehen, und mußte sonach aus eben dem Grunde eine schnelle Beendigung dieser Bewegungen wünschen, aus

welchem gerade der Hof zu Wien dieselben zu verlängern strebte, gerade weil diesem viele Bundesgenossen zur Seite standen, durch deren Hülfe man große Eroberungen erwarten durfte." — Auch Stanislaus Lesczinsky bot seine Residenz Nancy zu Friedens-Verhandlungen an, und Friedrich dankte demselben in einem schönen Briefe.

Eine glückliche Diversion suchte Friedrich den Oesterreichern in Italien zu erregen, da im August dieses Jahres der König von Spanien, Ferdinand VI. gestorben und ihm sein Bruder, der König von Neapel als Karl III. auf den spanischen Thron gefolgt war. Wegen der Thronfolge in Neapel und wegen der Herzogthümer Parma und Piacenza suchte Friedrich hier Krieg zu erregen, und er hat wohl recht, wenn er behauptet, „daß in Europa hundert Kriege um eines unbedeutenderen Gegenstandes willen, als dieser war, geführt worden sind." Aber andere Leidenschaften waren hier nach einer andern Seite hin aufgeregt, andere Verhältnisse herrschten, und die Hoffnung für eine solche glückliche Wendung schwand, sowie auch dafür, daß der König von Sardinien geneigt wäre, einen Krieg mit den Hauptmächten Europa's zu beginnen. Auch versuchte Friedrich vergebens das Manöver Ludwigs XIV. zu erneuern, und durch einen Türkenkrieg Oesterreich zu beschäftigen.

Am Hofe zu St. Petersburg konnte man ebenfalls mit Friedensanträgen nicht durchdringen, und dieser Hof verband sich nur noch enger mit dem zu Wien, indem er dem, am 30. December 1758 zwischen Oesterreich und Frankreich abgeschlossenen Traktate jetzt vollkommen beitrat. Dänemark schien sich, aus Furcht vor der anwachsenden Macht Rußlands an der Ostsee, an Preußen anschließen zu wollen; indeß trat es bald, in Betracht der gegen Friedrich verbündeten Mächte, zurück. „So blieben dem Könige nur zwei Bundesgenossen, mit deren Hilfe er ehrenvoll diesen traurigen Kampf bestehen konnte, und diese waren: Tapferkeit und Ausdauer."

Die Wiederherstellung und Vermehrung seiner Kräfte mußte Friedrichs unablässige Sorge sein, und man war während des ganzen Winters damit beschäftigt, durch alle Mittel, die zu Gebote standen, das Heer wieder vollzählig zu machen. Dieses gelang auch, „aber nicht mit alten Soldaten noch mit Truppen, die man bald gebrauchen konnte; es waren nur Soldaten zur Schau. Denn was ist mit einem Haufen Menschen anzufangen, der zur Hälfte aus sächsischen Bauern und zur Hälfte aus Ueberläufern besteht und

von Offizieren geführt wird, die man nur aus Noth und aus Mangel an bessern in Dienste genommen hat? Und noch dazu, fehlte es den Infanterie-Regimentern so sehr an denselben, daß sie statt, wie es die Regel erfordert, zwei und fünfzig Offiziere zu haben, deren nur zwölf hatten. Aber diese drükkende Lage hinderte nicht, sich thätig zu zeigen; denn das erforderte nun einmal die Nothwendigkeit. Statt sich über den schlechten Zustand der Truppen zu beklagen, war man blos damit beschäftigt, dem Feinde nachdrücklicher wie je zuvor zu widerstehen. — Es stand jedoch zu befürchten, daß der bevorstehende Feldzug noch unglücklicher enden werde, als der letzte. Man war indeß bemüht, den Muth der Truppen zu beleben und ihnen Vertrauen einzuflößen, indem man Diversionen ersann, von denen man bald Nachricht erhalten würde, indem man im Publikum günstige Prophezeiungen verbreiten ließ, und indem man überhaupt zu allen erlaubten Arten, das Volk zu täuschen, seine Zuflucht nahm." —

General Fouqué bei Landshut, Juli 1760.

Feldzug des Jahres 1760.

Nach dem Plane der Oesterreicher und Russen sollte in diesem Jahre Laudon und Soltikoff die Eroberung von Schlesien ausführen, während Daun und der Prinz von Zweibrücken, nachdem sie die Eroberung von Sachsen vollendet hätten, in die Mark Brandenburg eindringen sollten. Friedrich konnte (trotz seinem ausgedehnten Werbesysteme und trotz dem, daß er sich genöthigt sah, 12,000 Mann von dem Heere des Prinzen Ferdinand von Braunschweig an sich zu ziehen, und so denselben in seinen Unternehmungen gegen die Franzosen zu lähmen) nicht mehr als 90,000 Mann gegenüber dem 200,000 Mann starken feindlichen Heere auf die Beine bringen. Auch war sein Heer, wie Friedrich selbst sich oben ausspricht, an innerer Kraft keineswegs mehr mit den ehemaligen zu vergleichen, und er sah sich also in diesem Feldzuge mehr als in dem vorigen auf den Vertheidigungskrieg beschränkt. — Friedrich selbst stand mit 40,000 Mann der Armee des Feldmarschalls Daun und dem Reichsheere, welche zusammen auf 80,000 Mann sich beliefen, gegenüber. Dem 40,000 Mann starken Heere unter Laudon, das

gegen Schlesien andrang, konnten nur 10,000 Mann unter dem General Fouqué bei Landshut entgegengesetzt werden, und dem, langsam anrückenden, 80,000 Mann starken, russischen Heere wurde Prinz Heinrich mit 35,000 Mann entgegengeschickt. Auch standen 5000 Mann den Schweden gegenüber, um dieselben in Schach zu halten.

Als Laudon durch die Grafschaft Glatz in Schlesien eingebrochen war, sah Fouqué seine Verbindung mit Breslau gefährdet und verließ seine Stellung. Er meldete dieß dem Könige. Dieser aber, der die Wichtigkeit jener Stellung einsah und der Schwäche seiner eigenen Kräfte nicht nachgeben wollte, sondern vielmehr verlangte, daß, was sich durch die Macht der äußeren Kräfte nicht halten ließe, so zu sagen durch die Macht des Geistes gehalten werde, verwies es seinem vertrauten Freunde in harten Worten, daß er jene Stellung aufgegeben, indem er ihm jetzt schrieb: „Ich dank's euch mit dem Teufel, daß ihr meine Berge verlassen habt. Schafft mir meine Berge wieder, es koste, was es wolle." — Fouqué, der sich in seiner militärischen Ehre und in seinem ganzen Verhältnisse zu dem Könige tief gekränkt sah, bezog nun ohne Widerspruch seine Stellung wieder, welche eigentlich nur mit einer dreifach stärkern Macht zu vertheidigen war. Laudon gewahrte bald die ungünstige Lage seines Gegners. Er ließ 10,000 Mann zur Einschließung von Glatz zurück, und rückte mit dem übrigen Heere gegen den dreimal schwächern Feind, den er in der Nacht überfiel, und nach einem lange andauernden hartnäckigen Kampfe, endlich fast gänzlich vernichtete. Nur wenige Reiterschaaren und einige von der Infanterie schlugen sich durch, und retteten sich durch das Gebirge; die übrigen Alle waren theils gefallen, theils in Gefangenschaft gerathen. Fouqué selbst, der mit großer Umsicht und Ausdauer dem Feinde stand, war nahe daran, indem er vom Pferde gestürzt war, sein Leben durch einen feindlichen Dragoner zu verlieren, aber sein treuer Reitknecht rief, ihn mit seinem Leibe deckend: „Wollt ihr denn den kommandirenden General umbringen?" bis endlich ein österreichischer Oberst ihn von der Gefahr befreite. Fouqué kam also in Gefangenschaft und war nie wieder in aktivem Militärdienste. Friedrich erkannte später aus vollem Herzen, wie sehr er seinem Freunde Unrecht gethan, und das alte trauliche Verhältniß zwischen beiden stellte sich bald wieder her. Ja Friedrich übernimmt es sogar, die Erzählung dieses Vorfalls mit den Worten zu schließen: „Diese treffliche That Fouqué's kann nur mit der des Leonidas und der Griechen,

die mit gleichem Schicksal den Paß bei Thermopylä vertheidigten, verglichen werden."

Auf die Niederlage bei Landshut (23. Juni) folgte nun die Plünderung der betriebsamen Stadt Landshut, welcher selbst Lauden nicht zu steuern vermochte. Ganz Schlesien stand nun den Oesterreichern offen, und keine schlesische Festung vermochte mehr lange Widerstand zu leisten. Friedrich war nun, mit seinem Heere von 40.000 Mann, den 100.000 Mann Oesterreichern und Reichstruppen gegenüber, die von Schlesien bis nach Sachsen hin standen; er wünschte eine Schlacht und suchte deshalb Daun aus seinen festen Stellungen zu locken, welches jedoch der vorsichtige Feldmarschall vermied. Friedrich machte nun Anstalten, gegen Schlesien zu rücken, um den Feldmarschall Daun mit sich zu ziehen. Dieß gelang ihm auch, und Daun ließ einen Heertheil zwischen Bautzen und Dresden unter Lascy zurück. Plötzlich aber kehrt Friedrich auf seinem Marsche nach Schlesien um, und wandte sich gegen Lascy. Dieser jedoch wich durch einen Rückzug über die Elbe einer Schlacht aus, und Friedrich faßte den Entschluß Dresden zu belagern. Die Standhaftigkeit des österreichischen Befehlshabers vereitelte einen glücklichen Erfolg, und das preußische Geschütz konnte nur eine furchtbare Zerstörung in Dresden anrichten. Das preußische Regiment des Generalmajors Fürsten von Anhalt-Bernburg, welches sich bei einem Ausfalle der Belagerten nicht tapfer gehalten, wurde von Friedrich mit dem militärischen Interdikt bestraft. Den Offizieren wurden ihre Hut-tressen, den Soldaten ihre Bandlizen auf den Uniformen und ihre Pallasche genommen, die Tambours durften den Generalmarsch nicht mehr schlagen, bis wieder durch bewährten Heldenmuth diese Schuld gesühnt wäre.

Daun zögerte lange bis er zum Entsatze Dresdens heranrückte, und erst am 27. Juli sah sich Friedrich durch viele Unfälle, durch die Nachricht von dem Anmarsche Dauns, und durch Mangel an Munition und Proviant genöthigt, die Belagerung dieser Stadt aufzuheben. Den 28. traf im Lager der Preußen die Nachricht ein, daß Glatz von den Oesterreichern erobert sei, wie Friedrich sagt: „ohne selbst zu wissen wie." Friedrich war nie sorgfältig in der Wahl von Festungskommandanten, und tapferer Widerstand bei dem Einen befremdete ihn oft eben so sehr als muthloses Verzweifeln bei dem Andern. — Jetzt nach seinem Abmarsche von Dresden, zog er in die Gegend von Meißen, und die Betrachtung seiner vielen Feinde und des seine Fahnen fliehenden Glückes erzeugte bei ihm vielfachen Gram,

der in den Briefen an seine Freunde sich ausdrückte. Dann lagerte sich am rechten Elbufer, des weitern Fortgangs gewärtig.

Während 70.000 Russen langsam gegen die Oder vorrückten, hatte Laudon Glogau genommen und wendete sich jetzt schnell gegen Breslau, indem er mit 50.000 Mann 5000 Preußen einschloß, die noch überdieß 9000 Gefangene zu bewachen hatten. Aber der General Tauentzien, welcher Kommandant dieser Stadt war, flößte dem kleinen Haufen seinen Heldenmuth und seine Liebe zu dem Könige ein, und that kräftigen Widerstand. Lessing, der gerade damals Tauentziens Sekretär war, sagt von diesem General, was wohl auch noch von vielen Offizieren der preußischen Armee galt: „Wäre der König so unglücklich geworden, seine Armee unter einem Baume versammeln zu können, General v. Tauentzien hätte gewiß unter diesem Baume gestanden.“ Als Laudon wiederholt die Stadt, die er Anfangs nicht als Festung betrachtet wissen wolle, zur Uebergabe aufforderte, und endlich drohte: „Das Kind im Mutterleibe solle nicht verschont bleiben,“ antwortete Tauentzien: „Ich bin nicht schwanger, und meine Soldaten auch nicht.“ — Doch hätte sich die Stadt, aller tapfern Gegenwehr ungeachtet, wohl nicht mehr lange halten können, und mit ihr wäre wahrscheinlich der Verlust von ganz Schlesien eingetreten; wenn nicht, über Züllichau und Glogau von Landsberg herbeieilend, wo er auf die Entscheidung der Marschrichtung der Russen gewartet hatte, Prinz Heinrich der Stadt Entsatz gebracht hätte.

Aber die Befreiung von Breslau war nicht entscheidend, denn wenige Tage später waren die Russen näher herangerückt, und es wäre der vereinten Macht dieser und der Oesterreicher ein Leichtes gewesen, sich auf das kleine Heer des Prinzen zu werfen, ihm Breslau zu entreißen und somit ganz Schlesien zu erobern. Aber wieder erwuchsen zum Heile Friedrichs Mißhelligkeiten zwischen den Generalen der Kaiserinnen, und Soltikoff drohte nach Polen umzukehren, weil man Friedrich so nahe hatte herankommen lassen. Denn dieser war alsbald, da in Sachsen, an der Elbe nichts auszuführen war, gegen Schlesien vorgerückt; Daun war ihm stets gefolgt. Friedrich selbst sagt: „er hätte wohl eingesehen, daß er mit 30.000 Mann ein feindliches Heer von wenigstens 90.000 nicht angreifen konnte, und in seiner damaligen Lage wußte er kein besseres Mittel zu ergreifen, als die Art eines Parteigängers anzunehmen, der allnächtlich seine Stellung ändert, um den Streichen auszuweichen, welche ihm eine Armee würde versetzen können, wenn es ihm an Wachsamkeit

und Thätigkeit fehlte.“ Auch wollte er stets die Oesterreicher in Bewegung halten, damit sie sich nicht auf den Prinzen Heinrich werfen könnten, und so zogen sich die feindlichen Heere an der Katzbach nach, daß es, nach Friedrichs Ausdruck, schien als ob dieselben zu einer Armee gehörten. Die Heere standen nun in der Gegend von Liegnitz einander gegenüber. Laudon hatte den Feldmarschall Soltikoff endlich zu dem Entschlusse vermocht, den General Czerniczeff mit einer Heerschaar an das linke Ufer der Oder zu entsenden.

Auf geheimem Wege erfuhr Friedrich den 13. August Abends in seinem Lager bei Liegnitz, daß die Oesterreicher beabsichtigten, sobald Czerniczeff herangekommen wäre, über die Preußen herzufallen. Lascy sollte den rechten Flügel des Königs umgehen, Daun ihn von vorn angreifen, Laudon die Höhen von Pfaffendorf hinter Liegnitz einnehmen, um ihm den Weg nach Glogau und den Rückzug abzuschneiden. In Erwägung der feindlichen Anstalten, so wie des Umstandes, daß der Mundvorrath bei seinem Heere nur noch auf drei Tage hinreichte, beschloß Friedrich einer Schlacht mit Daun auszuweichen, und seine Vereinigung mit dem Prinzen Heinrich schleunigst zu bewerkstelligen. Der Marsch, der über Pfaffendorf gehen sollte, durfte, wegen der nahe stehenden Oesterreicher, bei Tage nicht ausgeführt werden. Mit einbrechender Nacht setzte man sich in Bewegung. Man führte Friedrich einen betrunkenen österreichischen Offizier, der ein geborner Irländer war, als Ueberläufer zu, und seine Reden bestätigten die früher in Erfahrung gebrachte Nachricht von einem beabsichtigten Angriffe. Während der Nacht standen auch in der That die Truppen von Daun und von Lascy schlagfertig der Stellung gegenüber, welche die Preußen verlassen hatten, in welcher aber die Wachtfeuer von den Husaren unterhalten wurden. Der preußische Vortrab stieß auf die Truppen Laudons, die hinter der Katzbach standen. Als sich Friedrich so umgangen sah, ordnete er alsbald sein Heer zum Angriffe. Einen Theil desselben stellte er nach der Seite hin, wo Daun und Lascy hätten herankommen können, und mit dem andern wendete er sich gegen Laudon in raschem Angriffe. Dieser sah sich überrascht, da er hier gar nicht erwartet hatte, auf preußische Truppen zu stoßen und konnte kaum eine Fronte von fünf Bataillonen ordnen, die bald von den Preußen geworfen wurden. Ebenso mißlang ein Reiterangriff, und alle fünf Linien der Oestreicher wurden nach und nach geworfen. Nach hartnäckigem Kampfe und einem Verluste von ungefähr 10,000 Mann nebst vielen Kanonen, wichen die Oestreicher in großer Verwirrung über die Katzbach zurück. — Das Regiment

Anhalt-Bernburg hatte in diesem Kampfe den jüngst erhaltenen Makel abgewischt, und mit gefälltem Bajonette einen österreichischen Reiterangriff muthig zurückgeschlagen. Jetzt nach der Schlacht trat ein Unteroffizier vor Friedrich hin im Namen seiner Kameraden, die alten Ehrenzeichen wieder fordernd. Friedrich bewilligte sie mit den Worten: „Ja, Kinder! ihr sollt sie wieder haben, und Alles soll vergessen sein.“ Mit freudigem Muthe sah er jenes muthige Selbstgefühl, das der sichere Vorbote glücklichen Erfolges ist, in seinem Heere wieder in voller Kraft erstehen.

Schlacht bei Liegnitz, 15. August 1760.

Der Sieg bei Liegnitz (15. August) konnte nicht unmittelbar verfolgt werden, denn es stand ein Angriff von Daun und Lascy zu erwarten. Diese hatten von der Schlacht, die nur eine halbe Meile von ihrer Stellung geschlagen ward, nichts gehört, da der Wind den Schall der Kanonenschüsse abwärts geführt hatte. Als mit Anbruch des Tages Daun das Lager der Preußen leer fand, war er Anfangs unschlüssig und dann zögernd in seinem Vorhaben, die Vereinigung Friedrichs mit dem Prinzen Heinrich zu verhindern, Czerniczeff zog sich beim Vorrücken der Preußen zurück *), die Spannung der

*) Friedrich erzählt, er habe denselben durch eine List dazu bewogen, wenn gleich ohne Zweifel auch noch andere Beweggründe vorhanden waren. Der

österreichischen und russischen Generale erwuchs auf's Neue, und Friedrich, der sich hier abermals in einer höchst mißlichen Lage befand, da seine Truppen nur noch auf einen Tag Mundvorrath hatten, und ein Angriff seiner Feinde den jüngst errungenen Sieg vernichten konnte, kam solche Unschlüssigkeit sehr zu statten. Er eilte den 16ten auf Neumark, warf die Oesterreicher unter Nauendorf und den Vortrab des von Daun hergesandten Heertheiles zurück, und eröffnete sich endlich glücklich bei Neumark den Weg nach Breslau. Friedrich selbst sagt, daß seine Lage nach dem Siege bei Liegnitz, wo er von allen Seiten von feindlichen Truppen eingeengt war, „vielleicht die mißlichste und beunruhigendste war, in welcher man sich während des ganzen Feldzuges befunden hatte,“ aber durch die thätige Benutzung des erfochtenen Sieges wurde der ganze Plan seiner Feinde zerstört, Breslau und, insofern von diesem der Besitz Schlesiens abhing, auch dieses gerettet, vor Allem aber ward jener trotzige Muth und jenes kühne Selbstvertrauen, im ganzen preußischen Heere wieder sichtbar.

Daun zog sich mit seiner Hauptmacht auf Striegau zurück. Die Mißhelligkeiten zwischen den russischen und österreichischen Generalen wuchsen in Folge der letzten Begebenheiten stets mehr, und Soltikoff zog sich unwillig hinter die Moräste von Kaynowa zurück. Auch zwischen Daun und Laudon war, sowohl ihrer gänzlichen Charakterverschiedenheit wegen als wegen ihrer Plane, keineswegs Einhelligkeit zu finden. Daun beabsichtigte nun Schweidnitz zu belagern, und die Krankheit Soltikoff's verzögerte einen beabsichtigten Einfall der Russen in die Mark Brandenburg. Hiedurch ward Friedrich die Gelegenheit gegeben, durch geschickt angelegte und rasch ausgeführte Märsche den Plan Dauns zu zerstören und denselben in das Gebirge hineinzudrängen, wo alsdann beide Heere sich in unangreiflichen Stellungen einander gegenüberstanden, und da man von beiden Seiten sah, daß man hier keine merklichen Vortheile über den andern Theil erkämpfen könne, hörten beinahe alle Feindseligkeiten auf. Friedrich glaubte diese Ruhe durch die Verhältnisse geboten, weil die vorgerückte Jahreszeit doch endlich die Oesterreicher nöthigen würde, sich nach Böhmen zurückziehen.

König gab nemlich einem Bauern einen Brief an den Prinzen Heinrich, worin er diesem meldete, daß er die Oesterreicher geschlagen, und daß er über die Oder gehen und mit den Russen ebenso verfahren wolle; er solle von seiner Seite die verabredeten Bewegungen machen. Dieser Brief wurde dem Bauern mit dem Auftrage gegeben, sich von den Vorposten Czerniczeff's fangen zu lassen, und die List gelang.

Unterdessen hatte Fermor, der anerkannt preußisch gesinnt war, den Oberbefehl über das russische Heer erhalten, und ließ sich endlich bewegen, da zu gleicher Zeit Lascy mit 15,000 Mann gegen Berlin marschirte, die Generale Czerniczeff und Tottleben gegen Köpenik und Berlin zu entsenden; er selbst rückte mit seiner Hauptmacht gegen Frankfurt. Ueber die nunmehr erfolgte Belagerung Berlins schreibt d'Argens den 19. Oktober an Friedrich: — „Der General Tottleben ließ Berlin zur Uebergabe auffordern; da er aber irreguläre Truppen hatte, beschloß man, sich zu vertheidigen. Er warf Freitags den 3. Oktober von fünf Uhr bis früh um drei Uhr Stückkugeln und Bomben in die Stadt, und ließ sie an verschiedenen Thoren bestürmen. Aber immer ward er von unsern Garnisonbataillonen mit Verlust zurückgetrieben. Ich muß, Sire, dem General Seidlitz und dem General Knobloch alle Gerechtigkeit wiederfahren lassen, welche die Bürger Berlins ihnen schuldig sind. Diese Männer, beide verwundet, brachten die ganze Nacht auf der Batterie der angegriffenen Thore zu, und retteten Ihnen Ihre Hauptstadt; der alte Feldmarschall Lehwald that gleichfalls Alles, was sein hohes Alter ihm zu thun erlaubte. Den Tag nach dem Bombardement kam der Herzog von Würtemberg mit seinem Korps von Pasewalk an; aber er war so ermüdet, daß man die Russen erst am folgenden Tage angreifen konnte. Man warf sie bis Köpenik und man beschloß sie Tags darauf wieder anzugreifen. Allein da man hörte, daß die Feinde durch die Truppen von Lascy und Czerniczeff verstärkt worden seien, so beschloß man sich zurückzuziehen und die Stadt kapituliren zu lassen, die sonst, während unsere Armee die Russen angegriffen hätte, gewiß von den Oesterreichern angegriffen und geplündert worden wäre. Die Truppen des Herzogs von Würtemberg und des Generals Hülsen, welche von Koswig herankamen, als Lascy in Potsdam und Charlottenburg schon eingerückt war, zogen sich während der Nacht durch die Stadt, um nach Spandau zu marschiren." In andern Briefen erhebt d'Argens den wahrhaft patriotischen Sinn der Berliner, während dieser Zeit, und namentlich verdient hier Goyzkowsky genannt zu werden, der sein ganzes Vermögen edelmüthig aufopferte, obgleich er von Friedrich nicht erkannt oder belohnt wurde. In der That mußten die Thaten eines Königs, der beinahe Unglaubliches leistete, in allen Gemüthern muthiges Selbstvertrauen, das sich nicht selten bis zu edelmüthiger Hingebung und Aufopferung steigerte, wirken. — Tottleben hielt nun unter seinen Russen in Berlin würdige Mannszucht, gleichfalls der öster-

reichische General Esterhazy in Potsdam und Sans-Souci. Nur Charlottenburg und Schönhausen wurde von den Oesterreichern, hauptsächlich aber von den Sachsen verwüstet, wobei die kostbare Polignac'sche Antikensammlung zu Grunde ging. Auch in Berlin mochten einzelne Exzesse vorfallen, im Ganzen aber kam die Stadt mit einer mäßigen Contribution davon.

Die Russen und Oesterreicher schienen Anstalten zu machen, um in Brandenburg die Winterquartiere zu beziehen. Friedrich erhielt die Nachricht von den Vorfällen in Brandenburg, und da die vorgerückte Jahreszeit den Feinden die Belagerung der Festungen unmöglich zu machen schien, glaubte er, ohne Gefahr für Schlesien, seiner Hauptstadt, dieser „Pflegemutter der Kriegsschaaren" zu Hilfe eilen zu können. Eilig brach er also auf, und bei der Nachricht von seiner Ankunft verließen die Russen und Oesterreicher alsbald Berlin und die Mark. Lascy zog sich nach Sachsen, Tottleben über die Oder zurück, beide ihren Rückzug mit gräßlicher Verwüstung der Städte und Dörfer bezeichnend. Friedrich stand in Guben, als er den Rückzug dieser Generale erfuhr *). Er wendete sich nun nach Sachsen, um dieses Land wieder von neuem zu erobern. Daun war ihm stets durch die Lausitz an der Seite gefolgt, und wendete sich nun gegen Torgau, um sich mit Lascy zu vereinigen. Friedrich fürchtete, daß sich auch die Reichstruppen mit demselben vereinigen möchten, er nahm Wittenberg ein, und drängte die Reichstruppen von Daun, der bei Torgau stand, ab und bis nach Zeitz zurück. Auch Leipzig wurde von ihm genommen und somit war er wieder in dem Besitze eines Theiles von Sachsen. Aber trotz dieser Vortheile umschwebte Friedrich noch von allen Seiten Gefahr. Die Franzosen standen in Westphalen und Niedersachsen; wenn die Oesterreicher sich in ihrer Stellung bei Torgau zu halten vermochten, so konnten die Russen wieder nach der Mark Brandenburg vorrücken, und so wäre der König für den Winter, abgeschnitten von Schlesien, Pommern und Berlin, auf einem kleinen Gebiete jenseits der Mulde eingeengt gewesen, wo man nicht einmal auf gehörige Verpflegung des Heeres rechnen konnte. Durch einen entscheidenden Schritt mußte er sich also aus der Enge

*) Er hatte als Repressalie für die Verwüstung von Charlottenburg v. Saldern aufgetragen, auf gleiche Weise mit dem sächsischen Schlosse Hubertsburg zu verfahren, dieser aber schlug es, als gegen seine Ehre und seinen Eid, aus, und fiel dadurch in Ungnade, die jedoch nach Beendigung des Krieges wieder aufhörte. Ein Freibataillon von Quintus Icilius erfüllte den Befehl des Königs.

ziehen. Dann hielt sich in seiner Stellung bei Torgau für unangreifbar, und eben weil er den Angriff nicht erwartete, entschloß sich Friedrich zu demselben, um das Schicksal seines Staates zu entscheiden.

Mit 44,000 Mann zog er dem 65,000 Mann stark wohlpostirten Feinde entgegen. Er hatte sein Heer in zwei Theile getheilt, um bei dem Angriffe die Mitte der feindlichen Stellung von vorn und zugleich im Rücken anzugreifen. Um halb sieben Uhr des Morgens brachen beide Flügel auf, der eine von dem Könige, der andere von Ziethen befehligt. Die Angriffe sollten von beiden Seiten zugleich geschehen, aber Ziethen traf Mittags 1 Uhr auf einen Vorposten des Lascy'schen Korps; es erfolgte eine starke Kanonade. Friedrich glaubte, sein anderes Heer sei im Kampfe, und alsbald griff er, da seine Kolonnen noch zurück waren, mit der aus zehn Grenadierbataillons bestehenden Avantgarde die Mitte des feindlichen linken Flügels an. Aber vierhundert wohlbediente Kanonen waren gegen den Angriff der Preussen, ein entsetzlicher Kanonendonner, desgleichen sich selbst die ältesten Offiziere nicht erinnerten, erschallte. Friedrich selbst konnte sich, gegen seinen Adjutanten gewendet, des Ausrufes nicht enthalten: „Hat er jemals eine stärkere Kanonade gehört? Ich wenigstens niemals!“ Ganze Rottenweise stürzten die Grenadiere, der Kern der preußischen Truppen nieder und fast alle waren aufgerieben. Mittlerweile rückten die Hauptkolonnen aus dem Walde heran, aber auch sie wurden von einem heftigen Kanonendonner begrüßt, dessen Getöse das Echo des Waldes tausendstimmig zurückgab, und wieder stürzte Reihenweise die preußische Infanterie nieder. Ueberall entstanden Lücken, die zwar bald ausgefüllt wurden, aber der zweite Angriff mißlang, so wie ein gleich darauf erneuter dritter. Die österreichischen Kürassiere drangen auf die preußische Infanterie ein, und hieben Alles vor sich nieder. Zwar glückte hernach ein preußischer Reiterangriff, unterstützt von der Infanterie, die Friedrich selbst anführte, aber doch wurden sie wieder bald zurückgetrieben. — Es war Abends sechs Uhr, man konnte der Finsterniß halber, die auf den so regnigten Tag erfolgte, nicht mehr mit Umsicht Anordnungen treffen. Friedrich, der im heftigsten Kleingewehrfeuer gestanden, war von einer Kugel getroffen und leicht verwundet worden. Er überließ das Heer dem General-Lieutenant Hülsen und zog sich nach dem Dorfe Elsnig zurück.

Dann hatte den Sieg bis jetzt in den Händen gehabt. Aber noch war der andere Heerestheil der Preußen unter dem General Ziethen nicht zum eigentlichen Kampfe gekommen. Während Friedrich im Angriffe geeilt hatte, hatte Ziethen gezögert. Endlich glückte es ihm

und dem Obristlieutenant v. Möllendorf, zufällig einen Weg zu entdecken, der auf die Anhöhen bei dem Dorfe Siptitz führte. Diese wurden nun sammt einer großen Batterie erstürmt, wodurch man sich einen Weg mitten in die Reihen der feindlichen Schaaren öffnete. Eine heftige Kanonade ward nun gegen die Oesterreicher gerichtet, die, in der Dunkelheit, die ohnehin große Verwirrung unter den Oesterreichern vermehrte. Daum, der verwundet war, hatte das Kommando an General Buccow abgegeben. Dieser fiel und an seine Stelle trat O' Donell; ihm und dem Grafen Lascy entriß Ziethen den blutigen Sieg. Auch die Truppen des preußischen linken Flügels formirten sich, so gut es sich in der Finsterniß thun ließ, wieder. Vergebens versuchte Lascy, die Anhöhen wieder zu erobern, er wurde zurückgeschlagen und das preußische Geschütz verbreitete Tod und Verwirrung unter seinen Schaaren. Das Rauschen der Elbe diente den sich zurückziehenden Preußen in der Finsterniß zum Kompaß, sie zogen sich auf den drei, über dieselbe geschlagenen Schiffbrücken zurück.

Friedrich zu Torgau, 3. November 1760.

Die Schlacht bei Torgau (3. November) war nach dem einstimmigen Vortheile aller unparteiischen Sachkundigen von den Preußen mehr durch Zufall als durch eigentliche taktische Ueberlegenheit gewonnen worden, indem Friedrich seine Heeresmacht zu sehr

getheilt, so daß sie weder sich gegenseitig unterstützen noch gleichzeitig handeln konnten. Napoleon sagt von dieser Schlacht: „daß Friedrich in derselben die ersten Grundsätze der Kriegskunst vernachläßigt habe. Friedrich hatte die Nacht in der Kirche zu Elsnig zugebracht, und hatte am Fuße des Altares sitzend, Befehle zum Angriffe auf den folgenden Tag ertheilt, bis ihm endlich die Siegesbotschaft zukam. Die Schlacht, in welcher die Oesterreicher mit heldenmüthiger Tapferkeit gefochten, hatte den beiden kämpfenden Theilen beinahe eine gleiche Anzahl an Todten und Verwundeten gekostet. Nun vermehrte sich in der finstern, kalten Nacht die Verwirrung und die Ungewißheit der Zersprengten sich stets, so daß die lange anhaltende Winternacht vielen leicht Verwundeten, da sie Mangel an Allem litten, den Tod gab, und bei den noch Lebenden, die sich trafen, kamen die seltsamsten Dinge vor *).

Obgleich nun die eigentlichen Vortheile weniger in die Augen fallend waren, so waren sie dennoch nichts deste minder von Bedeutung. Die Russen, anstatt über die Oder zu gehen, zogen sich in ihre Winterquartiere nach Polen zurück. Der Prinz von Würtemberg wurde entsendet, um die preußischen Grenzen von den Schweden zu säubern, worauf er Mecklenburg wieder besetzte, und daselbst Winterquartiere nahm. Laudon, der in Schlesien eingedrungen war, wurde durch Goltz wieder in die Grafschaft Glatz zurückgedrängt. Friedrich selbst hatte sogleich nach der Schlacht den Versuch gemacht, dem fliehenden Feinde zuvorzukommen, Dresden schnell wegzunehmen, aber Zweibrücken war zum Schutze dieser Stadt herbeigeeilt. Man vermochte nicht, die vortheilhafte Stellung des plauen'schen Grundes von demselben zu gewinnen, und so blieb Dresden, nebst einem Theile von

*) Friedrich erzählt: „Der ganze Wald, durch den das preußische Heer vor der Schlacht gegangen war, war voll von großen Feuern. Man konnte nicht errathen, was dieß sein könne und schickte einige Husaren ab, um Erläuterungen darüber einzuziehen. Als diese wiederkamen, meldeten sie, daß um diese Feuer herum, sowohl blau als weiß gekleidete Soldaten säßen. Da man aber genauere Nachricht haben mußte, so schickte man einige Offiziere ab, und nun erfuhr man einen seltsamen Vorfall und ich bezweifle, ob die Geschichte ähnliche Beispiele aufweisen kann. Es waren nämlich Soldaten von beiden Kriegsheeren, welche in diesem Walde einen Zufluchtsort gesucht hatten; sie hatten unter sich einen Neutralitätsvertrag geschlossen und wollten hier erwarten, wie das Schicksal über die Kaiserlichen oder über die Preußen entscheiden würde; und waren darin übereingekommen, der Entscheidung des Glückes zu folgen und sich dem Sieger zu ergeben."

Sachsen und Schlesien in den Händen der Oesterreicher. Friedrich, der durch die letzten Vorfälle den Muth seines, wenn gleich ziemlich geschwächten Heeres gehoben, und sich das ungetheilte Vertrauen *) desselben immer erworben hatte, bezog endlich das Winterquartier in Leipzig. —

So wechselvoll und im Ganzen für die preußischen Waffen glücklich die Begebenheiten auf dem östlichen Kriegsschauplatze sich gestalteten, eben so unbedeutend und für die Sache des Königs ungünstig waren dieselben auf dem westlichen, wo 125,000 Franzosen gegen die, kaum halb so starke Macht des Herzogs von Braunschweig standen. Dieser erlitt zwar mehrere Verluste, und die Franzosen besetzten ganz Hessen, Gotha und Göttingen, mehr aber erlangte diese, so überlegene Macht nicht, denn auch hier waren zwischen den Generalen, unter denen besonders St. Germain zu nennen ist, Mißhelligkeiten aller Art, die in dem innern Mißverhältnisse der damaligen französischen Politik ihren tiefern Grund hatten. — Ueber die Russen und Schweden, die bei Colberg gelandet waren, trugen die preußischen Waffen einen glänzenden Sieg davon. —

Sehen wir nun wieder auf die inneren Gemüthsbewegungen Friedrichs während dieser Zeit. Den 20. März schrieb er an d'Argens: „Ich habe Fehler begangen, und was noch schlimmer ist, ich werde mehr begehen. Man wird nicht sogleich weise, wenn man es immer wünscht; wir bleiben unser ganzes Leben hindurch beinahe stets dieselben. Das Mißlichste in den gegenwärtigen Umständen ist, daß alle Fehler sogleich die größten Folgen nach sich ziehen; schon dieser eine Gedanke kann mich toll machen. Denken Sie sich die Menge unserer Feinde, die mein Widerstand reizt, ihre gefährlichen und verdoppelten Bemühungen und die Erbitterung, mit der sie mich gern völlig vernichten möchten, so sehen Sie das Schicksal des Staates nur an einem Haare hängen. — Um von diesen dä-

*) Man erzählt, Friedrich habe in der Nacht, die auf die Schlacht bei Torgau folgte, sich bei einer Kompagnie vom Garderegiment an's Wachfeuer gesetzt, um dort den Morgen zu erwarten. Die Soldaten, mit denen er sich traulich unterhielt, fragten ihn ganz treuherzig, wo er denn während des Kampfes gewesen sey, da sie sonst gewohnt wären, ihn mitten unter den Gefahren zu sehen. Da knöpfte er zufällig seinen Rock auf, und eine Kugel fiel aus demselben. Als die Soldaten dieß bemerkten, riefen sie freudig aus: „Ja du bist noch der alte Fritze! Du theilst mit uns jede Gefahr, und wir sterben gerne für Dich. Es lebe unser König!"

stern und traurigen Bildern abzukommen, durch welche endlich selbst Demokrit melancholisch und hypochondrisch werden müßte, studiere ich, oder mache schlechte Verse. So lange diese Beschäftigung dauert, bin ich glücklich, sie täuscht mich über meine gegenwärtige Lage und verschafft mir das, was die Aerzte lucida intervalla nennen; aber kaum ist der Zauber geschwunden, so versinke ich wieder in meine finstern Träumereien und das Leiden, das nur gehemmt war, wird stärker und mächtiger. — Vergessen Sie einen armen Philosophen nicht, der vielleicht, um für seinen Unglauben zu büßen, dazu verdammt ist, sein Fegefeuer in dieser Welt zu finden." Den 2. April an denselben: „Philosophie und Erfahrung haben meine natürliche Lebhaftigkeit bezähmt und mich belehrt, den Ausgang mit Geduld zu erwarten; ein Christ würde sagen: mit Unterwerfung. — Wenn Sie unter ihren Bekannten einen Exorcisten haben, so schicken Sie mir denselben, damit er mich von dem bösen Dichterdämon befreie." Den 1. Mai an Voltaire: — „Ihren Herzog (Choiseul), Herr Graf! loben Sie meines Erachtens sehr übel, wenn Sie versichern, er mache Verse wie ich. Ich habe Geschmack genug, um zu fühlen, daß die meinigen nicht viel nähe sind. Sie würden ihn besser loben, wenn Sie mich (was allerdings schwer ist) überzeugen könnten, dieser Herzog sei nicht vom österreichischen Dämon besessen. — Wir, der König von England und ich, werden den Frieden nicht anders unterzeichnen, als er in Paris und ich in Wien. Schreiben Sie das ihm a kleinen Herzoge; er kann ein artiges Epigramm darüber machen." Den 12. Mai an denselben: „Ich habe mehrere neu erschienene Bücher gelesen, und habe die Zeit bedauert, die ich darauf verwendete. Ich finde nichts Gutes darunter, außer ein neues Werk von d'Alembert, besonders seine Elémens de philosophie und seine encyklopädische Abhandlung. Die übrigen Bücher, die mir in die Hände fielen, sind kaum des Verbrennens werth." Den 1. Juni an d'Argens: „Der Brief der Pompadour ist nicht schuld an der Fortdauer des Krieges; sie ahnet nicht, daß er von mir herrührt, und in Paris hat mich kein Mensch darüber in Verdacht; es gibt andere Ursachen, die allzulang und weitläufig sind." Den 24. Juni an denselben: „Alles, was Sie mir sagen, wird mich nie überreden, daß meine Lage gut sei. Das Glück ist gegen mich. Ich bin über die Elbe gegangen, wollte vorgestern Laudon angreifen, aber er zog sich zu rechter Zeit zurück ꝛc." An Voltaire unter demselben Datum: „— Was soll das friedliebende Wesen, das Ihr Herzog gegen mich affektirt? Sie setzen hinzu, er könne

nicht nach seiner Denkungsart handeln. Was kümmert mich aber diese Denkart, wenn er nicht freie Hand hat, ihr gemäß zu handeln? —" Ueber die Schlacht bei Liegnitz schreibt er an d'Argens den 27. August: Ehedem hätte das Treffen vom 15. viel entschieden, jetzt ist es nur eine kleine Schramme. Eine große Schlacht ist erforderlich, um unser Schicksal zu bestimmen. Nach aller Wahrscheinlichkeit wird sie bald vorfallen, dann wollen wir uns freuen, wenn der Ausgang für uns glücklich ist. Ich danke Ihnen für den Antheil, den Sie an dieser Begebenheit nehmen. — Nie in meinem Leben bin ich in einer so kritischen Lage gewesen, als in diesem Feldzuge. Glauben Sie sicherlich, daß noch eine Art von Wunder erforderlich ist, um alle die Schwierigkeiten, die ich voraussehe, zu besiegen. Ich werde gewiß meine Pflicht thun, aber bedenken Sie stets, daß ich nicht über das Glück gebiete, und daß ich genöthigt bin, bei meinen Planen dem Zufall viel zu überlassen, da mir die Mittel fehlen, sie selbstständiger zu machen. Ich soll herkulische Arbeiten in einem Alter enzigen, wo die Kräfte mich verlassen, und die Kränklichkeit meines Körpers zunimmt; und, um die Wahrheit zu sagen, wo die Hoffnung, der einzige Trost der Unglücklichen, mir anfängt zu fehlen. — Ich führe hier das Leben eines kriegerischen Karthäusers. Meine Angelegenheiten beschäftigen meinen Geist nicht wenig; die übrige Zeit widme ich den schönen Wissenschaften, die mir Trost gewähren, wie einst jenem großen Consul, dem Vater seines Vaterlandes und der Beredtsamkeit." Merkwürdig ist der Brief vom 8. Oktober, also vor der Schlacht bei Torgau: „Ich betrachte den Tod wie ein Stoicker; ich werde den Augenblick nie sehen, der mich zu einem nachtheiligen Frieden nöthigen könnte; keine Beweggründe, keine Beredtsamkeit können mich dahin bringen, daß ich meine Schande unterzeichne. Entweder lasse ich mich unter den Trümmern meines Vaterlandes begraben, oder ich werde, wenn dieser Trost dem mich verfolgenden Geschicke noch zu süß erscheinen sollte, meinem Unglücke ein Ende zu machen wissen. Ich habe meine Handlungen von jeher nach meiner innern Ueberzeugung und nach dem Gefühle von Ehre gestaltet, welches alle meine Schritte leitet und immer leiten wird. Meine Jugend opferte ich dem Vater, mein reiferes Alter dem Vaterlande; ich glaube nun mit Recht über mein Alter verfügen zu dürfen. Ich habe es Ihnen gesagt und wiederhole es nochmals, nie wird meine Hand einen schimpflichen Frieden unterzeichnen. Ich bin fest entschlossen, in diesem Feldzuge Alles zu wagen, und die verzweifeltsten Dinge zu ver-

suchen, um zu siegen oder ein ehrenvolles Ende zu finden. Ich habe einige Betrachtungen über die militärischen Talente Karls XII. angestellt, habe aber nicht untersucht, ob er sich hätte tödten sollen. Nach der Eroberung von Stralsund hätte er meines Erachtens klug gehandelt, wenn er aufgebrochen wäre. Mag er aber gethan oder gelassen haben, was er will, sein Beispiel ist keine Regel für mich. Es gibt Leute, die sich unter das Geschick beugen; ich bin nicht dazu geboren. Habe ich für Andere gelebt, so will ich für mich sterben. Was man davon sagen wird, ist mir gleichgültig, und ich kann Sie versichern, daß ich es nie erfahren werde. Heinrich VI. war ein jüngerer Sohn von gutem Hause, der sein Glück machte; der hatte wohl nicht Ursache, sich selbst zu morden. Ludwig XIV. war ein großer König, er hatte große Hilfsquellen, und zog sich aus der Verlegenheit. Doch ich — ich bin ihm an Macht nicht gleich, aber die Ehre ist mir theurer als ihm, und wie ich Ihnen schon gesagt habe, ich richte mich nach Niemanden. — Seit Erschaffung der Welt zählen wir, glaube ich, fünftausend Jahre. Diese Angabe scheint mir viel geringer, als die Dauer des Weltalls. Das Brandenburgische Land hat seit dieser Zeit bestanden, ehe ich auf der Welt war, so wird es auch noch da sein, wenn ich schon todt bin. Die Staaten erhalten sich durch die Fortpflanzung des menschlichen Geschlechts, und es werden sich stets Minister oder Regenten finden, die das Volk beherrschen. Etwas mehr Thorheit oder Weisheit, das läuft ziemlich auf eins hinaus. Die Nüancen sind so klein, daß das Volk, im Ganzen genommen, sie kaum bemerkt. — Wiederholen Sie mir also, lieber Marquis, das alte Hofgeschwätz nicht länger, und bilden Sie sich nicht ein, daß mich die Vorurtheile der Eigenliebe und der Eitelkeit blenden, oder mich auch nur zur kleinsten Veränderung meiner Gesinnungen bewegen können. — Wie, ich sollte ein kraftloses Alter vorziehen voll von Verdruß und Schmach, voller Betrübniß über vergangenes Glück und voller Beleidigungen? Nein Marquis!

„Wenn Alles uns verläßt, die Hoffnung selbst gebricht,
Dann ist das Leben Schimpf und Sterben wird uns Pflicht *).

Streifen wir bei diesem Briefe, der neben sonderbaren Philosophemen viel dichterischen Schmuck der Rede enthält, das äußere Ge-

*) Aus Voltaire's Mérope:
„Quand on a tout perdu, quand on n'a plus d'espoir;
La vie est un approbre, et la mort est un devoir."

wand ab, so bleibt uns als das Wesentliche, daß Friedrichs Lage mißlich, sein Muth aber ungebeugt war. Diese Stimmung drückt sich fort und fort in seinen Briefen aus. So nach der Schlacht bei Torgau den 5. November ebenfalls an d'Argens: „Ich bin von einem Schusse oben an der Brust gestreift worden, es ist aber nur eine Contusion, ein wenig Schmerz ohne Gefahr. — Ich werde diesen Feldzug so gut als möglich endigen, das ist Alles, was man von mir fordern kann. Uebrigens bleibt meine Art zu denken, so wie ich sie Ihnen vor acht Tagen zu erkennen gab." — Mit schönem Porzellan aus dem von ihm besetzt gehaltenen Meißen, beschenkte er während des Winters seine Freunde und Bekannte, und mit Hinweisung auf seinen gänzlichen Mangel an den nöthigen Hilfsquellen schrieb er an die, von ihm kindlich verehrte, Gräfin v. Camas: „Ich bin nur noch an dieser zerbrechlichen Materie reich und ich hoffe, daß diejenigen, welche es empfangen, es für gutes Geld annehmen. Es bleibt mir bloß noch die Ehre, der Rock, der Degen und Porcellan." —

In der That schienen auch die Hilfsquellen Friedrichs nach und nach gänzlich versiegen zu müssen. Denn lag in seinem eigenen Lande der Ackerbau darnieder, weil der größte Theil der jungen Mannschaft statt des Spatens die Muskete führte, so war dieses Land noch überdieß durch die Züge der Feinde verwüstet. Die immerwährend steigende Verringerung der Münzsorten bot nur ein geringes Mittel und ließ immer mehr für die Zukunft fürchten. Alle gegen Friedrich kriegführenden Mächte (außer der König von Polen) hatten große Länder, die nie in diesem Kriege der Tummelplatz des Kampfes waren, sie mochten also immer mit erneuter Kraft auftreten, während „die Preußen genöthigt waren, jedes Jahr wieder mit den nämlichen Truppen gegen die Russen, Schweden, Oesterreicher und Franzosen aufzutreten." Friedrich gebrauchte also alle möglichen Mittel, um aus den Ländern seiner Feinde, namentlich aus Sachsen Geld und Mannschaft zu erwerben, und lockte sein Heldenmuth manchen kampfeslustigen Jüngling unter seine Fahnen, so wurden auch andere Maßregeln, deren Charakter nicht selten Härte war, zu diesem Zwecke angewendet. So verlor das preußische Heer, wie es bereits den alten Kern eingebüßt hatte, nach und nach auch immer mehr an seiner, durch die Disciplin gehobenen, moralischen Kraft, die, vereint mit der äußerlichen Schwäche, im folgenden Feldzuge wenig hervorragende Thaten erzeugen ließ.

Die Sehnsucht nach Frieden, die in Friedrichs Briefen an seine

Freunde ausgedrückt ist, äußerte sich also auch deutlich in den allerwärts gepflogenen Unterhandlungen. Auch die übrigen Mächte schienen zum Frieden geneigt. In Frankreich war die Stimme des Volkes allgemein für den Frieden. Friedrich sucht dieses Verlangen ebenfalls, wie die Freude über das Bündniß mit Oesterreich als Modesucht darzustellen, und da er, wie sein Freund Voltaire, das Volk im Allgemeinen meist mit dem Pöbel verwechselte, so sagt er hier: „Das Volk, dieses Thier mit vielen Zungen und wenig Augen, klagte über den Krieg, dessen Last es trug, und welchen man für das Haus Oesterreich, den Erbfeind Frankreichs führte. Eine ehrwürdige Stimme, die Stimme der Vernünftigen erhob sich gleichfalls gegen den Krieg, welcher das Königreich zu Grunde richte, um einen ausgesöhnten Feind zu erheben, und diese Stimme begann das Uebergewicht zu erhalten. Allein der Hof hatte seine besonderen Absichten. „Nichts desto weniger gingen auch von hier aus Friedensvorschläge. Georg II., König von Großbritannien war im Oktober 1760 gestorben, und sein kaum volljähriger Enkel, Georg III. hatte (den 25. Oktober) den Thron bestiegen. Als dieser in seiner ersten Palamentsrede versprach, die Verbindung mit Friedrich zu erfüllen, erregte er dadurch allgemeinen Enthusiasmus, so daß das Parlament in der Dankadresse antwortete: „Wir können die unerschütterliche Standhaftigkeit des Königs von Preußen, unseres Bundesgenossen, und die unerschöpflichen Hilfsmittel seines Geistes nicht genug bewundern. — Von ganzem Herzen und ohne Verzug bewilligen wir die Hilfsgelder zu seiner Unterstützung.“ So lange also Pitt die Staatsangelegenheiten leitete, verstand er den Krieg so zu lenken, daß ihn die Engländer als eine Handels- und National-Angelegenheit ansehen mußten, und es verloren die Franzosen ihren Handel, ihre Seemacht und ihre Kolonien, indeß der Krieg in Deutschland noch ungeheure Summen kostete. Choiseul wünschte daher zuerst einen Separatfrieden mit England zu schließen, aber Pitt verweigerte dieß standhaft. Choiseul wandte sich daher an Karl III. von Spanien, der mit dem Hofe zu St. James in Zwistigkeiten war, und zwischen den Höfen von Versailles und Madrid kam den 15. August 1761 endlich jener bekannte „Familienpakt“ zu Stande, der, da er England verderblich zu werden drohte, später nicht wenig zur Verdrängung Pitts aus dem Ministerium beitrug. Die Hauptartikel dieses Familienpakts waren: „Daß die beiden Zweige des Hauses Bourbon künftig wie einer sollten betrachtet werden; daß die Unterthanen beider Kronen gegenseitig dieselben Vortheile genießen

sollten, daß beide Länder gleichen Krieg und Frieden, gleichen Erwerb und Verlust haben sollten, und daß an die Stelle eines durch Hof- oder National-Interessen geschlossenen Bündnisses hier eines in's Leben treten sollte, das nichts als Verwandtschaft zu seiner Grundbedingung hatte." Dieses in der That merkwürdige Bündniß hatte beide Höfe eng verbunden, trug aber, so lange Pitt (der durch den preußischen Gesandten in Spanien eine Kopie dieses Traktats erhalten hatte) an der Spitze der Staatsangelegenheiten in England stand, nur zum Verderben Spaniens bei. — Aus diesen politischen Complicationen entspann sich im Verlaufe der Zeit manches bedeutungsvolle Phänomen.

Indeß wurden zu Anfang dieses Jahres noch Friedensversuche aller Art gemacht, und wieder war ein Kongreß zu Augsburg beabsichtigt worden. Pitt hatte, in Beziehung auf einen Separatfrieden mit Frankreich, sich vorbehalten: „Daß die Franzosen verbunden sein sollten, die preußischen Provinzen, deren sie sich während des Krieges bemächtigt hätten, herauszugeben, und daß England durch Subsidien und Hilfstruppen den König von Preußen noch ferner unterstützen könne, und ihm darin Beistand zu leisten, von seinen noch übrigen Feinden einen annehmbaren Frieden zu erhalten." Der beabsichtigte Kongreß kam übrigens aus dem Grunde nicht zu Stande, weil man von Seiten Preußens und Großbritanniens dahin übereingekommen war, „daß kein Gesandter des Kaisers zu diesem Kongreß Zutritt erhalten könne, weil man mit der Königin von Ungarn und Böhmen, nicht aber mit dem Oberhaupt des deutschen Reiches Krieg geführt habe." Da man österreichischer Seits diesen Grundsatz nicht anerkennen wollte, so zerschlug sich über diesen Streit die Ausführung des Planes, einen Kongreß in Augsburg zu veranstalten. —

Auch bei der hohen Pforte hatte Friedrich seine Versuche erneuert, um seinen Feinden eine Diversion im Rücken zu erregen. Man konnte indeß nur ein Bündniß abschließen, das die gegenseitigen freundschaftlichen Gesinnungen enthielt, und man behielt sich tückischer und preußischer Seits vor, diese Vereinigung enger zu schließen. Friedrich ließ jedoch übertriebene Gerüchte über ein angeblich mit der Pforte geschlossenes Angriffs- und Vertheidigungsbündniß aussprengen; denn dadurch vermochte er sowohl die Höfe von Wien und Petersburg zu beunruhigen, als auch den Muth seines Volkes und namentlich seiner Truppen zu heben, die jetzt wieder zu neuem, ungleichem Kampfe ausziehen sollten.

Feldzug vom Jahre 1761.

Ferdinand von Braunschweig hatte schon wieder in der Mitte Februars dieses Jahres den Feldzug eröffnet, indem er, in vier Kolonnen aufbrechend, in Hessen einfiel, und die in ihren Winterquartieren überraschten Franzosen zurückdrängte. Bei Langensalza kam es den 15. Februar zur Schlacht, in welcher die Franzosen und ihre Verbündeten, die Sachsen geschlagen werden. Ferdinand drang nun vor, um Kassel den Franzosen zu entreißen. Er belagerte diese mit Allem wohlversehene Stadt, und postirte zugleich seine Armee so, daß er auch Marburg und Ziegenhain blokirte. Den 1. März wurden die Laufgräben eröffnet, aber vergebens setzte man die Belagerung während des ganzen Monates fort. Der Marschall Broglie hatte seine ganze Armee am Niedertheine zusammengezogen, er rückte vor, griff den 21. März bei Stangerode den Erbprinzen an und besiegte denselben. Die Belagerung von Ziegenhain und Marburg wurde sogleich und endlich auch die Belagerung von Kassel aufgehoben. Alle früher gewonnenen Vortheile mußten wieder preisgegeben werden, und beide kriegführende Theile zogen sich nun wieder in die Winterquartiere zurück. — Als man hierauf erst gegen die Mitte des Sommers wieder zu Felde zog, gewann zwar Ferdinand den 15. Juli wieder ein Treffen über die Franzosen bei dem Lippe'schen Dorfe Wellinghausen, aber seine Stellung, gegenüber einem doppelt so starken Feinde, ließ ihn keine Vortheile von diesem Siege gewinnen. Das so überlegene französische Heer machte verschiedene Züge, und es geschah auch in diesem Jahre auf dieser Seite keine entscheidende That.

Friedrich hatte dem Prinzen Heinrich die Vertheidigung Sachsens übertragen, zugleich sollte er den Feldmarschall Daun beobachten; der General Golz wurde mit 12,000 Mann bei Glogau aufgestellt, um die anrückenden Russen zu beobachten, und der Prinz von Würtemberg wurde beordert, ein Lager bei Kolberg zu beziehen, welches man mit möglichster Kunst und mit dem größten Fleiße verschanzte. Der König selbst hatte die Vertheidigung Schlesiens gegen Laudon, der nun endlich den Oberbefehl über ein 60,000 Mann starkes Heer erhalten hatte, übernommen. Kaunitz wollte in diesem Jahre die Eroberung Schlesiens endlich vollendet sehen, und er mußte trotz dem

Widerstreben Maria Theresia's, doch durchzusetzen, daß Laudon zu diesem Zwecke zum selbstständigen Oberbefehlshaber über ein Heer erhoben wurde *). Als er daher schon im April in Schlesien einfiel, wendete sich Friedrich dorthin, und nöthigte ihn zum Rückzuge, so daß er in der Gegend von Braunau ein Lager bezog und sich daselbst verschanzte. Friedrich nahm seine Stellung bei Kunzendorf und strebte hernach dahin, die Vereinigung Laudons mit den Russen zu verhindern. Denn von den vereinzelten Russen hatte er, obgleich ihre Anstalten ganz zu seinem Untergange gemacht schienen, dennoch weniger zu fürchten, da er sowohl durch den General Tottleben als auch durch den Großfürsten Peter von den Planen und Gesinnungen der österreichischen Generale benachrichtigt wurde. „Der König faßte den Entschluß, den Oesterreichern eine Schlacht zu liefern, wenn sich eine günstige Gelegenheit dazu darböte; gegen die Russen aber wollte er sich blos vertheidigungsweise halten, weil, wenn er einen Sieg über die Oesterreicher erfocht, die Russen sich von selbst zurückziehen würden; wenn er aber einen solchen Vortheil über die Russen davon trüge, dieß Laudon nicht abhalten würde, die Kriegsoperationen seines Feldzuges fortzusetzen. Die Oesterreicher — fährt der König fort — sind die natürlichen und unversöhnlichen Feinde der Preußen, während nur zufällige Umstände die Russen zu Feinden der Preußen gemacht haben, und so auch eine Veränderung oder irgend ein Vorfall in ihrer Regierungsverfassung sie wieder zu Freunden oder gar zu Bundesgenossen machen könnte. Und um ganz aufrichtig zu sein, wollen wir zu dieser Bemerkung noch hinzufügen, daß die preußische Armee keineswegs in der Verfassung war, daß sie sich immerfort schlagen konnte, und daß der König sich hienach genöthigt sah, die Kräfte seiner Truppen für die wichtigsten und entscheidendsten Momente aufzusparen."

Es gelang dem Könige indeß nicht — da ihm auch hierzu die nöthigen Hilfsmittel fehlten — den Uebergang der Russen über die Oder noch länger zu hindern. Butturlin, der neue Anführer derselben, ging den

*) Als Philipp von Macedonien Stagyra belagerte, suchte ein Bogenschütze Dienste bei ihm; Philipp wies ihn ab. Ergrimmt darüber, ging dieser nun in die Feste und schoß eines Tages mit einem Pfeile, auf den er die Worte geschrieben hatte: „In Philipps Auge," dem Könige ein Aug' aus. — Diese Sache scheint sich in anderer Weise zwischen Friedrich und Laudon wiederholt zu haben. Laudon suchte bei Friedrich Dienste. Dieser wies ihn, wie man sagt, seines häßlichen Aeußern wegen, von sich. Nun ging er zu den Oesterreichern und ward Friedrichs gefährlichster Gegner.

12. August bei Leibus über den Fluß. Laudon mußte, da die Russen auf eine andere Weise weiter vorzurücken sich weigerten, seine gutgewählte Stellung bei Striegau verlassen, um durch ein weiteres Vorrücken, den Russen die Hand zu bieten; erst den 18. vereinigten sich beide Heere. Friedrich sah sich nun zu einer, von ihm während des ganzen Krieges nicht gebrauchten Weise seiner Operationen veranlaßt; er, der sonst immer in freiem Felde zum Angriffe bereit war, während sein Feind sich sorgsam verschanzte; er sah nun die Rollen gewechselt. In der Gegend von Bunzelwitz hatte er eine Stellung genommen, von welcher aus er die Belagerung von Schweidnitz hindern und Breslau gegen etwaige Angriffe der Russen schützen konnte. Während die Feinde, in ihren Planen uneinig, es versäumten, rasch auf ihn loszugehen und ihn völlig zu schlagen, verschanzte Friedrich mit einer fast unglaublichen Schnelligkeit sein Lager, und machte es einer Festung beinahe vollkommen ähnlich. Der unternehmende, thatendurstige Laudon konnte sich wieder in dem Angriffsplane gegen den vielfach bedrängten Friedrich mit Butturlin nicht vereinigen. So blieb man mehrere Tage ruhig einander gegenüber stehen, bis den 10. September sich endlich sogar Butturlin gegen Jauer zurückzog, weil die Oesterreicher ihm nicht Brod und Fleisch genug geben konnten. Czerniczeff blieb mit 20,000 Mann bei den Oesterreichern zurück. Auch Laudon wollte es nun nicht mehr wagen, ferner in der Ebene zu bleiben; er zog sich in das Gebirge zurück und nahm sein altes Lager bei Kunzendorf. — So war Friedrich aus dem berühmten Hungerlager bei Bunzelwitz erlöst, wo man, neben Entbehrungen aller Art, vielfache Strapazen hatte ausstehen müssen, denn jedesmal Nachts wurden alle Zelte abgebrochen und das ganze Heer stand zur Schlacht bereit, da man nur zu dieser Zeit einen Angriff erwarten konnte.

Der Rückzug Butturlins nach Polen wurde auch dadurch beschleunigt, daß Friedrich den General Platen mit 3000 Mann in den Rükken der Russen geschickt hatte. Diesem gelang es, einen feindlichen Transport von 5000 Wagen aufzuheben und mehrere, in Polen angelegte russischen Magazine zu zerstören. Butturlin zog sich hierauf schnell über die Oder zurück, und Platen ging von Posen nach Pommern, um zu dem Prinzen von Würtemberg zu stoßen, der bei Kolberg stand.

Laudon hielt sich ruhig in seinem festen Lager, Friedrich aber suchte demselben eine Schlacht zu liefern, um ihn alsdann nach Böhmen zurückzutreiben. In dieser Absicht und um die Magazine zu Neiße zu decken, brach Friedrich gegen Ende Septembers von Bunzelwitz auf

und zog nach Münsterberg. Er gedachte dadurch Laudon aus seiner festen Stellung in's Freie zu locken. Als aber Laudon hiedurch die Preußen zwei Tagemärsche von Schweidnitz entfernt sah, ergriff er, anstatt Friedrich zu folgen, diese Gelegenheit, sich durch Ueberrumpelung der Festung Schweidnitz zu bemächtigen, und in rascher That gelang ihm dieß den 1. Oktober. — Ohne die gewöhnliche vorherige Anfrage bei dem Hofkriegsrathe in Wien hatte er diese That vollbracht, überzeugt, daß sie nur durch Schnelligkeit zu vollführen sei, und daß man, wenn auch mit Widerwillen, doch das Erfolgreiche derselben werde erkennen müssen, da hiedurch die Angelegenheiten des Königs nothwendig sich beträchtlich verschlimmerten. Und wirklich traf dieses auch ein, denn die Lage desselben ward jetzt so beengt, daß er selbst gesteht, daß ihm seine Hilfsmittel nicht mehr gestatteten, „als für den übrigen Feldzug so viele Festungen und so viel Land als man konnte, gegen die Uebermacht der Feinde zu behaupten." Er bezog hierauf ein Lager bei Strehlen, wo man die Truppen in die Stadt und die nahe gelegenen Dörfer verlegte *). Laudon blieb in seinem Lager bei Kunzendorf, bis er endlich von Wien den Befehl erhielt, für dieses Jahr sich des weiteren Angriffskrieges zu enthalten. So fiel keine erwähnenswerthe Unternehmung mehr vor, bis man endlich beiderseits die Winterquartiere bezog.

In Pommern wären auch in diesem Jahre die Schweden wieder leicht im Zaum zu halten gewesen, und Friedrich sagt mit Recht: „wenn man die Thaten ihres Generals Ehrenswärd beschreibe, der sich immer schlage und nie an einer Stelle weile, so käme es einem vor, als erzähle man die Geschichte des Amadis." Aber die Russen unter Romanzoff hatten Kolberg zu Wasser und zu Lande belagert. Die Stadt und der vor derselben in einem verschanzten Lager stehende Prinz von Würtemberg kamen in harte Bedrängniß. Zu spät sendete Friedrich Hilfe. Mangel an Lebensmitteln und Munition hatte den

*) In diesem Lager war es auch, wo Friedrich Verrath drohte, indem man ihn hier aufheben wollte. Ein Baron von Wurkotsch (alle Schriftsteller, die diese Sache erzählen, heben, ähnlich den Reiseräsen in manchen der heutigen deutschen Länder, hervor, daß besagter Baron „lutherischen Glaubens" war, was wohl hier ganz gleichgültig ist) hatte hiezu den Plan entworfen, wurde aber durch seinen Reitknecht glücklicherweise verrathen. Die Schuldigen flüchteten sich und wurden dazu verurtheilt in effigie gehangen zu werden. Als man Friedrich dieses Urtheil zur Unterschrift vorlegte, sagte er: „Das mag immer geschehen, denn die Portraits werden vermuthlich eben so wenig taugen, als die Originale selbst."

Prinzen von Würtemberg genöthigt, sich zurückzuziehen, und die Stadt mußte sich, von Plagen aller Art heimgesucht, nach zehnmaliger Aufforderung endlich den 16. December ergeben. — In Sachsen war während dieses Jahres zwischen Daun und dem Prinzen Heinrich nichts von Bedeutung vorgefallen, außer etwa, daß letzterer aus dem Gebirge verdrängt worden war.

„Aus den Begebenheiten dieses Feldzuges haben wir ersehen, daß Prinz Ferdinand von Braunschweig der einzige unter den Bundesgenossen war, der denselben ohne Verlust endigte. Die Preußen waren aller Orten, wo sie Krieg geführt, unglücklich gewesen. Prinz Heinrich hatte alle sächsischen Gebirge verloren, und war in der, von ihm noch behaupteten Gegend, so eingeengt, daß er kaum den täglichen Lebensbedarf aus derselben ziehen konnte. Die Ueberlegenheit der Feinde hatte sie in den Stand gesetzt, die vortheilhaftesten Plätze zu besetzen, und für den Winter und für den nächsten Feldzug stand mit Grund alles Mögliche zu befürchten. So mißlich jedoch die Lage des Prinzen auch war, so war sie doch auf keine Weise mit der der königlichen Armee zu vergleichen. Der Verlust von Schweidnitz zog den Verlust der schlesischen Gebirge und der Hälfte des Landes nach sich. Der König hatte bloß noch festen Fuß in Glogau, Breslau, Brieg, Neiße und Kosel, zwar behauptete er noch den Oderstrom und die jenseits liegenden Fürstenthümer; aber die Russen hatten diese im Anfange des Feldzuges verheert, so daß man keine Lebensmittel daraus ziehen konnte; aus Polen konnte man ebenfalls dieselben nicht ziehen, weil 15,000 Russen längs der Grenze einen Kordon gezogen hatten, und jedes Durchdringen verhinderten. Die Armee war genöthigt, ihre Vorderseite gegen die Oesterreicher und ihren Rücken gegen die Russen zu vertheidigen. Die Verbindung zwischen Berlin und Breslau war sehr dem Zufalle unterworfen. Was aber diese Lage vollends verzweifelt machte, war der Verlust von Kolberg. Nichts hinderte nun die Russen, mit dem Beginne des Frühlings Stettin zu belagern, oder sich gar Berlins und des ganzen Kurfürstenthums Brandenburg zu bemächtigen. In Schlesien hatte der König nur noch 30,000 Mann. Prinz Heinrich hatte keine weit größere Anzahl; und die Truppen, welche in Pommern gegen die Russen gedient hatten, waren so zusammengeschmolzen, daß kaum noch der Grundstock übrig geblieben war. Der größte Theil der Provinzen war erobert oder verheert; es war nicht abzusehen, wo man Rekruten hernehmen, wo man Pferde und Geschirr bekommen, wo man Lebensmittel finden sollte, noch wie man der Armee mit Sicherheit die Kriegsbedürfnisse schaffen könnte. —

Wir werden indeß sehen, daß der Staat, welcher schon ganz verloren schien, es doch nicht war; daß man durch Betriebsamkeit (industrie) die Armee wieder herstellte, und daß eine glückliche Begebenheit allen den vielfach erlittenen Verlust wieder ersetzte. Dieß kann zum Beispiel und zum Beweise dienen, wie oft der Schein täuscht, und wie bei den großen Ereignissen nur Beharrlichkeit nöthig ist, um die Menschen über alle Noth und alle drohenden Gefahren zu erheben."

Dieser ihm in so hohem Grade eigenen Beharrlichkeit, bedurfte Friedrich in seiner Lage allerdings, zumal da noch ein neuer Unfall sie verschlimmerte. Lord Bute, unter dessen Leitung Georg III., als Prinz von Wallis gänzlich gestanden, suchte nun auch in das Ministerium zu kommen, und daselbst den ersten Einfluß zu üben. So lange der Krieg dauerte, konnte dieß nicht geschehen. Alle Mittel wurden daher versucht, um die Stimme des Volks zu gewinnen, und Pitt aus dem Ministerium zu verdrängen. Bute ward daher zuerst Mitglied des Ministeriums, und als Pitt den Spaniern den Krieg erklären wollte, widersetzte man sich demselben. Pitt reichte nun seine Entlassung ein. Hierauf änderte man das ganze Ministerium und Bute ward gegen die Stimme des Volkes an die Spitze desselben gestellt. Der 5. Oktober 1761 ist als der Tag, wo Pitt aus dem Ministerium trat, einer der merkwürdigsten Tage in der neueren Geschichte. Ungeachtet nemlich die Engländer, auch nachdem die Spanier den Krieg erklärt hatten, große Vortheile zur See und über die spanischen Besitzungen in Amerika erhielten, so war doch die Neigung des Volkes für den König verloren, da die Meinung allgemein herrschend wurde, daß die Minister, unter dem Einflusse des königlichen Günstlings, Lord Bute, Maßregeln ergriffen, welche dem National-Interesse entgegen wären, und diese Bewegung dauerte noch lange fort, bis sie endlich, mit andern Bewegungen in Berührung kommend, dem ganzen Staatsverhältnisse eine andere Gestalt gab. — Der erste Schritt des neuen Ministeriums war nun die Einleitung zu Unterhandlungen mit Frankreich, und die Verweigerung der Subsidien an Preußen. Die Verlegenheit des Königs steigerte sich so auf's Höchste. Zwar eröffnete sich ihm eine neue Hoffnung, indem in dem Lager zu Strehlen eine Gesandtschaft des Tartar-Chans angekommen war, die dem Könige ein Bündniß und gegen Subsidien 16,000 Mann Hilfstruppen antrug. Friedrich ging auf den Antrag ein, und schickte gleichfalls einen Gesandten nach Baktschcharai, der das Bündniß in der Art zu Stande brachte, daß der Chan sich anheischig machte, im nächsten Frühjahr 40,000 Mann

nach Ungarn oder Rußland marschieren zu lassen. — Auch zeigte sich wieder Hoffnung, daß die Türken sich doch endlich entschließen würden, gegen Oesterreich den Krieg zu erklären. Doch von einer ganz andern Seite sollte dem Könige Hilfe werden.

Den 5. Januar 1762 starb die Kaiserin Elisabeth von Rußland und Peter III., Friedrichs enthusiastischer Freund, bestieg den Thron. „Woran hängen doch alle Ereignisse und alle Entwürfe der Menschen? Siehe da! die Kaiserin von Rußland stirbt und ihr Tod täuscht alle Staatskünstler Europa's; eine zahllose Menge sorgfältig geordneter und mühsam verketteter Plane ist zerstört." Alsbald nach diesem Ereignisse schickte Friedrich seinen Gesandten nach Petersburg, und bei so freundschaftlichen Gesinnungen kam bald ein Friede zu Stande, in welchem Peter die von ihm besetzt gehaltene und von den übrigen Großmächten garantirte Provinz Preußen, ohne Entschädigung zu fordern, wieder herausgab. Noch in der Erinnerung an die Zuneigung dieses jungen Fürsten, dem er und sein Staat so viel verdankte, sagte Friedrich: „Ein so edles, so großmüthiges und so seltenes Benehmen muß nicht bloß der Nachwelt überliefert werden; nein! mit goldenen Buchstaben sollte es in den Kabinetten aller Könige angezeichnet stehen." — Auch Schweden folgte bald dem Beispiele Rußlands. Den 7. April wurde Waffenstillstand und den 22. Mai ein Friede mit Preußen geschlossen, nach welchem der Zustand der Dinge so, wie er vor dem Kriege gewesen war, wieder hergestellt wurde, ohne daß von einer Seite auf Entschädigung angetragen wurde. — Den 5. Mai kam indeß noch ein engeres Bündniß zwischen Rußland und Preußen zu Stande, dessen Folgen sich bald darin zeigten, daß der russische General Czerniczeff, der sich von Laudon getrennt und nach Polen hin in Bewegung gesetzt hatte, bald den Befehl erhielt, zum preußischen Heere zu stoßen. — Auch der Chan der Tartaren und die hohe Pforte schienen für das russisch-preußische Bündniß gegen Oesterreich gewonnen, und vertrauensvoll durfte Friedrich in die Zukunft schauen, wo er den Lohn seiner Standhaftigkeit ernten sollte.

In Oesterreich dagegen erschlaffte allmählig, wegen der neu eingetretenen Verhältnisse, sowohl die Begeisterung als auch die äußere Kraft für diesen Krieg. In der festen Ueberzeugung, daß die Macht des Königs von Preußen völlig gebrochen sei, hatte man im December, also kurz vor dem Tode der Kaiserin Elisabeth 20,000 Mann aus dem Heere entlassen, und eine ansteckende Krankheit raffte unter den Truppen Laudons eine große Anzahl dahin. Das österreichische

Heer in Schlesien betrug nun nur noch 70,000 Mann, an dessen Spitze man statt des thatkräftigen Laudon wiederum den vorsichtigen Daun gestellt hatte. — Friedrichs Heer dagegen wuchs tagtäglich, aus Pommern und Preußen konnte er seit dem Frieden mit Rußland wieder Rekruten ziehen, und den Prinzen von Würtemberg aus Mecklenburg zu seinem Heere stoßen lassen. So brachte er sein Heer in Schlesien bis auf 66,000 Mann, und 20,000 Russen unter Czerniczeff standen zu erwarten.

Feldzug vom Jahre 1762.

Die Einnahme von Schweidnitz und von Dresden waren die Hauptzwecke, die sich Friedrich für diesen Feldzug zunächst gesetzt hatte. Die vielen Unterhandlungen hatten indeß in diesem Jahre die Eröffnung des Feldzuges verzögert, auch wollte man die Ankunft der Russen unter Czerniczeff abwarten, welche gegen Ende Juni's erfolgte. Vergebens versuchte Friedrich durch Streifzüge die Oesterreicher nach Böhmen zurückzudrängen, um sofort die Belagerung von Schweidnitz beginnen zu können. Daun bezog hinter Schweidnitz eine Stellung auf den Höhen bei Ober-Bögendorf und Polnitz. Friedrich wiederum die Stellung von Bunzelwitz. Alle Bemühungen waren vergebens. Daun aus seiner Stellung bei Dittmannsdorf, zu vertreiben und so Schweidnitz bloß zu geben. Friedrich faßte also den Entschluß, Daun auf seinen Bergen anzugreifen. Plötzlich aber schienen seine Plane völlig zerrüttet durch die Nachricht von dem Sturze seines Freundes Peters III. Den 18. Juli Nachmittags brachte ihm Czerniczeff die traurige Nachricht, daß Peter durch eine von seiner Gemahlin Katharina geleitete Verschwörung vom Throne gestürzt worden sei, und daß die neue Kaiserin — wahrscheinlich aus Furcht, Friedrich möchte die bei ihm stehenden Russen dem gefangenen Peter erhalten — den unverzüglichen Abmarsch derselben befohlen habe. Doch zagte Friedrich nicht. Er gewann es über Czerniczeff, daß er die erhaltene Nachricht noch als strenges Geheimniß bewahrte, und daß er, auf die Gefahr hin, sich bei seiner Kaiserin schwerer Verantwortlichkeit auszusetzen, gegen seinen Befehl noch drei Tage länger bei dem Könige verweile.

„Diese drei Tage waren kostbar, man mußte sie nützen, um eine entscheidende That auszuführen. Die Anwesenheit der Russen hielt die Oesterreicher in Furcht, da ihnen die vorgefallene Veränderung noch unbekannt war. Man mußte entweder Schweidnitz wieder erobern, oder sich entschließen die Winterquartiere, wie im vorigen Jahre, nur längs der Oder zu nehmen. Wenn dieser Feldzug fruchtlos verstrich, so war die Anstrengung, die man bereits angewendet hatte, die Hälfte von Schlesien wieder zu erobern, unnütz gewesen, und aller Anschein zum Frieden wäre dadurch verschwunden. Diese Gründe bestimmten den König, auch Etwas dem Glücke anheim zu stellen, denn er handelte mit mehr Kühnheit und Verwegenheit, als er in günstigeren Umständen würde versucht haben.“ Die kühne That, zu der Friedrich die Umstände drängten, war der schleunige Angriff gegen die fast unangreifbaren Bergschanzen der Oesterreicher bei Burkersdorf und Leuthmansdorf. Die Russen rückten aus, und stellten sich seltsamerweise den Preußen gegenüber in Schlachtordnung; mehrere Scheinangriffe lenkten Dauns Augenmerk von dem Hauptpunkte des Angriffes ab, und so wurden den 21. Juli nach hartem Widerstande die Linien der Feinde durchbrochen und dieselben zum Rückzuge genöthigt. Alsbald verließ auch Czernizeff das preußische Heer, und zog sich nach Polen zurück. Friedrich ließ nun die Belagerung von Schweidnitz unternehmen, und man hat behauptet, daß er sich mehr in einer kunstgerechten Belagerungsweise als in einem rasch durchgeführten Unternehmen hiebei gefallen habe.

Auf Seite der Verbündeten war auch in diesem Jahre durch die an Macht überlegenen Franzosen wenig Erhebliches ausgeführt worden, denn zu den früheren hemmenden Ursachen war noch jetzt die zuversichtliche Aussicht auf den baldigen Abschluß eines definitiven Friedens zwischen England und Frankreich hinzugetreten. Im Ganzen sagt Friedrich von den Unternehmungen auf dem westlichen Schauplatze des Krieges: „Dieser Feldzug endete ruhmvoll für die Verbündeten. Friedrich hatte hier Gelegenheit gehabt, seine großen Talente zu bewähren und zu zeigen, daß ein guter Heerführer an der Spitze eines Heeres mehr vermag, als eine zahlreiche Menge Soldaten.“

Prinz Heinrich hatte in Sachsen den Oberbefehl nicht ohne Glück geführt. Ihm stand Serbelloni gegenüber, der auch Reichstruppen befehligte, der aber durch gemessene Befehle bloß darauf angewiesen war, sich auf die Vertheidigung zu beschränken. Prinz Heinrich hatte sich Gelegenheit verschafft, sich aus seinem engen Raum her-

auszuarbeiten, und sich im Erzgebirge auszubreiten; Seidlitz zwang seinerseits die Reichstruppen sich zurückzuziehen; und getrennt von der österreichischen Armee ein festes Lager bei Mönchsberg zu beziehen. Prinz Heinrich wurde zwar den 27. Juni von Serbelloni angegriffen, aber ohne Erfolg. Dagegen ließ er jetzt durch Streifzüge Böhmen brandschatzen und gräßlich verwüsten. „So gering die Vortheile waren, welche die Preußen bis jetzt errungen hatten, so hatten sie deßhalb nichts desto minder den Wiener Hof aufgebracht, welcher, höchst unwillig über die in Böhmen geschehenen Einfälle, die ganze Schuld davon den Generalen zuschrieb. Die Kaiserin namentlich war darüber entrüstet, daß Serbelloni mit der zahlreichen Armee, die er befehligte, gar nichts ausführte. Man legte ihm zur Last, daß er weder Geschicklichkeit noch Wachsamkeit genug besessen habe, das Königreich Böhmen zu decken. Diese Unzufriedenheit veranlaßte seine Zurückberufung und der Hof ersetzte seine Stelle durch Haddik, der von dem Feldmarschall Daun vorgeschlagen worden war." Aber auch Haddik war durch seine Verhaltungsbefehle an jeder freien durch Zeit und Umstände gebotenen Thätigkeit verhindert. Es gelang ihm jedoch, die Preußen aus ihrer Stellung bei Freiberg nach Reichenbach zurückzudrängen.

Während dieser Vorfälle in Sachsen war der Feldzug in Schlesien mit Eroberung von Schweidnitz beendigt worden. Friedrich entsendete nun den General Wied mit einer Verstärkung nach Sachsen. Aber Prinz Heinrich setzte, unter Mitwirkung des Generals Seidlitz, noch vor Ankunft des Generals Wied durch eine kühne That seinen Kriegesthaten die Krone auf. Er und Seidlitz schlugen mit einer weit geringeren Zahl bei Freiberg die Reichstruppen völlig auf's Haupt. „Das Glück der Heere — wiederholt hier Friedrich — hängt mehr von der Geschicklichkeit des Befehlshabers als von der Truppenzahl ab. Es wäre überflüssig, hier der Lobredner des Prinzen zu sein, das schönste Lob, welches man demselben zollen kann, ist die Erzählung seiner Thaten. Sachkundige bemerken in denselben leicht jene Mischung von Vorsicht und Kühnheit, welche so selten und so wünschenswerth ist, und welche gerade den höchsten Grad der Vollkommenheit bildet, welche die Natur einem großen Kriegshelden zu geben vermag." Dieses überschwengliche Lob ist um so erklärlicher, da die Folgen dieser Thaten so bald ihre fruchtbringende Wendung zeigten.

Die Schlacht bei Freiberg (29. Oktober) ist die letzte im siebenjährigen Kriege. Die unmittelbar darauf erfolgten verheerenden

Streifzuge in Böhmen und Franken veranlaßten Oesterreich, vornemlich aber die Reichsstände zu einem schleunigen Abschlusse des Friedens. —

Werfen wir noch einen flüchtigen Blick in das innere Geistesleben Friedrichs während dieser zwei letzten Jahre des Krieges. Den 1. April 1762 schreibt er an d'Argens: „— Sie lassen uns warten, lieber Marquis. Geduld! denn dieses Alles ist für mich eine Schuld der Geduld, in welcher meine Lebhaftigkeit erstorben ist. Ich tauge nur noch zum Vegetiren; das Oel meiner Lampe ist mit dem Dochte verzehrt, im höchsten Fall könnte ich noch Karthäuser werden. Sehen sie nun zu, was mit mir anzufangen ist, wenn der Friede je zu Stande kömmt; etwa Farben für die Marquise zu reiben oder Noten für ihre Gambe zu kopiren. Beruhigen Sie sich, seien Sie wegen meiner Gesundheit ohne Sorgen, und schreiben Sie mir alle Nachrichten, die Sie nur aufbringen können, besonders literarische." Den 8. April: „Jetzt lese ich Fleury's (Kirchen-) Geschichte noch einmal, da sie mir ganz wohl gefällt. Sie wird bis zum Juli reichen. Es ist das eine tüchtige Portion, die wohl auf einen halben Feldzug Nahrung gibt." Den 29sten: „Es ist sonderbar, daß Sie mit einer Arbeit über das Neue Testament beschäftigt sind, während ich die Kirchenväter zur Hand nehme. Welcher Dämon hat uns wohl dazu bewogen, welche Sympathie hat unser Geist, daß wir uns mit derselben Materie beschäftigen? Ich glaube, daß wir es selbst nicht wissen. Ich gestehe Ihnen, daß ich über die außerordentliche Verirrung des menschlichen Verstandes erstaune, so oft ich jene Zänkereien über Glaubenslehren und Geheimnisse lese." — Wir brauchen großes Glück, um Vortheile über unser Feinde zu gewinnen. Ich bitte den Himmel darum. Da ich aber keinen St. Simon, Stylites, keinen St. Antonius, keinen St. Johannes Chrysostomus, ja nicht einmal einen heiligen Fiaker habe, so zweifle ich, daß der Himmel das Gebet eines armen sehr wenig glaubigen und noch weniger erleuchteten Weltmenschen erhören wird. Sobald ich Ihnen etwas Gutes zu melden habe, sollen sie es alsbald erfahren. Indessen vertreibe ich mir die Zeit mit den Päpsten Nikolaus und Hadrian ꝛc." — „Ich habe von diesem unglücklichen Kriege nicht so vielen Nutzen gehabt als Sie. Er hat mich zu einem praktischen Philosophen gemacht, das Wenige, was ich wußte, habe ich vergessen und nichts weiter gelernt, als die Leiden, die ich nicht vermeiden konnte, mit Geduld zu ertragen." — „Ich für meine Person fühle, daß man nicht immer richtig und wahr sein kann, und gebe

mich daher weit mehr als je den Reizen der Dichtkunst und allen Theilen der Wissenschaft hin, die den Verstand schmücken und aufklären. Sie werden Kinderspiele meines Alters sein. — Ich betrachte — sei es nun, daß Alter und Vernunft daran schuld sind — alle Ereignisse des menschlichen Lebens weit gleichgiltiger als ehedem. Wenn etwas für das Wohl des Staates gethan werden muß, so thue ich es zwar noch mit einiger Lebhaftigkeit; aber, im Vertrauen gesagt, nicht mehr mit meinem heftigen Jugendfeuer, nicht mehr mit der Gluth, die mich ehemals belebte. Es ist Zeit, daß der Krieg zu Ende geht, denn meine Predigten werden matt, und bald werden meine Zuhörer unwillig." Im Juli an denselben: „Die Revolution in Rußland fiel Ihnen mehr auf, als andere Ereignisse, von denen ich Zeuge war. Aber glauben Sie mir, ich habe während dieser sieben Feldzüge nichts gesehen, als zerstörte Hoffnungen, unerwartete Unglücksfälle, kurz, Alles was aus dem seltsamen Spiel und dem Eigensinne des Zufalls erfolgen kann. In einem Alter von 59 Jahren und bei solchen Erfahrungen hat man recht, wenn man nicht mehr der Spielball Fortuna's sein mag." — Den 6. September: „Sie sehen, welche Fortschritte ich mache, allein gewiß würde jeder andere, eben so gut wie ich, ein zweiter Mark Aurel geworden sein, wenn er sieben Feldzüge hindurch der Spielball des Zufalls und den überwiegenden Mächten die Zielscheibe des Spottes gewesen wäre. So ist man Philosoph, weil man muß, allein es ist immer gut, daß man es ist, und es ist im Ganzen gleichgiltig, auf welche Weise man es geworden ist." —

Die Unterhandlungen zu einem endlichen Friedensabschluß wurden nun immer zuverläßiger, und Friedrichs Ueberdruß an dem Kriege und seinem Mißmuthe, der sich oft zu einseitig in seinen vertraulichen Briefen ausspricht, schien nun bald ein Ziel gesetzt zu sein. Den 3. November waren zu Fontainebleau die Friedens-Präliminarien zwischen England und Frankreich unterzeichnet worden. Die Reichsfürsten hatten sich entschieden für einen Frieden ausgesprochen. So blieben von allen Krieg führenden Parteien nur die Kaiserin und der König von Preußen auf dem Kampfplatze, gleichsam wie zwei Kämpfer, die in einem Kampfe auf Leben und Tod von ihren Sekundanten verlassen sind." Aber schon vorläufig waren in der Absicht, sich der Ruhe in den Winterquartieren zu versichern, Unterhandlungen wegen eines abzuschließenden Waffenstillstandes angeknüpft worden, und den 24. November kam derselbe zu Stande. Wenige Tage nachher kam der Geheimerath des Königs von Polen, Fretsch, bei dem

Könige von Preußen in Meißen an, um wegen des Friedens zu unterhandeln, dem sich keine Schwierigkeiten entgegenstellen konnten, da Friedrich auf Eroberungen keinen Anspruch machen konnte, und eine gleiche Gesinnung vom österreichischen Hofe erfuhr. Auf dem sächsischen Lustschlosse Hubertsburg kamen die Bevollmächtigten der drei Höfe zusammen, wo der Friede auf die einfache Bedingung hin abgeschlossen wurde, daß Alles wieder in den Zustand eintreten sollte, in dem es sich vor dem Kriege befunden hatte. Den 15. Februar 1763 wurde der Friedensvertrag unterzeichnet.

..So endigte dieser fürchterliche Krieg, der Europa zu verwüsten bedroht hatte, ohne daß eine Macht — Großbritannien ausgenommen — ihr Ländergebiet nur einigermaßen vergrößert hätte. Der Friede zwischen Frankreich und England ward nur wenige Tage früher als der Hubertsburger unterzeichnet. Frankreich verlor seine vornehmsten Besitzungen in Amerika. Die Engländer gaben ihnen Martinique, Guadalupe, das Fort Belleisle und Pondicherie zurück; und Frankreich gab den Engländern Minorka heraus. — Wir können nicht umhin, einige Betrachtungen über die so große Menge der erzählten Begebenheiten hinzuzufügen. Ist es nicht staunenswerth, daß so oft die scharfsichtigste menschliche Klugheit das Spiel unerwarteter Ereignisse oder zufälliger Umstände wird? Scheint es nicht, daß ein gewisses Etwas da sei, welches mit Verachtung der Entwürfe der Menschen spottet? Ist es nicht klar, daß beim Anfange dieser Begebenheiten jeder denkende Mensch sich in dem Urtheil täuschen mußte, welches er über die Entwicklung des Krieges aussprechen mochte? Wer konnte vorhersehen, oder sich nur denken, daß Preußen von der Macht Oesterreichs, Rußlands, Frankreichs, Schwedens und des heiligen römischen Reichs angegriffen, diesem Bunde widerstehen und einen Krieg, wo Alles sein Verderben weissagte, beendigen würde, ohne eine seiner Besitzungen zu verlieren? Wer konnte ahnen, daß Frankreich mit seiner innern Stärke, mit seinen großen Bündnissen und Hilfsquellen, seine Besitzungen in Westindien verlieren und das Schlachtopfer dieses Krieges werden würde? Alle diese Thatsachen mußten im Jahre 1757 unglaublich scheinen. Wenn wir aber, nachdem nun die Dinge sich ereignet, die Ursachen prüfen, welche die Begebenheiten auf so unerwartete Weise gestalteten; so werden wir finden, daß folgende Umstände den Untergang Preußens hinderten. Zuerst der Mangel an Einigkeit und Uebereinstimmung zwischen den Mächten des großen Bundes; ihr verschiedenes Interesse, welches sie hinderte, sich über bestimmte Unternehmungen zu einigen; die geringe

Eintracht zwischen den russischen und österreichischen Generalen, wodurch sie furchtsam und bedächtig wurden, wenn die Umstände erheischten, mit Nachdruck zu verfahren, und Preußen (wie sie es hätten thun können) zu Grunde zu richten. Zweitens: Die überkluge Politik des Wiener Hofes, nach deren Grundsätzen man den Bundesgenossen die schwersten und gefahrvollsten Unternehmungen aufbürdete, um am Ende des Krieges die eigene Armee in besserer Verfassung und vollzähliger zu haben als die übrigen Mächte. Dieß war nicht selten Ursache, daß die österreichischen Generale aus übertriebener Vorsicht es verabsäumten, den Preußen den Gnadenstoß zu geben, wenn ihre Lage beinahe völlig hoffnungslos war. — Endlich: der Tod der russischen Kaiserin, mit welcher das mit Oesterreich geschlossene Bündniß zu Grabe ging; der Abmarsch der Russen, der Bund Peters III. mit dem Könige von Preußen, und die ihm nach Schlesien geschickte Hilfe.

Untersuchen wir — fährt der König in seinen Betrachtungen fort — andererseits die Ursachen des Verlustes, den die Franzosen in diesem Kriege erlitten, so werden wir den Fehler bemerken, den sie dadurch begingen, daß sie sich in die Angelegenheiten Deutschlands mischten. Ein Seekrieg war es, den sie mit den Engländern zu führen hatten, sie aber ließen sich auf etwas anderes ein, vernachlässigten den Hauptgegenstand, um einer ihrem Interesse eigentlich fremden Sache zu dienen. Bis auf diese Zeit hatten sie Vortheile über die Engländer zur See gewonnen, sobald aber ihre Aufmerksamkeit durch den Landkrieg getheilt ward, ihre Armeen in Deutschland die Summen verbrauchten, die sie zur Vermehrung ihrer Kriegsmacht hätten verwenden sollen, so litt ihr Seewesen Mangel an allen nöthigen Bedürfnissen, die Engländer erhielten das Uebergewicht, wodurch sie in allen vier Welttheilen siegreich wurden. Ueberdieß gingen die ungeheuern Summen, welche Ludwig XV. an Subsidien bezahlte, aus dem Königreiche, und der Umlauf des baaren Geldes schwand in Paris sowohl, als in den Provinzen um die Hälfte. Und um die Demüthigungen noch zu steigern, begingen die Feldherren, welche der Hof zur Anführung der Armeen wählte, und deren jeder ein Turenne zu sein wähnte, die gröbsten Fehler. —

Möchten wenigstens diese Beispiele die Staatsmänner mit ihren weitaussehenden Planen belehren, daß der menschliche Verstand, so umsichtig er auch sei, nie so scharfsichtig ist, um die feinen Verkettungen zu durchdringen, die sich doch müßten enthüllen lassen, wenn man die Ereignisse, die von künftigen Zufällen abhängen, voraussehen und anordnen wollte. Die vergangenen Vorfälle mögen wir

deutlich erklären, weil ihre Ursachen bekannt geworden, in den zukünftigen aber irren wir immer, weil die Nebenursachen sich unsern kühnen Blicken entziehen. Daß die Staatsklügler getäuscht werden, ist nicht bloß unserm Jahrhunderte eigen; gleicher Weise war es zu allen Zeiten, in denen der Ehrgeiz der Menschen große Entwürfe erzeugte. Man denke nur an die Geschichte jenes berühmten Bundes von Cambrai, an den Krieg Philipps II. gegen die Holländer, an die ungeheuern Plane Ferdinands II. im Anfange des dreißigjährigen Krieges, an die verschiedenen Theilungs-Entwürfe vor dem Erbfolgekriege, und an diesen Krieg selbst. Alle diese großen Unternehmungen nahmen ein Ende, welches der Absicht ihrer Stifter oder Beförderer beinahe schnurstracks entgegen lief. Und alles dieß daher: weil irdische Dinge nicht zuverläßig sind, weil die Menschen und ihre Entwürfe, weil die Ereignisse stetem Wechsel unterworfen." Nachdem Friedrich nun in diesen seinen Schlußbetrachtungen die verschiedenen Verluste der Krieg führenden Mächte zusammenstellt, und dabei richtig andeutet, wie durch die allenthalben hochgeschraubte Nationalschuld in und mit dem siebenjährigen Kriege, die Staaten zum Spiel der Wucherer wurden, drückte er noch zuletzt den durch die Geschichte leider nur zu oft befestigten Satz aus, daß die Fehler der Vorfahren die Nachkommen davor bewahre.

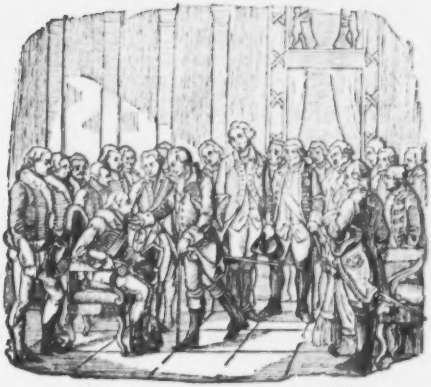
Von allen Krieg führenden Mächten durfte kein Staat, kein Regent vertrauensvoller und beruhigter auf die letzten Begebenheiten für sich schauen, als Friedrich und das von ihm beherrschte Preußen. Zwar hatte auch dieses viel gelitten, und lange noch fühlte es das erduldete Ungemach, dafür aber war jetzt ein Bewußtsein in demselben erwacht und wohl befestigt, das Bewußtsein der eigenen Kraft, ja der Sieg der Preußen ward zum deutschen Nationalstolze, da die ganze Nation sich freuen mußte, daß ein Glied derselben einen so ungleichen Kampf heldenmüthig ausgekämpft, neues frisches Leben erstand allerwärts, dessen schlummernde Keime das rasche Treiben der Zeit vielfach aufgeregt hatte. Vor allen aber stand Friedrich in seiner Heldenglorie verherrlicht da, und mit Recht sagt wohl in mancher Beziehung Napoleon: „Nicht Preußen hat einen siebenjährigen ungleichen Kampf gegen fast alle Mächte Europa's durchgeführt, sondern — Friedrich der Große." —

Fünfter Abschnitt.

Vom

Hubertsburger Frieden bis zum Tode Friedrichs.

(15. Februar 1763 bis 17. August 1786.)



Ziethen vor seinem König ruhend, 15. Januar 1785.

„Die Fürsten müssen dem Speere des Achilles gleichen, welcher das Uebel verursachte und zugleich wieder heilte; wenn sie den Völkern Unheil bereiten, so ist es auch ihre Pflicht, das Unglück, das sie verursacht haben, wieder gut zu machen." — Diese Pflicht, welche der, nach einem siebenjährigen, beinahe gegen alle Mächte Europa's geführten Kriege, endlich geschenkte Friede Friedrich auferlegte, war eine äußerst schwere; denn Preußen ward nach so außergewöhnlicher Anstrengung, und so vielfach erduldetem, jammervollem Unheile, von seinem Könige mit Recht mit einem Menschen verglichen, der, mit Wunden bedeckt, und durch den Verlust seines Blutes entkräftet, im Begriffe ist, unter der Last seiner Leiden zu erliegen. „Um sich eine Vorstellung von der allgemeinen Zerrüttung des Landes, und von dem Kummer und der Muthlosigkeit der Unterthanen zu machen, denke man sich ganze, durchaus verheerte Landstriche, wo man kaum noch die Spuren ehemaliger Wohnung entdeckte, vom Grund aus zerstörte, oder zur Hälfte in Asche gelegte Städte, dreizehn tausend Häuser, von denen keine Trümmer mehr zu sehen waren, unbestellte Aecker, Einwohner, denen es an Brodkorn mangelte, Ackerleute, denen es an sechzigtausend Pferden zum Landbau fehlte, und in den Provinzen, im Vergleiche mit dem Jahre 1756, eine Verminderung von 500,000 Seelen, welches bei einer Bevölkerung von 4,500,000 Menschen sehr beträchtlich ist. Der Adel und der Bauer waren von so vielen verschiedenen Armeen ausgeplündert, und durch Brandschatzungen und Futterlieferungen ausgesogen worden; der Feind hatte ihnen nichts als das Leben und elende Lumpen zur Bedeckung ihrer Blöße gelassen; da war kein Kredit, um nur die täglichen Bedürfnisse der Natur zu befriedigen; keine Polizei in den Städten; an die Stelle der Billigkeit und Ordnung war niedriger Eigennutz und anarchische Regellosigkeit getreten; die Gerichtshöfe und die Finanzbeamten waren durch so viele feindliche Ueberfälle in Unthätigkeit gesetzt worden; das Schweigen der Gesetze hatte bei dem Volke den Geschmack an Liederlichkeiten hervorgebracht, und daraus entstand eine ungezähmte Begierde nach Gewinn; der Edelmann, der Kaufmann, der Pächter, der Landmann, der Handwerker, alle erhöhten nach Belieben den Preis ihrer Lebensmittel und ihrer Waaren, und schienen an nichts als ihrem gegenseitigen Untergange zu

arbeiten." Zwar war der Staat, obschon die Kosten des Krieges sich auf „125 Millionen" beliefen, schuldenfrei, und es waren sogar die Kassen mit baarem Gelde für einen künftigen Feldzug versehen, die Magazine gefüllt, und die Pferde für die Armee, die Artillerie und das Proviantfuhrwesen vollständig und in gutem Zustande; allein dieses war, wenn gleich zum großen Theile durch Brandschatzung feindlicher Länder, vorzüglich des wehrlosen Sachsens, und durch die Hilfegelder der Engländer bewerkstelligt, doch auch durch Mittel bewirkt worden, welche jetzt erst ihre, für den Staat äußerst verderblichen Folgen äußern mußten. Die vorgenommenen Veränderungen des Münzfußes mußten jetzt von höchst nachtheiliger Wirkung werden, und wenn man während des Krieges alle Civilbeamten mit Papier bezahlt hatte, so war dieß noch eine Schuld, welche getilgt werden mußte und sehr beschwerlich fiel. Auch hatten sieben Feldzüge, welche (um nur der bedeutendern Operationen zu gedenken), siebzehn große Schlachten und beinahe eben so viele blutige Gefechte, drei von der Armee unternommene, und fünf von ihr ausgehaltene Belagerungen nach sich gezogen, das Kriegsheer dergestalt aufgerieben, daß ein großer Theil der besten Offiziere und der alten Soldaten, die Waffen in der Hand, geblieben waren. „In den Infanterie-Regimentern fand man kaum über hundert Mann, welche am Anfange des Kriegs gedient hatten," und es waren in den verschiedenen Gefechten „mehr als 1500 Offiziere" geblieben. — Zu Allem diesem kamen zu Anfange des Friedens noch neue Unfälle, und es schien, „als wären die, durch den Krieg veranlaßten Verheerungen noch nicht hinreichend gewesen, den Staat zu Grunde zu richten, denn kaum war derselbe geendet, so richteten häufige Feuersbrünste beinahe eben so viel Schaden an, als vorher der Feind." Die Stadt Königsberg brannte dreimal ab, und es wurden in einer Reihe von wenig Jahren, in Schlesien die Städte Freistädtel, Oberglogau, Parchwitz, Haiman, Naumburg am Queis und Goldberg, in der Kurmark Rauen, in der Neumark Calies und ein Theil von Landsberg, in Pommern Belgrad und Tempelburg von den Flammen verheert. Auch trat einige Jahre später (1770 und 1771) allgemeiner Mißwachs ein, und veranlaßte auch für Preußen, obgleich es durch die kluge Vorsicht seines Königs, welcher die Magazine gefüllt hatte, vor einer eigentlichen Hungersnoth bewahrt wurde, doch mannigfachen Schaden.

„In einer so kläglichen Lage war es nöthig, dem Unglücke Muth entgegenzusetzen, den Staat nicht für verloren zu halten, sondern

den Vorsatz zu fassen, ihn mehr zu verbessern als nur wieder herzustellen; es war dieß eine neue Schöpfung, die man unternehmen mußte." Die Art, wie Friedrich diese Verbesserung und neue Gestaltung seines Staates zu bewerkstelligen suchte, war im Wesentlichen und dem Grundsatze nach dieselbe, die wir in der früheren Periode seines Regentenlebens kennen gelernt. Mit der Ausführung aber war jetzt noch weit mehr Härte und Rücksichtslosigkeit als früher verbunden, und der Tadel, welcher schon Friedrichs frühere Regierungsweise, dem Grundsatze und der Ausführung nach, allerdings treffen mußte, wird verstärkt. Denn „auch den wenig Scharfsehenden kann, wie mit Recht ein trefflicher Geschichtschreiber bemerkt, nicht entgehen, daß Friedrichs Staatsverwaltung nach Endigung des siebenjährigen Krieges, und die Art, wie er sein Volk behandelte, von seiner früheren merklich abwich. Die beiden ersten Kriege, die er in Schlesien führte, hatten ihn ganz mit dem Zutrauen erfüllt, das immer den Kühnen begleitet, dem das Glück wohl will. Er fürchtete wenig, weil ihm das Höchste gelungen war, und blickte heiteren Sinnes in die Zukunft, weil ihn die Gegenwart selten geängstigt hatte. Andere Erfahrungen brachte der dritte Krieg. Er lehrte, wie an des Augenblicks Entscheidung Besitz und Ruhm hänge, der Erfolg nicht immer die Anstrengung lohne und Erhalten schwerer sey, als Erringen. Auch nahten bereits die Jahre, in denen der Mann, zumal der Lorbeeren zu bewahren hat, sorglicher vorwärts schaut und der bittern Erfahrungen Menge leicht Verachtung gegen das Menschengeschlecht erregt und zur Härte verleitet." —

Schon auf der Reise nach Berlin war Friedrich, der kaum die Waffen niedergelegt hatte, darauf bedacht, das allgemeine Unglück zu mildern *), und sogleich seine Ankunft in der Residenzstadt wurde

*) Als ein Landrath des Niederbarminschen Kreises dem Könige auf seiner Reise zum Frieden Glück gewünscht und zugleich um Hülfe für seinen Kreis gebeten hatte, fragte ihn dieser: „Was braucht sein Kreis?" — Er antwortete: „Pferde zum Ackerbau, Roggen zu Brod und Sommersaat." — „Roggen zu Brod und Sommersaat, sagte der König, will ich geben, aber mit Pferden kann ich nicht aushelfen." — Nach weiteren Vorstellungen aber befahl der König: „Bringe er alle kurmärkischen Landräthe zusammen. Ich will sie sprechen; Sie waren des auf zwei alle bereits in Berlin, und der König sagte deßhalb: „Schicke er an diese Eilboten ab, daß sie auch nach Berlin kommen, und dann komme er Donnerstag mit allen Landräthen zu mir auf's Schloß, da will ich nä-

durch Wohlthaten bezeichnet. Die für den Krieg gefüllten Kassen mußten die Summen zum Wiederaufbau der Städte und Dörfer hergeben, und das Korn, das in den Magazinen niedergelegt war, diente jetzt besser zum Unterhalte des Volkes und zur Aussaat für die brach liegenden Felder. Alle Pferde, die man erübrigen konnte, namentlich diejenigen, welche für die Artillerie, den Troß und das Proviantwesen bestimmt waren, wurden zum Ackerbau angewendet, die auf 150,000 Mann reduzirte Armee gab den Provinzen 30,780 Personen wieder, welche den Ackerbau betreiben konnten, und es wurden Bestimmungen getroffen, nach welchen so wenig Inländer als möglich zum Kriegsdienste berufen werden sollten. Auch veranlaßte die Erlaubniß, daß sich die Soldaten aus den Kantonen ohne Einwilligung ihrer Hauptleute, verheirathen durften, eine Vermehrung der Bevölkerung. — In Schlesien wurde die Zahlung der Steuern auf sechs Monate, in Pommern und der Neumark auf zwei Jahre erlassen. Schon in dem ersten Friedensjahre hatte der Staat alle seine Gläubiger befriedigt. Ganzen Gegenden, namentlich dem gesunkenen Adel, wurden ansehnliche Schenkungen gemacht, und es wurden auf diese Weise allein in jedem Jahre sehr bedeutende Summen verwendet, ohne das, was zur Belebung des Handels und der Gewerbe angewendet wurde. Die durch das Feuer verheerten Städte erhielten von dem Könige ansehnliche Beiträge zum Wiederaufbau. — Eine Summe von zwei Millionen und 339,000 Thaler half den Provinzen auf, und tilgte die Schulden, die sie, der von dem Feinde eingetriebenen Contributionen wegen, gemacht hatten *). „So groß diese Ausgabe war, so war sie doch nöthig oder vielmehr unvermeidlich. Die Lage der Provinzen nach dem Hubertsburger Frie-

---

her mit ihm sprechen und sagen, wie ich dem Lande helfen kann und will." Den 15. April erschienen die Landräthe, und alsdann hieß es: „Die Herren haben aufzusetzen, wie viel Roggen zu Brod, wie viel Sommersaat, wie viele Pferde, Ochsen und Kühe ihre Kreise höchst nöthig brauchen. Sie überlegen das recht, und kommen übermorgen wieder zu mir. Dann will ich mich erklären. Sie müssen aber alles so genau als möglich machen, weil ich nicht sie doch nöthig kann."

*) Der Stadt Frankfurt a. d. O. schenkte Friedrich zur Vertheilung an die Einwohner, nach Maßgabe des erlittenen Schadens 101,191 Thlr. Die Städte Frankfurt, Hamm, Lauen und Wesel erhielten zum Wiederaufbau der durch den Krieg zerstörten Häuser, 25,000 Thlr. Landshut bekam 200,000, Striegau 40,000, Halle 40,000, Krossen 24,000, Neppen 6000, Halberstadt 40,000, Minden 20,000, Bielefeld 15,000 und die Städte in der Grafschaft Hohenheim 15,000 Thaler.

den erinnerte an diejenige, in welcher sich Brandenburg nach dem dreißigjährigen Kriege befand. Der Staat konnte damals keine Unterstützung erhalten, weil der große Churfürst nicht im Stande war, seinem Volke beizustehen; und was war die Folge? Daß ein ganzes Jahrhundert verstrich, ehe es seinen Nachfolgern gelang, die verheerten Städte und Felder wieder herzustellen. Ein so in die Augen springendes Beispiel bestimmte den König, bei so widrigen Umständen, auch nicht einen Augenblick zu verlieren, und durch schleunigen und hinlänglichen Beistand dem allgemeinen Elende abzuhelfen." Zwar stand hier die Hilfe noch keineswegs im gehörigen Verhältnisse mit der vorhandenen Noth; allein es flößten doch die vielfachen Schenkungen den armen Einwohnern, die über ihr Schicksal zu verzweifeln anfingen, wieder Muth ein: „mit den Hilfsquellen, mit welchen man sie versah, erwachte die Hoffnung wieder; die Bürger fühlten ein neues Leben; die Ermunterung zur Arbeit erzeugte Thätigkeit."

Hart und drückend jedoch waren die Maßregeln, welche jetzt, nach beendigtem Kriege, der veränderte Münzfuß nothwendig machte. Durch die schlechten Geldsorten war dem Wucher der größte Spielraum vergönnt, der Preis der Waaren auf eine ungewöhnliche Höhe gesteigert, und alles Vertrauen im Handel untergraben. Diese fortwirkenden Uebel des Krieges bedurften der schleunigen Abhilfe; allein sie war nur auf eine gewaltsame, für das unmittelbare Interesse der Staatskasse, wie für das Vermögen der Bürger gleich schädliche Weise möglich. Sogleich nach gesichertem Frieden ließ Friedrich neues Geld nach dem Münzfuße, der in den ersten drei Jahren des Krieges geherrscht hatte, ausprägen, und setzte zugleich alle geringen Geldsorten von einerlei Gepräge, ohne Rücksicht auf ihren höhern oder niedern Gehalt, auf denselben Werth. Mit dem 1. Juni 1763 mußte das neugeprägte Geld in allen Zahlungen angenommen werden, und, damit das schlechte Geld in die königl. Münze geliefert werde, wurde die Ausfuhr desselben streng verboten. Schon mit dem 1. Juni 1764 aber wurde auch die neue Münze verrufen, und der alte Münzfuß, wie er vor dem Beginne des Krieges bestanden hatte, wieder hergestellt. Viele der angesehensten Häuser verarmten durch diese Maßregeln, welche jetzt die Folgen der von Friedrich zum Unterhalte des Krieges gewählten Mittel empfinden ließen.

Auch die besondere Sorgfalt, welche Friedrich in der ersten Friedenszeit schon auf die Erhaltung des Adels als solchen richtete, kann sich des Unbefangenen Lob weniger erwerben. Viele adelige

Familien, namentlich in Schlesien waren so sehr in Verfall gerathen, daß sie in Gefahr standen, ihre Güter dem Concurs preis gegeben zu sehen. Es wurden ihnen von den Gerichten Fristungsbriefe auf zwei Jahre bewilligt; allein diese zerstörten den Credit des Adels vollends; Friedrich, „der es sich zum Vergnügen und zur Pflicht machte, dem ersten und dem glänzendsten Stande im Staate aufzuhelfen," zahlte für den Adel in Schlesien 300,000, und für den in Pommern und der Neumark 500,000 Thaler Schulden, wozu noch 500,000 Thaler gefügt wurden, um die Güter in Stand zu setzen. Allein die Schulden, mit denen die adeligen Güter in Schlesien allein belastet waren, beliefen sich auf 25 Millionen Thaler. — Später wurde durch die Einführung des sogenannten „landschaftlichen Kreditsystems, dem Uebel auf eine weit wirksamere Weise gesteuert. Dieses wurde (schon 1767 von einem Kaufmanne Namens Büring vorgeschlagen) im Jahr 1770 in Schlesien eingeführt. Es wurde eine Landschaftskreditbank eingerichtet, welche Gelder aufnahm, die sie wieder auf Rittergüter bis zur Hälfte des Werthes auslieh. Der ganze Adel der Landschaft haftete solidarisch für die gesammte Schuldmasse, und man stellte für 20 Millionen Pfandbriefe aus, welche, nebst 200,000 Thaler, die der König zur Tilgung der dringendsten Schulden hergab, bald den Credit wieder herstellten, und mit Aufgeld gekauft wurden. 400 adelige Familien wurden dadurch von dem Verluste ihrer Güter gerettet. In den Jahren 1777—88 ahmten allmählig die Kur- und Neumark, Pommern, Westpreußen, Ostpreußen und auch das Großherzogthum Posen diese Einrichtung nach. — Solche weise Fürsorge Friedrichs für die Erhaltung so vieler Familien könnte nimmermehr Tadel erregen, und müßte, im Gegentheile unsere Bewunderung für den großen König vermehren, wenn nicht schon frühere Maaßregeln in Bezug auf den Adel, wie die gleichzeitigen und spätern einen beschränkten und seiner unwürdigen Beweggrund anzeigten, welcher mit seinen philosophischen Ansichten in direktem Widerspruche stand. Denn es war sogleich nach der Wiederkehr des Friedens eine der ersten Sorgen Friedrichs, zu verhindern, daß kein Bürgerlicher ein adeliges Gut ankaufe. Während des Krieges hatte er (in einem Rescripte vom 12. Febr. 1762), „weil es darunter bei den jetzigen Kriegszeiten nicht so genau genommen werden könne," zugegeben, „daß auch bürgerliche Personen, adelige Güter kauften," jedoch sollten diese „dann wenigstens Einen von ihren Söhnen zum Militärstande widmen und hergeben, und solchen dergestalt erziehen, daß derselbe bei der Armee dienen und bei einer

guten Conduite als Offizier mit employiret werden könne." — Sogleich nach Beendigung des Krieges aber (schon den 31. März 1763) wurde das ausschließliche Verbot wieder hergestellt, und in spätern Rescripten (1765) der Adel darüber getadelt, daß er sich nicht „conservirte." Verschiedene Verordnungen, welche die Aufrechthaltung dieses Verbots bezweckten, wurden in der Folge erlassen, und eine Kabinetsordre vom 11. Juni 1785 sagte, es soll „kein Mensch bürgerlichen Standes mehr die Erlaubniß haben, adelige Güter an sich zu kaufen, sondern alle Rittergüter sollen bloß und allein für die Edelleute sein und bleiben." — Diese Beschränkungen waren aber offenbar sogar zum unmittelbaren Nachtheile des verschuldeten Adels, dessen Güter, bei so beschränkter Zahl der Käufer, weit unter ihren Werth sinken mußten. — Wir haben Friedrichs Ansichten über den Adel, und somit auch das, was eine gelindere Beurtheilung seines Verfahrens in Bezug auf denselben erwecken könnte, schon früher kennen gelernt, und zeichnen hier nur noch eine Stelle (aus seiner Geschichte dieses Zeitraums) aus, welche zur näheren Bezeichnung der von ihm vorgeschützten Meinung, daß der Staat seine höhern Diener, namentlich aber die Offiziere aus der Mitte des Adels nehmen müsse, weil dieser Stand allein der Ehre lebe und für sie erzogen werde. Nachdem er erzählt, daß man sogleich nach beendigtem Kriege aus dem Korps der Offiziere alle, die zum Bürgerstande gehörten, hinweggeschafft oder doch wenigstens den Garnison-Regimentern einverleibt, und sie durch Excellente aus dem Auslande ersetzt hatte, bemerkt er: „Diese Aufmerksamkeit auf die Auswahl der Offiziere ist viel nöthiger, als man gewöhnlich glaubt; denn im Allgemeinen hat der Adel Ehre. Man kann indessen auch nicht läugnen, daß man bisweilen Verdienst und Talent unter Personen, die nicht von Geburt sind, antrifft; allein dieß ist selten, und in einem solchen Falle thut man wohl, dieselben zu erhalten. Im Allgemeinen aber bleibt dem Edelmanne keine andere Hilfsquelle übrig, als sich mit dem Degen hervorzuthun; verliert derselbe seine Ehre, so findet er selbst im väterlichen Hause keine Zuflucht, während ein bürgerlicher, wenn er etwas Unwürdiges begangen hat, ohne zu erröthen, das Gewerbe seines Vaters wieder ergreift und sich nicht beschimpft glaubt." —

In dieser Art zeigte sich die, mehr auf Abhilfe der augenblicklichen Noth gerichtete Sorgfalt des Königs. Die Heilung des Uebels von der Wurzel aus war die Aufgabe, nicht einzelner, von dem herrschenden Bedürfnisse gebotener Maßregeln, sondern der ganzen, durch eine Reihe von Jahren hindurch fortgesetzten Regierung und Verwaltung

des Staates. Friedrichs Bestreben blieb es bis an's Ende seiner Laufbahn, für die Wohlfahrt seines Landes, mit der ihm eigenen rastlosen Thätigkeit zu sorgen, und den ganzen Zeitraum von dem Beginne des Friedens bis zu dem Tode des Königs, zeigt uns nicht nur das fortgesetzte Bild seines unendlich mannigfaltigen Strebens, das wir schon früher kennen gelernt und so oft bewundert haben, sondern zeigt uns auch seine Thätigkeit fortwährend in neuen Versuchen, welche zuweilen verfehlt, und ihrem Grunde nach, sogar tadelnswürdig sein mochten, aber immer nur das Beste des Staates zu ihrem Zwecke hatten. — Die erste Aufmerksamkeit Friedrichs mußte nothwendig die Verwaltung der Staatseinkünfte auf sich ziehen, da nicht nur der Erlaß der Steuern in mehreren Provinzen und andere Maßregeln das Einkommen des Staates vermindert hatten, sondern auch gerade, wenn dem Lande wieder aufgeholfen werden sollte, vor Allem eine gefüllte Kasse nöthig war. Auch hatte er die Ueberzeugung gewonnen, daß er den glücklichen Ausgang des siebenjährigen Krieges vorzüglich dem Umstande zu verdanken habe, daß er während desselben besser, als seine Feinde mit Gelde versehen gewesen sei, und glaubte also gerade im Interesse der Erhaltung des Friedens, darauf denken zu müssen, daß er auch für die Zukunft hierin stets wohlgerüstet sei, um jeden Angriff kräftig zurücktreiben zu können, vor Allen aber um seinen Nachbaren die Lust zum Angriffe selbst zu benehmen. Zu jeder Zeit wollte er den Aufwand für zwei Feldzüge in Bereitschaft haben. — An eine Erhöhung der direkten Abgaben, welche schon jetzt sehr groß waren, und welche auch, wenn sie wirklich erhöht worden wären, keinen so bedeutenden Ertrag eingebracht hätten, als man zu erhalten wünschte, war nicht zu denken. Es konnte also allein bei den indirekten Abgaben oder den Zöllen und Accisen eine Vermehrung des Staatseinkommens versucht werden. Friedrich hatte bemerkt, daß diese Abgaben einen durchaus unverhältnißmäßigen Ertrag abwerfen, und mit Recht geschlossen, daß der Grund hievon in der Verwaltung zu suchen sei. Der Mangel an strenger Aufsicht hatte den Schleichhandel und Unterschleife aller Art begünstigt, und diesen mußte die Schuld zugeschrieben werden, daß die indirekten Abgaben nicht so viel abwarfen, als man von denselben erwarten konnte. Also wollte Friedrich durch Hinwegräumung dieser Mängel die Erhöhung des Staatseinkommens bewirken, und da das Generaldirektorium schon während des Krieges seine Unzufriedenheit erfahren hatte, und jetzt keine Mittel zur Vermehrung des Einkommens vorzuschlagen wußte, so beschloß er eine gänzliche Veränderung

in der seitherigen Verwaltung. Unglücklicher Weise richtete er hierbei seine Blicke nach dem, von seinen Generalpächtern ausgesogenen Frankreich, dessen Art die Abgabe zu erheben ihm zweckmäßiger, als die in seinen Landen bisher übliche erschien, und hier zum ersten und einzigen Male schien es, als ob seine Hinneigung zu französischer Bildung und namentlich zu der damals in Frankreich herrschenden Schule der sogenannten Encyclopädisten, auch auf die innere Verwaltung seines Staates einen Einfluß üben sollte. Schon früher, nemlich durch einen seiner literärischen Gesellschafter, der lange Zeit in französischen Diensten gestanden war, auf Frankreichs Einrichtungen in Erhebung der Abgaben aufmerksam gemacht, reifte sein Plan, diese Erhebungsart auch in seinem Staate einzuführen, als ihn zu Ende des Jahres 1765 Helvetius (mit dem er schon früher hierüber in Briefwechsel gestanden war) in Berlin besuchte. Dieser, durch seine materialistischen Grundsätze bekannte Philosoph, war selbst Generalpächter in Frankreich gewesen (wobei er sich als edelmüthig und auf eine mit seinen theoretischen Lehren eigentlich im Widerspruch stehende Weise ausgezeichnet hatte), und gab nun dem Könige nicht nur die gehörige Auskunft über die beabsichtigte neue Einrichtung, sondern empfahl ihm auch für dieselbe mehrere Franzosen, welche in der französischen Erhebungsart der Abgaben geübt und erfahren waren. So entstand im April 1766 in Preussen eine neue Behörde, bei welcher Alles fremd war, die Beamten, die Grundsätze, die Sprache, und sogar der Name — die sogenannte Regie. Diese Behörde war dem Könige allein und unmittelbar zur Verantwortung verpflichtet, und hatte Franzosen an ihrer Spitze, von denen namentlich La Haye de Launay *) bis zu dem Tode des Königs, die oberste Verwaltung der Staatseinkünfte leitete, und welche eine Menge französischer Unterbeamten und Offizianten (wenigstens zwei bis dreihundert) in das Land brachten. Mit diesen schloß der König Anfangs einen Vertrag auf sechs Jahre, in welchen ihnen sehr ansehnliche Besoldungen (die Direktoren erhielten 12,000 Thaler jährlichen Gehalt) ausgesetzt wurden. Auf den Vorschlag, eine Verpachtung der Einkünfte für eine gewisse Summe ein-

*) Die Redlichkeit und Milde dieses Mannes, welcher sich übrigens ein sehr großes Vermögen erworben, wird sehr gerühmt. Nach dem Tode Friedrichs, wurde er über seine Verwaltung zur strengen Rechenschaft gezogen, aber die angestellten Untersuchungen fielen zu seinem Vortheile aus.

zuführen (welche ganz den französischen Druck hervorgerufen haben würde), ging er zum Glücke seines Landes nicht ein. Auch war keine eigentliche Erhöhung der Abgaben mit der neuen Einrichtung verbunden, sondern der größere Ertrag sollte blos durch geschicktere und strengere Verwaltung gewonnen werden; ja man versprach sogar durch dieselbe eine Erleichterung, besonders für die niedere Klasse der Unterthanen. — So groß auch die Erwartungen waren, welche sich der König von dem Erfolge der eingeführten Regie machte, so hat derselbe doch keineswegs diesen Erwartungen entsprochen; denn man hat berechnet, daß sich (ungeachtet der neueingeführten Taxen und andern Erhöhungen der Abgaben ꝛc.) der Mehrertrag der Einnahmen während einer 21jährigen, in eine glückliche Friedensperiode des Landes fallenden Dauer der Regie, kaum auf 18 Millionen oder auf jährliche 875,000 Thaler belaufen habe; eine Summe, welche keineswegs als eine Frucht der neuen Verwaltung betrachtet werden kann, sondern sich auch wohl ohne dieselbe ergeben haben würde. Die schlimmsten Folgen dieses unglücklichen Versuches waren (neben verderblicher Bestechung und einer beinahe förmlichen Organisation des Schleichhandels mit allen seinen Nachtheilen für die Sittlichkeit) der Eintrag, welchen derselbe dem Vertrauen des Volkes zu dem Könige that, der während des Krieges so ganz seine Bewunderung gewonnen hatte. Er selbst erkannte später seinen Irrthum, obgleich er an dem eingeführten Systeme im Grunde nichts änderte. In einem Schreiben vom 1. December 1784 an den Etatsminister v. Werder hieß es: „Ich habe Euren Bericht vom gestrigen Datum, wegen den untersuchten Beschwerden des gewesenen General-Inspektors Pagan wider die General-Accise-Administration erhalten, und Euch darauf zu erkennen geben wollen, daß es lauter solch Schurken-Zeug ist, die Franzosen, das kann man wegjagen, wenn man will, und wenn man das thut, so verliert man nichts an sie: Was diesen Pagan betrifft, so kann der nur gleich abgeschafft werden, wobei Ich Euch noch sage, daß Ich überhaupt darauf denke und suchen werde, Mir nach und nach alle Franzosen vom Halse zu schaffen, und sie los zu werden."

Anfangs mit der Regie verbunden, nachher aber besonders verwaltet, aber immer noch unter der Aufsicht des obersten Regiebeamten de Launay war der Tabakshandel, welchen sich der König um dieselbe Zeit (1765) als Monopol zueignete. Zuerst verpachtete er denselben an einen Privatmann und als dieser sich nicht halten

konnte, an eine Gesellschaft von Kaufleuten. Allein auch diese konnte nicht bestehen, und der König ließ alsdann dieses Geschäft für sich selbst von der im Jahre 1767 gegründeten Generaltabaks-Administration verwalten. Jetzt kam Ordnung in das Geschäft, und der Ertrag der königlichen Einkünfte wurde durch dasselbe bedeutend vermehrt. Aber auch dieser Gewinn stand in keinem Verhältniß mit dem Schaden, welchen ein solches Monopol durch die Vermehrung des Schleichhandels anrichtete.

Eine andere Beschränkung, welche nicht lange nachher eingeführt wurde, hatte dieselben Folgen. Die bedeutenden Summen, welche für den Kaffee, dessen Gebrauch ganz allgemein geworden war, in das Ausland floßen, waren mit den staatswirthschaftlichen Grundsätzen Friedrichs unverträglich, und da er glaubte, es ließe sich durch Vertheuerung der Sitte leicht eine andere Richtung geben, so wurde die Abgabe von diesem Gegenstande des Luxus sehr stark erhöht. Allein weder diese Erhöhungen, noch die verschiedenen Versuche, dem verwöhnten Volke auf eine andere Weise Ersatz zu bieten für das fremde Produkt, erreichten ihren Zweck. Friedrich faßte daher den Entschluß, allen Kaffee selbst brennen, und zu diesem Behufe eigene Anstalten errichten zu lassen. Den 21. Januar 1781 erschien demzufolge eine königliche Verordnung, nach welcher streng untersagt wurde, rohen Kaffee zu kaufen und im eigenen Hause zu brennen. Die königlichen Brennereien brannten allen Kaffee (den der König auf eigene Rechnung kommen ließ), und verschickten den gebrannten, in versiegelte und gestempelte Umschläge verschlossen, in Städte und Dörfer. Ausgenommen von dem Verbote waren blos der Adel, die hohen Kriegsbeamten, die Geistlichen ꝛc., und selbst diese nur unter der Beschränkung, daß sie jährlich eine bestimmte Quantität verbrauchten. Die Auflagen, welche hiebei auf den Kaffee gelegt wurden, waren sehr hoch. — „Von der Zeit an, bemerkt ein schon oben angeführter trefflicher Geschichtschreiber, ward der Geruch dem Uebertreter verderblich, denn es gab besoldete Spürer, die Wohnung und Heerd umschlichen, und der Unmuth täglich lauter: Denn zur Theurung des fremden Erzeugnisses gesellte sich auch Verfälschung.“ — Die verderblichen Folgen dieser Einschränkungen nöthigten Friedrich selbst, in einer Verordnung vom 20. Mai 1781 die Abgabe vom Kaffee auf die Hälfte herabzusetzen, den Preis des gebrannten zu vermindern, und dessen Lieferung ausschliessend der Seehandlung zu übertragen. Die Absicht übrigens, welche ihn bei der Auflage jener Beschränkungen schon zu Anfange leitete,

mag ein Erlaß an die Hinterpommerschen Landstände vom 27. August 1779 kund geben, welcher lautet: „Se. königl. Majestät von Preußen, Unser allergnädigster Herr, lassen Dero Hinterpommerschen Landständen, auf ihre Vorstellung wegen der geordneten Versteuerung des Weins und Kaffee's auf dem platten Lande, hierdurch zu erkennen geben, daß sie darüber wohl keine Ursache sich zu beschweren haben; denn was den Kaffee betrifft, so ist dergleichen zu der Zeit, wo sie ihre Privilegien gekriegt, nicht dagewesen, sondern erst lange nachher aufgekommen. Ihren Privilegien geschieht also kein Eingriff, vielmehr haben Höchstdieselben darunter ganz andere Absichten, nemlich die gräuliche Konsumtion etwas einzuschränken, und auch zu verhindern, daß unter ihren Namen nicht so viel Kaffee eingebracht und ein kontrebander Handel damit getrieben wird. Es ist abscheulich, wie weit es mit der Konsumtion des Kaffee's geht, ohne was die andern Sachen sind. Das macht, ein jeder Bauer und gemeiner Mensch gewöhnt sich jetzt zum Kaffee, weil solcher auf dem Lande so leicht zu haben ist. Wird das ein Bischen eingeschränkt, so müssen sich die Leute wieder an das Bier gewöhnen, und das ist ja zum Besten ihrer eigenen Brauereien, weil sie alsdann mehr Bier verkaufen. Das ist also mit die Absicht, daß nicht so viel Geld für Kaffee aus dem Lande gehen soll; und wenn es auch nur 60,000 Thlr. sind, so ist es immer schon genug. Was sie hiernächst von der Visitation anführen, so ist solche um der Ordnung willen nöthig, besonders auch in Ansehung ihrer Domestiken, und sollten sie wie gute Unterthanen darwider nicht mal was sagen. Uebrigens sind Se. königl. Majestät Höchstselbst in der Jugend mit Biersuppe erzogen, mithin können die Leute dorten eben so gut mit Biersuppe erzogen worden. Das ist viel gesunder, wie der Kaffee.“ —

Derartige und andere zahlreiche Beschränkungen und die drückenden Auflagen, welche mit denselben verbunden waren, erscheinen in einem milderen Lichte, wenn man sich nicht nur die Absicht, welche Friedrich bei denselben hatte, sondern auch die Zwecke, zu welchen er die vermehrten Einkünfte verwendete, vor Allem aber seine, auch in dieser Periode (freilich nach seiner Art) rastlose Thätigkeit für die innere Kräftigung des Staates durch die möglichste Hebung des Handels, der Gewerbe und des Ackerbaues, wie wir dieselbe schon früher kennen gelernt haben, vergegenwärtigt. — Das Vorzüglichste, was Friedrich während dieses Zeitraums seines Regentenlebens für die Belebung des Handels that, war die Einrichtung einer Bank und die Stiftung der Seehandlungsgesellschaft. Die erstere fand im Jahre

1765 statt. Die in Berlin errichtete Bank wurde bald erweitert und auf die ansehnlichsten Städte der Provinzen ausgedehnt. Der König verbürgte die Bank und lieh ihr zum anfänglichen Stock acht Millionen baaren Geldes. Ueber den Zweck, welchen man bei dieser Einrichtung hatte, und den guten Erfolg, welchen dieselbe gewährte, spricht sich am besten Friedrich selbst aus: „Der Krieg hatte gemacht, daß die Preußen an dem Wechselhandel verloren, ungeachtet sogleich nach dem Frieden das schlechte Geld eingeschmolzen und nach dem alten Fuß ausgeprägt ward; diesem Uebel vorzubeugen, gab es kein anderes Mittel, als die Errichtung einer Bank. Personen, welche voller Vorurtheile waren, weil sie die Sache nicht gründlich durchdacht hatten, behaupteten: eine Bank könne sich nur in einer Republik halten. Dies war falsch, denn es gibt eine Bank in Kopenhagen, Rom und Wien. Man ließ also das Publikum reden wie es ihm gut dünkte und schritt zur Ausführung. Außer dem Vortheil, den dieses Institut zur Erleichterung des Handels darbot, entstand dadurch noch ein Gewinn für das Publikum. In vorigen Zeiten war es der Gebrauch, daß die Pupillengelder bei den Gerichtshöfen niedergelegt wurden, und die Pupillen, die während der Dauer der Prozesse von ihren Kapitalien nicht die geringsten Zinsen gezogen, mußten noch jährlich ein Procent bezahlen; seit der Zeit aber wurden diese Summen bei der Bank angelegt, und diese gab den Pupillen drei Prozent ꝛc.“ — „In Kurzem kam der Wechselhandel al pari; und nun wurden die Kaufleute durch die Erfahrung überzeugt, daß dieses Institut nützlich und ihrem Handel unentbehrlich sei. Schon hatte die Bank ihre Comptoire in allen großen Städten des Königreichs, aber sie hatte überdieß Häuser in allen Handlungsplätzen Europa's. Dieß erleichterte den Umlauf des Geldes und die Bezahlung aus den Provinzen, während zugleich die Leihbank die Wucherer verhinderte, den armen Handwerker zu Grunde zu richten, der nicht schnell genug Absatz für seine Waaren fand. Außer der Wohlthat, die hieraus für das Publikum entsprang, verschaffte sich der Hof durch den Kredit der Bank Quellen für die großen Staatsbedürfnisse.“ — Die Seehandlungsgesellschaft wurde durch eine Verordnung vom 14. Okt. 1772 gegründet, als man nach der Theilung Polens (durch welche ein ansehnlicher Theil des Weichselstromes und eine bedeutende Strecke Küstenlandes Preußen zufiel), nicht nur zur Ausbreitung der Schifffahrt und des Handels überhaupt aufgefordert wurde, sondern auch namentlich den auswärtigen Salzankauf befördern wollte, da zu befürchten war, daß Oesterreich,

welches jetzt die reichen Salzwerke zu Wieliczka erhalten hatte, sich des Alleinhandels mit Salz bemächtigen werde. Diese Gesellschaft erhielt daher neben manchen andern Privilegien, ein Monopol auf zwanzig Jahre, für den Aufkauf des Seesalzes in allen preußischen Häfen und Rheden, und dessen ausschließenden Verkauf an eine für den weitern Vertrieb im In- und Auslande ebenfalls privilegirte Handlungsgesellschaft. Auch erhielt sie die Berechtigung, einen Stapel auf alles Wachs zu legen, das aus Polen, die Weichsel hinabgehe oder dem Flusse rechts und links von Preußen her in einem Umfange von zehn Meilen zugeführt werde, so wie Begünstigungen beim Ankaufe des Schiffbauholzes ꝛc. Das Grundvermögen der Gesellschaft bestand aus 1,200,000 Thalern, welche durch 2400 Actien, von denen Friedrich allein 2100 übernahm, aufgebracht wurden. — Sehr förderlich für die innere Schifffahrt war auch die Anlage von Kanälen, wie namentlich die Verbindung der Netze mit der Weichsel, welche um dieselbe Zeit angelegt wurde, und schon nach sechzehn Monaten vollendet war.

Die Thätigkeit Friedrichs für die Hebung des Gewerbfleißes setzte sich in gleicher Weise, wie in den früheren Jahren seines Regentenlebens mit unermüdlichem Eifer fort. Unter den verschiedenen Fabriken, welche angelegt wurden, machte ihm besonders das Gedeihen der, in Berlin errichteten, Porzellanfabrik Freude. — In dem Jahre 1771 wurde in Potsdam eine eigene Fabrikcommission, unter dem Vorsitze eines Fabrikinspectors, gebildet, welche die Beschwerden der Fabrikanten zu untersuchen und an das 5. Departement des Generaldirektoriums zu berichten, auch die Fabriken und Manufacturen monatlich zu revidiren und von dem Gedeihen oder der Abnahme derselben Listen einzureichen hatte. —

Für den Ackerbau waren die vielen Urbarmachungen, welche mit besonderer Vorliebe betrieben wurden, sehr förderlich. Hier zeichnete sich besonders ein wackerer Staatsdiener, der Geheime Finanzrath von Brenkenhoff aus. Seit 1763 begannen diese Urbarmachungen an der Netze und Warthe, und wurden mit der größten Unverdrossenheit viele Jahre hindurch fortgesetzt. Der Erfolg lohnte diese Bemühungen. 1769 wurden, ebenfalls mit glücklichem Erfolge, die Urbarmachungen bei den Brüchen am Maduje-See und an der Plöne in Hinterpommern und bald nachher (1771), die Austrocknung des Thurbruches auf der Insel Usedom begonnen. Auf alle diese und viele andere ähnliche Unternehmungen wurden unzählige Summen

verwendet *). — In Verbindung mit den Urbarmachungen standen die vielen Ansiedlungen, welche mit dem größten Eifer begünstigt wurden. Man rechnet, daß in der Kurmark von 1740 bis 1786 etwa 11,618; in dem Netze- und Warthebruche (seit 1762) 2581, in Pommern (von 1740 bis 75) 2112, fremde Familien; in Schlesien (von 1763 bis 77) 30,000 Kolonisten; und in Westpreußen (von 1774 bis 1786) 1353 Familien angesiedelt wurden. — Eine für die Förderung der Landwirthschaft sehr nützliche Maßregel war die Aufhebung der gemeinsamen Triften und Hutungen oder der sogenannten Gemeinheiten, welche sowohl für die Vergrößerung der Heerden und die Verbesserung des Wiesewachses, als auch (durch den Verlust des Düngers, den sie herbeiführten) für den Ackerbau selbst sehr nachtheilig waren. Den 21. October 1769 erschien, jedoch mehr im ermahnenden als streng befehlenden Tone (nachdem schon den 22. April 1766 ein Rescript darüber erlassen worden war), eine ausführliche allgemeine Verordnung für diese Maßregel. Es wurden beruhigende Versicherungen darüber gegeben, daß es nicht auf Vermehrung der Abgaben abgesehen sei, und eine gedruckte Belehrung klärte über den Nutzen auf, welcher bei der Befolgung des königlichen Willens zu erwarten sei. Man schickte Justiz- und Oekonomiecommissarien in die Provinzen, welche die Theilungen mit Sachkenntniß und Unparteilichkeit leiteten. „Anfangs fanden sich große Schwierigkeiten, denn die Gewohnheit, die Königin der Welt, herrscht unerbittlich über eingeschränkte Geister; aber einige Beispiele von dergleichen Auseinandersetzungen, die zur Zufriedenheit der Eigenthümer ausgefallen waren, machten einen vortheilhaften Eindruck auf das Publikum, und in Kurzem war die Sache allgemein in allen Provinzen eingeführt.“ — Auf die Verbesserung und Vermehrung des Viehstandes richtete Friedrich starke Aufmerksamkeit; es wurde zur Verminderung der Seuchen, die Stallfütterung empfohlen, und man theilte Saamen zu bessern Futterkräutern aus. „Bei der Aufmerksamkeit, die man anwendete, um alle ausländischen Produkte zu wissen, die in das Land eingeführt wurden, fand man vermöge der Auszüge aus den Zollregistern, daß für 280,000 Thlr. Butter eingebracht würde. Um ein so unentbehrliches Lebensmittel selbst zu liefern, berechnete man Alles, was die neuen Urbarmachungen leisten konnten. Eine Kuh, deren Milch in Butter verwandelt wird, bringt gewöhnlich fünf Thaler ein, und man berechnete, daß

*) Friedrich verwendete in der Zeit vom Hubertsburger Frieden bis an seinen Tod auf die Verbesserung des Landes 21,399,858 Thaler.

die neuangebauten Ländereien zur Erhaltung von 18,000 Kühen hinreichten, welches eine Summe von 240,000 Thaler beträgt. Allein man muß den eigenen Bedarf der Eigenthümer hievon abziehen, und wenn man Alles gehörig überschlug, so mußte die Anzahl der Kühe auf 62,000 steigen. Diese Schwierigkeit mußte noch gehoben werden. Auf jeden Fall aber war es möglich, auch sie zu überwinden, denn nach allen gemachten Anlagen, blieben noch Landstriche von geringerem Umfange übrig, die noch urbar gemacht werden und den Rückstand abtragen konnten. — Um auch Felder, welche wegen ihrer Lage (da sie nicht gehörig gedüngt werden konnten, und Mangel an dem nöthigen Wasser für den Wiesewachs war) völlig unfruchtbar waren, so viel als möglich zu nutzen, wurden seit 1744 Versuche mit der englischen Ader „oder Wechselwirthschaft" gemacht, und dieselben durch Belohnungen und Unterstützungen empfohlen. Friedrich gab hiezu, den 21. Juni des genannten Jahres, 100,000 Thaler. Diese und viele andere Versuche, die Landwirthschaft so viel als möglich zu verbessern, waren alle von mehr oder minder glücklichem Erfolge, oft sogar weit über die Erwartungen des Königs, begleitet, und mußten nothwendig dazu dienen, den allgemeinen Sinn für die möglichste Kultivirung des Bodens rege zu machen. — Friedrich, schrieb den 10. Januar 1766 an Voltaire: „Ich gestehe, daß, Lybien ausgenommen, nur wenige Staaten sich rühmen können, gleich viel Sand, wie wir zu haben. Indessen machen wir doch in diesem Jahre 77,000 Morgen zu Wiesen. Diese werden 7000 Kühen Futter geben, der Dünger von ihnen wird unsern Sandboden fetter machen, und die Ernten werden also ergiebiger ausfallen. Ich weiß wohl, daß die Menschen nicht im Stande sind, die Natur umzuändern; aber mir dünkt, durch vielen Fleiß und viele Arbeit bringe man es doch dahin, daß ein dürrer Boden besser und wenigstens mittelmäßig werde. Damit müssen wir uns denn begnügen." — In diese Periode fällt auch namentlich die allgemeine Verbreitung des Anbaues, der Kartoffeln, die oft zwangsweise bewerkstelligt werden mußten; und hierin zeigt sich wieder eine ersprießliche Folge, des von oben herab strenge gebietenden Herrscherwortes, das das Nützliche schnell und ungehindert in's Dasein rief.

Wie, nach eingetretenem Frieden, zu der schleunigen Thätigkeit für Ordnung des Finanzwesens, und die Belebung der ermatteten Staatskräfte, der traurige Zustand des Landes aufforderte, so waren es auch schon die verderblichen Folgen des Krieges, welche die Aufmerksamkeit Friedrichs im höchsten Grade auf sein Heer und

das Kriegswesen überhaupt lenken mußten. Die besondere Fürsorge, welche Friedrich stets dem Kriegswesen zuwendete, setzte sich auch jetzt fort, und war doppelt nöthig, da es beinahe die Schöpfung und Bildung eines ganz neuen Heeres galt. Die Regimenter der Infanterie sowohl, als der Kavallerie wurden in verschiedene Inspektionen vertheilt, um bei denselben wieder Ordnung, Pünktlichkeit und Strenge der Kriegszucht herzustellen, um zugleich eine vollkommene Gleichförmigkeit in der Armee zu erreichen und es dahin zu bringen, daß die Offiziere sowohl, als die Soldaten bei einem wie bei dem andern Regimente, dieselbe Anweisungen erhielten. — Besondere Mühe kostete die Wiederherstellung der Ordnung und Mannszucht bei der Infanterie. „Es war Strenge nöthig, um den Soldaten zum Gehorsam anzuhalten, Uebung, um ihn gewandt zu machen, und eine lange Gewöhnung, um es dahin zu bringen, daß er sein Gewehr viermal in einer Minute laden, in einer geraden Linie ohne Schwanken marschiren, und sich in alle Bewegungen finden lernte, welche bei verschiedenen Gelegenheiten im Kriege von ihm gefordert werden können.“ — Die Kavallerie hatte bei Weitem nicht so viel verloren als die Infanterie. Sie war bei jeder Gelegenheit siegreich gewesen, und es hatten sich daher größtentheils die alten Soldaten und Offiziere erhalten. „Es ist immer der Fall: je länger der Krieg dauert, desto mehr leidet die Infanterie. Die Kavallerie hingegen wird desto vollkommener, je länger der Krieg währet.“ — Für die verschiedenen Geschütze der Artillerie, so wie für die Ausbesserung der zu derselben gehörigen Wagen ꝛc., wurde eifrige Sorge getragen und bis zu dem Jahre 1777 eine Summe von 1,960,000 Rthlr. verwendet. Die Artillerie-Offiziere wurden in der Befestigungskunst unterrichtet, und die Kanoniere und Bombardiere alljährlich geübt. Es wurde eine neue Art von Haubitzen, deren Granaten auf 4000 Schritte geworfen wurden, erfunden und eingeführt, und andere Verbesserungen in den Manövers der Artillerie vorgenommen. Um die jungen Offiziere zu bilden, und ihnen die nöthige Einsicht in die Kriegskunst und Fertigkeit in den kriegerischen Bewegungen beizubringen, übte man sie in der Nähe ihrer Garnisonen „in den verschiedenen Arten des Deployirens, in Angriffen auf ebenem Boden, im Angriffe befestigter Plätze und Dörfer, in den Bewegungen eines Vortrabs, eines Rückzuges, in Vierecken, damit sie wüßten, wie sie angreifen und wie sie sich vertheidigen sollten. Dieses wurde den ganzen Sommer hindurch fortgesetzt und jeden Tag wiederholten sie einen Theil ihrer Aufgaben. —

Um diese Uebungen allgemein zu machen, versammelten sich die Truppen zweimal; einmal im Frühjahr, das andremal im Herbste; alsdann machten sie nichts als große Kriegsmanöver, Vertheidigungen oder Angriffe verschiedener Posten, Feuragirungen, Märsche von aller Art und Vorstellungen von Schlachten, wobei die Truppen alle die in den Anordnungen vorgeschriebenen Vorfälle andeuteten. Auf diese Art ward, nach dem Ausdrucke des Vegetius, der Friede für die (preußischen) Kriegsheere eine Schule, und der Krieg die Ausübung." Bei jeder Inspektion wurde ein Ingenieur-Offizier angestellt, welcher den jungen Offizieren den nöthigen Unterricht in seiner Wissenschaft ertheilen mußte. —

„Uebrigens wurde die Genauigkeit, die man einzuführen wünschte, nicht eher als im Jahre 1770 bemerkbar. Seit dieser Zeit bekam die Armee ein anderes Ansehen, und nun hatte man sie, ohne eine fehlgeschlagene Hoffnung zu befürchten, mit großer Zuversicht ins Feld führen können." Die ganze Armee war nach dem Frieden auf 151,000 Mann gebracht worden; in dem Jahre 1768 aber wurde dieselbe, der Vorfälle in Polen wegen, auf 161,000 Mann gebracht. Nach der Vergrößerung des Staates, welche durch die Theilung Polens eintrat, wurde die Armee für den Frieden bis zu 186,000 Mann vermehrt, und man nahm sich vor, dieselbe bei eintretendem Kriege (mit Inbegriff der Freikorps und ähnlicher Truppen) auf 218,000 Mann zu bringen. — Neben der Fürsorge für die möglichste Vervollkommnung des Heeres wurden zugleich große Summen verwendet, um die Magazine stets mit dem nöthigen Vorrath zu füllen, und sich überhaupt mit Allem, was nur für den Krieg nöthig wäre, zu versehen. Auch wurden die Festungen in Schlesien verbessert und eine neue zu Silberberg gebaut, damit man die Herrschaft über die Engpässe behaupten könnte, welche links nach Glaz und rechts nach Braunau führen. Diese verschiedenen Werke hatten bis zum Jahre 1777 die Summe von 4,146,000 Rthlr. gekostet. Die Befestigung der Stadt Kolberg in Pommern kostete 800,000 Rthlr., und noch wurden im Jahre 1778 auf die Vollendung aller der begonnenen Werke 200,000 Thlr. verwendet. — — Die Ausschließung aller Bürgerlichen von den Offizierstellen, bei welcher Friedrich — mit wenigen Ausnahmen — beharrte *), tritt in dieser Periode in

*) Die Kadettenhäuser waren einzig für den jungen Adel bestimmt. Friedrich nahm mit denselben in dieser Periode bedeutende Verbesserungen vor. In dem Jahre 1765 stiftete er eine „Civil- und Militärakademie

dem grellsten Lichte hervor. Die Zeit war — und für Deutschland zum großen Theile durch Friedrichs eigenes Verdienst — weit über solche engherzige und vorurtheilsvolle Beschränkungen hinaus gerückt, und bildete den schärfsten Gegensatz zu denselben. Auch war es eine gewiß unverdiente Vergeltung für den Bürgerstand, der in einem siebenjährigen Kriege seine besten Kräfte geopfert hatte, daß er bei allen den Beweisen der hingebendsten Vaterlandsliebe, noch immer für unmündig gehalten und in seinen Rechten beschränkt würde. Doch tröstet sich, wer den Gang der Geschichte kennet und die Wirksamkeit einflußreicher Männer nach der ihnen abgesteckten Gränze und Sphäre zu beurtheilen versteht, gerne damit, daß ein Friedrich den Geist der neuen Zeit in seinem Kreise angeregt, und entschuldigt ihn, wenn er — hier wie in andern Beziehungen — weniger dafür wirkte, denselben in das Leben selbst einzuführen. Es wäre hier noch Manches, sowohl von der innern Oekonomie als auch von den übrigen Verhältnissen des Militärs zu erwähnen; diese blieben jedoch meist wie in der ersten größern Friedensperiode. Die Rekrutirungen und Werbungen verloren wenig von ihrer früheren drückenden Härte, welche die allmälig sich verbreitende Aufklärung nur in noch grellerem Lichte erscheinen ließ. Einen sonderbaren Contrast mit den Schriften des Philosophen von Sans-Souci, die so oft der Menschenwürde ꝛc. erwähnen, und einen warmen Verehrer derselben beurkunden mögen, bilden die unter dem preußischen Heere allgemein angewendeten — Stockschläge; eine Behandlungsweise, die in der großen Anzahl fremder, geworbener Soldaten auch nicht einen entfernten Entschuldigungsgrund finden kann, deren Beibehaltung aber vielleicht einen Erklärungsgrund in der bei Friedrich sich jetzt mehr und mehr festsetzenden Menschenverachtung haben mag. Wie man auch, namentlich in Frankreich, das Militärsystem Friedrichs nachahmte, so konnte man dennoch diese Art, das Menschengefühl der Soldaten und der Zeitgenossen zu höhnen, daselbst nicht einführen. — Bei dieser Rüge, die das Einzelne in Friedrichs Militärsystem betrifft, darf jedoch nicht übersehen werden, daß er und sein Heer es waren, die den deutschen Nationalgeist wieder gekräftigt hatten; wie denn auch er

---

für junge Edelleute," in welcher die fünfzehn fähigsten Kadetten, unter Aufsicht von fünf Gouverneurs, durch mehrere Professoren in den höheren Kriegs- und Staatswissenschaften ausgebildet werden sollten. Er selbst ordnete die Einrichtung dieser Akademie an, und bestimmte den Lehrplan und die Art der Erziehung. —

es war, der den ganzen europäischen Staatenkörper zu neuen Kraftäußerungen anregte, die dann freilich durch hinzugetretene Umstände in eine andere Weise umschlagen mußten.

Friedrich hat in seiner Abhandlung über das Militär geschichtlich nachgewiesen, daß Brandenburg durch seine Militärmacht und namentlich durch seine stehenden Heere ein außergewöhnliches Ansehen errungen und behauptet habe. Aber dennoch waren jene meist nur so, daß die Brandenburgischen Fürsten, gegenüber von dem zerrütteten Staatshaushalte anderer Regenten, in der Stunde der Entscheidung ihre frische Kraft entfalten, und durch dieselbe oft nicht unbedeutende Vortheile erringen konnten. — Abgesehen jedoch von dieser historischen Nöthigung, erheischte Friedrichs Stellung die Fortsetzung und Steigerung eines solchen Verhältnisses. Er hatte durch das Hinzutreten seiner Macht, dem europäischen Staatensystem äusserlich eine neue Gestaltung gegeben; nun bewirkte sein Vorgang auch eine innere Reorganisation desselben. Eine mächtige Bewegung hatte den ganzen europäischen Staatenkörper neu belebt, nicht mehr das Herkommen und die innere Macht bestimmte die Wichtigkeit eines jeden Gliedes, nur die Kraft, die sich schnell nach Außen zu entwickeln vermochte, konnte sich geltend machen in den Zeiten der Bewegung. Diese sich schnell entfaltenden Kräfte konnten in der damaligen Zeit nur materielle sein, denn, wenn gleich im Widerspruche mit ihrer Persönlichkeit, so fanden es dennoch auch die von den Ideen der Zeit berührten Machthaber damals noch nicht genehm, eine Idee auch äußerlich zu erfassen, und so ein neues, gewiß nicht geringfügiges Moment in die Wagschaale ihrer materiellen Kräfte zu legen. Der möglichst große Erwerb des Geldes, und die dadurch möglichst gesteigerte Militärmacht, war also die Tendenz, die, von Friedrich ausgehend, in allen übrigen Staaten bald sichtbar wurde. Zwar war schon seit Karl XII., Ludwig XIV. und Peter I. diese Tendenz sichtbar gewesen, aber wie mit nicht so hochgeschraubter Kraft, so auch weniger mit denselben Wirkungen, wie jetzt; denn, so wie das allgemeine Militärsystem sich äußerte im Kampfe gegen äußere Mächte, so mußte es alsbald Waffe werden gegen die im Innern des Staates sich erhebenden, diesem Systeme feindlichen Ideen; wie es den Herrschern die Macht gab zur unnachsichtlichen Ausführung ihres Willens, so mußte sie es auch versuchen, die demselben entgegenstehenden Willen dadurch niederzuhalten, und so entstand zumal gegen das Ende dieser Periode ein Kampf der Ideen gegen die äußere Macht. Aber wie die, in der innern Natur des Menschen

gegründete Idee siegreich hervorgeht aus jeglichem Kampfe, so auch hier. Das reinmonarchische Princip ward durch das damalige Militärsystem strenge ausgeführt, die Kriege waren in ihrem Ursprunge bloße Kabinetskriege und in ihrem Kampfe meist bloße Soldatenkämpfe, eine neue Zeit mußte sich Neues, ihren bewegenden Ideen Angemessenes schaffen und bilden. Dadurch also, daß Friedrich und seine Zeit das Militärsystem bis zur Spitze trieben, und daß sie beide zu gleicher Zeit die neuen Ideen in sich erzeugten, wurden sie beide der Durchgangspunkt zu einer neuen Ordnung der Dinge. Zwar versuchte Friedrich noch gegen das Ende seines Lebens seinem Systeme, besonders in Deutschland, eine entsprechende Basis zu geben durch den Fürstenbund, aber die neuere Zeit erheischte auch hierin ein Anderes. — —

Betrachten wir nun Friedrichs Thätigkeit in dem letzten Abschnitte seines Regentenlebens, wie sie sich im näheren, mehr unmittelbaren Verhältnisse als Regent zu seinen Unterthanen äußerte, und wollen wir uns hiebei zugleich die Ansichten und Grundsätze vergegenwärtigen, nach welchen er seine ganze Regierungsweise einrichtete, so gibt uns auch hier wieder eine seiner Schriften, welche diesem Zeitabschnitte selbst angehört, das klarste und treueste Bild seines Strebens. Diese Schrift ist der „Versuch über die Regierungsformen und über die Pflichten der Regenten," welche er im Jahre 1777 verfaßte, und nur in 8 Exemplaren (welche blos den vertrautesten Freunden eingehändigt wurden) abgedruckt wurde. Hier stellt sich Friedrichs Ideal einer Monarchie und eines wahren Monarchen vollkommen dar, und es ist für den Beobachter ersichtlich, in dieser Schrift seines späteren Alters immer wieder — wenn auch unter Modificationen, welche die Zeit und die Erfahrung hervorgebracht hatten — denselben Grundgedanken zu finden, welcher uns in seinen frühesten Jugendschriften begegnete. Nach einigen historischen Erörterungen über den Zustand der Völker in den frühesten Zeiten, geht Friedrich in dieser Abhandlung auf den Ursprung der Gesellschaft und der Gesetze über, und macht hiebei folgende Bemerkung: „Man präge es sich tief ein, daß die Erhaltung der Gesetze die einzige Ursache war, welche die Menschen vermochte, sich Oberherren zu geben; denn dieß ist der wahre Ursprung der Souveränität. Diese Obrigkeit war der erste Diener des Staats." Auf die verschiedenen Staats- und Regierungsformen selbst übergehend, sagt er sodann: „Jener allgemeine Trieb, der die Menschen antreibt, sich das größtmögliche Glück zu verschaffen, gab Gelegenheit zur Einführung der

verschiedenen Regierungsformen. Einige glaubten, sie würden glücklich sein, wenn sie sich der Führung mehrerer Weisen überließen; daher die aristokratische Regierungsform. Andere zogen die Oligarchie vor. Athen und die meisten griechischen Republiken erwählten die Demokratie. Persien und der Orient beugten sich unter den Despotismus." — So weise indessen auch die ersten Gesetzgeber und die ersten Volkestifter sein mochten, so vortrefflich auch ihre Einrichtungen waren, so hat sich dennoch keine von jenen Regierungsformen in ihrer ursprünglichen Reinheit erhalten. Warum? Weil die Menschen und folglich auch ihre Werke unvollkommen sind; weil die Bürger, durch ihre Leidenschaften getrieben, sich von ihrem Privatvortheile, der immer das allgemeine Beste umstürzt, verblenden lassen, kurz, weil es nichts Dauerhaftes in dieser Welt gibt." — „Was die eigentliche monarchische Regierungsform betrifft, so ist sie die schlimmste oder die beste von allen, je nachdem sie gehandhabt wird." — Nun gelangt er zur Darstellung seiner Anforderungen an einen wahren Monarchen: „Die Fürsten, die Regenten, die Könige sind also nicht mit der höchsten Gewalt bekleidet, um sich ungestraft den Ausschweifungen und jeder Art des Aufwandes ergeben zu können; sie sind nicht über ihre Mitbürger erhoben, damit ihr Stolz sich auf dem öffentlichen Schauplatze brüste, und mit Verachtung die Einfalt der Sitten, die Armuth und den Elenden niedertrete; sie stehen nicht an der Spitze des Staates, um neben sich einen Haufen von Müßiggängern zu halten, deren Unthätigkeit und Unbrauchbarkeit Laster aller Art erzeugt. Die schlechte Handhabung der monarchischen Regierungsform entsteht aus verschiedenen Ursachen, die ihre Quelle im Charakter des Regenten haben. So wird ein Fürst, der den Weibern ergeben ist, sich von Maitressen und Günstlingen regieren lassen; diese werden die Gewalt mißbrauchen, die sie über den Fürsten haben, und werden sich derselben bedienen, um Ungerechtigkeiten zu begehen, sittenlose Menschen in Schutz zu nehmen, Aemter und Würden zu verkaufen, und andere Schandthaten dieser Art auszuführen. Wenn der Fürst, aus Hang zur Unthätigkeit, die Führung des Staates gedungenen Händen, ich will sagen, seinen Ministern überläßt, so strebt der eine dahin, der andere dorthin; Niemand arbeitet nach einem allgemeinen Plane, und jeder Minister stürzt um, was er schon eingeführt findet, so gut die Sache auch sein möge, um ein Schöpfer von etwas Neuem zu werden, und um seine Phantasien, oft zum Nachtheile für das allgemeine Beste, durchzusetzen; andere Minister, die an die Stelle dieser

kommen, eilen so sehr als möglich, um auch ihrer Seits die gemachten Einrichtungen eben so unüberlegt, wie ihre Vorgänger, niederzureißen, zufrieden, wenn sie nur für Erfinder gehalten werden. So verstattet diese beständige Reihe der Veränderungen und des Wechsels jenen Entwürfen niemals Zeit, Wurzel zu schlagen. Hieraus entstehen Verwirrung, Unordnung und alle Fehler einer schlechten Regierung. Die Treulosey haben stets eine Entschuldigung in Bereitschaft: sie bedecken ihre Schändlichkeiten mit diesen beständigen Veränderungen, und da solche Minister sich damit beruhigen, daß Niemand ihr Verfahren untersucht, so hüten sie sich wohl, ein Beispiel einer strengen Untersuchung bei ihren Untergebenen zu zeigen. Die Menschen hängen sich an das, was ihnen gehört; der Staat gehört diesen Ministern nicht; daher liegt ihnen sein Bestes nicht wahrhaftig am Herzen; Alles wird nachläßig und mit einer Art von frischer Kaltblütigkeit betrieben: woraus alsdann der Verfall der Rechtspflege, der Finanzen und des Kriegsstandes entspringt. Statt einer Monarchie artet eine solche Regierung in eine wahre Aristokratie aus, wo die Minister und die Generale ihre Geschäfte nach ihren Launen ausführen; am Ende weiß Niemand mehr, was ein allgemeines System sei, jeder folgt seinen eigenen Ideen; und der Brennpunkt, der Begriff der Einheit geht verloren. Wie alle Räder einer Uhr zu einem einzigen Zwecke zusammenwirken, nemlich die Zeit abzumessen; so sollte das ganze Triebwerk einer Staatsverwaltung ebenfalls dahin eingerichtet sein, daß alle die verschiedenen Zweige der Regierung gleichförmig zum Wohle des Staates beitragen; denn dieß ist der wichtige Gegenstand, den man nie aus dem Auge verlieren muß. Ist dieß nicht, so macht das persönliche Interesse der Minister und Generale gewöhnlich, daß sie sich einander überall entgegen arbeiten, und daß sie bisweilen die Ausführung der nützlichsten Dinge verhindern, weil sie nicht von ihnen selbst in Vorschlag gebracht wurden. Aber das Uebel erreicht seinen Gipfel, wenn es verkehrten Gemüthern gelingt, den Regenten zu bereden, daß sein Interesse von dem seiner Unterthanen verschieden sei; dann wird der Souverain der Feind seines Volkes, ohne zu wissen warum, er wird aus Irrthum hart, strenge, unmenschlich; denn da die Grundsätze, von welchen er ausgeht, falsch sind, so müssen es nothwendig auch die Folgen sein. Der Regent ist durch unauflösliche Bande mit dem Staatskörper verknüpft; er fühlt also durch eine unausbleibliche Rückwirkung alle Uebel, welche seine Unterthanen treffen; und die Gesellschaft leidet ebenfalls durch jedes Unglück, welches dem Re-

genten zustößt. Es gibt nur ein einziges Gut, und dieses ist das Wohl des ganzen Staates." — „Ich wiederhole daher: der Regent stellt den Staat vor; er und seine Völker bilden einen Körper, der nicht glücklich sein kann, als sofern beide durch Eintracht verbunden werden. Der Fürst ist für den Staat, den er beherrscht, was das Haupt für den Körper ist: er muß für das Ganze sehen, denken und handeln, um demselben alle Vortheile zu verschaffen, deren es fähig ist. Wenn man will, daß die monarchische Regierungsform den Vorzug vor der republikanischen behaupte, so ist dem Souverain sein Urtheil gesprochen: er muß thätig und gerecht sein, muß alle seine Kraft aufbieten, um die Stelle auszufüllen, auf welche er gestellt ist." Er setzt nun das, was er unter Pflichten des Regenten versteht, nach den verschiedenen Seiten seines Berufes hin aus einander, und legt hierbei eigentlich dieselben Grundsätze dar, die wir ihn bereits bei seiner ganzen Regierungsweise befolgen sahen. Wir bemerken nur folgende Stellen: „Eine andere Art von Auflagen (als die direkten), die man von den Städten erhebt, ist die Accise; diese muß von geschickten Männern angeordnet werden, damit nicht die unentbehrlichsten Lebensmittel, wie das Brod, Bier, Fleisch ꝛc. beschwert wird, welches dem Soldaten, dem Handwerker und dem Künstler zur Last fallen würde. Die Folge davon würde zum Schaden des Volkes sein, daß die Handarbeiten kostbar und also die Waaren so vertheuert würden, daß man den Absatz nach Außen verlöre." — „Um diesem Mißbrauche zu begegnen, muß der Regent sich oft des Zustandes der armen Volksklasse erinnern, sich an die Stelle eines Landmannes oder eines Handwerkers setzen, und dann zu sich selbst sagen: wenn ich in dieser Klasse von Bürgern geboren wäre, deren Hände ihr ganzes Kapital sind, was würde ich von dem Regenten verlangen? Was dann die gesunde Vernunft ihm antwortet, das muß er thun, wenn er seine Pflicht erfüllen will. Es gibt in den meisten Staaten Europa's Provinzen, in welchen die Bauern dem Acker angehören und Knechte ihrer Edelleute sind; dieß ist unter allen Zuständen unstreitig der unglücklichste, und derjenige, gegen welchen sich die Menschlichkeit am meisten empört. Gewiß ist kein Mensch geboren, um der Sclave anderer Menschen zu sein: man verabscheut mit Recht einen solchen Mißbrauch, und man glaubt, es sei nichts als der gute Wille nöthig, um diesen barbarischen Gebrauch abzustellen; aber die Sache verhält sich anders: es kommt dabei auf alte Verträge zwischen den Eigenthümern des Landes und den neuen Einwohnern desselben an. Der Ackerbau wird, jenem

Vertrage gemäß, durch die Dienste der Bauern bestritten, wollte man also jene abscheuliche Einrichtung auf einmal abschaffen, so würde die ganze Landwirthschaft einen tödtlichen Streich erleiden (?), und man müßte zum Theile den Adel für den Verlust, den er an seinen Einkünften litte, entschädigen." —

Von dem Verhältniß des Fürsten zu den verschiedenen Religionspartheien sagt Friedrich: „Es gibt wenige Länder, in welchen die Einwohner einerlei Meinung in Ansehung der Religion hätten; oft sind dieselben gänzlich verschieden; es gibt sogenannte Sekten, und so entsteht die Frage, ob nothwendig alle Bürger einstimmig denken müssen oder ob man einem jeden erlauben könne, nach seiner Weise zu denken. Obscurantische Staatsmänner werden geradezu sagen; es muß überall nur einerlei Meinung herrschen, damit die Bürger durch nichts getrennt werden; der Theologe setzt hinzu: wer nicht denkt wie ich, der ist verdammt und es schickt sich nicht, daß mein Regent ein König der Verdammten sei; man muß sie also in dieser Welt hinrichten, damit sie desto seliger in der zukünftigen werden. Hierauf antwortet man, daß niemals eine Gesellschaft einstimmig denken werde, daß unter den christlichen Nationen die meisten Anthropomorphiten sind: bei den Katholiken ist der gemeine Haufe abgöttisch, denn niemals wird man mich überreden, daß der Bauer einen Unterschied zwischen göttlicher und kirchlicher Verehrung (Latria und Dulia) machen könne; er betet also unausbleiblich das Bild an, zu dem er betet. Es gibt also eine Menge von Ketzern unter allen christlichen Sekten; überdieß glaubt ein Jeder, was ihm am wahrscheinlichsten ist. Man kann einen armen Unglücklichen mit Gewalt zwingen, ein gewisses Formular herzusagen, dem er seinen innern Beifall versagt; aber was gewinnt der Verfolger damit? — Wenn man indessen bis zu dem Ursprunge der Gesellschaft hinaufsteigt, so ist es einleuchtend genug, daß der Regent schlechterdings kein Recht über die Meinungen der Bürger habe. Es wäre unsinnig, wenn man sich vorstellen wollte, daß Menschen zu einem ihres Gleichen gesagt hätten: wir erheben dich über uns, weil wir gerne Sclaven sein wollen, und wir geben dir die Macht, unsere Gedanken nach deiner Willkür zu lenken. Sie haben vielmehr gesagt: wir bedürfen deiner, um die Gesetze aufrecht zu halten, denen wir gehorchen wollen, um weise regiert zu werden und uns zu vertheidigen; übrigens fordern wir von dir Achtung für unsere Freiheit. Dieß ist das Verlangen der Völker, gegen welches keine Einwendung statt finden kann; und diese Toleranz ist selbst so vortheilhaft für die

Gesellschaften, in welchen sie eingeführt ist, daß sie das Glück des Staates macht. Sobald jede Art Gott zu verehren frei ist, herrscht überall Ruhe, anstatt daß die Verfolgung die Quelle der blutigsten, langwierigsten und verheerendsten Bürgerkriege gewesen ist." — Nachdem die Pflichten des Regenten angegeben sind, heißt es: „Dieß sind im Allgemeinen die Pflichten, welche ein Fürst zu erfüllen hat. Damit er sie nie aus den Augen verliere, muß er sich erinnern, daß er ein Mensch ist, wie der Geringste seiner Unterthanen. Wenn er der erste Richter, der erste General, der erste Finanzbeamte, der erste Minister der Gesellschaft ist, so soll er dieses Alles nicht blos vorstellen, sondern die damit verbundenen Pflichten erfüllen. Er ist nichts, als der erste Diener des Staates, und ist verbunden, mit aller Rechtschaffenheit, Weisheit und Uneigennützigkeit zu verfahren, als wenn er jeden Augenblick seinen Mitbürgern über seine Staatsverwaltung Rechenschaft ablegen sollte. So ist er strafwürdig, wenn er das Geld seines Volkes, welches durch die Auflagen eingeht, in Aufwand, in Pomp und zu Ausschweifungen verschwendet; er, der auf die guten Sitten wachen soll, welche die Wächterinnen der Gesetze sind, er, der die Nationalerziehung vervollkommnen, und nicht durch böses Beispiel verderben soll. Die Erhaltung der guten Sitten in ihrer Reinheit ist einer der wichtigsten Gegenstände. Der Regent kann zu derselben sehr viel beitragen, wenn er diejenigen Bürger, welche tugendhafte Handlungen begangen haben, vorzieht und belohnt, und dagegen denjenigen seine Verachtung beweist, deren Verkehrtheit nicht mehr über ihre Ausschweifungen erröthet. Der Fürst muß alle schändlichen Thaten laut mißbilligen, und denjenigen, welche unverbesserlich sind, Vorzüge versagen. Noch ist es eine Sache von Wichtigkeit, die man nicht aus den Augen verlieren darf, und die den guten Sitten, wenn man nicht darauf achtet, einen unersetzlichen Nachtheil verursachen würde: nemlich, wenn der Fürst allzuehr Personen vorzieht, die, ohne Verdienst zu besitzen, große Reichthümer haben. Diese am unrechten Orte verschwendeten Ehrenerweisungen bestätigen das Publikum in dem gemeinen Vorurtheile, daß man nur Vermögen besitzen dürfe, um geachtet zu werden. Und dann werfen sogleich Eigennutz und Habsucht die Zügel ab; jeder will nur Reichthümer häufen; man bedient sich der ungerechtesten Mittel, um sie zu erlangen; das Sittenverderbniß gewinnt Feld, es schlägt Wurzel und wird allgemein; Leute von Talenten und von Verdienst werden verachtet, und das Publikum ehrt Niemanden, als die Midasenkel, durch deren Pracht und Aufwand es verblendet wird. Um zu ver-

hindern, daß die Nationalsitten nicht bis zu diesem verwerflichen Grade verderbt werden, muß der Fürst unaufhörlich aufmerksam sein, daß er nur das persönliche Verdienst auszeichne und dem Reichthume ohne Moralität nichts als Verachtung beweise. Da übrigens der Regent eigentlich das Haupt einer Familie von Bürgern, der Vater seines Volkes ist; so muß er bei jeder Gelegenheit die letzte Zuflucht der Unglücklichen sein, bei den Waisen Vaterstellen vertreten, den Wittwen beistehen, theilnehmendes Gefühl für den niedrigsten Armen, wie für den ersten Hofmann haben, und freigebig gegen Diejenigen sein, die, von aller Hilfe entblößt, keine Unterstützung als bei seiner Wohlthätigkeit zu finden wissen." — Am Schlusse der ganzen Schrift sagt Friedrich: „Diese Schilderung eines Regenten wird vielleicht den Spöttern ein Ideal der Stoiker, und ihr erdichtetes Bild des Weisen zu sein scheinen, welches nie vorhanden war und dem sich der einzige Mark Aurel am meisten näherte. Ich wünschte, daß dieser schwache Versuch Mark Aurele bilden möchte; dieß wäre der schönste Lohn, den ich mir versprechen möchte, und der zugleich das Glück der Menschheit befördern würde. Ich muß indessen hinzusetzen, daß ein Fürst, der die mühsame Laufbahn, die ich vorgezeichnet habe, betreten wollte, nicht die gänzliche Vollkommenheit erreichen würde; weil er, bei allem nur möglichen guten Willen, sich in der Wahl derer irren könnte, deren er sich bei den Regierungsgeschäften bediente; weil man ihm die Sachen in einem falschen Lichte vorstellen, seine Befehle nicht pünktlich erfüllen, die verübten Ungerechtigkeiten, damit sie ihm nicht bekannt werden, verschleiern könnte ꝛc. — So ist unser Schicksal hienieden und so wird es ferner sein. Nie wird man den Grad von Vollkommenheit erreichen, den das Glück der Völker fordert, und man wird sich in der Regierung, wie in allen übrigen Dingen, mit dem begnügen müssen, was die wenigsten Mängel hat." —

So war also Friedrich von dem hohen Vorbilde eines nach allen Seiten hin wohlthätig wirkenden Regenten noch in der Zeit seines späteren Alters in demselben Grade, wie in früher Jugend begeistert. Sein Wirken als König zeigt, wie ernstlich er sich bestrebte, dieses Vorbild zu erreichen. Zwar stellt sich auch in dieser Abhandlung ein Widerspruch in den Grundsätzen dadurch heraus, daß er den Regenten als ersten Diener des Staates, und dann wieder den ganzen Staat als Eigenthum des Regenten betrachtet wissen will; es läßt sich jedoch, nach der schon mehrfach angedeuteten Weise behaupten, das der erste mehr sein theoretischer und persönlicher, der

zweite mehr sein praktischer und Staats-Grundsatz war. Es zeigen sich aber nichts desto weniger die Mängel und Fehler, welche mit einer unumschränkten Selbstregierung, wie sie das Ideal Friedrichs war, nothwendig verbunden sein müssen, um so auffallender, je mehr wir von seinen guten Zwecken und von seinem Bestreben, das wahre Wohl seines Staates zu befördern, überzeugt sind. Wenn auch ein Friedrich so oft in seinen Maßregeln irren, in seinen Mitteln sich vergreifen konnte, und oft sogar in dem glühendsten Eifer für Gerechtigkeit Ungerechtigkeiten beging, so mag man wohl in der Ueberzeugung befestigt werden, daß es für das Wohl der Völker nicht immer förderlich sei, wenn es dem unbeschränkten Willen eines Einzelnen, und wäre er auch der beste — anheimgestellt ist. — Von solchen Uebereilungen Friedrichs, die aus den besten Absichten entsprangen, ihn zum eigenmächtigen Eingreifen in den Gang der Justiz verleiteten, finden sich zwar nur sehr wenige aber dennoch einige auffallende Beispiele. In seinem Eifer für die Handhabung der strengsten Gerechtigkeit war Friedrich von einem steten Mißtrauen gegen die Richter erfüllt. Der Gedanke, daß der Mächtige seine Gewalt gegen den Schwächern mißbrauche, und daß zu seinem Vortheile das Recht gebeugt werde, war in ihm tief gewurzelt. Willig lieh er daher stets den Klagen eines Jeden, der sich in seinen Rechten gekränkt glaubte, sein Ohr. Bald nach erlangtem Frieden hatte er bekannt gemacht: „Wie es zwar sein landesväterlicher Wille sei, daß Jedermann, wie bisher, sich in Justiz-, Finanz- und andern Sachen an die vorgesetzten Collegia wenden, und von diesen Recht und Gerechtigkeit erwarten solle; wie jedoch aber auch Jeder, wenn er von dem ihm widerfahrenen Unrecht überzeugt sei, sich geradesweges an Seine Person wenden könne, um von derselben Gerechtigkeit zu erbitten.“ Sein Mißtrauen gegen die Gerichte äußerte er oft in scharfen Worten: So hieß es in einem Kabinetserlasse vom Jahre 1772: „Ich werde den Herren ihre Administration einmal examiniren lassen, denn mir deucht, die Gevatterschaft gilt in dem Lande viel mehr, als die Justiz. — Fünf werden nicht mehr vor gerade angenommen werden; wer nicht gerade gehen wird, den werde ich tüchtig auf die Finger klopfen.“ — Ebenso: „Ich werde künftig Jahr hinkommen; ich spreche alle Leute, und ich werde nicht fünf gerade gehen lassen, und gnade Gott demjenigen, der nicht redlich und ehrlich in Justizsachen verfähret, quod bene notandum.“ Auch gegen die Advokaten war Friedrich eingenommen, weil er glaubte, daß diese, sich von den Streitigkeiten ihrer Mitbürger nährend, dieselben

auf alle Weise zu solchen anreizten und darin erhielten. Zu diesem Mißtrauen gegen die Justizbeamten und Advokaten gesellte sich noch, durch wiederholt eingegangene Klagen, in ihm das Bewußtsein von der Mangelhaftigkeit und Willkür in den eingeführten Gesetzen und in dem Gerichtsverfahren. Er hatte stets bemerken müssen, daß die Behörden, wenn sie wegen eingegangener Beschwerden zur Verantwortung gezogen wurden, sich meist mit den bestehenden Gesetzen und Formen entschuldigten, so erwachte wieder mit neuer Kraft in ihm der Gedanke einer stetigen Verbesserung im Fache der Justiz. Er unterredete sich deßhalb oft mit seinen höhern Justizbeamten, deren Ansichten jedoch einer neuen Reform nicht genehm waren, nur der Justizminister von Schlesien, v. Carmer, schien die Nothwendigkeit einer neuen Reform richtig erkannt zu haben, und in die Plane Friedrichs eingehen zu wollen. Indeß verzögerte sich die Ausführung derselben noch immer, indeß Friedrichs Mißfallen an dem eingeführten Justizgange sich stets vermehrte, bis endlich ein in seinem Ursprunge geringfügiges Ereigniß auch die Realisirung dieses Wunsches rascher beförderte.

Ein Müller, Namens Arnold (den Friederich noch aus dem siebenjährigen Kriege her kannte, weil er ihm bei der Schlacht von Zorndorf als Wegweiser und Kundschafter gedient hatte), lebte unweit Züllichau in der Neumark von dem Erwerbe durch seine Mühle, von welcher er an den Grafen von Schmettau einen jährlichen Erbzins entrichten mußte. Ein benachbarter Gutsbesitzer, ein Herr von Gersdorf hatte oberhalb der Mühle einen Teich graben lassen. Als nun der Müller zur vollen Entrichtung seines seit mehreren Jahren rückständigen Erbzinses angehalten wurde, weigerte er sich dessen, und verlangte die Wiederherstellung des alten Wasservorraths. Die Schmettauischen Untergerichte entschieden, daß der Bach nach seinem Austritt aus dem Teiche eben so reichlich fließe wie vorher, und als er dennoch nicht zahlen wollte, ward ihm die Mühle verkauft. Da wendete sich der Müller mit seiner Klage an den König, erhielt aber die Weisung, sich an die Küstriner Regierung zu wenden. Unterdeß hatte Friedrich einem Oberst von Heucking, der in Züllichau stand, den Befehl ertheilt, die Sache zu untersuchen und ihm gewissenhaft Bericht darüber zu erstatten; dieser Bericht fiel zu Gunsten des Müllers aus. Die Küstriner Regierung hatte unterdeß den Müller abermals verurtheilt, dieser hat wieder bei dem König geklagt, und da die Regierung dem Könige auf seinen Befehl, die Sache zu beschleunigen, bloß erwiederte, die Sache sei abgethan, so

ward Friedrich nur noch mehr mißtrauisch und verlangte Einsendung des Spruches. Er übergab hierauf die Sache dem Kammergerichte, dem er „die größte Activité“ anbefahl. Aber auch hier fiel der Spruch im Wesentlichen gegen den Müller Arnold aus. Als Friedrich dieses Urtheil erhielt, ward er höchlich entrüstet, und er beschloß „ein Exempel zu statuiren“ gegen eigenmächtige Richter. Den 11. December berief er den Großkanzler und Fürst mit den drei Räthen, die das Urtheil abgefaßt hatten, vor sich, bei ihrem Eintritte überhäufte er sie mit den bittersten Vorwürfen, und rief oft auf die abgefaßte Sentenz hindeutend: „Meinen Namen cruel gemißbraucht.“ Er entsetzte hierauf den Großkanzler mit harten Worten seines Amtes, die drei Räthe wurden verhaftet, und einige Wochen darauf zwei von ihnen zu einjähriger Festungsstrafe nach Spandau abgeführt. Friedrich dictirte über alle diese Vorgänge einem seiner Kabinetsräthe ein Protokoll, das er durch die Zeitungen veröffentlichte. Auch der Präsident der Küstriner Regierung, der Graf von Finkenstein, wurde seines Amtes entsetzt. Friedrich selbst zeigte dieß dessen Vater, seinem ersten Kabinetsminister und vertrauten Freunde mit dem Hinzufügen an, daß die öffentlichen Verhältnisse des Sohnes mit denen des Vaters in keiner Verbindung stünden. Friedrich setzt nun fest „daß drei Küstrinische Regierungsräthe, zwei Kammergerichtsräthe (von den ersteren sowie von den letzteren wurde jedoch einer freigesprochen) und ein Justitiarius, welcher auch mit der Sache zu thun gehabt hatte, ihrer Stellen entsetzt, und auf ein Jahr mit Festungsstrafe belegt werden, und theils diese, theils der von Gersdorf den Müller Arnold entschädigen sollten.“

Der ganze Vorgang dieser Sache hatte die allgemeinste Aufmerksamkeit und Theilnahme erregt: und stellte sich auch mit der Zeit als so ziemlich zuverläßig heraus, daß Friedrich in dieser Sache ungerecht gehandelt hatte, so erwuchs dennoch allerwärts eine neue Verehrung für ihn, weil man sah, wie sehr ihm Recht und Gerechtigkeit am Herzen liege, und wie er unabläßig den an Macht und Ansehen Geringeren gegen den Mächtigern zu schützen sich beeifere. Von dieser Seite aus, und abgesehen von dem vorliegenden Falle, ist diese Handlungsweise die eines von innerem Rechtsgefühle geleiteten Mannes höchst würdige, von einer andern Seite aber (die freilich mit dem strengmonarchischen Prinzipe zusammenhängt) kann ein nach bloßem eigenthümlichem Rechtlichkeits-Gefühle über die Personen der Justizbeamten aburtheilender Regent keineswegs als wünschenswerth erscheinen; denn hier könnte bei andern Ansichten

und andern Zwecken, als die, welche Friederich hatte, leicht diese Macht zur monarchischen Willkürlichkeit und zur Unsicherheit in Justizsachen führen. Wie sehr indeß während der Regierung Friedrichs dieß keineswegs der Fall war, wie der vorliegende Fall zu den aussergewöhnlichsten gehörte, und wie sich bei seinen Unterthanen das Bewußtsein einer von der Krone unabhängigen Justiz begründet hatte, davon gibt uns, außer noch vielen andern Beispielen, der noch heutigen Tages fast allgemein bekannte Vorfall mit dem Müller von Sans-Souci ein deutliches Beispiel. Friedrich wünschte nemlich zur Erweiterung seiner Gartenanlagen diese Mühle zu kaufen; der Müller weigerte sich; Friedrich sagte, er werde sich die Mühle wohl durch Gewalt zu verschaffen wissen, worauf der Müller erwiederte: „Ja! wenn kein Kammergericht wäre," und er blieb bei seinem Eigenthume. Die an sich geringfügige Müller Arnoldische Sache, welche gegen das Ende des Jahres 1779 vorfiel, ward die Veranlassung zur erneuten Verbesserung der Rechtspflege. Carmer trat in das erledigte Amt des Großkanzlers. Schon im Jahre 1775 hatte von Carmer dem Könige das „Projekt des revidirten Codicis Fridericiani" überreicht, welchem der Vorschlag zu Grunde lag, daß die Partheien entweder am Gerichtsort, oder bei eintretenden Ehehaften vor abzusendeten Commissarien, aus dem Mittel des Gerichtshofes persönlich erscheinen, vom Richter aber die zur Entdeckung der Wahrheit gehörigen Facta von Amtswegen untersucht oder ins Licht gesetzt werden müßten. Die Advokaten sollten hernach ihre bisherige Eigenschaft als Stellvertreter oder Repräsentanten der Partheien nicht sowohl beibehalten, als vielmehr dem ex officio untersuchenden Richter nur zur Hilfe arbeiten, mithin ihr Augenmerk dahin richten, daß besonders von den zum Besten einer jeglichen Partei dienenden Umständen nichts unerörtert bleibe." Da jedoch der Großkanzler v. Fürst und der Kammergerichtsrath von Rebeur Bedenklichkeiten und Einwendungen gegen dieses Projekt geäußert hatten und namentlich zu verhindern suchten, daß die Inquisitionsmethode für den bürgerlichen Prozeß zur Grundlage gemacht würde, so war das Projekt liegen geblieben. Jetzt aber war von Carmer an die Spitze der Justiz-Verwaltung in Preußen getreten „der — wie sich ein sachkundiger Beurtheiler ausdrückt — schon lange über alle juristischen Pedanterien und Vorurtheile sich hinweggesetzt, und mit Verdruß angesehen hatte, daß deutsche Unterthanen nach lateinischen Gesetzen gerichtet würden, und das gerichtliche Verfahren sogar größtentheils auf dem päpstlichen Rechte beruhete."

Noch im Jahre 1779 war daher eine Anweisung an sämmtliche Rechtsbehörden ergangen, der am 17. Jan. 1780 eine Vorschrift nachfolgte, wie in Streitsachen zwischen Grundobrigkeiten und Unterthanen zu verfahren sei. Eine Kabinetsordre des Königs vom 7. August befahl, gewinnsüchtigen Advokaten, die den unwissenden Bauer zur Klage gegen den Gutsbesitzer aufwiegelten, Einhalt zu thun, welches den Landesbehörden eingeschärft wurde. Vor Allem aber bemerkenswerth, und in der Geschichte der preußischen Gesetzgebung Epoche machend ist die Kabinetsordre vom 14. April 1780, worin der König den Großkanzler aufforderte, ein neues Gesetzbuch auszuarbeiten, und sein Augenmerk dahin zu richten, „daß die Prozeßordnung von unnützen Formalitäten gereinigt und die Prozesse in einem Jahre zu Ende zu bringen möglich gemacht werden solle. — Was die Prozesse anlanget, so will ich wohl glauben — heißt es hier — daß die ehemals obgewalteten großen Mißbräuche gehoben worden; im Grunde aber ist dennoch, wie ihr mirs eingestehen müßt, diese Prozeßordnung noch eben das unschickliche Gewebe des geistlichen Rechts, über welches ganz Deutschland schon seit verschiedenen Jahrhunderten geklagt hat. — Ich kann kaum glauben, daß jemalen einer der alten und vernünftigen Gesetzgeber auf die Gedanken gerathen, eine dergleichen unnatürliche Prozeßordnung statuiren zu wollen, und vermuthe vielmehr, daß die Barbarei späterer Zeiten und die Bequemlichkeit der Richter diese Mißgeburt veranlaßt haben.“ Ueberdieß sprach sich hier Friedrich dahin aus, daß statt der künstlichen Vorträge der Advokaten, die dem entscheidenden Richter das Factum, ihren Clienten günstig, darzustellen beabsichtigten, künftig der Richter die Parteien selbst hören, ihre Erzählungen und Beweisgründe gegen einander halten und so den wahren Hergang der Sache, welche den Rechtsstreit veranlaßte, eruiren sollte, wobei die so wohlgemeinte als sanguinische Zuversicht ausgesprochen wird: „daß schon dadurch, daß die Parteien von der eigentlichen Lage der Sachen unterrichtet werden, die allermehrsten Prozesse sich durch Vergleich werden heben lassen.“ Den 14. August erschien daher ein „vorläufiger Unterricht für sämmtliche Justizbeamten, über den Unterschied der alten und der neu einzuführenden Prozeßordnung;“ wo es im §. 6. über die früheren Justizreformen heißt: — „Es hat jedoch die durch diese Veranstaltung in engeren Gränzen eingeschlossene Chicane, gleich von Anfang her, mit der äußersten Anstrengung daran gearbeitet, die ihr gesetzten Schranken zu untergraben; und dieß hat ihr nach und nach um so leichter gelingen können, als die

in dem Codice Fridericiano vorgeschriebene Prozeßform sich der in den finstern Jahrhunderten erfundenen, durch das Vorurtheil des Alters und Ansehens ehrwürdig gewordenen, durch neue Zusätze und Subtilitäten mancher in großem Rufe gestandenen Rechtsgelehrten noch mehr verstellten, und solchergestalt fast in allen Gerichtshöfen auf- und angenommenen Prozeßordnung des päpstlichen Gesetzbuches, in den wesentlichsten Stücken noch allzusehr nähert." — Die nach dem von Bukwitz vorgeschlagenen Plane mit fixirter Besoldung angestellten Advokaten, wurden nun, indem man diesen Plan erweiterte, gänzlich abgeschafft und in sogenannte Assistenzräthe verwandelt, welche bei der Instruction der Sache den Richter theils unterstützen, theils controliren sollten. Man versuchte es auf alle Weise, in das, keine bestimmten Normen zulassende, Verfahren als Commissarius feste Vorschriften zu bringen. Aber auch diese Prozeßordnung, mit den durch sie nöthig gemachten Veränderungen, mußte sich mit der Zeit als unzulänglich herausstellen.

Ein neues Gesetzbuch sollte zwar den Mängeln steuern, aber auch dießmal fanden Friedrichs Wünsche nicht die genügende Berücksichtigung. Mit möglichster Schonung der altherkömmlichen Rechte und Gebräuche, war von Carmer und die von ihm gestiftete Gesetzes-Commission zu Werke gegangen. Bei der Verschiedenheit der Provinzen, war eine solche Rücksicht doppelt nöthig gewesen. Zwar erlebte Friedrich nicht mehr die Vollendung dieses Gesetzbuches, aber ewig denkwürdig sind die Zwecke und Ansichten, die er bei diesem Streben gehegt, so wie die Worte, in denen er sie aussprach: „Die Gerichtshöfe müssen wissen, daß der geringste Bauer und selbst der Bettler eben so gut Menschen sind, als der König, und daß man ihnen völlig Gerechtigkeit widerfahren lassen muß. Vor dem Gerichte sind alle Menschen gleich; da ist der Bauer so viel als ein Prinz, und der Prinz so viel als ein Bauer. Die Gerichte müssen ohne Ansehen der Person und bloß nach den Gesetzen der Gerechtigkeit Recht sprechen. Ein Gerichtshof, welcher Ungerechtigkeiten begeht, ist ärger als eine Räuberbande; denn gegen diese kann man wenigstens Vorsicht gebrauchen, aber gegen schlechte Menschen, welche mit dem Mantel der Gerechtigkeit sich bedecken, um ihre niedrigen Leidenschaften zu befriedigen, kann man sich durch keine Vorsicht schützen." — —

Weniger unmittelbar als zur Verwirklichung seiner Begriffe und Maximen in Bezug auf die Justizangelegenheiten, wirkte er für seine Grundsätze in Bezug auf Kirchen-Angelegenheiten und die mo-

ralische und intellektuelle Volksbildung überhaupt. Das schon oben (S. 212) angedeutete Schwanken und die Widersprüche sowohl mit seinen persönlichen Ansichten als mit seinen Maaßregeln unter sich, dauerte fort. Wie er in der äußern Politik seinen einmal gewonnenen Bundesgenossen, Rußland, oft gegen seinen bessern Willen, nicht verlassen mochte, so erging es ihm in der innern Politik mit der Religion, obgleich er hier bisweilen seine eigenthümlichen Grundansichten nicht zu verbergen im Stande war. Zwar war er in dieser Periode nicht mehr unbedingter Anhänger der Encyklopädisten, denn ihm konnten die Consequenzen ihrer Lehre, die sich bald in den öffentlichen Verhältnissen und namentlich in der Politik äußerten, nicht verborgen bleiben; aber dennoch bildeten seine Ansichten noch immer eine starke Opposition gegen die anerkannten Kirchensatzungen, wie sich dieß namentlich in den Erzeugnissen seiner Muse herausstellt. Friedrich trat nemlich in dieser Zeit als Bekämpfer zweier, gegen Christenthum und Religion überhaupt gerichteter, Schriften in die Schranken. Die erste Schrift ist der „Versuch über die Vorurtheile *).“ Der Verfasser dieser Schrift war Du Marsais, ein Pariser Parlaments-Advokat. Schon 1770 ließ Friedrich seine „Kritik des Versuchs ꝛc.,“ auch unter dem Druckort London veröffentlichen. Nach einer kurzen Einleitung heißt es hier: „Der Verfasser behauptet, für den Menschen sei die Wahrheit gemacht, und diese müsse man ihm bei jeder Gelegenheit sagen. Dieß ist näherer Prüfung werth. Ich werde mich auf die Erfahrung und auf die Analogie stützen, um ihm darzuthun, daß die spekulativen Wahrheiten keineswegs für den Menschen gemacht zu sein scheinen, und daß sie sich stets den mühsamen Nachforschungen entziehen. Dieß Geständniß ist für die Eigenliebe demüthigend, aber die Macht der Wahrheit zwingt es mir ab ꝛc.“ Die Erfahrung lehrt mich, daß kein Mensch von Irrthum frei sei, daß die größten Albernheiten, welche eine phantasirende Einbildungskraft in allen Jahrhunderten erzeugt hat, dem Kopfe eines Philosophen entsprungen, und daß nur wenige philosophische Systeme von Vorurtheilen und falschen Räsonnements frei sind. Sie erinnert mich an die Wirbel, die

*) Essai sur les préjugés ou de l'influence des opinions sur les moeurs et sur le bonheur des hommes. Ouvrage contenant l'epologie de la Philosophie par M. D. M. Londres 1769. — Unter préjugés wird hier nemlich, wie in allen Schriften der Encyklopädisten, alle und jede Religion verstanden.

Descartes erdachte, an den Commentar, den Newton, der große Newton! über die Apokalypse schrieb; an die vorher bestimmte Harmonie, die Leibnitz, ein eben so großes Talent, wie jene beiden, erfand. Von der Schwäche des menschlichen Verstandes überzeugt, und über die Irrthümer dieser Philosophen betroffen, rufe ich aus: o Eitelkeit der Eitelkeiten! o Eitelkeit der philosophischen Geister." — „Vorurtheile sind die Vernunft des Volkes, das einen unwiderstehlichen Hang zum Wunderbaren hat. Dazu kömmt, daß der größte Theil der Menschen, der sein Leben blos durch Arbeit und Tagelohn fristet, in unüberwindlicher Unwissenheit befangen, zum Denken und Ueberlegen nicht Zeit hat. Da der Geist des Volkes im Denken und Beurtheilen nicht geübt ist, so kann es Dinge, über die es sich aufklären will, keineswegs nach den Regeln einer gesunden Kritik prüfen, oder einer Schlußkette folgen, die es von seinen Irrthümern zurückführen soll. Daraus entsteht dann jene Anhänglichkeit an den durch lange Gewohnheit heilig gewordenen Gottesdienst, von dem es sich nur durch Gewalt losreißen läßt. Auch haben neue Religionsmeinungen nur durch Gewalt die alten zerstört. (?) Henker bekehrten die Heiden, und Karl der Große verkündigte in Sachsen das Christenthum durch Feuer und Schwert. — Die zweite Ursache von dem Aberglauben, der in dem Charakter der Menschen liegt, ist ihr Hang zu Allem, was ihnen wunderbar scheint. — Die meisten menschlichen Meinungen sind also auf Vorurtheile, Fabeln, Irrthümer und Betrügereien gegründet. Was kann ich daraus schließen, als daß der Mensch für den Irrthum erschaffen ist, unter dessen Herrschaft die ganze Welt steht?" — Friedrich sucht nun die Grenzen der sogenannten pia fraus zu bestimmen, und stellt dieselbe so fest, daß man zwar nie eine Unwahrheit sagen dürfe, aber auch nicht immer die Wahrheit zu sagen brauche: ein Grundsatz, der noch manches Schwanken und manchen Mißbrauch in sich schließen mag.

„Ich komme jetzt — fährt er dann fort — auf den Endzweck des Verfassers. Er verhehlt ihn nicht, und gibt ihn deutlich an: daß er es mit dem religiösen Aberglauben seines Landes zu thun hat, daß er den daselbst eingeführten Gottesdienst abschaffen, auf den Trümmern desselben die natürliche Religion errichten, und nur eine Moral zulassen will, die von allen Nebendingen befreit ist. Seine Absichten scheinen lauter. Er will nicht, daß das Volk durch Fabeln getäuscht werde; daß die Betrüger, welche dieselben lehren, den gleichen Nutzen davon haben, wie die Charlatans von den Arzneien, die sie verkaufen; er will nicht, daß diese Betrüger das

schwachköpfige Volk beherrschen und noch länger dieser Macht genießen, die sie gegen Fürst und Vaterland mißbrauchen; er will, mit einem Worte, den eingeführten Gottesdienst abschaffen, dem großen Haufen die Augen öffnen und ihm das Joch des Aberglaubens abwerfen helfen. Dieser Plan ist groß, nur muß dabei noch untersucht werden, ob der Plan irgend ausführbar, und ob er dieß nach der von dem Verfasser eingeschlagenen Weise sei. — Jeder, der die Welt kennt, und die Regungen des menschlichen Herzens beobachtet hat, wird ein solches Unternehmen unausführbar finden. Alles widersetzt sich demselben: die Hartnäckigkeit, mit der die Menschen ihren gewohnten Meinungen anhängen, ihre Unwissenheit, Unfähigkeit zum Denken, die Liebe zum Wunderbaren, die Macht der Geistlichkeit und die ihr zu Gebote stehenden Mittel, um dieselbe zu erhalten. In einem Lande wie Frankreich, dessen Bewohner man auf sechzehn Millionen rechnet, mußte man sogleich auf 15,800,000 Verzicht thun, die ihren Meinungen fest anhängen und durch nichts sich davon losreißen lassen. Es bleiben also für die Philosophie 200,000 übrig: dieß wären noch immer viel, und ich würde es nie unternehmen, dieser großen Anzahl, die in Talenten, Geist, Urtheilskraft und in der Art, die Dinge zu betrachten eben so verschieden sind, wie ihre Gesichtsbildung, einerlei Denkart zu geben. Angenommen, diese 200,000 Proselyten hätten einerlei Unterricht genossen, so wird dennoch jeder seine eigenthümlichen Gedanken und Meinungen haben, und vielleicht finden sich unter dieser Menge nicht zwei, die übereinstimmend denken." Nach dieser eigentlich die Sache wenig berührenden Behauptung, und in der die Begriffe von Einheit und Uniformität verwechselt werden, fährt Friedrich fort: „Ich möchte wohl behaupten, daß in einem Staate, wo alle Vorurtheile vernichtet wären, dreißig Jahre vergehen würden, ohne daß neue auflebten, sich schleunig verbreiten und endlich Alles überschwemmen würden. Wer sich an die Einbildungskraft der Menschen wendet, wird stets über den siegen, der zu ihrem Verstande spricht. Kurz, ich habe bewiesen, daß stets der Irrthum in der Welt geherrscht hat, und da man etwas so Bleibendes als ein Naturgesetz betrachten kann, so schließe ich daraus, was immer gewesen ist, wird ebenso auch immer sein." (??) — Nun geht Friedrich eigentlich auf den Gegenstand über, der ihm die Veranlassung gab, diese Schrift so ausführlich zu bekämpfen: „Der Verfasser — heißt es weiter — greift mächtige Gegner an, die herrschende Religion, die Priesterschaft, welche dieselbe vertheidigt und das abergläubische Volk, das unter ihrer Fahne

dient. Aber, als ob so furchtbare Gegner seinem Muthe noch nicht genügten, erregt er sich, um seinen Triumph zu verherrlichen und seinen Sieg noch glänzender zu machen, noch einen andern. Er thut einen lebhaften Ausfall gegen die Regierung — und zwingt diese, die Sache der Kirche zu der ihrigen zu machen, und sich dem gemeinsamen Feinde zu widersetzen. — Unser Philosoph kömmt mir vor wie jene Aerzte, die bloß Vomitive kennen, oder wie jene Wundärzte, die nur Amputationen zu machen wissen. Ein Vernünftiger, welcher über das Uebel nachgedacht hätte, welches die Kirche seinem Vaterlande zugefügt, würde gewiß seine Kräfte anstrengen, um es davon zu befreien, aber er würde behutsam verfahren. Statt ein altes gothisches Gebäude niederzureißen, würde er die Fehler, die dasselbe verunstalten, wegzuschaffen suchen; er würde die vernunftlosen Fabeln, die den allgemeinen Schwachsinn nähren, in der allgemeinen Meinung zu stürzen suchen, sich gegen jene Absolutionen und Indulgenzen auflehnen, die nur Aufmunterungen zum Laster sind, weil der Beichtige an ihnen ein leichtes Mittel hat, alle Vergehen wieder gut zu machen und seine Gewissensbisse zu unterdrücken, er würde gegen alle die Dispensationen, die die Kirche zur Loskaufung von den größten Verbrechen eingeführt hat, und gegen die äußere Werkheiligkeit, welche wahre Tugend durch kindische Mummereien ersetzen, zu Felde ziehen; er würde gegen jene Aufenthaltsorte der Müßiggänger eifern, er würde den Regenten dazu aufmuntern, der ungeheuern Macht Schranken zu setzen, welche die Geistlichkeit so strafbar gegen ihn und sein Volk mißbraucht; ferner, ihr allen Einfluß auf die Regierung zu nehmen, und sie denselben Gerichten zu unterwerfen, unter denen die Weltlichen stehen. Hiedurch würde die Religion ein Gegenstand der Spekulation, der nicht mit den Sitten und mit Regierung in Verbindung stünde, der Aberglaube wäre vermindert, und die Toleranz täglich allgemeiner. „Friedrich spricht also hier ziemlich deutlich die Absicht aus, daß vor Allem eine herrschende Staatsreligion, als solche aufzuheben sei. — Er sucht nun gegen den Verfasser, der die Könige als Schlächter ihrer Völker betrachtet, die sie nach Laune auf die Schlachtbank des Krieges schickten, zu beweisen, daß auch Republiken willkürlich und oft Krieg geführt. In seinem Eifer für die Sache der Könige geht er so weit, daß er die Regierung Ludwigs XV., sogar gegen seine frühern Aeußerungen, jetzt zu vertheidigen übernimmt. Eine sehr deklamatorisch gehaltene Apostrophe vermag keineswegs die Argumente seines Gegners zu entkräften.“ O Scipio — ruft er aus — der

du Rom aus Hannibals Händen rettetest und Karthago bezwangst! Gustav, großer Gustav, Beschützer der deutschen Freiheit! Türenne, du, der Schild und die Schutzwehr deines Vaterlandes! Marlborough, du, dessen Arm Europa in Gleichgewicht hielt! Eugen, du, die Stütze, die Kraft und der Stolz des Hauses Oesterreich! Moritz, du letzter von den Helden Frankreichs! Edle, große Schatten, brecht hervor aus den Kerkern des Todes, aus den Banden des Grabes! Mit welchem Erstaunen werdet ihr hören, wie man in diesem Jahrhundert der Paradoxen eure Arbeiten, eure Thaten verhöhnt, die euch mit so vielem Rechte Unsterblichkeit erwarben? Erkennt ihr eure Nachfolger in der zierlichen Benennung „gedungene Henker," mit der die Sophisten sie belegen." Friedrich sieht sich nun weiter veranlaßt, das System der stehenden Heere zu vertheidigen, der Adelsbevorzugung sucht er die Idee eines Verdienstadels, der dann gerechterweise Geburtsadel würde, unterzulegen; denn es kann ihm nicht verborgen sein, daß von hier aus sich auch anderweitige Anwendungen ergeben müssen. Er vertheidigt zuletzt die Art, die Abgaben durch Generalpächter einzuziehen, und verfährt bei der ganzen Abhandlung mit einer ungewöhnlichen Heftigkeit, da es hier auch sein ganzes Wesen und seine ganze Regierungsweise gilt, nemlich die Freiheit des Gedankens weniger auf das eigentliche Staatsleben und die Institute für dasselbe anzuwenden. — In solcher Opposition mit den damals von Frankreich ausgehenden Zeitideen stand aber Friedrich nicht nur, wenn sie mehr in das praktische Leben einzugreifen drohten, sondern auch gegen die Consequenzen der Theorie an sich glaubte er seine Stimme erheben zu müssen. Das Système de la nature *), welches das Dasein Gottes und die Lehre von der Unsterblichkeit unverholen läugnet, und enthusiastisch diese Grundsätze verkündet, erregte damals großes Aufsehen; denn da es einmal Mode geworden war, Atheist zu sein oder wenigstens zu scheinen, so gewann sich das neue Evangelium schnell viele Anhänger. Wie sich Friedrich dem rücksichtlosen Diderot nicht näherte, so trat er jetzt gegen diese Schrift mit allen Waffen, die ihm zu Gebote standen, in einer

*) Système de la nature ou des lois du monde physique et du monde moral. par M. Mirabaud, Secrétaire perpétuel, l'un des Quarante de l'Académie française. Londres, eigentlich Amsterdam 1770 in zwei Bänden. Schon im folgenden Jahre erschien eine zweite Auflage. Der Verfasser — der lange unbekannt war — ist der seines Atheismus wegen damals vielbekannte Baron von Golbach.

„kritischen Prüfung ꝛc.“ auf. Freilich war Friedrich selbst noch nicht tief genug in die eigentlichen metaphysischen Wahrheiten eingedrungen, um immer vollkommen siegreich den Kampf zu bestehen; allein dennoch hat er viele Blößen seines Gegners entdeckt, und er vertheidigt namentlich die ursprüngliche Moral des Christenthums, der die Verunstaltungen und Mißbräuche späterer Zeiten nicht zur Last gelegt werden können. Zuletzt aber zielt diese Schrift ebenfalls dahin, die monarchische Regierungsweise und die Geschichte gegen den aller Autorität feindlichen Verstand in Schutz zu nehmen. Sehen wir nun Friedrich in seiner letzten Lebensperiode mehrfach im Kampfe mit den Wortführern der von ihm ehedem so sehr begünstigten Tendenz seiner Zeit, so dürfen wir dennoch keineswegs glauben, daß er seinen noch immer starken und lebensfrischen Geist in die Molochsarme der damaligen kirchlichen Dogmatik gelegt habe, vielmehr trat auch er stets als heftiger Bekämpfer des alten Götzendienstes auf, wo stets die alte Zeit jedes junge mächtig anstrebende Leben trotz heftigem Widerstreben hingeopfert. — „Bande, welche ihm Fesseln schienen — sagt Joh. v. Müller — sprengte sein kühner Sinn, und als die Tage des Unglücks alle Macht seines Genie's überwältigten, und als hochgestiegene Jahre ihn den grauenvollen Pforten unbekannter Ewigkeit näherten, suchte er nie eine andere Stütze, als das Bewußtsein erfüllter Pflicht. Aber er liebte und ehrte nicht weniger solche, die durch die religiöse Zuversicht ihre Geistesgegenwart stärkten, so daß man sieht, er habe eigentlich nur die finstern und niederschlagenden Ideen gehaßt, wie überhaupt alles Herabsetzende: die Trägheit, welche das Leben verschläft, die Tändeleien, welche entnerven, was die Zeit tödtet und um die Selbstbeherrschung bringt.“ — Wir haben während des siebenjährigen Krieges oft zu erwähnen Gelegenheit gehabt, daß Friedrich sich gern mit der Geschichte der Kirche beschäftigte. Wahrscheinlich hat sein Lecteur, de Prades, ihm nach seinem Plan den Auszug aus Fleury's Kirchengeschichte ausgearbeitet, und Friedrich schrieb (im Jahre 1766) eine Vorrede dazu, in welcher so ziemlich Alles, was die damalige Zeit gegen das positive Christenthum vorbrachte, kurz zusammengedrängt ist *).

*) Abrégé de l'histoire ecclésiastique de Fleury, traduit de l'anglois, mit dem Druckorte Bern (Berlin), wurde zu Bern öffentlich verbrannt, und in der päpstlichen Bulle mendax titulus mendacissimi operis aufgeführt.

So sehr also Friedrich in Opposition mit den Encyclopädisten stand, eben so sehr, und noch weit mehr, stand er den Wahrern des kirchlichen Glaubens und der kirchlichen Formen gegenüber. Diese, welche entweder in gewissenloser Heuchelei, oder in mißverstandener Demuth, ihren Geist knechtisch unter das Joch der bestehenden Satzungen beugten, waren durch eine unermeßliche Kluft von den ausschließlich sich so nennenden Philosophen getrennt. Hier frisches, ja selbst übermüthiges Leben, dort Erstarrung und Tod. Es war damals bei den Theologen (wie man leider in den neuesten Zeiten wieder vielfach, wenn gleich mit mehr Galanterie gegen die Vernunft, versucht hat) noch immer eine Zeit des Procrustes, wo man kleine Gedanken auf dem eisernen Bette der Dogmatik ausreckte, und große in dasselbe zwängte, und abschnitt, was nicht hineingehen wollte. Es war damals die Zeit des starren Wortglaubens, in dem das freie bewegende Princip des Protestantismus erstorben war. — Friedrich achtete alle die verschiedenen Religionsmeinungen gleich, weil er alle gleich gering und gleich unzuverlässig erachtete. Abgesehen von dem Grunde, auf welchem diese Ansicht fußte, muß die Gleichstellung aller religiösen Meinungen, nicht aber die eitle und hochmüthige sogenannte Toleranz, das Streben jeder edlen und wahrhaft freien Seele sein; denn die verschiedenartigsten Umstände und Verhältnisse bedingen nothwendig die verschiedenartigsten Strahlenbrechungen und Reflexe des von einem Punkte ausgehenden Lichtes. Zu solchen Ansichten konnten sich jedoch Friedrich und seine Zeit noch nicht erheben, weil der Skepticismus damaliger Zeit nur Negation, das heißt Vernichtung des Alten, keineswegs aber Opposition oder das Entgegenstellen eines Neuen gegen das Alte war. Die meisten der damaligen sogenannten Philosophen leugneten das Dasein der Religionssonne, weil sie die Natur des Lichtes und der Farben nicht hatten ergründen können. Um so entfernter stand also Friedrich von der Kirche seiner Zeit, weil in ihm absolutes Wegwerfen alles Positiven, in jener aber ängstliches Anklammern selbst an das Kleinliche; und gewiß ist es ein unverkennbares Zeichen der Charakterstärke Friedrichs, daß weder Unglück noch Altersschwäche ihn vermochten, sich legitim einhimmeln zu lassen; daß er, wenn gleich seine Ansichten viel Irriges und Anstößiges hatten, nie, auch nur in Worten, eine andere Ansicht erheuchelte. So heißt es in einer Kabinetsordre vom 23. Juli 1783: „Meine Willensmeinung ist, daß alle die Religionen, die ihren Gottesdienst hier im Lande haben, sollen das so haben wie sie wollen, ohne sie zu stören, die Lutheraner auf ihre Weise und die Reformirten

eben so gut, wie die andern; überdem ist diese ja die Familienreligion." —

Für die freie und eigenthümliche Entwicklung der religiösen Bildung mußte es daher von den ersprießlichsten Folgen sein, daß Friedrich weder unmittelbar seine Grundsätze zu den allgemeinen machen wollte, noch daß er für irgend eine Religionsform eine entschiedene Vorliebe an den Tag legte. Wie eben dieses Nichteingreifen in das Allerheiligste der Religion ihn so hoch stellt über die Zänkereien und Fehden der Theologen, um so kleinlicher und ärmlicher mußten ihm dieselben und ihre Wortführer erscheinen; denn suchen sie sich auch zu entschuldigen durch die allgemeine Stimme des Volkes, welche so laut sich erhebe für das Alte und Hergebrachte: so sind ja sie es meist, die diesen Volksgeist heben und nähren. Zwar war Friedrich jene beseligende Idee einer stetigen Durchbildung der gesammten Menschheit zum unabhängigen und natürlichen Denken und Dasein noch nicht erschlossen; zwar war in ihm jenes allgemeine Streben noch nicht erwacht, welches die Zänkereien über Worte, Dogmen, Agenden ꝛc. an sich zwar als kleinlich, aber in dem großen Zusammenhange als bedeutend erscheinen läßt; aber das Bewußtsein war in ihm aufgegangen, daß die Meisten über diesen Vorpostengefechte ihre Kraft und ihren Muth vergeudeten, und daran vergäßen, in das eigentliche Lager des Feindes einzudringen; bei ihm, den sein Geist schon weit, ja nur zu weit vom Kampfgefilde erhoben, konnte daher die Kunde von solchem Kampfe nur Mitleid, Spott und Verachtung erregen.

Als ein neues Gesangbuch in Preußen eingeführt werden sollte, beschwerten sich, in Verbindung mit einigen Geistlichen, mehrere Gemeinden über Beeinträchtigung ihrer Religionsfreiheit, und schlossen ihre Eingabe an den König mit den Worten: „Wir müssen befürchten, daß die entsetzlichsten unchristlichen Eingriffe in unser Glaubenssystem geschehen, dafern Ew. K. M. Allerhöchst dero geistlichem Ministerio nicht Einhalt thun. Unsere Kinder würden in Kurzem, wie schon der Anfang gemacht ist, zu lasterhaften und ungetreuen Unterthanen gebildet werden. Ew. K. M. dahero Endesunterschriebene allerunterthänigst bitten, Allerhöchst dieselben wollen geruhen: Uns in unserem öffentlichen Gottesdienst das dem heil. Worte Gottes gemäße Porsten'sche Gesangbuch gnädigst zu lassen, und wider die neuen Reformatores der Bibel und des Katechismi zu schützen, hingegen zu verordnen geruhen, daß alle bisher von einem jedem Prediger eigenmächtig gewählte Lehrbücher abgeschafft'

und zuvorgemeldete Katechismi wieder eingeführt werden mögen. Wir hoffen in dieser auf die augsburgische Confession sich gründenden allerunterthänigsten Bitte Allerhöchst dero landesväterlichen Beistand, da wir unserem Gewissen zuwider, für uns und unsere Kinder, diese Bedrückung länger nicht mehr tragen können, um so mehr, da wir wissen, daß Allerhöchstdieselben freie Religionsübung ohne die geringste gewaltsame Vorschrift verstatten." — Das Rescript des Königs hierauf lautete: „Se. K. M. unser Allergnädigster Herr kennen den großen Werth einer vernünftigen Toleranz in Religionsgebräuchen zu genau, um auf die von vier hiesigen Gemeinden unter dem 14. c. eingegebenen Veränderungen und Neuerungen Rücksicht zu nehmen, noch weniger dagegen zu verordnen. Höchstdieselben haben es sich vielmehr, aus völliger Ueberzeugung, daß es die Pflicht eines jeden guten Landesherrn und Vaters ist, zum unveränderlichen Gesetz gemacht, jedem dero Unterthanen die völlige Freiheit zu lassen, zu glauben und seinen Gottesdienst zu halten, wie er will, nur daß seine Lehrsätze und Religionsübungen weder der Ruhe des Staats, noch den guten Sitten nachtheilig sein müssen. Höchstdieselben wollen dahero auch, daß in den Kirchen kein Zwang in Ansehung des Katechismi noch Gesangbuches herrschen, sondern jeder Glaube hierunter ganz freie Hände haben und behalten soll. Vermuthlich ist der neue Katechismus, so wie das neue Gesangbuch, verständlicher, vernünftiger und dem wahren Gottesdienste angemessener, bei welchem so in allgemeinem Rufe stehende Männer sich befinden, denenselben den Vorzug eingeräumt haben. Gedachte vier Gemeinden haben daher sich gänzlich zu beruhigen, da, wie bereits gedacht, ihnen sowohl, als jedem ihrer Mitunterthanen, ganz frei steht, zu glauben und zu singen, was er will. Berlin den 18. Jan. 1781." Der König schrieb eigenhändig darunter: „Ein jeder kann bei mir glauben was er will, wenn er nur ehrlich ist. Was die Gesangbücher angeht, so stehet einem jeden frei zu singen: „Nun ruhen alle Wälder" oder dergleichen dummes und thörichtes Zeug mehr *). Aber die Priester müssen die Toleranz nicht vergessen, denn ihnen wird keine Verfolgung gestattet werden."

So freie und mit seinen übrigen Grundsätzen übereinstimmende

„Er ließ uns alle Freiheit, selbst
Die Freiheit — dumm zu sein."

Gleim.

Maximen in solchen Rescripten niedergelegt sind, so mußten doch für Manchen, dem seine innere Ueberzeugung lieb geworden war, die eigenhändig hinzu gefügten Worte höchst verwundend sein, und lieber hätten gewiß Manche einigen Zwang erduldet, als den Spott und die Verachtung, die hier ausgesprochen sind. Aber Friedrich stand zu weit entfernt von Dingen dieser Art, auch wollte er keinen Antheil an einer ihm kleinlich erscheinenden Sache erheucheln, sein Hauptaugenmerk war immer nur, den Staat als ein durch äußere Interessen zusammengefügtes Ganze betrachtend, keinem das Seine verkümmern zu lassen, und namentlich jegliche Hierarchie, als den Zwecken des Staates und der monarchischen Form desselben entgegen, zu unterdrücken, wie dieß auch in dem Schlusse der Randglosse ausgesprochen ist. Gleicherweise gab Friedrich den Bescheid, als ein Geistlicher zu Berlin, trotz der Gegenvorstellungen der Gemeinde, aus dem neuen Gesangbuche singen lassen wollte: „Die Herren Priester oder Kathederredner, wer sie sind, haben nichts zu befehlen, sondern nur an Christi Statt zu bitten, d. h. schriftmäßig, nicht die übers Volk herrschen."

Gelinder war in derselben Angelegenheit das Rescript an die Pommer'schen Landstände vom 1. Mai 1781: „Die pommernschen Landstände scheinen nach ihrer Vorstellung vom 26. April das angefertigte Gesangbuch nicht unparteiisch genug geprüft, sondern vielmehr durch ungleiche Vorspiegelungen dagegen eine ganz unrichtige Meinung geschöpft zu haben. Dessen Abweichung von dem alten betrifft, an sich betrachtet, gewisse Kleinigkeiten. Die Worte sind nur hie und da abgeändert, der Sinn des wahren Christenthums ist hingegen so wenig vernachlässigt worden, daß vielmehr solcher in demselben in ein helleres Licht gesetzet und den Einfältigen begreiflicher gemacht worden ist. Gedachte Stände werden bei näherer unparteiischer Untersuchung sich davon selbst überzeugen können, und einsehen, daß sie um so weniger Ursache haben, von dessen Einführung so viel Aufhebens zu machen, als sie zu dessen Annahme ganz und gar nicht gezwungen werden, vielmehr diejenigen Gemeinden, welche das alte Gesangbuch vorziehen, solches immer behalten können, der Gebrauch des neuen Gesangbuches aber denjenigen nicht untersagt werden kann, welche vermeinen, darin mehr Erbauung zu finden. Dieß erfordert Sr. K. M. so oft geäußerte Toleranz in dergleichen Kirchensachen, und diese kann gedachten Ständen niemals gegründeten Anlaß zu Beschwerden geben, da solche der Vernunft und wahren Religion so gemäß ist."

Als Papst Clemens XIV. den 21. Juli 1773 den Jesuitenorden förmlich aufhob, so verbot Friedrich, das päpstliche Aufhebungsbreve in den Herzogthümern Schlesien und Cleve bekannt zu machen, und er erhielt die Jesuiten in seinem Lande; 1776 mußten sie aber die Ordenstracht ablegen, und als Lehrer des sogenannten königlichen Schulinstitutes wurde ihnen eigens der Unterricht der katholischen Schuljugend übergeben, bis endlich 1781 auch dieses Institut aufgehoben und ihre Güter verkauft wurden. Den 7. Januar 1774 schrieb Friedrich über diesen Gegenstand an d'Alembert: „Was meine Person betrifft, so dürfen Sie ohne Sorgen sein, ich habe von den Jesuiten nichts zu fürchten: der Franciskaner Ganganelli hat ihnen die Klauen abgeschnitten, und ihnen neulich noch die Backenzähne ausgerissen, so daß sie in einem Zustande sind, in welchem sie weder kratzen noch beißen, wohl aber die Jugend unterrichten können, wozu sie fähiger sind, als der ganze übrige Haufen der Mönchskutten. Zwar haben diese Leute im letzten Kriege krumme Wege gemacht, aber bedenken Sie den Charakter der Milde. Ohne beleidigt worden zu sein kann man diese Tugend nicht üben, und ihr Philosophen werdet mir doch deshalb keinen Vorwurf machen, weil ich die Menschen mit Milde behandle und Menschenliebe gegen alle meine Brüder, von welcher Religion und Genossenschaft sie auch seien, ohne Unterschied ausübe. Lassen Sie uns mehr Philosophie durch die That zeigen und weniger metaphysiren! Gute Thaten sind der Welt nützlicher, als die feinsten und scharfsinnigsten Systeme von Entdeckungen, in welchen sich doch meist unser Geist verwirrt, ohne die Wahrheit zu fassen. Ich bin jedoch nicht der einzige Beschützer der Jesuiten, die Engländer, die Kaiserin von Rußland haben dasselbe gethan, ja unter diesen drei Staaten macht London sogar eine Art von Verbindung aus.“ — Ebenso schrieb er den 18. Nov. 1777 an Voltaire: „Sie fragen nach dem Schicksal unserer Jesuiten. Die Anecdote, daß ein Regiment aus Mitgliedern dieses Ordens errichtet werden sei, war mir unbekannt. — Ich behalte den Orden wohl oder übel bei, so sehr ich auch ein Ketzer, und, was noch ärger ist, ein Ungläubiger bin. Meine Gründe sind: In unserem Lande gibt es keine gelehrten Katholiken, wir haben weder Patres oratorii, noch Piaristen. Die übrigen Mönche sind grobe Ignoranten, man mußte also die Jesuiten beibehalten oder alle Schulen eingehen lassen (?). Ueberdieß mußte der Orden bleiben, um wieder die Stellen der fehlenden Professoren zu ersetzen; seine Güter können die nöthigen Kosten bestreiten, würden aber nicht

hinreichen, um weltliche Professoren zu besolden; endlich sind auch Jesuiten auf der Universität, welche Geistliche zur Besetzung der Pfarreien bilden. Hätte man den Orden aufgehoben, so existirte die Universität nicht mehr, und man hätte die Schlesier nach Böhmen schicken müssen, um sie da Theologie studieren zu lassen, welches den Grundprincipien der Regierungskunst entgegenliefe. Alle diese triftigen Gründe bestimmten mich zum Paladin des Ordens, für den ich so tapfer kämpfte, daß ich ihn, einige Modifikationen abgerechnet, in seiner gegenwärtigen Gestalt aufrecht erhielt, „jedoch ohne einen General, ohne ein drittes Gelübde, und mit einer neuen vom Papste verliehenen Uniform aufgeputzt. — Erinnern Sie sich des Paters Tournemine, Ihres Pflegvaters, bei dem Sie die süße Kost der Musen genossen, und versöhnen Sie sich mit dem Orden, worin er war, und aus dem im vorigen Jahrhundert so viele verdiente Männer Ihres Vaterlandes hervorgegangen sind. Ich weiß sehr wohl, daß die Jesuiten Kabalen geschmiedet und sich in die Staatsangelegenheiten gemischt haben, aber da lag der Fehler an der Regierung, warum gab sie es zu? — In diesem Falle halte ich mich nicht an den Pater le Tellier, sondern an Ludwig XIV." — Gewiß ist, daß hier die Gründe und Zwecke, die Friederich in dieser Angelegenheit geleitet, nicht vollkommen unumwunden niedergelegt sind. Aber hier treffen wir schon seinen ganz eigenthümlichen Grundsatz, daß er, während er so oft große Summen zur Gründung von Fabriken ꝛc., aus Staatsmitteln herschoß, er für den öffentlichen Unterricht ein Gleiches zu thun unterließ, und wodurch er doch den Jesuitenorden vollkommen entbehrlich hätte machen können, dessen verderbliche Grundsätze auch bei der größtmöglichen Energie von oben, ihm nicht unbekannt bleiben konnten.

Es scheint, als ob in Absicht auf die Religion, der Hauptsitz aller innern und äußern Widersprüche in Friedrichs Charakter und Regierungsweise sei. Viel und oft redet Friedrich in seinen Briefen, sowohl als in seinen mehr für die Oeffentlichkeit bestimmten Schriften von der durch ihn erwirkten Gleichstellung der Bekenner aller Religionen und von der Freiheit in ihren Glaubensmeinungen. Aber waren die Religionen an sich insofern frei, daß Friedrich sich keine Eingriffe in das Eigentliche ihrer Lehre erlaubte, und kann man insofern sagen, daß es keine herrschende Religion gab, so war dieß keineswegs in Bezug auf den Vortheil oder Nachtheil der Bekenner einer Religionsschattirung der Fall. Hielt Friederich die dermalige protestantische Lehre keineswegs für die absolut beste

oder die für die reinmonarchische Regierungsform geeignetste, so wollte er dennoch hauptsächlich aus Mißtrauen gegen die ultramontanen oder österreichischen Gesinnungen der Katholiken, nur Protestanten zu seinen höhern Staatsbeamten haben. Zunächst zielte zwar diese Verordnung nur auf das neugewonnene Schlesien, dehnte sich aber über das gesammte Preußen nach und nach aus. Für das erstere wurde in der Kabinetsordre vom 11. Oct. 1741, „als eine Norm und Principium regulativum ein für allemal festgesetzt, daß hinführo die ersten regierenden Bürgermeisterstellen, desgleichen die Syndici und Kämmerer nicht anders als mit Subjectis, welche der evangelischen Religion zugethan sind, besetzt werden, die Katholischen hingegen sich mit dem zweiten Konsulat und mit Rathsherrnbedienungen begnügen müssen.“ — Als man den 4. Jan. 1774 bei dem Könige anfragte, ob man einem gewissen Steinhaus zu Frankfurt an der Oder die medicinische Professur übertragen dürfe, da er doch katholisch sei, schrieb Friedrich eigenhändig zur Antwort: „das thuet nichts, wan er Habil ist, die Doctores Scint überdehm zu guhte Fisici um glauben zu haben.“ — Den 5. Mai 1786 sprach Friedrich sich in einer Resolution dahin aus: „daß nur in den Collegiis, die aus mehreren Mitgliedern bestehen, ein und anderes dem katholischen Glaubensbekenntniß zugethanes Subjectum admittiret werden solle.“ — In allem diesem offenbart sich eine gewisse engherzige Scheu, die Friedrich daran hinderte, alte Gebrechen an der Staatsform zu heilen, und es bewährt sich hier seine so oft ausgesprochene Meinung: daß die spekulativen Ansichten selten Einfluß auf das practische Leben hätten, auf eine betrübende Weise.

Waren die Katholiken unter Friedrichs Regierung der höheren Bürgerrechte untheilhaftig, so haftete auf den Juden noch die grobe Barbarei des mittelalterigen Druckes, der ihnen die angebornen Menschenrechte vorenthielt. Gleichwie bei Friedrich das gerügt werden muß, was er im Widerspruche mit sich und mit den Zeitideen aufrecht erhielt, um so mehr muß ihm das zur Last gelegt werden, was er aus eigenem Willenstriebe noch hinzufügte. Den 17. April 1750 erschien endlich ein: „Revidirtes Generalprivilegium und Reglement vor die Judenschaft im Königreich Preußen,“ welches der König zwar selbst durchgesehen, aber dennoch die Bestimmungen enthielt, daß die Zahl der Juden in Preußen nicht vermehrt werden soll. Die ordentlichen Schutzjuden dürfen ihren Schutz nur auf Ein Kind vererben; die außerordentlichen erhalten ihn blos auf Lebenszeit; jene auch nur, wenn das Kind 1000 Thlr. baar besitzt. Später

wurde den ordentlichen Schutzjuden gegen die Erlegung von 70,000 Thlr. die Erlaubniß gegeben, ein zweites Kind im Lande zu verheirathen; wobei die Betheiligten für 1500 Thlr. inländische Manufacturwaaren ausführen mußten, nachher aber ein jeder „für den Erwerb der Ansetzung eines Kindes für 300 Thlr. Porzellan kaufen mußte.“ Es war dem Juden nicht erlaubt, dieses Porzellan aus der königlichen Fabrik selbst auszuwählen, sondern die Fabrikdirektoren theilten ihm das Bestimmte zu, und er mußte den Preis, den man ihm dafür ansetzte, dafür bezahlen. Dieses Porzellan durfte der Jude nicht zum eigenen Gebrauche behalten, oder im Lande verkaufen; sondern er mußte der Direktion einen Ort im Auslande bezeichnen, wohin dieselbe es alsdann versandte. Dieses Porzellan wurde besonders bezeichnet, und durfte bei Strafe, als Contrebande behandelt zu werden, nie wieder eingeführt werden. Man hat mit Recht bemerkt, daß diese Maßregel nicht minder grausam als unpolitisch war; denn da die Fabrik-Direktion dieses Mittel benützte, um sich des schlechtesten Ausschusses zu entledigen, so wurde hiedurch der Credit des Berliner Porzellans im Auslande vermindert. — Für die Abgaben mußten die Juden insgesammt haften. — Alle zünftige Gewerbe waren ihnen untersagt. — In einer Kabinetsordre vom 12. Nov. 1764 heißt es: „allermaßen den Juden der Schutz hauptsächlich deshalb erstattet wird, um Handel, Commerce, Manufakturen, Fabriquen und dergleichen zu betreiben, anderen als christlichen Leuten aber, die landwirthschaftlichen Sachen zu ihrer Bearbeitung überlassen, und mithin bloß jeder in seinem Fache bleiben muß.“ Auch durften die Juden nicht mit rohem Leder, mit Garnzeug ꝛc., mit Wolle und Wollenwaaren, handeln. — Soldatendienste durften die Juden nicht leisten, sie mußten 8100 Mark zu 12 Thlr. als Rekrutengelder in die Münze liefern. — Jener schmachvolle, alles Menschengefühl frech verhöhnende, Judenleibzoll wurde erst nach Friedrichs Tode abgeschafft.

Zwar lassen sich für diese mannigfachen Beschränkungen die Verhältnisse der Juden in andern civilisirten Staaten als Entschuldigungsgrund aufstellen (wenn gleich Kaiser Joseph II. die Grundsätze echter Toleranz auch in dieser Hinsicht in den Staatsgesetzen auszuführen sich bestrebte). Aber ein Friedrich hätte wohl einsehen mögen, daß Rechtlosigkeit und Vorenthaltung der Bürgerrechte keineswegs geeignet seien, Rechtsachtung und Bürgertugend bei den Juden zu begründen. Aber Friedrichs Sache war es nicht, weder seine christlichen Unterthanen, noch die durch Jahrhunderte langen Druck

niedergehaltenen Juden, zu den besseren Ideen der Zeit, selbsteigen durch neu geschaffene Institute zu erziehen. Friedrich gebrauchte bei seinen nicht immer löblichen Geldspeculationen, öfters wohlhabende Juden, und wirkte dadurch schädlich auf die Moralität derselben (die allerdings, da sie sich zu solchen Zwecken gebrauchen ließen, auf einer niedrigen Stufe stehen mußten), mehr aber noch schadete er durch solche Vorbilder — die sich zu allen Zeiten und unter allen Genossenschaften finden — den Juden im Allgemeinen in der einmal gegen sie angenommenen öffentlichen Meinung, die in den angezogenen Vorurtheilen in Privat-Interessen und Privat-Leidenschaften nur allzureichlich Nahrung erhielt. — Friedrich war offener Feind jener in den Zeiten des Atheismus wie des religiösen Indifferentismus aufgekommenen Modesucht, zeitlicher Vortheile wegen den Glauben der Väter abzulegen, und er sprach sich mehrfach in Unterredungen sowohl als in Kabinetsordren gegen das Uebertreten der Juden zur christlichen Religion aus. In dem Reglement für die Juden des erbeuteten Theiles von Polen vom 9. August 1773 wurde beschlossen: „da die Erfahrung vielfältig gezeiget, daß die zur christlichen Religion übergegangenen Juden, nicht sowohl aus wahrem Triebe und lautern Absichten, als vielmehr aus unerlaubten Entzwecken gehandelt — daß (ferner) keine Juden zum Unterricht in der christlichen Religion angenommen werden sollen, bis nicht von ihrem unsträflichen Wandel sichere Nachrichten und darüber schriftliche glaubhafte Atteste eingereichet worden." — Im Febr. 1771 hatte Moses Mendelsohn durch eine Abhandlung: „Ueber die Evidenz in den metaphysischen Wissenschaften" den academischen Preis erhalten. Merian und Sulzer trugen darauf an, ihn unter die Liste der neu zu erwählenden Mitglieder zu stellen; de la Grange unterstützte den Antrag und die ganze Academie genehmigte denselben. Als man dem Könige die Liste vorlegte, strich er den Namen Mendelsohn aus, ohne irgend einen Grund anzugeben.

Aber wie die Gesammtbildung des deutschen Volkes und die Entfernung der dieselbe hemmenden mittelalterigen Institute mehr von Friedrich angeregt als unmittelbar durch ihn erwirkt wurde, so auch die Judenangelegenheiten. Es ist gewiß nicht zufällig, sondern als Manifestation des in der Geschichte waltenden Geistes, der alle Erscheinungen und Zustände in gleicher Weise elektrisirt, anzusehen, daß mit dem Erwachen der Ideen von Freiheit und Menschenwürde, mit der allgemeineren Verbreitung derselben, daß gleichzeitig mit der wahren Würdigung und Feststellung der Rechte der Vernunft

gegenüber von den Usurpationen der Zeit, daß gleichzeitig mit diesen großen Bewegungen in Wissenschaft und Leben das scheintodte Judenthum wieder auferstand, Anerkennung und Gleichheit fordernd von seinen mächtigen Schwestern. Durch und mit Mendelsohn — den man in gewisser Weise wohl den Luther des Judenthums nennen kann, wie er auch nach seiner Weise und seinen Verhältnissen dieselben Vorzüge und Mängel hat — begann man den, dem Judenthum inwohnenden, Grundgedanken des geoffenbarten Deismus stets sorgfältiger herauszumarkscheiden aus dem durch Jahrhunderte um dasselbe angesetzten Außenwerk. Aber noch ehe der Kampf nach Innen vollendet war, begann schon der nach Außen und die Geschichte von den Samaritanern, die die Juden am Baue des zweiten Tempels hindernd, sie nöthigten mit der einen Hand wieder aufzubauen, während sie in der andern das Schwert führen mußten, erneute sich hier in anderer Weise vielfach. — Aber auch edle Christen, denen Freiheit des Gedankens und Menschenrechte nicht bloßer leerer Wortschwall waren, traten unter die Reihen der für ihre Menschen- und Bürgerrechte kämpfenden Juden. 1781 schrieb v. Dohm sein Werk: „Ueber die bürgerliche Verbesserung der Juden" und gerade zu derselben Zeit war es, als Kaiser Joseph II. nach den Grundsätzen einer wahren freien Toleranz, die Verhältnisse der Juden gestaltete. Lessing, der große Kämpfer für alles Edle und Schöne, der in „Minna von Barnhelm," das erhaltene Bild eines edeln duldenden Mannes, in „Emilia Galotti," das des energisch Thatkräftigen mit kühner Hand, und mit stetem Bezug auf die Zeitbestrebungen gezeichnet hatte, stellte im „Nathan der Weise," den in seinem Glauben und in seinen Grundsätzen erstarkten Juden dar, der gleiche Anerkennung von den andern Religionsformen fordern kann und muß. — Während die Ideen, die in Staat, Wissenschaft und Kunst ein neues Leben gestalteten, die Sache der Juden nothwendig und folgerecht mit in sich begriffen, traten sowohl Widersacher gegen das neue Streben überhaupt, als auch und namentlich gegen das der Juden in die Schranken. Es war dieß schon ein glänzender Sieg der neuen Zeit, daß man ein Vorurtheil als solches nicht mehr offen anzuerkennen wagte, durch Gründe suchte man daher zu demselben Resultate zu gelangen, in dessen ungestörtem Besitze man durch Gewohnheit und Herkommen gewesen war. Mendelsohn und sein Glaubensbekenntniß wurde von despotischen Fanatikern, wie von gutmüthigen Schwärmern angegriffen, eine nach beiden Seiten hin wohlthätig wirkende Polemik entstand hieraus. Seit der Zeit

hat sich auf dem Boden der Theologie nach allen Richtungen hin der Kampf fortgesetzt, die Acten sind hier geschlossen, es hat sich als unumstößliches Endresultat festgestellt, daß die jüdische Religion ihre Bekenner zu allen Menschen- und Bürgerpflichten befähige, und die Erfahrung hat dieß vielfach bestätigt. Gleicherweise hat diese, aber auch auf einem andern Gebiete, in welches der Kampf hinübergespielt wurde, gewirkt, es war dieß der politische. Hier galt es die Principienfrage, ob man den Fortschritt, die unveräußerlichen Rechte der Menschheit anerkennen wolle oder nicht. Wenige waren offen genug, dieß geradezu zu verneinen, und man gefiel sich in wichtigen Spitzfindigkeiten, man hüllte sich in das Gewand des Patrioten, Philanthropen ꝛc. Richtig hat man daher auf alle diese Tendenzen, den berühmten Ausspruch Larochefaucaults angewendet: „das ist der größte Triumph der Tugend, daß das Laster in der Heuchelei ihre Gestalt anzunehmen gezwungen ist.“ Denn alle diese vorgeschützten Gründe gegen die jetzige bürgerliche Gleichstellung der Juden mit den Christen haben ihre Nichtigkeit bekundet, Frankreich, Holland, Nordamerika und in Deutschland zuerst Kurhessen, haben die völlige Gleichheit der Juden mit den christlichen Bürgern ausgesprochen. — In Preußen blieb das Reglement vom 17. April 1750 wesentliche Norm für die Angelegenheiten der Juden — für die Friedrich, wie er sich ausdrückte, „eben überhaupt nicht portirt“ war — bis zum 11. März 1812, wo die Juden endlich Staatsbürger wurden; sie „können akademische Lehr- und Schulämter, zu welchen sie sich geschickt gemacht haben, verwalten,“ in Kriminalsachen hat ihr Zeugniß nicht volle Geltung christlicher Zeugen. Den 4. Dec. 1822 wurde die erste Bestimmung, daß die Juden Lehrämter verwalten dürfen, „wegen der bei der Ausführung sich zeigenden Mißverhältnisse,“ wieder aufgehoben. Die letztere Bestimmung jedoch blieb. — —

Wir haben schon vielfach zu bemerken Gelegenheit gehabt, daß es Friedrich als seine Aufgabe erkannt, ein neues Preußen zu schaffen und dasselbe nach Außen aufzustellen. Nicht etwa durch weitaussehende Eroberungen sahen wir ihn dieß Werk seinem Ziele immer näher bringen, sondern durch Kräftigung und sorgfältige Benützung des einmal Erworbenen. Wenn man erwägt, welche ungeheure Summen Friedrich auf den Kanalbau, auf Urbarmachungen, Anlegung neuer Fabriken ꝛc., wie viel er zur Aufrechthaltung des Adels verwendete, so erstaunt man, bei dem Manne, dem Wissen über Alles galt, so wenig Sorgfalt für die allgemeinere Verbreitung desselben und nur äußerst geringe Summen darauf

verwendet zu sehen. Nur stückweise und wenn er durch auffallende Beispiele an den schlechten Zustand des Volksunterrichts gemahnt wurde, suchte er den Mängeln und Fehlern abzuhelfen, und dann sprach er das, was er wünschte, mit der seiner Geistesbildung entsprechenden Wärme in Kabinetsordren und in Briefen vielfach aus. Während des siebenjährigen Krieges bemerkte Friedrich, daß die sächsischen Bauern meist gebildeter und gewandter wären, als die brandenburgischen. Er schrieb dieß dem bessern Unterrichte zu. Alsbald nach abgeschlossenem Frieden, den 12. August 1763, erschien ein „General-, Landschul-Reglement, wie solches in allen Landen Sr. königlichen Majestät von Preußen durchgehends zu beobachten," welches mit den Worten beginnt: „Demnach Wir zu unserm höchsten Mißfallen Selbst wahrgenommen, daß das Schulwesen und die Erziehung der Jugend auf dem Lande bisher in äußersten Verfall gerathen, und insonderheit durch die Unerfahrenheit der mehrsten Küster und Schulmeister, die jungen Leute auf den Dörfern in Unwissenheit und Dummheit aufwachsen: so ist Unser so wohlbedachter, als ernster Wille, daß das Schulwesen auf dem Lande, in allen unsern Provinzen auf einen bessern Fuß als bisher gesetzt und verfasset werden soll. Denn so angelegentlich Wir, nach wiederhergestellter Ruhe und allgemeinem Frieden, das wahre Wohlsein Unserer Länder in allen Ständen Uns zum Augenmerk machen; so nöthig und heilsam erachten Wir es auch zu sein, den guten Grund dazu durch eine vernünftige sowohl als christliche Unterweisung der Jugend zur wahren Gottesfurcht, und andern nützlichen Dingen in den Schulen legen zu lassen, und Alles inskünftige darnach einzurichten, damit der so höchst schädlichen und dem Christenthum unanständigen Unwissenheit vorgebeugt und abgeholfen werde, um auf die folgende Zeit geschicktere und bessere Unterthanen bilden zu können." Hierauf folgten sehr ins Einzelne gehende Vorschriften. Diese von Friedrich selbst durchgesehenen Verordnungen hatten aber den gewünschten Erfolg keineswegs, weil Friedrich eine von Grund aus neugeschaffene Reorganisation des Bildungswesens versäumte, weil er weder durch verbesserte Schullehrer-Seminarien, noch durch, aus Staatsmitteln vermehrte, Schullehrergehalte seine Wünsche zu verwirklichen strebte. Denn nicht selten spricht er als einen seiner sehnlichsten Wünsche und als seine seligste Freude aus, daß Bildung und Vorurtheilslosigkeit stets allgemeiner werden. „Die Sorge für die Erziehung — schreibt Friedrich den 17. September 1772 an d'Alembert — ist ein wichtiger Gegenstand, den die Fürsten nicht

vernachläßigen sollten, und den ich bis auf meine Landschulen ausdehne. Dieß sind die Steckenpferde meines Alters, und ich verzichte gewissermaßen auf das schöne Handwerk, über welches Herr v. Guibert so beredten Unterricht gibt. Der Krieg verlangt die Lebhaftigkeit der Jugend, und mein läßiges Alter taugt nicht dazu." Den 6. October desselben Jahres an denselben: „Je mehr man im Alter vorrückt, desto mehr überzeugt man sich von dem Schaden, welchen die Vernachläßigung der Jugenderziehung den Gesellschaften stiftet. Ich beeifere mich auf alle Weise, diesen Nachtheil zu verbessern, und bilde die Gymnasien, die Universitäten, ja selbst die Landschulen um. Aber es sind dreißig Jahre nöthig, um die Früchte zu sehen, ich werde sie nicht genießen; aber es wird mich freuen, meinem Vaterlande den Vortheil, dessen es noch entbehrt, zu bereiten." — Den 16. September 1770 schreibt er an Voltaire: „Meine Hauptbeschäftigung besteht darin, daß ich in den Provinzen, zu deren Beherrscher mich der Geburtszufall gemacht hat, die Unwissenheit und die Vorurtheile bekämpfe, die Köpfe aufkläre, die Sitten verbessere, und die Leute so glücklich zu machen suche, als es sich mit der menschlichen Natur verträgt, und als es die Mittel erlauben, die ich darauf verwenden kann." (?!) Den 30. December 1775 schreibt er an d'Alembert: „Zusehends vermindert sich der Aberglaube in den katholischen Ländern; währt dieß nur noch eine kurze Zeit so fort, so werden die Mönche aus ihren Zellen in die Welt zurückkehren, die Vorurtheile des Volkes werden nicht länger unterhalten und genährt werden, und ohne Verfolgung und Scheiterhaufen zu fürchten, wird die Vernunft wieder am hellen Tage sich zeigen können. Der Enthusiasmus des Religioneifers hat sich verloren; so viele gute Bücher, die das Abgeschmackte der Fabeln enthüllen, die der Pöbel für heilig hält, haben den Star gestochen, der die Augen der vornehmsten Geistlichen verfinsterte; sie schämen sich ihres unsinnigen Gottes, und arbeiten heimlich am Sturze des Aberglaubens."

Friedrich glaubte vielleicht — und er mochte sich wohl durch die Resultate seiner Jugenderziehung dazu berechtigt fühlen — daß Licht und Vernunft, auch ungefördert, ja sogar gehemmt von Außen, dennoch von den bessern Geistern in ihnen erweckt und genährt würde. Aber durfte diese eine Handlungsweise begründen, wornach so viele Hemmnisse der Volksbildung im Wege standen, durfte deshalb dieser, so hochwichtige Gegenstand, den andern untergeordnet werden? — Bei einer Regierungsweise, wie die Friedrichs war,

konnte zwar nicht fehlen, daß er hin und wieder mit der Kraft seines Herrscheramtes eindrang, und die alten Gebrechen zu heilen suchte; aber dieß änderte an dem Zustand der Schulen im Ganzen wenig. „Viele Landschullehrer — erzählt v. Dohm — mußten von irgend einem andern Gewerbe leben; sie waren Hirten, Leinweber, Schneider oder dergleichen, und das Schulhalten war ihnen dabei nur ein kleiner Nebenverdienst, dem sie die wenige Zeit und erschöpften Kräfte widmeten, welche vom Hauptgewerbe übrig blieben. Viele Schullehrer erhielten von der Gemeinde entweder einen sehr geringen fixen Gehalt, nebst einigen Naturalien, und einer äußerst schlechten Wohnung, oder sie waren auf das Schulgeld angewiesen, das die meisten Eltern unwillig und unordentlich zahlten. An einigen Orten war dem Schulmeister abwechselnd bei den wohlhabendsten Bauern der Tisch und die Wohnung angewiesen. Die Art, wie sie ihren Unterricht ertheilten, war meistens ihnen selbst überlassen, und sie standen hierbei nur unter einiger Aufsicht der Prediger, welche meistens selbst nicht die nöthigen Kenntnisse hatten, oder doch diesen ihnen lästigsten Theil ihrer Geschäfte sehr nachläßig besorgten. An vielen Orten wurde während des Sommers, weil die Eltern ihre Kinder bei der Feldarbeit gebrauchten, gar keine Schule gehalten, und für den Winter wurde derjenige Mann miethweise angenommen, der zur Nothdurft lesen und schreiben konnte, und das Schulhalten für den wohlfeilsten Preis, meistens für einige Thaler, übernahm. In so dürftiger Lage konnten solche Schullehrer weder bei den Eltern, noch bei der Jugend Achtung gewinnen, und ohne diese natürlich nichts wirken. Friedrich kannte diesen elenden Zustand, aber natürlich war ihm derselbe nie so deutlich und lebhaft geworden, um auf dessen Verbesserung ernstlichen Bedacht zu nehmen; Alles, was er für das Schulwesen gethan hat, geschah stückweise, wenn irgend ein zufälliger Umstand ihn an die Mängel der Schulen einer gewissen Gegend lebhaft erinnerte.“ — Den 9. Juni 1771 erging folgende Verordnung an den Etatsminister v. Derschau: „Bei den Churmärkischen Städtekassen ist ein Fonds von 100,000 Thalern übrig, welchen mir die Landschaft anjetzt offeriret. Da dieses ersparte Kapital eigentlich vom Lande aufgebracht worden, und ich dahero auch solches wiederum zum Landesbesten anzuwenden billig finde und gemeinet bin; so ist mir in dieser Absicht eingefallen, ob dieser Fonds zur Einführung der englischen Wirthschaft bei denen Ackerstädten, und dem nicht hinreichend bemittelten Adel zugehörigen Dörfern, zu etwa 4 pC. anzulegen; die davon aufkommenden In-

teressen aber zur Salarirung der Schulmeister auf dem Lande, und solchergestalt zu besserer Erziehung der Jugend zu verwenden, rathsam sein dürfte. Ich will darüber euern gutachtlichen Bericht, und im Fall ihr etwa hierunter nicht Meiner Meinung sein solltet, zugleich anderer Meiner Absicht angemessenen Vorschläge von euch gewärtig sein." — Da sich für die englische Landwirthschaft keine Liebhaber fanden, so wurde das Geld ausgeliehen und von den Zinsen, nach des Königs Rath, nicht Zulagen, sondern neue Besoldungen von 120 Thalern gemacht. Unter das Verzeichniß der hiefür ausgesuchten Oerter, schrieb Friedrich eigenhändig: „Die Oehrter Seindt ganz gut ausgesucht, die schlechten Schuhlmeisters Seindt Schneiders die Meisten, und Müßte man Sehen ob man Sie nicht in kleinen Stetten könnte Schneidern lassen, oder wie Man Sie Sonsten Unterbringet, damit die Schuhlen desto eher im guhten Stande kommen können, was eine Interessante Sache ist."

Ein unglücklicher und für das Volks-Schulwesen höchst nachtheiliger Gedanke war der, den Friedrich bald nach dem siebenjährigen Kriege ausführte, daß er nemlich, um seine invaliden Soldaten und Unterofficiere zu versorgen, dieselben als Schullehrer versorgte. Zwar blieben nach der hiefür bei dem geistlichen Departement eingereichten Liste noch immer außer den anderweitig untergebrachten 3143 unversorgte Invaliden übrig, dennoch wollte der König von diesem einmal gefaßten Plane nicht abgehen. Die meisten der Invaliden, waren aus Mangel an Kenntnissen, wie aus den im Kriege angenommenen Sitten zu diesem Berufe völlig unfähig. Zwar sollten sie vor der Anstellung geprüft werden, aber da es hier die Versorgung im Dienste des Staates verkrüppelter Soldaten galt, wurden sie dennoch ohne Rücksicht auf eine Prüfung angestellt; selbst die Vorstellungen der Behörden, die dringenden Bitten der Gemeinden, die doch sonst so sehr beachtet wurden, blieben hiergegen unberücksichtigt. Friedrich beharrte bei seinem Vorsatze und sprach oft seine Verwunderungen darüber aus, daß man Leute, die Alles fürs Vaterland geopfert, nicht versorgt wissen wolle. — Ueber das ganze Verhalten Friedrichs, in Bezug auf das Volks-Schulwesen, sagt v. Dohm: „Die Unvortheilichkeit erfordert zu bemerken, daß die ganze Schuld hievon, auch vorzüglich den Behörden und Ministern beizumessen war, deren Keiner es wagte, dem Könige einmal, wie es Schuldigkeit gewesen wäre, recht deutlich zu machen, was geschehen müsse, wenn dem Uebel abgeholfen werden solle. Dieses ist, so viel wir wissen, nie geschehen, und war eine Folge der Regierungsart Frie-

drichs, nach welcher Unvollkommenheiten dieser Art immer nur in einzelnen Fällen ihm bemerklich gemacht wurden, auf die durchaus nöthige Verbesserung der ganzen Einrichtung, also nie gedacht werden konnte." — Aber Rousseau's „Emil" hatte in Deutschland namentlich den größten Enthusiasmus für das Erziehungswesen hervorgebracht, und wie man in Wissenschaft und Kunst die alten Fesseln abwarf und zeitgemäßere Ideen und Formen dieselben völlig umgestalteten, so auch im Erziehungswesen; jener dünkelvolle, das Volk und seine Sitten verachtende Encyklopädismus ward in Deutschland zum nachsichtigen liebreichen Humanismus, der zu dem Wesen und der Denkweise des, Jahrhunderte lang unter geistigem wie körperlichem Drucke schmachtenden, Volkes, sich herniederlassend, durch Belehrung und Bildung, allmälig das wuchernde Unkraut des Aberglaubens ausrottete, allmälig eine festbegründete Moralität, eine Bürgertugend, gestützt auf das Bewußtsein der in Jedem anzuerkennenden Menschenwürde, in demselben erweckte. Viel war hier zu überwinden, denn es galt hier den Schulstaub abzuschütteln, mit gesundem natürlichem Verstande die Dinge zu erfassen, und sie andern darzustellen; vor allem aber mußte man die von der Geistlichkeit, seltener von den Regierungen, am meisten aber vom Volke selbst, entgegenstehenden Hindernisse zu beseitigen suchen. Darum verdienen jene Männer, die ihr Leben der Verbreitung besserer Begriffe und Ansichten gewidmet, die das mühsam begonnene und sorgsam gehegte Werk ihres Lebens vertrauensvoll in die Hände der Nachwelt legten, den Dank des ewig in der Menschheit lebenden Andenkens. — In Preußen wirkte damals der bekannte v. Rochow, der zuerst auf seinen Gütern Rekahn, Göttin und Krahne, die Kinder unentgeltlich unterrichten ließ, und daselbst die Grundsätze, die er in seinen Schriften niederlegte, zu großem Nutzen anwendete. 1776 schrieb er seinen „Versuch eines Schulbuches für die Kinder der Landleute," 1779 den „Kinderfreund," 1786 den „Katechismus der gesunden Vernunft" ꝛc. — So begann noch in Friedrichs Zeit eine neue Aera für das Volks-Schulwesen, und wenn gleich Friedrich dieselbe nicht unmittelbar veranlaßt hat, so hat er doch wohl durch die Begünstigung der französischen Literatur den Ideen Rousseau's in Deutschland leichteren Eingang verschafft.

Auch für die städtischen Schulen und sogar für die höheren Lehranstalten that Friedrich weniger, als man von ihm erwarten konnte; der Hauptgrund hievon war immer, daß er die zu dauerhafter Verbesserung nöthigen Summen nicht aufbieten wollte, wie sich denn

übe haupt in diesem Regierungszweige die nachtheiligen Folgen des in dieser Periode bei Friedrich sich zeigenden Strebens nach Geldvorräthen zu unvorhergesehenen Fällen sich deutlich zeigt. — Da jedoch die Anstellung der Lehrer an den höhern Anstalten, und die Verhältnisse derselben in näherem Bezuge zu Friedrichs Alleinherrschaft standen, so fand er oft Gelegenheit, seine Begriffe über Lehrer und Lehrgegenstände auszusprechen. So bei dem Vorfall der Schule zu Kloster Bergen, schrieb Friedrich auf einen Ministerialbericht hierüber: „Der Abt (Hähm) Tauget nichts Man Mus Einen Andern in der Stelle haben, Kein Mensch wil jetzo seine Kinder dahin Schicken, weil der Kerel ein übertriebener pietistischer Narr ist.“ — Allgemein wurde damals schon das Bedürfniß fühlbar, daß in den Schulen noch allzuviel leerer Wortkram, und für das practische Leben unbrauchbare Doctrinen gelehrt würden. Die Zeiten des Merkantilsystems, und die dadurch erzeugte industrielle Regsamkeit mußte daher den Realismus im Unterrichtswesen hervorrufen. Schon im Jahre 1717 hatte Johann Julius Hecker, Prediger an der Dreifaltigkeitskirche zu Berlin, in der Folge Consistorial-Rath, mit der rühmlichsten Uneigennützigkeit eine Realschule gestiftet. In derselben sollten junge Leute zu jedem Berufe, dem sie sich widmen wollten, vorbereitet werden. Es war dieß die Idee der erst in unserer Zeit zu Stande gekommenen polytechnischen Schulen, die kein anderes Wissen verbreiten, als das wahrhaft brauchbare und ersprießliche. Leiter scheiterte damals der Plan an der Unmöglichkeit, in diesen Zeiten brauchbare Lehrer zu finden, und die Anstalt trennte sich bald in zwei Schulen, von welchen die eine dem Elementar-Unterricht, die andere der gelehrten Bildung gewidmet blieb. Friedrich hatte der neuen Anstalt, außer andern Vortheilen, die Errichtung einer Buchhandlung: Realschulbuchhandlung, gestattet. — Im Jahre 1773 wurden zu Berlin bloß durch Vermächtniß, und Beiträge von Wohlthätern 16 Freischulen gestiftet, in welchen 980 arme Kinder unentgeldlich unterrichtet wurden. Auch die jüdischen Freischulen trugen viel zur zeitgemäßeren Bildung der jüdischen Confessionsverwandten bei. —

Für die Universitäten that Friedrich ebenfalls wenig, obgleich er durch stete Ermunterung die Alten zu studieren, das auf diese gerichtete Streben mehrfach hob. — Ueberhaupt kannte Friedrich die Einrichtung des Unterrichtswesens, besonders auf den Universitäten, wenig. — Vielfach waren die Beschränkungen, die er in Bezug auf die Erlaubniß zum Studieren feststellte, da es mit seiner Regie-

rungsweise innig zusammenhing, eine gewisse Stetigkeit, und Abgeschränktheit in den verschiedenen Ständen zu erhalten. — Die Academie, auf welche Friedrich beträchtliche Summen verwendete, konnte ihres französischen Zuschnittes halber, weder auf die eigentliche Wissenschaft noch auf die allgemeine Volksbildung von irgend bedeutendem Einflusse sein, es bewährte sich der von Friedrich beim Antritt seiner Regierung ausgesprochene Grundsatz, daß sie „nicht nur zur parade dienen sollte" keineswegs; die Abneigung deutscher Gelehrten gegen dieselbe sprach sich daher oft gegen dieselbe aus. In einem Briefe Johann Georg Forsters an Jakobi vom Jahre 1779 heißt es: „Die französische Academie? Lassen Sie mich den Staub von meinen Füßen schütteln und weiter gehen." Der ihr als Monopol übergebene Kalender-Verkauf wurde nicht lange zur Ausjätung der schädlichsten Auswüchse des Vorurtheils benützt. Die Academie fürchtete geringeren Absatz ihrer Kalender, und die daraus entstehende Verminderung ihrer Einkünfte so sehr, daß sie nicht einmal gegen das kleinlichste Vorurtheil anzustoßen wagte. Neben dem manches Nützliche enthaltenden Taschenkalender erschien daher fortwährend einer, der allen früheren Unsinn getreulich wieder gab. So blieb auch dieser Kanal, durch den man in die untersten Regionen des Volkslebens manches Nützliche hätte leiten können, unangewendet. —

Obgleich Friedrich das Schulwesen seiner Zeit und die Bestrebungen in ihm wenig kannte, da sein Geist meist nach ganz andern Richtungen hin gewendet, dort meist der ungetheilten Kraft bedurfte; um die gewonnene Stellung zu behaupten, so glaubte er dennoch auch hierin eine competente Stimme zu haben, und sie aussprechen zu müssen; und obgleich mancher gute Gedanken in seinen Aussprüchen zu finden ist, ist doch augenscheinliche Verkennung unserer ganzen wissenschaftlichen und socialen Verhältnisse erkennbar, wenn man die Erziehung der Griechen und Römer hier in Anwendung bringen zu können glaubt. Der zweite Theil, der bei Lebzeiten des Königs gedruckten Werke des Philosophen von Sans-Souci, enthält nemlich einen „Brief über die Erziehung an Herrn Burlamaqui, Professor in Genf" vom Jahre 1770. Nach der kurzen Einleitung heißt es: „Es gewährt mir Freude, die vor unsern Augen aufwachsende Jugend zu betrachten. Sie ist die künftige Generation, die der jetzigen anvertraut ist; sie ist ein neues Menschengeschlecht, auf dem Wege, das jetzige zu ersetzen; sie ist die wiederauflebende Hoffnung und Stärke des Staates, und wird, wenn man sie richtig leitet, seinen Glanz und Ruhm fortpflanzen. Ich stimme mit ihnen überein.

ein weiser Fürst muß allen Fleiß darauf verwenden, nützliche und tugendhafte Bürger in seinen Staaten zu bilden. Schon lange habe ich die Erziehung geprüft, die man der Jugend in den verschiedenen europäischen Staaten gibt. Die Menge großer Männer, die Griechenland und die römische Republik erzeugten, hat mich für die Erziehungsweise der Alten eingenommen; und ich bin überzeugt, daß man durch Befolgung ihrer Methode eine Nation bilden könnte, die bessere Sitten hätte als unsere neueren Völker." Nun wird von der Verkehrtheit in der Erziehung des Adels, von der Tyrannei der Frauen gegen ihre Männer, von ihrer Affenliebe gegen ihre Kinder, von der Unbrauchbarkeit der Mentore gesprochen, und dann über die höhern Schulen in Preußen hinzugefügt: „Der einzige Vorwurf, den man diesen machen könnte, besteht darin, daß sie nur darauf sehen, das Gedächtniß ihre Zöglinge anzufüllen; daß sie diese nicht an das Selbstdenken gewöhnen, ihre Urtheilskraft nicht früh genug üben, und es versäumen, ihren Geist zu bilden, und ihnen edle tugendhafte Gesinnungen einzuflößen. „Daher kömmt es, bemerkt er weiter richtig, daß beim Eintritte ins Leben alsbald das Meiste wieder vergessen wird. Von den Universitäten zu Halle und Frankfurt an der Oder sagt er: „Auf beiden sind so gute Professoren als sich zu unsern Zeiten nur finden lassen; dennoch muß man innig bedauern, daß das Studium der griechischen und Lateinischen Sprache nicht mehr so stark im Gange ist, wie ehedem. Wie es scheint, haben die guten Deutschen vor der gründlichen Gelehrsamkeit, die sie ehemals besaßen, jetzt Abscheu, und wollen sich jetzt mit möglichst geringer Mühe Ruhm erwerben. Sie betrachten den Vorgang einer benachbarten Nation, die nur liebenswürdig sein will; und bald werden sie ganz auf der Oberfläche bleiben." (?) Er spricht alsdann von dem abgeschafften Duellunfug auf den Universitäten *). „Die Professoren — sagt er dann — sind durch ihren Eigennutz und durch ihre Trägheit schuld daran, daß die Kenntnisse sich nicht so stark verbreiten, als es wohl zu wünschen wäre." „Noch ein anderer Fehler ist der, daß die jungen Leute ihre Reden, Theses und Disputationen nie selbst ausarbeiten, sondern sie von irgend einem Repetenten machen lassen; so kann denn oft ein talentloser Student bei nur einigem Gedächtniß, ohne viele Mühe Lob ernten. Ermuntert man die Jugend nicht selbst zum Müßigange, wenn man ihr

*) Den 19. Mai 1750 hatte Friedrich den Studenten aus dem Bürgerstande das damals allgemein übliche Degentragen verboten.

Anleitung gibt, nichts zu thun? Ein junger Mensch muß zum Arbeiten angehalten werden. Man lasse ihn seine Aufsätze selbst machen, kritisire sie ihm, lasse sie umändern, und gewöhne ihn dadurch, daß er sie öfters umarbeiten muß, an richtiges Denken und an bestimmten Ausdruck. Wenn man bloß das Gedächtniß der Jugend übt, so rostet ihre Urtheilskraft. Man überladet sie dann wohl mit Kenntnissen, aber sie kann, weil die nöthige Beurtheilungskraft fehlet, keinen Gebrauch davon machen. Alsdann wird Boerhave für die Medicin, Newton für Astronomie und Geometrie empfohlen, Thomasius gelobt und auf Wolff, in dem sich Friedrich überhaupt getäuscht zu haben glaubte, ein heftiger Ausfall gemacht, der Unwille eines Professors erzählt, dem er Locke als Metaphysiker empfohlen habe, und das Studium der Mathematik nach dem Vorgange von Leibnitz und Kopernikus empfohlen, dann wieder auf die Erziehung des Adels zurückgegangen, die Strenge, die im Kadetteninstitute gehandhabt wird, gelobt, den Eltern strenge Aufsicht über ihre Kinder empfohlen, die Weichlichkeit unserer Zeiten in Vergleich mit den alten Deutschen geschildert, und am Ende der höchst sonderbare Vorschlag gemacht, die Erziehung zu verlängern. „Ich komme immer wieder auf die Gesetze der Griechen und Römer. Nach ihrem Beispiele sollte man, meiner Ansicht nach, festsetzen, daß die Söhne nicht vor dem 26. Jahre aus der väterlichen Gewalt kämen, und daß die Väter gewissermaßen für ihre Aufführung verantwortlich wären. Gewiß würde man dann die Jugend nicht der schädlichen Gesellschaft der Dienstboten überlassen; gewiß würde man die Lehrer und Hofmeister, die man ihnen gäbe, und denen man das Schätzbarste was man besitzt, anvertraut, einsichtsvoller wählen; gewiß würde dann der Vater seinen Sohn selbst in Zucht halten und im Nothfall bestrafen, um aufkeimende Laster in ihm zu ersticken. Hiezu müßten noch einige nothwendige Verbesserungen auf Schulen und Universitäten kommen.“ Er spricht alsdann von der Sucht, bald zu hohen Aemtern befördert zu werden, bemerkt, daß der Geburtsadel zwar ein Vorzug, aber nicht der ausschließliche sei, und spricht dann den merkwürdigen Satz aus: „Ich bin überzeugt, man kann den Menschen zu was man will, machen.“ Er führt das Beispiel der Griechen und des Czar Peters I., der die Russen civilisirte, an. „Man glaubt fälschlich, daß Künste und Wissenschaften die Sitten verweichlichten. Alles, was den Geist aufklärt, und die Sphäre seiner Kenntnisse erweitert, erhöht die Seele, statt sie herabzuziehen.“ Indem er alsdann auf die Erziehung der weiblichen Jugend über-

geht, ruft er die Manen Hermanns und des großen Kurfürsten an, um die heutige Entnervung zu sehen. Friedrich, der in seiner Jugend die Gesellschaft der Damen gekannt, in späterem Alter aber dieselben höchst selten besucht hat, erlaubt sich dennoch, in Absicht auf wahre Bildung, die jetzige Generation der früheren unbedingt nachzustellen. Es klingt uns fast mehr wie Ironie, als Klage, wenn wir Friedrich philisirds von der guten alten Zeit reden hören. Er glaubt den alleinigen Grund eines solchen Rückschrittes in dem Mangel an französischen Gouvernanten zu sehen. Er eifert mit Wärme gegen die gekünstelte Salons-Erziehung, spricht dem weiblichen Geschlechte dieselben Geistesanlagen zu wie den Männern, und man macht im Vorbeigehen der russischen Kaiserin Katharina eine höfliche Verbeugung. Zuletzt spricht er von der Heiligkeit der Ehe, und macht hiebei die wichtige Bemerkung, daß erzwungene und dadurch böse geführte Ehen den traurigsten Einfluß auf die Erziehung der Kinder üben. —

Wir sehen also, daß Friedrichs Wirksamkeit, so wie seine Kenntnisse im Fache der Erziehung mehr fragmentarisch war. Der Skepticismus der Encyklopädisten war überhaupt nicht dazu geeignet, über das Wie und Was der Erziehung und Bildung zu festen Normen zu gelangen. Weniger jedoch kam auf die unmittelbare Thätigkeit des Königs in dieser Beziehung mehr an, denn schon war ein neues Leben in Wissenschaft und Kunst erstanden, von Friedrich kaum geahnt, wenn gleich durch und von ihm vielfach angeregt. Ehe wir jedoch diese Seite ausführen, von wo aus die Geschichte Friedrichs und seiner Zeit mächtig herüberragt in die Bestrebungen unserer Tage, wollen wir hier noch vorher, neben seine Thätigkeit im Innern seines Staates, die nach Außen stellen.

Aeußere Politik.

„Es gibt für jedes Alter eine Kinderklapper, die Liebe für die Jünglinge, die Ehrbegier für das reifere Alter, die politische Rechenkunst für die Greise.“ Dieses „Alles ist eitel“ des nordischen Salomo — wie ihn Voltaire zuerst, und dann auch die übrigen französischen Schriftsteller oft nannten — darf überhaupt, so wie auch auf ihn selbst nur mit Beschränkung angewendet werden. Denn hatten sich in seiner Jugend die überraschendsten Erscheinungen in den Vordergrund gestellt, so fehlte hinter den Kulissen die Machination keineswegs. Schon in den beiden ersten schlesischen Kriegen

sahen wir Friederich eine Gewandtheit, im diplomatischen Verkehr entwickeln, die ihn bald als den Meister seiner Zeit bekundete. Während des Friedens und des langen Krieges, sahen wir ihn die jedesmaligen politischen Conjuncturen mit aller Einsicht und Macht des ihm eigenen Geistes ergreifen. Nach dem Hubertsburger Frieden schien ganz Europa der Segnungen des Friedens sich zu freuen.

Friedrich hatte seinem Preußen eine unbezweifelbare Stellung im europäischen Staatensysteme erkämpft, von allen Bundesgenossen verlassen, hatte er allein den Kampf vollendet. Nach geschlossenem Frieden stand er noch immer allein da. Nach dem Austritte des edeln Pitt aus dem englischen Ministerium hatte Bute den Pariser Frieden geschlossen, und trotz der Vortheile, die man in demselben gewonnen, war dieß doch die erste Handlung, die, wegen ihres inconstitutionellen Abschlusses, die Unpopularität des Ministeriums Bute begründete, und während der unverständigen Regierung George III., die in der Folge so bedeutsam gewordenen Bewegungen bedingte. — Frankreich stand noch in unnatürlicher Verbindung mit Oesterreich. Friedrich hätte sich gerne mit Frankreich verbunden, zumal da er in dem ihm zugethanen französischen Volksgeiste eine mächtige Stütze gefunden hätte; aber die innere Zerrüttung dieses Staates, ließ weder erwarten, daß man sich von Oesterreich trennen würde, noch daß man dann kräftige Maßregeln erwarten dürfe. — Aber eine neue europäische Macht, die schon einmal für Friedrich rettungsvoll gewesen war, war es, an die er sich jetzt anzuschließen gedachte. Seit Peter I., der den Grund zu der ungeheuern Militärmacht Rußlands gelegt, war dieselbe stets mehr und mehr angewachsen. Das Militär war hier Alles, von ihm gingen alle Revolutionen aus, die Personen wechselten auf dem Throne, ohne daß das Volk es merkte. Auf diesem Militär beruhte aber auch die Macht Rußlands nach Außen, denn man bediente sich dieser ungeheuern Massen roher Menschen nach den geschickten Berechnungen der gebildeten Welt. Der Großkanzler der Kaiserin Elisabeth, Bestucheff, hatte Rußlands beständige Politik, mit den Worten bezeichnet: „Unsere innere Politik, unser Handel, Alles muß dem einzigen Gesichtspunkte untergeordnet sein, das Ausland durch Furcht zu beherrschen. Wir werden als Nichts unter den europäischen Völkern gerechnet, sobald wir nicht beständig hundert tausend Mann an unserer Grenze stehen haben, welche jeden Augenblick über Europa losbrechen können.“ — In Dänemark und Schweden herrschten jetzt die russischen Gesandten mit unumschränkter Gewalt. Polen, wenn auch innerlich durch

Parteiungen zerrissen, stand dennoch noch immer selbstständig da, mit seiner kräftigen und edeln Nation, Europa und Rußland trennend und dieses nach Asien zurückweisend, aber: „Wir haben Europa einmal gesehen und sind nicht gesonnen, unsern Sitz in seinem Völkerrechte so leichten Kaufes zu verlassen," bemerkte vielbedeutend ein russischer Staatsmann. Catharina II. hatte im Juli 1762 den russischen Kaiserthron bestiegen, und zeigte bald dem staunenden Europa die ungeheure Kraft einer rohen und ungeschwächten Volksmasse. Auch sie kokettirte mit dem Zeitgeiste und dessen Organen, um den grellen Widerspruch vieler ihrer Handlungen vielleicht dadurch zu mildern. Während des siebenjährigen Krieges hatten die russischen Heere noch mehr die orientalische Schwerfälligkeit ablegen gelernt, theils war aber auch durch den Aufenthalt dieser Heere in Polen der russische Einfluß in diesem Lande mehr und mehr befestigt worden. August III., König von Polen, stand in hohem Alter, die russische Politik arbeitete nun dahin, bei der neu zu unternehmenden Königswahl, sowohl den alten Zustand der Dinge in Polen, also den Zustand der Zerrüttung und Schwäche zu erhalten, als auch einen machtlosen und dem russischen Interesse ergebenen König auf den Thron der Jagellonen zu bringen. Den 5. October 1763 starb König August und Catharina arbeitete nun dahin, ihren ehemaligen Geliebten, Stanislaus Augustus, aus dem gräflichen Hause der Poniatowski, einen Piasten, auf den polnischen Thron zu erheben, und dieß Vorhaben trotz der Verachtung der Nation, die sich gegen ihn kundgab, durchzusetzen. Ehedem hatte bei der Wahlangelegenheit in Polen die größte Eifersucht unter den Höfen Europa's bestanden, da jeder den ihm ergebenen Canditaten auf den Thron erheben wollte. Friedrich suchte eifrigst in ein näheres Bündniß mit der Kaiserin von Rußland zu treten, da er nun die Absichten Catharina's in Bezug auf Polen kannte, suchte er ihren Wünschen dadurch zuvorzukommen, daß er seinem Gesandten in Warschau befahl, vereint mit dem russischen Gesandten zu handeln. Da Catharina die Bereitwilligkeit Friedrichs für die Ausführung ihrer Plane sah, und da ihr Premierminister Panin in ihr das Verlangen erregt hatte, mit Preußen ein Bündniß zu schließen, so kam den 11. April (31. März alten Stils) 1764 zwischen beiden Höfen ein Bündniß zu Stande. Beide Theile garantirten sich auf acht Jahre ihre Besitzungen in Europa, und versprachen, ohne gegenseitige Einwilligung keinen Waffenstillstand und keinen Frieden zu schließen, im Falle eines feindlichen Angriffes aber, einander wechselseitig 10,000 Mann

zu Fuß und 2000 Reiter zu stellen, oder wenn die Kaiserin von der Crimm, Friedrich vom Rheine her bedroht werden sollte, jene 400,000 Rubel, dieser 480,000 Thaler Hilfsgelder zu zahlen. Der geheime Artikel dieses Tractates lautete: „In Erwägung, daß es im gemeinschaftlichen Interesse Ihrer Majestäten des Königs von Preußen und der Selbstherrscherin aller Reußen ist, daß die Wahl der polnischen Krone frei bliebe, und daß keine Familie sich des Thrones erblich bemächtigte; verpflichten sich besagte Majestäten gegenseitig auf die feierlichste Weise durch diesen geheimen Artikel, nie zuzugestehen, daß man die Republik ihres freien Wahlrechtes beraube. Sie verpflichten sich ebenfalls, durch alle ihnen zu Gebote stehenden Mittel, den Entwurf der Begründung eines erblichen Thrones in diesem Lande zu bekämpfen, mit Gewalt jedes Unternehmen dieser Art zurückzustoßen und übereinstimmend zu handeln (mit den Waffen in der Hand, sofern es nothwendig sein sollte), um die Verfassung und die Grundgesetze der polnischen Republik zu erhalten.“ Neben der Eigenmächtigkeit, mit der sich hier fremde Mächte in die innern Angelegenheiten eines Reiches mischten, geht aus diesem Bündnisse deutlich hervor, daß beide Mächte sich dazu verbunden hatten, die Anarchie und somit die innere Schwäche in Polen zu erhalten. — Friedrich machte sich auch verbindlich, zur Erhebung des Stanislaus Poniatowski auf den polnischen Thron mitzuwirken. — Die Höfe von Wien und Versailles hatten schon durch eine Erklärung vom 16. März 1764 der Kaiserin von Rußland die ganze Wahlangelegenheit überlassen.

Erste Theilung Polens (1772).

Das ehedem so mächtige Polen war von Jahrhundert zu Jahrhundert durch die Mängel seiner Verfassung gesunken. Auf mehr als 13,400 Quadratmeilen fruchtbaren Landes wohnten über neun Millionen Einwohner. Diese bestanden: aus einer Geistlichkeit, die aus Unwissenheit dem furchtbarsten Fanatismus huldigte, aus einem hohen und niedern Adel, der eine durch Reichthum und Ansehen herrschend, der andre durch Gewaltthätigkeit und durch Käuflichkeit, theils den großen Familien des Landes, theils den sich einmischenden auswärtigen Mächten freien Spielraum zur Willkür bietend. Der Adelige war auf seinen Gütern unumschränkter Herrscher, er zahlte dem Wahlkönige keine Abgaben, herrschte über Leben und Tod seiner Bauern, und hielt in seinem Hause eine Freistätte für alle Verbrecher. Nur der König, den er allein wählte, durfte über ihn richten,

ohne Vorladung und Geständniß der That ihn nicht gefangen nehmen ꝛc. Nur er konnte zu Staatsämtern gelangen, er allein war beinahe ausschließlich zum Gütererwerbe berechtigt. Diesem Adel unterthan waren sechs Millionen leibeigene Bauern. Neben diesen waren bloß die Kaufleute in den Städten Bürger. Außerdem wohnten eine Million Juden in Polen. Ein König, den der Adel wählte, stand an der Spitze des Reiches. Mußte so Polen, wie die Republiken des Alterthums, sinken, weil ihm der wahre Kern, der sogenannte Mittelstand fehlte, so war seine Staatsverfassung ganz dazu geeignet, durch Getheiltheit der Interessen diesen Zustand der Dinge zu erhalten und zu verschlimmern. Die Grundgesetze des Staates waren: „Das Reich ist ein Wahlreich, und nie wird bei Lebzeiten des Königs sein Nachfolger gewählt. Zweitens: Wenn der König gegen die Gesetze handelt, oder die Privilegien der Nation verletzt, ist die Nation ihres Eides gegen ihn entbunden. Drittens: Alle zwei Jahre soll ein allgemeiner Reichstag sein, und jeder einzelne Landbote kann durch sein „Nie pozwalam (ich erlaube es nicht) alle Beschlußnahme aufhalten. Viertens: Nur der Adel, aus diesem aber auch jeder Einzelne, hat Stimme bei der Königswahl.“ Die beiden ersten haben sich in der Geschichte als unbrauchbar bewährt, die beiden letzten aber haben viel Unheil über das Land gebracht, besonders aber hatte jenes berüchtigte liberum veto Polen zum Gespötte und zur Verachtung der Mitwelt gemacht.“

Im Mai 1764 versammelte sich der polnische Reichstag, dießmal als Conföderation, welche in drängenden Fällen einen Bund mit unbegränzter Vollmacht bildete, und in welchem die Mehrheit der Stimmen entschied. 10,000 Russen waren zu ihrem Schutze, das heißt, zur Durchsetzung des russischen Willens, in Warschau eingerückt. Die Partei der Czartorinsky, der Verwandten des Stanislaus, ward nun gegen die mächtigere Partei der Radzivil von ihnen unterstützt. Sie entsetzten den Congreßfeldherrn und andere ihrer Würden, und besetzten die Stellen mit Gliedern aus der Familie Czartorinsky. Endlich rückten noch 120,000 Russen in Litthauen ein; die Radzivil Branicky ꝛc. führten einen förmlichen Krieg gegen sie, wurden aber bald besiegt, und Stanislaus Poniatowsky wurde auf der zum zweitenmale versammelten Conföderation am 7. September 1764 aus Furcht vor Rußland zum Könige gewählt. Der russische Gesandte Repnin und der preußische Gesandte Kaiserling herrschten nun in Polen. Die russischen Truppen blieben im

Lande. Nachdem die russische Kaiserin den Polen viele Vortheile abgedrungen, bot sich ihr ein neuer Vorwand, Polen zu verwirren und niederzuhalten. Zu den vielfachen unglückseligen Scheidungen und Privilegien in Polen, war seit dem 1. Februar 1717 nun auch noch das hinzugetreten, daß die ehemals den andern Einwohnern gleich gestellten Nichtrömisch-Katholischen ihrer Rechte beraubt worden waren. Man nannte diese Akatholiken, die der griechischen und protestantischen Kirche angehörten, Dissidenten (Andersglaubende). Bald nach der Thronbesteigung Poniatowsky's, forderten diese ihre alten Rechte wieder, die Kaiserin erfaßte diese Angelegenheit mit Lebhaftigkeit, um sich desto füglicher in die innersten Angelegenheiten des Staates einmischen zu können. Der Vorwand der Toleranz möchte wohl Niemanden täuschen, da selbst die Art, wie man diese Sache durchführte, deutlich zeigte, daß hier wiederum, wie schon so oft edle Zwecke unedeln Absichten zum Scheingrunde dienen mußten. Der polnische König, obgleich er sich dem Willen der Russen hierin geneigt zeigte, wurde dennoch von dem russischen Gesandten mit rücksichtsloser Verachtung behandelt. Den 1. September 1766 versammelte sich wiederum der polnische Reichstag, die Gesandten von Rußland, Preußen, England und Dänemark verlangten völlige Gleichstellung der Dissidenten mit den übrigen Einwohnern. Auch das Billigste wurde verweigert. Nun bildeten die Dissidenten und die Feinde des Königs unter dem Vorsitze Radzivils, und auf die Ermunterung Repnins, gemeinschaftlich den 23. Juni eine sogenannte General-Conföderation: überall war nun Mord und Blutvergießen. Stanislaus wendete sich an Rußland und bat um Hilfe. Den 5. October 1767 versammelte er einen außerordentlichen Reichstag, aber trotz der drohenden Macht der Russen in Warschau blieben die Polen bei ihrer Weigerung, die Dissidenten zu emancipiren. Repnin ließ nun die heftigsten Gegner dieses Antrages, die Bischöffe Soltyk von Krakau und Zaluski von Kiew, den Grafen Rzewuski, Woywoden von Krakau, und seinen Sohn nebst noch mehren andern in der Nacht des 13. October gefangen nehmen und einzeln nach Sibirien abführen. — Den 23. Juli 1767 hatte sich Friedrich noch enger mit Rußland verbunden. England sah, durch einige Handels-Vortheile von Rußland gewonnen, allem diesem ruhig zu. Nur die Franzosen suchten die Türken zum Kampfe gegen die Russen aufzuwiegeln und unterstützten die unzufriedenen Polen mit Geld. Diese, durch die schreiende Gewalt der fremden Macht zur Verzweiflung gebracht, und von den Geistlichen aufgeregt, bildeten nun überall

Vereine, besonders im März 1768 zu Bar in der Woywodschaft Podolien, nahe bei den Türken, die berühmte katholische Gegenconföderation. Sie eroberten Krakau, und nannten sich nun allein die Republik. Stanislaus rief die Russen zu Hilfe, und bald hatten diese die ungeordneten tapfern Schaaren der Conföderirten zerstreut, und verfuhren nun mit unbändiger Grausamkeit gegen dieselben; sie verfolgten sie bis auf türkisches Gebiet und steckten die crimmische Stadt Balda in Brand. Dieß wurde nun das Signal zu einem neuen Kampfe.

Die auf Antrieb Frankreichs schon lange zum Kampfe sich rüstenden Türken erklären endlich den 30. October 1768 den Russen den Krieg. „Aber wie Friedrich bemerkt — diese Kriegserklärung war vorschnell, denn sie gaben im Grunde den Russen damit eine Warnung, sich während des Winters auf einen Angriff der Ottomanen im Frühlinge zu rüsten. Hätten sie ihre Kriegserklärung bis auf das kommende Jahr aufgeschoben, so hätte der Blitz in demselben Augenblicke gezündet, als man den Donner vernommen hätte.“ So unklug im Beginne, eben so unglücklich war der Verlauf des Krieges für die Pforte. Dennoch ward durch die Veränderung des Kriegsschauplatzes den Polen Gelegenheit gegeben, sich wieder zu erheben, und hie und da mit Vortheil zu kämpfen. Joseph II., Maria Theresia's würdiger Sohn, der den 18. August 1765 deutscher Kaiser geworden und Mitregent seiner Mutter war, erlaubte den Polen, sich auf seinem Gebiete in Ungarn zu sammeln, und von da aus nach Polen zu ziehen; denn Oesterreich insbesondere mußte das Kriegsglück der colossalen Macht Rußlands gefahrdrohend erscheinen. Die russischen Heere waren nemlich in die Moldau und Wallachei eingedrungen, und hatten hier die türkischen Heere, sowie im griechischen und schwarzen Meere die türkische Flotte nachdrücklich geschlagen. — —

Friedrich hatte sich zur Erstattung der vertragsmäßigen Hilfsgelder genöthigt gesehen, die er ungerne der Emporbringung seiner Staatskräfte entzogen sah. Friedrich selbst befürchtete, „daß sein Bundesgenosse allzu mächtig werde, und ihm mit der Zeit, wie den Polen Gesetze vorschreiben würde, eine Aussicht, die so gefährlich, als abschreckend war.“ Von nun an insbesondere entfaltete sich Friedrichs politische Gewandtheit in ihrer glänzendsten Thätigkeit. Kaiser Joseph II. hatte schon im Jahre 1766 eine Zusammenkunft mit Friedrich beabsichtigt. Aber Maria Theresia und Kaunitz fanden eine solche Zusammenkunft nicht genehm. „Der Kaiser fühlte

einigen Verdruß über diese Weigerung, und eröffnete dem Könige von Preußen, daß er schon Mittel finden werde, die Unhöflichkeit gut zu machen, zu der ihn seine Pädagogen zwängen." Das ungewöhnliche Kriegsglück der Russen näherte nun auch in ihrer politischen Stellung die sonst so Verschiedenes beabsichtigenden beiden Monarchen Friedrich und Joseph.

Den 25. August 1769 traf Joseph II. zu einem Besuche bei Friedrich in Neiße ein. Altes Ceremoniel ward hier unbeachtet gelassen. Der Kaiser fuhr geradeswegs zur Wohnung des Königs, der ihm entgegen ging, worauf beide Monarchen sich umarmten. Joseph sagte: „Nun sehe ich meine Wünsche erfüllt, da ich die Ehre habe, den größten König und Feldherrn zu umarmen," worauf Friedrich versetzte: „er sehe diesen Tag als den schönsten seines Lebens an, denn er werde die Epoche der Vereinigung zweier Häuser ausmachen, die zu lange Feinde gewesen seien, und deren gegenseitiges Interesse es erfordere, sich einander eher beizustehen, als aufzureiben." Der Kaiser erwiederte: „für Oesterreich gebe es kein Schlesien mehr." Arm in Arm gingen alsdann die beiden Monarchen umher, und unterhielten sich mit den Manövern, die das preußische Heer ausführte. — Indeß konnte einer solchen Zusammenkunft die Politik nicht fremd bleiben, so wenig man sich auch den Anschein hiezu geben wollte. Der Kaiser bemerkte, daß er zwar, so lange seine Mutter lebte, sich nicht schmeicheln dürfe, hinlänglichen Einfluß zu erlangen, um seine Wünsche zu vollführen; daß jedoch bei der jetzigen Lage der Dinge in Europa, weder seine Mutter, noch er jemals zugeben würden, daß die Russen im Besitz der Moldau und Wallachei blieben. Er schlug daher dem Könige vor, auf den Fall eines Krieges zwischen England und Frankreich, der damals nicht unwahrscheinlich war, strenge Partheilosigkeit in Deutschland zu beobachten; gleicherweise wurde verabredet, daß man sich jeder Einmischung bei unvorhergesehenen anderen Unruhen enthalten wolle. Den 28. August wurde dieser Vertrag unterzeichnet.

Während Friedrich, der sich so eng mit Rußland verbunden, sich dem heimlicheren Feinde desselben näherte, wohl wissend, daß es dennoch stets in seiner Macht liege, jeden seiner künftigen Schritte nach Willkür zu ordnen, betrieb er auch fortwährend seine freundschaftlichen Unterhandlungen mit der Pforte, deren Geneigtheit er sich trotz der den Russen gewährten Hilfeleistung erhalten hatte, und die er nun aus mehrfachen Gründen zu baldigem Abschlusse des Friedens bewegen wollte. Durch alle diese sich scheinbar durchkreu-

zenden Unterhandlungen, hatte er den russischen Hof keineswegs von sich abwendig gemacht, sondern er wußte durch eben diese und andere Bemühungen, sich demselben als treuen und unentbehrlichen Bundesgenossen darzustellen.

Man hatte die innere Staatsverfassung und die Religion benützt, um nach Willkür mit dem polnischen Reiche zu verfahren. Die fürchterliche Verheerung des Landes erzeugte Hungersnoth, und die aus den türkischen Provinzen eingedrungene Pest machte dieß unglückliche Land nun vollends zum Schauplatze des gräßlichsten Jammers. Die Pest gab nun dem Könige von Preußen Gelegenheit, zur Abhaltung derselben von seinem Staate einen Cordon längs der Grenze zu ziehen. Die preußischen Truppen mißhandelten die Polen, — und wie man sich bei Friederichs Regierungsweise wohl denken mag, nicht ganz ohne Wissen des Königs — auf die empörendste Weise. Die Oesterreicher, die Grenzstreitigkeiten berichtigen wollten, hatten nun ebenfalls auch wegen der Pest, Truppen an ihren Grenzen gegen Polen aufgestellt. — Die glücklichen Fortschritte der Russen gegen die Türken erregten immer mehr Besorgniß.

Den 3. Septemper 1770 machte Friedrich dem Kaiser Joseph einen Gegenbesuch zu Neustadt in Mähren *). Dießmal war auch

*) Der Fürst von Ligne, der im Gefolge des Kaisers war, hat in einer kleinen Schrift viele pikante Züge aus dieser Zusammenkunft zusammengestellt, die ein deutliches Bild von jenem vielgerühmten Conversationstalent und von der geistreichen Jovialität Friedrichs geben. Als man einst zur Tafel ging und nach dem noch nicht anwesenden Laudon gefragt wurde, sagte Friedrich: „Das ist gegen seine Gewohnheit, sonst war er vor mir da. — Erlauben Sie, daß er diesen Platz neben mir habe; ich sehe ihn lieber mir zur Seite, als mir gegenüber." Als es einst ganz ungewöhnlich stark geregnet hatte, sagte der König: „Ihre guten Katholiken werden sagen: das kömmt davon her, wenn man einen Menschen ohne Religion bei sich hat. Was machen wir denn mit diesem verdammten König, der doch wenigstens ein Lutheraner ist. Denn ich glaube in der That, daß ich ihnen Unheil bringe. Ihre Soldaten werden gesagt haben, es ist endlich Friede und nun muß uns der verteufelte Mann doch noch zur Last fallen." — Von dem General Traun sagte er, dieser sei es, von dem er das Wenige, was er wisse, gelernt habe. Die österreichischen Grenadiere nannte er „würdig, die Leibgarde des Mars zu sein." Von den vielen Prinzen, die Friedrich hier sah, sagte er: „Alle diese Leute sind doch einerlei Schlages. Man muß die großen Häuser im Reiche pfropfen, die Bastarde darin sind mehr werth als die ehelichen Söhne." Friedrich hatte sich aus Galanterie in der

Kaunitz dabei, der in einer Unterredung mit Friedrich die Verbindung Preußens, als den einzigen Damm ansah, „den man der überströmenden Fluth (der russischen Macht), die ganz Europa zu überschwemmen drohe, entgegensetzen könne.“ Friedrich wollte es sich angelegen sein lassen, die im Entstehen begriffenen Mißverhältnisse zwischen den beiden Kaiserhöfen auszugleichen; denn dadurch hatte er sich sowohl seinen Bundesgenossen, als auch die Geneigtheit Oesterreichs erhalten, und vornemlich die Last eines allgemeinen Krieges, in welchen auch er mit verwickelt worden wäre, von sich abgewendet. Aber auch noch andere Ausgleichungen standen in der Ferne sicht. — Während des Aufenthaltes in Neustadt traf ein Kurier aus Stambul ein. Die Pforte wünschte, die Höfe von Berlin und Wien möchten sich bei der Czarin verwenden, und einen billigen Frieden unterhandeln. — Bei dieser Versammlung hatte man jedoch schon den Ausweg gefunden, um alle die widerstrebenden Theile zu versöhnen; es war dieß das bis dahin in der Geschichte noch unerhörte Beispiel, ein zwischen mächtigen Nachbarn gelegenes Land unter sich zu theilen — die Republik Polen ward als Opfer hiezu ersehen. Noch von Neustadt aus schrieb Friedrich an seinen Gesandten, den Grafen Solms in Petersburg, und an die Czarin selbst. Diese aber, durch das übermäßige Glück ihrer Waffen gehoben, wollte nicht umsonst gesiegt haben. Sie forderte außer den beiden Carbardeien die Festung Asow und deren Gebiet, die freie Schiffahrt auf dem schwarzen Meere, und eine griechische Insel zur Niederlage für den Handel, auch die Unabhängigkeit des Crimmischen Tartarchans (welches so viel war, als ihn unter russische Herrschaft stellen), und den Besitz der Moldau und Wallachei auf fünf und zwanzig Jahre, zur Entschädigung für die verwendeten Kriegskosten. Solche Anträge hatte Catharina, die sich gerne als Wiederherstellerin des griechischen Kaiserthums dachte, gestellt.

Oesterreich schloß nun den 6. Juli 1771 mit der Pforte eine geheime Convention, wornach es derselben die von Rußland eroberten Provinzen wieder zu verschaffen, und Polens Unabhängigkeit und

---

österreichischen weißen Uniform gekleidet. Er schnupfte viel spanischen Tabak. Als er einmal seinen Anzug so gut er konnte, rein machte, sagte er zu dem neben ihm stehenden Fürsten von Ligne: „Ich bin für Sie nicht reinlich genug, ich bin nicht werth, würdig Ihre Farbe zu tragen.“ Daraus schloß ich — bemerkt hiebei der Erzähler — er würde sie, wenn es Gelegenheit dazu gebe, noch einmal mit Pulver beschmutzen.

Freiheit zu erhalten versprach. An den für die Rüstungen zu bezahlenden Hilfsgeldern erhielt Oesterreich von den Türken sogleich acht Millionen Gulden. Friedrich, der von diesem Bündniß Nachricht erhalten hatte, erklärte, daß, im Fall der Friede zwischen beiden Kaiserhöfen nicht zu erhalten wäre, er seinem Verbündeten beitreten werde. Er rüstete deshalb die ganze Reiterei, und er wußte das Gerücht von seinen Rüstungen hinlänglich allgemein zu verbreiten. Dieß sollte aber nur dazu dienen, um Rußland seine bundesgenössische Treue und Bereitwilligkeit zu bewähren, und um Oesterreich mit günstigerem Erfolge Vermittlungsanträge stellen zu können.

Weder die preußischen noch die österreichischen Truppen, die den Kordon gegen Polen gezogen, schonten mehr der Grenze. Oesterreich machte Ansprüche auf dreizehn zu der ungarischen Gespannschaft Zips gehörige Ortschaften, welche seit uralter Zeit an Polen verpfändet waren, auf welche man aber seitdem förmlich verzichtet hatte. Im December 1770 besetzten dessenungeachtet die österreichischen Truppen diese Ortschaften. — Um dieselbe Zeit war Prinz Heinrich, der Bruder Friedrichs, nach Petersburg gereist, um die Czarin zu gemäßigteren Friedensbedingungen mit der Pforte zu bewegen, und besonders den Ausbruch eines Krieges mit Oesterreich zu vermeiden. Als man zu Petersburg die Handlungen der Oesterreicher in Polen vernahm, äußerte die Czarin ihre Empfindlichkeit, da sie sich hier in Angelegenheiten zuvorgekommen sah, die sie allein lenken wollte. „Polen — sagte sie dann — scheine ein Land zu sein, in welchem man sich nur bücken dürfe, um Etwas zu nehmen. Wenn Oesterreich sich Stücke dieses Landes zueignen will, so hätten ja die Nachbarn das Recht, ein Gleiches zu thun.“ Diese Worte erfaßte der Prinz, als zu seinen Planen vollkommen geeignet, mit umsichtiger Lebhaftigkeit. Er pries dieß der Czarin, als das glücklichste Mittel, um sowohl aus den gegenwärtigen Conjuncturen Vortheil zu ziehen, und dabei dennoch einen neuen weitaussehenden Krieg zu vermeiden. „Sie können, sagte Heinrich, sich in den Friedensbedingungen gegen die Pforte großmüthig beweisen, wenn die Republik Polen gezwungen würde, die dem russischen Reiche gelegensten Provinzen abzutreten, die diesem vielleicht mehr werth sein dürften, als was den Türken zu nehmen sei. Ein Gleiches könne Oesterreich und Preußen zugestanden werden. Die Vergrößerung jenes auf Kosten Polens habe weit weniger Bedenken, als wenn man ihm osmanische Provinzen zugestehen wolle, bei deren Auswahl immer das Interesse Rußlands und Oesterreichs in Collision kämen, daß aber

auch Preußen einen verhältnißmäßigen Zuwachs erhalten müsse, erfordere die Billigkeit, welche selbst Oesterreich nicht verkennen würde, und die Behauptung des Gleichgewichts zwischen den beiden Mächten. Auch biete sich hier das Mittel dar, um den freundschaftlichen Wunsch zu befriedigen, welchen die Kaiserin bereits geäußert, den König für die Aufopferungen entschädigen zu können, mit der er die Pflichten seiner Allianz erfülle. Dieß könne am besten geschehen, wenn man einige Stücke von Polen mit dem preußischen Staate verbinde, und diesen dadurch noch fähiger mache, auch in der Folge sich als einen nützlichen Bundesgenossen Rußlands zu bewähren." Alsbald legte hierauf Prinz Heinrich der Kaiserin eine Karte von Polen vor, auf welcher die Theile, welche jede der drei Mächte sich zueignen könnte, angedeutet waren.

Als Prinz Heinrich seinen Bruder von der Bereitwilligkeit der Kaiserin, Polen zu theilen, benachrichtigte, meinte dieser dennoch, kaum daran glauben zu dürfen, daß der russische Hof die von ihm verbürgte dermalige Verfassung Polens, durch die ihm das ganze Land schon als Provinz anheimgefallen war, werde aufgeben wollen, um nun dieses Land mit andern Mächten zu theilen. Der preußische Gesandte, Graf v. Solms, erhielt daher Auftrag, die Gesinnungen des Petersburger Hofes noch mehr zu erforschen; es fand sich aber, daß selbst der Anfangs widerstrebende Premierminister, Graf Panin, nun dem Willen seiner Kaiserin beistimmte.

„Ich werde die Türken schrecken und den Engländern schmeicheln; gewinnen Sie Oesterreich, daß es Frankreich einschläfere," hatte Catharina dem Prinzen Heinrich bedeutet. Dieses letztere übernahm nun Friederich. Kaunitz wollte die Besitznahme der dreizehn Ortschaften nicht als die Ursache der Theilung angesehen wissen. Friedrich aber erklärte dem österreichischen Gesandten in Berlin, daß Rußland nicht im Mindesten mehr ungehalten sei über die Besitzergreifung der Oesterreicher in der Gespannschaft Zips, und daß er als Beweis der Freundschaft ihnen rathe, sich nach Wohlgefallen in diesem Theile Polens auszubreiten; welches sie um so sicherer thun könnten, weil ihr Beispiel von den andern Nachbarmächten dieses Königreichs nachgeahmt werden würde. — Kaunitz aber versprach dem Könige die Truppen aus Polen zurückzuziehen, wenn die andern Mächte ein Gleiches thäten, und er rieth dem Könige, von dem, viele Verwicklungen nach sich ziehenden, Plane abzustehen.

Friedrich aber war bemüht, die Theilung Polens auf alle Weise zu fördern. Er glaubte mit Gewißheit annehmen zu dürfen, daß,

wenn nur einmal der russische und preußische Hof sich über den Theilungsplan vereinigt hätten, der wiener Hof bald beitreten müsse. Ohne dem wiener Hof daher eine nochmalige Erbffnung zu machen, berichtete Friedrich nach Petersburg, daß man, ungeachtet der Fürst Kaunitz sich bis jetzt nicht habe darüber erklären wollen, dennoch vorhersehen könne, er werde gerne die Hand dazu bieten, sobald die beiden übrigen Höfe über ihre gegenseitigen Absichten einverstanden wären. Es sei daher höchst rathsam, die Sache möglichst zu beschleunigen. Die durch ihn an den russischen Hof gelangten Nachrichten von den Rüstungen der Oesterreicher in Ungarn, in deren Darstellung Friedrich nichts verabsäumte, was seinem Plane einer baldigen Beschlußnahme förderlich wäre, machten die Czarin dem Könige und seinen Vorschlägen so geneigt, daß sie es ihm überließ, den Theilungsplan vollständig zu ordnen. Dieser ward alsbald eingeschickt. Friedrich verlangte Pomerellen, den Netzdistrict von Großpolen diesseits der Netze, das Bisthum Ermeland, die Palatinate Marienburg und Kulm, Rußland möge die ihm gelegensten Provinzen wählen, auch lud er nun Oesterreich ein, diesem Vertrage nach Gefallen beizutreten.

Aber während die Czarin hier gewinnen wollte, wollte sie ihre bedeutenden Ansprüche an die Pforte nicht aufgeben. Das mochte Kaunitz nicht zugeben, denn Rußland wäre durch den Besitz der Moldau und Wallachei ein zu gefährlicher Nachbar gewesen. Oesterreich betrieb daher eifrig seine Kriegsrüstungen in Ungarn, und auch Friedrich rüstete seine Macht zur Hülfe Rußlands. Aber Friedrich wußte die Czarin noch dahin zu bestimmen, daß sie zur Beruhigung Oesterreichs versprach, in dem Frieden mit der Pforte von allen Eroberungen zwischen der Donau und dem Dniestr abzustehen. Dagegen entsagte auch Friedrich einer Forderung, die den Abschluß des Theilungsvertrages verzögert hatte. Er wollte nemlich nicht nur den Hafen Danzigs, sondern auch die Stadt und Stadtgebiet sich zueignen. Da man durch diese Abtretung die Handelseifersucht Englands erregt, und das Interesse dieses Landes mit in die schon so verwickelten Angelegenheiten gezogen hätte, so nahm die Czarin hievon den Vorwand, daß sie die Abtretung dieser Stadt nicht zugeben könne, da sie ihre Verfassung garantirt habe. Friedrich trat endlich von seinen Ansprüchen zurück, um, wie er sagt, „eine so wichtige Unterhandlung, wegen eines Vortheils, der eigentlich nur weiter hinausgeschoben war, nicht aufzuhalten.“ — Den 17. Februar 1772 wurde endlich zu Petersburg der geheime Vertrag unterzeichnet, wonach

Catharina sich Alles das zueignete, was die Düna, die Drutsch und der Dniepr abschneiden. Friedrich erhielt das, worauf er Ansprüche gemacht, mit Ausschluß der Städte Thorn und Danzig. Außerdem garantirten sich beide Mächte ihre Besitzungen, und versprachen, gemeinsam Polen zur Abtretung zu zwingen, und sich im Fall eines Krieges mit Oesterreich gegenseitig kräftigst zu unterstützen.

Die Kaiserin Maria Theresia war zwar einem weitaussehenden Kriege mit den Russen abgeneigt, ihr Edelsinn verschmähte aber den Ausweg einer Theilung Polens. Kaunitz und Joseph II. aber wünschten das Reich zu vergrößern; dennoch aber ließ eine Theilung Polens die Auflösung des so künstlich geknüpften Bandes mit Frankreich befürchten. Doch endlich gelang es Kaunitz, die Bedenklichkeiten Maria Theresia's zu beschwichtigen und sich wegen Frankreichs zu beruhigen. Den 4. März 1772 ward zu Wien der Theilungsvertrag unterzeichnet, und obgleich Kaunitz seine Forderungen hoch gesteigert hatte, ward dennoch mit dem Abschluß eines allgemeinen Tractates von den andern Höfen nicht lange gezögert, da man die Einmischung fremder Mächte befürchten mußte. Erst den 5. August 1772 ward jedoch der Theilungsvertrag völlig berichtigt.

Als nun die Höfe einig geworden waren, schickte jegliche der drei verbündeten Mächte ein 10,000 Mann starkes Armeekorps nach Polen, welches sich in dem angesprochenen Landestheile ausbreitete. Während die Generale der drei Mächte in Warschau standen, und von den Ständen die Abtretung der besetzten Provinzen forderten, erschien zugleich ein Manifest: „daß die Drei verbundenen Mächte zu Verhütung ferneren Blutvergießens und zu Herstellung des Friedens in Polen, sich einverstanden hätten, gewisse unzweifelhafte Rechte auf einige polnische Provinzen geltend zu machen; daher sie einen Reichstag verlangten, der über die neuen Grenzen sich mit ihnen vergleichen möge.“ — Zugleich gaben die drei Mächte die sogenannten rechtlichen Ausführungen über ihre Ansprüche ein. Im Bewußtsein des in diesem ganzen Benehmen liegenden Hohnes, sagt Friedrich ausweichend: „Wir wollen hier die Rechte der drei Mächte nicht umständlich erörtern; es bedurfte in der That eines sonderbaren Zusammenflusses von Umständen, um die Gemüther bis auf diesen Punkt zu bringen und sie über die Theilung Polens zu vereinigen.“

Den 19. April 1773 ward zwar endlich ein Reichstag versammelt; aber nichts vermochte die ob so unerhörter Gewalt verzweifelten Polen, zur Rechtfertigung ihrer Schmach zu bewegen. Weder Geld, noch die Drohungen der Mächte und die Qualen der furcht-

bar mißhandelten angrenzenden Provinzen, konnte die Versammelten zur Einwilligung in die Abtretung bestimmen. Umsonst riefen der König und die Republik den Beistand aller europäischen Mächte an, umsonst stellten sie mit überzeugenden Gründen dar, daß unmittelbare Verträge, sowohl wie die Sicherung des eigenen Besitzstandes solche Hilfe erheischen. Niemand wollte der bedrängten Republik kräftigen Beistand leisten. Umsonst schwor der König von Polen dem englischen Gesandten, er werde sich eher seine rechte Hand abhauen lassen, als die Abtretung unterzeichnen — die Uebermacht siegte. Im Mai wurde endlich ein Ausschuß des Reichstages ernannt, aber auch dieser mochte das Unrecht nicht gut heißen, alle Strenge wurde gegen sie aufgeboten, man drohte mit der Theilung von ganz Polen, und der Ausschuß mußte endlich das unterzeichnen, was zu hindern ihm die Macht fehlte. Dennoch bestätigte erst den 13. April 1775 der Reichstag die Theilung.

Gleich hart wie die Zerstückelung des Landes, war nun die Umgestaltung der innern Verfassung des noch übrigen Polens, die die drei Mächte von ihnen erzwangen. Zwar wurden — damit man gleichsam über die Beweggründe der früheren Eingriffe sich selbst Lüge strafe — die Rechte der Dissidenten den Katholiken preisgegeben, aber die unheilbringenden Punkte der alten Verfassung sollten nicht nur beibehalten werden, sondern noch unheilbringendere neue wurden ihnen zugesellt; dem Adel wurde noch mehr Einfluß gegeben, das freie Veto erhalten, und die königliche Macht noch vielfach geschmälert.

So wurde Polen getheilt *) und seine gänzliche Auflösung vorbereitet. Rußland erhielt den größten aber am wenigsten bevölkerten und fruchtbaren Antheil; Oesterreich den fruchtbarsten und einträglichsten, Preußen den kleinsten, aber am meisten bevölkerten Theil, der auch politisch für dasselbe von großer Bedeutung wurde, da es dadurch seine Staaten abrundete. Fünf Millionen Einwohner wurden verloren, an Rußland 1,500,000, an Oesterreich 2,500,000, an Preußen 860,000. — Dem Könige von Preußen war in dem abgeschlossenen Tractate der Bezirk von Großpolen diesseits der Netze, den Fluß entlang, zugestanden worden, so daß die Netze von nun

*) Man hat vielfach darüber gestritten, ob Friedrich der Urheber dieser Theilung war; aber die Frage kann als eine müßige betrachtet werden, „denn wer Böses aufnimmt und ausübet, verdient wenigstens eben so viel Tadel, als wer Böses veranlaßt und verschlägt," sagt ein preußischer Geschichtschreiber.

an die Grenze seiner Staaten bilden, und ihm der Fluß durchaus gehören sollte. Diesen Sinn mußte jeder Unbefangene in die Worte legen, Friedrich aber verstand unter dem „der Fluß durchaus" die Netze bis zu ihrem südlichen Ursprung mit Inbegriff ihres diesseitigen und jenseitigen Flußgebietes. Er breitete sich daher nicht nur gleich Anfangs auf dem linken Flußgebiete aus, sondern er rückte sogar nachher zweimal die Grenzen weiter, zuletzt bis tief herab in die Woiwodschaft Inowrazlaw, und besetzte noch einen Strich jenseits der Drewenza südlich von Thorn. Der zu diesen Geschäften gebrauchte v. Breukenhof rückte auch eigenmächtig die Grenzen weiter, und ließ sich dann in dem so besetzten Lande, im Namen seines Königs huldigen, dessen Willen er wohl zu kennen schien. Umsonst boten die ob solchen fortgesetzten Hohnes tiefgekränkten Polen Waffenmärsche gegen diese Anmaßungen auf, umsonst baten sie jetzt bei ihrer Feindin, der Czarin, um Hilfe. Auch die Oesterreicher hatten durch ähnliche Erweiterungen ihres Ländertheiles die Polen stets mehr und mehr verwundet. Zwar ward nach einigen Jahren vom Oesterreich sowohl, als von Preußen ein kleiner Länderstrich zurückgegeben, aber bei weitem nicht Alles, was man in fortgesetzter Willkür sich angeeignet. —

Frankreich allein hätte die Beraubung Polens hindern können und sollen. Der Premierminister Choiseuil hatte zwar Anfangs den Polen regelmäßig Subsidien bezahlt, auch hatte er den Plan, ganz Polen in eine Conföderation zu vereinigen; aber der österreichische Hof wußte ihn davon abzubringen. Der nachherige Minister Aiguillon, der in der öffentlichen Meinung gebrandmarkt war, kümmerte sich wenig um Polen. Der alte Ludwig XV. — von dem Friedrich sagt, „daß er sonst keinen Fehler hatte, als den, daß er König war" — war immer mehr in Laster versunken, und während seine neue Geliebte, du Barry, es gleichsam darauf angelegt zu haben schien, alles noch übrige königliche Ansehen in Frankreich zu stürzen, ward durch die Theilung Polens das Königthum nicht nur verachtet, sondern auch verhaßt, wie sich dieß neben andern Umständen bald herausstellte." — „Die Theilung Polens ist ein ewiges Denkmal der Schwäche Ludwigs XV." sagte Graf Sebastiani als Minister in der französischen Deputirtenkammer im Jahre 1831! —

Den 21. Juli 1774 ward zu Kainardschi in der Bulgarei der Friede mit den Türken abgeschlossen. Europa schien nun von einer Krisis befreit zu sein, aber die Theilung Polens bedingte in der Folge ganz andere Erscheinungen, die in mancher Beziehung Maria

Theresia bei der Weigerung zu dem Theilungsplane wohl geahnt haben mochte. Sie hatte ihren Beichtvater um Rath gefragt, in wie weit die Theilung Polens wohl gerecht sei. Dieser schrieb deshalb nach Rom; das erfuhr Kaunitz, und es war ihm leicht, das Orakel des heiligen Vaters nach seinem eigenen Willen zu gestalten. In einem Briefe an ihren Minister schrieb Maria Theresia: „Als alle meine Länder angefochten wurden und gar nit mehr wußte, wo ruhig niederkommen sollte, steifte ich mich auf mein gutes Recht und den Beistand Gottes. Aber in dieser Sach, wo nit allein das offenbare Recht himmelschreyent wider Uns, sondern auch alle Billigkeit und die gesunde Vernunft wider uns ist, mueß bekhennen, daß Zeitlebens nit so beängstigt mich befunten und mich sehen zu lassen schäme. Bedenkh der Fürst, was wir aller Welt für ein Exempel geben, wenn wir um ein ellendes stuk von Pohlen unser ehr und reputation in die schanz schlagen. Ich merkh woll, daß ich allein bin und nit mehr en vigueur, darum lasse ich die sachen, jedoch nit ohne meinen größten Gram, ihren Weg gehen." — Unter den Entwurf des Theilungstractas schrieb sie: „Placet, weil so viele große und gelehrte Männer es wollen; wenn ich aber schon längst todt bin, wird man erfahren was aus dieser Verletzung von Allem, was bisher heilig und gerecht war, hervorgehen wird." — Durch das unerhörte Beispiel der Theilung Polens ward die factische Macht als Recht autorisirt, und somit ein Grundsatz anerkannt, der hernach in der französischen Revolution auf ganz andere Weise wirkte. Man hatte ein Beispiel gegeben, daß Gesetz und Recht nur so lange bestehen, als die Macht dazu fehlt, die Dinge anders zu gestalten. Wenn man aber seitdem die Verbindung der Politik mit der Moral die politische Quadratur des Kreises genannt hat, so ist dieß leider keineswegs ein bloß durch die neuere Geschichte gegebenes Problem, vielmehr wurden bei den größeren Begebenheiten der Geschichte fast immer die heiligen Zwecke der unheiligen Absichten mißbraucht, das Laster flüchtete sich in die Heiligthümer der Menschheit, weil es dort geborgen war. Die neuere Zeit aber hat den furchtbar gellenden Mißlaut in der geglaubten Harmonie der Dinge schreiender als je vernehmen lassen. Wer im vorigen Jahrhunderte an ein politisches Gleichgewicht glaubte, das die politischen Theile Europa's in ihrem Schwebepunkt zu erhalten vermöge, ward durch die Theilung Polens und die darauf folgenden Begebenheiten furchtbar enttäuscht. — Die höchste Sache der Menschheit wird es jedoch stets bleiben, die innern Nöthigungen der Moral so in Privat- und

Staatsleben einzuführen, daß sie auch äußere Nöthigungen — daß sie Gesetz werden; eine auf den Principien des Rechts und der Moral gegründete Constitution ist hiezu das Mittel für die innern Verhältnisse des Staates; die Auffindung eines solchen für die Verhältnisse der Staaten gegen einander, bleibt die Aufgabe des neuern Völkerrechts.

Friedrich mochte trotz seines Spottes, mit dem er die niedergedrückten Polen persönlich verfolgte *), dennoch die wahre Ansicht

*) Friedrich schrieb um diese Zeit ein Gedicht in sechs Gesängen mit einer Zuschrift an den Papst unter dem Titel: „Der König der Conföderirten," worin er den Aberglauben und das Unglück der Polen verspottet. Wenn wir gleich daraus das eigene Talent Friedrichs, aus allen und jeden Begebenheiten Etwas für seine Muse zu gewinnen, und dadurch seinen nach allen Seiten hin thätigen Geist erkennen, so läßt es sich doch kaum erklären, wie er an solchen poesielosen Versificationen, die noch zudem seinen Mangel an Edelsinn bekunden, Freude finden mochte. Den 15. Nov. 1771 schreibt er an Voltaire: „— Um Ihnen doch auch von meinen übrigen Beschäftigungen Rechenschaft zu geben, muß ich Ihnen sagen, daß ich, als kaum der Gebrauch der linken Hand wieder in meiner Gewalt war, auf den Einfall kam, Papier zu verderben, nicht um das Publikum und ganz Europa, die hell genug sehen, zu unterrichten, sondern um mir selbst die Zeit zu vertreiben. Ich habe nicht Catharina's Siege besungen, sondern die Thorheiten der Conföderirten gegeißelt. Scherz ist einem genesenden Kranken angemessener, als der Ernst des erhabenen Tones. Sie sollen eine Probe von diesem Gedichte sehen. Es besteht aus sechs Gesängen, und ist schon vollendet; denn eine fünfwöchentliche Krankheit ließ mir Zeit genug, um nach Belieben zu reinen und zu feilen. Zwei Gesänge, die ich für Sie abschreiben lasse, werden Ihnen lange Weile genug machen. „Ach! was ist der Mensch doch für ein unverbesserliches Geschöpf," werden Sie sagen, wenn Sie noch jetzt wieder Verse von mir sehen. Indeß, die Eroberung der Wallachei, der Moldau und der Tartarei müssen in einem andern Tone besungen werden, als die Thorheiten eines Krasinsky, Potocki und Oginsky. Da ich mir eine Art von Freiheit nehmen zu dürfen glaube, so habe ich bei dieser Gelegenheit Gebrauch davon gemacht, und, da ich doch nun ein für allemal ein excommunicirter Ketzer bin, den Blitzen des Vatikans Trotz geboten. Machen Sie es auch so, denn Sie sind ja in demselben Falle." Den 2. Jan. 1772: „Ich gestehe, daß es meine Pflicht ist, Sie mit den Conföderirten, die ich besinge, bekannt zu machen; so wie Sie selbst die Anekdoten aus der Zeit der Ligue erzählt haben, um über die Henriade alles nöthige Licht zu verbreiten. So mögen Sie denn wissen, daß meine Conföderirten, zwar weniger tapfer als Ihre Liguisten, aber, nicht minder fanatisch, diesen an Verbrechen nicht nachstehen wollten." Er spricht von der aus Patriotismus versuchten Entführung des

der Dinge hegen, und er ergriff bald die Gelegenheit um die gekränkte öffentliche Meinung wieder mit ihm und seinen Handlungen zu versöhnen.

Polenkönigs — dem er eigenmächtig ein religiöses Moment untergeschoben zu haben eingesteht — als von der gräßlichen That eines unerhörten Königsmordes. „Ich habe mir noch mehr Freiheit genommen, fährt er dann fort, denn obgleich der Krieg noch fortdauert, so hat meine Phantasie schon Frieden geschlossen, da ich nicht gewiß wußte, ob ich, wenn diese Unruhen ein Ende nehmen, nicht das Podagra wieder bekommen würde. Aus dem dritten und vierten Gesang, den ich Ihnen zuschicke, werden Sie sehen, daß sich unmöglich große Gegenstände unter so viele Ungereimtheiten mischen ließen. Das Erhabne ermüdet zuletzt, aber über das Niedrigkomische lacht man. Ich glaube mit Ihnen, je älter man wird, desto mehr müsse man sich aufzuheitern suchen. Wohl nichts hätte mir so reichlich Veranlassung dazu geben können, als die Polen (!?). Montesquieu würde seine Zeit vergeudet haben, wenn er bei ihnen die Theorie der Republiken oder der monarchischen Regierungsform gesucht hätte. ꝛc." Und Voltaire, der freie Philosoph, der Feind aller Religion und des Christenthums insbesondere, bringt nichts vor gegen solche Sünde am Geiste der Wahrheit und Freiheit, er wünscht nur, daß die Türken (die er doch wohl als sogenannte Ungläubige nicht verfolgen konnte?) aus Europa vertrieben würden, seiner Kaiserin (wie er Catharina II. nannte) und Friedrich räth er wiederholt, dieses auszuführen; und Friedrich sieht sich gedrungen, ihm das Widersprechende seines Benehmens vorzurücken. — Wie ganz anders erscheint dagegen d'Alembert, er rügt unverholen die Unwürdigkeit des von dem Könige verfertigten Gedichtes, und daß er dann eine Denkmünze auf das wiedergewonnene Reich (Regno redintegrato) habe schlagen lassen, er spricht sein Gefühl für das Unglück der Polen aus, und wünscht: „daß durch Friedrich den Großen, den Conföderirten und den Dissidenten, den Türken und Russen, Europa und Asien der Friede gegeben würde." Friedrich aber schreibt ihm den 26. Jan. 1772: „Aus Ihrer Antwort sehe ich, daß es eine Menge Gegenstände gibt, die dabei gewinnen, wenn man sie aus der Ferne sieht. Hiezu könnte man die Conföderation in Polen rechnen. Wir, die wir Nachbarn dieser rohen Nation sind, die wir die einzelnen Glieder und die Häupter dieser Parteien kennen, wir hatten sie blos des Verlachens werth." In Bezug auf den geäußerten Wunsch schreibt er: „Sie bilden sich wohl ein, man mache eben so leicht einen Frieden zwischen feindlichen Mächten als schlechte Verse, aber ich wollte es eher unternehmen, die ganze Geschichte der Juden in Madrigale zu bringen, als drei Regenten, worunter noch zwei Frauen sind, gleiche Gesinnungen einzuflößen. Dennoch aber lasse ich mich nicht entmuthigen, und an mir wird die Schuld nicht liegen, wenn dieser Friede nicht so schnell zu Stande kömmt, als ich es wünsche. Wenn das Haus unseres Nachbarn brennt, so muß man das Feuer löschen, damit es nicht das unsrige er-

Der baierische Erbfolgekrieg (1778).

Kaiser Joseph II. war schon als Mitregent seiner Mutter unabläßig thätig gewesen, seinen Thatendurst zu befriedigen. Von den Ideen der Zeit mächtig durchdrungen, hatte er sichs zum Lebenszweck gesetzt, durch Kräftigung und Bildung seiner Staaten die Pflichten der ihm gewordenen Stellung zu erfüllen. Friedrich charakterisirt ihn in einem Briefe an Voltaire vom 16. September 1770 folgendermaßen: „Ich habe in Mähren den Kaiser gesehen, der sich in Bereitschaft setzt, eine große Rolle in Europa zu spielen. Er ist an einem bigotten Hofe geboren und hat den Aberglauben abgelegt; ist in Prunk erzogen und hat einfache Sitten angenommen; wird mit Weihrauch genährt, und ist bescheiden; glüht vor Ruhmbegierde, und opfert seinen Ehrgeiz den kindlichen Pflichten auf, die er wirklich äußerst gewissenhaft erfüllt; hat nur Pedanten zu Lehrern gehabt, und hat Geschmack genug, Voltaire's Werke zu lesen und Ihr Verdienst zu schätzen!" Friedrich war ihm das Vorbild, dem er nachstrebte, ohne doch wie dieser durch die Schule des Unglücks gegangen, und dadurch bedächtiger geworden zu sein; denn er suchte viele Ideen, die Friedrich zum Theil nur ausgesprochen, auch ins Leben einzuführen, trotz einer mächtigen Aristokratie und Geistlichkeit, die ihm weit mehr als Friedrich entgegenstanden. — Es mochte wohl Friedrich schmeicheln, einen solchen Nacheiferer gefunden zu haben, andererseits aber mußte ein solcher die unausgesetzteste Beobachtung erheischen. Von der innern Verwaltung der Monarchie hielt sich Joseph während den Lebzeiten seiner Mutter meist ferne, desto mehr beschäftigte sich sein Geist mit dem Militär und den äußern Angelegenheiten. Die Zustimmung zur Theilung Polens hatte er in Verbindung mit Kaunitz, trotz dem Widerstreben seiner Mutter, durchzusetzen gewußt. Die Vermehrung und Disciplinirung seines Heeres hatte seine stete Aufmerksamkeit in Anspruch genommen, denn sein hoher Geist war auf eine mit Herrschermacht durchzusetzende Veränderung der innern und äußern Staatsverhältnisse gerichtet. — Baiern sollte das Schlesien des kaiserlichen Nacheiferers Friedrichs werden.

---

greife." — Ueber das Gedicht: der Krieg der Conföderirten, das seinen Platz neben dem Gedichte Palladion einnehmen mag, gesteht Friedrich gegen d'Alembert die willkürlichste Entstellung der Thatsachen.

Den 30. December 1777 war der Kurfürst von Baiern, Maximilian Joseph, gestorben, und mit ihm der bairische Zweig der Wittelsbachischen Familie erloschen. Karl Theodor, Kurfürst von der Pfalz, hatte keine Kinder aus rechtmäßiger Ehe. Durch das Zureden der Geistlichen, und durch das Versprechen Oesterreichs, seine natürlichen Kinder zu versorgen, ließ er sich dazu bewegen, den 3. Januar 1778 die bessere Hälfte von Baiern an Oesterreich abzutreten. Karl Theodor hatte für seine Bereitwilligkeit den Orden des goldenen Vließes erhalten. Ohne die Einwilligung des nächsten Erben, des Herzogs von Zweibrücken abzuwarten, ließ nun Joseph gegen die Gesetze der goldenen Bulle, den unbegründeter Weise in Anspruch genommenen Theil besetzen. Der Kurfürst von Zweibrücken, der nicht mächtig genug war, sein Recht mit eigener Macht zu vertheidigen, war eben im Begriff, einen Vertrag mit dem Kaiser abzuschließen, als der Graf Ghtz, in der Eigenschaft eines Gesandten Friedrichs, heimlich zu München angekommen war, und den Kurfürsten bewog, gegen die Theilung seines Erbes zu protestiren, indem er ihm Unterstützung von Seite Preußens zusagte. Auch der sächsische Hof, der mit seinen Ansprüchen an Baiern bei dem Kaiserhofe kein Gehör gefunden, hatte sich an Friedrich gewendet. Im Namen Zweibrückens und Sachsens, und als Glied des deutschen Reiches, trat daher Friedrich für die Aufrechthaltung der ordnungsmäßigen Erbverhältnisse auf, und verlangte von dem wiener Hofe, daß die österreichischen Truppen aus Baiern abzögen. Nun wurden Unterhandlungen eingeleitet. Der wiener Hof sah sich bewogen, seine Ansprüche auf Baiern geschichtlich zu begründen, aber es fehlte auch von der andern Seite nicht an Schriften, die die Unrechtmäßigkeit der von Oesterreich gemachten Ansprüche darlegten. Während in Amerika, England und Frankreich die Urrechte der Menschheit erforscht und verkündet wurden, hatten in Deutschland die Rechtsfreunde wieder einen Anlaß gefunden, um ihre Reichsaktenkenntniß ꝛc. darzulegen, vielleicht ahnend, daß es bald eine Zeit geben würde, wo all dieß schwerfällige Wissen unnütz sein werde. Mehr denn 288 Schriften erschienen über diesen Gegenstand.

Aber Friedrich war wie immer bereit, seinen Gründen durch die That Nachdruck zu verschaffen. Friedrich trat damals gerade in sein 66. Lebensjahr; die Folgen der im siebenjährigen Kriege empfundenen Sorgen und Beschwerden waren sichtbarer hervorgetreten, wie er dieß auch gegen d'Alembert und Voltaire fast in jedem Briefe aussprach; ja oft wuchs sogar sein körperliches Leiden bis

zu dem Grade, daß man sein Leben bedroht glaubte. Bald hatte er sich jedoch stets wieder aufgerafft, und seine segensreiche Wirksamkeit dem Staate gewidmet, gerne hätte er daher jetzt einen Krieg vermieden, der sowohl für seinen Staat, als für seine Person von unabsehbaren Folgen sein konnte. Aber seine Stellung und sein inneres Pflichtgefühl forderten es anders. — Er wendete sich nun an die auswärtigen Höfe, um ihrer Gesinnungen in der obschwebenden Angelegenheit gewiß zu werden. Frankreich, das schon so oft seinen Einfluß auf die innern Angelegenheiten des deutschen Reiches geübt, und noch in letzter Zeit für Baiern in die Schranken getreten war, war nicht nur noch immer mit Oesterreich verbunden, sondern auch, da im Jahre 1770 Ludwig XVI. die österreichische Prinzessin Maria Antoinette geheirathet, durch Verwandtschaft beider Höfe noch fester an dasselbe geknüpft. Dessenungeachtet mochte man am Hofe zu Versailles, aus altem Hasse oder auch aus Nebenbuhlerei, die allzustarke Vergrößerung Oesterreichs fürchten. Auch war Frankreich durch seine Schuldenlast und sein Verhältniß zu den nordamerikanischen Freistaaten, welches das ganze Nationalinteresse in Anspruch genommen hatte, von einem so unpopulären Beistande Oesterreichs abgehalten. Unter dem Vorwande der Gewährleistung des westphälischen Friedens versagte man daher dem deutschen Kaiserhause seine Hilfe. Von hier aus durfte also Friedrich weder Beistand noch Widerstand erwarten. — England war durch die Angelegenheiten in Nordamerika vollkommen beschäftigt. — Rußland, obgleich preußisch gesinnt, und die Unternehmungen des Königs billigend, ward dennoch durch die Aufmerksamkeit auf die Türkei von unmittelbarem Beistande abgehalten. — Von den deutschen Mächten unter sich also sollte einmal wieder allein ihre Sache ausgekämpft werden.

Nachdem noch einige Unterhandlungen vergebens gepflogen worden waren, ordnete Friedrich die innern Angelegenheiten seines Staates, um sich ganz dem nun zu beginnenden Kriege widmen zu können. Den 6. April 1778 erließ er folgende Ordre an das Kammergericht: „Da Wir im Begriff stehen, von hier abzugehen, und die gegenwärtigen Conjuncturen Uns nöthigen dürften, eine Zeitlang abwesend zu bleiben, während dieser Abwesenheit aber wir Uns nicht wie sonst mit den Landesangelegenheiten beschäftigen können; so haben Wir befohlen: daß mit Berichten, Anfragen und Vorstellungen Unsere höchste Person während dieser Zeit weder von Collegiis, noch von sonst jemanden, behelliget werden solle, es sei denn, daß Wir in einem oder andern Fall ausdrücklich einen an Uns höchstselbst abzustatten-

den Bericht erforderten. Ihr habt Euch demnach nicht allein selbst darnach zu achten, und alle etwa an Unsere höchste Person abzustattende Berichte, an Unser Etats-Ministerium, unter der Adresse des Departements, zu welchem die Sache gehöret, zu richten, sondern auch sämmtliche unter Euch stehende Collegia und Gerichte gleichmäßig zu instruiren. In Ansehen der Criminalsachen haben wir verordnet, daß, wenn Todesstrafen erkannt werden sollen, deren Vollziehung während Unserer Abwesenheit ausgesetzet, und die dazu Condemnirte indessen zur sicheren Verwahrung, bis zu Unserer Zurückkunft, in die Festungen gebracht werden sollen; welches Euch gleichfalls hiermit zur Nachricht und Achtung bekannt gemacht wird." — Auch für die gleichmäßige Regulirung der Finanzangelegenheiten hatte Friedrich vorsorglich gearbeitet.

Nach der Musterung der Truppen bei Berlin, hielt Friedrich eine Anrede an die versammelten Generale: „Meine Herren, sagte er, die meisten unter uns haben von ihren frühesten Jahren an zusammen gedient, und sind im Dienste des Vaterlandes grau geworden; wir kennen einander also vollkommen wohl. Wir haben die Unruhen und Beschwerlichkeiten des Krieges schon redlich mit einander getheilt, und ich bin überzeugt, daß Sie eben so ungern Blut vergießen, als ich. Aber mein Reich ist jetzt in Gefahr. Mir liegt als König die Pflicht ob, meine Unterthanen zu beschützen, auch die kräftigsten und schleunigsten Mittel anzuwenden, um das über ihm schwebende Ungewitter wo möglich zu zerstreuen. Diesen wichtigen Vorsatz zu bewerkstelligen, rechne ich auf Ihren Diensteifer und Ihre Neigung zu meiner Person, welche Sie noch allemal gezeigt haben, und die auch bisher nie ohne Wirkung war. Uebrigens können Sie versichert sein, daß ich die Dienste, die Sie ihrem Könige und Vaterlande leisten werden, stets mit warmem Herzen und wahrer Dankbarkeit erkennen werde. Nur darum will ich Sie bitten, daß Sie die Menschlichkeit nicht aus den Augen setzen, wenn auch der Feind in Ihrer Gewalt ist, und daß Sie die unter Ihren Befehlen stehenden Truppen die strengste Mannszucht beobachten lassen. Ich reise jetzt ab, aber ich verlange nicht als König zu reisen; reiche und schöne Equipagen haben keinen Reiz für mich: doch erlaubt mir mein schwächliches Alter nicht, so zu reisen, wie ich in der feurigen Jugend that. Ich werde mich einer Postkutsche bedienen müssen, und Sie haben die Freiheit, eben dergleichen zu thun; aber am Tage einer Schlacht werden Sie mich zu Pferde sehen, und da hoffe ich, werden meine Generale meinem Beispiele folgen."

Den 6. April reiste Friedrich zu seinem an den schlesischen Grenzen stehenden Heere ab, während sein Bruder Heinrich mit einer Heeresabtheilung, die durch 18000 Sachsen unterstützt war, über Dresden nach Böhmen zog. Auch Kaiser Joseph hatte sich zu seinem Heere begeben, welches in wohlverschanzten Lagern an der mährischen und böhmischen Grenze stand. 400,000 Mann standen nun kampfgerüstet einander gegenüber, gegen 3000 Stück schweren Geschützes konnte Tod und Verderben nach allen Seiten hin verbreiten, rasche entscheidende Thaten wurden allerwärts erwartet; aber wieder begannen die Verhandlungen zwischen beiden Regenten, und zügelten den Muth der Soldaten, und spannten die Neugier des deutschen Vaterlandes. — Joseph war, trotz seiner schon längst vorbereiteten Rüstungen, dennoch durch den kaum geglaubten raschen Anmarsch Friedrichs überrascht worden; theils um Zeit zu gewinnen, theils um durch unblutige Uebereinkunft sein Ziel zu erreichen, begann er daher mit dem Könige unmittelbar zu unterhandeln. Den 13. April schickte er von Olmütz aus an Friedrich nach Schönwalde einen Vergleichsentwurf, in welchem er Friedrich vorschlug: „er möge die Gültigkeit des Vertrages zwischen Karl Theodor und Maria Theresia und die Rechtmäßigkeit der österreichischen Besitznehmungen anerkennen, und im Falle beide Theile es zuträglicher finden, das Ganze oder einzelne Landesstriche gegen bequemer liegende auszutauschen, keinem entgegen sein; dafür verspreche auch er, die Ansprüche des brandenburgischen Hauses auf die Fürstenthümer Anspach und Baireuth zu genehmigen, und einen beliebigen Tausch nicht zu hindern.“ — Joseph hatte einst scherzend geäußert, es sei am besten, wenn Oesterreich den Süden und Preußen den Norden Deutschlands sich zueignen; denn da die Theilung Polens durch die Uebereinkunft der Mächte zu Stande gekommen war, so konnte man leicht mit gleichem Rechte dasselbe über die kleinern Reichsfürsten verhängen *). Prinz Heinrich, der bei der Theilung Polens so thätig gewesen war, hatte auch diesen Plan mit Lebhaftigkeit ergriffen, und in der Folge nochmals aufzunehmen gesucht; aber Friedrich hatte überhaupt keine Neigung, in den Plan einzugehen, und namentlich in dem vorliegenden

*) Hat wohl Hr. Stuhr, der in seiner Geschichte des siebenjährigen Krieges (Lemgo 1834. S. 257), die Theilung Polens mit so viel streitender Sophystik vertheidigen will, an diese Consequenz nicht gedacht? oder suchte etwa das deutsche Reich mehr „den Halt seines Daseins in der Fülle der eigenen Kraft“ als die Republik Polen?

Falle wollte er, wie er sagte, sein gutes Recht nicht mit schlecht gegründetem vermischen. Nun wechselten die beiden Monarchen noch mehrere Schreiben, es traten sogar Bevollmächtigte von beiden Seiten zusammen, die einen Monat lang unterhandelten, aber vergebens. Von beiden Seiten erschienen daher abermals Rechtfertigungs-Schriften über ihre Beweggründe und Absichten.

Unterdessen war ein Theil des Sommers erfolglos verstrichen. Friedrich führte nun den 5. Juli das eine Heer über Nachod nach Böhmen und den 8. in ein Lager bei Welsdorf an der Elbe. Das kaiserliche Heer stand großentheils unter dem Feldmarschall Laey, und in zerstreuten Abtheilungen standen jenseits der Elbe die kaiserlichen Truppen; denn Joseph hatte noch immer geglaubt, daß es Friedrich mit dem Kriege keineswegs ernstlich meine, daß die Heere einander nur gegenüber stünden, um den gegenseitigen Beweisgründen mehr Kraft zu geben, daß man sich aber bei gegenseitig eingestandenen Vortheilen und Erwerbungen wohl noch immer gütlich vergleichen könne. Durch den Einmarsch in Böhmen ward man eines andern belehrt. Jetzt sammelten sich schnell die zerstreuten kaiserlichen Truppen, die nun eine Kette bildeten, welche von Königsgrätz über Jaromirz, Schurz und Königinhofen, bis nach Hohenelbe hinauf, durch die Verschanzungen der Natur und Kunst jedem Angriffe trotzen. Auch Prinz Heinrich mit den unter seinem Befehle vereinigten Preußen und Sachsen hatte gegen den feindlichen Heerführer Laudon wenig auszurichten vermocht.

Maria Theresia sah mit Kummer sich wieder in einen Krieg verwickelt. Sie ließ daher durch den Freiherrn von Thugut dem Könige Anträge machen. Da diese jedoch schon längst vorgebracht waren, so gab Friedrich unbefriedigende Antwort. Es erfolgte daher ein zweites Schreiben, worauf der König seine Bedingungen dahin erläuterte: „Oesterreich müsse Baiern gänzlich räumen, bis auf den Landstrich, den, von Passau an, der Inn bis zum Einfall der Salza, und diese bis zur salzburgischen Grenze einschließen, und zur Entschädigung sollte es an Sachsen eine Million Reichsthaler für Pfalzbaiern bezahlen, und dieser Summe die Herrschaften Mindelheim und Rothenberg beifügen. Die durch Maximilians Tod erledigten Reichslehen solle es der neu eintretenden pfälzischen Linie, und, nach deren Aussterben, der Zweibrücker verleihen, den Herzog von Mecklenburg mit einem kleinen Lehen befriedigen, oder ihm das Recht, daß von den Landesgerichten keine Berufung auf die Reichsgerichte weiter stattfinden dürfe (jus de non appellando), einräumen. Gegen Branden-

burg müsse es sich verpflichten, dessen Anwartschaft auf die fränkischen Fürstenthümer anzuerkennen, und dem etwaigen Austausch keine Hindernisse zu setzen." Den 6. August traf die Antwort der Kaiserin hierauf ein, „daß sie erbötig sei, Alles was sie von Baiern und der Oberpfalz besetzt halte, zu räumen, und die übrigen Forderungen der Fürsten den Reichsgesetzen zur Entscheidung zu überlassen, wenn Friedrich sich verpflichte, auf Ansbach und Baireuth ebenfalls für sich und seine Nachkommen zu verzichten, und dieselben einem nachgeborenen Prinzen zu überlassen." Nun unterhandelten die Bevollmächtigten beider Höfe wieder vom 13. bis zum 18. August im Kloster Braunau, aber ebenfalls ohne Erfolg.

Während der vielen Unterhandlungen, und bei dem Vertheidigungssysteme, welches man dießmal genehm fand, waren wenige erhebliche Kriegsthaten vorgefallen. Die Mitte Augusts war schon vorüber. Da beschloß Friedrich endlich, aus seinem Lager bei Burkersdorf aufzubrechen, den Feind bei Hohenelbe zu umgehen und sich mit seinem Bruder, der bei Niemens stand, zu vereinigen. Aber verschiedene zusammenwirkende Umstände bestimmten den König selbst, das Unternehmen aufzugeben. — Indessen war das Jahr vorgerückt, der Mangel an Proviant ward in dem engen Bezirke, in dem eine so große Menschenmasse seit drei Monaten stand, fühlbar, verschiedene Krankheiten rafften Viele dahin, Desertionen wurden bei dem preußischen Heere immer häufiger. Endlich trat Prinz Heinrich und Friedrich den 14. September den Rückzug an. Friedrich bezog nochmals sein Lager bei Wildschütz und den 21. September noch ein neues bei Schatzlar. Den 15. October hob er endlich auch dieses auf, und ging über Landshut nach Schlesien, wenig vom Feinde beunruhigt, aber durch den Regen und die übergetretenen Bäche vielfachem Ungemache preisgegeben. — General Wurmser erwarb sich während des Winters, durch verschiedene Züge gegen die Preußen einen beträchtlichen Ruhm. Auch sonst wurde der kleine Krieg thätig geführt, und Bewegungen gemacht, die auf entscheidendere Thaten des nächsten Jahres hindeuteten, bis endlich der Friede allen diesen Unternehmen ein Ende machte. — Friedrich lebte während des Winters zu Breslau, wo er seine Aufmerksamkeit, neben den lebhaften diplomatischen Unterhandlungen, der deutschen Literatur und ihren Vertretern widmete.

Catharina II. förderte den Abschluß des Friedens durch eine nachdrückliche Erklärung, die sie nach Wien und Regensburg gesandt hatte, worin man verlangte: „daß den Fürsten des Reichs eine völlige

Genugthuung wegen ihrer Beschwerden und besonders wegen ihrer wohlbegründeten Klagen über den Einfall in Baiern zu gewähren; sonst sähe sich die Kaiserin von Rußland nothgedrungen, ihre Verbindlichkeit gegen Seine Preußische Majestät zu erfüllen, und für Dieselben das bundesmäßige Hilfskorps abzusenden." Auch der französische Hof ließ durch seinen Gesandten, von Breteuil, für den Frieden arbeiten. Kaunitz und Joseph waren dagegen, Maria Theresia wünschte ihn, die deutschen Reichsfürsten wollten ihre Interessen ausgeglichen haben, und so wurde endlich am 13. Mai 1779 der Friede zu Teschen unterzeichnet. In demselben war man übereingekommen, daß die Kaiserin sich dem bevorstehenden Anheimfall der Markgrafthümer Baireuth und Anspach an den König von Preußen, als Kurfürsten von Brandenburg, in keiner Weise zu widersetzen, verspreche, sie entsagt im Voraus den Lehnrechten, die sie über einige Theile dieser Länder ausübte. Den Kurfürsten von Pfalzbaiern spricht sie von der eingegangenen Verpflichtung frei, erkennt dessen Rechte an seines Oheims Maximilian gesammte Verlassenschaft, verleiht ihm die böhmischen Lehen in der Art, wie letzterer sie besessen hat, und wird den Kaiser ersuchen, ihm auch die erledigten Reichslehen in Baiern und Schwaben zu übertragen. Für sich und ihre Nachkommen erhält sie von dem in Anspruch genommenen Erbe den Länderstrich, den der Inn, die Donau und die Salza begrenzen, in welche Abtretung (von etwa 38 Quadratmeilen) der Herzog von Zweibrücken willigt. An Sachsen zahlt der Kurfürst von der Pfalz sechs Millionen Gulden Reichsgeld, in vier und zwanzig halbjährigen Fristen, und ertheilt ihm zugleich die Rechte an die Schönburgischen Herrschaften Glauchau, Waldenburg und Lichtenstein, bisher Eigenthum der böhmischen Krone, nun vermöge getroffener Uebereinkunft, ihm zugehörig. Bei dem Kaiser wird man sich verwenden, daß er das Haus Mecklenburg von der Unterordnung seiner Gerichte unter die des Reiches entbinde.

Der ganze bairische Erbfolgekrieg, den Friedrich nicht als einen Krieg, sondern als einen Rechtshandel angesehen wissen wollte, war von ihm nicht mit jener Leichtigkeit und jenem anhaltenden Gleichmuthe geführt worden, welche die Thaten seiner frühern Tage bezeichnen. Zwar fehlte es nicht an mannigfachen Anlässen, wo er die ungeschwächte Kraft seines persönlichen Muthes *) und seines

*) Friedrich hatte sich eines Tages eine Ader schlagen lassen, desselben Nachmittags fiel eine so starke Kanonade vor, daß der König sich selbst

Scharfblickes bewähren mochte, dennoch war ihm der Mangel an entscheidenden Thaten unerträglich, zumal da seine körperlichen Leiden seine Laune nicht selten trübten, und er, ohne doch etwas Entscheidendes ausgeführt zu haben, von Mißgeschick aller Art die Reihen seiner Soldaten sich lichten sah. — Auch Kaiser Joseph kehrte in Mißlaune aus dem Kriege zurück, da er sich an entscheidenden Thaten gehemmt gesehen. Er verzichtete von nun an auf kriegerischen Ruhm, der ihn gleich Friedrich auf die Bahn der Herrschergröße hätte einführen sollen. — Die österreichischen Soldaten nannten den bairischen Erbfolgekrieg den „Zwetschkenrummel" und die preußischen den „Kartoffelkrieg."

So schmerzlich auch dem Könige der in diesem Kriege erlittene beträchtliche Verlust an Geld und Mannschaft sein mochte, so konnte ihm dennoch nicht entgehen, daß sowohl seine äußere Macht, durch Sicherstellung seiner Ansprüche für die Zukunft, gestiegen, als auch sein Ansehen in der öffentlichen Meinung der deutschen Nation dadurch bedeutend gehoben sei. Zwar hatte sich zur gerechten Besorgniß vieler deutschen Patrioten festgestellt, daß von nun an ohne die Einmischung Rußlands auch in Deutschland nichts abgethan werden dürfe; aber Friedrich war mit uneigennütziger Aufopferung für das unterdrückte Recht des Schwächern in die Schranken getreten, und die kleineren Fürsten mochten ihn als Schutz ihrer Gerechtsame und als Hort der deutschen Verfassung überhaupt betrachten, und sich vertrauensvoller an ihn anschließen. — Als nach Beseitigung vielfacher Einsprüche, endlich den 28. Februar 1780 auch das deutsche Reich förmlich dem Teschener Frieden beitrat, bewirkte Oesterreich, daß noch die Clausel hinzugefügt wurde, „es solle der Beitritt den Rechten des Reichs, dem Westphälischen Frieden und übrigen Grundgesetzen, auch irgend jemand an seinen erweislichen und gehörigen Orts geltend zu machenden Gerechtsamen, jetzt und künftig nicht zum Nachtheil gereichen." Obgleich Friedrich die Absicht dieser Clausel erkennen mochte, hielt er es dennoch nicht für nöthig, dagegen zu protestiren, da er wohl wußte, daß der wiener Hof sich von den Verbindlichkeiten des Friedens, wenn es die Verhält-

an Ort und Stelle begab. Die Ader sprang ihm hier auf und er stieg vom Pferde, um sich von einem anwesenden Compagniechirurgus verbinden zu lassen. Während dessen fiel eine Kanonenkugel ganz nahe neben ihm nieder. Der Chirurgus zitterte vor Schrecken, der König aber sagte lächelnd zu den Umstehenden: „Der muß noch nicht viele Kanonenkugeln gesehen haben."

nisse gestatteten, wieder losmachen würde, und da er in dem Bewußtsein lebte, daß es ihm nie an dem Willen und der Kraft fehlen würde, jegliche Anmaßungen zu bekämpfen. — — —

Von kleineren Staatsangelegenheiten trug die eine dazu bei, Friedrichs Glanz noch mehr zu verbreiten, die andere denselben zu schmälern. Es war dieß ein Bündniß mit den Freistaaten Nordamerika's und die gewaltsame Beilegung der Irrungen mit Danzig. Dem Wohlstande letzterer Stadt hatte nehmlich Friedrich seit der Besitznehmung von West-Preußen (wie der Preußen zugefallene Theil von Polen genannt wurde) vielfach geschadet. Die Bürger der Stadt, die sich auf alle Weise gehemmt und beeinträchtigt sahen, wehrten sich für ihr gutes Recht, und ergriffen Maßregeln dagegen. Das nannte Friedrich eine strafbare Beleidigung. Zuerst wurde nun wieder, in öffentlichen Schriften, wie in Unterhandlungen an den benachbarten Höfen, die Rechtmäßigkeit der gegenseitigen Maßnehmungen verhandelt. Aber Friedrich war der an Macht stärkere; er ließ die Schiffahrt auf beiden Seiten der Stadt sperren, und als sich die Bürger Danzigs seinen Ansprüchen dennoch nicht willfähriger zeigten, ließ er gegen die Mitte Octobers 1784 Truppen ausrücken, die die Stadt sperrten, und auf ihre Kosten unterhalten werden mußten. Aber die Bürger Danzigs waffneten sich im Vertrauen auf ihr Recht und wendeten sich an Polen und Rußland, Schutz gegen die Beeinträchtigungen durch den König nachsuchend. Die Bevollmächtigten der drei Höfe traten nun in Danzig zu Unterhandlungen zusammen, aber die Bürger Danzigs lehnten standhaft jede Unterhandlung ab, so lange die fremden Truppen auf ihrem Gebiete ständen. Friedrich räumte endlich im Januar 1784 die Stadt, die Unterhandlungen wurden nun mehre Monate in Warschau fortgesetzt, jedoch ohne Erfolg. Der russische Hof übernahm nun das Schiedsrichteramt, und unterem 7. Sept. wurde ein Vergleich zu Stande gebracht, der durch bestimmte, wie absichtlich unbestimmt gelassene Ausgleichungen die Handelsvortheile der Preußen mehrte, und die der Bürger Danzigs schmälerte. Diese, ihre Selbstständigkeit wie ihren Wohlstand gefährdet sehend, weigerten sich dem Vertrage beizutreten, bis sie endlich im Februar 1785, aus Furcht vor noch größeren Nachtheilen, denselben anzunehmen für rathsam fanden. Erst nach Friedrichs Tode kam jedoch, im Verlauf neuer politischer Conjuncturen, die Stadt Danzig völlig unter preußische Herrschaft. —

Ungleich rühmlicher für Friedrich und die Bewährung seiner öffentlichen politischen Gesinnungen war ein im Jahre 1786 abgeschlossener

Handelstractat mit den neugegründeten Freistaaten Nord-Amerika's, da wir hier die Grundsätze der wahren Humanität von dem Monarchen, wie von der Republik öffentlich anerkannt finden. Nachdem in dem Vertrag festgestellt ist, daß bei etwa ausbrechenden Streitigkeiten zwischen beiden Mächten „überhaupt das ehemalige barbarische Strandrecht in Rücksicht auf die Unterthanen oder Bürger der beiden contrahirenden Parteien gänzlich abgeschafft sein soll" bestimmt der Artikel 23 und 24: „Wenn ein Krieg zwischen den beiden contrahirenden Theilen entstehen sollte; so sollen die Kaufleute des einen der beiden Staaten, die in dem andern sich aufhalten, die Erlaubniß haben, noch neun Monate darin zu bleiben, um ihre Aktivschulden einzutreiben, und ihre Geschäfte in Ordnung zu bringen, nach welcher Zeit sie ungehindert abreisen und alle ihre Güter ohne alle Beeinträchtigungen mit sich nehmen können. Die Weiber und Kinder, die Gelehrten aus allen Facultäten, die Ackerleute, die Handwerker, die Manufacturisten und Fischer, die nicht bewaffnet sind, und in Städten, Dörfern und unbefestigten Plätzen wohnen, und überhaupt alle diejenigen, deren Beschäftigung zum Unterhalt und zum allgemeinen Vortheil des menschlichen Geschlechts abzweckt, sollen die Freiheit haben, ihre respectiven Gewerbe fernerhin zu treiben. Sie sollen für ihre Person auf keine Art gefährdet, ihre Häuser oder Güter sollen nicht in Brand gesteckt, noch auf andere Art vernichtet, ihre Felder sollen nicht von feindlichen Armeen, in deren Hände sie durch die Kriegsereignisse fallen könnten, verheert werden; sondern wenn man sich in der Nothwendigkeit befinden sollte, Etwas von ihrem Eigenthum zum Gebrauche der feindlichen Armee zu nehmen, so soll ihnen der Werth dafür nach einer annehmbaren Schätzung gezahlt werden. Alle Kauffahrtei- und Handelsschiffe, die zum Austausch der Produkte verschiedener Gegenden gebraucht werden, und folglich bestimmt sind, die zu den unentbehrlichsten Bedürfnissen, so wie zur Bequemlichkeit und Annehmlichkeit des Lebens dienenden Sachen leichter zu verbreiten, sollen frei und ungehindert passiren können; und beide contrahirende Parteien machen sich verbindlich, keine Kaperschiffe zu erlauben, diese Art von Handlungsschiffen wegzunehmen oder zu vernichten, noch auf andere Art den Handel zu stören." — „Um das Schicksal der Kriegsgefangenen zu erleichtern, und sie nicht der Gefahr auszusetzen, in entlegene und rauhe Himmelsgegenden verschickt, oder in enge und ungesunde Wohnungen zusammengedrängt zu werden; so machen sich beide contrahirende Theile feierlich und vor den Augen der ganzen Welt gegenseitig verbindlich,

daß sie keinen jener Gebräuche befolgen wollen; daß die Kriegsgefangenen, die sie gegenseitig machen könnten, weder nach Ostindien, noch nach einer andern Gegend Asiens, oder nach Afrika transportirt werden sollen; sondern daß man ihnen in Europa oder in Amerika, in den respektiven Gebieten der contrahirenden Theile, einen in einer gesunden Gegend belegenen Aufenthalt anweisen, sie aber nicht in finstere Löcher, in Kerker oder Gefängnißschiffe einsperren, daß man sie weder in Fesseln schmieden, noch knebeln, noch auf eine andere Art des Gebrauchs ihrer Glieder berauben wolle: daß man ferner die Offiziere auf ihr Ehrenwort in Bezirken gewisser, ihnen zu bestimmenden Distrikte frei herumgehen, und ihnen bequeme Wohnungen anweisen lassen, die gemeinen Soldaten aber in offene und geräumige Cantonnirungsquartiere vertheilen wolle, wo sie hinreichend frische Luft schöpfen und körperliche Uebungen machen können, und daß man sie in eben so geräumige und bequeme Baracken einquartiren wolle, als die Soldaten der Macht, in deren Gewalt sie sich befinden, selbst haben; und daß endlich den Offizieren sowohl als den gemeinen Soldaten täglich eben solche Rationen gereicht werden sollen, als die eigenen Truppen dieser Macht, nach Verschiedenheit des Ranges erhalten. Den Betrag der Kosten ersetzt die andere Macht, nach der darüber gemachten Liquidation. Dabei soll es den beiden Mächten freistehen, einen Commissar an den Cantonnirungsörtern der Gefangenen anzustellen, welcher dieselben besuchen, ihnen Douceurgelder von ihren Freunden und Verwandten einhändigen, und über den Zustand derselben von Zeit zu Zeit ihren Committenten Berichte in offenen Briefen erstatten könne." — Obgleich dieser Vertrag, an sich von keinen unmittelbaren Folgen, auch die Feuerprobe eines Krieges nicht erfahren hat, so mußte er dennoch den Beifall aller Menschenfreunde erregen, die solche Grundsätze allgemein ausgesprochen und anerkannt fanden. Dieser Vertrag, die letzte politische Handlung Friedrichs, und mehr Grundsätze als Thaten darbietend, wurde noch mehr verherrlicht, da in anderer Weise große Handlungen, die das Interesse Europa's näher berührten, denselben vorangegangen waren. — —

Gleiche Achtung, wie bei der durch seine Pflicht als Reichsstand gebotenen energischen Thätigkeit im baierischen Erbfolgestreite, erwarb sich Friedrich durch sein ruhiges Verhalten bei den Unruhen in Holland, wozu ihn scheinbar Familien-Verhältnisse nöthigen sollten, und er bewährte den Grundsatz, daß persönliches Interesse seiner Politik stets fremd bleiben mußten, daß er die Sache der Regenten-Familien nicht mit dem Blute der Völker ausgekämpft wissen

wolle. — In den vereinigten sieben Provinzen bekämpften sich eine aristokratisch republikanische Partei, die sich an Frankreich und eine statthalterische, die sich an England anschloß. Die Generalstaaten (so nannte man die Versammlung der gewählten Abgeordneten) führten die Regierung. Lange Zeit war die Statthalterwürde — eine Art römischer Dictatur — völlig abgeschafft gewesen, Politik und Krieg drängten jedoch wieder vielfach dazu hin, und Wilhelm IV. von Nassau-Oranien wurde endlich unter englischem Einflusse zum Statthalter ernannt, womit er auch noch die Würde eines General-Kapitäns und General-Admirals verband, und diese Würden erblich für seine männlichen und weiblichen Nachkommen erhielt. Von nun an glaubten sich viele Niederländer ganz dem englischen Einflusse hingegeben, und den Versuchen, während der Minderjährigkeit Wilhelms V. die Statthalterwürde zu erweitern, eiferten die „Patrioten" (die Anhänger der republikanischen Freiheit) mit aller Macht entgegen. Bei dem im Jahre 1780 mit England ausgebrochenen Kriege, beschuldigte man den Statthalter nicht nur des Verfalls der Seemacht, sondern auch einer geheimen Begünstigung der Engländer. Auch bei dem mit Oesterreich drohenden Kriege ward die Vernachlässigung aller militärischen Anstalten sichtbar, und schwächte das Ansehen des Statthalters nicht wenig. Bei dem Kampfe Nordamerika's gegen die Engländer, in welchem alle Freunde der wahren selbstständigen Freiheit den ihrigen sehen mußten, erregte es allgemeine Erbitterung gegen den Statthalter, daß er den Einfluß und die Macht der freien vereinigten Staaten für England und gegen die neue Freiheit und Unabhängigkeit Nord-Amerika's mißbraucht habe. Die republikanische Partei suchte daher auf jede Weise die Macht des Statthalters zu schmälern, ein Bündniß mit Frankreich zu schließen, und endlich die Statthalterwürde wieder ganz abzuschaffen. Der Statthalter wendete sich daher an Friedrich, als den Oheim seiner Gemahlin *), zur Erhaltung seiner Macht auf das Ansehen und die Hilfe dieses großen Verwandten rechnend. Der Prinz und die Prinzessin schrieben dringende Briefe an Friedrich, und stellten ihre traurige Lage mit den grellsten Farben dar. Der preußische Gesandte im Haag, von Thulemeyer, forderte nachdrücklich zu energischen Maßregeln auf, zumal da das Ansehen einer preußischen Prinzessin so sehr

*) Friederike Sophie Wilhelmine, Tochter des Prinzen August Wilhelm von Preußen, ältesten Bruders des Königs, war seit 1767 mit dem Prinzen von Oranien vermählt.

gefährdet sei. Friedrichs Minister, von Hertzberg (der bei allen Staatsangelegenheiten seine ausgebreiteten Kenntnisse und die Gewandtheit seiner Feder gezeigt hatte, da er für Friedrich die Deductionen seiner Rechte im siebenjährigen und baierischen Erbfolgekriege, bei der Theilung Polens ꝛc. ausgearbeitet hatte), rieth auch jetzt, daß man drohen müsse, da ja der Statthalter mit der Tochter des preußischen Thronfolgers vermählt sei, auch sah er, daß es ihm hiebei an Material zu einer Staatsschrift, die Friedrichs Waffen begleite, nicht fehlen könne, und so suchte er mit allem Eifer eine Intervention in Holland zu betreiben. — Friedrich aber dachte anders. Zuerst mochte ihm wohl die Rechtlichkeit der Sache des Prinzen von Oranien nicht so unzweifelhaft erscheinen, vornehmlich aber vermied er es, Familien-Angelegenheiten mit Staatsangelegenheiten zu verwechseln. — Schriftlich versuchte er die Sache zu vermitteln, und als ihm die vereinigten Staaten erwiederten, daß es ihm an gründlicher Kenntniß der holländischen Verfassung fehle, sagte Friedrich lächelnd: „Die Leute haben nicht Unrecht, ich habe ja ihr Staatsrecht nie studirt.“ Dennoch versuchte er nochmals, den 29. Februar 1784 den vereinigten Staaten in folgendem Briefe Mäßigung zu empfehlen: „Wir kennen zwar — heißt es hier — die innere Verfassung des dortigen Freistaates nicht genug, und wir haben keine Absicht dieselbe zu beurtheilen, noch weniger zu tadeln; indessen, da es allgemein bekannt ist, daß die Generalstaaten, und also die gesammte Republik, durch die Kommission vom 4. Mai 1747, des jetzigen Erbstatthalter Herrn Vater, für ihn und seine sämmtliche Nachkommen beiderlei Geschlechts die Erbstatthalterschaft mit allen Rechten, Ehren und Vorzügen, welche damit verbunden und von den vorigen Erbstatthaltern besessen worden, ausdrücklich, unwiederruflich und vertragsweise aufgetragen; so scheint es doch unzweifelbar zu sein, daß diejenigen Vorrechte, welche der jetzige Herr Erbstatthalter und dessen Vorfahren wirklich besessen und ausgeübet, und zu welchen die anjetzo angefochten werden, so viel wir wissen, unstreitig gehören, demselben nicht willkührlich, einseitig, ohne seine Bewilligung und ohne Beiwirkung der ganzen Republik, am wenigsten aber von einzelnen Städten oder Landschaften de facto genommen und entzogen werden können, zumal wenn der Herr Erbstatthalter davon keinen Mißbrauch gemacht, wie wir uns von dessen bekanntem, rechtschaffenem Charakter versichert halten, und auch niemals dergleichen vernommen. Wenn auch zuweilen über dergleichen Rechte, oder über die Ausübung derselben ein Zweifel oder Irrthum entstünde; so scheint doch die natürliche Billig-

keit zu erfordern, daß solches von des Erbstatthalters Liebden bisher besessenes Recht, Ihro nicht gleich mit Gewalt genommen oder auch nur sequestrirt werde, wie jetzo gemeiniglich geschiehet, sondern Sie müßten billig bei dem Besitzstande, bis zu dem Austrag der Sache gelassen, und die Streitigkeit müßte mit dem Herrn Erbstatthalter entweder gütlich oder rechtlich, so wie es die Verfassung des Staats mit sich bringt, aus- und abgemacht werden. — Wir können uns nicht vorstellen, daß Eure Hochmögenden, oder sonst ein wohlgesinntes Mitglied des Staats gesinnt sein sollte, die Erbstatthalterschaft wieder ganz abzuschaffen, oder sie so einzuschränken, daß nur die bloße Vorstellung einer eiteln Würde davon übrig bleibe. Hoffentlich wird vielmehr ein jeder einsehender Bürger des dortigen Staates sich dankbarlich erinnern, daß die ganze Republik vornehmlich durch den unerschütterten Muth, die außerordentliche Klugheit, und selbst durch das Blut der vortrefflichen Fürsten des Hauses Oranien-Nassau gestiftet, seit zwei Jahrhunderten erhalten und aus den größten Gefahren errettet worden; ja, daß selbst in den Zwischenzeiten, wenn man die Statthalterschaft zuweilen aufgehoben, die Republik sich leichter befunden, und durch innerliche Unruhen so zerrüttet und an den Rand des Verderbens gebracht worden, daß, um sie davon zu befreien, man immer wieder zu Wiederherstellung der Statthalterschaft Zuflucht nehmen müssen. Wir wissen zwar wohl, daß sie zuweilen abgeschafft worden, aus gewissen Besorgnissen für die öffentliche Freiheit; aber ohne zu untersuchen, ob selbige gegründet gewesen oder nicht, so kann eine dergleichen Furcht bei jetzigen Zeiten wohl nicht mehr mit Grund entstehen, da eine so gerechte und standhafte Politik in Europa die Oberhand gewonnen, daß alle Mächte auf die Erhaltung der andern wachen, und kein Staat mehr den gänzlichen Umsturz eines andern zugeben, viel weniger dazu beitragen wird. Wir würden der erste sein, der, wenn dergleichen in oder gegen Holland versucht werden wollte, dagegen arbeiten und streiten würde, wir können aber von dem Herrn Erbstatthalter und dessen nächsten Erben versichern, daß Sie gewiß niemals etwas gegen die Freiheit, noch sonst gegen das Wohl der Republik, womit das ihrige selbst ganz unzertrennbar verknüpft ist, vornehmen, noch einmal gedenken, sondern vielmehr die Erbstatthalterschaft und ihr hohes Amt jederzeit nach dem Sinne und dem System von Euren Hochmögenden und der vereinigten Republik führen, und sich niemals davon entfernen werden, worüber wir jederzeit gern und öffentlich die Gewähr leisten wollen. Wir können solches um so viel zuverlässiger thun, je mehr wir die edlen Gesinnungen und Grundsätze des

Herrn Erbstatthalters und seiner Gemahlin, wie auch derjenigen kennen, welche sie ihren Kindern einflößen, und je mehr wir ihnen selbst bei jeder Gelegenheit anrathen, ihr ganzes Glück und Wohl auf der Freiheit, der Einigkeit und dem größten Flor der dortigen Republik, und besonders auf einem vollkommenen Einverständniß mit Euren Hochmögenden zu bauen. Eben dieß erfordert das Verhältniß unseres Staats gegen den dortigen, und wie Eure Hochmögenden solches unserer Einsicht und vieljährigen Erfahrung wohl zutrauen werden, so hoffen wir, daß Sie die Vorstellungen, welche wir Ihnen anjetzo thun, bloß als eine Folge unserer wohlgemeinten und freundnachbarlichen Gesinnungen, wie auch des Antheils, den wir uns nicht entbrechen können, an dem Schicksal eines uns so nahe verwandten fürstlichen Hauses zu nehmen, ansehen, nicht aber dahin deuten werden, als ob wir uns in Ihre inneren Angelegenheiten mischen, und der sowohl erworbenen als befestigten Freiheit Ihres Staats zu nahe treten wollten. — Wie nun Alles, was wir bishero angeführet, so einleuchtend ist, daß es wohl nicht dem geringsten Zweifel unterworfen sein kann; so ersuchen wir Eure Hochmögenden inständigst und angelegentlichst, bei den dortigen Unruhen ernstlich in's Mittel zu treten, und solche standhafte Maaßregeln zu nehmen, daß zuvörderst die dort jetzt so gewöhnlichen und nachtheiligen Schriften sowohl gegen die Erbstatthalterschaft, als von beiden Seiten, durch welche die Verbitterung nur vermehrt und angeflammt wird, scharf verboten, unterdrückt und bestraft werden, da es denn in unsern benachbarten Landen ebenfalls sogleich geschehen soll, daß den Verfolgungen und persönlichen Beleidigungen des Herrn Erbstatthalters und derjenigen, die seine Freunde sind, nachdrücklicher und gesetzmäßiger Einhalt geschehe; daß jeder hervorkeimenden Neuerung, wie auch den natürlich daraus entstehenden Unruhen und Factionen möglichst vorgebeugt werde; daß man suche zwischen dem Herrn Erbstatthalter und denjenigen Personen, die ihm zuwider sind, eine Versöhnung und Einigkeit zu stiften; daß man den Herrn Erbstatthalter bei dem ruhigen Besitze aller Rechte und Vorzüge, die er bisher gehabt, ferner lasse, und ihm keine willkührlich entziehe, auch die bishero entrissene zurückgebe, künftig aber die Angelegenheiten des Staats mit ihm, so wie es die alte Verfassung desselben mit sich bringet, in Einigkeit und mit allerseitiger Zufriedenheit besorge und vollstrecke." — Dem Prinzen von Oranien selbst rieth der König im Vertrauen, sich über die Entziehung kleiner zweifelhafter Vorrechte hinwegzusetzen, und sich durch Edelmuth Achtung und Zuneigung zu erwerben. „Mit diesem — sagte er — wer-

den Sie gleich Ihren großen Vorfahren, von denen abzustammen auch ich mir zur Ehre rechne *), Ansehen und Einfluß in alle Geschäfte genug haben." Seiner Nichte rieth er, ihren Gemahl von leidenschaftlichen Rathgebern abzuhalten. „Nicht besser — sagte er — könne sie ihm zu Hilfe kommen, als wenn sie durch gefälliges und einnehmendes Betragen ihm die Herzen gewinne; nur diese Eroberungen schicken sich für eine geistvolle liebenswürdige Dame." — Solche Worte und Maaßregeln ließ Friedrich gegenüber von einem Staate anwenden, wo es ihm leicht gewesen wäre, durch die Furcht vor seinen Bajonetten anderes zu erzwingen, und es trug dieß nicht wenig dazu bei, gegen das Ende seines Lebens seinen Glanz und seinen Ruhm zu vermehren, so wie auch hierin den Contrast seiner Regierung mit der seines Nachfolgers herauszustellen. — Wie es Friedrichs hervorstrahlendste Größe ist, wodurch allein er fast einzig in der Geschichte der Kriegshelden dasteht, daß er auf seiner Siegesbahn inne zu halten wußte; so hat er auch sein so hoch gestiegenes Ansehen in dem europäischen Staatensysteme nie selbstisch zu Familienzwecken mißbraucht, oder sonst über die Maßen ausgedehnt, sondern auch hierin seine Mäßigung, die ihn so sicher zum Ziele führte, nie hintangesetzt. —

Der deutsche Fürstenbund (1785).

Den 29. November 1780 war die Kaiserin Maria Theresia gestorben, die sich während ihrer vierzigjährigen Regierung allein von allen Selbstherrscherinnen der neuern Zeit, durch Edelmuth und Größe das unbefleckte Andenken ihres Ruhmes erhalten. Kaiser Joseph II., der schon seit siebzehn Jahren zwar als Mitregent, dennoch aber nicht als wirklicher Theilnehmer an den Staatsgeschäften, seine Ungeduld Großes und Gutes in rascher Thätigkeit zu schaffen, hatte bezähmen müssen, war ihr auf dem Throne gefolgt. „Maria Theresia ist nicht mehr, eine neue Ordnung der Dinge beginnt," schrieb Friedrich bei der Nachricht von dem Tode der Kaiserin an sein Kabinetsministerium; und er hatte richtig geurtheilt. Zwar in dem deutschen Reiche ließ sich nicht bald eine bedeutende Veränderung bewirken, denn die verrosteten Räder dieser Staatsmaschine ließen sich

*) Louise, die erste Gemahlin des großen Kurfürsten Friedrich Wilhelm, von welcher der König abstammte, war eine Tochter des Prinzen Heinrich Friedrich von Oranien.

schwer in raschere oder veränderte Bewegung bringen. Deßhalb hatte sich aber auch die Thätigkeit des Kaisers mehr auf die innere Verwaltung seiner Erbstaaten und auf ein neues politisches Staatensystem, das seine Plane nach Außen begünstigen sollte, gewendet. Der ungeheure Anwachs der russischen Macht mußte auch Joseph's Blicke dahin ziehen. Es war schon schwer, sich diesem mächtigen Koloß entgegenzustemmen, weit rathsamer war es daher, sich ihm widerstandslos zu nähern. Friedrich hatte im Jahre 1772 sein Bündniß mit Rußland wieder auf acht Jahre geschlossen. Im Jahre 1780 löste sich nunmehr dasselbe, und es wollte nicht gelingen, es wieder zu erneuern. Schon vorher war die Entfernung Rußlands von Preußen und seine Annäherung an Oesterreich bemerklich. Friedrich, der den Rest seiner Tage in Frieden zuzubringen wünschte, hoffte, daß der mit den Türken geschlossene Friede zu Kainardschè, in welchem alle Ansprüche der Russen befriedigt worden waren, nunmehr eine längere Friedensperiode bedingen werde. Ihm mußte der ungeheure Anwachs der russischen Macht gefährlich erscheinen, da dadurch sein bundesgenössisches Verhältniß zerstört würde. Auch bei der Czarin glaubte er Friedensgesinnungen voraussetzen zu dürfen, da sie nach so vielem Waffenruhme nun durch die innere Verwaltung ihres großen Staates sich eine bleibende Größe erwerben werde. Er ließ daher der Czarin den Vorschlag machen, daß zwischen der Pforte, Polen, dem russischen und dem preußischen Hofe eine Defensiv-Allianz und gegenseitige Garantie des jetzigen Besitzstandes geschlossen würde, um im östlichen Europa die Ruhe, welche etwa Oesterreich stören könnte, zu sichern. Dieser Vorschlag brachte aber gerade die entgegengesetzte Wirkung hervor, da die Czarin und ihre Günstlinge Polen völlig zu unterjochen gedachten, und einen Frieden mit den Türken stets nur als Waffenstillstand angesehen wissen wollten. Der Antrag des Königs von Preußen ließ aber deutlich erkennen, daß man zu dem Lieblingsplane der Czarin, durch Beraubung der Pforte ein neues Staatensystem zu gründen, von dem Könige von Preussen wohl nie unterstützt, ja sogar nur gehemmt werden dürfte. So trat eine Kälte zwischen den verbündeten Höfen ein, die trotz des freundschaftlich geistreichen Briefwechsels zwischen dem Könige und der Czarin, dennoch immer merklicher wurde. — Ganz andere Aussichten als am preußischen, waren dagegen am Wiener Hofe zu erwarten, da es hier nur darauf ankäme, den gemeinsamen Erbfeind Rußlands und Oestreichs gemeinschaftlich zu berauben. Wünschte man am russischen Hofe wegen der Pforte gemeine Sache mit Oester-

reich zu machen, so mußte man es im österreichischen Kabinette als gelegen ansehen, neben den andern Zwecken durch die Verbindung mit Rußland auch noch den zu erreichen, daß man Rußland von Preußen entferne und somit dieses seiner festesten Stütze beraube. Zwar verachtete Maria Theresia die Czarin Catharina, sowohl wegen der Art, wie sie den Thron erlangt, als auch wie sie sich auf demselben benahm, nichts desto minder aber wußten Kaunitz und Joseph die Annäherung beider Höfe zu bewerkstelligen. Noch bei Lebzeiten Maria Theresia's (im Mai 1780), besuchte Kaiser Joseph die Czarin zu Mohilow, einer Stadt am Dnieper, in dem Rußland zugefallenen Theile Polens, und hernach in Petersburg. Catharina eröffnete ihrem Gaste die Aussicht, daß, wenn ihr erlaubt würde, Constantinopel für sich zu nehmen, der Kaiser Joseph dagegen der alten Hauptstadt der Welt, Roms, sich bemächtigen könne. Dieß war die Lieblingsidee der Czarin, den Zustand der alten Welt so wieder herzustellen, daß ein östliches und ein westliches Kaiserreich gegründet würde. Indeß blieb man vorerst nur bei der allgemeinen Verabredung, daß man in einem etwa mit der Pforte ausbrechenden Kriege, sich auf Kosten dieser Macht vergrößern wolle. So gerne der Kaiser scheinbar auf diese Anträge einging, beschäftigte ihn dennoch der ihm weit näher liegende Entwurf, Baiern zu erwerben. Er suchte daher die Czarin zu dem Versprechen zu vermögen, sich der Ausführung seines Wunsches, trotz der im Teschner Frieden übernommenen Verbindlichkeiten nicht zu widersetzen, und Preußens Widerstand abzuhalten. Auch hierüber gab man sich gegenseitig Versprechungen, zumal da er der Czarin schmeicheln mußte, ihren Einfluß in die Angelegenheiten des deutschen Reiches zeigen zu können. — Von nun an war an keine wahre Verbindung Rußlands mit Preussen mehr zu denken, so sehr man auch Anfangs russischerseits den Schein desselben beibehalten wollte. Zwar schickte Friedrich bald nach der Abreise des Kaisers seinen Neffen und Thronfolger, den Prinzen Friedrich Wilhelm, nach Petersburg, um durch ihn, den für das preußische Staatsinteresse so wichtigen Bund zu erhalten; zwar wurde auch dieser mit allem Glanze und aller Feinheit der russisch-orientalischen Pracht empfangen und bewirthet, und er soll namentlich als Mann der Czarin mehr als Joseph gefallen haben; aber der alte Bund zwischen den beiden neuaufgekommenen nordischen Mächten konnte nicht mehr erneut werden.

Die kühnen Entwürfe Kaiser Josephs erregten bald nach dem Tode der Kaiserin, die Aufmerksamkeit von ganz Europa. Mit einer bis

jetzt kaum für möglich gehaltenen durchgreifenden Schnelligkeit wurden verjährte Mißbräuche aller Art in Staat und Kirche abgeschafft; wie in seinem das Gute bezweckenden Streben manche altherkömmlichen Rechte, Privilegien ꝛc. als kleinlich erscheinen mußten, und er so die Hierarchie und Aristokratie seiner Staaten schonungslos verletzte, so mußte er auch in seinem Streben nach Außen manchem Bestehenden entgegentreten, und seine Plane stießen gegen das bestehende Staatensystem an. Er hatte von den vereinigten Niederlanden, auf den Grund eines alten Rechtes sich stützend, die Eröffnung der Schelde verlangt. Frankreich und Preußen traten zum Schutze der vereinigten Staaten auf, und er mußte von seinem Vorhaben abstehen. — Der Kaiser erkannte nun, wie vereinzelt die Lage Belgiens, wie ganz eigenthümlich dessen Verfassung und seinen Planen widerstrebend sei. Der durch Friedrich vereitelte Plan, Baiern zu erwerben, wurde nun auf andere Weise in größerer Ausdehnung zu bewerkstelligen versucht. Rußland und Frankreich, die den Teschener Frieden verbürgt, mochten diesem Plane nicht widerstreben, da Ludwig XVI. die Wünsche seiner Gemahlin Marie Antoinette, und Catharina ihrer Unternehmungen gegen die Pforte wegen, willfahren mußte. Schon im Oct. 1784 hatte Friedrich von Zweibrücken aus, Nachricht von dem neuen Unternehmen des Kaisers erhalten, die ihn seine Aufmerksamkeit noch zu verdoppeln bestimmte.

Im Anfange Januars 1785 wurde Friedrich von dem Herzoge von Zweibrücken benachrichtigt, daß bereits zwischen dem kaiserlichen Hofe und dem Kurfürsten von Baiern abgeschlossen, und daß man durch den russischen Gesandten Romanzow, ihm selbst den Antrag habe stellen lassen: „daß das Haus Pfalzbaiern dem Hause Oesterreich ganz Ober- und Niederbaiern, die Oberpfalz, die Landgrafschaft Leuchtenberg und die Herzogthümer Neuburg und Sulzbach gänzlich abtreten möchte, dagegen des Kaisers Majestät, dem Hause Pfalz Ihre Niederlande, mit denen von der Republik Holland zu erwartenden Vortheilen, jedoch mit Ausschluß des Herzogthums Luxemburg und der Grafschaft Namur, unter dem Titel des Königreichs Burgund, abtreten, und dem Kurfürsten und Herzoge dennoch drei Millionen Gulden zu gefälligem, allenfalls vergnügendem Gebrauch auszahlen, sich aber alle Artillerie und alle Nationaltruppen, sowohl von den Niederlanden als von Baiern, und sogleich das Recht, in den Niederlanden nach Gutfinden negociren zu können, vorbehalten wollten, und sollte ein jeder Theil die auf jedem Lande haftenden Schulden übernehmen: der Tauschhandel sollte unter der Garantie

von Frankreich und Rußland geschlossen werden, ohne von Preußen und dem Reiche etwas zu erwähnen." — Der Tausch war, auch abgesehen von allen höhern Beweggründen, in jeder Beziehung unvortheilhaft. Das ganze neue Königreich Burgund betrug höchstens 759 Quadratmeilen mit 1,200,000 Einwohnern, Baiern dagegen 784 Quadratmeilen weit fruchtbarern Landes, mit 100,000 Einwohnern mehr; Baiern brachte, trotz seiner schlechten Verwaltung, sechs Millionen Gulden, während die Niederlande kaum die Hälfte trugen. — Vor Allem aber war die österreichische Erwerbung Baierns für das übrige Deutschland politisch gefährlich, da dadurch Oesterreich, den ganzen Donaustrom beherrschend, mit Schwaben und Vorderösterreich in Verbindung war und somit ganz Süd-Deutschland beherrschte.

Der Herzog von Zweibrücken, von dem man eine entschiedene Antwort binnen acht Tagen verlangte, erklärte unumwunden, daß er nie in eine Vertauschung seiner Erblande willigen werde. Er überschickte dem Könige eine an die russische Kaiserin gerichtete Denkschrift, worin er seine Beschwerden auseinandergesetzt hatte, die Friedrich dann durch seinen Gesandten, den Grafen v. Görtz, in Petersburg überreichen ließ, worauf die Czarin antwortete: „sie werde nichts zugeben, was mit der Verfassung des deutschen Reichs im Widerspruch stünde; sie betrachte den Teschener Frieden als ein so wesentliches Grundgesetz des deutschen Reichs, wie den westphälischen, und sei fest entschlossen, kraft ihr übernommenen Garantie, alle Bedingungen desselben unwandelbar aufrecht zu erhalten; sie habe aber nicht geglaubt, daß es gegen diesen Frieden sein könne, wenn sie, nach dem Wunsche ihres Verbündeten, dem Herzoge von Zweibrücken, einen ganz freiwilligen Tausch habe empfehlen lassen. Dieser habe dem Teschener Frieden um so gewisser nicht entgegen sein können, da ja schon ehemals im Rastadt-Badischen Frieden dem Hause Baiern ausdrücklich frei gelassen sei, dergleichen Tausch seiner Lande einzugehen; die Weigerung des Herzogs von Zweibrücken reiche aber hin, um den jetzt gemachten Tauschvorschlag ganz fallen zu lassen. Die Stände des Reichs hätten also keine Ursache, sich deshalb weiter zu beunruhigen, noch gegen den deutschen Kaiser sich mit Mißtrauen einnehmen zu lassen; sie könnte sich versichert halten, daß die russische Monarchie fest entschlossen sei, alle ihre im Teschener Frieden übernommenen Verbindlichkeiten treu zu erfüllen." Solche tröstliche Worte ließ die Czarin vernehmen, und es mochte, trotz aller Glimpflichkeit, dennoch hin und wieder eigenthümliche Gesinnungen der deutschen Patrioten erregen, sein Dasein jetzt auch von

der Kaiserin von Rußland verbürgt zu sehen. — Kaiser Joseph erklärte nun auch „er werde nie gewaltsam einen Austausch erzwingen" vermied es aber zu erklären, daß er ganz davon abstehe; und ließ nun in Schriften Alles aufbieten, um die aufgeregten deutschen Reichsstände zu beruhigen. — Aber die bairische Angelegenheit, so wie manche andere Neuerungen des Kaisers im deutschen Reiche ließen Manchen für die Zukunft fürchten. Namentlich hatte der Kaiser durch die Erneuerung und weitere Ausdehnung eines bestrittenen Rechtes, der sogenannten Panis-Briefe (wodurch er um den Staat verdiente Männer in den Klöstern versorgen konnte), das Privat-Interesse mancher deutschen Reichsstände verletzt. —

Ganz Deutschland war damals in mehr als 300 größere und kleinere Gebiete abgetheilt, die alle auf eigenthümliche Weise regiert, dem Kaiser als Reichsoberhaupte wenig Macht übrig ließen. Die deutsche Reichsverfassung war in sich zerfallen, Joseph, der neues Leben in dieselben zu bringen gedachte, hatte allenthalben Anstöße gefunden, da er der vielfach sich durchkreuzenden Rücksichten nicht stets achten konnte. Der Kaiser bestrebte sich endlich, in dem Bewußtsein, daß die römische Kaiserwürde zum bloßen Titel herabgesunken sei, so viel als möglich von dem deutschen Reiche zu seinen Erbstaaten zu schlagen. Vielfach ward daher in Deutschland der Wunsch rege, durch irgend ein Mittel das Bestehen des deutschen Reichs ohne große Veränderungen fortzuerhalten und dem Kaiser, der seiner Verpflichtungen als Reichsoberhaupt nicht zu gedenken schien, Schranken zu setzen. Auch Friedrich hatte zu dem Ende eine Verbindung der Fürsten Deutschlands für rathsam gehalten, und mit allem Feuer der Jugend erfaßte der greise König den schon oft genährten Plan. Er theilte seine Ideen hierüber seinen Ministern Finkenstein und Hertzberg mit. Im November 1784 ward hierauf ein von letzterem vorgelegter Plan vom Könige gebilligt. „In Erwägung verschiedener seither eingetretener Umstände — argumentirte dieser Entwurf — welche die Freiheit von Deutschland, mit welcher die von ganz Europa wesentlich verbunden ist, bedrohen, haben die Fürsten, welche diesen Verein eingehen, nöthig gefunden, zu dem Mittel zu schreiten, zu welchem sie durch das Herkommen so vieler Jahrhunderte, und durch die klare Bestimmung der Reichsgesetze genugsam berechtigt sind, nemlich ein Bündniß unter sich zu errichten, welches zu Niemandes Beleidigung gereichen, sondern lediglich den Endzweck haben soll, die bisherige gesetzmäßige Verfassung des deutschen Reichs in ihrem Wesen und Bestand zu erhalten. Nach diesen Grundsätzen

verbinden sich diese Fürsten, auf ihr altdeutsches fürstliches Ehrenwort, alle und jede, sowohl die hierin verbundenen, als auch jede anderen Reichsstände, bei ihrem rechtmäßigen Besitzstande durch alle rechtliche und mögliche Mittel zu erhalten, und gegen jede widerrechtliche Gewalt sie zu schützen. Die verbundenen Fürsten wollen deshalb in wahrer und genauer Freundschaft leben, und sich Alles, was einem jeden nützlich oder schädlich sein könnte, im Vertrauen eröffnen und mittheilen. Sie wollen besonders alle dienlichen Mittel anwenden, daß die Reichsversammlung in beständiger Thätigkeit erhalten, über alle dahin gebrachten Angelegenheiten berathschlaget und beschlossen, auch die Erledigung der Rekurse befördert werde. Ferner dahin Bedacht zu nehmen, daß die beiden obersten Reichsgerichte in gesetzmäßige Ordnung gebracht und darin erhalten, auch immer mit geschickten, redlichen, tapfern Männern besetzt sein mögen. Wenn Jemand, wer er auch sei, die verbündeten Fürsten, oder auch jedes andere Glied des Reiches, von welcher Religion es sei, geistlichen oder weltlichen Standes, in seinem wirklichen Besitzstande mit eigenmächtigen Ansprüchen, mit Säkularisationen und Entgliederung hoher und niederer geistlichen Stifter, mit willkürlichen und aufgedrungenen Vertauschungen von alten erblichen Landen, den Reichs- und Hausverträgen und den Tractaten zuwider, beunruhigen und die Uebermacht dazu mißbrauchen wollte; so verbinden sich die vereinten Fürsten, daß sie alle reichsgesetzmäßige Mittel und auch alle ihre habende Kräfte dahin anwenden wollen, um solchen Mißbrauch der Gewalt und Uebermacht abzuwenden, ein jedes Mitglied des Reichs bei seinem Besitzstande, und das gesammte Reich bei seiner in dem westphälischen Frieden, der Wahlkapitulation und den Reichsschlüssen begründeten Verfassung zu erhalten und zu handhaben. In jedem besondern Falle wollen die verbündeten Fürsten sich über die alsdann erforderlichen Mittel auf das schleunigste berathschlagen, entschließen und vereinigen, auch sich dazu im Voraus, ein Jeder nach seinen Kräften und Umständen, so viel als möglich vorbereiten und einrichten."

Diesem ganz nach dem Plane des Königs ausgearbeiteten Entwurfe zufolge, wurden die preußischen Gesandten an den Höfen des Reichs beauftragt, die Gesinnungen der Reichsstände über eine solche Verbindung zu erforschen; und zu seiner Freude erfuhr Friedrich, daß man sich fast überall zu demselben geneigt fühle. Um jedoch die Verdächtigungen und Abmahnungen des von der Sache benachrichtigten kaiserlichen Hofes zu entkräften, und um durch die

einzelnen Einsprüche der kleinereren Reichsstände die Ausführung nicht zu sehr zu verzögern, sollte zuerst zwischen den drei mächtigsten deutschen Reichsfürsten der Vertrag geschlossen werden, dem alsdann die übrigen beitreten konnten. Nach den vorläufigen Erörterungen begannen daher den 29. Juni 1785 die Conferenzen zwischen den beiden preußischen Kabinetsministern, und dem hannöverischen und sächsischen Gesandten. Ein in schonenderen Ausdrücken, und nicht so unmittelbar gegen den Kaiser abgefaßter Entwurf wurde zu Grunde gelegt, und schon den 23. Juli wurde der von den vier Bevollmächtigten unterzeichnete Tractat dem Könige vorgelegt. Die wesentlichen Bestimmungen desselben waren: „Die drei Kurfürsten wollen in wahrer und genauer Freundschaft leben, in solcher sich die Befestigung des Reichssystemes, nach den Reichsgesetzen zum unveränderlichen Augenmerk nehmen und zu dem Ende ein vollkommenes Einverständniß unterhalten, sich Alles, was jedem schädlich oder nützlich sein könnte, mittheilen und darüber rathschlagen; — sie wollen sich kräftigst dahin bearbeiten, daß die Reichsversammlung in gesetzmäßiger Thätigkeit erhalten, die Rekurse erlediget und alle unerhebliche Weiterungen und Willkürlichkeiten vermieden werden; — desgleichen wollen sie für Erhaltung der Reichsgerichte bei gesetzmäßiger Ordnung, und für Beförderung einer ganz unparteiischen Rechtspflege wachen; — auch dahin sich verwenden, daß die Reichskreise in ihrer Consistenz, Integrität und Verfassung in keiner Art verletzt werden; — vorzüglich wollen sie mit allem Nachdruck dahin sich bearbeiten, daß sämmtliche Stände des Reichs bei ihren Landen und Gerechtsamen, auch Haus-, Familien- und Successions-Verfassungen unbeschwert und ungekränkt belassen, und dabei auf keine Weise beunruhiget werden. Sollten die sich verbindenden Kurfürsten bemerken, daß in dem einen oder andern Stücke der Reichsverfassung und den reichsständischen Gerechtsamen entgegen gehandelt, oder etwas dagegen beabsichtiget würde; so wollen sie sich sofort in ihren Maßregeln vereinigen und solches zu hintertreiben suchen, und über die etwa weiter erforderlichen, kräftigen und wirksamen Maßregeln sich unter einander verstehen, und selbige mit allem Nachdruck und möglichster Thätigkeit zur Ausführung bringen. Jeder Stand ohne Unterschied der Religion, soll dieser Verbindung beizutreten eingeladen, und mit freundschaftlichem Vertrauen aufgenommen werden.“ — Bald traten nun die Herzoge von Braunschweig, Gotha, Weimar, Zweibrücken, Meklenburg, die Markgrafen von Anspach und Baden, der Landgraf von Hessenkassel, der Bischoff von Osna-

brück, und die Fürsten von Anhalt, später auch der Kurfürst von Mainz, dem Bunde bei. — Die übrigen bedeutenderen, weltlichen und geistlichen Fürsten, die Herzoge von Württemberg und Altenburg, der Landgraf von Hessen-Darmstadt, die Kurfürsten von Köln und Münster, waren theils durch ihr Verhältniß zu Oesterreich oder Rußland, theils durch anderweitige Rücksichten von dem Bunde abgehalten.

Friedrich hatte, als er die Idee eines deutschen Fürstenbundes auszuführen gedachte, namentlich den schmalkaldischen Bund (1531) im Auge gehabt. In den jetzigen Umständen aber war ein solcher Bund entweder ein überflüssiger und zweckloser oder ein gegen den Kaiser und also auch gewissermaßen mittelbar gegen die deutsche Reichsverfassung gerichteter. Ersteres durfte man nicht zugeben, letzteres nicht eingestehen. War der Bund bloß zur Erhaltung der deutschen Reichsverfassung, so mußte es lächerlich erscheinen, sich selbst sein Dasein zu garantiren; daß er aber auf außergewöhnlichem Wege die Reform der deutschen Reichsverfassung bezwecke, das konnte weder Friedrichs Absicht sein, noch durfte er eine solche gestehen. Diese Beweisführungen mußten also zur mächtigen Waffe werden, die die österreichischen Schriftsteller gegen Friedrich gebrauchen konnten. — Friedrich selbst mußte gewiß fühlen, daß die deutsche Reichsverfassung ihrem unausbleiblichen Ende nahe sei. Hatte er ja selbst dazu beigetragen, indem er aus der deutschen Macht Preussen eine europäische schuf, und er dadurch nicht geringe Collisionen seiner Verhältnisse als deutschen Reichsstandes und als europäischer Macht hervorrief; hatte er ja selbst die alte Reichsverfassung dadurch mit zerstören helfen, daß er dem neuen Geiste der Zeit den Weg nach Deutschland eröffnete, der früher oder später die alten Fesseln des Feudalsaches ꝛc. sprengen mußte. Aber so revolutionär wie sein erstes Auftreten war, so conservativ war gegen das Ende seines Lebens sein Handeln und Denken. Der alte Spruch des Königs Hiskia: „Wenn nur Friede in meinen Tagen ist,“ mochte auch bei ihm zum Grundsatz geworden sein. Er sah, daß es sich fortan nur darum handle, ob Preußen oder Oesterreich in Deutschland die Hegemonie habe, das Alter hatte ihn bedächtiger gemacht, er wollte nimmer seinen Ruhm und das Bestehen seines mit so vieler Mühe und Aufopferung gegründeten Preußens auf die Spitze des Schwertes setzen; er benützte daher die Stimmung im deutschen Reiche, um dessen Fürsten mit sich zu verbinden, er machte sich zum Beschützer einer Verfassung, die er nicht selten zur Zielscheibe seines

Witzes und Hohnes gemacht hatte. Das mochten wohl manche scharfsichtigere Patrioten, die aber den dermaligen Zustand zu erhalten trachteten, fühlen; sie hätten deshalb lieber einen Bund der kleineren Reichsstände unter sich, mit Ausschluß Preußens und Oesterreichs gewünscht, jetzt aber tröstete man sich, daß durch Friedrichs Beitritt dem Bunde mehr Nachdruck, und durch seine in der bairischen Erbfolge-Angelegenheit bewiesene Rechtlichkeit, auch mehr Schutz und Sicherheit gewährt sei. So verschieden daher auch die Meinungen über den sogenannten deutschen Fürstenbund waren, und so wenig auch die Weitersehenden Deutschland dadurch vor der in ganz Europa sich zeigenden Umgestaltung der Dinge geschützt glauben mochten, so erkannte man dennoch, daß für den Augenblick eine, wenn auch künstlich erzeugte, Ruhe davon zu hoffen sei, Grund genug für Viele, in dem neuen Bunde das Meisterstück der Politik zu erkennen, und seinen Stifter zu lobpreisen *).

Durch seine letzten politischen Thätigkeiten, durch die Stiftung des Fürstenbundes, sein Benehmen bei den Unruhen in Holland, den Tractat mit Nordamerika, hatte Friedrich die Aufmerksamkeit und nicht selten auch die Bewunderung Europa's wieder auf sich gezogen. Nicht ganz gleiche Zufriedenheit und Behaglichkeit mochte wohl ein großer Theil von Friedrichs Unterthanen in der letzten Periode seiner Regierung empfinden; manche scharfe Seite seines Charakters traten mehr hervor, sein Streben, den errungenen Lorbeer gegen jegliche Laune des Zufalls zu wahren, erzeugte eine stete unnatürliche Anspannung der Staatskräfte, die zu dem Ende angeordneten Institute erschienen immer drückender; aber dennoch waren viele Bessere des Landes von einer ungeheuchelten Liebe zu der Person des Königs beseelt, an dessen ruhmvollen Thaten sich ein jeder einen Theil gerne zueignen mochte, dessen unausgesetztes Streben dem allgemeinen Besten galt, der zuerst der Freiheit des Gedankens huldigte, und der vornehmlich durch seine persönliche Kraft dem preussischen Staate eine Macht und eine Stellung erworben, die das Hochgefühl jedes einzelnen Bürgers befriedigen konnte, da bei steter

*) Die beiden Hauptschriften für den deutschen Fürstenbund sind die von Dohm und J. v. Müller. Ersterer, von erhebenden patriotischen Gefühlen durchdrungen, glaubt an eine frische Wiedergeburt des deutschen Staatslebens, weil er sie hofft; letzterer aber schraubt sich mehr gewaltsam auf einen historischen Höhepunkt, den er durch den Schluß des Fürstenbundes gewonnen zu haben vorgibt: Dohm schreibt mehr als deutscher Biedermann, Müller mehr als Sophist und geistreicher Advokat.

Fortbildung dadurch die Gelegenheit gegeben sein mochte, einst mit mehr Rücksicht auf persönliche Selbstständigkeit und Freiheit eine gleiche Stellung zu behaupten. —

Friedrich hatte von seinem Vater an Land gegen 2,300 Quadratmeilen mit 2,240,000 Einwohnern erhalten. Er hinterließ ein Gebiet von 3,600 Quadratmeilen, in welchem der Flächeninhalt des Ackerlandes, das man aus Dämmen und Brüchen gewonnen, auf mehre hundert tausend Morgen, die Zahl neu angelegter Dörfer und Meiereien sich über fünf hundert, die angesiedelten Familien auf zwei und vierzig tausend, und die gesammte Einwohnerzahl auf volle 6,000,000 belief. Das Heer seines Vaters war 76,000 Mann stark gewesen, das von ihm hinterlassene betrug an 200,000 Mann. 16 Festungen, deren vier, Schweidnitz, Glatz, Silberberg und Grandenz er theils neu erbaut theils verbessert hatte, waren zu Schutz und Vertheidigung geeignet. Gegen 7,000,000 Thaler betrugen die Einkünfte Friedrich Wilhelms, das Staatseinkommen Friedrichs betrug 28,000,000 Thaler. Als er zur Regierung kam, betrug der königliche Schatz 8,700,000 Thaler, als er starb, nach der mäßigsten Schätzung, 72,000,000. — Aber von weit größerem Interesse als die bloße Begründung einer neuen europäischen Macht in dem preußischen Königreiche war der von Friedrich in demselben eingeführte Geist, der, — einige Abweichungen abgerechnet — der Geist der Zeit. Nur dadurch, und wenn Preußen in der betretenen Bahn fortfuhr, mochte es seine in materieler Hinsicht untergeordnete und geschraubte Lage vergessen machen, daß es die idealen Kräfte des in der Zeit wirkenden Geistes sich zugesellte, nur dadurch mochte die Erhebung Preußens zur europäischen Großmacht in der That von welthistorischem Interesse für den Entwicklungsgang der Menschheit werden. —

Friedrichs Privatleben

und

Einfluß auf Literatur und Cultur seiner Zeit.

Der Charakter Friedrichs, in dessen Bildungsgange wir schon zwei Stadien bemerkt haben, erreichte während der beiden letzten Perioden auch ein drittes. Zwar wäre es ganz unhistorisch, genau abmarken zu wollen, wann diese und jene Seite des Charakters sich herausstellte, zumal da auch die übrigen Seiten deshalb dennoch

noch nicht völlig verschwunden; nichts desto minder läßt sich aber behaupten, daß, wie Friedrich vor seinem Regierungsantritte meist zu den stillen Freuden der Meditation sich hingeneigt fühlte, und wie er sich dann ein geräuschloseres Leben und Wirken zugedacht haben möge; wie dann unmittelbar vor und nach seinem Regierungsantritte diese Neigungen mit der neuerwachten Liebe zum Kriegsruhme in Collision kamen, wie er alsdann in seiner Regierungsweise mit sich selbst in Widerstreit gerathen mußte, da Friedrich, an sich so zu sagen eine Art von kleiner Republik, als Regent die unumschränkteste Herrschaft übte, und aus Grundsatz zu üben sich bemühte, sich gleicherweise in der letzten Zeit aus allen diesen Elementen eine Art von Bizarrerie und menschenfeindlichen Unmuthes entwickelte, ohne daß die alten Elemente von Güte und Begeisterung für das Große und Edle ꝛc. ihre Selbstständigkeit ganz aufgaben.

Es ist betrübend, am Ende der Laufbahn großer Männer so oft zwei Erscheinungen wahrnehmen zu müssen, die das Gefühl der Verehrung und Bewunderung für dieselben sehr zu mindern geeignet sind. Oft finden wir den in der Jugend kühn Anstrengenden, der die angebornen Bande des Geistes, wie die auferlegten Bande menschlicher Willkür freudigen Muthes zu durchbrechen gedachte, im höhern Alter freiwillig sich beugend unter das Joch willkürlicher Satzungen, die man theils für die göttliche ausgibt, theils zu solchen umzustempeln gedenkt. Wir finden den frühern muthigen Kämpfer gegen die Despotie des Aberglaubens und der äußern Gewalt, der sich jetzt einhimmeln läßt, sei es in einer höhern Sphäre des politischen Lebens oder des mystischen Scheinlebens, auf der andern Seite finden wir wieder Männer, die von früher Jugend an das, was sie als groß und gut erkannt, mit aller Macht ihres Geistes und der ihnen gewordenen Stellung auszuführen sich bestrebten, die den Schmerz der Menschheit und die Last der sie beengenden Fesseln mitempfanden, und Freiheit und Freudigkeit unter ihnen zu befestigen gedachten, diese Männer finden wir oft dem Ziele ihres Lebens von verfehltem Lebenszwecke sprechend, alle die Waffen ihres Geistes nicht mehr gegen die Unterdrücker, sondern gegen die unterdrückte Menschheit selbst kehrend, die keines bessern Looses werth sei. Sei es nun, daß das warme Herz vor dem Eishauche des Lebens erstarrt, sei es, daß bittere Erfahrungen am Siege des Guten verzweifeln machten, sei es, daß das Streben solcher Männer, oft ohne ihr Wissen, sein Ziel erreicht, und einer neuen, ihnen fremden, Bewegung Platz machen mußte, oder sei es endlich, daß eine

Selbstgefälligkeit, die die Menschheit deßhalb geringschätzt, weil sie sich nicht nach den individuellen Ueberzeugungen eines Einzelnen formen läßt, — der Grund solcher Umwandlung des Charakters ist die Thatsache, daß wir die greisen Heroen der Geschichte so oft als Menschenverächter wiederfinden, bleibt für den, der an wenig Grosses und Gutes glaubt, eine betrübende Erfahrung. Auch bei Friedrich finden wir, namentlich in der letzten Periode, jene Menschenverachtung, wenn man gleich stets dabei bemerken muß, daß die hohen Eigenschaften seiner innersten Natur keineswegs dadurch ganz verdrängt wurden, sondern auch in dieser Periode sein Wirken für das Wohl seiner Unterthanen in ununterbrochener Fortdauer blieb. Dennoch gab Friedrich seine übeln Begriffe von der Moralität der meisten Menschen nicht selten zu erkennen. Durch seine Jugenderfahrungen, und durch seine Bemerkungen als vorsichtiger Regent, glaubte er sich zu der Ueberzeugung berechtigt, daß niedrige Leidenschaften und grobe Selbstsucht, die Haupttriebfedern menschlicher Handlungen seien, und daß der Eine nur mehr, der Andere minder die grellen Farben seiner Handlungen zu übertünchen verstehe. Von diesen Grundsätzen geleitet, und durch seine Regierungsweise gewöhnt, alle und jede Individualität im Staatsleben zu erdrücken, beurtheilte er dann die Menschen meist nach den Ständen, denen sie angehörten, und glaubte sie der Laster, zu denen ihr Stand sie verleiten konnte, meist auch theilhaftig. Nur für den Militärstand hatte er ein günstiges Vorurtheil: nicht als ob er diesen Stand der Laster weniger fähig glaubte, sondern weil er denselben näher kannte, und ihm also zur Berichtigung seines allgemeinen Vorurtheils mehr Gelegenheit gegeben wurde; theils wollte er auch durch persönliche Auszeichnung diesen Stand, der die Hauptstütze seines Staates bildet, heben. Friedrich wollte es stets nur als Ausnahme gelten lassen, wenn er von jemanden erfuhr, daß er den Verführungen seines Standes widerstanden habe, ein Vorurtheil, das am wenigsten des freien Denkens Friedrich würdig sein konnte, das jedoch — einzelne Härten und Verletzungen abgerechnet — wenig Einfluß auf seine Regierungsweise hatte.

Nach dem Vorgange des Helvetius — der in seinem Buche „über den Geist" den Selbstsuchtsgeist seiner Zeit consequent zu dem Geiste der Menschheit machen wollte — hatte Friedrich im Jahre 1770 einen Versuch, „die Selbstliebe als ein Princip der Moral" festzustellen, ausgearbeitet. Als er diese Abhandlung an d'Alembert schickte, schrieb er den 4. Januar 1770: „Statt Kinder zu liefern,

liefere ich schlechte Abhandlungen für die Akademie, wovon Sie hier Probe sehen. In der Hauptsache glaube ich, werden Sie ziemlich meiner Meinung sein. Ich folge meinen Ideen, und glaube sie darnach berechnet zu haben, wie sie zum Wohl der Menschheit beitragen, und wie unsre Priester zu deren Annahme überredet werden können. Ich sehe mich genöthigt, diese zu schonen; wenn nur das Gute bewirkt wird, was liegt daran, durch welche Mittel man es befördert?" — Ein ebenfalls von Friedrich abgefaßtes „Gespräch für den jungen Adel," worin neben dem Princip der Selbstliebe, noch die geschichtlichen Erinnerungen, als besondere Motive zu guten Handlungen gebraucht werden, versäumt es in gleicher Weise, das reine abstracte Selbst von der Person und ihren Zufälligkeiten schärfer zu sondern. Indem nun aber so der Egoismus die Triebfeder aller Handlungen, und die Moral zum bloßen Ergebniß der Convenienz gebracht wurde, mußte jede höhere Lebens- und Weltansicht verschwinden, und eine öde und klägliche Stimmung sich der Bekenner dieser Lehre bemeistern. Mit diesem Selbstliebeprojekte aber — obgleich man zu Friedrichs Ehre sagen muß, daß er seinem aufgestellten Grundsatze nicht stets treu blieb — und mit dem Grundsatze, nur stets den Zweck im Auge zu behalten, weniger bekümmert um die Mittel und Motive zu demselben, steht eine Seite in Friedrichs Charakter in Verbindung, die am meisten Schatten auf denselben wirft. Friedrich hatte schon frühe das Talent besessen, die eigenthümliche Tüchtigkeit eines Jeden, der in seinem näheren Umgange war, genau zu erkennen. Ihm war es daher meist nur darum zu thun, die Seite, von der aus er einen Jeden nach seiner Weise benützen konnte, zu beachten, unbekümmert um die andern Seiten und Triebfedern in demselben. Bei Voltaire gestand er später selbst, daß er es mit ihm nur darauf anlegte, um sich durch ihn eine geistreiche Unterhaltung zu erwerben. Bei vielen andern, über die er dieß nicht aussprach, mochte er dennoch wohl in gleichem Falle sein. Dadurch aber, daß er die moralische Seite des Menschen in den Hintergrund stellte, beraubte er ihn seines eigentlichen Adels, machte ihn sich zur Maschine, durch die er blos das Nützliche bezweckte, gleichviel wie und von wem es geschehe. So ersprießlich für allgemeine Zwecke — wie wir oben ausgeführt — eine solche Stellung der Menschen gegeneinander sein mag, wo das Gute nicht mehr von dem bloßen inneren Triebe der Menschen abhängen mag, sondern wo es als äußere Nöthigung, sei es durch augenscheinliche Nützlichkeit oder Gesetz, erscheint, so verliert doch dadurch das Ver-

hältniß des einzelnen Menschen gegenüber von dem andern, dadurch alle edlere und tiefere Bedeutung. — Wenn Friedrich von seinen Unterthanen sagte: „Sie mögen räsonniren, was sie wollen, wenn sie nur bezahlen,“ so sprach er damit sowohl ein unlauteres Bewußtsein seiner Herrschermacht, als auch eine unedle Verachtung der Menschen aus, da die öffentliche Meinung wohl noch mehr, als das bloße öffentliche Wohl zu berücksichtigen ist. Den 26. März 1775 schreibt er an Voltaire. „Ich habe die sieben Dialoge (über die Theilung Polens) gelesen, und habe sehr dabei gelacht; hin und wieder sind Grobheiten und abgeschmackte Plattitüden darin; aber auch wirklich witzige Einfälle. Uebrigens werde ich mich mit diesen Sykophanten in keinen Federkrieg einlassen; man muß sich nach dem richten, was der Cardinal Mazarin sagte: „Mögen die Franzosen doch siegen, wenn sie uns nur schalten lassen.“

Ein Hauptgrund aber, warum Friedrichs Bizarrerie und eigenwilliges Mißtrauen sich gegen das Ende seines Lebens öfter und schroffer herausstellten, ist der Mangel an allem Familienleben. Der während des siebenjährigen Krieges erfolgte Tod seiner Schwester, der Markgräfin von Baireuth, hatte ihn mit tiefer Trauer erfüllt, sehr betrübte ihn nun der Tod des jungen Prinzen Heinrich Karl, welcher der Sohn seines ältesten Bruders August Wilhelm war. Die glücklichen Anlagen dieses Prinzen hatten ihm besondere Neigung erworben, desto schmerzlicher empfand nun der König den frühzeitigen Tod eines hoffnungsvollen Prinzen, wie er dieß auch in einer auf ihn abgefaßten Lobrede, die er in der Academie vorlesen ließ, aussprach. Von seiner Gemahlin lebte Friedrich stets ganz entfernt, auch kam diese, so lange er lebte, nie nach Sans-Souci. Mit seinen Geschwistern lebte er nur wenig zusammen, und besonders machten die frühen Ausschweifungen des Thronfolgers ihm denselben zuwider. Traulicher Briefwechsel mit entfernten, und geistreiche Unterhaltung mit anwesenden Gleichdenkenden, mochte wenig Ersatz bieten für das entbehrte Familienglück. Freundschaft in der wahren und vollen Bedeutung des Worts konnte und wollte sich Friedrich nicht gestalten, weil er dieß seiner Regentenpflicht zuwider glaubte, da ihn die Geschichte belehren mochte, daß gerade die unbelauschten Augenblicke der rücksichtslosen Hingebung und Entäußerung seiner selbst oft von Günstlingen benützt wurden, um den Regenten gewisse beliebige Eindrücke beizubringen. Eine stete Sorgfalt aber sollte ihn gegen solche wahren und ein innigeres freundschaftliches Verhältniß unmöglich machen. Jene Sorgfalt aber mußte aus

seinem Mißtrauen gegen die Menschen und ihre Bestrebungen nothwendig entstehen. Nur durch stete Arbeitsamkeit für seinen Staat und für das Wissen konnte er seinen Geist in Gleichmuth und Heiterkeit erhalten. „Vielleicht — schreibt er den 7. Sept. 1776 an Voltaire — gibt es Leute in der Welt, denen ich zu lange lebe, und die meine Gesundheit deshalb verleumden, weil sie glauben, wenn sie viel davon reden, so könnte ich den gefährlichen Sprung wohl so geschwind machen, als sie es wünschen. Ludwig XIV. und XV. ermüdeten durch ihre lange Regierung die Geduld der Franzosen. Ich stehe nur 36 Jahre am Ruder; vielleicht brauche ich, wie sie, das Privilegium zum Leben, und ich bin nicht gefällig genug, dann aufzubrechen, wenn man meiner überdrüssig ist. Die Methode, mich nicht zu schonen, habe ich noch, wie sonst. Je mehr man sich in Acht nimmt, desto empfindlicher und schwächer wird der Körper. Mein Stand verlangt Arbeit und Thätigkeit; mein Körper und mein Geist beugen sich unter ihre Pflicht. Daß ich lebe, ist nicht nothwendig, wohl aber, daß ich thätig bin. Dabei habe ich mich stets wohl befunden. Indeß schreibe ich diese Methode Niemanden vor, und begnüge mich damit, sie für mich zu befolgen.“ — In dem stets regen Leben Friedrichs waren wenig Veränderungen vorgegangen, selbst Krankheiten konnten ihn wenig hindern, seine Berufspflichten zu erfüllen. — Da er die Vorderzähne verlor, mußte er das Flötenspiel aufgeben. — An seinen Hunden hatte Friedrich fortwährend die größte Freude, und widmete ihnen die genaueste Sorgfalt und Pflege. Ein schmerzlich bizarrer Zug ist es, daß er nicht neben seinen Ahnen, sondern neben seinen Hunden begraben sein wollte, man hat aber eine solche Verewigung seiner Menschenverachtung mit Recht unterlassen. — Als der König einst in einer Unterredung mit dem bekannten Aestheriker Sulzer fragte, wie es mit den unter seiner Leitung stehenden Schulen gehe, antwortete dieser: Seitdem man auf Rousseau's Grundsatz, daß der Mensch von Natur gut sei, fortgebaut habe, fange es an, besser zu gehen. — „Ach, mein lieber Sulzer — erwiederte Friedrich — Sie kennen die verfluchte Race, zu der wir gehören, nicht genug.“

Als ein Erklärungsgrund für solche Menschenverachtung muß hier noch angeführt werden, daß Friedrich in der That sich oft in den wohlgemeintesten Einrichtungen und Gesetzen furchtbar getäuscht sah. Die Besteuerung fremder Waaren hatte den Betrug, die karge Besoldung der Menge Beamten hatte vielfach Treulosigkeit erzeugt. Die erleichterten Ehescheidungen, die mildern Gesetze gegen Unkeusch-

heit ꝛc. hatten vielfaches Uebel nach sich gezogen. Als ihm Carmer ein Edikt zur Beschränkung der sich stets mehrenden Ehescheidungen vorlegte, sagte Friedrich: „Gern gebe ich einen Finger meiner Hand, wenn ich die Sitten wieder so rein machen könnte, wie sie unter meinem Vater gewesen sind.“ — Wenn sich dann sein Unmuth gegen das Verderbniß der Zeit, als man doch zu allen Zeiten mehr oder minder empfunden haben wollte, kehrte, mochte er sich wohl gerechtfertigt glauben.

Aber die so oft berührte Menschenverachtung Friedrichs hatte, wie schon bemerkt, die edleren Züge seines Charakters keineswegs ganz in den Hintergrund gestellt. Unzählige, wahrhaft große Handlungen bezeichnen seinen Lebensgang bis zu seinem Ende, ein wahrhaft kindliches Gemüth erfüllte ihn, wenn er so oft den Bedrückten Schutz und Hilfe, dem Verarmten ein Retter in der Noth wurde. — Ein schöner Zug ist die liebevolle Behandlung seiner alten Kriegsgefährten. Der tapfere Reitergeneral Seidlitz, der den 7. November 1773 starb, hatte zwar durch seinen unbeugsamen, ritterlichen Geradsinn sich mit dem Könige entzweit, und starb auf seinem Landgute. Fouqué dagegen erhielt bis an seinen Tod (1774), die aufmerksamsten Beweise von Friedrichs Achtung und Geneigtheit. Der tapfere Ziethen (der den 26. Januar 1786 starb), wurde durch die schmeichelhaftesten Briefe Friedrichs erfreut, und stets von ihm mit der huldvollsten Aufmerksamkeit behandelt *). — Gleiche Achtung und Dankbarkeit bewies Friedrich noch vielen andern verdienten Kriegshelden und andern Lebensgefährten.

Auch fremde Bekannte und verdiente Männer wußte Friedrich durch sein geistreiches und liebevolles Gespräch, wie durch hilfreiche Unterstützung für sich zu gewinnen. Der ältere Graf Ségur schildert einen Besuch bei Friedrich folgendermaßen: „Mit lebendiger Neugierde betrachtete ich diesen Mann, der, groß von Genie, klein von Statur, gekrümmt und gleichsam unter der Last seiner Lorbeeren und seiner langen Mühen gebeugt war. Sein blauer Rock, abge-

---

*) Als der 83jährige Ziethen den 25. December 1781 in dem Parolesaale auf dem Schlosse erschien, umarmte ihn Friedrich, ließ ihm einen Stuhl bringen und sagte: „Mein lieber alter Papa Ziethen, sey er sich doch,“ ein Benehmen, wodurch Friedrich sich die Verehrung aller Anwesenden erwerben mußte. — Einst schlief der greise Held an des Königs Tafel ein: „Laßt ihn schlafen — sagte Friedrich — der hat lange genug für uns gewacht.“ —

nutzt wie sein Körper, seine mit Schnupftabak bedeckte Weste bildeten ein seltsames und doch imposirendes Ganze. An dem Feuer seiner Blicke erkannte man, daß er nicht gealtert hatte. Ungeachtet er sich wie ein Invalide hielt, fühlte man doch, daß er sich noch wie ein junger Soldat schlagen könne; trotz seines kleinen Wuchses erblickte ihn der Geist doch größer, als alle andere Menschen. — Wenn man einigermaßen an den Umgang mit der großen Welt gewöhnt, einige Erhabenheit im Denken hat, kann man ohne alle Verlegenheit mit einem Könige sprechen; einem großen Mann naht man sich nicht ohne Furcht. Friedrich war übrigens in seinem Privatleben genügsam, ungleich, ziemlich launenhaft, vorgefaßten Meinungen zugänglich, häufig spöttisch, oft epigrammatisch gegen die Franzosen, sehr angenehm für den Reisenden, den er begünstigen wollte, auf eine boshafte Weise pikant für den, gegen den er eingenommen war, oder für die, welche, ohne es zu wissen, den Moment, sich ihm zu nähern, schlecht gewählt hatten. Mir waren glücklicherweise die Umstände günstig." — Die Schöpfer und Bildner einer neuen Zeit suchten Friedrichs persönlichen Umgang, da sie wohl erkennen mochten, von welcher Bedeutung ein König für die Freiheit gewesen sei, der selbst für die Erleuchtung und Aufklärung arbeitend, den genialen Männern gleichen Strebens durch das Ansehen seiner Stellung einen vielfach bedeutenderen Einfluß in der gesammten cultivirten Welt verschafft hatte.

In steter und lebhafter Anregung blieb jedoch Friedrich durch den ununterbrochenen Briefwechsel mit d'Alembert, den er als seinen Anaxagoras, und Voltaire, den er stets als den glücklichen Einsiedler von Ferney pries. Viel und oft benachrichtigen sich die alternden Freunde der Wissenschaft über körperliche Leiden, und ermahnen sich gegenseitig zum Stoicismus; dann aber verbreitet sich ihre schriftliche Unterhaltung über alle Fragen des Tages und der Ewigkeit. Friedrich, um seine Grundsätze mit seinen Handlungen zu versöhnen, mußte sich als von der Heilsamkeit der reinen Monarchie durchdrungen, darstellen. Mit Unwillen und Mißbehagen mußte er daher die Richtung der von ihm so sehr begünstigten Oppositions-Literatur bemerken, die die Grundfesten des damaligen politischen Systems zu erschüttern drohten. Wo das Bewußtsein der Menschenwürde, der Selbstständigkeit und Freiheit erwachte, mußten diejenigen, die sich als willenloses Werkzeug der Willkühr eines Monarchen hingeben, zuerst die volle Verachtung treffen. Daß die erworbenen Heere „gedungene Henker," ihre Anführer, „Räuberhäuptlinge" genannt

wurden, mußte bei Friedrich wohl noch anderes als die bloße Verspottung solcher Tiraden, wie er es nannte, erzeugen. Zwar war Friedrich der Sache der Freiheit nie, auch wenn er sein System dadurch angegriffen sehen mochte, wahrhaft entgegen; immer aber glaubte er, daß die Menschheit zu einer politischen Emancipation noch nicht fähig sei, bevor sie sich von dem Joche des Aberglaubens befreit hätte; daß dieses aber nur gleichzeitig, und das eine aus dem andern entstehen könne, wollte er nicht zugeben. — Es mag daher von Interesse sein, Friedrichs Ansichten über die Begebenheiten, die am Vorabende der großen Revolution in Frankreich sich ereigneten, zu hören. Ludwig XVI. mußte dem Geiste der Zeit, der in Nordamerika so ruhmvoll gesiegt, nun auch in Frankreich wenigstens insofern huldigen, daß er die anerkannt freisinnigen Männer, Türgot und Malesherbes, in das Ministerium berief. Journale und Bücher verkündigten den Triumph der Philosophie und Humanität über Aberglauben und Despotismus. Im Namen des Königs erklärte Türgot, daß die Salzsteuer, die Frohnden und Feudallasten verschwinden, daß volle Handelsfreiheit ertheilt, Gewissensfreiheit gestattet, und viele Klöster aufgehoben werden sollen ꝛc. Der Sieg der Freiheit und Humanität schien nun unaufhaltsam eingeleitet. Den 3. August 1775 kündigt Voltaire dem Könige dieß Ereigniß mit den Worten an: „Sehen Sie hier den Anfang einer großen Revolution.“ Hierauf antwortete Friedrich den 13. August: — „Ich wünsche Ihrer Nation Glück, daß Ludwig XVI. seine Minister so gut gewählt hat. Die Nationen, sagte einer im Alterthum, sind nur dann glücklich, wenn die Weisen Könige sind. Sind Ihre Minister zwar nicht ganz und gar Könige, so haben sie doch eben so viel Ansehen. Ludwig XVI. hat die besten Absichten von der Welt, aber vor nichts muß man sich mehr fürchten, als vor jener Pest der Höfe, die ihn zu verderben suchen wird. Er ist sehr jung, und kennt die mannigfache List und feinen Kunstgriffe nicht, welche die Hofleute anwenden werden, um ihn nach ihrer Willkühr zu lenken, damit sie ihren Eigennutz, ihren Haß oder ihre Ehrsucht befriedigen können. Von seiner Kindheit an ist er in der Schule der Fanatiker und Schwachköpfe gewesen, und es steht daher zu befürchten, er werde nicht Entschlossenheit genug haben, das mit eigenen Augen zu prüfen, was man ihn anbeten gelehrt hat.“ — Den 8. September. — „Ich kenne die Herren Türgot und Malesherbes nicht; sind sie wahre Philosophen, so stehen sie an ihrem Platze. Zu Staatsgeschäften braucht man weder Vorurtheile noch Leiden-

schaften; die einzige, die man haben darf, ist die Liebe zum allgemeinen Besten. So dachte Marc Aurel, und so muß jeder Monarch denken, der seine Pflicht erfüllen will. Ihr junger König wird von einem sehr stürmischen Meere hin und her geworfen. Er bedarf der Energie und des Geistes, um sich ein durchdachtes System zu entwerfen und dasselbe zu behaupten. Maurepas ist von Jahren belastet, und wird bald einen Nachfolger erhalten. Man muß abwarten, auf wen dann die Wahl Ihres Monarchen fallen, und ob das alte Sprichwort sich bewähren wird: Wie der Mann, so der Freund."— Ihrem Vorgänger Bayle und Ihnen gebührt ohne Zweifel die Ehre, daß die gegenwärtige Revolution in der Denkungsart der Menschen bewirkt worden ist. Aber offen gestanden, fehlt noch Etwas an ihrer Vollständigkeit: die Frömmlinge haben ihren Anhang und man wird sie nur durch überlegene Macht besiegen. Die Regierung muß das Urtheil fällen, aufgeklärte Minister können viel dazu beitragen; aber doch ist der Wille des Souverains unumgänglich nöthig. Gewiß wird es mit der Zeit dahin gekommen, aber weder Sie noch ich werden diese so sehr gewünschte Begebenheit erleben." — In dem Briefe vom 30. April 1776 urtheilt Friedrich als König, und offenbart dabei, daß er der constitutionellen Monarchie zugethan gewesen wäre, wenn er ihre Vorzüge besser gekannt, und wenn ihn nicht eine gewisse Menschenverachtung an einer solchen Erkenntniß gehindert hätte. — „Ludwig XVI. — schreibt er — erregt meine Aufmerksamkeit sehr. — Das Parlament hätte seinem Monarchen, statt ihm lächerliche Gegenvorstellungen zu machen, vielmehr für seine Edikte Beifall geben sollen. Aber es besteht aus Menschen, und die Unzulänglichkeit unserer Vorzüge ist bei den Berathungen ganzer Versammlungen noch sichtbarer, als in den Entschlüssen einzelner Personen. (?) Wenn das Menschengeschlecht nicht überhaupt Alles mißbrauchte, gäbe es keine bessere Einrichtung, als eine Versammlung, die das Recht hat, den Regenten über Unbilligkeiten, die man zu begehen im Begriffe ist, Vorstellungen zu machen. In Frankreich sieht man, wie wenig diese Versammlung an das Wohl des Staates denkt. Türgot hat in den Papieren seiner Vorgänger sogar das Verzeichniß der Summen gefunden, die Ludwig XV. aufwenden mußte, um seine Parlamentsräthe zu bestechen, damit gewisse Edikte eingetragen würden. Da Ihre Landsleute von der Anglomanie befallen sind, so haben sie den Engländern auch in dem Tadelnswürdigsten, was bei ihnen stattfindet, in der Bestechbarkeit nachgeahmt." — Als aber Türgot und Malesherbes durch Hofkabalen

aus dem Ministerium verdrängt wurden, und man, durch Aufrechthaltung der mittelalterigen Barbarei, mit den in die Nation eingedrungenen Ideen der Zeit und ihren Wortführern in immer schneidenderen Widerspruch gerieth, schrieb Friedrich den 10. Juli 1776 an Voltaire: „Wir haben hier auch erfahren, daß einige französische Minister entlassen worden sind, und ich wundre mich keineswegs darüber. Ich stelle mir Ludwig XVI. als ein junges Lamm vor, welches von alten Wölfen umgeben ist. Er ist sehr glücklich, wenn er ihnen entgeht. In Frankreich würde selbst ein Mann, der schon alle Uebung in der Regierungskunst besäße, viel zu schaffen haben; man würde ihn belauern, ihn durch hinterlistige Winkelzüge verführen und zu falschen Schritten verleiten lassen. Es ist also ganz natürlich, daß ein junger Monarch ohne Erfahrung sich von dem Strome der Kabalen und Intriguen fortreißen läßt. Dennoch aber glaube ich nicht, daß Voltaire's Vaterland in unserer Zeit wieder das Asyl und der letzte Zufluchtsort des Aberglaubens werden wird. Man hat in Frankreich zu viel Kenntnisse und zu viel Geist, als daß die Geistlichkeit mit ihrer abergläubischen Barbarei solche Abscheulichkeiten sollte begehen können, wie in den vergangenen Zeiten so sehr häufig stattgefunden haben. Herkules bezwang den Nemäischen Löwen, und ein starker Kämpfer, Voltaire mit Namen, trat die Hyder des Fanatismus unter seinen Fuß. Täglich entwickelt sich in unserm Europa die Vernunft stärker, und selbst die stupidesten Länder empfinden ihre Erschütterungen. Nur Polen nehme ich hiervon aus, die andern Staaten schämen sich der Albernheiten, wozu der Irrthum die ehemaligen Einwohner hingerissen hatte. Oesterreich, Westphalen, selbst Baiern, suchen einige Lichtstrahlen auf sich hinzuleiten. Sie und Ihre Werke haben diese Revolution in den Köpfen bewirkt. Der Mauerbrecher des wahren Witzes hat die Bollwerke des Aberglaubens, die Bayles gute Dialektik nicht niedereißen konnte, eingestürzt. Genießen Sie Ihres Triumphes."

Einen großen Theil dieses Triumphes darf man aber gewiß auch Friedrichs Verdiensten zuschreiben, da sowohl seine eigenen Schriften, mehr aber noch die bis jetzt ungewöhnliche Art, wie er als König die Männer von Genie behandelte, dem Geiste freier und ungehinderter Forschung und Aufklärung die Bahn gebrochen.

Der unermüdliche und vielumfassende Geist Friedrichs war durch Kränklichkeit und Mißgeschick mannigfacher Art keineswegs niedergehalten, sowie durch die gehäuften Berufsgeschäfte im Innern wie in den äußern Staatsverhältnissen noch nicht genugsam beschäftigt.

Die häufige Lectüre der neuesten wie der ältern Erzeugnisse der Literatur erhielten bei ihm eine stete Frische und ein zum Kampfe bereiter Sinn. Die Polemik Friedrichs, wenn auch im Einzelnen jetzt gegen das neue Streben und für das reinmonarchische Princip, war an und für sich schon eine Erscheinung, die dem Geiste der Zeit huldigte, es mußte schon als ein halber Sieg betrachtet werden, daß ein König, nicht auf die Macht seiner Bajonette trotzend, sondern frei und alles königlichen Ansehens entkleidet, sich hinauswagte auf den Kampfplatz der Ueberzeugungen, dort mit allen Waffen des Geistes den Sieg für sich zu erfechten; denn nur wo jedem der Kampf für seine Sache gestattet ist, darf man den endlichen Sieg des Guten hoffen. — Auch in dieser Periode sind es zuerst wieder historische Schriften, denen Friedrich seine Muse widmete. Die mehrerwähnte „Geschichte des siebenjährigen Krieges" wurde in den ersten Jahren nach dem Hubertsburger Frieden vollendet. „Ich hatte das Gemälde der zwei Kriege entworfen — beginnt die Vorrede — welche wir in Schlesien und Böhmen geführt haben; es war das Werk eines Jünglings, und eine Folge jener Schreibsucht, welche in Europa eine Art von ansteckender Krankheit geworden ist. Seit dem Frieden des Jahres 1746 hatte ich der Geschichte entsagt, denn die politischen Streitigkeiten, wenn sie zu keinem Endzwecke führen, verdienen eben so wenig Aufmerksamkeit, als die kleinen Zänkereien der Gesellschaft, und einige Züge von der innern Verwaltung eines Staats liefern noch nicht hinlänglich Stoff zu einer Geschichte. Aber der Krieg, welcher im Jahre 1756 ausbrach, änderte meinen Entschluß. Er war mit so viel Kunst und List vorbereitet worden, und die Anzahl der Feinde, welche in demselben gegen uns fochten, war der preußischen Macht so überlegen, daß mir ein so wichtiger Gegenstand des Andenkens der Nachwelt wohl werth schien. In dieser Absicht setzte ich dem Ende eines jeden Feldzugs die Nachrichten von den Begebenheiten auf, welche in demselben vorgefallen waren, und die mir noch frisch im Andenken lebten. Da aber diese Kriegsthaten sehr genau mit der Politik verbunden waren, sah ich mich genöthigt, auch auf diese meinen Plan auszudehnen. Zwei Hauptgegenstände bezweckte ich mit diesem Werke, erstens, der Nachwelt in deutlichen Beweisen darzulegen, daß es nicht von mir abhing, diesen Krieg zu vermeiden, und daß die Ehre und das Wohl des Staates mich verhindert haben, unter andern Bedingungen, als unter welchen derselbe zu Stande gebracht wurde, einen Frieden zu schließen; zweitens, wollte ich alle Kriegsbegebenheiten so deutlich

und genau als möglich darstellen, um eine authentische Nachricht zu liefern, welche vortheilhafte oder nachtheilige Lagen sich in den Provinzen finden, in welchen der Krieg stets wird geführt werden, wenn das Haus Brandenburg mit dem Hause Oesterreich Zwistigkeiten auszugleichen haben wird." Nachdem er nun den Gebrauch seines Werkes für Kriegskundige auseinandergesetzt, und von sklavischer Nachahmung früherer Versuche abräth, „da nie zwei Menschen sich in einer völlig gleichen Lage befunden," sagt er: „Ich habe es mir zum Gesetze gemacht, gewissenhaft der Wahrheit treu zu bleiben, und unparteiisch zu sein; denn Unwille und Haß bei einem Schriftsteller belehrten Niemanden; es ist Schwachheit und selbst Feigheit, wenn man von seinen Feinden nichts Gutes sprechen, und ihnen die verdiente Gerechtigkeit nicht widerfahren lassen mag. Habe ich gegen meinen Willen mich von dieser selbstgegebenen Vorschrift entfernt, so wird es die Nachwelt verzeihen, und mich, wo ich Tadel verdiene, verbessern. Was ich zu dem Gesagten noch hinzufügen könnte, wäre überflüssig, und vielleicht könnte ein Werk wie dieses, das nur von Wenigen gelesen zu werden bestimmt ist, jeder Vorerinnerung entbehren." — Die in der Erzählung der siebenjährigen Kriegsbegebenheiten eingeflochtenen Ansichten und Schilderungen Friedrichs können den Charakter dieses Werkes genugsam darlegen. Im Ganzen aber vermißt man hier jene Frische und Lebendigkeit, die Friedrich in der Erzählung seiner ersten Kriegsthaten darlegte. Man erzählt, einer von den Lieblingshunden Friedrichs habe das vollständige Manuscript zu diesem Werke vom Schreibtische in das Kamin geworfen, wodurch dasselbe großentheils verbrannte. Friedrich bearbeitete dasselbe zum zweitenmale, aber mit geringerer Sorgfalt und mit eilender Feder.

Ein zweites, ungleich minder wichtiges historisches Werk — woraus in dem Verlaufe dieses Werkes ebenfalls Bemerkungen entnommen sind — sind die „Denkwürdigkeiten seit dem Hubertsburger Frieden, die die innere Verwaltung, die Theilung Polens und den bairischen Erbfolgekrieg behandeln. Friedrich schließt die Vorrede zu diesem, gleichfalls für die Nachwelt bestimmten Werke, worin er die darin behandelten Vorfälle summarisch zusammenfaßt, mit den Worten: „Ich habe in meinem Leben Niemanden betrogen, viel weniger werde ich die Nachwelt betrügen." Was Friedrich hier erzählt, ist meist historisch treu, dennoch weiß er durch manche allgemein gehaltene Bemerkungen über manche mißliche nähere Erörterung hinweg zu schlüpfen.

Von größerer Bedeutung für die Bewegungen des Zeitgeistes sind jedoch Friedrichs philosophische Schriften; wie: die Prüfung des Système de la nature, die Beurtheilung des Versuches über die Vorurtheile, die durch ihn veranstalteten Auszüge aus Bayle's Dictionnaire, und aus Fleury's Kirchengeschichte; der Versuch über die Selbstliebe ꝛc. So mannigfache und so augenscheinliche Irrthümer auch diese Schriften enthalten mögen, so oft auch die damaligen französischen Philosophen den Weizen von dem Unkraut zu sondern vergaßen, und beide miteinander ausjäteten, so kam doch dadurch eine Bewegung in das erstarrte Leben des Geistes, dessen Nutzen schon jetzt unverkennbar war, zumal da es dem gründlichen Sinne der deutschen Nation vorbehalten schien, auch hier die Grenzen festzustellen.

Mehr aber noch als Friedrichs eigne Schriften — die, wenn sie auch die beinahe unglaublich vielseitige Thätigkeit seines Geistes bekunden, dennoch oft der Genialität ermangeln — wirkten die Schriften der durch ihn zu großerer Bedeutsamkeit gehobenen Männer. Voltaire war ganz der Geist der Zeit, den er nur auf eine geniale Weise auffaßte und aussprach. Seine frivolen Schriften sind gleichfalls aus dem damaligen Leben gegriffen. Die mittelalterigen Formen in Staat und Kirche waren in sich schon morsch und zerfallen, das Leben war aus ihnen gewichen, da trat Voltaire, mit jenem so seltenen gesunden Menschenverstand, und jener noch seltenern Gabe, diesen auf eine wirksame Weise geltend zu machen, auf. Voltaire hatte Geist genug, um das Ungöttliche zu zerstören, wenn auch nicht den, um das Göttliche zu erhalten, und die Zeitgenossen, von dem Drucke erstorbener Formen belastet, wendeten sich freudig dem kühnen und geistvollen Manne zu. Die „englischen Briefe" wurden das Signal zu einer ganz neuen Literatur; alle gegen das Alte ankämpfenden größern und kleinern Geister schlossen sich an Voltaire an. Wie Friedrich in ein näheres Verhältniß zu Voltaire getreten war, so suchten auch die Czarin Catharina, viele deutschen Fürsten und Fürstinnen mit Voltaire in Correspondenz zu treten, zumal da es sein System und seine Sinnesart wohl zuließ, daß man Dinge verspottete und verachtete, durch die man das Volk doch stets gängelte, die aber auf der andern Seite wieder einen Dünkel geben mochten, wodurch man sich über die Tendenzen des sogenannten blinden Haufens auch geistig erhaben fühlen mochte. Voltaire wirkte zunächst auf Aesthetik und Religion. Seinen Skepticismus trug er mit unübertroffenem Scharfsinn und Witze vor, nicht in wis-

senschaftlicher Form als ein in sich abgeschlossenes Ganzes, er wirkte für das Leben und nicht für die Schule, einzelne frappante Bemerkungen über Leben und Treiben der Menschen, die sich leicht im Gedächtnisse erhalten, schärften den Blick des Publikums und lehrten über das Leben und seine Beziehung selbstständig urtheilen. Sein Genie, weniger mit Schöpferkraft als mit leichter Ergreifung seiner Zeit begabt, suchte seiner Zeit kein höheres Moment unterzulegen, sondern das ihr in der That zu Grunde liegende vollkommen darzulegen; Philosophie und Geschichte wurden dazu angewendet, um dieß herauszustellen. Der überaus fruchtbare Geist Voltaire's verschaffte ihm so während und nach dem siebenjährigen Kriege eine Art Patriarchen-Würde in der europäischen Bildung. Was Voltaire für die Aesthetik und Religion, das ward Montesquieu, unabhängig von den Machthabern der Zeit, für die Politik. —

Unter den Schriftstellern, denen Friedrich theils zu einiger Bedeutung in der Literatur und zu vorübergehendem Einflusse auf die Gesellschaft verhalf, oder denen er, bei den Verfolgungen, die sie in ihrem Vaterlande erlitten, Schutz gewährte, müssen de Prades, La Baumelle, und La Mettrie, Darget, d'Argens und Helvetius noch genannt werden. Wie Friedrich die Oppositions-Literatur dieser Männer in Deutschland begünstigte, so daß die Neuerungs-Ideen zuerst von Deutschland nach Frankreich übergingen, und von dort aus wieder zu uns kamen, ebenso hatten sich in Paris, gegenüber von der retrograden Bewegung der Regierung, eine Art von Associationen gebildet, die die neuen Bestrebungen in sich concentrirten und ausbildeten. Wie meist die Gesellschaften in Alexandrien, so erlangten nun einige Pariser Salons eine welthistorische Bedeutung. Wer irgend, auch in Deutschland, Anspruch auf Geschmack und Bildung machen wollte, wallfahrtete nach Paris, um dort von Diderot, d'Alembert und Andern das neue Evangelium predigen zu hören, andere hielten sich Correspondenten, um über Jegliches, was dort gemeinschaftlich berathen und entworfen wurde, sowie über jede Schrift, die von dort ausging, baldigst Nachricht zu erhalten. Die große „Encyklopädie" vereinigte die Kräfte aller der Feinde des Christenthums und der damaligen Weltlage überhaupt, sie sollte die Bibel in der neuen Epoche der Weltbildung werden. Die Jesuiten suchten zwar die ganze neue Literatur zu verderben und zu verdammen, aber noch ehe ihr Orden auseinander gesprengt wurde, war das Streben nach Emancipation des Geistes im Volksleben erwacht. Voltaire's und Anderer Werke waren in tausendfacher

Gestalt, selbst mit Kostenaufwand, von ihren Freunden verbreitet worden, und hatten eine Bewegung im Geiste der Nationen erzeugt, die nimmermehr aufzuhalten war.

Friedrich muß unter den Beförderern dieser Literatur obenan stehen. Nur drei Männer sind es, denen er seine Beistimmung entzog, Diderot, Rousseau und Raynal, obgleich es die beiden ersten waren, die auf die Bildung Deutschland's den mächtigsten Einfluß übten, der erste seiner größern Popularität und Sentimentalität, der zweite seines höhern idealen Strebens wegen, das dem deutschen Volksgeiste mehr zusagte. Diderot's breite Geschwätzigkeit über seinen trost- und sinnlosen Atheismus war Friedrich zuwider, Raynal, der in seiner Geschichte der beiden Indien Freiheit und Humanität zum Princip gemacht, Rousseaus Ideen von einem Urzustande der Menschheit, sein erhabener Republikanismus und seine rücksichtslose Sprache gegen jede Bevorrechtung eines Menschen, mochten Friedrich nicht zusagen. Ueberhaupt stand Rousseau ganz vereinzelt da, gegenüber den Encyklopädisten. Zwar war er Anfangs mit ihnen zusammengetroffen, weil auch er eine neue Ordnung der Dinge an die Stelle der morschen mittelalterigen setzen wollte, aber bald mußte die Erkenntniß hervortreten, daß ihre beiderseitigen Bestrebungen auseinandergingen, denn für Rousseau war die Tugend nicht bloßes Erzeugniß der Gesellschaft, er glaubte und verkündete eine Ewigkeit der Tugend, und gewann sich die Herzen Aller, die für die Freiheit begeistert, sie mit dem Adel des menschlichen Geistes nicht erkaufen mochten. Rousseau, der Plato der neueren Zeit, der gerade Gegensatz der Encyklopädisten, da er, tolerant gegen Irrthümer, nur intolerant gegen Laster war, Rousseau wirkte durch seine Schriften lange in der Familie auf Vereinfachung und Veredlung, bevor er wie später in der Revolution im Staatsleben wirkte. In Deutschland namentlich bewirkten Rousseau's Ideen vielfach Großes und Gutes, während die Schriften der Encyklopädisten in ihrer Weise zur Entladung von veralteteten Vorurtheilen und Formen anregten. Europa war eine Nation geworden durch die Bewegung, die dasselbe durchdrang, der Weg zu einer freien Durchbildung war eröffnet, die Neigungen und Tendenzen weltlicher und geistlicher Machthaber konnten die Verbreitung des Lichts nicht nach Willkür mehr lenken, oder gar ganz hindern. Wie das Christenthum den ganzen Zustand und die innere Bildung des sinkenden römischen Reichs umgewandelt, so haben die von Frankreich ausgegangenen Lehren, auch wenn sie von den Deutschen umgestaltet worden sind,

eine allgemeine Veränderung bewirkt, in deren Entwicklungsgange wir noch begriffen sind. — —

Man hatte sich durch den unermüdeten Fortbau an dem neuen Systeme allzuweit von den Meinungen der großen Menge entfernt. Es war nun ein schwieriges Problem, wie die neuen Ideen jetzt in ihrem ganzen Umfange oder theilweise unter die Volksmenge einzuführen wären, ohne daß man eine Auflösung aller bestehenden Ordnung der Dinge zu befürchten habe. Für den vollständigen Skepticismus der Encyklopädisten und seine Consequenzen blieb dieß die schwierigste Frage, da sie weder, wo man anfangen noch wo man aufhören konnte oder sollte, bestimmen konnten und der Zweifel in die eigenen Grundsätze, ein schwankendes, wenig selbsteigeres Wirken erzeugen mußten. „Ihr Frankreich — schreibt Friedrich den 29. September 1775 an Voltaire — wurde von den Römern, den Saliern, den Franken, den Engländern und dem Aberglauben unterjocht. Alle diese Eroberer haben Gesetze gegeben, dadurch ist Ihre Rechtspflege ein Chaos geworden. Wollte man gehörig reformieren, so müßte man einreißen, um dann wieder aufzubauen; wer dieß aber unternähme, hätte die Gewohnheit, die Vorurtheile und das ganze Volk gegen sich, da dieß an den alten Gebräuchen hängt, ohne ihren Werth beurtheilen zu können, und in der Meinung steht, es sei gleichviel, ob man diese antaste, oder das Reich umstürze. Sie billigen wahrscheinlich die Verfassung Pensylvaniens, wie sie zur Zeit ist. Sie besteht jetzt seit einem Jahrhundert; wenn noch fünf oder sechs vorübergehen, wird man sie nicht mehr kennen. Es steht fest, daß Unbeständigkeit zu den ewigen Naturgesetzen gehört. Wenn auch Philosophen eine Regierungsform gründeten, würde sie doch das gleiche Schicksal haben. Sind denn die Philosophen stets vor Irrthümern sicher gewesen? Haben sie selbst nicht manche verbreitet, wie Aristoteles seine Lehre von den Substanzen, Plato seinen Galimathias, Descartes seine Wirbel, Leibnitz seine Monaden? Was könnte ich von den paradoxen Ideen sagen, mit denen Jean Jaques (wenn man den anders unter die Philosophen rechnen kann) Europa bewirthet hat, und die dennoch einigen ehrlichen Hausvätern den Kopf so verwirrt haben, daß sie ihren Kindern Emils Erziehung geben? Aus allen diesen Beispielen ergiebt sich, daß die Menschen, trotz ihrer guten Absichten und der Mühe, die sie anwenden, doch nie in irgend Etwas zur Vollkommenheit gelangen werden.“ — Solches Räsonnement mochte in der That manche an unmittelbarem Wirken für ihre Ideen abhalten, andern, die sich in philosophischer

Erhebung über die Tendenzen der großen Menge gefielen, zum bloßen Vorwande dienen.

Für die Entfernung religiöser Vorurtheile und veralteter Dogmen glaubte Friedrich, daß die nächste Bemühung der Freidenker verwendbar sei. „Sie behaupten mit Recht — schreibt er den 9. März 1776 an Voltaire — daß die Christen die gröbsten Plagiate an den Fabeln, die man schon vor ihnen erfunden hat, begangen haben. Die Jungfrauen will ich Ihnen noch hingehen lassen, da die Maler durch sie zu einigen guten Gemälden veranlaßt worden sind; aber Sie müssen doch gestehen, daß weder eine alte, noch überhaupt irgend eine Nation je eine schrecklichere und gotteslästerlichere Ungereimtheit geglaubt hat, als die, man esse seinen Gott. Dieses Dogma in der christlichen Religion empört am meisten, beleidigt das höchste Wesen am stärksten, und ist der höchste Grad von Unvernunft und Wahnsinn. Freilich ließen die Heiden ihre Götter eine ziemlich lächerliche Rolle spielen, da sie ihnen alle Leidenschaften und Schwachheiten der Menschen zuschrieben. Die Indianer lassen ihren Samenecoden in's Fleich kommen; nur immerhin. Aber keine Nation aß doch die Gegenstände ihrer Anbetung. Den Aegyptern war es nicht erlaubt, ihren Gott Apis zu verzehren; doch die Christen machen es mit dem Beherrscher des Weltalls so." — Friedrich zog selbst in einigen witzigen Schriften gegen die Theologie zu Felde; er hatte die Taktik und die Taschenspieler-Künste der damaligen Theologen — die leider auch noch die mancher heutigen sind — erlauert. Den 26. März 1780 schreibt er an d'Alembert: — „Ich habe jetzt einen Doctor der Sorbonne bei mir, der mir Unterricht in theologischen Absurditäten gibt, in welchen ich zusehends gelehrter werde; ich habe gelernt, was die innere und äußere Intention ist; merkwürdige Dinge, wovon sie nichts wissen, ein so großer Philosoph Sie auch sein mögen; er hat mich Formeln voll unbegreiflichen Unsinns gelehrt, von welchen ich in dem ersten theologischen Werk, welches ich schreiben werde, Gebrauch zu machen denke. — Ich bin mit einem halben Hundert der allerspitzfindigsten und allerfeinsten Distinktionen versehen, die vorzüglich geeignet sind, die deutlichsten Wahrheiten in Dunkelheiten zu hüllen; ich strebe nun nach nichts geringerem, als einmal Doctor der Sorbonne zu werden rc. Aber das Werk der Aufklärung sollte in der That begonnen werden, und es galt eine genaue Feststellung der Ansichten und Zwecke, es galt nicht mehr ein bloßes witziges Spiel mit den in der öffentlichen Autorität geheiligten Dingen, das nur den amüsirte, für den diese

Dinge schon längst nicht mehr da waren, den in der That Befangenen aber eines solches Verspottes des ihm Heiligen wirkungslos an ihm vorübergehen und verachten ließ.

Für das Jahr 1780 hatte Friedrich, auf d'Alembert's Vorschlag, durch die Akademie der Wissenschaften die Preisfrage aufstellen lassen: „Kann irgend eine Art von Täuschung dem Volke zuträglich sein, sie bestehe nun darin, daß man zu neuen Irrthümern verleitet, oder die alten eingewurzelten fortdauern läßt?" — Drei und dreißig Beantwortungen, von denen zwanzig die Frage verneinten, dreizehn sie theils mit, theils ohne Einschränkung bejahten, waren eingegangen, und der Preis wurde zwischen der besten Abhandlung von der verneinenden und der besten von der bejahenden Art getheilt. Die Aufgabe darf aber wohl nicht als ein bloßes wissenschaftliches Problem, sondern als eine Zeitfrage angesehen werden. „Sie legen mir in wenig Worten eine Frage vor — schreibt Friedrich den 3. April 1770 an d'Alembert — die ich aber unserem löblichen altdeutschen Herkommen gemäß, nicht anders als in einem dicken Folianten würde beantworten können. Wie? mein theurer Anaxagoras, sehen Sie nicht, in welche Untersuchung ich mich nothwendig einlassen müßte, um diesen Gegenstand völlig auseinander zu setzen? Doch ich will mich nach Möglichkeit kurz fassen, um Ihnen Genüge zu leisten. — Wenn wir uns in den ersten Tag der Welt versetzen, und Sie fragen mich dann: Ob es nützlich sei, das Volk zu betrügen? so werde ich: Nein! antworten; denn da Irrthum und Aberglaube noch unbekannt sind, so muß man sie nicht einführen, ja man muß sogar ihr Aufkommen verhindern. Wenn ich die Geschichte überblicke, finde ich zwei Arten von Betrug: Dem Aufkommen des einen diente der Aberglaube zum Fußschemel, der andere aber konnte, vermittelst einiger Vorurtheile, dazu dienen, den Geist des Volkes zu einem Privatvortheil zu lenken. Zur ersten Klasse dieser Betrüger gehören: Die Bonzen, die Zoroaster, die Numa, die Muhammed ꝛc., diese gebe ich Ihnen sehr gerne preis. Die zweite Klasse besteht aus den Politikern, die, zum größten Vortheil der Regierung, ihre Zuflucht zum System des Wunderbaren nehmen, um die Menschen zu lenken und sie williger zu machen. Dazu rechne ich den Gebrauch, den man in Rom von den Augurien machte, deren Beistand oft so höchst nützlich war, um die Volksempörungen, welche unternehmende Tribunen erregen wollten, aufzuhalten oder zu stillen. Ich kann Scipio den Afrikaner nicht

wegen seines Umganges mit einer Nymphe tadeln, durch welchen er sich das Vertrauen seiner Kriegsvölker erwarb, und im Stande war, so glänzende Thaten auszuführen; ich tadle Marius nicht wegen seiner alten Martha, nicht den Sartorius, daß er ein Reh mit sich führte. Alle die es mit einem großen gemischten Haufen von Menschen zu thun haben, müssen, um sie zu einem bestimmten Zwecke zu leiten, ihre Zuflucht bisweilen zu Täuschungen nehmen; und wenn sie solche dem Publikum aus den Gründen aufbürden, die ich eben angeführt habe, so halte ich sie nicht für strafbar. Anders aber verhält es sich mit dem groben Aberglauben. Dieser ist eine von den schädlichen Pflanzen, welche die Natur in dieser Welt gesäet hat, und welche sogar mit dem Charakter des Menschen innig verwachsen ist. Errichtete man eine zahlreiche Kolonie von Ungläubigen, so bin ich moralisch gewiß, daß nach Verlauf einer gewissen Anzahl Jahre, man ganze Gattungen von Abergläubigen daselbst aufwachsen sehen würde. Dieß System des Wunderbaren scheint nun einmal für das Volk bestimmt. Eine lächerliche Religion schafft man ab, um eine noch ungereimtere dafür einzuführen. Man bemerkt zwar Veränderungen in den Meinungen; der Götzendienst wird aber stets durch einen neuen ersetzt. Es ist, meiner Ansicht nach, gut und nützlich die Menschen aufzuklären; Bekämpfung der Religionsschwärmerei ist Entwaffnung des grausamsten und blutgierigsten Ungeheuers; laut wider die Mißbräuche der Mönche zu reden, gegen jene Gelübde, die den Zwecken der Natur so zuwiderlaufen, und der Bevölkerung so sehr entgegenstehen, das heißt wahrhaft seinem Vaterlande dienen. Aber ich glaube doch, daß es unklug und sogar gefährlich wäre, wenn man jene Nahrungssäfte des Aberglaubens, die man öffentlich den Kindern austheilt, um sie nach dem Willen ihrer Väter damit zu nähren, ganz vertilgen wollte. Die Reformation machte, wie Sie wissen, eine große Veränderung; allein welch ein Blutvergießen, welch Menschenwürgen, um nur einiger Glaubensartikel entbehren zu dürfen! und welche Wuth würde die Menschen ergreifen, wenn man sie alle abschaffen wollte! Es wäre in der That ein reizender, einziger Anblick, ein Volk zu sehen, ohne Irrthum, ohne Vorurtheil, ohne Aberglauben und Schwärmerei; aber es steht in den hundert Weissagungen des Noströdamus geschrieben, daß man es nicht eher entdecken wird, als bis man ein Volk ohne Laster, ohne Leidenschaften und ohne Verbrechen wird gefunden haben. Sie und die andern großen Lichter dieser dunkeln Welt werden Strahlen der Vernunft ausbreiten, um die Welt zu

erleuchten; aber was wird geschehen? Einige Gelehrte werden sagen: sie haben Recht; die Bonzen des Landes werden Lärm schlagen; eine zahllose Schaar Schwachköpfe wird hermetisch die Ritzen ihrer Höhlen verschließen, damit ja nicht Ihr Tageslicht, weder sie noch die Bewohner ihrer Schlupfwinkel blende; und die Welt wird blind bleiben. In diesem Jahrhundert hat die Philosophie mehr Muth gewonnen, und sich mit mehr Stärke ausgedrückt, als je; Aber worin bestehen denn nun die Fortschritte, die sie gemacht hat? Die Jesuiten sind vertrieben, werden Sie sagen. Ich gebe es zu, allein ich kann, wenn sie es verlangen, beweisen, daß hiermit nur Eitelkeit, geheime Rache, Cabalen und Eigennutz Alles gethan haben. Dagegen führe ich Ihnen an: der an Cidas verübte Justizmord, Sirvens Verfolgung, die grausame Geschichte zu Amiens, die Hexen, die man noch öffentlich in Rom verbrennt, die lächerlichen Streitigkeiten der Schweizer über die Unendlichkeit der Strafen, die theologische Wuth der holländischen Priester gegen Professoren, welche lehrten, die Tugend sei für die Menschen hinreichend, und den jetzigen polnischen Krieg, der eine Art von Religionskrieg ist. O mein lieber Anaxagoras, der Mensch ist ein Thier, das nicht zu bessern ist, und mehr nach sinnlichen Eindrücken als nach Vernunft handelt. Indeß habe ich für dieß Thier einen Katechismus verfertigt, den ich Ihnen hier schicke." Den 22. Sept. 1777 ermahnt d'Alembert nochmals den König, der Akademie die Aufgabe zu stellen. „In der französischen Akademie — bemerkt er dabei — haben wir diese schöne Aufgabe nie gewagt; weil, zum Unglück der Vernunft, die zum Concurs eingeschickten Abhandlungen von zwei Doktoren der Sorbonne censirt werden müssen; und es unmöglich ist, was Vernünftiges zu schreiben, wenn man mit solchen Leuten zu thun hat." — Friedrich nimmt hievon Anlaß, den 5. Okt. 1777 nochmals seine Ansichten hierüber folgendermaßen auszusprechen: „Befragen wir die Sekte der Akataleptiker, so müssen wir zugeben, daß der größte Theil der Wahrheiten dem Blick der Menschen unerforschlich ist, daß wir uns gleichsam in einem dicken Nebel von Irrthümern befinden, der uns das Licht auf immer entzieht. Was kann denn ein Mensch — außer einigen mathematischen Wahrheiten — versichert sein, seinesgleichen nicht zu täuschen, da er selbst getäuscht worden ist? Jeder Mensch, der mit Vorsatz das Publikum, um eines Vortheils willen oder aus einer ihn selbst betreffenden Absicht, hintergehen will, ist unstreitig strafbar; aber ist es nicht erlaubt, die Menschen zu täuschen, wenn man es zu ihrem Besten thut? Zum Beispiel, eine Arzenei, die dem

Kranken zuwider ist, zu überzuckern, damit er sie einnehme, weil sie das einzige Mittel ist, ihn gesund zu machen? oder den Verlust einer Schlacht geringer vorzustellen, um nicht eine ganze Nation muthlos zu machen? Oder endlich ein Unglück oder eine Gefahr zu verhehlen, die Jemanden zu sehr rühren könnte, wenn man ihm geradezu ankündigte, um Zeit zu gewinnen, ihn darauf vorzubereiten? Ist die Rede von der Religion, so geben alle Nachrichten, die vom Alterthume auf uns gekommen sind, zu erkennen, daß sich der Ehrgeiz ihrer bediente, um sich empor zu schwingen. Muhammed und so viele andere Sekten bestätigen diese Wahrheit. Ohne Zweifel waren sie strafbar; bedenken Sie aber andererseits, daß es wenig Menschen gibt, die nicht furchtsam und leichtgläubig sind, und die sich selbst eine Religion würden gemacht haben, wenn man ihnen keine verkündigt hätte. Daher fand und sah man beinahe auf der ganzen Oberfläche unsrer Erdkugel eingeführte positive Religionen. Sobald diese Wurzel gefaßt haben, verlangt das Volk, daß man sie verehre; und wehe denen, die ihm den Irrthum benehmen wollten: weil nur sehr wenig Menschen einen richtigen Verstand besitzen. Dieß hindert aber nicht, daß nicht jeder Philosoph den Fanatismus bekämpfen müsse; denn dieser Wahnsinn erzeugt Greuel, Verbrechen und die verwerflichsten Handlungen."

Es konnte also dem zweifelerfüllten französischen Encyklopädismus, der die verdeckten Abgründe oft nicht ahnte, es nicht gegeben sein, diese Frage zu lösen. In Deutschland hatte sich aber, bei dem verständigeren Theile der Nation, nach dem Vorgange des großen Kant, der Encyklopädismus in den Kriticismus umgestaltet. In den leichtfertigen Bestrebungen der Encyklopädisten hatte man den eigenen Geist und die Stufe der Bildung auf der man stand, an die Stelle des freien Menschengeistes überhaupt gesetzt, eine nur geglaubte neue und höhere Stufe der Bildung mußte das ganze Wesen des Encyklopädismus in sich auflösen; alle Autorität war gefallen, die Vernunft allein blieb Richterin über alles Natürliche und Uebernatürliche. Der für die errungene Freiheit empfängliche Theil der Nation erkannte bald den lockern Grund, auf dem das Gebäude des Encyklopädismus errichtet war. Dem Wesen der Vernunft und ihren ewigen Gesetzen galt daher die gründliche Forschung der Deutschen, und auf diese ewigen Grundgesetze menschlicher Vernunft, wie sie an sich und wie sie im Leben sich kundgibt, sollte das Gebäude der neuen Bildung errichtet werden. — Der Frage, ob man in allen Fällen und überall aufklären dürfe, mußte die deut-

sche Philosophie die: Was ist Aufklärung? nothwendig vorausschicken.

In dem Jahrgange 1783 der Berlinischen Monatschrift — die unter der Redaction von Gedike und Biester viel dazu beitrug, vorurtheilsfreie Begriffe gründlich und populär zu verbreiten — äußerte der Oberkonsistorialrath Zöllner, daß die Frage, was ist Aufklärung, so wichtig sei, als die: was ist Wahrheit und also, ehe man aufzuklären beginne, beantwortet sein müsse. Im September-Hefte 1784 erschien daher ein Aufsatz Mendelssohns, „über die Frage: was heißt aufklären?" — „Bildung — heißt es hier nach der kurzen Einleitung — zerfällt in Kultur und Aufklärung. Jene scheint mehr auf das Praktische zu gehen, auf Güte, Feinheit und Schönheit in Handwerken, Künsten und Geselligkeitssitten (objektive); auf Fertigkeit, Fleiß und Geschicklichkeit in jenem, Neigungen, Triebe und Gewohnheiten in diesen (subjektive). Je mehr diese bei einem Volke der Bestimmung des Menschen entsprechen, desto mehr Kultur wird demselben beigelegt; so wie einem Grundstücke desto mehr Kultur und Anbau zugeschrieben wird, je mehr es durch den Fleiß der Menschen in den Stand gesetzt werden, dem Menschen nützliche Dinge hervorzubringen. Aufklärung hingegen scheint sich mehr auf das Theoretische zu beziehen. Auf vernünftige Erkenntniß (objektiv) und Fertigkeit (subjektiv) zum vernünftigen Nachdenken, über Dinge des menschlichen Lebens, nach Maaßgebung ihrer Wichtigkeit und ihres Einflusses in den Bestimmungen des Menschen. Ich setze allezeit die Bestimmung des Menschen als Maaß und Ziel aller unserer Bestrebungen und Bemühungen, als einen Punkt, worauf wir unsere Augen richten müssen, wenn wir uns nicht verlieren wollen. — Die Bestimmung des Menschen läßt sich eintheilen in die Bestimmung des Menschen als Mensch, und Bestimmung des Menschen als Bürger. — Menschenaufklärung kann mit Bürgeraufklärung in Streit kommen. Gewisse Wahrheiten, die dem Menschen als Mensch nützlich sind, können ihm als Bürger zuweilen schaden. Hier ist folgendes in Erwägung zu ziehen. Die Collision kann entstehen zwischen wesentlichen oder zufälligen Bestimmungen des Menschen, mit wesentlichen oder mit außerwesentlichen zufälligen Bestimmungen des Bürgers. Ohne die wesentlichen Bestimmungen des Menschen sinkt der Mensch zum Vieh herab; ohne die außerwesentlichen ist er kein so gutes herrliches Geschöpf. Ohne die wesentlichen Bestimmungen des Menschen als Bürger, hört die Staatsverfassung auf zu sein; ohne die außerwesentlichen bleibt sie in einigen

Nebenverhältnissen nicht mehr dieselbe. Unglückselig ist der Staat, der gestehen muß, daß in ihm die wesentlichen Bestimmungen des Menschen mit den wesentlichen des Bürgers nicht harmouiren, daß die Aufklärung, die der Menschheit unentbehrlich ist, sich nicht über alle Stände des Reichs ausbreiten können, ohne daß die Verfassung in Gefahr sei, zu Grunde zu gehen. Hier lege die Philosophie die Hand auf den Mund! Die Nothwendigkeit mag hier Gesetze vorschreiben, oder vielmehr die Fesseln schmieden, die der Menschheit anzulegen sind, um sie niederzubeugen, und beständig unter dem Drucke zu erhalten! — Aber wenn die außerwesentlichen Bestimmungen des Menschen mit den wesentlichen oder außerwesentlichen des Bürgers in Streit kommen; so müssen Regeln festgesetzt werden, nach welchen die Ausnahmen geschehen, und die Collisionsfälle entschieden werden sollen. — Wenn die wesentlichen Bestimmungen des Menschen unglücklicherweise mit seinen außerwesentlichen Bestimmungen selbst in Gegenstreit gebracht worden sind; wenn man gewisse nützliche und den Menschen zierende Wahrheiten nicht verbreiten darf, ohne die ihm nun einmal beiwohnenden Grundsätze der Religion und Sittlichkeit niederzureißen; so wird der tugendliebende Aufklärer mit Behutsamkeit und Vorsicht verfahren, und lieber das Vorurtheil dulden, als die mit ihm so fest verschlungene Wahrheit zugleich mit vertreiben. Freilich ist die Maxime von jeher Schutzwehr der Heuchelei geworden, und wir haben ihr so manche Jahrhunderte von Barbarei und Aberglauben zu verdanken. So oft man das Verbrechen greifen wollte, rettete es sich in's Heiligthum. Allein demungeachtet wird der Menschenfreund, in den aufgeklärtesten Zeiten selbst noch immer auf diese Betrachtung Rücksicht nehmen müssen. Schwer, aber nicht unmöglich ist es, die Grenzlinie zu finden, die auch Gebrauch von Mißbrauch scheidet ꝛc." So weit Mendelssohn.

Kant beantwortete dieselbe Frage weitläufiger im Decemberhefte derselben Monatsschrift. „Aufklärung — sagt er — ist der Ausgang des Menschen aus seiner selbst verschuldeten Unmündigkeit. Unmündigkeit ist das Unvermögen, sich seines Verstandes ohne Leitung eines Andern zu bedienen. Selbstverschuldet ist diese Unmündigkeit, wenn die Ursache derselben nicht am Mangel des Verstandes, sondern der Entschließung und des Muthes liegt, sich seiner ohne Leitung eines Andern zu bedienen. Sapere aude! Habe Muth, dich deines eigenen Verstandes zu bedienen! ist also der Wahlspruch der Aufklärung." — „Zu dieser Aufklärung aber wird nichts erfordert als Freiheit, und zwar die unschädlichste unter allem, was nur

Freiheit heißen mag: nämlich die, von seiner Vernunft in allen Stücken öffentlichen Gebrauch zu machen. Nun höre ich aber von allen Seiten rufen, räsonnirt nicht! Der Offizier sagt: räsonnirt nicht, sondern exercirt! Der Finanzrath: räsonnirt nicht, sondern bezahlt! Der Geistliche: räsonnirt nicht, sondern glaubt! Nur ein einziger Herr in der Welt sagt, räsonnirt, so viel ihr wollt und worüber ihr wollt; aber gehorcht!" — Er geht nun näher auf die Bedingungen und den Gebrauch der Aufklärung ein, und sagt alsdann am Schlusse: „Wenn denn nun gefragt wird, leben wir jetzt in einem aufgeklärten Zeitalter? so ist die Antwort: Nein, aber wohl in einem Zeitalter der Aufklärung. Daß die Menschen, wie die Sachen, jetzt im Ganzen genommen, schon im Stande wären, oder darein auch nur gesetzt werden könnten, in Religionsdingen sich ihres eigenen Verstandes ohne Leitung eines Andern sicher und gut zu bedienen, daran fehlt noch sehr viel. Allein, daß jetzt ihnen doch das Feld geöffnet wird, und die Hindernisse der allgemeinen Aufklärung, oder des Ausgangs aus ihrer selbstverschuldeten Unmündigkeit allmählig weniger werden, davon haben wir doch deutliche Anzeigen. In diesem Betracht ist dieses Zeitalter das Zeitalter der Aufklärung, oder das Jahrhundert Friedrichs." —

Wie man die Zeit nach dem dreißigjährigen Kriege das Jahrhundert Ludwigs XIV. genannt hatte, so nannte man jetzt die Zeit nach dem siebenjährigen Kriege das Jahrhundert Friedrichs des Großen; und in der That konnte Friedrich gewissermassen als der Ausgangspunkt der neuen Zeit betrachtet werden, nicht sowohl, weil er die neue Bildung selbsteigen hervorrief, und sie nach seinem Begehren zustutzte, sondern weil er, die Hemmnisse ihrer Entwicklung hinwegräumend, sie sich ihrer innern Natur gemäß selbst entwickeln ließ. — Friedrich, der die zügellosen Schriften seiner Umgangsgenossen in Berlin drucken ließ, konnte wohl an eine Censur nicht denken, wenn gleich auch hier durch dienstfertige Herrendiener, wie durch Zeloten manche Inconsequenzen mit unterlaufen mußten. — Die politische Schriftstellerei war mehrfach beschränkt, obgleich Friedrich Ausfälle gegen seine Person meist leicht hinnahm *).

---

*) Der oben angeführte Grund mag hiebei mehrfach gewirkt haben. Als einst Friedrich zur Zeit der Kaffeeregie durch eine Straße Berlins ritt, bemerkte er einen Volksaufauf. Er schickt seinen Begleiter hin, um dessen Ursache zu erfahren. „Sie haben etwas auf Ew. Majestät angeschlagen," war die Antwort. Friedrich ritt näher hinzu, und sah sich selbst

Friedrich hatte in Preußen allen verfolgten freien Denkern ein Asyl eröffnet. Lange nachwirkende Forschungen wurden begonnen, und die gewonnenen Resultate wurden in vervielfältigter Gestalt in's Leben übergetragen. Die errungene Freiheit der Forschung konnte der Theologie nicht ferne bleiben, obgleich hier die größten Hindernisse im Wege standen. Einige Theologen suchten ihre encyklopädischen Grundsätze hinter eine moderne Bibel-Exegese zu verstecken, freier und rücksichtsloser hervortretend, suchten die Erscheinung der verschiedenen Religionslehren, Dogmen ꝛc. auf ihren wahren historischen Standpunkt zu stellen, und bekannten offen, daß wenn diese Erscheinungen ihre Bestimmungen und Zwecke erreicht, es nothwendig sei, daß sie in den neuen Bestrebungen aufgingen, daß der neue Geist der Zeit sich nicht ohne Betrug und Nachtheil seiner selbst in die alten Formen zwängen lasse, sondern daß der jederzeit neue Geist sich auch eine neue Form bilde. Ein großer Kampf begann, und selbst die Frommgläubigen, die sich starr an die alten Formen anklammerten, konnten die Forderungen der Geschichte und der fortgeschrittenen Wissenschaft nicht mehr ganz ignoriren, sondern mußten sich mit denselben zu versöhnen suchen. — In der Politik gewannen die Grundsätze Montesquieu's, Rousseau's und Beccaria's immer mehr Einfluß.

Auch die schöne Literatur war in Deutschland mit kraftvoller Nationalität erstanden. Friedrich hatte eine Wiedergeburt derselben gehofft und auch in der letzten Zeit geglaubt. Der Widerstreit, in den er mit der Encyklopädisten-Literatur gerathen war, ließ ihn dieß wünschen, obgleich er nicht einsehen konnte, daß dieß bereits geschehen sei. „So sehr ich auch mein Vaterland liebe — schreibt er den 24. Juli 1775 an Voltaire — so kann ich doch bis jetzt nicht sagen, daß es ihnen mit der schönen Literatur gelingt. Es gebricht ihnen an zwei Dingen, an einer guten Sprache und an Geschmack. Der Deutsche ist zu weitschweifig, und in guter Gesellschaft spricht man französisch. Einige Magisterchen und Professoren sind nicht im Stande, der Sprache jene Feinheit und Leichtigkeit zu geben, die sie nur im Umgange mit der großen Welt erwerben

---

auf dem Bilde, wie er in kläglicher Gestalt auf einem Fußschemel saß, und mit einer Kaffeemühle zwischen den Beinen emsig mit der einen Hand mahlte, während er mit der andern jede herausgehaltene Bohne auflas. „Hängt es doch niederer — rief der König — daß die Leute sich nicht den Hals ausrecken müssen.“ — Unter allgemeinem Jubel riß man nun das Bild herunter.

können. Dazu kömmt noch die Verschiedenheit der Dialecte; jede Provinz hat ihren eigenen, und es ist noch nicht entschieden, welcher den Vorzug verdient. Besonders fehlt es aber den Deutschen an Geschmack; sie können bis jetzt die Schriftsteller aus dem Jahrhundert des Augustus noch nicht erreichen. — In der Geschichte würden sie ja nicht den kleinsten Umstand übergehen, so unnütz er auch wäre. — In der dramatischen Kunst ist bis jetzt noch kein Meisterstück vorhanden. Die besten Werke haben sie noch im Fache des Staatsrechts. — Aber wo ein Leibnitz geboren wurde, können auch noch mehre seiner Art erstehen. Ich werde die schönen Tage meines Vaterlandes nicht erleben; indeß sehe ich voraus, daß sie möglich sind." — Den 8. September desselben Jahres schreibt er: „Sie behaupten mit Recht, daß unsere guten Deutschen erst die Morgenröthe ihrer Kenntnisse erblicken; die schönen Wissenschaften stehen jetzt bei ihnen auf demselben Punkt, auf welchem sie in Frankreich unter Franz I. standen. Man liebt sie, strebt nach ihnen, und sie werden von Fremden zu uns verpflanzt. Der dreißigjährige Krieg ist für Deutschand schädlicher gewesen, als man auswärts glaubt. Man mußte mit dem Ackerbau beginnen, dann zu Manufacturen und Handel übergehen. Wenn diese festbegründet sind, entsteht Wohlstand, dem der Ueberfluß, ohne welchen die Künste nicht gedeihen können, folgt. Die Musen erheischen, daß der Fuß des Parnassus vom Pactolus bespült werde. Erst muß man zu leben haben, ehe man sich unterrichten und frei denken kann. Athen that es den Spartanern in Wissenschaft und Kunst zuvor. In Deutschland wird man erst dann den guten Geschmack finden, wenn die griechischen, römischen und französischen Schriftsteller emsig studirt werden. Zwei oder drei gutbegabte Männer werden dann die Sprache bestimmen, sie ihrer Barbarismen entledigen, und die Meisterstücke der Fremden in ihrem Lande naturalisiren. Ich für meine Person werde, da meine Laufbahn zu Ende geht, diese glückliche Zeit nicht erleben. Gern hätte ich zu ihrem ersten Entstehen etwas beigetragen; aber was hat ein Geschöpf thun können, das zwei Drittheile seines Lebens von unaufhörlichen Kriegen geplagt ward, oder die Uebel, die sie verursacht hatten, wieder gut machen mußte, und überdieß zu einem so großen Unternehmen viel zu geringe Talente besitzt?" — Diese letzte Aeußerung mag einigermaßen die wenige Sorgfalt für das Erwecken einer deutschen National-Literatur erklären, stets wird es jedoch Friedrich zum Vorwurf gereichen, daß er noch immer deutsche Literatur von sich entfernt haltend, dennoch nach den Ein-

drücken, die er in seiner Jugend erhalten, noch immer jetzt die ganze deutsche Literatur leichtfertig beurtheilte.

Friedrichs Augenmerk, das in der letzten Zeit mehr auf deutsche Literatur und Bildung gerichtet war, veranlaßte ihn sogar zur Ausarbeitung einer Schrift über dieselbe, die er im Jahre 1779, als er im Winterquartire zu Breslau war, vollendete. Diese Schrift schließt zwar mit den Worten: „Wir werden einst unsere klassischen Schriftsteller haben, ein Jeder wird sie lesen, um sich daran zu bilden, unsre Nachbarn werden Deutsch lernen, an den Höfen wird man es gerne sprechen, und es kann geschehen, daß unsere Sprache, wenn sie vollkommen gebildet ist, durch die Gunst, die unsern guten Schriftstellern zu Theil wird, von einem Ende Europens zum andern sich verbreitet.“ Wenn man aber bedenkt, daß diese Schrift kurze Zeit vor des großen Lessings Tode ausgearbeitet und ausgegeben wurde, wenn man bedenkt, daß ein König, der wenig Deutsch kannte, in französischer Sprache über deutsche Literatur und Sprache schrieb, der die neueste Literatur nicht kannte, und dennoch den Franzosen ein absprechendes Räsonnement hier bot — wenn man dieß Alles zusammennimmt, und noch dazu das rege Leben in der deutschen Literatur und den aufkommenden Haß gegen die oberflächlich selbstgefälligen Franzosen rechnet, so mag man den Eindruck dieser Schrift in Deutschland ermessen.

Alle deutschen Schriftsteller hatte Friedrich von seinem näheren Umgange fern gehalten, einen Ramler, der der Horaz des preußischen August sein wollte, nicht minder, als einen Lessing, der frei und selbständig seine Bahn vollendete *). Je weniger aber die deutsche Muse genöthigt war, die Livree irgend eines Fürsten zu tragen, um so freier und ungehinderter bewegte sie sich. Lessing und Klopstock wurden, jeder nach seiner eigenthümlichen Weise, die Schöpfer einer

*) Es darf jedoch nicht verkannt werden, daß Friedrichs ganzes Leben, seine Thaten wie seine Neigungen, mittelbar zum Wiederaufleben der deutschen Literatur beitrug. „Der erste wahre und höhere eigentliche Lebensgehalt — sagt Gothe — kam durch Friedrich den Großen, und die Thaten des siebenjährigen Krieges in die deutsche Poesie.“ Mehr als mittelbar aber, konnte Friedrich nie Einfluß auf die deutsche Literatur üben.

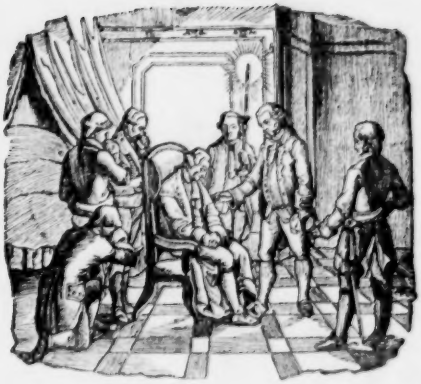
In seinem Gedichte: „Die deutsche Muse,“ sagt Schiller:

„Von dem größten deutschen Sohne,
Von des großen Friedrichs Throne
Ging sie schutzlos, ungeehrt.“

neuen deutschen National-Literatur, beide vom wahren Geiste des griechischen Alterthums erfüllt, doch Klopstock mehr zugleich in die altgermanische Denkweise heruntersteigend, und die durch das Christenthum gewonnenen Ideen in poetischer Form darstellend; Lessing dagegen mehr als sondernder scharfer Kritiker, und in seinen poetischen und prosaischen Produkten mehr das Allgemein-Menschliche hervorhebend. Lessing hatte zwar in seiner „Minna von Barnhelm" das erste deutsche National-Lustspiel aufgestellt, und strebte überhaupt, deutsche Literatur und Bildung in eigener Selbständigkeit zu schaffen, dennoch aber begann schon er die deutsche Literatur zur Welt-Literatur auszubilden. An die beiden Hauptrichtungen dieser Männer schlossen sich eine große Anzahl ewig verehrungswürdiger Männer, wie Herder, Mendelssohn, und viele andere an. Journale und Zeitschriften besprachen die materiellen, mehr aber noch die geistigen Interessen der deutschen Nation. „Die allgemeine deutsche Bibliothek" und andere, konnten bei der fast unbeschränkten Preßfreiheit in Preußen die Angelegenheiten frei und rücksichtslos behandeln, viele Streitigkeiten der Literaten erregten die Aufmerksamkeit und schärften das selbstständige Urtheil des Publikums. Von Preußen aus und durch das von seinem Könige befolgte System ward so die geistige Wiedergeburt der deutschen Nation angeregt. Der Zeitraum nach dem siebenjährigen Kriege bis zur französischen Revolution, wurde zu einer der schönsten Perioden in der deutschen Geschichte.

Während aber die deutsche Literatur immer mehr an Selbstständigkeit, Würde und Ausdehnung gewann, erhielt sich gleichwohl eine nicht unbedeutende Richtung unter den deutschen Schriftstellern, die der frivolen Philosophie und der Poesie der Encyklopädisten huldigten. Als der geistreichste unter denselben muß Wieland angesehen werden, der auch für diese Richtung ein eigenes Journal „der deutsche Merkur" begründet hatte. Von den verschiedensten Seiten ward nun der Kampf gegen diese Richtung wie gegen Gallomanie überhaupt geführt. Als einer der namhaftesten Kämpfe gegen die nach Form und Inhalt verfehlte französische Poesie, kann eine Kritik der Poesies diverses in dem zweiten Jahrgange, der seit 1759 von Nicolai, Lessing, Mendelssohn und andern herausgegebenen „Briefe, neueste Literatur betreffend," betrachtet werden. Diese Kritik — deren Verfasser Mendelssohn ist — beurtheilt die Gedichte Friedrichs zwar mit der nöthigen Rücksicht, aber mit einer feinen Ironie, die sowohl den unpoetischen Gegenstand, als auch die unphilosophische Richtung trifft. Ueberhaupt kehrte sich die in Opposition und Kritik

erstarkte deutsche Literatur immer heftiger gegen die Verirrungen der damaligen französischen Philosophie und Poesie. Göthe, in der ersten und kräftigen Periode seines Lebens, als er noch nicht in höfisches Vornehmthun zurückgezogen, sich über die Tendenzen der Zeit erhaben dünkte, und nur Allem, was ihn beweihrauchte, Beifall zulächelte, der junge Göthe — der mächtig einzuwirken begann auf deutsche Kunst und deutsches Leben, der gegen Wielands Ungeschmack wie gegen Bahrdts Afterauflklärung den siegreichen Kampf bestanden — trat in seinem „Jahrmarktsfest zu Plundersweilern;" gegen manche Verirrungen der damaligen deutschen Poesie und Wissenschaft, wie gegen die damalige Politik, und also gegen Friedrich und das preussische System auf. Wie er Herders bunte Ideologie des Orients in dem „Lichter weg" ꝛc. des Marktschreiers, die nichtssagenden Leiergedichte mancher kunstgerechten Poeten in dem Marmotte, den Schulreformator Basedow, der sich einbildete, daß sich Alles machen ließe, in dem gutmüthigen Mardochai, und Andere in verschiedenen scharfen Zügen persiflirt und karrikirt, so hat er in Friedrich, der als Ahasverus, Haman, der als Hertzberg oder d'Argens oder als beide zugleich vorgestellt wird, die ganze preußische Regierungsweise mit unübertroffener Schärfe angegriffen. Zwar hat Göthe später dieses Produkt verändert, und manche allzuanstößige Stelle gestrichen, aber auch in seiner veränderten Gestalt ist die Richtung gegen das preussische System sichtbar. Es mußte Göthe wie alle besseren Köpfe der deutschen Nation empören, Alles bloß zur äußern gesetzmäßigen That gemacht zu sehen, wo jede innere selbsteigene Willensbestimmung negirt wurde, daß die Menschheit gleichsam wie eine Wachparade einexercirt, und dadurch jede Individualität erdrückt wurde. Die Zeit selbsteigener Schöpfung und Gesetzgebung in Staat, Wissenschaft und Kunst war gekommen, und Friedrichs Bestimmung war erfüllt. — —



Friedrich's Tod.

Viele seiner Kriegesgefährten hatte Friedrich nach und nach dahin sterben sehen müssen. Auch die Reihen seiner Vertrauten lichteten sich allmälig. Der Tod des ihm ganz ergebenen Marquis d'Argens (den 26. December 1771) betrübte ihn sehr. Friedrich selbst sah stets wohlgemuth dem Tode entgegen, und äußerte hiebei nur den Wunsch, daß er, ehe er zu seinen Berufspflichten unfähig würde, bei guten Kräften plötzlich sterben möge. „Nicht jeder hat das Glück, unsterblich zu sein, wie Sie — schreibt er den 5. December 1775 an Voltaire. — Unser guter Patriarch bleibt stets derselbe. Ich hingegen habe schon einen Theil meines Gedächtnisses, die geringe Imagination, die ich habe, und meine Beine nach dem Ufer des Cocytus geschickt. Das schwere Gepäck geht voran, bis dann die ganze Armee folgt. Dieß ist eine Disposition der Arriere-Garde, der die Herren Fequieres und St. Germain ihren Beifall nicht versagen würden.“ Den 8. April 1776: — „Nun zu mir armen

Achilles, der ich indeß weder an der Ferse noch an den Knien und Händen unverwundbar bin. Madame Gicht spazirt nach und nach durch meinen ganzen Körper, und hat mir wieder eine gute Lection in der Geduld gegeben. Nur mein Kopf ist von Anfällen verschont geblieben. Gegenwärtig habe ich mich von dieser Harpye scheiden lassen, und ich hoffe wenigstens auf einige Zeit von ihr befreit zu werden. — Die Jahre müssen unsern zerbrechlichen Mechanismus wohl zerstören, da sie Alles vernichten. Meine Festung ist schon unterminirt. Ich vertheidige nur noch die Citadelle, und überlasse die Außenwerke der überlegenen Gewalt, die durch einen gut veranstalteten Sturm bald mit mir fertig sein wird." — So ließ sich Friedrich durch die Beschwerden des Alters nicht niederdrücken, sondern überwand dieselben mit einem echt stoischen Heldenmuthe. Den 30. Mai 1778 starb nun auch Voltaire, und Friedrich schrieb im Winterlager eine Lobrede auf ihn, die er in der Academie vorlesen ließ. d'Alembert war nun noch der einzige, dem Friedrich in Traulichkeit sich bisweilen ergießen mochte, als auch dieser den 29. October 1783 starb.

Den 8. Januar 1769 hatte Friedrich sein Testament aufgesetzt, das folgendermaßen lautet. „Unser Leben ist ein flüchtiger Uebergang von dem Augenblicke der Geburt zu dem des Todes. Die Bestimmung des Menschen während dieses kurzen Zeitraumes ist, für das Wohl der Gesellschaft, deren Mitglied er ist, zu arbeiten. Seitdem ich zur Handhabung der öffentlichen Geschäfte gelangt bin, habe ich mit allen Kräften, welche die Natur mir verliehen hat, und nach Maßgabe meiner geringen Einsichten bestrebt, den Staat, welchen zu regieren ich die Ehre hatte, glücklich und blühend zu machen. Ich habe Gesetz und Gerechtigkeit herrschen lassen; ich habe Ordnung und Pünktlichkeit in die Finanzen gebracht; ich habe in der Armee jene Mannszucht eingeführt, wodurch sie vor allen übrigen Truppen Europens den Vorrang erhalten hat. Nachdem ich so meine Pflichten gegen den Staat erfüllt habe, würde ich mir unablässig einen Vorwurf machen müssen, wenn ich meine Familienangelegenheiten vernachlässigte. Um also allen Streitigkeiten, die unter meinen nächsten Verwandten über meinen Nachlaß sich erheben könnten, vorzubeugen, erkläre ich durch diese feierliche Urkunde meinen letzten Willen. — 1) Ich gebe gern und ohne Bedauern diesen Lebenshauch, der mich beseelt, der wohlthätigen Natur, die ihn mir geliehen, meinen Körper aber den Elementen, aus welchen er zusammengesetzt ist, zurück. Ich habe als Philosoph gelebt, und will

auch als solcher begraben werden, ohne Prunk, ohne Pracht, ohne Pomp. Ich mag weder geöffnet noch einbalsamirt werden. Man setze mich in Sans-Souci oben auf den Terassen in eine Gruft, die ich mir habe bereiten lassen. Sollte ich im Kriege, oder auf der Reise sterben; so begrabe man mich am ersten besten Orte, und lasse mich hernach zur Winterszeit nach Sans-Souci an den bezeichneten Ort bringen. — 2) Ich überlasse meinem Jeben Neffen, Friedrich Wilhelm, als erstem Thronfolger, das Königreich Preußen, die Provinzen, Städte, Schlösser, Forts, Festungen, alle Munition, Arsenäle, alle von mir eroberten und ererbten Länder, alle Kronjuwelen, die Gold- und Silber-Service, die in Berlin sind, meine Landhäuser, Bibliothek, Münzkabinet, Bildergallerie, Gärten ꝛc. Auch überlasse ich ihm außerdem den Schatz, in dem Zustande, in welchem er sich an meinem Sterbetage befinden wird, als ein dem Staate zugehöriges Gut, das nur zur Vertheidigung oder zur Unterstützung des Volks angewendet werden darf. — 3) Wenn es sich nach meinen Tode zeigen würde, daß ich einige kleine Schulden hinterlasse, an deren Zahlung mich der Tod gehindert, so soll mein Neffe sie entrichten. Das ist mein Wille. — 4) Der Königin, meiner Gemahlin, vermache ich zu den Einkünften, die sie schon bezieht, noch jährlich 10,000 Thaler als Zulage, zwei Faß Wein jährlich, freies Holz und Wildpret für ihre Tafel. So hat die Königin versprochen, meinen Neffen zu ihrem Erben einzusetzen. Da sich übrigens kein schicklicher Ort findet, der ihr zur Residenz angewiesen werden könnte, so mag es Stettin dem Namen nach sein. Doch fordere ich zugleich von meinem Neffen, ihr eine standesmäßige Wohnung im Berliner Schlosse frei zu lassen; auch wird er ihr jene Hochachtung beweisen, die ihr als der Wittwe seines Oheims, und als einer Fürstin, die nie vom Tugendpfade abgewichen, gebührt. — 5) Nun zur Allodialverlassenschaft. Ich bin nie weder geizig noch reich gewesen, und habe folglich auch nicht viel eigenes Vermögen, worüber ich disponiren kann. Ich habe die Einkünfte des Staates stets als die Bundeslade betrachtet, welche keine unheilige Hand berühren durfte. Ich habe die öffentlichen Einkünfte nie zu meinem Privat-Vortheil verwendet. Meine Ausgaben haben nie in einem Jahre 220,000 Thaler überstiegen. Auch läßt mir meine Staatsverwaltung ein ruhiges Gewissen, und ich scheue mich nicht, öffentlich Rechenschaft davon abzulegen. — 6) Mein Neffe Friedrich Wilhelm soll Universalerbe meines Vermögens sein, unter der Bedingung, daß er folgende Legate zahle.“ In achzehn Artikeln bestimmt er

hierauf die Geschenke, die er seinen Verwandten machen will, und fährt dann fort: 25) „Ich empfehle meinem Thronerben, mit aller Wärme der Zuneigung, deren ich fähig bin, jene braven Offiziere, welche unter meiner Anführung den Krieg mitgemacht haben. Ich bitte ihn auch besonders für diejenigen Offiziere, die in meinem Gefolge gewesen sind, Sorge zu tragen, daß er keinen derselben verabschiede, daß keiner von ihnen, von Krankheiten niedergedrückt, im Elende verkümmere. Er wird geschickte Kriegsmänner und überhaupt Leute an ihnen finden, welche Beweise von ihren Einsichten, von ihrer Tapferkeit, Ergebenheit und Treue abgelegt haben. — 26) Ich empfehle demselben auch meine geheimen Secretäre, sowie alle Diejenigen, welche in meinem Kabinete gearbeitet haben. Sie besitzen Gewandtheit in den Geschäften, und können ihm bei seinem Regierungsantritte über viele Dinge Aufschluß geben, wovon nur sie Kenntniß haben, und wovon selbst die Minister nichts wissen. — 27) Auf gleiche Weise empfehle ich ihm, Alle die mich bedient haben, sowie meine Kammerdiener. Ich vermache für Zeysig, in Rücksicht seiner ausgezeichneten Treue, 2000 Thaler; und 500 Thaler für meine Garderobediener; und ich schmeichle mir, man werde ihnen ihre Pensionen so lange lassen, bis man sie anderwärts schicklich versorgt hat. — 28) Einem jeden Stabsoffiziere von meinem Regiment und von Lestwitz, wie auch von der Garde du Korps vermache ich eine goldene Denkmünze, die bei Gelegenheit unserer glücklichen Waffen und der Vortheile, die unsere Truppen unter meiner Anführung erhalten haben, geprägt worden sind. Jedem Soldaten von diesen vier Bataillonen vermache ich zwei Thaler, und eben so viel einem jeden von der Garde du Korps. — 29) Sollte ich vor meinem Tode noch ein von mir eigenhändig geschriebenes und unterzeichnetes Codicill beifügen; so soll es mit diesem Testamente gleiche Kraft und gleiche Gültigkeit haben. — 30) Stirbt einer meiner Legatarien vor mir, so ist das Legat vernichtet. — 31) Sterbe ich auf einem Feldzuge, so ist mein Universalerbe nicht gehalten, die Vermächtnisse auszuzahlen, bis nach hergestellter Ruhe. Während des Krieges hat Niemand das Recht, Etwas zu fordern. — 32) Ich empfehle meinem Nachfolger ferner, sein Geblüt auch in den Personen seiner Oheime, Tanten und übrigen Anverwandten zu ehren. Der Zufall, der in dem Schicksale der Menschen obwaltet, bestimmt auch die Erstgeburt: und darum, daß man König ist, ist man nicht besser, als die übrigen. Ich empfehle allen mein Verwandten, in gutem Einverständnisse zu leben, und nicht zu vergessen, im Nothfall

ihr persönliches Interesse dem Wohl des Vaterlandes und dem Vortheile des Staates aufzuopfern. — Meine letzten Wünsche in dem Augenblicke, wo ich den letzten Hauch von mir geben werde, werden für die Glückseligkeit meines Reiches sein. Möchte es doch stets mit Gerechtigkeit, Weisheit und Nachdruck regiert werden, möchte es durch die Milde seiner Gesetze der glücklichste, möchte es in Rücksicht auf die Finanzen der am besten verwaltete, möchte es durch ein Heer, das nur nach Ehre und edlem Ruhme strebt, der am tapfersten vertheidigte Staat sein; o! möchte es doch in höchster Blüthe bis an das Ende der Zeit fortdauern. — 33) Den regierenden Herzog Karl von Braunschweig ernenne ich zum Vollstrecker dieses meines letzten Willens. Von seiner Freundschaft, Aufrichtigkeit und Redlichkeit erwarte ich die Vollziehung desselben."

Mit ruhiger Zuversicht und einzig in dem Bewußtsein der stets erfüllten Pflicht verlebte Friedrich das Ende seiner Tage. In der gewohnten Ordnung, mit demselben Nachdruck und derselben Genauigkeit besorgte er alle Regierungsgeschäfte, und erheiterte dann wieder seinen Geist durch geistreiche Lectüre. Trotz der wiederholten Anfälle des Podagra, und anderer körperlicher Leiden, unterzog er sich alljährlich den mühevollen Revüereisen. Im August 1785 trat er, ungeachtet seiner sichtlichen Körperschwäche und der Abnahme der Kräfte, die Reise zur schlesischen Revüe an. Sechs Stunden lang war er bei heftigem kalten Regen in seiner gewöhnlichen Kleidung zu Pferde. Diese starke Erkältung zog ihm ein heftiges, doch bald vorübergehendes Fieber zu. Als er nach Potsdam zurückgekehrt war, wurde er von einem heftigen Stickflusse befallen, der jedoch gleichfalls durch schnelle Hilfe bald gehoben wurde. Ein heftiges Podagra verhinderte ihn darauf, den Potsdamer Herbst-Manövern anzuwohnen; er gab jedoch die Dispositionen zu denselben im Zimmer. Von dieser Zeit an zeigten sich mannigfache Körperleiden, innere Beängstigungen, Unruhe und Schlaflosigkeit bei Nacht, häufiger unwillkürlicher Schlaf bei Tage. Im Februar 1786 zeigte sich Wassersucht, sowohl in der Brust als dem Unterleibe und den äußeren Theilen; Friedrich konnte sich jedoch nicht davon überzeugen, daß er von dieser Krankheit befallen sei. Da er es im Bette liegend nicht mehr aushalten konnte, brachte er die letzten sechs Monate ununterbrochen auf einem Lehnsessel sitzend zu. Im April fuhr er nach Sans-Souci, wo er auch noch einige Spazierritte machte. Da ihm sein Leibarzt Selle seine Krankheit für unheilbar erklärt hatte, ließ Friedrich den hannover'schen Leibarzt, Zimmermann, kommen. Auch dieser fand

die Krankheit unheilbar, gab jedoch Mittel zur Linderung; Friedrich, der die Kunst der Medicin überhaupt geringschätzte, konnte es nie über sich gewinnen, die gebotene Diät zu beobachten. — Täglich ließ er — wie in den gesundesten Tagen — seine Kabinetsräthe vor sich kommen, und ordnete Alles. Er hörte nicht auf zu regieren, als am Tage vor seinem Tode. — Den 17. August 1786 Morgens um zwei Uhr verschied er. Selbst Fürst Kaunitz sagte bei der Nachricht von seinem Tode: — „Wann wird ein solcher König das Diadem wieder zieren.“ —

BAYERISCHE STAATS BIBLIOTHEK MÜNCHEN

Var. 378 (11

Allgemeiner Verein für
deutsche Literatur
Bd. 11

Tausend Gedanken

des

Collaborators.

Von

Berthold Auerbach.

Berlin.
Verlag von A. Hofmann & Co.
1875.

Uebersetzungsrecht in fremde Sprachen vorbehalten und
Nachdruck verboten.

„Das ist ein sonderbarer Mensch“, sagte der Wadeleswirth zu Reinhard; „hat man nicht gemeint, er will mit aller Gewalt die Kirche wieder auf den Berg setzen, und wenn man's ihm anders auslegt, gleich ist es ihm auch Recht. Grausam gelehrt muß er aber sein; was hat er denn eigentlich g'studirt?“

„Zuerst geistlich und dann viele Sprachen, jetzt ist er auf dem Bücherkasten angestellt, und da hat er von Allem was wegkriegt. Er hat im Ganzen wohl feste Meinungen und grundbrav ist er, das könnet Ihr mir glauben.“

„Ja, ja, glaub's schon.“

Der Collaborator war wieder herbeigekommen. Er konnte sich nicht enthalten, auf jedem Schritte Reinhard auf die Schönheiten des Weges aufmerksam zu machen; da war eine Baumgruppe, eine Durchsicht, ein knorriger Ast, Alles rief er an, „und sieh“, sagte er wieder, „wie das Sonnenlicht so herrlich in Tropfen durch die Zweige und von den Blättern rinnt!“

„Laß doch Dein ewiges Erklären!“ fuhr Reinhard auf; der Collaborater ging still, um sich wieder eine Blume zu holen und zerschnitt sie mit dem Federmesser.

„Ihr müsset ihn nicht so anfahren“, sagte der Wadeleswirth, „das ist ja ein glücklicher Mensch; wo ein Anderer gar nichts mehr hat, hat der noch überall Freude genug, an der Sonn', an einer Blum', an einem Käfer, an Allem.“

(„Lorle, die Frau Professorin.“ Zweites Kapitel. 1846.)

Zuwort von 1875.

Jetzt will ich aber auch einmal allein reden!

Habe mir's lange genug gefallen lassen, immer nur daneben zu stehen und als Unterblatt für meinen Zwillingsbruder, den gestaltungsfrohen Maler Reinhard zu dienen.

Es sind bald dreißig Jahre, daß ich zuerst aus der Bibliothek in's Dorf geschickt wurde. Bin seitdem viel in der Welt herumgekommen, ist nichts Ganzes aus mir geworden, habe nicht Haus, nicht Hof, nicht einmal das Luftschloß eines Systems, habe aber Vielerlei aufgesammelt und möchte es nun hergeben.

Mein bester Freund hat mir die Anwendungen zu meinen Beobachtungen oft ausgestrichen und meint, die finde Jeder, der das Nachfolgende nicht in Einem Zuge, sondern nach Lust und Laune absatzweise liest.

Was ich zu bieten habe, will nicht als allgemein giltige Wahrheit erscheinen, ist aber meine Wahrheit, und mag nun Jedermann zusehen, was davon auch seine Wahrheit werden kann.

Adalbert Reihenmeier, genannt der Kollaborator.

Inhalts-Verzeichniß.

	Seite
Von mir und von dir	1
Von der Natur	75
Vom Staat	117
Von der Kunst	139
Vom höhern Leben	219

Von mir und von dir.

Aphorismen bilden, nach einzelnen Halmen sich bücken, ist eben Aehrenlesen, nicht ein Schneiden der wogenden goldigen Getreidemassen, nicht Garbenbinden und große Ernte halten mit schmückendem Kranze. Aber die abgefallenen und eingesammelten Aehren geben auch Brod, und was von Ambrosia im Brode ist, das liegt nur im Geschmacke der Genießenden.

Ich denke aus mir selber, darum bin ich — Ich. So mag für nachfolgende Blätter „cogito ergo sum" übersetzt sein. Aber was bin ich? Wer kann sagen, was aus ihm selber stammt, und was er unbewußt überkommen und nur in sich aus- und umgebildet hat? Der Vater ist auch Kind.

Du liebst die Reflexion nicht? Unmittelbare oder durch die Kunst vermittelte Anschauung und Empfindung erscheint wie Wasser, die Reflexion wie Nebel, oder auch die Anschauung erscheint als Wärme, die allgemeine Betrachtung als Kälte; aber der Nebel kann zu Regen und Thau werden, und das erstarrte Leben wird grade durch Kälte wieder erwärmt.

Es fallen mehr Aepfel unreif vom Baum als reife eingeheimst werden.

Aphoristische Betrachtungen sind oft wie ein farbloser Niederschlag aus lebendigen Wahrnehmungen, die erst demjenigen wieder einen festen farbigen Inhalt darbieten, der eine eigene Lebenserfahrung hinzubringt. So giebt es Flüssigkeiten, die wie reines Wasser aussehen, aber durch Hinzuthun eines neuen Stoffes den darin aufgelösten zur Erscheinung kommen lassen.

Da wo der Strom, vor allem der aus Schneeschmelzen entstehende, seinem Ursprunge noch nahe ist, ist er nie klar, er schleppt noch zu viel von aufgelockertem Berggerölle mit sich; erst weiter draußen wird er durchsichtig bis auf den Grund. So auch der dem Ereigniß noch nahestehende allgemeine Gedanke.

Die Aphorismen kommen mir manchmal vor wie der Bettelsack des alten Männchens, das mir vor Kurzem auf der Landstraße begegnete. Hat in jedem Hause ein Stück Brod bekommen, ist gar verschiedenes Gebäck und wird leicht zu trocken, aber wenn man's aufweicht, ist doch wieder manch gut Stück genießbar darunter.

Es giebt abstracte Gedanken, Abnahme von Lebenswirklichkeiten, deren innere Wahrheit wir von selbst erkennen, wie wir bei den Bildnissen guter Meister die Empfindung haben: das Urbild ist getroffen, und doch kennen wir die Personen nicht oder sie leben schon lange nicht mehr.

Ist das zu Grunde liegende Ereigniß nicht bezeichnet, aus welchem der allgemeine Gedanke entnommen wurde, so ist Manches nicht so faßlich, als es vielleicht bei der ersten Niederschrift war. Aber diese Ablösung von concreten Ereignissen bringt eine gewisse Erlösung und Befreiung des Gedankens, und die Möglichkeit weiterer Anwendung ersetzt die durchsichtigere Betrachtnahme und Anknüpfung.

Manche Gedanken sind wie ungespaltenes Holz. Wer den geeigneten Ofen hat, kann damit heizen. Andere müssen spalten und Manche müssen die wärmehaltenden Scheite liegen lassen und derweil frieren.

Ein Schelm giebt mehr, als er hat. Eigentlich lautet das Sprüchwort unsinnig, denn sobald man giebt, muß man vorher haben. Und doch hat's einen guten Sinn. Der Schelm lügt zu dem, was er weiß, denkt, fühlt, noch etwas hinzu, um als Höherdenkender, Tieferempfindender zu erscheinen. Ich denke in diesen Blättern kein Schelm zu sein.

Oft in Erkenntniß der Mangelhaftigkeit meines Wissens, der Lückenhaftigkeit meines Denkens, der geringen Umfassung und des so subjectiven Standpunktes meiner Anschauungen, in Betracht der Schwankungen und Wandlungen meiner Stimmung, der Unzufriedenheit mit meinem Thun und Lassen — oft erscheint es mir da überaus anmaßend und unberechtigt, daß ich es wage, im Gebiete der höchsten Ideen mitzureden oder gar Bestimmendes darin aufstellen zu wollen; bin ich ja selbst noch immer so ungeklärt und ist mir die gegebene Welt noch so räthselvoll. Wenn ich aber dann wieder auf Andere sehe, wie die Haltung Vieler eben darin besteht, daß sie sich nicht voll hingeben und wenn es geschehen, keine Nachgedanken in sich aufkommen lassen, wie oberflächlich und doch zuversichtlich der oder jener entscheidet, wie Menschen voll sittlicher Schwächen sich zur Leitung öffentlicher Angelegenheiten befugt halten, wie überall Lückenhaftigkeit, Anbrüchigkeit und Selbstbeschönigung, Abfinden mit herkömmlichen Ausprägungen und wie selten das Volle, Ganze, in sich Stetige und Schwankenlose ist, dann gewinne ich wieder Muth und Selbstvertrauen zu meiner Berechtigung.

Ich meißle meinen Stein an dem großen Baue und pfeife mein Lied dazu, es ist meine eigene wenn auch unfertige Melodie.

Es lassen sich nicht Gedanken festhalten und weiterführen, wenn man eine diesen Gedanken fremde oder mindestens von denselben unabhängige Haltung des Körpers bewahren muß und solche nicht ändern darf; es giebt einen rhytmischen Zusammenhang zwischen unserm Denken und unserer körperlichen Haltung.

So oft ich am einsamen Bauerngehöft vorüberkomme, ärgere ich mich jedesmal schon im Voraus über das Bellen der Hunde.

Das Wissen von der innern Störung hebt diese selbst noch nicht auf.

Melodienlose Fingerübungen spielen hören stört die Denk-Arbeit weit weniger, als eine wirkliche Melodie, eine musikalische Satzfügung; sie sind wie wortloser Vogelsang.

Lebe in einer großen Stadt, sie giebt Dir täglich die Lehre: Du bist entbehrlich!

In einer großen Stadt hat das Sterben und Begrabenwerden noch etwas besonders Crasses. Es ist wie die Culmination und Besiegelung der Thatsache, daß man auch lebend nur ein Tropfen im Meere war.

Von den italienischen Seen kommend, schien mir, daß unser deutsches Leben eigentlich hauptsächlich auf den Winter eingerichtet ist, und so ist ganz folgerecht, daß die Germanen und nordischen Völker das Lebensalter nach Wintern zählten.

Ich mußte lange auf dem Bahnhofe den ankommenden Zug erwarten. Es war kein Signal da, das über dessen Ausbleiben Kunde gab, und solches Warten erzeugt das fieberische Gefühl der Heimathlosigkeit. Man ist nicht da und nicht dort. Es fiel mir ein, wie lange das deutsche Volk warten mußte auf den großen Zug der Geschichte, der es zu seiner Einheit heimbrachte. Es ist fast zu verwundern daß dieses böse Warten seine Seele nicht schädigte.

Eine Tischgenossenschaft ohne ein zur Gemeinsamkeit verbindendes Wort läßt Speise und Trank ungesegnet. Wie das Gebet der Frommen, so weiht der Spruch der Freien die Nahrung erst zur menschlichen.

Ich habe gefunden, daß passionirte Theatergänger Menschen von geringer initiativer Kraft sind. Kommt diese Erscheinung vielleicht von einer Abstumpfung des wirklichen Lebensinteresses durch das nachgebildete?

Mit Gleichgesinnten kann man über das Wie streiten. Was soll aber eine Zurechtsetzung mit Menschen einer ganz anderen Weltanschauung? Ich kann nicht bekehren und nicht bekehrt werden.

Ich glaube nicht, daß je ein Mensch in voller Aufrichtigkeit „Meine Wenigkeit" gesagt hat.

Beim Kartenspiel wie im Leben sind mir die Menschen zuwider, die gern daneben sitzen und Anderen spielen zusehen. Sie haben leicht klug zu sein und zu erklären, wie man mit diesem oder jenem Trumpf hätte verfahren sollen, denn sie haben keinen Einsatz dabei gehabt.

Ich traf einen Mann, den ich immer hochschätzte und von dem ich vor Kurzem eine lehrreiche Schrift erhalten hatte. Ich sagte ihm: „Ich habe viel aus Ihrer Schrift gelernt.“ In höflichem Tone erwiederte er: „Ist das Ihr Ernst? Sie schmeicheln.“ „Der Teufel hole diese sogenannte Bescheidenheit!“ mußte ich ihm erwidern; „wie kommen Sie dazu, aus Bescheidenheit mich zu beleidigen und für einen Lügner zu halten?“ Der Mann kam andern Tags und sagte, was er gesagt habe, thäte ihm leid. Es war ihm herzlich ernst, aber es ist und bleibt traurig, welche Mißgeburten der Empfindung die formalistische Demuthtthuerei erzeugt.

Nur wer wahrhaft bescheiden ist, das heißt wer die Mangelhaftigkeit seines Wesens und Wirkens kennt, hat auch die gerechte Anerkennung für Wesen und Wirken Anderer; denn er weiß, was es heißt, etwas sein und wirken.

Ich habe nur wirkliche Münzen im Besitze und die Gesellschaft will eigentlich mit Spielmarken bezahlt sein. Könnte ich diese prägen und ausgeben, es wäre bequemer und aufwandloser, aber ich schädigte damit mein Wesen, und mein Ohr könnte mich nicht mehr hören. Ich bin überzeugt, daß jeder Wirkliche auch in der Gesellschaft immer nur Wirkliches giebt; man giebt ja im Grunde auch nicht den Anderen, man giebt sich.

Der Idealist erlebt schwere Enttäuschungen an sich. Weil er in allen Charakteren das Edle voraussetzt und sucht, so glaubt er, daß die Anderen auch in ihm das Bessere voraussetzen und erkennen.

Ich bin ein Fremdling in der Welt mit meinem Denken, Wünschen und Hoffen. — Das klingt wie Selbstlob, als wäre ich etwas Absonderliches, Auserlesenes. Es ist aber einfach tiefe Selbstanklage, Bekenntniß schweren Mangels. Wer es nicht verstanden hat, mit Wahrung seiner Natur Stellung zu nehmen und sich in der Gemeinsamkeit der Welt zu finden, dem fehlt eine Grundeigenschaft.

Lerne früh „Nein" sagen. Es giebt nichts, was mehr Peinlichkeiten und Widerwärtigkeiten mit sich führte, als wenn man bei einer Zumuthung, der man gerne aus Menschenfreundlichkeit, aus Gefälligkeit willfahren möchte, trotz wohlbekannter Hindernisse eine bedingte Zusage giebt in der Hoffnung, daß die Ausführung doch ermöglicht werde. Bist du später in die Nothwendigkeit versetzt, ablehnen und versagen zu müssen, so hast du dir selber Bitteres auferlegt und den Anderen gegenüber erscheinst du als unzuverlässig, als zaghaft.

Warum bin ich so ärgerlich und verdrossen der Halbheit und Unklarheit gegenüber? Es kommt wohl daher: ich habe schon zu Vieles gar gedacht, und da soll man helfen Feuer anmachen, Acht haben aufs Ueberkochen. Und doch sage ich mir beim Altwerden wieder: Nimm dich in Acht, daß du nicht glaubst, du seiest fertig; sobald du das glaubst, ist dein Altwerden ein Absterben.

Wenn ich ein Erlebniß, bewußt oder unbewußt, in der Mittheilung ergänzte und abrundete, so wurde es mit neuen verunstaltenden Zuthaten weiter erzählt. Die Lüge hatte eben eine sich von selbst erweiternde Lücke aufgerissen.

Zweiflerisch an der Wahrhaftigkeit eines Menschen werden, ist wie wenn man ein Buch liest, von dem wir wissen, es ist voll Druckfehler. Jeder eigenthümliche individuelle Ausdruck erscheint wie ein Druckfehler, alle Lettern schwanken.

Ich jung gewesen und alt geworden und habe nicht gesehen, daß ein unwahrer Mensch, oder gar ein solcher, der sich nicht vor der positiven Lüge scheut, das erstrebte gute Ende genommen.

Der große Kampf, um zur Selbsthaltung zu gelangen, stark in sich, unabhängig vom Wohlwollen Anderer, ist dadurch ein besonders schwerer, weil die Hingebung vielfach Schwäche ist, ein sich Gehenlassen statt eines sich Führens, eine gewisse Auflösung statt Zusammenfassung, eine Unfähigkeit, allein zu sein, weil man sich immer mit etwas Anderem ergänzen muß.

Mitten im schwersten Kummer fühle ich manchmal, daß noch etwas in mir ist, was nicht angegriffen werden kann. Es ist wie ein in tödtlichen Schmerz eingehülltes Stück Gesundheit.

Es giebt unbedachtsam hingeworfene Worte, die zur Achse im Denken des Einsamen werden.

Was ist das für eine Macht, die auf der höchsten beängstigenden Spitze des Traumes plötzlich sagt: Nun ist's genug! nun sei bewußt, daß du träumst, sei erlöst! Ist es Ueberlastung der seelischen Tragkraft, aus der die Abwälzung erfolgt? Geht der Seelenkraft da oben der Athem aus und muß sie hinab zum Erwachen? Und welch ein Glücksgefühl dann, daß Alles nicht wahr ist, welches schauerliche Behagen, daß es nie war, und doch wieder fast ein fröstelndes Verlangen zu wissen, was da droben auf der höchsten Spitze noch hätte werden können.

Bleibe nicht in Dunkel und Trübsal, laß Licht und Luft auf dich eindringen! Wehre ihnen nicht, sie sind die ewigen Heilkräfte. Sei in der Störung deines Wesens nicht dein Zerstörer!

In der reinen Luft der Alpenhöhe fühle ich mich freier, weil der auf mir ruhende Luftdruck geringer ist. So auch geistig bei einer Erhebung der Seele. Den Luftdruck können wir messen, für die Last von Sorge und Gram giebt es kein äußeres Maß.

Warum man nur auf hohem Berge mit weitem Ueberblick sich gedrungen fühlt, sein Schicksal und vor Allem erlebtes Leid zu erzählen? Ist es, weil man alle Last ablegen und sich frei aufschwingen möchte? Ist es, weil auf der Höhe eine innere Ueberschau erweckt wird?

„Man ist länger todt, als man lebt" sagte eine Bauernfrau, „darum soll man lustig sein, so lange man lebt."

Der Kummer ist ein Verdummer.

Goethe ist mein Metronom, aber nicht meine Uhr; diese muß ich nach dem Sonnenstand meiner Zeit stellen.

An jenen knospensprengenden mit leichtem Nebel beginnenden sonnenhellen Frühlingstagen, was soll da Schreiben, Lesen, Studiren? Wandern oder still im Felde arbeiten, der treibenden Natur helfen oder sie frei aufnehmen, das ist dann unser einziges Verlangen.

Voll heiligen Geheimnisses ist jener erste Blick der Mutter auf ihr Kind. An meinem Geburtstage ist das Erste, was vor meiner dankbaren Erinnerung ersteht, das Bild meiner Mutter. Wie freute mich's, als ich erfuhr, daß auch der alemannische Dichter Hebel das Andenken seiner Mutter nicht an ihrem Todestage sondern an seinem Geburtstage feierte.

* * *

Wahrhaftigkeit vor sich ist der feste Grund alles dessen, was man Tugend nennt.

Ist die Wahrhaftigkeit unter den Ungläubigen größer und häufiger als unter den Gläubigen? Jedenfalls steht die Thatsache fest, daß seit Begründung unserer deutschen klassischen Literatur die Mehrzahl derjenigen, die sich über ihre persönlichen religiösen Ueberzeugungen aussprachen, zu den kirchlich Ungläubigen gehört.

Wer will eigentlich das, was ihm auferlegt ist? Unser Wille ist wie ein eingespanntes Pferd. Das Pferd will eigentlich davon laufen, aber es zieht dabei den Wagen, und der Wagen rollt hinter ihm drein. — Das Bewußtsein der Pflicht eint Freiheit und Nothwendigkeit.

Auf dem einsamen Gehöft ist ein angeketteter Hund, er bellt, das Echo antwortet ihm, er hält das für Zustimmung eines Genossen und bellt immer lustiger und selbstzufriedener.

Magere wissen immer, daß sie mager sind, fette Menschen selten daß sie fett sind.

Du kennst eine Thatsache ganz genau, du wirst vor Gericht gerufen, um sie zeugeneidlich darzulegen und du bangst, ob du auch Alles getreulich ohne Zuthat oder Verschweigung kundgeben wirst.

Wer die Geschichte seiner Zeit schreibt, sollte ständig in dieser Empfindung stehen.

„Sie kommen gewiß zu unserer morgigen Kirchweih," wurden wir im Dorf-Wirthshaus angesprochen, als wir zur Erforschung der Pfahlbauten am nahen See angekommen waren.

Die reine Naivität ist die Gotteskindschaft. Sie ist keine Stufe der Entwickelung, sondern der reine Naturbestand. Man kann nicht Kind werden, man kann es nur bleiben.

Es giebt auch eine Naivität der Herzensreinen, die bei Wahrnehmung eigener Schwäche und der Schwäche Anderer doch dem Geheimniß und der Schönheit der Welt immer aufs Neue wundernd, bewundernd und vertrauend gegenüberstehl.

Das Original, der Sonderling, steht noch im Bezirke der Naivität; sein Widerstand gegen die Lebensformen wird aber zur bewußten Wahrung seines Naturells, und im Unterschiede von der ursprünglichen Naivität steht der Sonderling theilweise auf seinem Naturrecht, theilweise aber auch auf der zweiten Natur, dem Gewohnheitsrecht.

Es ist eine ebenso falsche als vielverbreitete Ansicht, daß die Naivität bescheiden sei; wie sollte sie das? Sie kennt ja kein Maß ihrer selbst und keine Geltung Anderer.

Das Alter sieht in allem Tagesereigniß nur Staubaufwirbeln, welches bald verstoben und vergessen sein wird; daher hat es keine rechte Lust des Kampfes.

Man nennt Menschen bescheiden, die sehr stolz sind, indem sie Jeden für zu gering halten, um sich von ihm anerkennen zu lassen.

Bescheidenheit ist das gemäßigte Selbstbewußtsein. Wer sich nicht für etwas hält, kann nicht bescheiden sein. Der aber ist es, der vor sich selbst die Grenzen seiner Kraft und die Mangelhaftigkeit seiner Leistungen kennt.

Goethe hat Unrecht, wenn er sagt, daß Muth und Bescheidenheit unzweideutige Tugenden seien, die die Heuchelei nicht nachahmen könne. Bescheidenheit ist vielmehr eine häufig geheuchelte Tugend und auch der Muth ist davon nicht ganz frei.

Der Fanatismus macht aus seiner Anschauung ein Dogma, die Toleranz bildet aus ihr eine Erkenntniß. Das Dogma ist fanatisch, „entweder, oder" heißt es da, „bekenne oder leugne." Die Toleranz als Erkenntniß durchschaut die Mannigfaltigkeit der Welt, in der sie sich selbst nur als eine Varietät empfindet.

Im Gespräche und in der Gesellschaft ist eigentlich nur der tolerant, der selber etwas ist und hat, er läßt auch Andere gern gelten und empfängt von ihnen. Toleranz ist eine Folge der Abklärung und ruhigen, abgeschlossenen Einigung in sich. Fanatismus ist Zeichen des Kampfes mit sich selbst wie mit der Welt; der Fanatische fühlt sich in Frage gestellt, wenn er Andere einen ganz andern Weg gehend sieht; er will nicht zugeben, daß auch diese die höchsten Güter des Lebens erfassen.

Mit der Dummheit hat sogar die logische Definition zu kämpfen. Die Dummheit hat mit der Genialität das gemeinsam, daß sie ebenfalls unberechenbar ist; es tritt im Verfolg der Wirkung ein ungeahnter Factor ein.

Die erste Stufe der Dummheit ist Stupidität, eine seelische Taubheit. Dieselbe Eigenschaft des stumpfgewordenen Salzes, welche Luther mit dem Worte „dumm" übersetzt, wird im Volksausdruck auch „taub" genannt. Auch etymologisch sind beide Worte identisch. Dumm, ursprünglich dumb mit unorganischem m, also dub (lateinisch s-tup-idus).

Die zweite Stufe der Dummheit ist die anerzogene oder freiwillige Beschränktheit, die keinen Gegensatz kennen will und keinen versteht, und da giebt es geistreiche witzige Menschen, die doch einfach dumm sind; sie können und wollen nichts Neues aus dem Herkommen Befreiendes in sich aufnehmen. Die Dummheit geht nicht mit in eine Folgerung, sie bleibt beim ersten Satze stehen.

Die Dummheit wie die Naivität ist ein in sich Beharren, beide können eigentlich nur Ich sagen, aber wenn die Dummheit ein dämmeriges Schlafleben hat, so ist die Naivität immer wach und in sich klar und spiegelt die Welt in ihrem Ich ab.

Dumm und gut sagt man. Ich habe gefunden, daß nur die Gescheiten wirklich gut sind. Der Gescheite allein weiß, was gut für den Andern ist, und der Dumme fällt bei eintretender Unzuträglichkeit leicht von seiner Güte ab.

Es ist eine gebräuchliche Redensart, daß der am besten fährt, der auf die Dummheit der Menschen spekulirt; es ist aber damit nicht eigentlich die Dummheit gemeint, denn diese zu berechnen ist das Schwierigste; man meint mit jenem Worte die vorurtheilsvolle Befangenheit und den Egoismus.

„Ja, aber er ist eitel" heißt es zuletzt, wenn du deine Freude am fleckenlosen Charakter eines Mannes ausgesprochen hast.

Man glaubt damit nichts Schlimmes gesagt zu haben, man will nur von der Last befreit sein, einen Andern rein und rechtschaffen zu finden. Was aber ist Eitelkeit?

Hast du je gehört, daß ein Mensch ernsthaft von sich bekannte: ich bin eitel? Wer sich auch sonst nicht scheut, einen Fehler einzugestehen, bekennt diesen doch nie.

Wenn sich Menschen mit uns messen, denen wir das Recht dazu nicht zugestehen, wenn sie ihr Thun mit unserm vergleichen, während es doch keine Gleichung hat, so kann man wohl sagen: unsere Eitelkeit ist verletzt, wir sind empfindlich. Das ist an sich wahr. Wahr ist aber auch, daß wir gereizt sind, weil wir eine falsche Schätzung der Dinge und Lebensbedingungen sehen; wir sehen, daß der Andere weder sich selbst noch uns gerecht erkennt, und die Empfindlichkeit besteht darin, daß wir das nicht darthun können ohne zu verletzen und ohne selbst dabei als eitel zu erscheinen.

Die Bescheidenheit in ihrer gesellschaftlichen Erscheinung wird oft als Gegensatz zur Eitelkeit gefaßt. Ist das nicht falsch? Muß nicht gerade Selbstbewußtsein Gegensatz der Eitelkeit sein? Denn der Eitle genügt sich nicht im Selbstbewußtsein, er möchte es gern immerdar zum Weltbewußtsein machen, und sei diese Welt auch nur das Casino in Klein-Residenzlingen.

Wer der Weltmeinung vor den Kopf stößt, wird nie eitel gescholten, der Eitle will es eben der Welt gern recht machen.

Halte die Bekenntnisse Goethe's und J. J. Rousseau's neben einander und du hast das volle Bild eines Eiteln und eines Stolzen, oder — da dies Wort in der Regel mißverstanden wird — eines Mannes, der sich selbst als Natur achtet und diese Natur frei, d. h. in Selbstführung ausbildet. Goethe kennt die Unendlichkeit des geistigen und sinnlichen Universums, das Jahrtausende nicht erforschen werden; Rousseau bildet sich ein, das All in einige brillante Antithesen einschließen zu können.

Es ist ein Irrthum, zu glauben, die Menschen wollten im gesellschaftlichen Gespräche etwas gewinnen, wollten klarer werden und nicht blos sich die Zeit vertreiben. Mancher giebt im Gespräch seine volle Seele hin, das Beste, was er vermag, und hat keine Ahnung davon, daß man seine begeisterten Kundgebungen hinterher Vordringlichkeit und Eitelkeit nennt.

Der Eitle bekennt seine Fehler gern, aber mit einer solchen Betonung, daß sie als liebenswürdige Mängel oder gar als Tugenden erscheinen sollen. Der Selbstbewußte kennt die Legirung seiner Natur mit unedlen Metallen, achtet sich aber in seiner Selbstführung zu sehr, um Andere damit bekannt zu machen.

Der Eitle steht in einer gewissen Selbstschwelgerei, aber das genügt ihm nicht, er ladet auch Andere auf sich selber zu Gaste. Er will auch mit seinen Nichtigkeiten und Aeußerlichkeiten Andere übertreffen und in den Schatten stellen. Darum läßt er sich's am Umgang mit untergeordneten Naturen genügen. — Er kann nicht einsam sein, er hat den Schwerpunkt seines Wesens aus sich hinaus verlegt. Man kann auch sagen, er weiß nur von sich, sofern er sich im Spiegel sieht.

Dazu ist er beständig sein eigener Commentator. Er will, daß sein Thun und Lassen nicht nur gesehen, er will auch bewirken, wie es gesehen und empfunden werden soll. Er lebt in sich und ist doch gesellschaftsbedürftig, er ist fanatisch und doch empfindlich.

Der Eitle erscheint als Gegensatz des Selbstsüchtigen, und doch zeigt sich hier die Berührung der Gegensätze. Der Eitle will immer Anderen etwas sein, bringen, leisten und erwartet dafür, daß man eben das genehm finde, was er bietet.

So fließen die Seelenbewegungen thatsächlich in einander, nur das Wissen trennt sie zur Betrachtung.

Zeising sagt in der Streitschrift mit Klopp, daß der Eitle höflich sei. Ist das wahr? Wohl nur in sofern, daß der raffinirte Eitle nicht blos verlangt, sondern auch vorweg bezahlt.

Eitelkeit und Koketterie sind nahe Grenznachbarn. Bei jedem Wort, jeder Bewegung, jedem Thun will der Eitle beachtet, gesehen sein, er bewirthet gern mit seiner Persönlichkeit.

Jeder Mensch liebt sich selber. Der Eitle aber ist in sich verliebt. Er bewundert, wie der Verliebte an seiner Angebeteten Alles, was einem Andern gleichgiltig ist.

Der Eitle leidet an imaginären Uebeln, und die sind am schwersten heilbar. Er hat etwas vom Idealisten, der die Welt verklärt und erhöht, aber er thut das immer mit der Idealisirung seiner selbst, und das macht ihn eben eitel.

Die Eitelkeit als Sünde ist vielverbreitet, wird aber weder Eitelkeit noch Sünde genannt und ist doch beides.

Du hast etwas gesagt, gethan, es wird dir bewiesen, daß es falsch und unpassend ist. Statt zu bekennen, es ist wahr (das leidet eben die Eitelkeit nie), versündigst du dich an dir und Anderen, willst dir und Anderen beweisen, daß es wohlbedacht und richtig sei, und verdirbst damit deinen eigenen Gradsinn und den Anderer. Das ist Sünde wider den heiligen Geist der Wahrhaftigkeit und sie entspringt häufiger aus Eitelkeit als aus sittlicher oder geistiger Unfähigkeit, den Gegenbeweis zu verstehen.

Was ist sentimental?

Wenn man dich das fragt, so meinst du sofort, du wüßtest ganz genau, was darunter zu verstehen ist; du übersetzest das Wort zuerst und sagst: empfindsam. Merkst du, daß das keine Definition ist, so setzest du hinzu: Sentimentalität ist übertriebener ungerechtfertigter Eindruck von einer Sache, einem Ereigniß, zu große Eindrucksfähigkeit, Weichlichkeit u. s. w.

Ist das wohl deckend?

Man ist schnell bei der Hand mit Bezeichnungen, wie „Mondscheinempfindung." Ist aber Goethe's unvergleichliches Lied an den Mond: „Füllest wieder Busch und Thal" auch sentimental im abfälligen Sinn?

O nein!

Also mußt du weiter und tiefer eindringen. Am besten erklärt sich's an Literarischem. Der Dichter weckt Empfindungen, die tonlos in der Seele des Lesers schlummerten, sie waren aber da. Wo ist nun die Grenze?

Sentimentalität und Humanität sind sehr nahe Grenznachbarn.

Man schämt sich heutzutage des Gemüths. Es erscheint zu süß, und man beeilt sich Essig der Satyre hinzuzuthun oder es in humoristische Weingährе umzusetzen.

Der Sentimentale will lieber bemitleidet als gefürchtet sein. Er ist von seiner kleinen Welt abhängig und diese nicht von ihm.

Weichliche Naturen machen gern energische Programme von weitausgreifendem Umfang und erschöpfen im Programm ihren momentanen Enthusiasmus. Das Nächste, Begrenzte mit ruhigem Bedacht ausführen, das giebt Kraft zu Weiterem.

Es heißt: besser Unrecht leiden als Unrecht thun. Der brave Mensch grämt sich weit mehr über ein Unrecht, das er gethan hat, als über ein solches, das ihm angethan wurde.

Bei sensiblen Menschen wissen wir leicht, was sie fühlen, aber fast nie, wie sie handeln werden. Ihr Gefühl sieht und empfindet so viele Seiten einer Sache, daß ihr Urtheil es schwer hat, die für den gegebenen Zweck wichtigste herauszufinden.

Es ist leicht energisch zu sein, wenn man einseitig ist.

Schwache, weichmüthige Menschen lassen sich in der Anmuthung des Momentes leicht zu Versprechungen verleiten, als Vorsätzen und Gelübden vor sich selber und als Verbindlichkeiten gegen Andere. Sie gerathen dadurch oft in bittere Verwickelungen und in den Verdacht der Unzuverlässigkeit; dann bringen sie Opfer, die ihnen nicht gedankt werden.

Der Empfindliche lebt in einem persönlichen Klima, das auch das Anderer sein soll.

Es giebt eine Empfindlichkeit aus Unzufriedenheit mit sich selber und eine andere aus gesteigerter Selbstzufriedenheit. Man könnte sie auch als Erkältungs- und Erhitzungsfieber bezeichnen.

Goethe hat die Tragödie der Empfindlichkeit in zwei weit auseinander liegenden Dichtungen grundmäßig ausgestaltet: Werther und Tasso. Im Werther ist die Empfindlichkeit monologisch und das Widerspiel ist nur gedacht, im Tasso ist die Empfindlichkeit dialogisch und dramatisch schaubar.

Das Thema der Empfindlichkeit floß in der Dichterseele von Werther bis zu Tasso wie unterirdisch weiter und nahm neue Stoffe in sich auf, die es nun metallreicher machten. Werther erscheint minder anmuthend und minder berechtigt, weil er nur seine Subjectivität geltend machen kann. Indem nun bei Wiederaufnahme des Themas der Empfindliche als Dichter erscheint und den Rechtstitel seiner Natur und einer dichterischen Production aufweist, ist auch unsere Theilnahme an seinem pathologischen Zustand eine gesteigerte.

Die Unabhängigkeit vieler Menschen besteht eigentlich in Unanhänglichkeit.

Eins von beiden! Entweder du allein, oder tausend Andere über dich. Entweder du musst dich selbst beherrschen, oder Andere herrschen über dich, bestimmen deine Gemüthsverfassung, deine Handlungen, deine Unterlassungen.

Rücksicht, in der ursprünglichen Bedeutung des Wortes Rückschau, läßt nicht gradaus vorwärtsschreiten. Vor der beschlossenen That hat die Bedachtnahme ihre nothwendige Geltung als Vorsicht. Inmitten der Ausführung aber sich nochmals rückschauend auf den Standpunkt der Ueberlegung versetzen und kleinlich oder neugierig die unabwendbaren Folgen in's Auge fassen, erstarrt die begonnene That. Die Bibel giebt hiervon einen sinnvollen Mythus in der Erzählung von Loth's Frau, die in nochmaliger Rückschau versteinert.

Hingebung hält sich gern für eine Tugend, ist aber keine, im gesellschaftlichen Leben wenigstens nicht, wenn sie einer gewissen Reserve entbehrt, das heißt der Haltung. Wer sich stets anlehnt, ganz den Schwerpunkt aus sich auf die Stütze verlegt, der fällt um, wenn die Stütze weicht oder morsch in sich zusammenbricht.

Also Hingebung mit Haltung.

Will man einen Menschen aus dem Wasser ziehen, so muß man ihn in die Arme und an's Herz nehmen, damit ist er aber noch lange nicht unser Busenfreund.

Hast du ein menschenfreundliches Herz, nimm dich in Acht, den Menschen zu viel sein zu wollen. Suchst du unaufgefordert ihnen beizustehen, so erntest du nicht nur Undank in gewöhnlichem Sinne, — das wäre leicht zu ertragen — aber du verlierst auch die Werthschätzung, und das trifft schwer.

Wenn man sich von einem Gemüthszuge hinreißen ließ und ihn unerwidert findet, wird man leicht bös und zornig. So bei Begrüßung des Landsmanns in der Fremde, wenn dieser nichts von Landsmannschaft wissen will.

Das bitterste was du im Leben erfahren kannst, ist die Perfidie. Unser deutsches Wort Treulosigkeit will dem nicht ganz entsprechen, denn es sagt nicht, daß aus deiner Vertraulichkeit, aus dem Aufschluß deines Intimsten, verrätherisch eine Waffe gegen dich geschmiedet wurde. Der Treulose kann es zu einer Zeit ehrlich mit dir gemeint haben, der Perfide hatte nie treue Absicht und Gesinnung.

Du hast das Glück gehabt, manchem Menschen Gutes thun zu können, und es schmerzt dich, wie verbreitet der Undank ist. Ist es aber Undank zu nennen? Es gehört eine höhere Natur dazu, empfangener Wohlthat gegenüber schön und frei zu bleiben, und die Noth des Lebens und der Zerfall mit dem Geschick läßt diese höhere Natur nur schwer aufkommen oder zerstört sie. Die Unfähigkeit, sich erkenntlich zu zeigen, ist oft eine Folge des Mißgeschicks.

Gram und Groll in der Seele tragen, macht reizbar, schwergemuth und frühzeitig alt.

Wenn du es genau überlegst, hat dir Niemand in der Welt mehr Leid zugefügt, als du dir selber; schon darum, weil du Anderen, die es thaten, die Macht gegeben.

Wer sich über Verkennung und Undank der Menschen beklagt, hat sich zuerst über sich selbst zu beklagen, daß er sein Lebenskapital Unbekannten, ja im Stillen eigentlich als zahlungsunfähig Gekannten hingab.

Es können Zeiten und Stimmungen über dich kommen, wo du dein Glück, deine Erlösung aus Pein mit Aufopferung deiner Grundsätze erkaufen willst. Traue dir nicht. Nicht du wärest glücklich oder auch nur ruhig geworden, sondern ein Anderer, zu dem du dich durch Mißgeschick und Willensschwäche herabwürdigen und verwandeln ließest.

Das schlimme Interim! Nicht blos staatlich, auch persönlich. Es giebt Menschen, die bis zum Lebensende im Interim stehen. Und sind Diejenigen, die erst das Jenseits für das wirkliche Leben halten, nicht Interims-Existenzen?

Erinnere dich, du hast Tage, Wochen, Monate in fraglicher Existenz gestanden, jeden Morgen erwachte aufs Neue die Frage: Was wird aus dir? Einstweilen setzten sich die Funktionen von selber fort, aber es war kein Gedeihen in irgend einem Thun. Wenn wir auf die Geschichte unseres Volkes zurückschauen, so erkennen wir, daß wir seit dem Ende des dreißigjährigen Krieges im politischen Interim gestanden, und doch war das geistige Leben der Einzelnen so voll Triebkraft.

Die Natur kennt kein Interim, sie ist immer fertig und immer in der Entwickelung. Das müssen wir im Geistesleben frei bethätigen.

Je unglücklicher man ist und je weniger man sich dabei selbst hilft, sondern Hülfe von Zeit und Menschen erwartet, um so anspruchsvoller wird man. Es sollen die Anderen von selbst an Einen denkend helfen. — Zum Kranken kommt man aber noch weniger als zum Gesunden.

Es giebt Nächste-Montag-Menschen, permanente Vorsätzlinge, die allen Ernstes sagen: laßt nur das und das sein und Ihr werdet sehen, wie ich frisch an's Werk gehe. laßt nur erst diese paar Tage und dann den Sonntag vorüber sein, am Montag mit der frischen Woche fange ich an. —

Gilt nicht! Heute ist Montag, in jeder Stunde fängt die Woche, der Monat, das Jahr und das Leben überhaupt an.

Wer keine Freude an der Welt hat, an dem hat die Welt keine Freude. Wen nichts anmuthet, der kann selbst nicht anmuthig sein. Der Stolz, der sich nicht hingeben will, wird zur Ungrazie; er ist nichts Positives, sondern ein Mangel.

Warmherzige Hingebung erwirbt Freunde, maßvolle Haltung bewahrt sie.

Unrecht, Misdeutung, Mishandlung erfahren, thut weh; das Schlimmste aber ist, wenn man inne wird, daß solche bittere Erfahrung uns zu verschlechtern und die miskannte Gewissenhaftigkeit und Rechtschaffenheit in Gewissenlosigkeit zu verwandeln droht.

Eine Beleidigung stößt man so leicht heraus, und ein Reubekenntniß wird so schwer, ja man sucht gern für das unüberlegt Gesprochene, Gethane, allerlei Scheingründe, als ob man es mit reifstem Bedacht gesagt und gethan hätte. Und doch ist es nicht geradezu ein Zeichen von der Schlechtigkeit der Menschennatur, daß man ein unbedacht begangenes Unrecht so schwer ausgleicht, es ist vielmehr das: wo ein Affect uns fortreißt, da geht Alles rasch, ganz anders aber wird's, wenn etwas aus Ueberlegung wieder berichtigt werden soll.

Der Trauernde ist ein Kranker. Man wird leicht gegen einen Trauernden wie gegen einen Kranken unwillig und ungerecht.

Es giebt Seelen in denen die Undankbarkeit eine Grundstimmung ist. Während sie etwas hören, das sie erst lernen sollen, haben sie statt des Gefühls der Erkenntlichkeit schon einen Widerspruch dagegen bereit.

Gesunde und dabei selbstsüchtige Menschen, haben einen wahren Zorn auf Kranke, als wären sie Uebelthäter. Allerdings giebt es ein Krank- und ein Unglücklichsein, das alsbald verschwinden müßte, wenn man ehrlich vor sich und willenskräftig gegen die Störung wäre, aber nicht immer ist das der Fall, und die Frage der Priorität von Kraft und Wille tritt hierbei wieder ein.

Die große Wetterscheide des Lebens, die ganze veränderte Welt- und Menschenbetrachtung tritt von da ein, wo man erkennt und erfährt, daß es Menschen, ruhige, bürgerlich wohlgeordnete und geltende giebt, die sich selbst geradezu gestehen: ich bin kein braver, ehrlicher, aufrichtiger, guter Mensch und weiß, daß ich auch bei Anderen nicht dafür gelte und will's auch nicht.

Das Lächeln ist die beliebteste Form der Lüge. Wie viel wird gelächelt, wo man eigentlich theilnahmlos und widersprechend ist, oder auch ein Vorgebrachtes gar nicht versteht. Mit Mienen lügen hält man nicht für thatsächliche Lüge.

In der Lüge liegt für den, dem sie aufgebunden wird, auch etwas Geringschätzendes. Der Lügner mißbraucht den Glauben und redet sich auch ein, daß dem Hörenden das scharfe Urtheil fehle.

Im Losziehen auf Andere, ja auch im Beklagen ihrer traurigen Lage liegt oft ein Wohlgefühl des eigenen Behagens, ein sich den vollen Bauch streicheln.

Wie kann ein Mensch leben, der von sich weiß, daß er heuchelt? Er kann es nur, indem er sich sagt, daß auch die Anderen heucheln.

Erklärte mir ein Mann: Wenn mir Jemand freundlich ist, so frage ich: „Was will der?“ Das nennt man Weltklugheit.

Wer nicht an Andere glaubt, weiß vor Allem, daß er selbst keinen Glauben verdient.

Hat ein Mann, den du irrthümlich für deinen Freund hieltst, dir unleugbares Unrecht angethan, so stöbert er nach alten nicht quittirten Rechnungen in Eurem Verkehr.

Wenn du einen Flecken an dir entdeckt hast, so suchst und findest du auch gern die Flecken Anderer.

Wer vor dem Lichte die Augen schließt, kann mit vollem Recht sagen: es ist finster.

Es ist eine alte Sage, daß, wenn man viele Jahre ein Feuer ununterbrochen erhält, endlich aus dem Feuer eine Art Salamander hervorgehe, den man mit nichts tödten kann. Wenn man in anhaltender Spannung über die Lebensfrage steht, wenn man in einer Seele Leidenschaft und Empörung fortwährend schürt, sie nicht ruhen läßt und allen Bestand tagtäglich neu unterwühlt, da schießt endlich aus solch ununterbrochenem Feuer ein Ungeheuer hervor, das Niemand mehr bewältigen kann, kein Element, keine Waffe.

Wenn man auf einen Menschen wartet, lange vergebens wartet, in der Zeit nach ihm ausschaut, ihn sucht, da kommt man leicht dazu, dessen Fehler und Untugenden mit äußerster Schärfe zu erkennen und zu rügen. Man zankt sich mit ihm, und er ist nicht da, und zankt sich mit ihm, weil er nicht da ist und doch in Gedanken uns nicht uns selbst läßt. Der innere Widerspruch, der im Warten, und im ungewissen, bald zuversichtlichen, bald verzweifelnden Warten liegt, der alles Begegnende fraglich und gleichgiltig macht, dieser Widerspruch wird zu einer selbständig dämonischen Gewalt.

Die eigentliche Bösartigkeit ist die Schadenfreude, und sie giebt sich oft als redeliges Mitleid. Initiativ einem Anderen Schaden zufügen und sich dessen freuen, solcher Teufelei sind nur wenig Menschen fähig, aber Vielen ist es genehm, wenn das Schicksal ihnen solche Arbeit abnimmt.

Wer einen mit Recht erwarteten Brief lange zurückhält und dem Wartenden Tage des Räthselns auferlegt, begeht Aehnliches, wie wenn man einen Schuldlosen verhaftet und ihn nach Tagen wieder freilässt. Wer giebt ihm die Tage, die er im Gefängnis verbringen musste, wieder zurück?

Beim Wegzuge von einem Wohnorte zeigt sich die Lockerheit mancher gesellschaftlichen und freundschaftlichen Verbindungen oft überraschend, wie die Möbel, wenn sie verladen werden, oft auseinanderfallen und Füße verlieren, während sie in der Ruhe doch so lange behäb beisammen und fest auf ihren Füßen standen.

Im Anfang war das Feuer, kann man von der Schöpfungsgeschichte der Kultur sagen; der Mensch allein hat das Feuer, und es macht ihn unabhängig von klimatischen Bedingungen, wie es ihm seine Speise und seine Werkzeuge bereitet. Die Sage vom Prometheus und die vom Baume der Erkenntnis ergänzen einander. Diese bezeichnet den Ursprung des freien Wissens, jene den Ursprung des freien Könnens.

Die vollendete Bildung und die vollkommene Unbildung kennen keine Langeweile, jene weil sie allzeit und überall ein Object des Denkens und Empfindens hat, diese weil sie dessen nie und nirgends bedarf.

Wenn man einen Bauer fragt: wie viel Einwohner hat euer Ort? weiß er's in der Regel nicht. Es ist das aber nicht Stumpfheit, sondern das natürliche Zeichen der Nichtreflexion, der stillen Eingesessenheit.

Bildung und Sitte müssen so zur Natur geworden sein, daß sie sich auch in den unbewachten Momenten kundgeben. Das ist die echte Decenz, die auch vor sich selber die schickliche Form bewahrt.

Die Menschenfreundlichkeit kann sich auch als Höflichkeit äußern; in der Regel aber weiß und will diese nichts von ihrem Ursprung und ist hohle, inhaltslose Formel.

Nach der biblischen Tradition wurden alle Naturwesen durch das einfache „Werde!" in's Leben gerufen; der Mensch allein wurde geformt und gebildet.

Der geschichtliche Mensch nährt sich nach der Muttermilch von gekochter Speise, und die Kochkunst ist wie jede Kunst ein historisches Gebilde mit Tradition und Technik.

Niemand schmeckt mehr absolut rein. Ein Jeglicher hat eine historisch belegte Zunge.

Alle Bildung, die übertragen werden kann, ist nichts als Handreichung und Führung dem, der sich selbst bewegt.

Es giebt eine Vorbereitung im Leben des Geistes, die dich fähig macht, einen Menschen, dessen Namen du nicht gekannt, dessen Antlitz du nicht gesehen, von dessen Dasein du keine Ahnung hattest, in dich aufzunehmen, als wäre er Ein Leben mit dir gewesen.

Der Gebildete hat ein bewaffnetes geistiges Auge.

Wenn der Waldbaum hoch genug ist, kann man den Telegraphendraht an ihm befestigen, ohne ihn durch Abhauen der Spitzen zu tödten; er lebt fort.

Es giebt eine Virtuosität der Bildung, die sich die Fertigkeiten des Genies angeeignet hat ohne seine schöpferischen Entwickelungen.

Die unteren Stände nehmen nicht nur die abgetragenen Kleiderformen, sondern auch die abgetragenen modischen Empfindungsweisen höherer Schichten als Sonntagsstaat auf. Die Sentimentalität ist in eine niedere sociale Region hinabgestiegen.

Man kann an derselben Flamme verschiedenartige Lichter anzünden; es kommt nur darauf an, daß jedes aus seinem eigenen Stoffe weiter brenne.

Die Naivität ist die psychische paradiesische Unschuld, die, sobald sie vom Baume der Erkenntniß und Bildung genossen, sich ihrer Nacktheit schämt und sich verbirgt.

Naivität, Bildung und schließlich Freiheit oder Corruption; das sind die Entwickelungsstufen des Menschengeistes. In der Naivität: naturgesetzlich gebunden; in der Bildung: durch Maß und Regel der Erkenntniß gelenkt; in der Freiheit: zur Selbstführung seiner Natur gelangt; in der Corruption: zurückfallend in gesetzlos gewordene Natürlichkeit.

Der ganze Unterschied zwischen Ungebildeten und Gebildeten ist oft nur der, daß jene den verbotenen Apfel mit Schale und Butzen auffessen, während ihn diese sich säuberlich schälen.

Die Corruption betrachtet alle Bildung nur als Toilettensache, als gesellschaftliche Herrichtung. Vor sich selber macht sie keine Toilette; denn Erscheinen oder eigentlich Genießen, nicht Sein ist ihr Grundzug.

Das Geistreiche als Selbstzweck ist schon der Beginn der Corruption.

Es giebt eine Vorhemdchens-Bildung, die eben nur so viel hat, als zum Gesehenwerden nöthig ist.

Der Geistreiche verhält sich zu dem Geistigen wie ein Springbrunnen zu einer tief gefaßten Quelle: jener, durch ein mechanisches Druckwerk getrieben, spritzt und plätschert und schillert, tränkt und nährt aber nicht, diese, tief in sich quillend, ungehört und ungeschaut bietet einen Labetrunk dem, der es versteht daraus zu schöpfen.

Es giebt ein Leben für's Album. Ein Kunstwerk, ein Naturanblick, ein bedeutsames geschichtliches Ereignis wird von Vielen nicht als Erfüllung und Erhöhung ihrer Individualität gesucht und empfunden, sondern sofort für das Album bereitet. „Wie wirst du dich daran erinnern?" das denken Viele inmitten des Erlebnisses.

Menschen ohne eigenes festes Naturell lernen leicht viel. Sie bestehen immer nur aus dem momentan aufgenommenen Inhalt, wie gewisse Weichthiere eigentlich nur Magen sind und die aufgenommene Speise immer durchscheinen lassen.

„Was macht die Riesin jetzt am Morgen, wenn sie Niemand sieht?" fragte ein Kind, das Tags vorher in einer Schaubude gewesen. Die Mutter wurde bös; sie dachte an ihr gestriges Glänzen in der Gesellschaft.

Es giebt Menschen, bei denen, wie in modernen Kaufläden, Alles an den großen Schaufenstern hängt; wenn man hineinkommt, ist nichts drin.

Vorherrschend witzige Menschen haben selten geraden Verstand, denn das Unlogische, Abspringende, combinirt in der Regel den Witz.

Zum Fortkommen in der Welt bedarf man einer gewissen Legirung mit Albernheit, wie die umlaufende Silbermünze des Kupfers bedarf.

Eine Hauptkunst der Weltmänner ist Ignoriren, als Maske des Nichtwissens; dadurch ist der Antretende in der Nöthigung, sich auszusprechen und zu erklären, und der in Ruhe sich Haltende gewinnt eine sich von selbst ergebende Souveränetät.

Ein Mensch, der gewohnt ist, sich in seinem Kreise unfläthig gehen zu lassen, bekommt in fremder, gebildeter Gesellschaft leicht etwas Geziertes, Gemachtes.

Daß ein Mädchen mit gebildeten Kleidern einen Hund zehnmal auf die Schnauze küßt, das findet man nicht gemein; wenn aber Einer im natürlichen Ekel: „Pfui Teufel!“ dabei ausruft, o, wie gemein ist das!

Es giebt Menschen, die Alles so subtil und scharf behandeln, daß sie, so zu sagen, Brod mit dem Rasirmesser schneiden.

Richtig denkende Menschen, die sich verkehrt ausdrücken, sind wie Uhren, die ganz gut gehen, aber falsch schlagen.

Es giebt Menschen, vorherrschend ästhetische, die ihr Leben lang und am liebsten Fremdenführer sind; das Fremde und der Fremde macht noch am meisten einen ästhetischen Eindruck und keinen familienhaften Anspruch auf persönlich fortgesetzte Theilnahme.

Das Sprechen fremder Sprachen giebt Vielen die geschulte und bewußte Logik. Man ist genöthigt, dem, was man sagen will, eine Bestimmtheit zu geben nach Form und Inhalt und den Gegenstand sachlich zu überlegen, und so erhält das Sprechen eine gewisse unmittelbare logische Fülle, Fertigkeit und Bestimmtheit.

Ein Kind soll keine fremde Sprache lernen, bevor es die Eindrücke des Lebens in der heimischen ausdrücken kann. Man pfropft einen Rosenstrauch und einen Fruchtbaum erst, wenn sie zu wilden Stämmchen erwachsen sind.

Das Kind thut nicht gern etwas Zweckhaftes und vor Allem nicht gern nach Befehl. Welch eine Lust ist es, die Mohnköpfe im Garten auszuschütteln; aber sich still hinsetzen und die Mohnkörner in eine Schüssel entleeren, das will das Kind nicht. Die Gebundenheit und das Einerlei ist ihm beschwerlich.

Es giebt auch viele Erwachsene, die noch solche Kinder sind, sie thun Alles gern aus Passion und Zeitvertreib, aber nicht als Pflicht.

Groß ist der Sinn für Gerechtigkeit in einem Kinde, zumal in den ersten Jahren der Schulpflichtigkeit. Hast du als Lehrer einen Knaben ungerecht gestraft, so vergißt er das nicht leicht; alte Männer erzählen noch von Ungerechtigkeiten in der Schule. Ein begangenes Unrecht und eine dafür verbüßte Strafe vergißt man dagegen sehr schnell.

Man hat in der modernen Pädagogik den Anschauungsunterricht auch dahin ausgedehnt, daß bereits in den ersten Lesebüchern die alltäglichen Gegenstände in Umrißzeichnungen den Kindern vor Augen gestellt werden, und das hat sicher etwas Erweckliches. Es bleibt aber die Frage, ob die unmittelbare Anschauung, die fruchtbare Wahrnehmung charakteristischer Besonderheiten nicht dadurch beeinträchtigt wird. Es ist einer der heikelsten Punkte des ganzen modernen Lebens, daß man mit dem Verstande mehr lernt, als Gemüth und Gesinnung bewältigen können; man lernt auch noch mit fremden Augen sehen, bevor man mit eigenen Augen gesehen hat. Das Hinweisen ist vielfach störend, und es ist mir immer als ein besonderes Symbol erschienen, daß nach dem Volksglauben man nicht mit dem Finger auf einen Stern hindeuten dürfe, denn man steche dabei einem Engel in's Auge.

Weil in großen Städten die Eltern so vielfach in Gesellschaft und von socialen Dingen beansprucht leben, müssen sie den Kindern vorzeitige Vergnügungen verschaffen, nur um sie zeitweilig gut unterzubringen.

Im Volke lebt man wie im Wald — jeder Baum für sich und doch zusammen Wald.

In der Gesellschaft ist man ein Baum im Parke; man vergißt bisweilen die Umzäunung, aber man muß sich dem Kunstgärtner Etiquette zu Gebote stellen.

Wir machen oft auf großen Umwegen, durch allerlei Schicksale, Ereignisse und deren innere Verarbeitung eine Erfahrung, die in Worte gefaßt so trivial und alltäglich lautet (wie z. B. Aufrichtigkeit ist das Beste), daß wir staunen, wie wir sie nicht von vorn herein zur Norm unseres Handelns gemacht.

Wir müssen individuell, besonders und eigenthümlich uns das wieder erobern und aneignen, was längst Eigenthum der gebildeten Menschheit ist. Bildung und Unterricht, besonders aber Erziehung kann uns Vieles hiervon zum Natürlichen und Ureigenthümlichen machen, aber in vielem Andern ist es wiederum gar schwer, das zum Leben zu machen, was Wissen und gegebene Lehre ist; von der Speculation bis zum Leben ist ein großer Schritt, sonst stünde ein Primaner höher, als Plato und Cicero, da er ja ihre Werke und die noch vieler Anderer gelesen.

Um glücklich und gebildeten Geistes auf dem Lande zu leben, dazu gehört Freiheit und Fülle in sich und ein geklärtes Wesen; der Halbgebildete ist am glücklichsten in der Stadt, wo es viel der äußeren Bildungsgenüsse giebt, Garküchen, wo auch oft das Faule mit Gewürzen und Saucen schmackhaft gemacht ist; auf dem Lande aber gilt es, sich das Eigentliche selbst bereiten, schaffen, holen.

Der Waldstrom, der über Felsentrümmer dahinrollt, kann in seiner Wasserkraft nicht gradeswegs benutzt werden, man fängt das Gefälle in wohlangelegten Nebenleitungen auf, man baut Wehre, und erst die regulirte Kraft arbeitet gesetzmäßig.

Das ist auch Bildung.

Ich habe in meiner Lebenszeit nicht soviel unglückliche Unverheirathete als unglückliche Verheirathete gesehen.

So verstehe ich den Spruch des Apostels.

Kommt es vielleicht davon, weil die Unverheiratheten die Minderzahl sind?

Die gemeinsame Arbeit der Ehegatten oder nur das, daß sie beide arbeiten, bedingt die gerechte, friedliche Stimmung.

Das Sprichwort sagt: „Die beste Frau ist die, von der man am wenigsten spricht.“ Ich verstehe das so: wenn man von einer Frau spricht, sollte es an einem einzigen Worte genügen. Man soll sagen können: sie ist eine gediegene, eine brave, eine wirthschaftliche, oder eine edle Frau. Hat man noch viele Worte hinzuzufügen, so ist das nicht gut.

Das beste und leichteste Schönheitsmittel für Frauen ist ständige Sanftmüthigkeit und Theilnahme an den edelsten Interessen der sie umgebenden Menschen. Das konservirt und giebt dem Antlitze einen unvertilgbar heiter frischen und anmuthenden Ausdruck. Wenn man die Frauen lehren könnte, daß Herbheit sie häßlich macht, das wäre der beste Bekehrungsweg.

Neid empfinden ist ein vornehmlich den Frauen anhaftendes Laster; das Gelüsten, das Begehren ist der passiven Natur. Der Mann, der zu erringen hat, und erringen kann und soll, ist dem Neide weniger unterworfen, weil er zu ermessen vermag, welche Mühe der Erfolg gekostet hat, den die Frau nur vollendet und scheinbar als reines Geschenk vor sich sieht.

Eine im Ansturm gewonnene Liebe kann auch in einem solchen leicht wieder verloren gehen.

Eifersucht ohne Liebe ist wie Rauch in der Stube ohne Wärme.

Wenn heute Pygmalion seine belebte Statue heirathen und in die Gesellschaft führen wollte, „hei!“ würden da die Menschen rufen, „das ist ja sein Modell!“

Vieler Menschen Tugend besteht nur darin, daß sie nichts vertragen können.

Weiche, eindrucksfähige, in's Detail ausempfindende, was man kurz gemüthliche Menschen nennt, gerade diese sind auch launisch. Es sind eben Menschen, die lebenslang in der Entwickelung sind, in einer Art Frühlingszeit verbleiben; weniger im Sommer und im hohen Winter, als im Frühling ist das Wetter unbeständig, jäh abwechselnd.

Viele Charaktere sind nichts als eine Mosaik von Stimmungen; mit der Zeit bröckeln sie leicht ab.

Die Gesellschaft will nicht, daß man ihr eine Stimmung bringe; man kommt ja nicht mit eigenem Licht in die erleuchteten Gemächer, man soll sich nur in der gegebenen Beleuchtung angenehm tummeln und sich die für Auge und Ohr bereiteten Genüsse genehm sein lassen.

Der beste Gesellschafter ist der, der von einer Arbeit kommt; ist er auch müde, der Geist der Arbeit ruht auf ihm, und die ruhende Energie der Lebenskraft ist anmuthend.

Manche Menschen kommen mir in ihren beengten Verhältnissen vor wie ein Schattenriß unter Glas und Rahmen gegen das lebendige freie Leben; nur ein dunkles, kaum die äußerliche Form wiedergebendes Bild steht da, das Beste der Persönlichkeit geht nicht in diese Umgrenzung und paßt nicht zu dem, was man von ihr abnehmen wollte.

Eine große Frage der Lebenskunst ist, inwieweit wir unsere Persönlichkeit, unsere Eigenthümlichkeit mit in die Gesellschaft nehmen und an sie hinausgeben dürfen.

Zu viel Persönlichkeit atomisirt die Gesellschaft, zu wenig Persönlichkeit verflacht sie und macht sie farblos, fade und vag.

Wenn man altvertraute Menschen wieder, oder einen neuen Menschen zum ersten Mal ge'ehen, hat man Morgens beim Erwachen ein Gefühl, als hätte man sie gestern noch nicht im Tageslicht gesehen oder eigentlich in einer fremden Beleuchtung; heute erst wird man sie recht und klar sehen. Man hat sie gestern nicht im stetigen weißen Licht, sondern im Morgenroth der Wiedersehensempfindung oder des ersten Aufgangs erschaut; heute soll sich das Alles erst ruhig und schön setzen und beleuchten.

Es giebt ein Abbrechen des Gesprächs, einer Erörterung, bei dem man das Gefühl hat, als ob man sich nicht ordentlich abgetrocknet hätte nach dem Waschen.

„Bitte, lieber Herr Medicinalrath, sagen Sie mir ohne Schonung die volle Wahrheit, wie es mit mir steht!"

„Ja, lieber Freund, sage mir schonungslos meine Fehler und Mängel!"

Will Jener und will Dieser die ganze Wahrheit und nichts als die Wahrheit?

Wie unser Gesellschaftsleben überhaupt, so ist besonders auch die Carnevalslust vor sich selbst vielfach erlogen. Die Phrase von der tollen Carnevalslust beherrscht die Menschen, und man hat nicht den Muth, die Freude zu improvisiren. Man maskirt sich innerlich vor sich selbst, thut toll, ohne es zu sein.

Du wünschest so zu erscheinen, wie du bist, und doch kannst du es wohlgefällig aufnehmen, wenn man dir sagt, du sähest zehn Jahre jünger aus, als du bist. Vielleicht kommt es davon her, daß du daraus eine Zuversicht höheren Alters schöpfest.

Die widerwärtigste Menschengattung ist der reservirte Philister; er lächelt zu Allem, was gesagt wird und was geschieht, er weiß Alles besser, was zu sagen ist und was zu geschehen hat, er kompromittirt aber seine Stellung und seinen Verstand nie.

Es giebt Menschen, die so wachsfiguren aussehen, daß man glaubt, jede Minute kann es schnurren und die Automaten fangen zu spielen an.

Manche Menschen bringen im Gespräche zugespitzte Treffworte von ehedem vor, die wie eingelegte Gemüse sind; sie haben etwas Stickiges, Müffiges.

Das Vielbesuchen macht öde wie das Speisen an der Gasthofstafel; man ißt von allen Schüsseln und hat zuletzt doch eigentlich keine gesunde Sättigung.

Die Menschen reisen und wollen flugs Geschichte erleben, die Intimitäten und großen Thätigkeiten der Volkspsyche kennen lernen; das ist, als wärest du auf einer Alpenhöhe und wünschtest sofort einen Adler fliegen zu sehen und schreien zu hören.

Stubengelehrte, die den ganzen Tag bei ihren Büchern sitzen, sind oft in Gesellschaft die Redseligsten, die Niemand zu Worte kommen lassen und sich so mit Anderen zu unterhalten glauben. Sie hören oft den ganzen Tag ihre Stimme nicht, sie gehen nur mit Büchern um, die ihre Gedanken sehen lassen, nicht hören machen, da bricht dann unbewußt im Angesichte der Menschen der ganze verhaltene Geselligkeits- und lebendige Mittheilungstrieb über alle Schranken und Dämme.

Die im Eisenbahn-Wagen Sitzenden sind gewissermaßen verstimmt oder sarkastisch gegen den, der auf einer Mittelstation einsteigt. Das Eisenbahnreisen bringt eine eigenartige Gereiztheit der Stimmung hervor; man ist innerlich in Eile, gehetzt, die glückliche Reisestimmung, die Ruhe in der Bewegung ist verschwunden und absolute Bewegung und Unruhe geworden.

Eine Mißhelligkeit, ein Disput wirkt auf eine verstimmte Seele leicht wie eine Reizung und Verwundung auf einen schlechtgesafteten Körper; es eitert Alles und heilt schlecht.

Es können Menschen, und seien sie noch so belebt, nicht einen ganzen Tag zum Amusement mit einander in Stuben leben, man empfindet das Bedürfniß der Isolirung, und so greift man zum Kartenspiel; man ist dabei zusammen und doch in einer anderen Sphäre, und wenn das Spiel aufhört, kommt man eigentlich wieder zu einander in Gesellschaft und begrüßt sich neu.

Wenn der Strom niederer wird, sieht man erst, an wie vjel Stellen er seicht war. Menschenseelen und Ströme, die ihren Zufluß nicht aus inneren tiefen Quellen, sondern eben nur von außen haben, vom Regen, vom Schneeschmelzen, von Tagesereignissen und Lectüre, sind sehr leicht in ihrer Seichtigkeit und Veränderlichkeit erkennbar.

Es geschieht leicht, daß man bei einer Beweisführung einen guten, unwiderleglichen Grund vorbringt, aber man redet sich in Hitze, das Vorgebrachte wird gehäuft, ein halber, haltloser Grund wird hinzugefügt und Alles ist verdorben. Ein fauler Apfel unter einem Haufen steckt die anderen an oder giebt ihnen wenigstens einen Faulgeruch.

Wie leicht überträgt sich eine Verstimmung. Wenn Zwei gemeinsam auf einen versprochenen Besuch warten, den gewohnten Gang des Lebens unterbrechen, harrend dasitzen und — vergebens; da kommt es leicht, daß die Beiden über irgend eine Kleinigkeit mit einander in Streit gerathen. Die Verstimmung gegen den Abwesenden trägt sich leicht auf den Anwesenden über.

Es ist gefährlich, wenn man in bedrückter, zaghafter Stimmung ist, mit einem alten Widersacher zusammenzukommen. Leicht thut sich da eine gewisse innere Abtrünnigkeit auf, man ist versöhnlich, unbillvergessend mit dem Einzelnen, wo man die ganze unfaßbare Welt sich entgegen weiß. Aber das hat keinen Halt.

Eine Miethswohnung suchen macht verstimmt und mißmuthig. Warum? Wohl weil du dir deines Fremdseins auf der Welt neu bewußt wirst.

In hülfloser Verlorenheit wird man leicht abergläubisch und läßt sich vom Zufälligen bestimmen.

Worin liegt denn die Lust, daß die Menschen so gern waghalsige Seiltänzer und Menschen, die ihren Kopf in den Rachen eines Löwen legen, mit ansehen?

Ich glaube, es ist ein Spielen mit der Gefahr und doch auch eine Lust, die Kraft des Menschengeistes wahrzunehmen und daneben im Gefühl der eigenen Sicherheit zu stehen.

Der Mann, der Morgens seine Stiefel anzieht und vorher die Sohlen beguckt, stammt aus armen Verhältnissen.

Es giebt Menschen, denen die Ehre wie ein Faß Wein erscheint; jeder Schoppen, den ein Anderer trinkt, ist ihnen weggetrunken.

Wenn man in gleichbleibender Schrittmäßigkeit ein Fuhrwerk bei der Fußwanderung einholt, überholt man es auch. Was dich dem Vorausgehenden nahe brachte, bringt dich auch darüber hinaus.

Beim Reiten kommt der Geist in eine Art träumerischen Trott, es ist nicht möglich, dabei logisch konsequent fortzudenken, weil wie der Körper so auch die Seele (und das beim besten Reiter) in fremder Gewalt ist und mindestens eine Theilung der Seelenthätigkeit dabei eintritt. Daher ist es für zuviel Denkende gut, wenn sie reiten müssen und sich selbst entführt werden, und passionirte Reiter sind selten systematische Denker.

Fr. N. hofft in der anderen Welt zu seiner Seligkeit, mit Raphael, mit Mozart und Goethe zu leben. Wie aber können diese selig sein, wenn sie mit N. N. leben müssen?

Die Juden sind Kinder des Mitleids, sie verstehen Leid zu tragen, zu lindern, weit besser, als Freude zu schaffen; die Erinnerung vergangener Gedrücktheit macht sie verständnisvoll für alles Leiden.

Du sollst nicht Reue haben, oder nur so weit, daß du den begangenen Fehl künftig meidest. Das kann man praktische Reue nennen.

Aber wunderlich! Man lernt aus dem begangenen Fehl oft ganz Anderes als man eigentlich daraus lernen sollte.

Es giebt ein Imponiren dadurch, daß man den Menschen ihre eigenen Ideen klar und flüssig macht, und darin liegt etwas Befreiendes, Dank Erweckendes; die Mehrzahl aber fühlt sich dadurch imponirt, daß man ihr zu verstehen giebt, ich spreche Dinge, die du eigentlich nicht fassest und nicht fassen kannst, und die Orakulirenden wirken dadurch noch umsomehr.

Es giebt Menschen, die so gescheit und gut aufnehmend sind, daß wir gescheiter werden, wenn wir mit ihnen zusammen sind und Gescheiteres, Belebteres, tiefer Gehaltenes vorbringen, als sonst. Wir lieben unbewußt solche Menschen, ihr Sein ist uns wie eine Wohlthat.

Es giebt Menschen, die der Seele eine Sättigung geben. Wo zwei zusammensitzen und von ihnen reden, fühlt Jeder sich glücklich im Erkennen und Auslegen des Reinen und Schönen und ist dem Andern dankbar für jeden neuen Einblick. Aber seltsamer Weise ist man bald fertig im Darlegen und Erklären des rein Schönen.

Und wieder giebt es Menschen, die, wo zwei beisammensitzen, einen unerschöpflichen Stoff der Betrachtungen bieten, und diese wenden sich meist auf das Unliebsame, während das Anziehende gewaltsam eingemengt und hervorgehoben wird. Will man endlich abschließen, so fühlt man sich verpflichtet hinzuzufügen: Uebrigens heuchle ich nicht, wenn ich der Person freundlich begegne; denn sie hat nicht nur viel Bestrickendes, sondern auch Gutes.

Wohlwollen der Menschen, freundliche Ansprache ist wie milder Sonnenschein in ersten Frühlingstagen; es macht gesund und weckt alle Keime.

Sie sehen dem und dem ähnlich — das wird dir oft gesagt. Du selber findest keine solche Aehnlichkeit. Warum? weil du kein Spiegelbild von deiner eigenen Erscheinung hast. So oft du dich auch im Bilde betrachten magst, du kannst nicht einmal bestimmen, wie weit es durch die rechte Lichtwirkung dir ähnlich ist.

Du kannst dir jederzeit die Erscheinung eines abwesenden Freundes genau aus der Erinnerung vorstellen, dich selber aber nicht. Das mag nicht nur davon herkommen, weil Niemand die rechte Distanz zu sich hat und die rechte Objectivetät, auch seelisch kennst du dich nicht ganz, du unterschätzest oder überschätzest dich.

Man beurtheilt Andere leicht nur nach dem klaren und dürftigen Maaß ihrer Thaten, sich selber aber nach den Thaten und noch obenein nach allem dem, was man gedacht und gewollt hat und in sich schlummern fühlt.

Von der Natur.

Frühling! die heilige Schönheit der Welt geht dir neu auf und erfüllt dich mit dem Friedens- und Segensgefühl des Daseins. Du bist im Jetzt und in der Ewigkeit, im Geheimniß alles Lebens; es leuchtet, es duftet und klingt, und das alltäglich Gewohnte ist verklärt. Mit jedem Frühling erwachst du wieder im Paradiese.

Es giebt keinen reinen Frühling. Man wandelt immer auf dem welken Laub vergangenen Daseins.

In der Rosenknospe ist Alles vorbereitet, aber Duft und Farbe entstehen erst im Licht.

Die schönste Blume, die Rose, ist am längsten Knospe und sie blüht lange, bevor sie sich entblättert.

Im Sturm brechen die Blüthen an den Bäumen rasch auf; der trockne Frühling bringt zuerst mehr Blätter vor den Blüthen als der nasse.

Nur noch ein einziger Regentag! Alle Knospen springen auf. Der helle Frühling ist da. Es giebt im Frühling auch eine Unruhe im Gemüthe, die dem harrenden Drängen draußen parallel geht.

Es ist keine Blume so einsam im stillen Thal, es kommt eine Biene, ihren Honig zu kosten.

Die erste Rose am Baume giebt es selten, es brechen in der Regel viele auf Einmal auf, aber die letzte Rose im Herbst giebt es.

Die Blumen blühen nicht nur in schönen, wohlgepflegten Gärten, sie blühen auch auf verwitterndem Gemäuer, im Gestrüpp und in vergessenen Winkeln. Das erst macht die Welt schön und in der Ueberfülle reich.

Die Biene weiß, daß auch in der Blüthe der Weide am Bach und in all den glanzlosen Blüthen Honig ist und sie hebt ihn heraus. Ueber der eben aufgebrochenen klebrig glänzenden Weide summt es mächtig.

Nicht alle Blumen duften uns, vielleicht haben aber Schmetterlinge und Bienen feinere Nasen als wir Menschen.

Am Saume des Waldes, ist der mannichfaltigste Vogelgesang, da tönt das Lerchenschwirren mit Ammer und Zeisig, Amsel, Fink, Drossel, Rothschwänzchen und Kohlmeise zusammen. Nur Wenige, die tief im Walde nisten, singen dort.

Die Lerche kann ebenso leicht gehen als fliegen, die Füßchen schreiten so rasch und leicht vorwärts, als würde der unbewegte Körper geschoben. Die Schwalbe dagegen geht nicht, sie fliegt von einer Stelle am Boden auf eine andere.

Nistet auf der Blutbuche kein Vogel? Kann sein, weil sie sich zu spät belaubt. Ich hörte aber auch noch keinen Vogel auf der Blutbuche singen. Nur die Elster versteckt sich bisweilen in dem dunkeln Laube.

Es giebt Vögel, die zwitschern nur und allzeit so, wie wenn sie das Maul nicht recht aufmachen könnten, oder wollten.

In die freie Natur gehören die hellen Farben der Kleidung; der natürliche Geschmack umgiebt sich mit Sonnigkeit, wie die Blume.

Wenn der Sommer zur Neige geht, fürchtet man von jedem trüben regnerischen Tage: jetzt dieser und dieser bringt den schon vielfach in's Haus bannenden schwergemuthen Herbst, und man begrüßt dankbar die Sonnenhitze, über die man noch vor wenigen Tagen klagte.

Sobald die Wasserlilie aufgebrochen ist, sieht sie wie zerstört aus.

Es weht der Wind über die Stoppeln. Sobald der Roggen gemäht ist, beginnt ein eigenes Reich des Windes.

War Sturm in der Nacht, und tausend unreife Birnen und Aepfel liegen am Boden.

Mit wieviel Wetter hat solch eine Baumfrucht zu kämpfen, bis sie reif ist.

Das Gesetz Mosis, daß man die ersten drei Jahre die Früchte eines neu gepflanzten Baumes nicht pflücken und genießen darf, ist ein der Baumzucht sehr förderliches. Dadurch ist der Baum vor Schädigung gesichert und er gedeiht still. Auch eine Natursinnigkeit liegt darin. Jetzt gehört die Frucht noch dem Allgemeinen an.

Nichts gleicht der Heiterkeit eines sonnig frischen Herbsttages. Entzückend, bebend erregt ist ein Gang im Frühling über Feld und Berg, aber es liegt darin zugleich eine tiefe Unruhe, ein Werden und Werben in uns und um uns her und ein glückseliges Sichfinden in neuem Leben. Ganz anders eine Wanderung im hellen Herbsttag. Es ist wie gutes stilles Zusammensein mit alten Bekannten, wie ein fröhlicher still begnügter Tag in glücklicher Ehe. Und dieses Genießen der Früchte vom Baum, vom Weinstock, ist eine neue Lust, die der Frühling nicht hat, und bei der Heimkehr und stillen Einkehr am Abend giebt das Haus ein wohliges Behagen, während der Frühling das Haus unheimisch und den Geist in sich so unruhig macht.

Solch ein warmer Herbstmittag nach Nebel am Morgen, es sind zwei Tage in Einem, wie wenn der Tag noch einmal geschlafen hätte und jetzt wieder aufgewacht wäre.

Wer treu aushält bei der Natur, dem giebt sie immer wieder frische, sonnige erquickende Tage.

Von allen Gerüchen ist mir der Wohlgeruch des frischen Hopfens im Herbste der liebste. Oder ist es nur, weil es in dieser Jahreszeit so wenig wohlriechende Pflanzen mehr giebt?

Der Herbstwind zerrt an dem Baumblatte hin und her, er bringt es nicht los; erst wenn der Zustrom des Saftes im Baume versiegt ist, reißt der Wind das Blatt los, oder auch der Sonnenstrahl mit seiner innewohnenden Bewegung löst es still ab.

Wenn der Frühnebel im Herbste sich verzogen hat, glitzert der Thau von allen Gräsern. Durchsiegende Klarheit verwandelt Leid und Verdüsterung in lebentränkenden Thau.

So lange der Apfelbaum Früchte trägt, schaut der Wanderer auf ihn. Welch ein Bild aber ist er am Tage, nachdem die Aepfel geschüttelt sind.

So lange der Baum in Blüthen steht, braucht er keine Stütze, wohl aber wenn er Früchte trägt.

Habe nie einen Bauern bei vieler und schwerer Arbeit zornig in der Ernte gesehen, aber leicht jähzornig, heftig und wild beim Pflügen, sowohl gegen die Zugthiere als gegen den Treiber. Säen ist leichter als Ernten, sagt Goethe, ja wohl, aber was dem Säen vorangeht, zumal das Pflügen, ist schwerer als Ernten.

Die Vögel, die zum Herbste nicht auswandern können, mausern sich daheim.

Die Traube wächst nicht als vereinzelte Frucht, sie ist fast wie eine Parallele zum Bienenschwarm, eine gesellige Erscheinung der vegetabilischen Welt, und diese inwohnende gesellig bindende Kraft ist im Traubensafte flüssig geworden.

Der Mensch gleicht dem Wein, er ist wie der Wein in beständiger Umwandlung bis zum Tode. Der Zwang entwickelt hier wie dort, denn dauert beim Weine die offene Gährung zu lange, dann wird er zu Essig; die Nachgährung muß eine gebundene sein.

In den offenen Most fliegen Pflanzenkeime, Pilze, die in der Luft unsichtbar und unfaßbar sind, das sind eben die geheimnißvollen Einwirkungen auf jede Organisation.

Alles am Weine läßt sich chemisch finden, nur die Blume, das Bouquet nicht.

Auf ein vergangenes stark andauerndes Frostjahr folgt bei den Waldbäumen in der Regel ein starkes Samenjahr.

Wenn der Fuß eines Berges mit Nebel verhüllt ist, erscheint dir der Berg viel höher, als er in Wirklichkeit ist. So auch wenn dir Grund und Basis eines Mißgeschicks oder einer Verdrossenheit noch unklar ist.

Auf der Höhe läßt sich das Rauschen des Waldes und des Baches nicht mehr von einander unterscheiden.

Man sieht eine Thalgegend ganz anders, wenn man beim Bergaufsteigen sich umwendet, als wenn man von oben herabkommt. Der beim Aufsteigen in die Nähe gebannte Blick erweitert sich plötzlich und sieht neu.

Die Waldbäume sind Krankheiten unterworfen, auch die wilden Thiere. Jedes Wesen für sich könnte sich gesund ausleben, aber es lebt kein Wesen in der Welt für sich.

Nur so lange ein Blatt wächst ist es noch grün, von dem Momente an, wo sein Wachsthum vollendet ist, beginnt es zu welken, allmählich, unkenntlich anfangs, aber sicher und immer deutlicher.

Am Baume legt sich jeder Zweig am Aste, jedes Blatt in besonderer Richte; jedes braucht Luft und Licht für sich in eigener Richtung, und Alle zusammen machen das schöne Gezweig und das volle Laub des Baumes aus und nähren sich von derselben Sonne oben und aus derselben Baumwurzel unten.

Sobald der Vogelsang zu Ende ist, geht das Elsternl geschnatter los, wie Geplauder nach Musik. Es klingt wie Spott, wie Parodie, trocken, dürr, klappernd.

Nicht alle hohen Bäume können stolz und hoch zu Masten und Flaggenstangen verwendet werden, die meisten müssen zu alltäglichem Nutzen verbrettert und verborgen deckend verarbeitet werden.

Der Rabe hat daheim im Neste ganz eigenthümlich behagliche hausväterliche Töne, nur draußen schreit er so häßlich.

Das Räthsel des Hängenbleibens der Blätter an den Bäumen findet vielleicht dadurch einige Erklärung: Ich habe beobachtet, daß an den äußersten Knospen der Aeste, an dem eigentlichen Jahresschoß, nie das Blatt überwintert, sondern nur an den noch schwachen Nebenschossen. Dort ist die Knospe immer stark genug zum Abstoßen des Welken.

Nicht nur Thiere in den Alpen, auch viele dort heimische Pflanzen bedürfen des Winterschlafes, wo ein bloßes Bestehen und kein Weitertreiben ist. Darum verkommen sie so leicht an anderen Standorten und in Treibhäusern, weil ihnen der Winterschlaf genommen ist.

In unserem aufgeregten und allzeit wachgehaltenen Gesellschaftsleben empfinden wir oft etwas wie eine Sehnsucht nach Winterschlaf, nach stillem bloßem Sein und Ruhen in sich, und Viele werden getödtet und aufgerieben, weil ihnen die vegetabilisch-animalische Ruhe genommen ist.

Wenn man einen großen Baum verpflanzt hat, grünt er ziemlich sicher das erste Jahr, er hat noch den Saft und dessen Bewegung mitgebracht. Entscheidend ist erst das zweite Jahr, ob er fortkommt und Saft aus seinem neuen Standort zieht. So auch Auswanderer.

Wenn man Wald-Erdbeeren einzeln pflückt, hat jede ihren besonderen Geschmack, süß, herb, duftig, zerflossen, je nach Standort und Gedeihen. Anders ist es, wenn man sie als Masse gesammelt und noch dazu mit fremdem Zuckerstoff genießt.

Es giebt nervöse Bäume, die in der Zugluft verkommen, und andere, die nur Wurzel schlagen, wenn der Wind sie hin und her zaust. Ist nicht auch ein Menschenleben eine solche Pflanze? Der umgebende Menschenkreis bildet sein Klima.

Die Edeltanne behält in hohes Alter hinein eine weiche Rinde. Es giebt auch Menschen so.

Hat Schneedruck eine junge Buche krumm gebeugt, so beugt ihn ein folgender noch weit mehr, der Zusammenhang der Wurzel mit dem Boden lockert sich, der Baum stirbt.

Eine schwere Sorge beugt deinen geraden Aufwuchs nur wenig, wiederholt sich eine solche aber oft, dann ist Gefahr des Verkommens.

Wenn der junge Vogel aufgescheucht, verfolgt wird, oder sich verfolgt glaubt, dann lernt er schnell fliegen. Aber flügge muß er sein, sonst geht er zu Grunde.

Zu früh in der Jugend Entbehrung und Elend knickt die Kraft, die bei einiger Reife gestärkt wird.

Wenn am Obstbaum die Blätter vor den Blüthen sich entwickeln, bringt er nur wenig Blüthen und folgeweise auch nur wenig Früchte.

Wein bauen und Kinder erziehen, ist sich gleich, man muß allezeit arbeiten und weiß nie sicher, was und wie man herbsten wird, und bei jedem geringen Herbst tröstet man sich: nächstes Jahr wird es besser.

Ein Bild über dem Bette des Kindes! Es läßt sich nicht sagen, wie der Blick beim ersten Augenaufschlag das erfaßte und wie das still in der Seele fortlebt. So wenig man aber nur reine Nahrungsstoffe ohne Zuthat geben kann, so wenig läßt sich auch Alles für den fruchtbar gedeihlichen Eindruck berechnen und anordnen.

Die Gartenarbeit besteht weit mehr im Ausjäten des Unkrauts als im Pflanzen des Nützlichen.

Das gilt auch pädagogisch.

Das Kind, das ein eigen Beet im Garten hat, will Alles, was es beim Feldgange findet, in sein Gärtchen pflanzen.

Erst später im Leben lernt man, daß nur Weniges sich verpflanzen läßt.

Kinder lassen sich nicht auf die Zukunft vertrösten, ihr Leben ist im Heute; das ist eben Kindheit und Jugend.

Man gewöhnt schon die Kinder an unnatürliche Höflichkeitsformen. Es ist durchaus natürlich bei einer Erzählung zu sagen: da war ich und der und der. Man kann sich ja selbst gar nicht hinausdenken, im Gegentheil, man steht anschauend, handelnd mitten drin, und Alles ist nur da, nur so da, weil man selbst dabei ist, und da befiehlt die Höflichkeitsformel: „Ich ist zuletzt zu erwähnen."

Jugendeindrücke sind das ewig Bestimmende in einem Menschen. Man könnte sagen, es bildet sich da ein geistiger Münzfuß aus, nach dem lebenslang gerechnet wird. Bei allen Ausgaben in fremden Landen übersetze ich mir noch Alles in die Kreuzer und Gulden meiner Heimath und Kindheit, und so wird es bleiben. Goethe wurde den Frankfurter und Schiller den Schwaben nie los, und ein so freier Geschichtschreiber wie Schlosser bringt doch den Friesen und Theologen nicht aus sich heraus.

Wer den Pflug führt und die vorgespannten Ochsen mit Schreien und Zerren regiert, der kann keine zarte Stimme und sanfte Hand haben.

Das Traurigste und unersetzlichen Verlust beingende ist, wenn ein Mensch in früher Jugend, bevor er eine gewisse Reife erlangt hat, ein schweres Leid, einen Bruch in seiner Entwicklung erfährt. Es ist wie wenn durch ein Hagelwetter das Getreide umsinkt, bevor es geblüht hat; dann ist die Mißernte unausbleiblich.

Die Kinder, weil sie noch selber Natur sind, haben keine Freude an der Natur im Ganzen, kein Auge dafür; ein Baum, eine Pflanze, ein Vogel im Feld interessirt sie, und nichts ist unpassender, als sie auf das Allgemeine hinweisen.

Was die Beschaffenheit der Luft in der Natur draußen, ist die Stimmung im Gemüthe. Bei feuchter, nebliger Luft macht der Bahnzug schon von ferne und lange ein großes Geräusch und man hört auch sonst jedes Peitschenknallen auf der Straße, jeden Axthieb im Walde und Ruderschlag im Strome. Bei gespannter trockener Luft ist das ganz anders. So geht's auch mit der Gemüthsstimmung, je nachdem sie gespannt oder elastisch, berühren uns tausend Dinge, indem wir sie gewahr werden und zwar störend, die wir sonst gar nicht kennen.

Weiche Menschen sind leichter verstimmt. Oel gefriert leichter als Wasser.

Eine geballte oder sich bewegende Hand friert nicht so leicht, als eine lässig müßig hängende; das gilt auch symbolisch von der Thatkraft des Menschen.

Soll der Wein lebendig bleiben und nicht wie man am Rheine sagt „Knochen" werden, so muß immer nachgefüllt werden. So auch wer sein Wissen nicht mehrt und bewegt, dem stirbt es ab.

Bei niederem Wasserstande erschienen die aufbrausenden Wellen im Strome viel wilder und schäumender als bei hohem, weil bei hohem Wasserstande das Wasser über die Wellenwirbel wegfliegt und nur unten, minder sichtbar, das Grollen des Widerstandes sich findet. — Wenn das Gemüth mächtig von großen Bewegungen erfüllt ist, sind die in der Tiefe ruhenden Conflikte mit den dauernden Bedingungen des Daseins minder sichtbar.

Der Strom rauscht fort mit mächtigem Wellengebrause Tag und Nacht durch alle Zeiten. An bestimmten Stellen zeigen sich schäumende Wirbel. Da ist ein Kampf mit dem felsigen Untergrund. Hefte deinen Blick auf dieses Einzelne und du findest, daß die schäumende Wellenbildung sich jede Sekunde anders formt. So auch zieht ein Strom des Geistes, ein Strom der Empfindung durch alle Zeiten, und wo der Conflikt gesetzt ist, bäumt und schäumt die Welle, aber sie bildet sich immer neu in neuen Denkerseelen, in neuen Dichterherzen. Es ist derselbe Strom, es ist dasselbe Getön, aber immer neu, immer anders.

Das Gefälle eines ruhig dahin fließenden Stromes kann man leicht messen durch das gewöhnliche Mittel, den Zeitlauf eines auf bestimmter Strecke von den Wellen fortbewegten Holzstückes zu berechnen. Einen durch zerklüfteten Felsengrund abschüssig dahin brausenden Strom kann man damit nicht messen, denn er wirft das Meßholz hin und her. So auch ist der Lauf eines einzelnen Menschenlebens wie einer Gesammtheit, der sich über zerklüfteten Untergrund fortbewegt, schwer zu bestimmen.

Betrachtet man die Strömung des Wassers lange und genau blos als solche und wendet dann das Auge nach dem Berg am Ufer, so erscheint der Berg als in der gleichen Strömung sich fortbewegend. Das zeigt nicht nur die Subjektivität des Sehens, ich möchte auch ein allgemeines Sinnbild darin erkennen. Unsere Sinne, unsere inneren Vorstellungen, lange mit ganz Bestimmtem beschäftigt, oder vielmehr von ganz Besonderem bestimmt, übertragen diese Vorstellungen auf alles Andere; die lange eingeprägten Bilder werden zur Substanz des Geistes, deren man sich nicht wieder entäußern kann.

Warum ist dir ein andauerndes Geräusch weniger störend wenn es von einem Strome als wenn es von einer Maschine kommt? Der Ton scheint gleich hart; aber es ist das Gefühl des Unabänderlichen was das eine mindert, und das Gefühl des Veränderlichen was das andere steigert, du bist keine Minute sicher, daß das jetzt aufhören kann, und das macht unruhig.

In seichten Strömen von geringem Gefälle kann der Wind so stark die Wellen entgegengesetzt treiben, daß er stärker ist, als die natürliche Strömung. Es geht auch bei flachen, schwächlichen Menschen so.

Dem am Wege Stehenden macht der vorbeisausende Bahnzug weit mehr Lärm und betäubendes Geräusch als dem in dem Zuge Sitzenden.

Menschen, die nicht still in sich, nicht allein im Walde sein können, das sind die echten Weltkinder, sie können nichts sein, ohne daß es Jemand sieht, davon weiß; der Hut à l'éremitage und die Einsamkeitsgefühle sollen doch auch gut kleiden.

Und doch liegt in dieser verkehrten Erscheinung ein natürlicher Zug. Der Mensch bedarf der Gemeinsamkeit, des Gegenüber. Adam hat kein Paradies mehr mit Eva, er ist nicht mehr allein, aber er ist menschlich.

Wer gut gebahnte Wege gehen will, darf nicht die Einsamkeit wollen; er muß sich's gefallen lassen, daß auch viele Andere hin- und hergehen und ihn oft störend in die Quere kommen.

An einem Regentage sind die Landpartieenmenschen wie verscheuchte Vögel, die in's Nest kriechen; der Gedanke, daß die Gestaltung des Daseins vom Wetter abhängt, giebt ein frösteind hilfloses Gefühl der Unbehaglichkeit, und es ist bezeichnend, daß statt Naturgenuß gleich Kartenspiel u. s. w. aufgenommen wird. Man hat sich hinausgegeben an etwas, und nun, da man da nicht aufgenommen wird, muß etwas Anderes herbei. Die Zeit, die man nicht recht leben kann, wird todtgeschlagen. Solch ein aussichtsloser Regentag beschwört auf einmal alle die Schatten kommender Tage herauf, und in der Natur empfindet man Frösteln und möchte sich, so zu sagen, im Umgang mit Menschen erwärmen. Es tritt eine Sehnsucht nach Menschengemeinschaft ein, die sich nicht bändigen läßt.

Die Mähmaschine wäre überaus vortrefflich. Es fehlt nur das einzige Kleine, daß der Wiesenboden nicht vollkommen eben ist und die Scheeren dadurch leicht in den Boden schneiden. Die großen allgemeinen Grundsätze und Prinzipien sind richtig, aber ihre Anwendung? Der Boden, aus dem die Halme erwachsen, ist nicht gleichmäßig geebnet.

Die Fahrten und das Geräusch der Eisenbahn stören die Stille und Einsamkeit des Landlebens nicht, weil sie regelmäßig sind und nur das Unregelmäßige, das eine Unordnung in sich ist, giebt auch die äußere. Dieses Rollen und Pfeifen ist nun nichts mehr als der Pendel- und Stundenschlag einer Uhr im Zimmer; man hört sie nicht mehr, und hört man sie, giebt sie erst neu das behagliche Gefühl der Stille.

Ein heftiger Gegenwind auf einer Auskahrt, einem Ausgang, wirkt verstimmender auf eine Gesellschaft, als jede andere Unbill des Wetters. Der Wind macht Jedem mit sich allein zu thun, isolirt und schneidet jeden Gesprächszusammenhang ab. Diese ständige Opposition greift schon physisch die Nerven an.

Ein Wolkenbruch hat die Berghalden aufgerissen, sieh, da ist eine neue Quelle zu Tage gefördert, sie versickert noch ungefaßt. Es geht mit den Revolutionen auch so.

Die Ueberschwemmung hat an einigen Stellen die Wiesen versandet und den Rasengrund mitgenommen, an anderen hat sie tief getränkt und Alles ist saftig frisch.

Wie der Zufall die Strine in's Bett des Flusses geworfen, das giebt sein Rauschen und Plätschern. Die Kanäle haben solches nicht. Der logisch geordnete Lauf kennt nur das Gesetz des Falls, kein überflüssiges Rauschen.

Der Rabe ist besser als sein Ruf, am schlimmsten ist die Elster, die nur lachen kann, aber heimtückisch die Nester ausfrißt.

Wenn man manche Existenzen Einzelner und ganzer Familien betrachtet, begreift man nicht, wie sie fortkommen, viel weniger wie sie bei täglicher Fröglichkeit gedeihen, und doch steht's vor Augen. Sieh den Baum am jähen Bergeshang, du fassest es nicht, wie er sich hält und nicht stürzt, woher er Säfte nahm und zunimmt an Bestand und Wachsthum und — er hält sich doch in Sturm und Wetter, er saugt aus dürftigem Boden seinen Saft und schlägt um Felsen seine Wurzeln; er und der Fels, sie halten beide einander.

Wenn du einen Apfelbaum voll reicher Früchte siehst, sagst du leicht: wie schön muß der geblüht haben! So verfolgt man auch gern rückwärts den Entwicklungsgang eines bedeutenden Menschen.

Gartenblumen halten abgeschnitten und in Vasen lange aus, Waldblumen welken und verdorren schnell.

Das wilde Pferd hat von Natur Schritt und Galopp, der Trab ist erst ein eingelerntes Kunstprodukt, und doch ist er jetzt seine zuträglichste Gangart. Es ist auch im Kulturleben überhaupt so.

Die in die Hauskultur gebrachte Henne gackert lange, wenn sie ein Ei legt, der Vogel im Walde macht keinen Lärm davon.

„Was erlebt man nicht Alles in seinen siebzig Jahren," hat die Mücke gesagt und ist eine Stunde alt geworden.

Die Spinne zerrt wie eine Verzweifelnde an den Fäden, die sie selbst gesponnen, sie will probiren, ob sie stark genug sind, daß die gefangene Mücke sie nicht zerreißt.

Wann käme der Vogel zu beharrlichem Brüten und wie wenig käme er zum Singen, wenn er sich durch sogenanntes schlechtes Wetter abhalten ließe. Sag' nicht, ich will warten bis schön Wetter, bis günstige Umstände kommen. Sing' und brüte heute!

Dieselbe Sonne, die die lebendige Frucht zeitigt, dörrt das abgemähte Gras.

Der wirkliche Kenner kennt die Giftpflanze bevor sie in Blüthe steht. So sollte es auch beim wirklichen Menschenkenner sein.

Unmittelbar vor und nach dem Gewitter sind die Grillen am lautesten.

So viel Blüthen ein Baum auch tragen muß, sie beugen seine Aeste nicht, erst wenn die Früchte zur Reife gedeihen sollen, krachen die Aeste und die Schwere der Früchte bricht die Aeste und oft den ganzen Baum, ehe die Frucht reif. Das gilt auch vom Leben der Menschen. Freilich auch geht der Mensch viel häufiger an vergifteten Blüthen als den zu vielen Früchten unter.

Die wilden Bäume bekommen nicht mehr Früchte als sie tragen können.

Müßiges sich Umthun hat das Thier nur, so lange es von den Eltern genährt wird. Die Bewegungen des ausgebildeten sind alle von Nützlichkeitsmotiven bestimmt. Der Schmetterling, der von Blume zu Blume flattert, thut das nicht so blos sich amüsirend, wie die Stubenphantasie denkt. Als frei lebend und sich äußernd erscheint uns der Vogelsang, als die reine Lust und Daseinsfreude; aber auch er gehört in die Oekonomie des Vogellebens. Den Menschen allein zeichnet die Freiheit von der Arbeit aus, von der bloßen Bedürfnißbewegung. Die Einsetzung des Sabbaths und die Ausbildung der Kunst, das sind die beiden höchsten Thaten des freien Menschengeistes.

Es steht ein Birnbaum im Ackerfelde, verdorrt im hohen Sommer, ohne Frucht, ohne Blätter. Da sieht man erst, wie verkümmert und unschön er in Zweig und Ast ist. So ist ein Mensch, der inmitten einer großen Zeit- und Nationalbewegung abgestorben und öde lebt.

Wenn die untergehende Sonne ihre Strahlen durch den Staub sendet, der über der Straße steht, so erscheint der Staub als goldener Duft.

Wenn der erste Regentropfen auf ein Gräslein fällt, erzittert das Gräslein.

Bei den Aufmauerungen an den Wegbauten steckt man jetzt Moos in die Fugen. Wir zeigen der Natur ihren Weg, daß sie Halt gebe.

Aus frisch aufgerissenem Boden der Waldberge wächst gern zuerst der Fingerhut. Auch die Giftpflanze bildet Humus für Nachkommendes.

Die Hühner im Hofe, die nicht fliegen können, glucken immer neidisch, wenn ganz unschuldige Tauben über sie wegfliegen.

Der Strom der Wellen zieht stets gleich, nur der Ton des Rauschens ändert sich je nach der Luftströmung.

Wenn eine Knospe aufbricht, sind auch viele andere da. Wenn ein Glück oder Unglück reif ist, sind es auch die anderen.

Die Ströme, die das ganze Jahr so wild schäumend fließen, sind nicht so gefährlich, wie die kleinen, stillen; wenn die Ueberschwemmung kommt, da kennt man die kleinen gar nicht mehr; sie brauchen unverhältnißmäßig mehr Platz gegen sonst.

Die jungen Bäumchen, die unter großen stehen, verkümmern, weil sie keinen Thau bekommen. Wenn's stark regnet, kriegen sie auch ihr Theil, vom täglich erfrischenden Thau aber nichts.

Rauhes und regendrohendes Wetter ist in der Stadt unfreundlich und unheimisch, auf dem Lande nicht; während man in der Stadt sich nicht entschließen kann, hinaus zu gehen, ist man auf dem Lande schon draußen, hascht jeden freien Sonnenblick wie der im freien Grunde wurzelnde Baum und weiß nicht viel von Unbill des Wetters.

Ist es schon an sich mißlich, mit großer Gesellschaft über Berg und Thal zu ziehen und sich des frischen Naturlebens zu freuen, da wo eigentlich Einsamkeit das Beste ist, so liegt das Störende meist noch darin, daß die Menschen nicht recht wissen, wie sie sich dem sogenannten Naturgenuß (ein entsetzliches aus dem Theekessel aufgedampftes Wort) gegenüber verhalten sollen. Sie sprechen von Dem und Jenem, von Der und Jener und rufen dann wieder: „Wie schön!“ Entweder Analysiren oder ewiges Entzücken und dann wieder Verplaudern aller Umgebung. Im Freien sollte man nur still dahin wandern oder singen wie der Vogel singt.

In unserer gegenwärtigen Welt giebt es neben den höchst entwickelten Geschöpfen von morphologischer Gliederung und Arbeitstheilung der Organe noch ganz niedere Organisationen der früheren Erdperioden. Das ist auch in der Gesammtheit eines Volkes, sie besteht aus Menschen vieler Bildungsperioden und die absolute Gleichheit ist nicht da, wird vielleicht nie.

Es gehen viel geduldige Schafe in einen Stall. Die Schafe ducken zusammen, daß sie nur wenig feste Körper, geringen Raum einnehmen und halten einander warm, sind Heerdenthiere wie die Bienen. Ein vereinzeltes Schaf ist ein trauriges Thier.

Mit befreundeten, wohlwollend gestimmten Menschen gleiche Natureindrücke empfangen, das einigt mehr, giebt mehr Quellen der Erinnerung und echte Gemeinsamkeit, als alle gemeinsam empfangenen Kunsteindrücke, Erörterungen, ja selbst Lebensereignisse, wenn sie nicht gewaltig erschütternde sind. Es ist nicht nur weil wir gemeinsam an der Urquelle stehen, es ist hauptsächlich, weil im Empfangen der Natureindrücke nichts eigentlich gegeben ist; nichts wirkt auf uns, spielt uns, wir wirken in gemeinsamer Empfindungsthätigkeit und bleiben der Gemeinsamkeit inne.

Die Raubvögel leben nur paarweise, nie in großer Geselligkeit, außer wenn sie sich bei einer Beute zusammenfinden. Die Körnerfresser müssen jeden Tag ihre Nahrung haben, Raubvögel aber können lange hungern.

Auf dem Lande muß man gesund sein, sonst ist man doppelt vereinsamt, kann das Einzige nicht genießen, was hier stärkend und erfrischend ist, das freie Naturwalten. In der Stadt giebt es Geselligkeiten und Genüsse für Halbkranke, wie Speisen für verdorbene Magen.

Wenn die bequemeren, gleichmäßig steigenden Fahrwege angelegt werden, so werden die alten Fahrwege zu abkürzenden Fußwegen für den Einzelnen.

In unseren Tagen, wo eine Wanderlust, Unangesessenheit und Heimathlosigkeit in viele Menschen und Familien eingedrungen ist, wird oft ein großes Stück Leben gleichsam mit einem Unterstehen unter Dach während eines Gewitters verbracht. Man will nur die Unbill des Wetters einstweilen geschützt abwarten, und da thut sich oft ein seltsamer Einblick in das eigene Leben und in das Leben Anderer auf, wovon man in stetiger Festgesessenheit keine Ahnung hatte.

Man hat kaum eine Vorstellung davon, mit wie wenig und noch dazu unbehülflichen Gedanken solch ein Mann aus dem Volke wirthschaftet. Er hat auch im Geistigen nur Hacke, Schaufel, Sense und Pflug und Axt und reicht damit aus und bedarf nichts von complicirten Maschinerien, und das hat auch sein Gutes.

Eine neue Tracht im Volke erzeugen wollen durch Mustertrachten, das heißt gerade das verkehrte Princip anwenden. Durch den auf Fremdes gerichteten Nachahmungstrieb gehen die Volkstrachten unter. Die wechselnde Mode ist nothwendig. Der Mensch kleidet sich und ist nicht von Natur bekleidet wie das Thier, und so muß die Bedeckung wechseln, und wie die Kinder einen Zeitvertreib darin suchen, sich zu maskiren, so die Menschheit.

Es liegt ein Gesetz der volksthümlichen Sprache darin, daß sie weit mehr Substantive als die daraus gebildeten Adjektive und Adjektive überhaupt anwendet. Wenn ich dem Bauer sage: der Maulwurf ist nicht schädlich, versteht er mich nicht, wenn ich ihm aber sage: er thut keinen Schaden — dann weiß er, was ich meine.

Wir können uns ein Wesen nicht vorstellen, das die Himmelskörper geordnet hätte; das geht über jede Vorstellungslinie. Aber uns denken, daß Alles blos in materieller Kraft sich drehe und sich selbst nicht kenne, sich selbst nicht denke im großen Ganzen, das ist eben so unfaßlich.

Das aufgelöste Silber geht sehr leicht alle Verbindungen ein, es hält aber keine recht fest und bewahrt selber seine Natur nicht. Das ist auf der Hand symbolisch.

Die Spitze des Tannenbaums, die den Stamm fortsetzt, wächst nicht so schnell wie die Nebenzweige, aber sie bildet die immer höher ragende Marksäule des Ganzen.

Die Abkühlung geht, wie mir scheint, viel schneller vor sich als die Erwärmung; am Abend ist's schneller kühl als am Morgen wieder warm, die Nacht bricht rascher herein als der Morgen aufbricht, es wird schneller Herbst und Winter, als es Frühling wird, eine Freundschaftsbeziehung ist schneller abgebrochen, als geknüpft.

Die Kruste von einer Wunde fällt von selbst ab, wenn die Haut darunter fest und stark genug ist.

Die Blinden schlafen schlecht, ihnen fehlt die Ermüdung durch die Augen, das Sehen ist die eigentlich stärkste, die ständigste Thätigkeit.

Es giebt geborene subalterne Naturen, wie es Pferde giebt, die nicht einspännig ziehen, aber neben dem Sattelgaul, von ihm in Schritt und Trab gehalten, ganz gut sind.

Zu dem Häßlichsten gehört ein alter gefräßiger Mensch, den man höflicher einen Gourmand nennt; diese Gier, dieses ewige Haschen, Reden und Denken von Genuß, ist beim Alter um so widerlicher, weil eben hier die stille Mäßigung um so nothwendiger erscheint.

Der Sanftmuth gegenüber kann es keine stürmische Heftigkeit geben. Wenn der Mond mit seinem sanften Lichte am Himmel steht, kann kein Gewitter mehr ausbrechen, und alle dunkeln Wolken zertheilen sich.

Wenn ein Streit schon lange vorbei und geschlichtet ist, giebt es oft bei leisem Widerspruch, ja sogar bei freundlicher Zustimmung wieder Neuerweckungen, wie es nach längst vorübergezogenem Regengewitter plötzlich wieder unter den Bäumen tropft, wenn nur ein leiser Wind durch die Zweige fährt oder auch ein freundlicher Sonnenstrahl durchbricht.

Das Farrenkraut hat schon mit den Urwelt-Thieren gelebt. Kann ihm auch deshalb das Ungeziefer der neuen Welt nichts anhaben? Der alte Aberglaube, der mit dem Farrenkraut allerlei Zauber trieb, beruht er vielleicht auf der Ahnung, daß diese Pflanze grünte, bevor ein Menschenauge darauf ruhte?

Beruf ist ein Naturzug oder eine Nothwendigkeit, die wir zum freien Gesetz machen; das Thier hat keinen Beruf, weil es nur Natur ist.

Jeder einzelne Gedanke, jede einzelne That ist aus einem Zusammenstrom von Gründen entstanden, die in verwitterten elementarischen Stoffen ruhen. Der im Lichte erscheinende Grashalm ist einer, seine Wurzeln aber sind viele.

Verstandesmäßig trennen wir Ursache und Wirkung, sie sind aber in Wahrheit eins, nur die beiden Seiten derselben Substanz. Blitz und Donner sind einheitliche, gleichzeitige Bewegungen, nur die Wahrnehmung in Gehör und Gesicht succedirt nach unserer Sinnenfassung.

In der Natur giebt es keinen Schmutz, da ist jedes Ding für sich in seinem Rechte, der Sumpf und der Wurm so gut wie das Gras und der Vogel, Alles ist für sich da. Nur weil wir Menschen meinen, daß Alles in Rücksicht auf uns da sei, erscheinen uns die Dinge als berechtigt und unberechtigt.

Bei starkem Windeswehen schweigen die Vögel alle, sonst kein anderes Wetter hindert sie am Singen. Wenn ein Sturmwind durch die Menschengeschichte braust, verstummt die dichterische Kundgebung von Leid und Lust des Einzellebens.

Vom Staat.

Die Seele bildet sich den Leib, das möchte ich besonders auf die großen Geschichtsbildungen anwenden. Schattenhaft wandelt ein Geist durch die Zeit und ist er aus der Wahrheit, so findet er seine Heimstätte. Die Volksseele bildet ihren Leib, den Staat.

Man kann kein festgefügtes Product der Dichtung zeitlos und ortlos gestalten und ebenso auch keine Staatsverfassung. Die Theorieen der Aesthetik sind den künstlerischen, die der Politik den geschichtlichen Hervorbringungen entnommen. Man kann aus ihnen folgerichtige Forderungen aufstellen; aber in keinem Kunstwerke ist das absolute System der Aesthetik und in keinem Staate das absolute System der Politik verwirklicht.

Zweck des politischen Lebens ist Sicherung der Freiheit jedes Einzelnen durch die Macht des Gesetzes. Das ist Grund und Boden für das schöne Menschenleben, nicht seine Frucht. Ist aber Verwirklichung einer sittlichen Idee der höhere Zweck der Menschengemeinschaft, so fallen die Institute und Bedingungen derselben in den Bereich des Staates.

Ist das öffentliche allgemeine Staatsleben verdorben, so kann der Einzelne noch rechtschaffen sein, ist aber das öffentliche Staatsleben rechtschaffen, so muß der Einzelne rechtschaffen werden.

Die Socialdemokratie will den Staat als Mittel, um die Wohlfahrt des Einzelnen zu gründen. Aber so wenig der Staat die Kunst hervorbringen kann, so wenig kann er das Kunstwerk des individuellen Lebens und die Wohlfahrt des Einzelnen schaffen. Der Staat kann nur die Gewähr der Sicherheit feststellen, daß jenes wie diese sich frei und voll im Wettbewerbe ausbilde.

Man muß auch in der großen Geschichte nicht verzweifeln. Es giebt trotz schlechten Wetters doch stets eine Ernte.

Wir sind alles gesund natürlichen politischen Lebens so entwöhnt, daß eine einfache Bürgerpflicht, eine Unterschrift in öffentlichen Angelegenheiten uns beunruhigt, wenn wir auch die zur Anwendung kommenden Principien hundertmal privatim und nachdrücklich besprochen und vertheidigt haben.

Wie heimgekehrte Deserteure fühlen sich Manche seitdem wir einen Staat bilden. Wir waren desertirt aus der schlechten Wirklichkeit in die Kunst, die Wissenschaft, wir waren kosmopolitische Flüchtlinge, jetzt müssen wir nachexerziren; das ist hart und es will scheinen als ob uns diese Dienstzeit des höheren Lebens verlustig machte. Es ist aber nicht so. Aus der traumverscheuchenden strammen Geweckheit wird neue Schönheit erwachsen.

Wir sind entsetzliche Privatmenschen geworden. Die grundmäßige Selbstachtung, die Einheit von Sittlichkeit und Freiheit hat sich erst fest zu setzen, indem die Einheit von Ueberzeugung und Gesetz gebildet wird.

Wenn man Hunderte von Singvögeln scheinbar frei umherfliegend in einen großen Käfig mit eingesetzten Bäumchen sperrt, verlernen sie alle ihren vollen Waldschlag, sie zwitschern und piepsen nur, bald höher, bald tiefer je nach ihrer Kehlbildung, aber es ist kein Gesang. Man kann sagen, die Vögel fürchten oder scheuen und schämen sich vor einander. Aehnlich geht es in großer Gesellschaft; man spricht einander nicht, man sieht und grüßt sich nur in allgemeinen Formeln, zu einem ordentlichen Sprechen zur eigentlichen Darlegung seiner Gesinnung, seines Naturells ist nicht Zeit und Raum, und das kann in der Gesellschaft auch nicht sein. Darum ist die parlamentarische Gebundenheit ein so großes Ergebnis der Kultur, in der jeder bald Hörer, bald Sprecher ist, und an einem gegebenen bestimmten Thema seine eigene Weise und Tonart kundgiebt.

Wenn man lange eine Uhr bei sich trug, die entweder vor oder nach ging, jedenfalls nicht gleichmäßig mit der öffentlichen Kirchen-, Rathhaus- oder Akademie-Uhr, und man stellt endlich seine Uhr richtig, so kann man's lange noch immer nicht glauben, daß man mit der Welt im Gleichmaß ist, man will zu- oder abrechnen.

Politische Parteien gedenken einander nicht das Gute, aber das Böse.

Ich meine, die seltsame Geschichte in der Bibel, wie der Erzvater Abraham mit Gott feilscht wegen Sodom, ist so zu verstehen: Wenn in einem Gemeinwesen nicht wenigstens einige Männer sind — sei das Gemeinwesen ein bürgerlich praktisches oder ein ideales — die es mit demselben treu und wahrhaftig meinen, so ist sein Bestand unmöglich. Unsere drei großen Kirchen (Judenthum, Katholicismus und Protestantismus) müssen in unserer, von gewissen Erkenntnissen durchsetzten Gesellschaft doch noch Solche haben, die an ihren Glauben glauben, sonst beständen die Kirchen nicht.

Die Freiheiten verhalten sich zur Freiheit wie die Liebschaften zur Liebe. Aber die Liebe als Erzeugnis des Gemüths ist ganz erreichbar, die Freiheit als Ergebnis stets nur zeitweilig bestehender Gesittungsfactoren, kann immer nur eine Seite ihres Wesens entfalten.

Ist eine staatliche und nationale Restitution möglich? Die jüdische Emigration war in Babylon. Dieses Heimweh und ein Ideal dessen, was man in der Heimath wäre, prägte sich in den Gemüthern der Dichter und Propheten aus. Es kam die erste Immigration, sie brachte 70 Jahre nichts zu Stande, und nur die kleinen Leute waren in die Heimath zurückgekehrt, von den Zurückbleibenden gepriesen und ideell beneidet.

Dann kam der zweite Schub unter dem Schriftsteller Esra und seinen Genossen. Die Bestehenden zogen mit. Endlich unter dem Hofmundschenk Nehemia die dritte Immigration, die die Sache fester in die Hand nahm. Aber die natürlichen Parteien zeigten sich: die Alten, die Alles wieder wie vordem hinstellen wollten und keine Neubildung der Geschichte anerkannten, die Freien, die sich mit der zeitgenössischen Bildung einen wollten, und dann die absolut Nationalen. Zuletzt noch die Wahrnehmung, daß das Ideal des Nationalstaates verloren, denn es herrschten

fremde Satrapen im Lande. So wurde dann Alexander begrüßt wie Napoleon in unserer Zeit von Allen, die von ihm die Heilung der Gebresten hofften, und nach seinem Tod, nach Theilung seines Reiches ging Alles aus einander. Eine vollkommene Restauration ist unmöglich in der Geschichte; denn sie hat zwei widerstrebende Principien in sich: das Recht der Geschichte, der Vergangenheit, und will dies doch mit lebendigen Menschen der Gegenwart ausführen, die bei aller historischen Begeisterung doch nothwendig eine neue Constituirung nach dem heutigen Geiste heischen müssen.

Das stellt sich dann als Unversöhnlichkeit der Parteien heraus. Wir würden, falls es versucht würde, an den Polen ganz Aehnliches erleben. Die damalige Emigration in Babylon und die Emigration in Paris hatte ideell wahre Sehnsucht, aber heimgekehrt, treten die Differenzen zwischen Sehnsucht und Wirklichkeit und die Differenz der widerstreitenden Empfindungen der Parteien nothwendig ein.

Die Altgesessenen wünschen bei neuen Einrichtungen des allgemeinen Lebens nicht beunruhigt zu werden. Aber man kann nicht ein neues Stockwerk aufs Haus setzen und den Unterwohnenden Lärm und Staub ersparen.

Der Bauer flickt seine Jacke lieber fort und fort mit Flicken, ehe er sich eine neue machen läßt. Die Façon der alten Jacke ist bezahlt. Und so geht es ihm auch mit vielem Anderen. Man nennt das conservativ.

Es geht ganzen Nationen, wie schwächlich-sanguinischen Menschen. Wenn sie im Unglück in Zuständen, die eigentlich ihrer unwürdig sind, werden sie noch unwürdiger.

Wir wundern uns oft, daß die Bürger im Mittelalter in den schönsten Gegenden sich eng zusammenbauten, wenig von Naturgenuß und schöner Aussicht wollend. Wenn man im Winter auf dem Lande lebt, lernt man das verstehen und rechtfertigen; das Windeswehen in den frei gestellten Häusern, diese Beschwerniß der Heimkehr und des Menschenverkehrs überhaupt; — nur wenn die Häuser nahe zusammengestellt sind, scheint es warm und ist es warm. Und vor Allem in vergangenen Zeiten hatte man nicht Sommerkleider und Sommerwohnung. Man wohnte da für's ganze Jahr, und der Winter ist die Hauptwohnzeit.

Die politische Klugheit ist wie der Straßenbau. Du kannst bei Anlegung der Straße nicht geraden Wegs um den Berg, du mußt am Berge zickzack vor- und rückwärts mit mäßiger Steigung.

Die Menschen mit der Liebe zu den romantischen Volkstrachten vergessen, daß auch die Häuser zur Volkstracht gehören und auch diese anders geworden sind und werden müssen. Man kann jetzt keine Häuser mehr aus lauter Holzstämmen bauen; was früher das Billigste war, ist jetzt theuer.

Sobald Fabriken sind und bestehen müssen, hört die Volkstracht auf. Baumwolle und Kartoffel sind eingeführt und Bedürfniß geworden.

Die Volksverachtung ist der Schlüssel zu Tyrannendienst und selbstgefälligem Egoismus.

Noch jeder Abtrünnige von der Sache der Freiheit hat sein Thun mit Volksverachtung beschönigt.

Es erscheint als Hochmuth, sich nicht an dem politischen Leben seines Volkes und seiner Zeit zu betheiligen; näher besehen ist es aber nur Kleinmuth.

Die Fürsten, die Genie's, machen das Gold nicht, — die Gedanken, die führenden Ideen — aber sie prägen das Gold und bestimmen seinen Umlauf im Weltverkehr.

„Ich bin es müde über Sklaven zu herrschen!" soll Friedrich der Große am Ende seiner Tage ausgerufen haben. Er konnte mit dem Wort „Sklave" nur die Menschen meinen, die Unterthanen der Tradition sind und sich nicht zu Neubildungen stimmen lassen.

„Wenn Goethe, wenn Friedrich II. heute oder da und da lebte!" Das ist eine der nichtssagenden Phrasen. Goethe hätte zur Zeit des Gaslichtes anders erfunden und gebildet, Friedrich zur Zeit der gezogenen Kanonen und Telegraphen anders organisirt. Jeder Mensch wird auch durch seine Zeit organisirt und könnte nie zu einer andern Zeit derselbe sein.

In unserem Jahrhundert der Eisenbahnen ist die Zeit auch in der Völkergeschichte im Preise und Werthe gestiegen.

Du bist auf einem Bahnzug, er hält still. Alles ist ruhig, regungslos. Das Signal erschallt, da geht es wie ein ächzendes sich Zusammennehmen durch die Riesenglieder des langen Körpers. Die schlaffen Hebeketten werden angezogen, die Räder fangen an zu rollen. Bald ist jene erste mühselige Hebung vorbei, glatt und taktmäßig geht es dahin.

Ganz ähnlich ist es auch bei großen Geschichtswendungen, wenn es nach Stillstand wieder zur Bewegung anhebt.

Bei Völkern und in Städten, wo der Strom des Lebens so laut und lärmend ist, gewöhnt man sich leicht an's Schreien, an den Reklamen-Ton, um gehört zu werden.

Die gemeinen Tagjäger auf der Börse sind wieder ganz wie die Wilden. Cultur unterscheidet sich von der Wildheit dadurch, daß man dort arbeitet, vorbereitet, erntet; der Wilde sucht nur das Gewachsene, Gewordene ohne sein Zuthun, eine Frucht oder ein Thier; findet er nichts, so hungert er. Aehnlich der Tagjäger auf der Börse. Wo die Arbeit nicht ist, beginnt die Wildheit oder ist immer gewesen.

Die Uniform hält straff und aufrecht, macht jung, nöthigt zum Zusammenhalt. Militärs, die ihren Abschied nehmen, sinken plötzlich zusammen, werden alt, bequem, gebrechlich.

Die Statistik sollte für die Bewegung der Erdkräfte, der Menschenthätigkeit und Hervorbringung das werden können, was die Astronomie für die Bewegung der Himmelskörper. Aber die Thatsachen des Lebens sind immer von Momenten begleitet, die sich mathematisch nicht fixiren lassen.

Die griechischen Tempel, die Dome, die Eisenbahnen sind von Männern gebaut, nicht von Frauen.

Der Assessor verzinst sich zu 2 Procent, wenn man die Kosten seiner Aufzucht zusammenstellt, bis ein Erträgniß herauskommt. Seltsames und erschreckendes Wort! Aber es giebt eine Anschauungsweise, die die Welt von dieser Seite nehmen muß, und sie ist eine kosmisch objektive aus jener Betrachtungsweise, die nach Spinoza's Vorgang die Menschen und ihre Affekte betrachtet, als ob von Zahlen und Linien die Rede wäre. Das scheint ungemüthlich, herzlos, scheint es aber nur; denn das Leben ist nicht nur ein Leben des Gemüths, und wer ein Pflanzensystem, die Vogelwelt zu ordnen und zu gestalten hat, kann sich nicht beim Duft der Blumen, beim Gesang der Vögel aufhalten; er läugnet und vernichtet sie mit Aufstellung seines Systems keineswegs, sie sind nur jetzt nicht Gegenstand seiner Betrachtung und können es nicht sein.

Jedesmal nach Regen und Gewitter arbeitet der Bauer emsig in seiner Wiese, um den von den Bergen herabgeschwemmten Schutt und das Geröll hinwegzuräumen und den Weg wieder zu ordnen. Er kann sich nicht dazu entschließen, dem wilden Wasser ein Bett zu graben, das ihm den rechten Weg giebt. In ruhigen Zeiten scheint das ja nicht nöthig und der leere Graben unnütz. Es geht auch vielen Staatsweisen so.

Auf dem Baum, in dessen Schatten der Wegknecht die Steine zerschellt, schmettert der Zink lustig in den Frühlingshimmel hinein. Der Steinklopfer achtet nicht auf den Vogelsang. Und das mag gut sein; sonst würde er ihn vermissen, wenn er verstummt ist, und würde nicht so geduldig in Hitze und Kälte seine Arbeit vollführen.

Wenn der Bauer beginnt den blauen Kittel zu tragen, beginnt sein Verfall. Zuerst trägt er ihn zur Schonung der guten, später zur Verdeckung der schlechten Kleider.

Das Wort: „dem Glücklichen schlägt keine Stunde“ gilt nicht blos von Liebenden, sondern noch mehr von Unabhängigen, Amtlosen. Der Fabrikarbeiter erscheint gebundener, unfreier als der Bauernknecht, weil er streng an die Stunde gebunden und ihm nicht wie dem Bauernknecht freie Bewegung in der Zeit und im Raume gegeben ist.

Im Fabrikarbeiter, — oder wie man heute kurzweg sagt, im Arbeiter — ist die Phantasie weit thätiger, als die Vernunft. Man kann tagelang am Schraubstock, an der Hobelbank Allerlei sich ausphantasiren, aber sehr schwer klare, ruhige Gedanken bilden, den Geist schärfen. Daher kommt es auch, daß die Demagogen so leicht die Arbeitermasse mit Vorspiegelungen erhitzen und aufhetzen können, die die bereits erregte und leicht bewegte Phantasie mit utopischen Vorstellungen auf ein Jenseits der jetzigen Zustände und natürlich auf ein paradiesisches hinlenken.

Schwer aber ist, in klarem Denken deutlich zu machen, daß es kein ökonomisches Jenseits giebt, kein plötzliches Versetztwerden in einen andern Zustand, sondern nur stille allmälige Gestaltung besserer Verhältnisse in treuer Ausdauer und Umsicht.

Jeder Kämpfende ist eine Kraft für sich, aber erst die Fahne des gemeinsamen Gedankens macht die tausend Leben zu einem einzigen, und die siegreiche Fahne ist die Liebe zum Führer.

Wie aus der Zelle sich der Organismus bildet, so auch im großen Ganzen des Staats- und Gesellschaftslebens. Bilde zuerst die Zelle aus, den kleinen bemessenen Kreis, dann bilden sich andere dran fest und Alles wird zum lebendigen Ganzen.

Tausende singen ein Schlachtlied, nur Einer hat es gesetzt, die Tausende singen es aus ihrem Fühlen und singen sich das Fühlen des Dichters in die Seele.

Das Volksleben gleicht dem gesunden Walde, es können viel Waldfrevler darin wirthschaften, da und dort stehlen; den Wald verderben können sie nicht, da ist Alles derb und nicht so leicht verletzlich.

Nichts ist gefährlicher, als in das Volk das dialektisch Brüchige, die verklausulirten Halbwahrheiten zu bringen. „Wenn“ und „Aber“ anhängen, eröffnet der Sophistik diesseits und jenseits Thür und Thor, Alles wird haltlos. Es muß Alles so gesagt und gehalten werden können, daß es sich gleichsam mit den vier Species rechnen läßt.

Es ist ein schlimmes Unterfangen, glücklicher Weise aber gelingt es nicht, den Wald des Volksgemüths ganz abzuholzen. Gelänge es, würden Gewitter und Schneerutschen allen Humus abflößen und nur nacktes Geröll übrig lassen.

Es ist nicht Abfall von der demokratischen Anschauung oder Verzweiflung an derselben, wenn wir uns zu der Wahrnehmung bekennen, daß nicht der Massengeist als solcher die geschichtlichen Wendungen bewirkt, sondern daß diese von großartigen Persönlichkeiten bewirkt werden. Die Personwerdung des Gemeingeistes ist nur ein Zusammenschluß der elementarisch umschwebenden Kräfte.

Das Selbstgefühl stammt aus Zeit- und Volksgefühl und bildet wieder dasselbe. Das Gesammtleben des Volkes erzeugt die Luft, in welcher einzelne reine begabte Geister gedeihen und die in dieser Luft liegende Aenderungsnothwendigkeit erkennen, formuliren und aussprechen. Diese sind selten auch diejenigen, die solche Aenderung selber vollziehen. Die Vollstrecker sind meist rücksichtslose, thatkräftige, ja sogar gewaltthätige Menschen.

Der Schulzwang oder besser die allgemeine Schulpflicht ist das Neue, das unser modernes Leben vor aller geschichtlichen Vergangenheit auszeichnet. Durch die allgemeine Schulpflicht wird der Staat zum Culturstaat und es ist unstatthaft, den Staat fernerhin als profan zu bezeichnen; denn er hat die Aufgabe, ein elementares Maß von Erkenntniß zu setzen, die die grundlegende Einheitlichkeit der nationalen Bildung ausmacht. Nothwendige Folge der Schulpflicht ist die Unentgeltlichkeit des allgemeinen Schulunterrichts, der ein Wissen zum Lebenselement gestaltet. Und die weitere Folge ist, da der Staat Culturträger, Befreiung der Schule von der beschränkenden Herrschaft der Cultusbesonderheiten.

Das Herz für das Volk! Es steht in Gefahr verkehrt, verbittert zu werden. Wir haben redlich gearbeitet, den Begriffsvorrath der gebildeten Welt hinauszutragen in die großen Massen. Und nun hat es den Anschein, als ob diese Bildung sich gegen allen Bestand der Sittlichkeit und Cultur wende. Noch vor wenigen Jahrzehnten war es Aufgabe des öffentlichen Worts, in jeder Weise darzuthun, wie auch im Ungebildeten und Besitzlosen die höheren Antriebe der reinen Psyche walten, die die Gleichheit der Menschen bedingen. Nun ist es fast so weit gekommen, daß man zu beweisen hätte, wie auch Gebildete und Besitzende von den sittlichen Mächten geleitet sind. Die gewissenlose Verführung will mit Brandreden einen verwüstenden Classenhaß anfachen, alles Rechts- und Pflichtgefühl zerstören und nur die Leidenschaft anrufen. Da will Verdrossenheit, Mißmuth, Verachtung die Seele des Menschenfreundes verbittern und bestimmt, die große Masse ihrem Schicksale, den Verführern und Schmeichlern zu überlassen. So wenig aber Undank eines Einzelnen, so wenig auch darf die Verkehrtheit großer Massen dir dein thätiges Wohlwollen rauben. Der wilde Aufschuß der in die weitesten Kreise eingedrungenen Bildungsstoffe wird sich, freilich nach bitteren und harten Erfahrungen auf beiden Seiten, geregelt fruchtbar organisiren.

Wissenschaft, Wehrkraft, Wahlrecht, das sind die drei Grundpfeiler des modernen freien Staates. Der Mensch, der sein inneres und persönliches Leben frei ordnet, der Mann, der die Gesammtheit schützt und vertheidigt und an der Feststellung der Gesetze, denen er unterworfen ist, Theil nimmt, bildet sich aus ihnen.

Von der Kunst.

Wer irgend etwas schafft, bildet und gestaltet, erkennt dessen Unzulänglichkeit; das Gewordene ist weit hinter der innerlich gefaßten Idee zurückgeblieben. Nur vom unendlichen Geiste kann es dem Geschaffenen gegenüber heißen: Und er sah, daß es gut war.

„Der Dichtung Schleier aus der Hand der Wahrheit" heißt es in Goethe's Zueignung. Hier ist der Zusammenschluß der Erkenntnisformen und Momente dessen gegeben, was man realistische Dichtung nennt. Wunderbar ist es, daß sich mit jenen Worten für Goethe auch bereits der Titel seiner Lebensgeschichte ergab.

Warum in der Kunst mehr Ernstes, Trauriges, als Heiteres, Lustiges ist? Die Freude ist ein Moment, kurz; der Schmerz lang und vielfältig. Die Freude ist Erfüllung, der Schmerz ist Verlangen.

Selbst in der Production der Kunst liegt das oft verhüllte, aber doch tiefbewegte schmerzhafte Verlangen nach reinem Ausgleich des Daseins.

Die dichterische Ausführung und Offenlegung der im Innern ruhenden Empfindung gleicht der im Lichte sich ausbreitenden Krone des Baumes, der die parallelen Auszweigungen hat zu der im Grunde ruhenden Wurzel.

In der Wahrnehmung des wirklichen Lebens sind alle oder doch mehrere Sinne affizirt. Die Aufnahme in die Kunst löst die Thatsache für einen einzelnen Sinn ab und giebt in diesem einzelnen die Verstärkung seiner Kraft. Schon hierin liegt die Idealisirung.

Nur das ist lebend, was in ebenmäßiger Vertheilung des Gewichtes sich selber trägt. Das gilt nicht nur vom Naturwesen, sondern auch vom in sich beschlossenen Kunstwerke.

Das Ewige in der Kunst ist mit Zeitlichem legirt. Was kann es scheinbar Zeitloseres geben als die Musik, und welches Thema stündiger als die Jahreszeiten? Und doch steht in der Composition Haydn's die zeitliche Fassung ähnlich wie in Lessings Nathan der Weise klar zu Tage.

Das Werk Haydn's ist aus der idyllischen Stimmung, das Lessings aus der polemischen und humanistischen hervorgegangen. Keiner andern Zeit, vor Allem aber der gegenwärtigen nicht, wäre solches möglich.

Bei dieser Legirung mit dem Zeitlichen beharrt aber auch das Ewige.

Was in der Wirklichkeit der Natur einander feindlich und ausschließend ist, wird in der Kunst zur Harmonie wie Licht und Schatten, und der echte Künstler muß es verstehen, noch die Transparenz der Erscheinung in den Schattenpartieen aufzuzeigen.

In der Natur ist scheinbar jedes Ding für sich da, und doch ist es nur durch ein Anderes und für ein Anderes, von Fremdem bestimmt und Fremdes bestimmend, so auch muß es in der Kunst sein (in der figurenreichen). Wo in einem gegliederten Kunstwerke etwas für sich allein gelten will, oder auch abgelöst werden kann von Einwirkung des Anderen und auf Andere, da wird es auch an sich überflüssig und ungehörig erscheinen.

Es giebt in der Dichtkunst Hochpunkte, die auf der Schwelle des Daseins liegen, da, wo dies in die Unendlichkeit übergeht, die sich gar nicht mehr im artikulirten Laut, auch ja nicht im Naturlaut ausdrücken lassen; Action ist da Alles, und hier ist auch der Punkt, wo die Musik eingreift. Die Dichtkunst hat nur die Momente vor und nach jenen höchsten Momenten, die Musik, weil ganz vom Leben entfernt und keinen Parallelanspruch machend, kann da herein und ist da erst recht heimisch.

Der Kuß der Liebe, der erste Blick der Mutter auf das Kind, der letzte Athem, es ist Alles stumm und Moment, die Kunst giebt ihm Wort, die Musik noch mehr in vielfältigem unfaßbarem Tone, und der Moment weitet sich aus und ragt in die Unendlichkeit.

Die Musik kann in Ausrufung eines Eigennamens — wie Pylades in Glucks Iphigenie, Leonore und Florestan im Fidelio — eine gedrängte Fülle gleichzeitiger Empfindungen legen, die das Wort nur schwer und nach einander und eben dadurch zertheilt ausdrücken könnte.

Das Beste und Bleibende in jedem Kunstwerke, dem gemalten, gemeißelten und geschriebenen ist das, daß die Liebe des Künstlers zu seinen Gestaltungen uns daraus anmuthe. Die fleißigste, sauberste Ausführung ohne Liebe bleibt hohl und äußerlich, mechanisch gemacht, nicht organisch geschaffen. Die kalte nüchterne Objectivität, die verlangt wird, darf nur ein Moment im Prozesse der Production sein; die Composition kann und soll mit kalter, wenn man will, mathematischer Betrachtung gestellt und gruppirt sein, dann aber muß die Liebe zu jeder Einzelgestaltung wieder den Bildner durchdringen und aus ihr das ganze Kunstwerk. Das allein giebt Seele, mit allem anderen kann man Geist geben, gerundete Technik erlangen, aber das eigentlich Seelenathmende fehlt. Diese Liebe des Schaffenden ist nicht wortreicher Enthusiasmus, es ist das stille glückselige Genügen, das Entzücken vor sich selbst.

Den abstracten Gedanken aus dem Kunstwerk destilliren, heißt Branntwein aus Korn und Rosenöl aus Rosen machen.

Für den Geschmacksinn ist nur das vorhanden, was gelöst oder löslich ist, und so ist die Kunst die Flüssigmachung des starr Thatsächlichen.

Der echte Philosoph will nichts Zeitliches, nichts Persönliches; er will nur die ewige Idee. Das Leben der Menschen, ihre Tugend und ihr Laster, ihr Glück und Unglück, ja sogar sein eigenes Leben in Fähigkeit und Schicksal ist ihm reiner interesseloser Gegenstand der Ideenerkenntniß. Aehnlich der Musiker, der die reinen, typischen Empfindungen zum Ausdruck bringt.

Anders aber der Dichter, der Idee und Empfindung nur in den zeitlichen und persönlichen Erscheinungen zur Darstellung bringen kann.

Das Genie bewahrt die Naivität, es sieht die Welt stets mit dem Auge eines Kindes und zugleich mit der Erkenntnißreife eines Mannes.

Das verborgenste Geheimniß der Psychologie ist die poetische Production. Die Momente des freien Willens und der Nothwendigkeit fließen da so ununterscheidbar durcheinander, daß jede Abtrennung, wie sie die Psychologie haben muß, immer nur die Hälfte giebt.

Demuth ist eine moralische, aber keine dichterische Kraft.

Alles dichterische Schaffen beruht auf Selbstvertrauen, Selbstgefühl; die Grenze, wo dies zum klaren Selbstbewußtsein wird, ist fein, und ist sie überschritten, so wird kahles Reflektiren daraus.

Demuth kann nicht Motiv zum dichterischen Ausdruck ihrer Empfindung werden. Der religiöse Dichter, der die Demuth zum Ausdruck bringt, entfernt sich von derselben, indem er tiefinnerlich von dem Selbstgefühl geleitet ist, daß in seiner Kundgebung eine Besonderheit liege, die ihn zu neuer Formgebung berechtige.

Mir sagte einmal ein Dichter: in der vollen Schaffensfreude liegt die höchste Befriedigung des guten Gewissens.

Derselbe Dichter sagte mir: Wenn ich Shakespeare gelesen oder gehört habe, fühle ich mich tief niedergedrückt, und Alles, was ich gestalten will, erscheint mir so kleinlich und nicht des Aufzeichnens werth. Wenn ich Goethe gelesen habe, fühle ich mich erfrischt und ermuthigt; ich sage mir: du bist weit entfernt, ein Gleiches erreichen zu können, wie er; aber du bildest eben das in deine Natur Gelegte aus, wie auch der Meister gethan. Neben der Eiche kann auch eine gerechte Haselstaude wachsen.

Woher dies kommen mag? Wohl daher, weil Goethe als große aber doch bemessene Persönlichkeit erscheint, Shakespeare dagegen unpersönlich und allgewaltig.

Dichtung Selbstgefühl? Das ist so zu verstehen. Der Philosoph, der Naturforscher kann ein äußeres Maß, mathematischer Beweise zur Erhärtung anlegen, der Dichter nicht. Es steht Alles in ihm und in so weit seine Natur dem Allgemeinen zustimmt, ist Wahrheit in seinem Werke.

Ein Dichter, der aus den Gestalten seiner Phantasie heraus in ihnen lebend denkt und empfindet, gleicht dem Wahnsinnigen, der sich einbildet ein König, ein Holzknecht, eine Prinzessin, ein General zu sein; aber der Dichter kehrt aus der Versetzung in fremdes Leben wieder zu seinem Selbst zurück; seine Seele ist ein eherner Spiegel, in dem sich eine Weile das Bild der Phantasie in seiner ganzen Lebensfülle darstellte, aber der Spiegel hält es nicht fest.

Raphael konnte nur so rein das Schöne schaffen, weil er in einem schönheitsvollen, das Schöne empfindenden Volk und Zeitalter lebte. Das Genie ist nur die Culmination seines Volkes, seiner Zeit. Die Volksbildung wird nicht nur vom Genie bestimmt, das Genie wird auch von der allgemeinen Volksbildung bedingt. Es kann keine einzelne Alpenhöhe geben, der Monte Rosa wächst aus der Alpenkette heraus.

Es liegt ein eigener Zauber in dem Blicke, mit dem ein Künstler sein sich vollendendes Bild betrachtet. Der Genius aus ihm lächelt und ist kindlich froh.

Nur die Liebe kann erziehen, wie nur die Liebe schafft und bildet. Ein Künstler, der seinen Beruf, seine Arbeit nicht liebt, kann nichts gestalten.

Es liegt ein wunderbares Wohlgefühl im vollen Ausströmen seiner innersten Gedanken, es ist wie ein Rollen des eigenen Seins auf unsichtbarer Tragkraft.

Entweder man kann fliegen oder man kann es nicht. Durch Fleiß läßt sich die Fähigkeit zu fliegen, nicht erwerben. Allerdings verlangt die organische Ausgestaltung eines Kunstwerkes Fleiß, redliche und unablässige Uebung, aber die eigentliche erste Kraft ist Naturgabe.

Der Dichter hat die Kraft zu gehen, aber auch die zu fliegen und das löst im Verkehr mit ihm unversehens die Schrittmäßigkeit auf.

Die Dichterkraft ist wie der Magnet, sie darf nicht ruhen, sonst hört sie auf; je öfter zur Anziehungskraft herausgefordert, um so stärker wird sie in sich.

„Uebung macht den Meister" gilt von allem Lernbaren, Handwerksmäßigen, nicht aber von der angeborenen künstlerischen Kraft. Strenge Schulung erhöht sie, ihr Wesen aber muß eingeboren sein. Man kann von Anderen lernen, aber nur aus sich selbst bilden.

Entwicklung, Fortbildung ist der Gegensatz der Manier. So lange ein Künstler sich entwickelt, neuen Inhalt bringt und neue Formgebung, hat er keine Manier, oder sie erscheint vielmehr nur als Individualität. Ist die Entwicklung abgeschlossen und er arbeitet mit der errungenen Technik weiter, so beginnt die Zeit der Manier.

Wie die Bildung der Erde mehrere Uebergangsstufen hatte, bevor sie zur jetzigen Gestalt gelangte, so geht es auch bei Bildung eines Kunstwerkes, namentlich der Dichtung, es hat im eigenen Geiste oder äußerlich untergegangene Formationen zu seiner Voraussetzung und damit eine höhere Ständigkeit. Die Werke des sogenannten ersten Wurfes sind selten in der Welt.

Auch im gewöhnlichen Leben ist es wie in der Dichtung. Das, was du von Anderen zu erwarten hast, ist eben weil es von Anderen kommt anders als du erwartet hast und darum überraschend.

Der Tonkünstler übt sein Ohr und wird für die feinsten Unterschiede und Uebergänge empfänglich. Der Dichter übt beständig sein Gefühlsvermögen und wird ebenso empfindlich für die leisesten Anregungen. Diese höhere Erregbarkeit kann dort wie hier krankhaft werden; nur erscheint eine Krankhaftigkeit des Dichters offenkundiger, weil er die Feinheit seiner in der Phantasie ausgebildeten Seelenzustände auf das Leben überträgt.

Unglücklich ist der Mensch, der immer von Anderen verstanden, ja sogar errathen sein will in seiner Empfindungsweise und seinen Strebungen. Da tritt die Empfindlichkeit, Selbstvergrämung, Isolirungssucht bei allem nicht zu stillenden Verlangen nach liebendem Anschluß ein.

Menschen von idealem Beruf, namentlich Dichter, kommen leicht in diese Gemüthssphäre, und aus ihr stammen bei sich aufraffendem Naturell, dem die Melodik des Ausdrucks zu Gebote steht, die zartesten lyrischen Gedichte, über denen ein leiser Hauch edelster Melancholie ruht.

Vermag aber der so Bewegte sich nicht zu erlösen, so verfällt er leicht einer tiefen oder gar sinnverwirrenden Schwermuth.

Es läßt sich nun einmal nicht machen, Ziergarten und Nutzgarten lassen sich nicht mit einander verbinden. Die gefüllte Rose trägt keine Hagebutte und die Kartoffel wird nun und nimmer eine Zierpflanze. Es geht auch in der Kunst so: Das, was um einer Tendenz willen, zu einer Frucht da ist, hat die Schönheit nicht in sich, sondern in etwas Jenseitigem, Draußenliegendem, in Resultaten, die gleich der Kartoffel in der Erde wachsen; das Kraut ist nur für die Kartoffel. Aber Blumen sind Blumen und sollen es sein, sie haben nichts Eßbares, sie blühen und duften: das ist genug.

Wenn man zum Kriege drei Dinge braucht: Geld, Geld und Geld, so brauchen die Künste des Friedens, vor Allem die dichterische Gestaltung auch drei Dinge: Ruhe, Ruhe und Ruhe.

Nur thätige, ich möchte sagen, soldatische Naturen können die Morgenreveille ertragen, dichterisch-träumerische nicht.

Die Poesie kann nur in Zeiten der Ruhe gedeihen und aufgenommen werden. Während es Sturm läutet, hört man keine Stundenglocke schlagen.

„Wer weiß, ob jener Dichter, Künstler so Großes geschaffen hätte, wenn ihn nicht die Noth des Lebens bedrängt hätte“ — sagt die bequeme Philisterei. Die Noth aber kann die moralische Kraft erhöhen, nicht die künstlerische, diese bedarf der Freiheit, ja sie ist diese selbst.

Lessings Nathan ist nicht aus Noth, sondern trotz der Noth gedichtet, und wer kann bestimmen, wie dieser Kampf die Lebenskraft des Dichters untergraben.

Es ist leicht gesagt: Du hast deine Geisteskraft, mache jetzt etwas Anderes, wenn du nicht produciren kannst. Aber das Wasser, mit dem man die Wiese wässert, sammelt sich nicht zum Bach, um eine Mühle zu treiben. Freilich könnte das Wasser noch mehr als eine Mühle treiben, aber in der Menschenwelt wie in der Natur kommt kein Einzelnes zu seiner allseitigen Wirkung.

Eine Künstlernatur ist am schwersten zu ändern, weil sie sich und aus sich selber schafft und modelt, weil sie mit Aufgeben und Aendern individueller Besonderheiten auch ihren allgemeinen Beruf zu ändern hätte; darum ist hier so viel Gegenkampf und Unnachgiebigkeit. Das Subjektive ist hier das Stärkere. Ein Arzt, Richter bleibt was er ist, wenn er das und das ablegt. Der Künstler, dessen Beruf seine Persönlichkeit ausmacht oder in sich schließt, hat Alles zusammenwachsen lassen, unzersplitterbar.

Der einsam Aufnehmende ist ein Anderer als der gemeinsam Aufnehmende. Wie ihn das Daneben störend durchkreuzen kann, so kann es ihn auch heben und berichtigen. Im Theater bildet sich eine Gesellschaftsstimmung, der nur die entgehen, die nach einem inneren Marsch marschiren und nicht nach äußerlich gehörter Musik.

Ein Dichter muß wissen, was er will; er muß aber auch wissen, oder — wie man es nennt — unbewußt empfinden, was die Andern wollen können, und schließlich muß er ihnen geben, was sie wollen sollen und müssen.

Wer nur weiß, was er selber will, wer aus einer isolirten Stimmung herausempfindet, strebt, handelt, kommt leicht in das Schrullenhafte und wird — wie man's nennt — ein verkanntes Genie.

Die Consonanz des Individuums und des Nationalgeistes, Zeitgeistes, Weltgeistes, das ist nicht durch Fleiß, durch Beharrlichkeit und alle sogenannten spontanen Tugenden zu erreichen; das ist eben eine Gabe Gottes, das Genie. Ist die Thatsache des Geistes gesetzt, dann müssen die Tugenden der Willenskraft geübt werden, wach sein, beharrlich und vor Allem leidenschaftslos; denn vom Leidenschaftlichen gilt: er weiß nicht, was er will d. h. er weiß es jetzt nicht, er wußte es in nüchterner Stunde. Die Leidenschaft hat eine Klarheit des Geistes von gestern oft zum Hintergrund; aber im Moment der Leidenschaftlichkeit, in den Mitteln, im verlangten Maße weiß sie nicht, was sie will und noch weniger was die Anderen wollen.

Nach den Gesetzen des Fortschritts und der Entwicklung weiter gehen auf dem betretenen Wege, das ist der praktische Verlauf; der geniale eröffnet neue Wege. Das Genie ist nicht ein Wunder, aber es erscheint als solches; der naturgeschichtliche Verlauf gipfelt unversehens in einem Ergebniß, das überraschend die vorhandenen Entwicklungsmomente zu einem ungeahnten zusammenfaßt.

Der Ordnungstrieb ist ein Grundzug des Menschengeistes, der in der Wissenschaft als logische Folge und System, in der Kunst als Proportion und Harmonie erscheint. Der Künstler muß verworrene Bewegungen und Tumulte geordnet und in bestimmten Articulationen geben, unklare Empfindungen klar darlegen; verfällt er in das Pathos des Objekts, wird selbst unklar, tumultuarisch, verworren, so hört er auf Künstler zu sein. „Nüchtern die Trunkenheit zu singen“ heischt schon Anacreon.

Die Bibel und die antiken Bildwerke sind verstümmelt auf uns gekommen. Und doch wie groß und schön!

Moses in der Bibel ist eine Heldengestalt, mit der sich nicht leicht eine andere messen kann, vielmehr ist er das Maß; denn wo fände sich ein Gleicher, der nicht nur der Befreier, sondern auch der Gesetzgeber war, ein Held und ein Erzieher. Und dichterisch schöner könnte kein Dichter seinen Helden sterben lassen, er hat Alles ideell vorbereitet, aber selber konkret gestalten durfte er nicht mehr, er stirbt das Land schauend, und vielleicht wäre er auch zu weich zum Vertilgungskrieg gewesen, er hat ihn zwar befohlen, aber wer kann sagen, daß er ihn ausgeführt hätte? Dazu taugte Josua der Soldat.

Es liegt eine Gefahr für die moderne Dichtkunst in der Auflösung der Staffage als solche. Die feste Perspective geht damit verloren. Es muß Figuren ohne Action geben, die nur den Maßstab der Aufnahme bezeichnen, weiter nichts.

Die Auflösung der Gesammtrepräsentation, des Chors in Individuen, bringt eben dahin, daß man den Wald vor lauter Bäumen nicht mehr sieht.

Der Chor in den alten Tragödien ist nicht nur der Menschenwald, aus welchem widerhallt, was man hinein ruft, er ist auch ein selbstredender, als Gesammtheit empfindender Menschenwald.

In der Dichtkunst ist die Leidenschaft am sichersten allgemein wirkend. Bei großer Hitze und großer Kälte sprechen die Menschen davon und sind gleicher Empfindung sicher, von mittlerer Temperatur spricht man nicht und weiß man nicht. Das Idyll ist darum auch das schwierigste, weil es sich ständig in mittlerer Temperatur hält.

Die moderne Menschheit dichtet in der Musik die Märchenkraft des Menschengemüths aus, die das Alterthum im Mythus gestaltete. Die Musik giebt Stimmungen und Situationen über alles greifbare und sichtbare Dasein hinaus und läßt uns wach träumen.

Jede Dichtung muß in ihrem innersten Kern von einem fremden Volk verstanden und nachempfunden werden können. Darum muß auch der Patriotismus in einer allgemein menschlichen Geltung erscheinen. Ist das nicht, bedarf die Nachempfindung der ausschließlichen Zugehörigkeit zum bezeichneten Vaterlande, so mag solch eine Dichtung politisch bedeutungsvoll sein, künstlerisch bleibt sie mangelhaft.

Was ein Mensch nicht sagt, ist oft viel charakteristischer, als was er sagt, aber das Nichtgesagte läßt sich schwer ermitteln. Bei einem Schriftsteller aber läßt sich ganz gut ausfindig machen, was er bei dieser und jener Situation hätte sagen können und nicht kundgab.

Die sittliche Idee in einer Dichtung ist etwas ganz Anderes als Tendenz. Eben Dichter, denen es an sittlicher Schwere fehlt, suchen sich mit der Tendenz zu helfen, es hilft aber nur eine Weile, bis die Tendenz so oder so Faktum geworden. Die sittliche Idee eines Kunstwerkes ist die Seele dieses selbst, und diese giebt Zeugniß von der Seele des Schaffenden.

Kann man Alles karikiren? Ich glaube, das einfach Große läßt sich nicht karikiren, nur das Complicirte in Erscheinung und Wesen.

Von Goethe und Raphael läßt sich keine Karikatur denken.

Auch das Schöne ist wahr, nicht blos das Unschöne. Das gilt für die sogenannten getreuen Realisten.

Epigone! Das ist nichts als ein Wort des Katzenjammers. Sind die Griechen Epigonen der Aegypter, die Römer Epigonen der Griechen und so fort durch alle Zeiten? Der Lebende hat Recht, sagt das Dichterwort, und alles Lebende ist ein Werdendes, Neues.

In allen Gestalten des Dichters, so vielfältig sie erscheinen, sieht man doch dasselbe Auge des Dichters, das sie erschaute.

Das normale oder normgebende Genie hat mit dem anormalen, das als Wahnsinn erscheint, das gemein, daß es genetisch nicht nachweisbar sondern meteorartig erscheint.

Noch nie hat ein Genius — selbst ein Goethe in so langem stetigem Arbeitsleben — sein Alles und Letztes ausgegeben, es bleibt ein Unausgesprochenes, das mit ihm stirbt, und all sein Singen und Sagen war nur der Versuch, dies Letzte kund zu geben.

Goethe's Werke sind Emanationen seiner persönlichen Entwicklung und aus dieser tiefer verständlich. Aber sie sind nicht an seine Persönlichkeit gebunden, vielmehr von dieser abgelöst und zum freien Selbstleben erlöst.

Jede Schrift Goethe's ist subjektiv, aber keine persönlich. Erst alle zusammen repräsentiren seine Persönlichkeit. Das ist nicht antithetische Spielerei, sondern ich verstehe es so: Goethe gab jeweilig den vollen abgeklärten Inhalt seiner Stimmung. — Thut das aber nicht jeder Dichter? Freilich, aber nicht bei jedem zeigen sich so die Zubildungen, die Jahresringe der Entwicklung, die den Stamm des Baumes formiren, wie bei Goethe.

An psychologisch und logisch gerade sich entwickelnden Dichternaturen läßt sich die Nothwendigkeit ihres Seins schon daran erkennen, daß sich kein Werk von ihnen chronologisch versetzen läßt. Werther ist vor Iphigenie, die Räuber vor Carlos gar nicht hin und her zu schieben. Die Kunstmacher dagegen, die Problemjäger ohne subjektiven Trieb, haben und geben keine Entwicklung, kein aus der Empfindung angefachtes und anfachendes Wangenglühen, bleiben und lassen kalt.

Goethe will nie schön sein, er strebt nach keinerlei Aufputz, er will nur rein und wahr sein, denn er ist von Natur schön.

Die Philosophie entspricht dem Ausbau dichterischen Empfindens; zum Unterbau giebt das konkrete Leben festen Halt. Auch hierin ist Goethe wiederum Muster. Die beiden Männer, die am mächtigsten auf sein Naturell einwirkten, sind Justus Möser und Spinoza; jener in der Jugend, dieser im vorgerückten Lebensalter.

Goethe fühlte sich im eigentlichen Sinne des Wortes als der Zeitgenosse aller Zeiten.

Ausdehnung und Denken, die Spinoza als die beiden Erscheinungsweisen einer und derselben Substanz bezeichnet, diese Auseinanderlegung des Einheitlichen zeigt sich uns in den Einzelerscheinungen: in der Elektricität als positiver und negativer Pol, in der mathematischen Anschauung als Plus und Minus, in der Ethik als Egoismus und Mitleid.

Auch ästhetisch ist das Gleiche erkennbar. Die Substanz Goethe's zerlegt sich in seinen Gestaltungen wesentlich in die beiden in ihm ruhenden Grundmächte absoluter Hingebung und zurückhaltender Besonnenheit. Das variirt sich von Werther und dem gedachten Freunde, an den die Briefe gerichtet sind, durch Tasso und Antonio, Egmont und Oranien bis hinauf zu Faust und Mephisto.

Goethe behandelt viele Nebenfiguren blos als Requisit, das keinen Anspruch auf Charakteristik und individuelles Leben hat. Es ist ein naturgemäses demokratisches Princip der neuen Zeit, dass dies anders geworden.

In den dichterischen Gebilden Goethe's erquickt und die Verbindung von warmer Empfindung und Gelassenheit, wie Feuer und Blume des Weines. Erst aus seinen Briefen sehen wir, daß seine Gelassenheit eine durch Willenskraft erworbene Tugend war.

Goethe hat die naivsten Gestalten, d. h. solche, die aus der Gebundenheit ihrer Natur handeln ohne dialektische Vermittlung. Man erkennt am schnellsten wie grundmäßig naiv Gestalten wie Gretchen und Clärchen sind, wenn man sich fragt, ob sie eine Spur von dem haben, was man Backfischwesen nennt. Sie sind im Gegentheil reife Naturen, denn die Naivität ist nicht das Unfertige, sondern die vollgezeitigte Naturreife.

Goethe ist — auch im späteren Lebensalter — präciser im Verse als in der Prosa. Er faßt und bezeichnet da stets bestimmt und scharf. Während er im prosaischen Ausdruck bequemlich und verschwommen allgemein sich gehen läßt, nöthigt ihn die Versform zu geschlossener Haltung.

Goethe's Faust hat das Gleiche wie die großen monumentalen Bauten. In der langen Bauzeit veränderte sich der Stil. Und Goethe hat alle Stilformen durchlebt und durchgearbeitet. Von der Blockhütte durch die Antike bis zur feinsten Gothik, von Werther (dessen Zusammenfügung von Briefen als erster Bau aus wenig behauenen Steinen betrachtet werden kann) bis hinauf in den Faustischen Himmel mit seiner Alles versammelnden und seiner neubildenden Mythologie.

Durch seine Kundgebungen über alle Anliegen des Menschengeistes mag Goethe als Dichter nicht gewonnen haben; aber seine Erscheinung als voll ausgestalteter Mensch ist dadurch rundum erkennbar. Wie viel Unzulänglichkeiten würden wir an manchen hochgehaltenen Männern finden, wenn sie sich über die Gesammtheit des Lebens hätten aussprechen wollen oder müssen.

Goethe konnte im Egmont dessen Frau und Kinder ignoriren, Schiller im Tell nicht. Hier wies schon die Tradition auf die Gefährdung der Familie, die Befreiung ist hier Kampf für Haus und Hof, dort für das Staatsganze.

Es ist einer der tiefsten Charakterzüge in Goethe, daß er leicht Geschenke annahm. Er war freilich wohlgestellt, und wie man's nimmt reich genug, um sich durch Geschenke nie beengt und gebunden zu fühlen, und was man ihm darbrachte, war nicht zur Noth sondern zum Schmuck des Lebens. Aber das ist doch nicht das Wesentliche. Wer in sich fühlt und weiß, daß er jede Stunde, jede Regung, jede Anschauung in sich neu belebt, um sie dann der Welt darzubringen, der kann leicht und frei die Darbringungen der Welt empfangen. Goethe konnte etwas von jenem Gottesstolze empfinden, der da sagt: Was ihr darbringt ist doch mein, die ganze Welt ist mein und was ihr aus Eurem Besitze in meine Hand gebt, nehme ich als Zeichen der wohlwollenden Erkenntniß.

Goethe hat in seinen Schriften nie etwas unterstrichen, Schiller oft. Der Grund ist, weil bei Goethe sich der Ausdruck von selbst accentuirte, Schiller aber fühlte, daß der Ausdruck an sich nicht genügend war und er noch eines ungeschriebenen Trumpfes, einer Tonbezeichnung bedurfte.

Goethe's Produktionen sind viel einfacher und allgemein verständlicher als die Schillers und doch wird er wohl nie so populär wie dieser. Es ist nicht nur weil das schwunghaft Getragene, Farbenblitzende viel populärer ist, als das einfach Gleichmäßige, Stillfarbige; es ist hauptsächlich auch, weil Schillers Persönlichkeit eine populäre ist, sein Schicksal und seine enthusiastische Hingebung, während Goethe vornehm, kalt und zurückhaltend erscheint. Keine Lehre hat je einen Menschen im weitesten Sinne populär gemacht, sondern das Leben macht populär, die Individualität des Schaffenden ist dabei weit mehr Ausschlag gebend, als das Geschaffene. Die persönliche Unsterblichkeit ist auch subjektiv genommen die populäre.

Schiller und Goethe sind ein Doppelvokal, der im Sprachschatze des deutschen Volkes nicht mehr getrennt werden kann. Freilich sagt man: au besteht aus a und u, aber es ist ein selbständiger Doppelvokal geworden, der nicht mehr A U ausgesprochen wird.

Es wäre dem nachzuforschen, wie Schiller im freien Sinne des Dichters trotz einer Antipathie doch Lessing's Spuren nachging. Das „Kabale und Liebe" die in's Bürgerliche und Realistische übersetzte „Emilia Galotti" ist bis auf die Personen nachzuweisen, aber auch in Don Carlos ist ein Ton „Nathan". Die Scene, wo Posa zu Philipp gerufen wird, gleicht bis auf Töne der Berufung Nathan's zu „Saladin", und hier wie dort liegt die Liebe als nur angeheftet draußen, dort zur Gattin des Vaters, hier zur Schwester.

Nur in den 30er Jahren, wo eben Alles zum staatlichen Leben hindrängte, konnte solche Börne-Menzelsche Verketzerung Goethe's aufkommen.

Das rein und allgemein Menschliche oder auch das Privatmenschliche sollte nicht zu Wort und Verständniß kommen. Man wollte den Staat und mußte ihn wollen. Der Missionär sieht im Götterbild den Götzen; er muß es stürzen und kann kein Auge für seine künstlerische Schönheit haben.

Zu Goethe's Zeiten lebte ein realistischer Vertreter der Empfindlichkeit: Jean Jacques Rousseau, und Goethe ward durch dichterische Gestaltung der Befreier von der Empfindlichkeit.

Warum ist Wieland so vergessen? Weil er in sich keine Entwicklungsstufe des nationalen Geistes zu concentriren und darzustellen vermochte. Er konnte nicht dagewesen sein und Alles wäre doch, wie es ist, während z. B. eine Kraft von weit geringerem Gewicht wie Gellert zum Entwicklungsgange des deutschen Geistes gehört

Man könnte sagen, daß die That Luther's, seine Bibelverdeutschung, sich auf ästhetischem Gebiete wiederholte durch die Schlegel-Tieck'sche Uebersetzung des Shakespeare. Die Bibel und Shakespeare wurden deutsch eigen. Wir verstehen jetzt besser Hebräisch und Lateinisch als Luther, auch Englisch versteht man besser als Schlegel-Tieck. Manches ist dort wie hier falsch übersetzt, dennoch aber sind diese beiden Verpflanzungen echt und wurzeln fest. Es kommt nicht Alles auf die Genauigkeit des Einzelnen an, der Ton des Ganzen ist entscheidend.

Shakespeare hat viele bereits dichterisch — auch dramatisch — verarbeitete Stoffe neu aufgenommen und erst zum vollen Stand gebracht. Ein bereits durchgearbeiteter Stoff hat sein Gutes. Man nimmt nicht rohes Erz zu Statuen sondern gern gegossene Kanonen, geprägte Münzen zum Einschmelzen.

„Womit Jemand sündigt, damit wird er gestraft“ heißt es Weish. Salomonis 11, 11; das ist das tiefste Lebensgesetz der Nemesis. Es geht ein Gesetz der Vergeltung durch die Welt, das uns oft verhüllt sein kann, sich aber bei näherer Betrachtung unverkennbar offenbart. Es ist der Triumph der dichterischen Kraft, dies in freier Nachbildung und Concentrirung des Lebens zu zeigen, nicht plan sondern tief eingeschlossen. Lear sündigt an der Vernunft und wird wahnsinnig, Glostor handelt blind und wird geblendet! Es zeigt sich im Leben und muß in der Wiederbelebung durch die Kunst nachgewiesen werden, daß die Dispositionen und Gewohnheiten eines Charakters ihm die entsprechenden Handlungen zum Schicksal zuführen.

Dieses sich Gehenlassen bei Voz in der Erfindung giebt sehr viel Willkürliches, Zerfahrenes, steigert aber auch oft die Phantasie bei Schilderung des Einzelnen und legt ihr Verpflichtungen auf, aus dem Improvisirten nun etwas zu machen, das Plan und Anlage hat.

In Kleist's Hermannsschlacht ist mit eben so viel bewußtem Freimuth als schlichter Naivität — und das sind die gemeinsam vollwirkenden künstlerischen Mächte, — dargestellt, wie die reine Naturthat, das, was die Moral „gut" und „böse" nennt, noch in unterschiedsloser Einheit in sich hat, und der Krieg — auch der heiligste als Befreiungskrieg — ist ein Verlassen des Kulturwegs und ein Zurückgehen auf den Naturact, der aber List und Grausamkeit wie beim Thiere nicht ausschließt.

Auch in der Kunst läßt sich die Entwickelung eines Kunstwerkes aus der Zellenbildung nachweisen. — So ist der Apfelschuß im „Tell" die Grundzelle, aus der sich vor- und rückwärts die ganze Dichtung aufbaut.

In der Erzählung kann man in einem neuen Kapitel wieder in der Zeit zurückgehen und nachholen, was anderwärts indeß vorgegangen; im Drama kann man das nicht: da muß die Handlung an sich wie die Uhr immer vorrücken.

Stillstehende Orientirungsscenen kann es geben, aber keine rückwärtsgehende Bewegung. In den Orientirungsscenen wird die Uhr nur wieder aufgezogen und während dessen geht sie nicht.

Aus guten Romanen behalten wir weit mehr die Charaktere als die Gesammthandlung in Erinnerung. Unsere Erinnerung bewahret überhaupt mehr die Gestalten als die Schicksale.

Das Publikum der Erzählung ist im eigenen Hause daheim, das des Drama's in einem fremden und erwartet minutlich etwas Neues als Verpflichtung dessen, der es hergeführt.

Ein Theaterpublikum sind Menschen in Ruhe vor Menschen in Bewegung; was diese äußerlich thun und was ihnen geschieht, das Alles müssen die Ruhenden innerlich mitmachen, darauf kommt Alles an.

Nicht das, was eine handelnde Person im Drama von sich selbst aussagt und auslegt ist bestimmend für das Urtheil der Zuschauer über sie, sondern das, was Andere über sie mittheilen und urtheilen.

Man nimmt gerne an, daß Geldkalamitäten nicht dichterisches Motiv sein können. Nähme man aber diese heraus aus dem Vicar of Wakefield, so fehlte ein Grundstein. Das Entscheidende ist, daß Besitz oder Mangel des Geldes nicht Mittel- und Drehpunkt einer Dichtung sein kann, aber das freie, gelassene Entbehren des Geldes ist eine Verstärkung der Sympathie für die handelnde und leidende Person. Wir haben weniger Sympathie mit dem Satten als mit dem Genügsamen.

Nennung einer bestimmten Summe Geldes ist als Motiv einer Dichtung innerlich unpoetisch. Es ist ein Motiv, dessen Wirkung auf Zeiten und Personen gar nicht zu ermessen ist. Gestern war diese Summe eine bedeutende in allgemeinem Geldwerthe, heute ist sie's nicht mehr und morgen noch viel weniger; das Motiv ist Coursschwankungen unterworfen und es ist noch etwas Anderes, als wenn man die Tiefe eines Abgrundes, in den man stürzen kann, nach Fußen angiebt. Denn der Sturz dort hinein ist doch noch immer tödtlich, zu allen Zeiten und für alle Stände. Einziges und ewiges Motiv aller Dichtung ist der Affekt, die Leidenschaft, der Konflikt; die kennen keine Standesunterschiede und keine Coursschwankungen.

Beim Drama lernt man, nur das auszusprechen, was der Moment erheischt, jede Uebertragung aus fremder Stimmung, jedes Herbeiholen von dem, was nicht da ist, jedes Reflektiren aus anderweiter Vorbereitung — springt da augenfällig als ungehörig heraus.

Genügsamkeit ist ein Grundmotiv der Idylle. An den gegebenen Verhältnissen genug haben, dieselben schön erfüllen, nicht nach Anderem streben im Glauben, daß das Andere glücklich mache, das ist der idyllische Grundton.

Was in der Erzählung von großer Bedeutung ist: die Bedingung der Stimmung je nach Tages- und Nachtzeiten ist im Drama von minder wesentlicher Bedeutung.

In einer Erzählung, einem Drama die Motive häufen, das bringt nicht mehr Leben hinein, es ist nichts als eine Kumulation von Fruchtkörnern aber kein Wachsen. Man muß das einfache Motiv so treiben, daß Alles aus ihm herauskommt was darin ist, und man glaubt oft gar nicht, wie ergiebig jedes Motiv ist und macht Anleihen bei neuen, während man schon genug besitzt. Bei der Häufung der Motive schadet eines dem andern, statt ihm zu nützen und es zu heben; es hindert und erdrückt eines das andere.

Der Monolog verfällt naturgemäß in die Redeweise des Du, denn mit sich sprechen heißt ja schon aus sich ein Ich und ein Du machen, Redenden und Angeredeten aus derselben Person, die Formulirung des Denkens in Worte und endlich das Ausprägen der Worte in laut hörbaren Klang, das setzt ein und dieselbe Persönlichkeit in zwei Thätigkeiten, in die des Redenden und Hörenden, und giebt schon die thatsächliche Duplicität.

Je mehr das Drama den Monolog aufs Aeußerste versparen und die Bewegung der Gegensätze schauen lassen kann, um so ergiebiger und durchgearbeiteter erscheint es. Der Monolog darf nicht als Nothbehelf aufgefaßt werden, er muß die Spitze des Zusammenschlusses der Gegensätze sein.

Drama und Plastik dulden nichts Mystisches, halb Gewolltes, Angedeutetes im Halbschatten, es muß Alles heraus in das volle Licht. Nicht umsonst sind sie auch die Hauptstämme der griechischen Kunst.

Die ganze Natur des Drama's zeigt sich bis in die kleinsten Umstände. Was in der Erzählung als unsichtbar wirkende Kraft geltend gemacht werden kann, muß im Drama schaubar sein. Der Ofen ist da ein gutes Beispiel. Wie behaglich läßt sich die Wärme in der Stube vom geheizten Ofen schildern; will aber das Drama etwas davon geben, so braucht es offenes Heerdfeuer, hell flackernd, bewegt. Ein noch so breiter Kachelofen auf dem Theater wirkt und gilt nicht. Das offene Heerd- oder Kaminfeuer ist eines der bezeichnendsten Symbole des Drama's. In allen Motiven, besonders in den psychischen, muß das offene Heerdfeuer erscheinen.

Es giebt auch im Drama Personen, die gleichsam Zuschauer sind, nur allgemein menschlich als vorhandene menschliche Gesellschaft ohne unmittelbare Mitthätigkeit und Mitleidenschaft Theil nehmen; solche Personen dürfen auf Gipfelmomenten nicht mit ihrer Empfindung abschließend, erkältend heraustreten, das gebührt nur den im Mittelpunkt Stehenden und hier liegt das poetische Gesetz der sogenannten guten Abgänge, Scenen- und Aktschlüsse.

Aehnliches wie jene Empfindung, wo der Dichter aus der Fülle der Gesichte und Gebilde in's Leben zurückkehrt, erlebt der treu Aufnehmende, wenn er, durch ein Drama in eine andere Welt versetzt, hinaustritt auf die Straße mit ihrem Alltagsgetriebe.

Der Humor neben der erschütternden Handlung ist nur nach derselben anzuwenden, vorher stumpft er ab für die Situation und macht die Empfindung süßsäuerlich. Der betrunkene Thorwächter nach der That in Macbeth erschüttert, aber erheitert, befreit zugleich. Die Erschütterung, daß die Welt so vielfach, daß Einer nichts weiß von dem, was neben ihm geschieht, kommt kaum zur Wirkung, eigentlich erheitert und erlöst nur der Mann, er bringt Licht in die Seele, während wir in bänglicher Finsterniß uns fortgerissen und geplagt fühlen. Käme der trunkene Thorwart vor der That des Macbeth, er würde uns absolut stören, seine Heiterkeit und die nachfolgende That wären absolut widerlich.

Das Isoliren des Empfindungsstromes durch Humor muß bedachtsam an der rechten Stelle eingesetzt werden.

Der Bau eines Dramas hat Aehnlichkeit mit einem ordnungsmäßigen Periodenbau. Komma, Semikolon und Punktum zeigen sich faktisch. Es muß zum Punktum fortgehen und man merkt es ganz deutlich, wenn das nicht ist, und Nebenfiguren sich als Zwischensätze einfügen.

In der Kunst des öffentlichen Vortrages giebt es auch eine eigene fast monologisirende Art, oder doch so, als ob der Sprecher nur zu einem Einzelnen rede. Er sitzt behaglich in seinem Lehnstuhl und der Zuhörer auch, es ist gegenseitiges Vertrauen und Vertraulichkeit, keinerlei hastige Spannung, keinerlei erweckliche Töne, kein sich einer größeren Persönlichkeit (die eine Versammlung ist) gegenüber Wissen.

Es ist gut und anmuthend, wenn solche Momente wo man in's Auge spricht, mitten in einem Vortrage sind; aber das Ganze so halten, verletzt das Gesetz der Perspective oder Perakustik, wie ich es nennen möchte. Es muß auch einen Glockenton vom hohen Thurm geben, der zu Sturm oder allgemeiner Andacht läutet und der nicht in die Stube, in das Gespräch oder die Mittheilung vom Einzelnen zum Einzelnen paßt.

Erst das ist ein richtiges Werk der Dichtung und besonders ein Drama, in dem die ganze Scala des Empfindungslebens angeschlagen ist. In den beiden Worten Furcht und Hoffnung sind die Endpunkte der Linie bezeichnet, innerhalb derselben liegt die Sympathie, der Abscheu, der Schreck, der Schauder, die Erschütterung und die Rührung und der Jubel, und je mehr sie sich in einer und derselben Person oder in den beiden Gegensätzen concentriren, um so schärfer ist die Durcharbeitung.

Mythus und Volksdichtung vorbereiten die Stoffe und hauen sie im Groben zu (wie das auch im Bildhauer-Atelier der gemeine Steinmetz kann); Felsen stehen dort oben auf duftumflossener Bergeshöhe und man sagt: Das ist ein Mann, eine Frau, ein Kind, ein Pferd u. s. w. Der Künstler, der Dichter kommt und bildet das Vorbereitete künstlerisch durch. Für den gemeinen Verstand, für das rohe Auge bleibt auch das künstlerisch Vollendete der roh zubehauene Block, sie sehen nur das darin in seinem allgemeinen Zuschnitt; das feine Auge, der gebildete Verstand sieht auch die Durchgliederung.

An der Odyssee läßt sich das höchste Gesetz der epischen Dichtung entwickeln und ableiten.

Der Held ist kein erst Werdender, sondern ein bereits Gewordener, er hat ein Leben und Thaten hinter sich und entwickelt sein Leben und seinen Charakter an neuen Ereignissen.

Ereignisse sind es vor Allem, in denen er sich erprobt, nicht selbstwillige Thaten. Er hat mit der ganzen Welt zu kämpfen, mit Natur-Elementen und den Menschen in der ganzen Breite des Weltdaseins, und im Hintergrunde ist ein wartendes in Spannung erhaltendes und erhaltenes Verhältniß: die Heimkehr und die Heimath.

Es ist ein festes und bestimmtes Ziel gegeben, aber der Weg dahin ist frei allen Wechselfällen ausgesetzt, ja die Möglichkeit der Heimkehr und die Fraglichkeit, ob eine wirkliche Heimath zu finden, noch immer offen.

Der Roman des Abenteuers ist hier der eigentliche Kernpunkt. (So Don Quixote, Wilhelm Meister, Gil Blas, Die Verlobten.)

Zur festen Volksgeschichte ist die Lokalisirung durchaus nothwendig. Der Leser braucht die Oertlichkeit nicht zu kennen, aber der Schaffende muß sich seine Erzählung mit all den Vorgängen da hinein denken, erst dadurch gewinnt Alles richtigen Halt und Stand. Die Heimathlosigkeit bringt eine Unbestimmtheit und Zaghaftigkeit in den Schaffenden wie in das Geschaffene. Für die Romantiker ist das gerade das Richtige, es soll sich das Gebilde nicht setzen, sondern in einer gewissen Schwebe bleiben, und wie Vagabunden und sonst excentrische Naturen die Lieblingshelden der Romantiker sind, so stimmt eben damit diese Heimathlosigkeit; sie geben Luftmalerei, sehr fein, sehr zart empfunden in den leisesten Schwingungen, aber wenn sie sich setzen, machen sie sich's bequem mit komponirten Landschaften und haben alle Requisite beliebig zur Hand, Höhlen und Wasserfälle, Waldberge und einsame Schlösser und Köhlerhütten u. s. w. was man nur eben will.

Volksthümlich, allgemein faßlich ist eigentlich nur das Unausgeführte in der künstlerischen Produktion, ich meine das kurz und bestimmt Angedeutete und nicht Ausgedeutete. Das Volk sieht und denkt nicht in die einzelne Verzweigung hinaus, der Gesammteindruck ist die Hauptsache.

Der Darsteller und Dichter von Volkszuständen, Volkscharakteren, Stimmungen des gemeinen Mannes muß sich diesen gegenüber verhalten wie ein Geschworener, ohne subtile Distinctionen, auf den ganzen Sinn der Thatsachen gehend. Es ist dem Gelehrten schwer, wieder einfacher Geschworener zu werden, aber er muß es können, indem er das Wesentliche erfaßt. In der neuen psychologischen Sprachforschung zeigt sich dies bereits.

Unbehauene Bäume fügen sich nicht einmal zu einer rohen Blockhütte zusammen. Um einen Stamm zum Bau zu verwenden, müssen ihm die Zweige abgenommen und er selbst noch hergerichtet werden. So geht es auch mit Verwendung eines Charakters in einem Kunstwerke, nicht alle seine Beziehungen, die er im Leben hat, können zur Geltung und Wahrung kommen und bleiben. Der dramatische Dichter noch mehr als der erzählende baut nur mit Kernholz und muß alle Nebenschosse abthun.

Worin besteht eigentlich die Rührung? In dem Gegensatz von Geschick und sittlicher Willenskraft. Es hat etwas getroffen, das die innerste Lebenskraft nicht angreifen und nur zu schmerzlicher Klage bewegen kann; der Niedergeworfene steht in sich aufrecht, die Kontraste sind konzentrirt, inmitten derselben Persönlichkeit, wir sind mit ihr niedergeworfen und aufgerichtet, aus der verwundeten aber nicht in den Tod getroffenen Seele quillt die Thräne; wir erleben den Kampf des geistigen Organismus, der endlich in der Thräne ausbricht. Die Rührung ist nicht möglich ohne den Heroismus der vor uns betroffenen Persönlichkeit. Wir weinen nicht mit einem Schwächling, aber mit einer starken Seele in ihrem Kampfe; den Widerstand, der die starke Seele macht, erleben wir mit und brechen endlich mit ihr in den Ausdruck des Wehes aus. Die Entsagung ist am meisten rührend, weil sich in ihr das Heroische der Willenskraft derart kundgiebt, daß das äußerlich Nothwendige zum innerlich Freien sich verwandelt und somit sittlich überwunden wird.

Ein Schelm giebt mehr als er hat. Das sind in der Literatur und Kunst die falschen Idealisten.

Das Sentimentale wird am schnellsten abständig und ist das Vergänglichste in der Kunst, weil es eine durchaus subjektive Gemüthsstimmung ist. Dieses Subjektive kann einer Zeit angehören oder einem Individuum, und indem das Sentimentale ein wohlgefälliges sich Aufputzen und übertriebenes Steigern der subjektiven Stimmung ist, fällt es historisch in sich zusammen und erscheint bald wie eine abgelegte Tracht, wie eine überwundene Mode.

Ein Schweizer Bauer wird von einem Tyrannen gezwungen, den Apfel vom Kopfe seines Kindes herabzuschießen. So lautet die Sage.

Was bildet sich dem Dichter daraus? Er erkennt die Grundstoffe als Charaktere und Verhältnisse, aus deren Zusammenwirken naturnothwendig diese Thatsache erfolgen muß. Er schafft aus diesen Elementen das in sich gefugte Kunstgebilde. Der Vorgang ist ähnlich dem Verfahren der Spectralanalyse, die aus dem in die Ferne gesendeten Lichtstrahl die Stoffe des brennenden Körpers herausfindet. Der Unterschied ist aber der, daß die Dichtkunst sofort mit der Analyse die Synthese verbindet.

Die Reflexion ist das vielgescholtene und doch nothwendige Ingrediens der Poesie. Sie ist nicht nur nothwendiges Mittel zur Verkühlung des Affektes, sie ist der nothwendige Nachsatz der Empfindung, aber er muß behutsam behandelt werden. Die Reflexion muß von der Persönlichkeit durchdrungen sein, sonst wird sie äußerlich didaktisch und pedantisch zugleich.

Es giebt chronische und akute Leidenschaften. Spiel z. B. ist eine akute, Geiz eine chronische. Poetisch sind diese beiden Leidenschaften nicht tragfähig für die tragische Spitze, weil es individuell eximirte Leidenschaften sind. Tragisch können wir nur die aufnehmen, die allgemein menschlich sind, wo jeder Zuschauer sich sagen muß: Du kannst auch dazu kommen, wenn du da ständest.

Es giebt Naturausrufe, die den vollen Gemüthsinhalt in einfachen Worten, ja oft nur in einem einzigen ausdrücken. Als Benvenuto Cellini im dunkeln Gefängniß saß, betete er oft zu Gott, er möge ihn nur noch einmal die Sonne sehen lassen. Und als er endlich herauskam, rief er zum Himmel aufschauend: „O meine Sonne!“ In diesem „meine“ liegt Alles.

An sich gesättigte poetische Stoffe mit thatsächlich ausgeprägter Peripetie und Gegensätzlichkeit kommen nicht leicht zum dichterischen Austrag. So König Saul, Conradin, Agnes Bernauer. Wo sich aber nur Punkte geben, da bewegt sich die dichterische Schaffenslust leicht und frei. Der Bildhauer formt aus weichem Thon, während man dort, wo bereits die Thatsache fest gebaut hat, nur noch ciseliren kann. Gewiß, in aller Kunst ist das Wie die Hauptsache, aber mit der Freigebung des Was wird das Wie erst künstlerisch.

Bei einem Kunstwerke der Dichtung geht die Abwickelung rasch, ja fast plötzlich, während die Aufwickelung langsam und stetig ging. Es ist wie bei einem Ziehbrunnen: in langsamem Tempo legt sich Ring um Ring um die Walze, und aufgewickelt zieht es schnell ab. Auch im Geistigen gilt das Gesetz der Schwere; je näher der Stein der Erde, um so schneller fällt er; so auch beschleunigt sich der Rhythmus durch die natürliche Anziehungskraft der sich erfüllenden Geschicke. Die Aufgabe der Kunst aber ist es, dem Wirken der bloßen Naturkraft durch Hemmungen den Charakter der freien Beherrschung aufzuprägen, und dem Geist überhaupt selbständiger erscheinen zu lassen als er in Wirklichkeit ist.

Die Bewegung der Gegensätze, der Contrast, worin das Wesen des Dramas sich aufthut, zeigt sich in gegenüberstehenden Persönlichkeiten, Gruppen, Strebungen, und je stricter und schärfer faßbar der Gegensatz, um so entschiedener; und zuletzt kulminirt der Kontrast in einer und derselben Persönlichkeit und zwei Seelen streiten mit einander, nicht in äußerlich schaubaren Gestalten, aber hörbar in einer und derselben und schaubar in ihrem Hin und Her.

Allerdings ist das Wie in der Kunst die Hauptsache, aber dieses Wie ist nicht das Kostüm im weitesten Sinne als Sphäre des Vorgangs je nach Lebensregion und geschichtlichem Colorit, das Wie in der Kunst ist die eigentliche Qualitas, die die feinste Stofflichkeit ist.

Eine Hauptprobe der künstlerischen Qualitas eines Werkes besteht darin, daß man sein Objekt von allem Zeitlichen, Kostümhaften ablöse, aller Gewandung und specialen Bedingung entkleide. Bleibt nach dieser Ablösung noch ein überall und zu allen Zeiten Menschliches, Giltiges, Anziehendes und Bewegendes auch nur als Moment oder Motiv übrig, so ist das rein Natur- und Kunstgemäße vorhanden.

Das Wunderbarste bei aller Dichtung ist die Kraft, mit der der Dichter dem Leser die Zeit verändert, d. h. eigentlich die Zeit vertreibt in dem Sinne, daß er dem Jetzt eine ganz andere Zeit unterschiebt. Es ist Abends im Winter, der Dichter giebt dir einen hellen Sommertag. Nicht zum Bewußtsein kommen lassen, welche Zeit jetzt ist — nicht blos nach den gemessenen Stunden, sondern überhaupt — das heißt die Zeit vertreiben im buchstäblichen Sinne, das Leben von Tagen, Jahren in eine Stunde bannen, hinaussetzen in jenes Reich des Denkens und Empfindens, wo es keine Zeit mehr giebt, das heißt die Zeit vertreiben in höherem Sinne.

Der dramatische Dichter besonders hat dem Publikum gegenüber eine ideale Zeit; in diesen Stunden von 6—9 haben sich die Menschen hinausbegeben aus ihrem Raum und ihrer Zeit, nun darf die gemeine Uhr nicht dort herüber tönen; und darum auch ist es gleichgiltig, ob eine Handlung, eine Stimmung zu dieser oder jener Jahres- und Tageszeit vor sich geht, das Physiognomische im weitern Sinne, das auch hierin liegt, fällt auf der Bühne weg; die ganze Gestaltung ist von Bedeutung, nicht ihre physiognomische Besonderheit und so auch die Physiognomie der Stunde nicht.

Auch die freie Phantasie hat eine logische Linie, in der es noch Ueberraschendes giebt. Die Romantik, die die Freiheit als Willkür faßt, ist der vagabundirende Stromer, der nur Wanderbursch sein, aber in keiner Werkstatt ankommen will.

Die Einheit der Zeit, wie sie die Alten im Drama hatten, muß bei uns in anderm Sinne gelten. Die Alten hatten keine Taschenuhren, nicht jeder hatte seine isolirte Controlle in sich und bei sich; und noch jetzt muß Jeder, der in's Theater tritt, gewissermaßen wie beim Tempeleintritt, seine Taschenuhr ablegen und sich nach einer allgemeinen Zeit richten und ihr hingeben.

Die Alten hatten den Gedanken von der kulturgebenden, alles Wilde bezwingenden Kraft der Musik von der Erbauung Thebens bis zum Niedersteigen des Orpheus in die Hölle. Und jetzt! Das ist das Entsetzliche an der zum Modeputz gewordenen öden Clavierklimperei, daß an Veredlung durch die Musik dabei gar nicht mehr zu denken ist.

Die Romantiker konnten eine Schule bilden, weil Objekt und Behandlungsweise der Kunst nicht im eigentlichsten Sinne individuell war, es ging Alles aus einer Stimmung ähnlich einer Studentenverbindung hervor. Es gab einen Komment und mußte einen geben. Es waren viele tüchtige Kräfte da, aber keine bestimmende, hervorragend herrschende. Goethe konnte nicht Schule bilden im strengen Sinne. Von einem Riesen, heißt es, kann man nicht die Fechtkunst lernen.

Der Begriff „schön" wird nur uneigentlich auf die Wahrnehmungen des Geschmack- und Geruchsinnes angewendet. Man könnte Geschmack und Geruch als consumtive Sinne bezeichnen im Gegensatz zu denen des Gesichts und Gehörs, welche productiv sind. Die Wahrnehmungen des Geschmacks und Geruchs werden durch eine chemische Verwandlung des Objektes vermittelt, wobei die Stoffmenge sich vermindert; Gesicht und Gehör dagegen werden nur durch physikalische Bewegungen erregt; daher giebt es für diese wohl eine Ermüdung aber keine Sättigung wie bei den consumtiven Sinnen.

Die Plastik giebt die reine Form in materiellem Bestande; die Malerei die Farbe in Licht und Schatten; die Musik die freie Tonverbindung; die Dichtkunst in der Lyrik die innere Empfindung, die epische Dichtung die Folgenreihe von Ereignissen und Entwicklungen durch Vermittlung der Anschauung in der Phantasie. Das Drama allein hat durch die Verbindung der verschiedenen Künste die Fähigkeit, mehrere Sinne zugleich künstlerisch zu erregen.

In den bildenden Künsten kann es Helfende geben bei der Ausführung, seien es Schüler, seien es Genossen; der Dichter steht immer auf sich allein, sein Stoff ist das Wort, dessen Atmosphäre der Athem.

In ein Kunstwerk die Geschichte eines Kunstwerkes einfügen, in eine Erzählung die Geschichte eines Novellendichters bringen, das ist, wie wenn man einen Spiegel wieder mit Spiegelglas einrahmt; der Rahmen wirft falsche Lichter. Ein dunkles Holz oder auch ein Goldrahmen ist die gerechte Einfassung; das begrenzt, hebt ab, giebt feste Bilder.

Das unsichtbare Grundmotiv, das einem zu bildenden Kunstwerke Halt giebt, gleicht der eisernen Stange, um welche der Bildhauer das weiche, knetbare Material des Thons aufbaut.

Wenn die Griechen das Gaslicht gehabt hätten, welche wunderbare Leuchter hätten sie dafür gebildet! Und wir?

Die auf öffentlichen Plätzen errichteten Statuen sehen leider oft so aus, daß der betreffende Gefeierte in seiner ganzen Stellung und Haltung sagt: Ich stehe Denkmal.

Wie in den Ornamenten an Gebäuden aus der Rococozeit die Bildhauer den Stein wie Butter behandeln und allerlei Schnörkel damit ausführen, so giebt es auch Schriftsteller, die den harten Stoff fester Charaktere weichlich und kleinlich ausstikkeln.

Der Marmor ist ein so idealer Stoff, daß er dem widerspricht, Bänder und Flitter, Knöpfe und Knopflöcher damit wieder zu geben.

Giebelhäuser haben dadurch etwas Anmuthiges, daß sie die Selbständigkeit der Häuser zeigen, während aneinander gebaute Häuserfronten das Regimentirte, Unfreie und Abhängige darstellen.

Es giebt auch in der Architektur hohle Phrasen, rhetorische Floskeln, solche sind unsere heutigen Balkons in Städten, wo sie dem Klima widersprechen.

Da sind große offene Kamine mit marmornen Mänteln in den Stuben angebracht, von Blech nachgeahmte Kohlen mit Gluthspitzen und Aschenbedeckungen liegen darin, aber Alles ist falsch. Da ist kein Rauchfang dahinter, man kann nicht einheizen, sich nicht erwärmen. Das ist die Baukunst für die blasirte Welt.

Ein Gemälde kann man ganz in das gleiche Licht rücken, in welchem es geschaffen wurde, ein Werk der Dichtung nicht, die Fassung des Lichtes muß darin sein, die Stimmung, in der es geschaffen wurde, muß Stimmung gebend den Leser zwingen. Schließlich aber kann hier wie dort das Auge dem Beschauer und Leser nicht erst eingesetzt werden.

An dem Gemälde eines Meisters, das eine große bewegte Handlung — und jede Bewegung ist vom Tone begleitet — darstellt, zeigt sich am schärfsten die Ablösung und Befreiung des Wirklichen zur schönheitsvollen Erfassung eines einzigen Sinnes. Und alles Volk sah die Stimmen heißt es 2. Buch Moses bei der Offenbarung auf Sinai. Von dem vollendeten Bilde eines Meisters läßt sich wiederholen: Man sieht die Stimmen.

Es giebt gemalte Sonnenuntergänge, die man in Wirklichkeit nur blinzelnd sehen könnte. Und das macht Effekt, bleibt aber stets widersprechend und unschön. Die französischen Dichter thun Aehnliches. Sie malen Scenen und sehr genau im Detail, wobei man die Augen erschreckt zudrücken würde oder doch das Detail nicht sehen könnte.

Es giebt Bilder, die so gemalt sind, daß sie erst in der Nachdunkelung des Farbenauftrages zu ihrer vollen und beabsichtigten Wirkung kommen, dagegen andere, die in einer Malweise gehalten sind, daß die Farben bei der Nachdunkelung verfließen und die Umrisse sich verwischen. Aehnlich geht es auch manchen Dichtern, zumal solchen, die die Farbe der Zeitstimmung vorherrschend betonen.

In Landschaftsmalereien, besonders in Licht- und Schatteneffecten, findet man oft so Frappantes, daß man ausrufen möchte: ach, das ist nicht wahr, nicht treu, ja fast nicht möglich! weil sich selten Jemand das Auge schärft und daran gewöhnt, die wunderbaren Mischungen und Metamorphosen zu beobachten. So auch in poetischen Erscheinungen rufen die Leute oft: das ist nicht wahr! während sie doch nur ein ungeschärftes Auge haben.

Soll aber der Maler und der Dichter immer nur das Allgemeine, Allen Kenntliche und Erklärbare und nicht nur einmal Dagewesenes, sein Gesetz in sich allein Tragendes darstellen dürfen? Das ist die moderne Romantik, und eben das ist die Klippe, daß man hier in's Gesetzlose, Maßlose und Unnatürliche ausarten kann.

Wo das gewöhnliche Auge nur eine einfache Farbe sieht, sieht das Künstlerauge noch Varietäten, und so löst der Dichter das eintönige „O“ und „Ach“ des seelischen Schmerzes in eine mannigfach gegliederte Skala von Leidempfindungen auf.

Es ist so gefährlich als schwer, Zeitereignisse dichterisch zu fassen, bevor diese an sich nachgedunkelt haben oder vielmehr in einer solchen Perspective erscheinen, daß sie dichterisch frei zu behandeln sind; denn wenn man — was doch der Dichter muß — eine lichte Gegenwart, eine Augenscheinlichkeit, eine Thatsächlichkeit frei gruppirt und wie nothwendig Fingirtes und Factisches in einander fügt, so muß einerseits das Thatsächliche als logische Nothwendigkeit und das Fingirte als scheinbare Thatsächlichkeit in Einklang gebracht werden.

Ein Landschaftsbild gewinnt in der künstlerischen Wiedergabe dadurch am meisten anmuthende Lebendigkeit, wenn wir gewissermaßen darin umherwandeln können, die Wege und Stege finden, sehen, wo es darüber hinausgeht und darin auf und ab.

Der triviale Genremaler malt eine Scene, ein zufälliges, einzelnes Zusammentreffen, der echte Genremaler malt eine Geschichte, den Hochpunkt eines Lebens in seiner Nothwendigkeit, so daß man vor- und rückwärts den Personen ihre Geschichte absieht.

Die Aquarellisten dürfen nicht in die Tragik greifen; es giebt Künstler, die nichts von jenen starken massigen Oelfarben auf der Palette haben.

Es giebt Maler, die, wie die mittelalterlichen Schriftsteller lateinisch schrieben, jetzt noch lateinisch malen.

Figurenbilder mit aufgeregter Action an der Wand werden langweilig, weil sie eine ganz bestimmte Empfindung erregen wollen. Landschaften sind wie die Natur selbst anregend ohne Bestimmtes zu verlangen.

Es hat seine besondere Schwierigkeit, wenn ein Künstler eine mehrfach erscheinende, nach Charakter und Alter sich entwickelnde und sich umgestaltende Figur zeichnen will. Der Beschauer verlangt vor Allem ein Wiedererkennen. Der zeichnende Künstler hilft sich damit, daß er die Figur bald von hinten, bald im Halbprofil zeigt, und unwillkürlich stellt sich dadurch jene Drehbewegung und allseitige Beschauung dar, die ein Gesetz der dichtenden wie der bildenden Kunst ist.

Auch in anderer Weise geht's dem bildenden Künstler wie dem Dichter. Der bildende Künstler hat in sich die Vorstellung einer Figur, hat auch Modelle, Studienköpfe ꝛc., er beginnt zu zeichnen, macht Linien, Umrisse, und diese Linien bedingen dann aus sich die Weiterführung und Ausgestaltung von selbst. Die Figur steht, und es war unmöglich, daß er vorher hätte genau sagen können, daß sie so und nicht anders wird. Jene Schwierigkeit des Wiedererkennens und eigentlichen Wiedergebens derselben Physiognomie der ganzen Gestalt ist beim Illustrator nur augenfälliger als beim Dichter.

Wie selten sind Charaktere so gehalten, daß man einen Ausspruch, eine Handlung, eine Empfindung sofort als die nur der bestimmten Person angehörigen erkennt.

Wunderbarer Eindruck, den solch ein Bild an der Wand auf Menschen mitten in Konflikten machen kann! Das steht dem leidenschaftlich Bewegten ruhig und bestimmt entgegen und zeigt eigentlich: Was willst du? Was soll das? Sieh her! Darum ist auch das ruhig in sich Bewegte das ewig in der Kunst Geltende und Wirkende; das leidenschaftlich Ausgreifende dagegen macht keinen ständigen Eindruck, diese ausgestreckten Arme, niedergeworfenen und einander überstürzenden Menschen, das sind Anschauungen aus geschichtlichen Begebenheiten heraus, in müßiger Ruhe zu betrachten und aufzunehmen; sie sind geschichtliche Begebenheiten, nicht das ewig Geschichtliche, das wieder so in sich still, fest, nothwendig ist wie die Natur, aber nicht mehr. Nur wenn Blick dem Blick begegnet, verstehen sie einander.

Wenn man eine Melodie im Kopfe hat und kann sie nicht herausbringen, da nützt alles Besinnen nichts, man muß warten, bis sie Einem plötzlich einfällt. Und es geschieht unversehens. Das gilt von gehörten Melodieen in der Erinnerung sicher, es gilt aber auch von selbstgeschaffenen oder sich in uns bildenden.

Poesie und Musik geben die Empfindungen über Lebensgröße. Das ist Kunst.

Eine Rede ist wie ein in sich abgeschlossenes, nach Höhe und Breite dem einheitlichen Schwinkel erfaßbares Bild in festem Rahmen. Es giebt aber viele Reden, die Ausschnitte aus einer Reihe von Vorträgen sind oder sein könnten; sie sind friesartig gehalten und man könnte morgen auf dies oder jenes wieder zurückkommen, ja man müßte es; ein „Fortsetzung folgt" ist dabei nöthig.

Es ist eine große Schwierigkeit, knappe epigrammatische Sätze in der Rede anzubringen. Der Hörer hat nicht Zeit sie zu kauen, wenn man so sagen darf. Es wird sofort ein anderes Gericht aufgetragen. Hier ist nun ein Hauptpunkt: eine wirkliche Rede soll nur Ein Gericht geben.

Was die Blume auf der Erde und für das Auge, das ist die Musik in der Luft und für das Ohr; das blüht und duftet, das klingt und tönt, ist nur schön, nur ein Wunder und trägt keine Frucht, die sich fassen läßt.

In der Musik finde ich die technische Bedachtsamkeit am meisten und faßlichsten ausgebildet, daß ein Thema in vielseitigster Weise durchgearbeitet ist; da kommt es wieder neu mit neuen Tonverbindungen aus Hindernissen und Gegensätzen heraus, sie bewältigend, sie zu eigen machend und das ganze Tongebiet auf das Eine sammelnd.

Mozart ist wie die Natur, ohne Spannung für einen Effekt. In seinen Melodieen ist etwas wie nie abständig werdender Wein oder auch wie das ewige heilige Wasser; viele Andere schmecken mir wie Punsch, erhitzend aber auch bald welk, besonders die Modernen. Sie sind mir immer wie Parfüm im Gegensatze zum Blumengeruch.

Ich habe mich verleiten lassen, eines von den frivolen Machwerken Offenbachs zu hören, und tagelang ging mir ein elender Refrain nach, beim Erwachen war er da und heftete sich an mich. Er haftete wie ein Geruch. Was wird aus Menschen, die Solches oft und oft hören?

Es giebt musikalisch hohe Töne, auf welchen sich kein Wort mehr deutlich artikuliren läßt.

In Possendramen sagt ein Männchen oder ein Weibchen das Wort „Zufriedenheit," „Hoffnung" und dergleichen. Sofort stimmt das Orchester an, und der Fleischer, der Friseur oder die Zimmervermietherin singt ein Lied mit einem Kehrreim, und sodann setzt die singende Zimmervermietherin ihre unterbrochene Arbeit wieder fort.

Es giebt auch Erzählungen mit Couplets, da wird die Gelegenheit wahrgenommen, um ein gar nichts in Bewegung setzendes Motiv einzuschalten, und das nennt man dann oft „schöne Stellen."

Einen ganzen Abend ein Ballet sehen, Decorationen, Menschengruppen und Musik — kein Laut aus der Menschenkehle, es ist als ob ein Theil der Seelenthätigkeit unterbunden wäre, man kommt sich selber stumm vor. Dieser sogenannte Kunstgenuß ist eine Anregung, wie sie dier Corruption liebt. Dieses Ablösen einer Kunst zu einer ihr nicht gebührenden Selbständigkeit ist im eigentlichen Wortsinn Corruption.

Programm-Musik! Wenn ich so lese: hierbei hat man diese und diese Gedanken und Bilder sich vorzustellen, ich sehe dann da nichts als Balletmusik zu Schattenbildern.

Auf dem Dorfe giebt es nur Straßen, keine Spaziergänge. Schön ist's, die Straßen, die zu Arbeitszielen führen, mit Bäumen zu bepflanzen, aber Nützlichkeit, Ziel und Zweck ist doch die Hauptsache.

Ich möchte die Kunst überhaupt und die Tendenzkunst damit vergleichen. Die reine Kunst ist ein Park zum Lustwandeln, nur schönes Gedeihen der Natur.

Es giebt auch Schleichwege zum Parnaß und es sind sonst wohl zu betretende. Es sind die Wege der Moral, des Patriotismus u. s. w., aber die sich auf solchen Wegen auf die Höhe der Kunst geschlichen haben, können sich als ungebetene Gäste nicht droben halten. Der Patriotismus als Kernpunkt einer Dichtung muß derart ins allgemein Menschliche gehoben sein, daß er auch von anderen Völkern nachempfunden werden kann. (So in Tell, Jungfrau von Orleans und Egmont.)

In den kleinen Kaufläden kleiner Städtchen hängen rothe Sacktücher, bunte Kattune; solche Muster macht kein geschmackvoller Fabrikant, sie sind aber populär beliebt. Auch in der Literatur geht es so. Eine gewisse Grellheit und Plattheit ist populär.

Die neumodische Art, die Berufsthätigkeit in den poetischen Produktionen zum Wesentlichen zu machen, ist falsch und darum vergänglich. Poetisch ist nur, was der Mensch als Mensch erlebt. Der Beruf darf physiognomische Besonderheiten geben, der Accent darf aber nicht darauf liegen, sonst geht den Schneider nichts an was der Schuster erlebt. Wenn man ehemals von Helden des Romans blos sagte: er ist Baron, Legationssekretär am Hofe von Thule, so war das eben so falsch, das gab Schemen und Schablonen, aber das andere Extrem ist eben auch Extrem.

Wen die Personen, ihre Eigenthümlichkeiten und ihre Genesis weit mehr interessiren als auffallende Lebensschicksale, scharfe Wendungen, der ist kein Dramatiker.

Manchen Humoristen dient der Humor nur dazu, den eigentlichen Mangel an rein poetischem Schwung und rein poetischer Andacht zu verdecken und andererseits Dinge und Themas und Personen, die sonst unerträglich wären, wie Pudel über den Stock springen zu lassen. Man versetzt durch den Humor sich und den Leser in eine souveräne Position und aus dieser sieht sich das tolle und eigentlich in sich nichtige Treiben gar vergnüglich und possirlich an. Der Leser ist dankbar, weil er selber immer Schnippchen schlagen kann, das Mitleid — die tiefste poetische Wirkung an sich — ist hier immer vornehmes Mitleid über den armen Schelm, den beschränkten Schwachen. Um sich vor sich zu retten, greift der blasirte Humor-Schreiber darum gern zu Tendenzen, die außerhalb der Poesie und ihres Reiches liegen.

Die Furcht vor Trivialität in der Kunst führt leicht zur Aufnahme des Ungeheuerlichen, Abnormen. Alles Einfache scheint schon behandelt, und doch liegt alle echte und dauernde Kunstproduktion nur darin, es wieder neu aufzunehmen.

Schlechte Schriftsteller, Modegecken suchen zu gefallen, gute suchen das Schöne darzustellen. In der Kunst vor Allem gilt: Trachtet nach der Schönheit und alles Andere wird euch werden.

Es ist frivol, tragische Motive einsetzen und sie dann dem Publikum zu Gefallen umbiegen und ausgleichen. Erste und letzte Pflicht des Dichters ist Folgerichtigkeit und Gerechtigkeit, und diese muß geübt werden ohne Ansehen der Person, d. h. auch ohne nach der Sympathie zu fragen, welche den Personen der Dichtung vom Leser gewidmet wird, und ein Gnadengesuch für dieselben begründen möchte.

In der modernen Dichtung, in der vielfach das Weibliche vorherrscht, ist auch die Naivität wesentlich in die weiblichen Figuren verlegt und doch verträgt sich Naivität mit fester Männlichkeit; sie ist eine elementare Kraft der Bethätigung und ein Attribut des eigentlich Heldenhaften. Dichter wie Kleist und Otto Ludwig, die die Manneswelt wieder in den Vordergrund der Dichtung stellen, haben auch ihren Heldengestalten das nöthige Maß von Naivität gegeben.

Es ist falsch und affektirt, eine Dichtung aus früherer Zeit in der Sprache dieser Zeit vortragen zu wollen. Das ist, als wollte ein Maler, der ein Bild aus der Geschichte malt, die Figuren in der Technik der damaligen Zeit halten und nicht in der fortgeschrittenen unserer Tage.

Läßt ja der Dichter die Menschen nicht in ihrer Landessprache, sondern in seiner eigenen reden. Hamlet spricht nicht dänisch und Don Carlos nicht spanisch.

Das Volk ißt saures Brod, trinkt Fusel und verdorbenes Getränk, Alles für gut; literarisch nimmt das Volk der sogenannten Gebildeten das Gleiche hin. Man könnte sich oft geärgert fühlen, für diese Masse anständige und sauber bemessene Arbeit zu thun, aber man thut sie ja eigentlich nicht für sie, und was in sich die Befriedigung hat, befriedigt länger.

Die Metamorphose der Pflanze ist ähnlich auch im Dichtwerk. Auch die Blätter sind Blüthen. Die Sensationsdichtung, die sich nicht bei Begründung der Efficienten aufhalten will, sondern Effect auf Effect häuft, zerstört die Blattbildung und will Alles in Blüthe verwandeln.

Unserm deutschen Leben fehlt es an einem Kontingent von typischen Gestalten und wird ihm so lange fehlen, bis wir einen historisch gewordenen politisch-nationalen Mittelpunkt haben, von dem aus das deutsche Leben überall verstanden wird. Daher die schablonirte sich selbst kopirende Erzählungsliteratur:

Der unbesoldete Assessor, d. h. der Studirte und zur Zwischenstation zwischen Student und auskömmlichem Gehalt auf die Warte Gestellte ist ein Typus, biegsam in seiner Halbfertigkeit zu allen Motiven,

der adelige Husaren-Lieutenant, der seine ganze Muße zu Abenteuern verbrauchen kann,

der alte Geheimrath mit goldener Dose und tombacknen Lehren,

die gebildete Beamtentochter mit eben soviel schwärmerischer Lyrik als praktischem Verlangen, unter die Haube zu kommen;

das stolze adlige Fräulein,

die tugendhafte Nähterin, die verfolgte Unschuld, die nothwendig Waise sein muß,

die unglückliche Erzieherin,

der komisch eckige Schulmeister,

die treue Haut von einem Bedienten aus dem Geschlechte von Lessing's Just.

jetzt in neuester Zeit der Faseinateur mit brennenden Augen, der schon sieben Weiber unglücklich gemacht hat, und dem Jede sich zu ergeben wünscht (ist am liebsten Maler oder Musiker),

das immense Herz oder unausgefüllte Weib als Gräfin oder Künstlerin, ist auch besonders beliebt als Wittwe.

Das sind so beiläufig die Typen, aus denen so oder so costümirt die Romane zusammengesetzt werden.

Ich habe noch nie gefunden, daß ein allzeit fertiger Citirmichel eigene Gedanken aus produktiver Seele habe.

Der Schmied, der das glühende Eisen hämmert, schlägt dabei auch manchmal, nur zur Abwechslung, zur Bildung von anderen Tönen auf den hellklingenden Ambos; das giebt neue Lust zur Arbeit, nicht immer die dumpfen Schläge auf das Eisen zu führen, sondern sich auch mit dem Handwerkszeuge Musik zu machen. Man könnte die erheiternde Kunst inmitten der blos auf's Nützliche abzielenden großen Arbeit der Menschheit als diesen hell klingenden Schlag auf den Ambos betrachten.

Worin liegt das allgemein und tief Fortwirkende von Defoes „Robinson Crusoe"? Odysseus hatte helfende Götter, der moderne Mensch muß Alles aus sich finden. Robinson ist der wachsende Mensch, Odysseus der fertige, sich bewährende. Die moderne Dichtung, die in der Atmosphäre der Naturforschung steht, hat ihre neue Aufgabe in der Darstellung der Entwicklungsvorgänge.

Bei allem Respekt, den man vor der vielseitigen Bildung und Geistesfreiheit Varnhagen's aus seinen Tagebüchern vor ihm haben muß, ist es doch eigentlich typisch, daß Varnhagen, so oft er in's Theater geht, immer den letzten Akt sich schenkt; er salvirt sich vor jeder zu großen Emotion, bleibt immer nur kühl ästhetisch betheiligt, macht sich je nach Laune davon, mit Einem Wort engagirt sich nie so, daß er compromittirt werden könnte. Er sieht sich das Theaterstück wie das Stück Weltgeschichte immer von seinem Logenplatze auf Numero Sicher an, er geht nach Lust und Laune davon und läßt die dort weiterspielen.

Der Künstler, vor Allem der Dichter, muß sich darauf verlassen und verlassen können, daß in der gegebenen Situation die entsprechende Melodie sich einfindet; die Structur des Ganzen kann und soll vorausgehen, jede vorher gesetzte Ausmalung, Ausempfindung, Melodienbildung nimmt sich sonst wie eingesetzt aus.

Jeder originale Mensch hat einen eigenen Dialekt des Denkens und Empfindens, der sich nicht in die gebräuchliche Gesellschaftssprache übersetzen läßt. Je flacher die Welt der Gesellschaft desto mehr wird die Gesellschaftssprache die Dinge erschöpfen und jede Abweichung als blos stylistische Affectation erscheinen.

Ein Philosoph ist leichter und mit minderer Schädigung in einen anderen Ort verpflanzt als ein Dichter. Der Philosoph hat es mit den allgemeinen Gesetzen des Lebens zu thun, der Dichter zunächst mit dessen besonderen Erscheinungen.

Der kundgegebene Beifall der Zuhörer, Zuschauer am Schlusse einer künstlerischen Produktion ist eine gewisse Nothwendigkeit für den Producirenden, er führt ihn wieder in's Leben zurück, während er sich ganz aufgelöst in einen Empfindungsausdruck verlor, für den er sich momentan erhitzte. Der Beifall führt gewissermaßen wieder von der erhöhten Bühne hinab zu den freundlichen Lebensgenossen im Parterre. Man findet sich wieder als mitlebender Mensch in's gewohnte Dasein zurückgekehrt.

Der Beobachter des Natur- und Menschenlebens in wissenschaftlichem und künstlerischem Interesse verdient den Dank der Menschen, weil es keine sichtbarere Erscheinung der Selbstlosigkeit giebt. Es gilt hier, nichts von sich zu wissen, sondern ganz den Bewegungen des Objektes zu folgen und nur so weit Selbstbewußtsein behalten, daß diese Thätigkeit zu einem bestimmten Zwecke vor sich gehe und die Erscheinungen zu fixiren seien. Jener Starrblick des Kindes, das eine Spalte in der Diele, den Schaum am Zaum eines Pferdes unverrückt betrachtet und nicht von sich weiß, ist in Wissenschaft und Kunst zum Bewußten, Zweckvollen geworden.

Schriftsteller und Gelehrte erscheinen in Gesellschaft leicht eitel, weil sie, wenn sie überhaupt sprechen, nicht anders als eingehend oder angeregt sprechen können, und so der anders geartete Zuhörer leicht den Eindruck erhält, das geschehe nur, um Wissen und Denken auszulegen. Andere Künstler, andere Berufsarten bringen ihre eigentliche Thätigkeit nicht mit in Gesellschaft, sie aber haben das Wort, den Gedanken zum Objekt ihres Berufes und kommen leicht dazu, diesen in Gesellschaft fortzusetzen, ihr Instrument zu spielen und oft nur Probe zu spielen, und weil sie aus einem Hintergrunde einsamen Denkens heraussprechen, müssen sie weiter ausholen, motiviren und besser gehört sein.

Wie viel mal wird so ein Sims, eine Steinschwelle hin- und hergelegt, geworfen, getragen und geschoben, bis sie an dem rechten Orte ruht. Es ist, wie wenn das, was für lange Zeit dauern soll, auch viel Zeit zu seiner Einfügung brauchte.

Die Hauptkraft des Witzboldes besteht in der Nichtachtung der gegebenen logischen und ethischen Feststellungen und Gesichtspunkte, er stellt Alles auf den Kopf, es imponirt ihm nichts, es giebt für ihn nichts Positives, er sieht Alles im Gegensatz, würfelt mit Allem zu momentanem Gebrauch, Alles ist nur momentan und — der Witzbold selbst wird am leichtesten auch nur momentan; die Nichtachtung, die er der Welt gegenüber behauptete, wendet sich gegen ihn, er ist entsetzlich leicht abgethan.

Mit einem Witzbold eine logisch sich fortsetzende Besprechung führen wollen, ist als wollte man mit einem Affen schrittmäßig wandeln. Unversehens hockt er auf einem Fenstersims, auf einem Baum.

Man nimmt es Niemandem übel, der in Trauer ein Glas Wein trinkt, aber Musik hören oder machen, das verargt man ihm, weil eben den Meisten die Kunst nur gemeiner Zeitvertreib ist.

Es giebt keine Geschichtschreibung, die eigentlich das volle Leben wiedergiebt. Alles ist nur steifer Niederschlag, Verhärtung, Tonlosigkeit. Hier tritt die Dichtung nothwendig ein, die den Ton vor Gericht stellt, das Vergänglichste, Unfaßbarste. Das volle tönende Leben läßt sich nicht in der Geschichte schreiben, wie sich keine gesprochene Sprache in ihrer Tonbewegung durch Zeichen fixiren läßt, wie es keine geschriebenen Vokale für den Dialekt giebt.

Die Geschichte ist vielfach nur der ausgebälgte Vogel, der einstmals frei schwebte, da ist Gefieder, wohl auch Gerippe, aber das freie Schwingen und Schweben in der Luft und vor Allem der Sang fehlt.

Wie es ein Waldweh, eine Sehnsucht nach stillem Wandern und Lagern im Walde giebt, giebt es auch ein Stadtweh, ganz abstrakt, nicht nach besonderen Menschen, sondern nach dem Gefühl einer großen Gemeinsamkeit; hier sind die Stätten gebildeten Lebens, Genießens, Schaffens.

Das Kunstleben ist unsere zweite Natur, und auch nach dieser giebt's eine Sehnsucht, die nicht minder berechtigt ist.

In das ausgebreitete Netz einer Spinne flog eine Blüthe vom Baum. Die Spinne rümpft die Nase, nimmt sie zwischen die Vorderfüße. Was soll ihr die Blüthe!

Vom höhern Leben.

Natur und Geschichte sind Vater und Mutter jeder Menschenseele. Je stärker nun die Natur ist, je weniger sie sich von den geschichtlich gegebenen Stoffen bewältigen läßt, vielmehr dieselben ordnet, umschafft, neu bildet, um so mehr Genie ist der neue Mensch.

Das, was Goethe als Weltliteratur heischte, hat mit der Einschränkung, daß ein literarisches Kunstwerk in den Gemüthsbereich einer andern Nation frei importirt werden könne, seine volle Berechtigung. Man muß nur scheiden zwischen dem Begriff des Kosmopolitischen und des Humanistischen. Das nationale Gepräge eines Kunstwerkes ist kein Hinderniß seiner allgemeinen Aufnahme, wenn nur unter dem Zeitlichen und Oertlichen so viel allgemein Menschliches ist, daß es Jedermann und jederzeit anmuthet.

Giebt es eine ewige Wahrheit? Ja, eine ewige Schönheit? Ja.

Aber ihre Fassung mehrt und ändert sich. Die nachfolgenden Geschlechter sind nicht zum bloßen Aufnehmen des Gegebenen verdammt.

Die Eigenthümlichkeit und allgemeine Bedeutung dessen, was eine Nation oder ein Volksstamm producirt und leistet, läßt sich auch oft danach bemessen, was fremde Völkerschaften davon importiren und sich zu eigen machen oder Ausgewanderte besonders bewahren.

Die Bibel in ihrem großartig poetischen Gehalte wird oft wegen der Ausleger gar nicht mehr in ihrer Erhabenheit und Einfalt erfaßt, ja von Manchen widerwillig betrachtet, wie man oft ein Volk unbillig beurtheilt, weil seine Regierung seit langer Zeit schlecht, wie man ein mißleitetes, verdorbenes Kind nicht leiden mag, das doch nur seine Erzieher verdorben haben.

Wir sehen die griechischen Göttergestalten jetzt in ihrer rein künstlerischen Schönheit, sie sind uns nicht mehr Götter. So wird einst die dichterische Schönheit der Bibel voll gesehen werden, wenn sie nicht mehr Untergrund für Dogmen und Predigten sein wird.

Religiöse Erkenntnis, Schönheit, logische Vernunft, — dafür haben die drei Völker der alten Welt Weitwirkendes gegeben; die Juden die Bibel, die Griechen den Homer und die olympischen Göttergestalten und die Römer das corpus juris. Von den Völkern, die noch geschichtlich fortwirkend bestehen, läßt sich ein gleich Festes nicht bezeichnen.

Was die Italiener des 15. Jahrhunderts durch Wiedererweckung der Schönheit, die Deutschen durch die Reformation, die Franzosen durch Feststellung der Menschenrechte in der Revolution leisteten, erscheint nur als Befreiung von ästhetischer, kirchlicher und politischer Corruption. Das eigentlich ursprünglich Positive, was die modernen Völker in Philosophie, Naturwissenschaft und Dichtkunst zur Mehrung des menschlichen Besitzstandes hervorgebracht, ist noch flüssig in vielfältigen Einzelerscheinungen und hat sich noch nicht zu einem zusammenschließenden festen Gebilde krystallisirt.

Griechen und Juden gingen als staatliches Gemeinwesen zu Grunde und wurden dann die wirkungsvollsten Bildner der Allgemeinheit.

Nur die Völker, die Entdeckungen machen, haben eine Zukunft der Cultur.

In allen Gebieten menschlichen Seins und Wirkens macht sich bald eine Tradition breit; was ehedem Ausdruck des Zeitbewußtseins war, wird geerbt. So die Tradition als Dogma in der Kirche, der pathetische Ton im Theater, die Manier in allen Kunstgebieten, die sich nicht blos auf die Behandlung des Stoffes erstreckt. Und doch ist die Tradition nothwendig, wir müssen die Hinterlassenschaft der Vergangenheit antreten; aber die meisten Menschen sind Erben der Vergangenheit, wie der Kornspeicher Erbe des Ackerfeldes ist.

Die Seelen Friedrichs II. und Lessings, Schillers, Goethes und Kants sind Substanz des deutschen Volksgeistes geworden, — nicht faßbar im Einzelnen.

Ein Volk, das die großen Männer seiner Geschichte nicht hochhält, ist wie ein Mensch, der seine Eltern verleugnet.

Nicht das Geistreiche, nur das Weise erbt sich fort von Mund zu Mund als heilige Tradition.

Das erwachsene Thier kennt seine Eltern nicht. Das Thier hat keine Geschichte. Der Mensch, der von seinen Eltern weiß, steht in der Kette der großen Vergangenheit der Menschheit.

Es erbt sich eine ewig unbezahlte Schuld fort von Kind zu Kind. Kein Kind kann den Eltern ihre Sorgen und Mühen entgelten — die freilich ihren Freudenlohn in sich haben —, und so geht das von Geschlecht zu Geschlecht, und das ewig Ungetilgte macht Alles zur Einheit.

Du verstehst den Weltzusammenhang, aber nicht das Einzelleben, die Nothwendigkeit seiner Schicksale. Die Naturforschung kann den Lauf eines Sternes auf Jahrtausende hinaus berechnen, aber nicht den Gang eines Menschenlebens.

In der Natur giebt es kein Gut und Böse. Jedes Naturwesen thut, was es kann, und das ist nichts Böses. Den Menschen bestimmt aber nicht nur sein Können, sondern auch sein bewußtes Wollen und Sollen. Er kann aus eigenem Antrieb oder nach gegebenem Gesetz Dinge unterlassen, die er thun könnte, und hiermit beginnt das menschlich-sittliche Leben.

In der moralischen Welt ist das Dogma der Gnadenwahl faktisch da. Es kann keine Erziehungskunst Güte in die Seele pflanzen, so wenig man physisch einen Glanz der Milde in's Auge bringen kann, der nicht da ist. Wohlwollen ist eine Natur-Tugend.

Der Vogel in der freien Natur singt keinen Mißton, sein Gesang ist nur ihm selbst genehm und gemessen; er singt für sich, unbekümmert um Andere um ihn her, und kennt auch keinen Mißton von außen. Sobald das Harmonisiren mit sich und Anderen beginnt, entsteht auch nothwendig die Dissonanz. Der Mensch, der sein Denken und Empfinden so hinaustönen ließe wie der Vogel, hätte keinen Mißton in sich und mit Anderen; indem er zurückhält, indem er hört und mit sich vereinbart, entsteht der Mißton mit sich und Anderen.

Der Mensch allein bewirkt und thut etwas, statt blos Nahrung zu suchen, und er muß es für Andere thun; das bildet den Zusammenhang der Welt. Wann denkt er an den aus der Arbeit sich ergebenden Lohn? Ich glaube, inmitten der Arbeit Niemand, selbst der Holzhauer nicht; da will die Sache gethan sein. Ob aber vor- oder nachher, Motiv oder Resultat, das bildet den Unterschied der Menschen.

Unbefriedigtheit ist die Quelle vieler Leiden, aber auch die alles Fortschrittes im Leben des Einzelnen und der Völker.

Dieselbe Arbeit wiederholen und immer wieder — das erst ist Arbeit; alles Andere ist Lust, Liebhaberei. Die Natur wiederholt sich im Gesetz, der Mensch in der Pflicht.

Nicht im Auszeichnenden liegt die Würde eines Berufs, sondern in der Bewährung des rein Menschlichen, die in jedem Beruf möglich ist.

Wer um einer Idee willen seine Kraft in Bewegung setzt, tritt in die Region des Genies, so klein und unscheinbar auch sein Berufskreis sei.

Wird die Philosophie Sittengesetze bringen können, die sich auf zwei Tafeln in Stein schreiben lassen, wie die zehn Gebote? — Die Bildung kann ihrem Wesen nach nicht dogmatisch werden.

Man hält es für einen kleinen Schritt, aber es ist ein großer, durch den man zum ersten Mal zu der Einsicht gelangt, daß es wirklich dumme Menschen giebt, denen ein Verständniß nicht zu öffnen, eine nachhaltige Maßnahme nicht beizubringen ist.

Aus dem Unglauben an die Dummheit ärgert man sich oft über dieselbe, und warum? Weil uns die Wahrnehmung derselben dann stets überrascht. Man hatte das Haften einer Erkenntniß, eine Folgerichtigkeit erwartet und ist getäuscht.

Dumm kann nur der Mensch sein; das Thier ist nicht dumm, es lebt in der Stetigkeit und innerhalb der Grenzen seiner Naturbestimmung. Thiere mit Gewöhnungen, Abrichtungen, die über ihre angeborenen Funktionen hinausgehen, können uns auch als dumm ärgern, weil sie zeitweise unseren Uebertragungen nicht entsprechen.

Ein großer Irrthum der Pädagogen ist, aus einem einzelnen Fehler sofort eine allgemeine Lehre zu machen. Das hebt die Erkenntniß des einzelnen bestimmten Fehlers auf.

Es ist ein wunderbarer Schritt der geistigen Entwickelung, wenn ein Kind an seinem eigenen Körper rechts und links unterscheiden und bezeichnen lernt, es prägt sich eine reine und nicht blos sachlich zu begreifende Unterscheidungsform von großer Bedeutung ein; denn sobald man das denkende Subjekt wegnimmt, giebt es kein Rechts und Links.

Ist es gut, daß ein Kind schon in früher Jugendzeit an einer einzelnen Persönlichkeit lerne und erfahre, daß nicht alle Menschen vertrauens- und liebenswerth sind? Es mag nützlich sein, um gegen die nicht ausbleibende Unbill des Lebens zu stählen, um zu lehren, daß nicht alle Menschen in gleicher Weise zu behandeln und in Liebe zu umfassen sind, aber das Paradies des Daseins ist dadurch zerstört.

Eine fremde Sprache lernen und gut sprechen giebt der Seele eine innere Toleranz; man erkennt, daß alles innerste Leben sich auch noch anders fassen und darstellen lasse, man lernt fremdes Leben achten.

Wie fruchtbar wirkt es auf ein Kind, wenn es in natürlicher Wißbegierde etwas fragt, und man ihm darauf antworten kann; das geht ein, wirkt tief nach. Der Hauptfehler unseres Schullebens besteht darin, daß man zu essen bekommt, wenn man gar nicht hungrig ist, da schmeckt's nicht recht und gedeiht noch viel weniger. Die Hauptkunst der Pädagogik bestände in Hungrigmachen nach dieser und jener Erkenntniß.

Hier ließe sich auch der Spruch anwenden: Lasset die Kindlein zu mir kommen. Das Kommen, von selbst Wollen, ist das Fruchtbare, nicht das Drängen, Antreiben und Führen.

Die schwierigste Aufgabe des Erziehers besteht darin, daß jedes träumerische Selbstvergessen, jedes abgeschiedene in sich leben und nun gar alles mit sich selbst zu thun haben in ihm überwunden sein muß. Fortdauernd auf dem Anstand stehen, wobei man natürlich auch manches Wild laufen lassen muß, weil es nicht jagdbar, oder überhaupt nicht des Schusses werth; das eigene Leben immer nur oberflächlich behandeln und stets oder doch wesentlich ein fremdes im Auge haben, dazu gehört eine in sich fertige, geschlossene und in Liebe opferfreudige Natur.

Das Schwierigste in der Erziehung der Mädchen liegt darin, daß sie zur Individualität erzogen und doch wieder so gehalten werden sollen, um großentheils in eine fremde Individualität aufzugehen; sie müssen sogar ihren Familiennamen aufgeben und sich drein finden, anders gerufen zu werden.

Macht Bildung die Menschen glücklicher? Gewiß, wenn sie in Kenntnissen besteht, die zu Charakter, Gemüth, Wille und Einsicht geworden. Benimmt sie nur die Unwissenheit, so wird sie zum Verderb. Ein Mann aus dem Volke, der das, was er weiß, wirklich begreift und mit dem Ganzen seines Seins und Handelns in Einklang zu bringen vermag, ist gebildeter als ein bloßer Vielwisser.

Das höchste Resultat der Erziehung ist der Gleichmuth.

Liebe deinen Nächsten! Wenn du keinen Nächsten mehr zum Lieben hast, ist dein Leben todt.

Alle gebende Liebe ist unerschöpflicher, alle empfangende leichter ersättigt, alle produktive Kraft überschüssiger als das Produkt. Das ist's, was die Mystik des Sohar mit dem Gleichniß bezeichnet: „Das Kalb saugt immer weniger als die Kuh gesaugt sein will."

Der theilnehmenden, mitempfindenden Seele wird es schwer, die Grenzlinie inne zu halten, wo die verdrußbringende Einmischung in die Sache Anderer beginnt. Heller Kopf und warmes Herz wollen sich selten zusammenfinden.

Nur wer gegen Ungekannte wohlwollend ist, ist in der That wohlwollend.

Mit einem braven Mann, der Unrecht gethan hat, habe ich tiefes Mitleid.

Ich glaube, das ist ein Ton aus jenem großen Urwort: „Liebet eure Feinde".

Alle Liebe der Menschen muß erworben, erobert und verdient, über Hindernisse hinweg erhalten werden; die Mutterliebe allein hat man immer unerworben und unverdient.

Hingebung — Wegwerfung. Wenn du in der Freundschaft dich zu leicht und ungefordert hingegeben hast, so erscheint sie durch die lässliche Hinnahme des Andern wie Wegwerfung.

Als ein begehrenswerthes Loos, schön und gut, erscheint es oft, in einer vollen ganzen That sich aufbrauchen und dann sterben zu können. Aber der Zusammenbruch deiner Lebenskraft ist kein plötzlicher. Die übermüthige Selbstentäußerung rächt sich leicht an dir und läßt dich die noch beschiedenen Jahre hinsiechen, dir selbst entrückt und der Welt zur Last.

Wer Rache übt, verdirbt mit dem Andern auch sich.

Die schwerste Kunst ist, die Menschen lieben, ehren, achten und doch nichts von ihnen erwarten, Alles, was du empfängst, als reines Geschenk des Glückes zu empfangen.

Dem Böses angethan worden, sollte der nicht sagen können: Die Schlechten haben aus ihrer Natur gehandelt, warum ihnen zürnen? Was liegt daran, daß eben du das erleiden mußtest?

Wenn aber das dir Widerfahrene ein allgemein Verderbliches ist, so daß die sittliche Welt nicht bestehen könnte, wenn Jeglicher so handelte, dann mußt du dagegen kämpfen. Dann gilt von den Giftseelen das Wort: „Sie sind giftig wie die Schlangen und müssen ausgerottet werden wie die Schlangen".

Die feine Lebensart, das, was man Noblesse des Benehmens nennt, wirkt stellvertretend oft das Gleiche, wie die innere Güte. Die Wohlhandlung hat da nicht das Wohlwollen zum Grunde, vielmehr nur die gute Gewöhnung.

Liebe ist eine von Natur angeborne, Haß eine durch Conflikt entstandene Seelenstimmung. Die Liebe idealisirt den Gegenstand ihres Affektes und sucht sein Leben zu erhöhen; der Haß karrikirt das Gehaßte und sucht seinen Bestand zu mindern oder ganz zu vertilgen. Der Haß drückt sich am schärfsten in dem Sprüchwort aus: Er gäbe ein Auge drum, wenn der Andere kein's hätte.

Der Haß kann vererbt werden, die Liebe nicht.

Eine Aussöhnung hinterläßt mindestens in der ersten Zeit ein Gefühl der Verfremdung. Man war dem Freunde fremd, wollte und mußte es sein, und da ist man nicht so rasch wieder bei und mit ihm daheim.

Am wenigsten vermag unser Wille über das Gedächtniß. Was willst du in Erinnerung behalten, was nicht? Du kannst es nicht bestimmen und doch ist die Erinnerung, die bewußte und unbewußte, der bestimmende Grund für Handlungen und Empfindungen. Vergeben und Vergessen! Vergeben ist ein Akt des Willens, Vergessen nicht.

Bist du Gottes Sohn, so erlöse dich. — So ruft die Welt jedem ringenden und an's Marterkreuz der Lebenssorge geschlagenen Genius zu.

Und hat sie nicht ein Recht, so zu rufen? Giebt es ein anderes Wahrzeichen der göttlichen Sendung, als sich selbst aus Schwere und Gebundenheit erlösen?

Ist das Licht in der Seele eines Menschen wie ein unfaßbarer elektrischer Funke, der sich nicht festhalten läßt, der aufblitzt in Entschluß und That? So lange kein Gewitter am Himmel ist, schicken wir frei nach unserem Willen den Funken durch den ausgespannten Draht; sprechen aber die großen ewig unbewältigten Urmächte drein, dann hört das Menschenwort auf, von selbst fahren die Funken auf den leitenden Drähten dahin: das Chaos spricht Unfaßliches.

Es giebt eine frisch gesammelte innere Entschließung, die die Seele schon im Voraus mit jener Sättigung erfüllt, die erst der vollbrachten That zukommt, ja diese Vorerfüllung ist noch mehr und unermüdeter als die wirkliche äußere Erfüllung.

Den Glaubenssatz versteht Jeder nach seinem eigenen Sinn, wie Jeder in seiner ihm allein angehörenden im letzten Ton unnachahmlichen Stimme spricht. Die That, die gerechte, die schöne, die freie That allein kann nicht gedeutet, kann nicht mißverstanden, von Einzelnen nicht verändert werden.

Die bewußte freie That allein bestimmt Werth und Unwerth des Menschen; erhabene Gedanken erhöhen, schlimme erniedrigen ihn nicht, wenn er jene nicht zur That machen konnte, und wenn er diese vor der That in sich vernichtete.

Wer nicht bewußt und muthig den Kampf des Daseins auf sich nimmt, der muß die Angst des Daseins auf sich nehmen.

Wer sein Lebenshaus zu schnell und leicht baut, muß sich gefaßt halten, daß jeder vorüberfahrende Wagen ihm sein Heim erschüttert.

Viele Bedrängnisse im Leben sind wie unheimliches Wetter draußen. Von der Stube aus, in abgesperrter Atmosphäre betrachtet, scheint es unerträglich, aber draußen, mitten drin wirkt es auf den an sich Gesunden erfrischend.

Es giebt eine Dogmatik der Sitte, die eine große unumstößliche ist, von der sich Niemand ungestraft dispensiren darf. Wie man in Erhitzung nicht trinken darf, so darf man auch in Gemüthsbewegungen, die das ganze Wesen aufwühlen, in Zuständen der Trauer, des Unglücks, nichts Lebenbestimmendes festsetzen. Es sind Zeiten gesetzt, nach denen das erst sein darf, und wer sie überspringt, muß sie doch wieder nachholen, und es kann dadurch ein Schaden in der Seele angerichtet werden, der gar nicht mehr gut zu machen ist und an dem man lebenslänglich kränkelt.

Wer das Gefühl hat, nicht ganz brav zu sein, etwas zu haben, was er verbergen muß, der erschrickt leicht und ist leicht verblüfft. Die diplomatischen Naturen erschrecken deshalb nicht, weil sie stets im Gefühle stehen, daß der Andere nicht minder zu verbergen hat.

Wer sich sagen kann: ich darf ganz wahr sein — der ist im Rechten.

Wer einen dunkeln Fleck im Auge hat, sieht diesen als dunkeln Fleck außer sich.

Die Lüge ist eine Frucht der Furcht. Das Bewußtsein, sich in einen Gegensatz zum Rechten gebracht zu haben, sucht sich heraus zu retten, und die Tradition des Schicklichen und Herkömmlichen macht lügnerisch. Die ersten Menschen der biblischen Tradition logen aus Furcht.

Wie im isolirten Naturzustande Jedes thut, was es kann ohne Sünde, so ist innerlich alles Denken und Empfinden an sich gut und unschuldig. Erst durch den Gegensatz und die Nothwendigkeit der Gemeinsamkeit tritt die Lüge, der Widersinn ein, aber auch das Sittliche; denn der Mensch ist erst menschlich und sittlich durch die Gemeinsamkeit.

Fleiß und Wahrhaftigkeit, Trägheit und Lüge sind vielfach in einander und erscheinen nur als zwei Momente derselben Substanz. Fleiß ist Wahrhaftigkeit vor sich selber, thätige Bewegung der Kraft, Trägheit beschönigt sich vor sich und vor Anderen und erscheint als Lüge.

Auch in die Tugend des gemeinnützigen Strebens kann sich Selbstsucht einschleichen. Der echte Edelsinn aber freut sich eben so sehr, wenn etwas Gutes, das er bewirken wollte, durch einen Andern geschieht, als wenn er's selbst gethan hätte. Es kommt immer wieder Alles darauf hinaus, daß wir erkennen, das menschlich Sittliche beruht in der Gemeinsamkeit.

Wehe dem, der jeden Tag sein Leben, die ganze Welt für sich neu aufbauen muß. Die Sonne leuchtet ihm nicht von selbst, denn neben ihm ist Tod und Finsterniß. Wer auf die Sonne in einem andern Menschen zu warten hat, der zerstreut vergebens die Nacht, das Chaos; plötzlich ist Nacht und Chaos wieder da.

Ich habe einem Menschen in's Angesicht gesehen, der mir zuerst etwas verhehlte, dann gradaus etwas vorlog; es zuckte keine Miene in seinem Antlitze, ich fühlte ein Beben in mir, denn ich log ja selber, ich hatte nicht den Muth ihm zu sagen: du lügst.

Wenn ein Teufel in der Luft schwebte, er hätte seine Freude daran haben müssen, wie da zwei Ebenbilder Gottes dreinsahen.

Welche von beiden ist die wohligere Empfindung: die, etwas Rechtschaffenes gethan zu haben oder die, ein begangenes Unrecht mit Ueberwindung wieder gut gemacht zu haben? Jenes ist das Gefühl der Sättigung, dieses wie das Gefühl der flüggen Gehobenheit nach einem langentbehrten erfrischenden Bade. Aus dieser genußreichen Einkehr und Umkehr nach dem Sündenfalle erklären sich vielerlei Erscheinungen im Kirchenthum.

Die Wiederaufrichtung der gebeugten und gefallenen Natur durch die innewohnende eigene Kraft ist ein durchgehender Grundzug in den dramatischen Dichtungen Heinrichs von Kleist.

Die Pfahlwurzel der Freundschaft ist die gemeinsame Liebe zur Wahrheit.

Der energische Uebelthäter imponirt nicht nur Anderen, sondern auch sich selber durch seine Willenskraft; sein Weltgefühl geht ganz in seinem Selbstgefühl auf.

Du sollst dem Blinden nicht von der Farbe reden. Aber wer ist der Blinde, wer der Sehende? Von dem Augenblicke an, wo du darauf verzichtet hast, eine gewonnene Erkenntniß Anderen mitzutheilen, hast du dein Bestes aufgegeben.

Resignation auf eigenes Glück ist schwer, aber Resignation auf Beglückung Anderer ist ein Bannspruch, der das Leben öde und heimathlos macht. Denn obschon du weißt, daß dir selber die Erkenntniß weniger genutzt hat, als das angeborene Wesen, hast du doch stets die Hoffnung zur Erkenntniß, sie werde Anderen nützen, wenn sie ihnen nur recht offenbar würde. Wir klammern uns an abstracte Wahrheiten, auch wenn wir noch so sehr fühlen, daß nur derjenige Theil derselben, der in unser gewohnheitsmäßiges Sein übergegangen, wirklich unser eigen geworden ist.

Der Selbsterhaltungstrieb und das Recht der freiesten Selbstentwicklung geht nicht ohne Verletzung und Hintansetzung coexistirender Rechtsgebiete oder ohne Rücksichtslosigkeit vor sich, und die Frage um das Bemessen des Guten besteht eben in der gerechten Abwägung. Jeder bedeutende weit und allgemein wirkende Mann muß von sich abwerfen, was die freie Entwicklung seines Naturells hemmt. Das geht nicht ohne Verletzung Anderer ab. Wer eine höhere Mission zu erfüllen hat, muß über die geringere Rechtssphäre wegschreiten. Das Bessere ist der Feind des Guten. Die Frage und Aufgabe oder das Problem ist nur, wo und wann ist das Bessere, das der Feind des Guten sein darf. Starke Naturen fühlen das in sich, der Muth kann höhere Tugend, kann aber auch Laster werden. Ein Kriterium kann darin gefunden werden, ob das, was der Einzelne will und nur mit Verletzung bestehender Verpflichtungen oder Rücksichten durchführen kann, ein Egoistisches ist, oder ein über die Persönlichkeit hinaus Gemeinnütziges. Aber das löst die Frage noch nicht; denn der Despot, der Tyrann kann ebenfalls Gemeinnütziges wollen. Die Frage ist daher noch nach vielen Seiten offen.

Die belebte Menschengemeinschaft hat das Gute, daß Störung und Widerspruch sich leichter in ihr verwindet und überwindet. In der Einsamkeit erschreckt nicht nur jeder disharmonische Ton von außen, er klingt noch lange nach. Die Einsamkeit erhöht die Empfänglichkeit für reinere und feinere Fassung des Lebens, aber auch die Reizbarkeit; sie schärft das Ohr, macht es aber auch empfindlicher und verletzlicher.

Nichts ist peinlich ermüdender, auch in der Nachwirkung, als eine leere, zwecklose Gesellschaft. Es ist Einem zu Muthe, als ob man mit hölzernem Hammer auf Steine geschlagen hätte, unnütze Arbeit, und hätte man ein scharfes Werzeug, es würde stumpf.

Im Gesellschaftsleben ist die Etiquette, was im Kirchenleben die Ceremonie; beide gingen aus einem innern Bedürfniß hervor, werden aber äußerlich und hohl, sobald man das, was damit ausgedrückt werden soll, vergißt oder verschmäht.

Menschen, die ein ödes, nichtiges, auf Zeitvertreib gestelltes Dasein führen, die kein Leben in sich und im Alleinsein kennen und stets nur auf gesellschaftliches Ausleben mit und von Anderen warten, solche Menschen haben eigentlich einen stillen Haß gegen alle in ihrer Selbstheit und innern Arbeit ruhende Naturen, sie maskiren diesen inneren Widersatz gern, er kommt aber unversehens heraus. Sie müßten sich selbst verachten, wenn sie den Anderen anerkennen wollten, und Selbstverachtung ist die schwerste Aufgabe.

Manche Menschen machen es mit ihren Sommeraufenthalten wie es in den Concerten hergeht, siebenerlei Musikstücke auf einmal; hier muß Alles gehört, dort Alles in einem Zug gesehen werden, täglich Anderes; hier wie dort fehlt das Einleben und Durchempfinden des Einzelnen, es bleibt kein nachhaltiger Eindruck.

Es ist ein seltsames schweres Gefühl, Menschen, denen man lange Zeit Hohes zumuthete, plötzlich klar als platte Naturen zu erkennen. Es hat aber sein Gutes, man echauffirt sich nicht mehr darüber.

Eine tiefe unerschöpfliche Quelle von Selbstquälerei und Verstimmung und Gekränktheit liegt darin, daß man oberflächlichen Naturen irgend ein Grundsätzliches und Gewolltes zumuthet. Alles ist ihnen ja nur Conversation, momentane Anregung, Zeitvertreib, weiter nichts. Sie sind aber darum nicht böse. Soll die Lerche sich über den Sperling grämen, oder ihm vorwerfen, daß er nur kurze Flugkraft hat?

Es giebt auch Menschen, die eine Art Metronom sind, das macht keine Musik, zeigt keine bestimmte Stunde an und ist doch das Maß für die meiste Musik, und alle Composition muß sich darnach richten. Es sind das prosaisch exakte, aber eben dadurch sehr nothwendige Naturen.

Haben und Sein. Es giebt Menschen, die goldene Sparkassen haben und nichts darin als etwa Spielmarken, und Andere, die in irdenen Gefäßen Schätze sammeln. Jene verwenden Alles auf den Behälter, diese müssen erst zerbrochen werden, damit man zu ihrem Inhalt komme.

Ehedem in Gewohnheit und hergebrachtem Verkehr werth gewordene Menschen nun beziehungslos flüchtig wiedersehen und keine rechte Anknüpfung finden können, das giebt die Probe des ganzen Verhältnisses und seiner Bedeutung. Es ist wie ein Baum, eine Gegend oft nur im Blätterschmuck und Sonnenschein anspricht, das echt Schöne muß in der ganzen Structur echt und schön sein.

Ich habe noch keinen Menschenverächter gefunden, der aus niederen, das heißt armen Verhältnissen stammte. Wer aus sich sein Ideal geschaffen oder doch sich zu etwas gemacht hat, der glaubt an die Menschen; wer als Erbmensch aufgewachsen ist, hat das nicht.

Es giebt Menschen, die in ihrem Anschluß, in ihrer Anlehnung an Personen und Sachen ihren Schwerpunkt nie aus sich heraus auf ein Anderes verlegen. Stürzt oder weicht nun das, worauf sie sich lehnen, kommen sie nicht zum Fall, kaum zum Schwanken. Die Gradverschiedenheit macht diese Naturen weltklug oder weise.

Tiefere poetische und philosophische Naturen sind selten oder nie Bonmotisten. Diese sind vielmehr die Sprudel- und Schaumgeister.

Den Witz als ständige Geistesnahrung betrachten, das heißt Sauerteig als Brod backen wollen. Nur im guten, süßen Teig ist er richtige Triebkraft aber nicht Nahrungsstoff an sich.

Es giebt Tage, wo dir Alles, was du in die Hand nehmen willst, aus der Hand fällt, und so giebt es auch Tage, wo dein Geist nichts fassen kann, keinen festen Gedanken, keinen Entschluß; hab' Geduld, laß solche Tage in stiller Gewöhnung vorübergehen, deine Fassung, dein Festhalten, körperlich und geistig kommt schon wieder.

Hätte der Hirtenknabe nicht seine Lust an der Peitsche und das Glück, daß er knallen darf und daß das weithin schallt, er hielte das einförmige Leben nicht aus.

Man baut die Schiffe auf trockenem Lande. Man könnte das auch als Sinnbild der abstrakten Wissenschaft betrachten. Nicht inmitten der Strömung und doch für sie vorbereitet, läßt sich das Werkzeug zu deren Bewältigung aufbauen, sondern nur von denen, die am trockenen Ufer leben.

Die Kräfte und Mittel der Propaganda und die der Agitation sind nicht dieselben und gehen darum oft auseinander. Es ist ein großer Irrthum, Schriftsteller, Dichter, Philosophen für geeignete Agitatoren im unmittelbaren Leben zu halten. Der Bauer, der den Acker bestellt, in Aussaat und Ernte, ist darum nicht auch der Bäcker.

Bei feierlichen Handlungen eine nachläßige und bequeme Haltung einnehmen ist Mangel an Ehrfurcht.

In der Hauptstadt sind bequeme Sessel hingestellt für das zu trauende Brautpaar. Das ist modischer Widersinn. Aufrecht hält sich der Mensch naturgemäß in einem erhebungsvollen Momente.

Zu dem Schwierigsten gehört, einen Geistlichen von der Hohlheit einer Phrase zu überzeugen. Der Sprachornat ist ihnen gar zu genehm, sie können ihn schwer ablegen, sie müssen das ganze Jahr die höchsten einfachen Gedanken immer bauschig aufdonnern und manchmal nach bloßen Klangwirkungen haschen, daß ihnen die Phrase nur schwer abzugewöhnen ist und ein Bild konkret zu schauen ihnen müssig wird.

Es möchte eine besondere Erörterung verdienen, daß der Soldat Cartesius aus dem Selbstbewußtsein heraus (cogito ergo sum) das ganze Denkleben aufbaute; das Selbstbewußtsein und zwar das eigenartig gesteigerte, ist vor Allem Lebensprincip des Soldaten.

Es gilt allgemein für unschicklich und boshaft über Körperfehler zu spotten, nicht so über Geistesfehler und diese sind doch oft nicht minder eingeboren; allerdings sind sie weniger sichtbar und auch weniger unterscheidbar von dem, wofür wir uns gegenseitig verantwortlich machen.

Es giebt einen gebildeten Gang. Ohne den Menschen aus der Ferne zu kennen, sieht man an der ganzen Haltung und Tragung des Körpers, ob ein Mensch von einer Idee bewegt war oder ist, es ist eine gewisse Herrschaft des Geistes über den Körper ausgedrückt. Nicht das Soldatische bringt das zuwege, sondern das ganze Individuelle des Geistes- und Gemüthslebens. Das alte Wort: der Geist schafft sich den Körper, läßt sich dahin reduciren, daß er eine gewisse architektonische Richte zuwege bringt.

Wenn man einen starken Sägeklotz bei der Sägmühle sieht, sagt fast jeder Betrachtende: ei, was muß das für ein Baum gewesen sein, wo stehen denn noch solche? Es geht auch oft im Menschenleben so. Man hält dem gefällten Baum große Nachrede.

Man schneidet die zweite Schur, das Oehmd viel ruhiger, als das erste Gras.

Die immer nur das Vergangene loben, sitzen eben rückwärts auf dem rollenden Wagen der Zeit, sie sehen nur, was bereits vorüber ist.

Ein gut Theil des Gouvernanten-Elends besteht darin, daß die Erzieherinnen noch zu viel mit sich zu thun haben und demgemäß auch von außen, von der Umgebung besondere Betrachtnahme heischen. In sich unreife Früchte, noch der Nahrungszufuhr vom Baume bedürftig, halten sie sich für reif und wollen Andere nähren. Dazu kommt, daß der Abschluß des Lebens bei der Frau oft nur ein scheinbarer ist. Ein Mann, der den Entschluß gefaßt hat, ledig zu bleiben, erachtet denselben weit mehr unumstößlich, als ein Mädchen.

Das Pedal des Klaviers kann quieken und doch hören wir die reine Melodie. Wir vermögen durch intellektuelle Willenskraft den störenden Ton zu isoliren. Das können wir auch im Leben den Häßlichkeiten der Erscheinungen gegenüber, und wer das thut, der heißt Idealist.

In jeder Auseinandersetzung, gegenseitigen Aufklärung, und sei sie noch so freundlich und liebreich, liegt etwas Nachsäuerndes; man ist gewissermaßen fertig mit einem Lebensverhältniß und neue liegen vor uns in Morgennebel eingehüllt. Jede Erklärung, Erörterung benimmt unserm Leben und unsern Beziehungen zu Anderen die beseligende Kraft der Unmittelbarkeit; nicht einmal in innerlichen, subjektiven Dingen duldet die Welt eine Unmittelbarkeit, um so weniger in äußeren Dingen, Beziehungen zu Anderen; die Vernunft ist erlösend, aber sie löst auch die stille Seligkeit des unmittelbaren Naturdaseins auf. Und obschon Mißverständnisse oft zum tiefsten Verstehen, Verkennungen zum tiefsten Erkennen führen, wird der Vorgang nicht leicht vergessen, es sei denn von einem Liebenden.

Gerade in Zeiten der reinsten Erhebung, in den Stunden der heiligsten Betrachtungen und Entschlüsse werden wir oft durch kleinliche äußerliche Nichtigkeiten gestört.

Oder fühlen wir diese Störungen nur in solchen Momenten?

Das höhere Leben muß sofort die Kleinlichkeit überwinden lernen.

Es giebt Menschen, die in den letzten fünf Minuten vor der Abfahrt mit der Eisenbahn ruhig studiren, sprechen und genießen. — Ein Bild des Lebens mit dem Wissen von dem Tod.

Die Gaben der Reichen und Armen!

Der Reiche macht bei jeder größeren Gabe so zu sagen Inventur seines Besitzthums und giebt darum schwerer, der Arme denkt nicht daran und giebt darum leichter und freier.

„Groß und abscheulich!“ sagt Lessings Nathan, das ist der Grundton der Vereinbarung von Erkenntniß und Humanität.

Wenn man jung ist, glaubt man mit dem geringsten Leiden nicht leben zu können, das muß beseitigt werden. Wenn man alt ist, lernt man mit beständigem Leiden leben.

Um eine Erfahrung reicher, um einen Glauben ärmer, es ist dasselbe. Aber es sind zwei ganz verschiedene Naturen, die das sagen.

Alle ehrlichen Gegner müssen sich über ein Unantastbares oder Unbeweisbares vereinigen können.

Durch Theilnahme Anderer wird oft die Empfindung eigenen Schmerzes erhöht. Ein Kind, das gefallen ist, schreit weit weniger und hört viel früher auf, wenn Niemand zugegen ist, seinen Schmerz zu bemitleiden.

Gegensatz des conventionellen Menschen, der die gewohnten nöthigen Begriffe und Lebensformen leicht handhabt, ist die productive Natur, die sich Alles das individuell selbst schafft. Freilich entdeckt sie oft längst Offenbares, aber es wird dadurch neu eigen und mehrt sich.

Ich habe mein Schicksal verdient. Wer das einmal in bitterer Noth voll erkannt hat, der kennt das letzte Wort der Resignation.

Wer viel in der Phantasie lebt, ist der Wirklichkeit gegenüber leicht zaghaft.

Wer nicht scharfsichtig ist, sondern kurzsichtig, der wird von Manchem, was sich als Häßliches, Erschreckendes dem Auge darbietet, gar nicht berührt, er sieht es einfach nicht; dagegen schaudert ihm vor Manchem, was ein schärferes Auge als indifferent erkennt. Es ist ebenso gut als nachtheilig, leiblich und geistig eine Brille zu tragen.

Die wohlthuendste Lebenskunst ist, alles Kleine klein und leicht und alles Große groß und nachdrücklich zu behandeln.

Man kann nicht groß von der Menschheit denken und klein von den Menschen. Wer nicht in Jedem ein Atom des Allgemeinen erkennt, für den ist das Allgemeine nur Phrase und Aufputz.

Wenn man im Glück ist, ist es leicht, wohlwollend, gutmüthig, neidlos, bescheiden zu sein; es ist das Gefühl der Sättigung, das uns leicht gegen Jeden mittheilend, theilnehmend, selbstvergessend macht. Wie anders aber, wenn man im Unglück ist. Die Unbefriedigtheit macht leicht anspruchsvoll. „Laßt mich in Ruh mit euren ewigen Ansprüchen!“ sagt man am liebsten gerade da, wo man selber Ansprüche macht.

Tiefere Naturen werden von seichten leicht gekränkt, weil Diese Worte und Begriffe gebrauchen, die Jene tiefer, sachlicher, ernster nehmen, während sie doch nur Phrasen oder Ausbrüche des leidenschaftlichen Moments waren.

Wie es fremde Menschen giebt, deren Stimme, so giebt es fremde Städte, deren Glocke uns heimathlich anmuthet; es liegt etwas darin, das uns sagt: Bleib da, es wird dir bei mir wohl sein.

Heftige Körperschmerzen treten, sobald sie vorüber, alsbald in eine solche Vergangenheit, daß wir uns ihre eigenthümliche Beschaffenheit fast gar nicht zurückrufen können; Seelenleiden dagegen treten nicht so leicht in volle Vergangenheit, erstehen vielmehr bei der Erinnerung frisch und lebhaft. Dies mag daher kommen, daß ein Körperleiden als in die Erscheinung getreten, äußerlich an dem Körpertheile haftete; ist der Körper gesund, so ist das Wesen des Leides aufgehoben, die Erinnerung als rein geistige, kann das Körperleiden nicht unmittelbar im Körper so erzeugen, daß es in seiner Eigenthümlichkeit wieder dasteht; das Seelenleiden dagegen, das die Seele, das Werkzeug der Erinnerung, unmittelbar ergriffen, kann also durch diese Erinnerung wieder ganz als solches hervortreten.

Es giebt Menschen, denen man bei jeder Begegnung etwas Gutes thun, Beglückendes mittheilen möchte. Das sind diejenigen, welche rein durch ihre Erscheinung die echte Liebe erwecken und den Sonnenschein des Lebens mit sich bringen.

Es giebt Tage, wo das ganze Wesen von unnennbarer Freude getragen, die Seele so flügge ist, als hätte man ein Glück empfangen oder in nächster Stunde zu erwarten.

Wie sich eine Landschaft nicht bei Sonnenschein allein oder bei Regen allein beurtheilen läßt, so auch ein Mensch nicht im Sonnenschein der Freude oder in der Betrübniß eines Ungemachs. Man muß verschiedenes Wetter mit ihm erlebt haben.

Verstimmung und Zweifelsucht aus der Seele nehmen erzeugt ein Gefühl der Genesung, Liebe und Vertrauen machen die eigentliche seelische Gesundheit aus, und in der Genesung liegt das Wohlgefühl des Wachsens.

Stimmungen verhalten sich zum Charakter, wie die Ströme zum Meere; dort Bewegung nach außen, hier Bewegung in sich. Der Charakter nimmt die Stimmungen auf, aber er ist und bleibt derselbe; die Stimmung spiegelt das Uferleben, das Leben umher ab in seiner Heiterkeit und Trübe, das endlose Meer spiegelt nichts ab als das Allgemeine und Ständige, die Himmelswölbung über ihm. Traurig der, der von dem endlichen Strome nie hinausgelangt auf die hohe See, traurig aber auch der, der ewig auf hoher See verweilend nicht kennt die Hoffnungen und Leiden, die Lust und den Schmerz der Binnenländer.

Einem verehrten Geiste huldigen ist beglückender als jede Verehrung, die man selber erfährt, auch schon deshalb, weil das Gefühl der Beschämung wegfällt.

Ein Mensch, der keinerlei Kunst gelernt hat und versteht, ist trocken wie eine Gegend ohne Wasser; es fehlt das bewegt Belebende.

Man erkennt und anerkennt gern das intellektuelle Genie, wie es sich in Staat, Wissenschaft und Kunst manifestirt. Es giebt aber auch ein Genie der Moralität, Menschen von einer initiativen Kraft und Ständigkeit im Wohlthun, und dieses Genie der Moralität hat die besondere Gunst, daß es sich im kleinsten Lebenskreise ausleben kann.

Man sagt, daß man im Augenstrahl die Seele sehen könne. Ich bin darin oft getäuscht worden, selten aber im Ton der Stimme, wenn ich auf den Grundton merkte. Man kann die Seele nicht sehen aber vielleicht hören.

„Ich will in der Heimatherde begraben sein“ sagt der sterbende Joseph in Egypten zu seinen Brüdern. Und so geht es beim Alter in der Fremde, auch in der geistigen; es ist eine Sehnsucht nach dem Heimathland der Empfindung in der Jugend, und die Seele will in ihm begraben sein und die letzte Ruhe finden.

Beharrlichkeit hat Goethe als obersten Grundsatz des tüchtigen Lebens aufgestellt und selbst bewahret.

Was im Wechsel der Zeiten zu beharren bestimmt ist, muß aus dem Beharren und nicht blos aus momentaner Anmuthung hervor gegangen sein.

„So muß man des Todes Bitterkeit vertreiben," pflegte Goethe bisweilen im Aufathmen von rastloser Arbeit zu sagen. Und es giebt nichts Anderes als Arbeiten, so lang es tagt; denn Arbeit allein und die aus ihr strömende reine Luft macht das Leben zum Leben.

Was wäre die Erde ohne Berge, die uns den Blick in's Weite der Natur geben? Was wäre die Menschengeschichte ohne Heroen, die uns den weiten Blick in's Geistesreich geben? Etwas vom freien reinen Athem der Berge zieht in uns ein, wenn wir uns neben die Heroen des Geistes versetzen.

Menschen, die schnell, fertig formulirt Empfindung und Urtheil über ein bedeutendes Kunstwerk aussprechen, waren keinen Augenblick in die reine Aufnahme desselben verloren. Sie empfinden nicht das Werk sondern nur das, was es ihnen zur Mehrung ihres Gesprächsstoffes bringt.

Wer in der Zeitung lesend zuerst nach dem Courszettel sieht, wie etwa die Frauen zuerst nach den Familienanzeigen, dem geht das Zeitleben und die darin sich bewegende Idee nicht mehr frei und in ihren wesentlichen Beziehungen auf.

Es giebt eine Heuchelei des Märtyrerthums. Freut euch Opfer zu sein! rufen die frommen Heuchler. Aber selbst die Größten, deren Dasein einen Wendepunkt der Weltgeschichte bezeichnet, wollten nicht, daß sie zermalmt würden, sondern waren nur bereit, wenn es denn sein müßte, zermalmt zu werden. Das Bangen auf der Spitze des Entscheidungskampfes ist naturnothwendig und nur durch die Willenskraft zu überwinden.

Es giebt eine Profanation der Seele, die sich für Weltklugheit ausgiebt; sie beginnt in dem Momente, wo du deine Lebensfreude nicht mehr in und von deiner Arbeit erhofft, und sie schädigt unheilbar, wenn du an lässiger Arbeit dir genügst und nur auf den Ertrag bedacht bist.

Es giebt profane Naturen, die nie und nimmer in das reine Naturheiligthum eines Genies eintreten können. Der Verkehr mit ihnen bleibt darum stets ein exoterischer, unterhaltsamer, weiheloser.

Hier liegt ein Kernpunkt vom Wesen der Religion, die einen erhabenen Menschen zum Mittelpunkte macht. Es ist ein Erhabenes, ein Genie allen Menschen nahe zu bringen. Das ist die echte Offenbarung. Natürlich stehen aber auch hier die profanen Millionen ewig draußen und halten sich an Costüm und Dogmen. Mit einem Menschen, der Goethe intim kennt und damit liebt, läßt sich gut und schön leben und leicht verständigen.

Es giebt Menschen, die nur Regen und Sonnenschein kennen und haben; es giebt aber auch Seelen voll Thau bildender Kraft, das sind die stillen, in sich reichen und triebkräftigen, die mehr innerlich als äußerlich erleben.

Es giebt zweierlei Arten, Unglück zu ertragen und zu überwinden. Die eine ist, das Unglück als etwas Bedeutendes anzusehen, das uns läutern und erheben soll, dies ist der Charakter der Religion und der Religiösen. Die andere Art ist, das Unglück als etwas Richtiges zu erkennen und wenn es sich doch mächtig geltend macht, sich durch die Elasticität der eingeborenen Natur darüber emporzuschnellen. Da hilft denn ein gewisser Leichtmuth, gewöhnlich Leichtsinn genannt, darüber hinweg. Dies ist die Art sogenannter heidnischer Naturen, die die Erlebnisse wie die Bestandtheile eines Kunstwerkes betrachten und formen.

Je höher die Natur, um so vereinsamter ist sie, aber sie bedarf der realen Gemeinschaft nicht, sie hat die ideale Gemeinschaft, den Inhalt des erweiterten Lebens in sich selber. So Shakespeare, Spinoza, Kant, Goethe.

Höher gestimmte ideale Naturen leben in der höhern Luftschicht oder wie der Vogel auf den Bäumen. Das schlimme Tageswetter unten auf dem Boden ficht sie nicht an, sie singen wie der Vogel weiter.

Wer eine volle, unzersplitterte Subjektivität sein und wirksam bethätigen will, der muß ein Stück Martyrium auf sich nehmen. Wer sich selbst hat, hat die Welt nicht und kommt auf Schritt und Tritt vor einen Gegensatz. Wie viele der großen Subjektivitäten, die der Welt eine neue Wendung gaben, wurden entweder Märtyrer oder Despoten.

Nicht wer das scheinbar Unerreichbare will, darf ein Schwärmer genannt werden, sondern wer das Ungewöhnliche, das er wollte, bei eintretenden Hindernissen leicht wieder aufgiebt. Wer nicht die eigenen Kräfte überlegt und die Kraft des Widerstandes von außen, der ist ein Schwärmer.

Sieht der Künstler die Dinge in der That schöner, als sie sind? Der Künstler, der den Lichtblitz an einem kupfernen Kessel festhält, sieht den Kessel als einen Träger des Lichtes, und das ist freilich anders, als er dem Auge der Küchenmagd erscheint, die das Licht nur als Träger der Reinlichkeit beachtet.

Die sogenannten Realisten, die nicht Materialisten sind, haben weit mehr wahren und wirklichen Idealismus als die Idealisten als solche oder die Ueberschwänglichen. Sie glauben und wissen die Schönheit, Güte, Größe, Tugend in der wirklichen Welt, sie kennen und halten sie.

Es giebt Weise, die aus vereinzelter Kundgebung Wesenheit und Standort eines Menschen derart verstehen, daß sie wie aus einem Glockenton erkennen, aus welchem Metall die Glocke gegossen ist und in welcher Höhe sie hängt.

Das freie volle Geistesleben ergießt sich, unbekümmert wohin es fallen mag, es regnet auch auf Sandflächen, wo nichts wächst; denn das volle Naturleben ist überreich.

Man kann die Allgemeinheit lieben, aber verehren kann man nur eine den Geist in sich zusammenfassende Persönlichkeit.

Wer sein Leben auf ideale Zwecke gestellt hat, dem blüht immer etwas; es bewegt sich und damit ihn. Wer aber nur selbstische Zwecke will, dem blüht das Leben wohl momentan, ist dann aber auch oft wieder ganz abgewelkt.

„Voilà un homme!" sagte Napoleon hinter Goethe drein, der ihn in Erfurt besucht hatte. Wunderlich! Also auch in Napoleon steckte etwas von Diogenes, der Menschen suchte. Auf der äußersten Spitze wie in der äußersten Tiefe dasselbe Empfinden. Der reinen Geistesmacht gegenüber wiederholt sich das „Ecce homo."

Und in der That, der ideale Mensch sucht das entsprechende Bild, aber auch der Gegensatz, der blasirte Menschenverächter wird die Sehnsucht, das Streben nicht los, zu suchen und ist überrascht, wenn er findet.

Die Ascetik der Kirche betrachtet das Leben aus dem Gesichtspunkte des Todes, die freie thatenfrohe Erkenntniß dagegen aus dem Gesichtspunkte des heitern Schaffens.

Von Erasmus wird erzählt, er habe Leben und Lehren des Socrates dermaßen verehrt, daß er ihn gern unter die Heiligen versetzt und gebetet hätte: „Heiliger Socrates bitt' für uns!"

Von Jesus und Socrates ist nichts Selbstaufgezeichnetes da. Sie erscheinen nur in der Vielfältigkeit ihrer Jünger, wenn man so sagen kann als unendliche Persönlichkeit. Die Tradition giebt den Fernenduft und aus ihm die Mythenbildung. Der schriftstellerische festbestimmte Ausdruck begrenzt die Persönlichkeit und erstarrt die flüssige Bewegung; in der mündlichen Tradition spricht die Persönlichkeit bereits aus einem Jenseits.

Nil admirari, vor keiner Erscheinung mehr bewundernd, betroffen stehen ist das Schlußwort der Stoiker als Ergebniß reicher Erfahrung und unabhängigen Denkens. Aber die Verlebten, die greisenhaften Jünglinge nehmen sich das gern zum Wahlspruch, und was Stärke des Weisen ist, wird zur Schwäche des Thoren. Es geht mit diesem Worte, wie mit dem von der Bescheidenheit der Lumpe, das doch nur sagen will: wer in sich fühlt, daß er nichts ist, thut sich groß mit seiner Bescheidenheit.

Luther und Melanchthon! Hat ein anderes Volk ein ähnliches Freundespaar an dem großen Wendepunkt seiner Geschichte?. Jeder Luther, jeder weltbewegende in elementarischen Antrieben großwirkende Charakter sollte einen bedachtsamen Melanchthon neben sich haben, der inmitten des aufflammenden Muthes gleichzeitig die nachfolgende Verkühlung in sich darstellt, der zum selben Ziele wirkt, aber nicht im drängenden Kampfgewühle stehend die Ueberschau der Strategie bewahrt. Das gemeinsame Leben Luthers und Melanchthon's drückt sich in dem Worte aus, das der gen Worms Ziehende dem daheim Bleibenden sagte: „Arbeite unterdeß für mich, weil ich nicht hier sein kann."

Nichts mehr bewundern! Wer nichts mehr bewundert und verehrt, hat keine Erhebung mehr. Verehrung eines Festen, Bestimmten ist die gemeindebildende Kraft. Auf das Selbstgefühl allein läßt sich keine Gemeinsamkeit gründen; das Gemeingefühl ruht im Bewußtsein, durch Zusammenschluß mit Anderen Etwas zu sein, das mehr ist als der Einzelne.

Die männlichen Nachkommen der Geistesheroen sterben bald aus. Es ist als sollten diejenigen, die für das Allgemeine gelebt, nicht gebunden sein an eine persönliche Erscheinung. Die Nationen, von denen sie ausgingen, und die Menschheit, in die sie aufgingen, sind die Träger ihres Namens.

Nach der Schilderung der biblischen Urkunde war bei allen Creaturen das Bild ihres Daseins erst da mit ihrem Dasein. Der Mensch aber wurde geschaffen nach einem Bilde, nach dem Ebenbilde Gottes, und das Herausbilden dieses idealen Urbildes ist die Arbeit des Menschen.

Die Religion als Kirche, wie sie aus der Bibel des alten und neuen Testamentes entstand, hat Fanatismus und Ketzerverfolgungen erzeugt. Die Religion des freien Menschenthums, wie sie aus der Wiedererweckung des klassischen Alterthums sich entwickelte, kennt keine Verfolgungen, weil sie nicht Glaube sondern Bildung ist.

Eine Idee wird nie vollständige Wirklichkeit, und doch ist die Idee allein das sich immer neu bildende Wahre und ewig Beharrende, das Wirkliche hingegen das allein Vergängliche.

Alles Leben theilnahmvoll mitleben, im Bewußtsein des Universums stehen, das ist höchste Stufe des Menschenthums, und über ein Kleines wird es zur Sentimentalität.

Es giebt Arbeiten der Seele und Stimmungen, die zu ihrer reinen Fortsetzung der klösterlichen Ruhe und Abgeschiedenheit bedürfen. Wie sehnst du dich, nur einmal eine Woche, einen Monat auf ruhiger Höhe ganz abgelöst vom Weltgetriebe und seinen Störungen, in dir selbst dich ausleben und ein deine Seele Bewegendes ausgestalten zu dürfen. Das wird dir nie zu Theil.

Du mußt dich drein finden, durch das Gedränge des Marktgewühls ein Zerbrechliches zu tragen, du mußt lernen, in deinem Geiste dir schützende, ruhespendende Klostermauern aufzuerbauen.

Man muß freie, einfache Gedanken des Lichtes täglich wiederholen, wie die Sonne täglich aufgeht und die Nacht verscheucht. Das ist das Große der Religion und ihrer Satzungen, daß sie es vermag, nach ihrer Weise und in ihrem Sinne täglich die Herzen der Menschen zu erleuchten.

Die Offenbarung! Wie? Gott soll sich geoffenbart haben? Warum hat er es nicht so gethan, daß ich nicht anders kann, als ihn und das Jenseits erkennen? Warum läßt er mich armen, redlich Gesinnten ringen und zweifeln und oft verzweifeln? Und wenn er sich geoffenbart, warum erst nach Jahrtausenden des Weltbestandes? Warum ließ er all die vorangegangenen Geschlechter zu Grunde gehen und noch heute die Mehrzahl der Menschen, die an dieser Offenbarung nicht Theil hat? . . . Diese Klagen sind gerecht, aber sie sind eben nur aus der Lehre von der Offenbarung entsprungen.

In der Lehre von der Menschwerdung Gottes liegt das Eingeständniß, daß wir ein übermenschliches Wesen nicht verstehen können.

Die Liebe ist die echte, durch die uns die Menschheit und die ganze Welt lieber wird.

Was uns ein Einziges lieben und alles Andere hassen lehrt, ist die echte Liebe nicht.

Der Cultus des Genius, auch eines solchen, der eine materielle Förderung geschaffen, kann keine neuen Festesformen gewinnen. Wir können für Presse und Dampfkraft kaum ein Symbol wie viel weniger eine Göttergestalt erfinden. Die Mythen bildende Zeit konnte einem Wohlthäter Prometheus, der den Menschen das Feuer brachte, das Fest der Prometheia widmen. Gutenberg, Watt, werden nicht in Festen verehrt, sondern in Förderung und Umbildung ihrer großen Erfindungen.

Man kann eben so wenig sagen, daß die positive Religion der Menschheit mehr Schaden als Nutzen gebracht hat, als man sagen kann, die Medizin hat Gleiches gethan.

Wir sind zur Medizin und zur positiven Religion vorgeschritten, wir sind aus der Unmittelbarkeit des Naturlebens heraus, zurück können wir nicht, darum vorwärts und darüber hinaus zur bewußten Lenkung der Naturkräfte in der freien leiblichen und geistigen Diätetik.

Man hat viel darüber gegrübelt, welche Gestalt die Weltbetrachtung genommen hätte, wenn die zum Culturträger gewordene Religion sich nicht aus Judenthum-Christenthum sondern aus dem Griechenthum oder aus den landeseingeborenen Religionen fortentwickelt hätte. Das Judenthum war aber bereits in soweit eine von der Landschaft abgelöste Religion, als es die Religion eines eingewanderten Volkes war. Diese Ablösung gab seinen Fortbildungen eine gedankliche Freiheit und Abstraction, daß sie in die verschiedenen Völker und ihre vorhandenen Besonderheiten unter Aufnahme des in der klassischen Welt enthaltenen Bildungsstoffes eintreten konnten.

Warum scheuen sich so viele frei und rein denkende Menschen, Wort und Begriff „Gott" zu gebrauchen? Sind denn alle Freidenker nothwendig Gottesleugner. Kann doch kein Mensch leugnen, daß es etwas giebt, was hoch und ewig über allem Einzelleben verharrt. Aber weil mit dem Worte „Gott" so schnöder Mißbrauch getrieben wird, meidet man es.

Warum rufen die Poeten in großen Affekten lieber die Götter an als Gott?

Weil der Gott sofort als Katechismusgott aufgefaßt wird, die Götter aber sind die höheren Gewalten ohne Katechismusphysiognomie.

Wie es physikalisch nicht gelingt ein perpetuum mobile zu erfinden, so gelingt es auch psychisch nicht ein perpetuum stabile zu erfinden.

Die Lehrgebäude der Religion und der Philosophie wechseln, und an den großen kunstreichen Gebäuden, an den Domen muß zu ihrer Erhaltung immer gebaut werden.

Ein Mythus kann nicht durch Vernunftgründe, sondern nur durch einen neuen Mythus verdrängt werden; denn Vernunft und Phantasie sind Asymptoten, neben einander laufende Linien, die sich immer mehr nähern, ohne sich je im Endlichen zu durchschneiden.

Es giebt Regionen der Dämmerung an der Grenze der Erkenntniß, wo der Eine noch etwas sieht und scharf und bestimmt sieht, während der Andere neben ihm nichts mehr erkennt.

Was durch ein Wunder entstanden ist, müßte auch durch fortgesetzte Wunder erhalten werden.

Denn wie soll ein Wunder nun in die natürliche Folgerichtigkeit eingerückt werden? Das Wunder an sich ist die als Thatsache fingirte Aufhebung der natürlichen Folgerichtigkeit und kann also auch keine Folgerichtigkeit im Fortgange zugestehen.

Die echte Freundesseele hat eine gewisse Kraft der Allgegenwart, sie folgt dem Leben des Befreundeten nicht nur so weit das Auge unmittelbar reicht, sondern lebt im Entfernten. Solche Freundschaft kann sich aber nur auf einen bemessenen Menschenkreis erstrecken.

Die Empörung vieler Gemüther will nichts mehr von Religion und Erkenntniß Gottes. Die vielen Greuel, die die Kirche verübt, so lange sie nicht vom Humanismus getränkt war, wirken abschreckend.

Was hat die Kirche gethan? Sie hat Scheiterhaufen errichtet und verlangt noch heute das Opfer der Erkenntniß. Die Abschaffung der Hexenprozesse, der Folter, der Leibeigenschaft, der Sklaverei, nicht die Kirche hat sie bewirkt, die von Liebe salbungsvoll predigte; die Humanität, das Stiefkind der Welt, hat sie bewirkt.

Aber trotz der Kirche ist Gott, und ihn erkennen, heißt das Leben der Welt verstehen und die heiligen Mächte lieben.

Wenn man annimmt, daß die Welt nur von mathematischen Gesetzen und der Mensch vom Egoismus allein regiert ist, so hält man das Gemüth für dekorative Schönthuerei. Denn Gemüth ist die Fähigkeit der Seele, dasjenige in der Welt zu verstehen, was nicht Mathematik und nicht Egoismus ist. Es ist unwillkürliches Empfinden der seelischen Bedeutung und des Zusammenhangs der Dinge mit sich und den Menschen.

Wie ein Ringkampf in der Finsterniß ist ein Kampf mit der Geringschätzung und Verachtung der Menschen, die sich in der Seele festsetzen will. Wie ist es möglich, fragt man da, daß Menschen leben, die da wissen, sie haben Dem und Jenem ein Unrecht, eine Kränkung angethan? Wie können sie arbeiten, essen, trinken, schlafen, lachen? Sitzt nicht an ihrem Tische, an ihrem Lager ein Gespenst, der Schatten dessen, an dem sie sich versündigt? Die Antwort ist aber einfach: Sie denken gar nicht an den Andern. Und wenn sie es thun, sagen sie, er habe Unrecht geübt statt erlitten, oder auch, er mag leben, wie ihm gutdünkt, er geht mich nichts an. Sie löschen ihn aus. Gleichgiltigkeit und Beschönigung hilft über die Selbsterkenntniß weg. Aber es wäre nicht minder falsch und übertrieben, deshalb zum Menschenfeinde zu werden. Wie die Menschen der Todten vergessen müssen, so müssen sie auch der Lebenden vergessen. Ein feinerer Egoismus bedingt die Lebenskraft. Und jene Menschen, die für ihr Thun kein Gedächtniß und keine vor sich selbst wahrhaftige Würdigung haben, sind eben solche, die nur im sinnlich Gegenwärtigen leben.

Die lässig machende Demuth-Religion sagt: Wir sind nichts vor Gott, dem Ewigen. Die stark machende, erhebende sagt: Wir sind ein Theil des Ewigen und leben in Gott. Das macht nicht stolz, sondern vielmehr verantwortlich. Die Heiligung besteht darin, uns so zu bilden, daß unser Wille mit dem göttlichen Gesetze eins ist.

Am Aesthetischen läßt sich Toleranz lernen oder vielmehr die Berechtigung und Unbekehrbarkeit eines anderen Standpunktes. Wer nicht mit dir übereinstimmt, daß Shakespeare und Goethe die größten Dichter der Welt, der erscheint dir doch nicht als unberechtigt, als ausgeschlossen von der Seligkeit der Schönheitsempfindung. Das Aesthetische erscheint allerdings weniger auf die Bestimmung der Handlung und die ganze Lebensführung einwirkend als das Religiöse. Der Glaube kann dogmatisch gelehrt und übertragen werden, die ästhetische Empfindung beruht in der Selbstthätigkeit. Es kommt wieder darauf hinaus, daß der Glaube fanatisch werden kann, die Bildung aber nicht.

„Blanda von Filneck oder die Tochter Lessings. Ein Roman aus der Zeit der Kreuzzüge und aus dem 18. Jahrhundert.“ So könnte der Titel eines Buches lauten.

Wer ist Blanda von Filneck? Du kennst sie sofort, wenn ich den andern Namen nenne. Sie heißt Recha, ist die Tochter eines schwäbischen Ritters, der eigentlich ein mohamedanischer Prinz war und in den Kreuzzügen gefallen ist. Sie wurde von einem Juden, Nathan der Weise, erzogen. Wie, wenn Lessing ausführlich dargestellt hätte, wie ein Mädchen ohne positive Religion erzogen wird? Gerade bei einem Mädchen wäre das von besonderer Bedeutung; denn man sagt ja, daß die Frauen vor allem der positiven Religion bedürfen. Aber selbst ein Nathan oder ein Lessing hätte kein Kind nur nach eigenem Geiste und abgeschieden von allen Welteinflüssen erziehen können. Denn wie auch auf Blanda-Recha die Kinderfrau Daja und hunderterlei Anderes wirkt, so ist überhaupt der Mensch, sei er groß oder klein, Mann oder Weib, ein Kind der Gemeinsamkeit und seiner Zeit.

Religion und Musik haben beide zum Inhalt das Unendliche, das sich der festen allgemeingültigen Formbestimmung entzieht. So wenig es eine Staatsmusik geben kann, darf es eine Staatsreligion geben.

Wird es allezeit eine Religion der Gebildeten und eine Religion der Ungebildeten geben müssen? Das wenigstens ist keine Frage, daß der Gebildete den Inhalt dessen, was man Religion nennt, anders faßt als der Ungebildete, und eine gemeinsame Formel für Beide stellt nur scheinbar eine Einheit derselben her.

So lange die Religion nur die Blüthe des Wissens war, waren die Priester selbstverständlich gleichzeitig die Gelehrten. Erst als verfallenden Völkern der Gedanke kam, die Religion als etwas ausschließlich Ueberirdisches zu betrachten, wurde Unwissenheit ein Verdienst.

Der Glaube führt nothwendig einen Aberglauben mit sich; denn die Phantasie führt die reine Idee des Glaubensartikels weiter. Der Glaube an ein Unerkanntes, der Verzicht auf Erkenntniß ist ein Wunder und erzeugt Wunder.

Die reine, die geläuterte Religion! Der Jude meint damit sein reines, geläutertes Judenthum; der Katholik den wahren Katholizismus; der Protestant den reinen Protestantismus. Alle Verunstaltungen schieben sie auf die Geistlichen. Ein Jeder will, das das, was Bildung geworden und nicht mehr Religion ist, in seinem väterlichen Hause daheim sei. Aber das, was man durch die Bildung aus der Religion herausdestillirt, ist eben diese Religion nicht mehr.

Die religiöse Rechtgläubigkeit sagt: Durch die Fortschritte und Mehrungen unseres Wissens thut sich schließlich keine neue Erkenntnißkraft und Quelle in unserer Seele auf; wir werden mehr, aber nie ein Anderes erkennen, als die Weisesten vergangener Zeiten erkannt haben. Ein Anderes nicht, aber in dem Gegebenen mehr. Und wir wissen, was der klare Geist zu erringen vermag, und was außerhalb seiner Grenze liegt, da wehren wir der Phantasie, uns Bestimmtes vorzugaukeln. Wer aber kann die Grenze der steigenden Vervollkommnung des Menschen ausmessen?

Wenn auf der ganzen Erde einmal ein einziger Sabbath in vollkommener Weihe gehalten wird, dann kommt der Messias, sagen die Juden. Das ist ein tief sinnbildlicher Ausspruch. Wenn die Menschheit nur Einen Tag zu weihevollem Frieden und liebevoller Erkenntniß gebracht werden könnte, dann wäre die Erlösung da, aber die babylonische Sprachverwirrung, Denk- und Empfindungsverwirrung ist permanent.

Paradies, Sündenfall, Erlösung. Die theologische Anschauung faßt das Urleben als ein paradiesisch vollkommenes, die wissenschaftliche Erkenntniß als ein stetig sich zum Höheren entwickelndes und bildendes. Es ist vergebens, diese Gegensätze vereinbaren zu wollen.

Die Fülle des Lebens liegt nicht draußen, sondern nur in dir. Die Sonntagskinder der Welt haben Seele in dem, was Anderen alltäglich und nichts ist, die Welt ist ihnen ein Tempel und das Dasein in ihr ein Fest.

Aus Gott geboren zu sein ist das Höchste und Reinste, was gedacht werden kann. Unser Denken, Empfinden, Wahrnehmen ist bedingt von Familie, Nationalität und Zeit. Es giebt auf Erden kein reines Wasser, jegliches ist mit Erdtheilen versetzt, nur das aus der Wolke kommende ist, so lang es in der Luft schwebt, rein. Die Philosophie sucht chemisch wieder alle Zeit- und Erdbestandtheile aus dem Denken auszuscheiden.

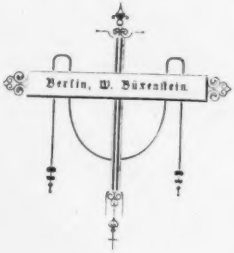
Was ist das Heilige! „Was die Menschen eint," antwortet Goethe Entscheidung gebend. Eine Cultur, die nicht das die Menschen Einende schaffen kann, hat die Stufe der Heiligkeit noch nicht erklommen, und dies echte Heilige ist nicht das Kirchliche, es ist das wahrhaft Weltliche.

Es ist eine feinsinnige, vielverbreitete Vorstellung, daß man im Jenseits sich der Gemeinschaft der höchsten Genien erfreue. Willst du dessen in deinem wirklichen Leben sicher sein, so versenke deine Seele ganz in die edelsten Hervorbringungen; du trittst damit ein in die Reihe der Seligen, bist ein Genosse Mozart's, Goethe's, Raphael's, du lebst ihr Bestes, ihr ewiges Leben hienieden noch einmal.

Du erlebst diesen wonnigen Frühling, dann vielleicht noch einen oder zehn oder zwanzig, und dann? . . . .

Erlebst du einen voll, so hast du alle erlebt, die nach ihm folgen.

Wer lebend im All, im Weltganzen sich empfindet, der ist als Individuum schon gestorben, aber auch schon selig.


Berlin, W. Büxenstein.

Unterwegs.

Unterwegs.

Kleine Geschichten und Lustspiele

von

Berthold Auerbach.

Berlin.

Verlag von Gebrüder Paetel.

1879.

Alle Rechte vorbehalten.

Unterwegs,

zu umfassenderen Zielen auf meinem Berufsgange, hat sich mir Mancherlei geboten und gebildet, das ich nun hier zusammenstelle mit der Hoffnung, es werde auch Anderen den Weg zu ihrem Ziele beleben.

Berlin, 28. Mai 1879.

B. A.

Inhalt.

Kleine Geschichten.

	Seite
Adam und Eva auf dem landwirthschaftlichen Fest	1
Der Sohn des Käthchen von Heilbronn	17
Die feindlichen Schwestern	51
Wie der Großvater die Großmutter nahm	69
Die Vergolderin	97

Lustspiele.

Riegel vor!	119
Das erlösende Wort	127
Eine seltene Frau	157

Kleine Geschichten.

Adam und Eva

auf dem landwirthschaftlichen Fest.

Gerade schön war er nicht. Wer wird aber auch von einem Manne in seinen Jahren Schönheit verlangen? Es paßt sich gut, daß mit dem grauen Müllerrock der graue Bart zusammenstimmt, der das Gesicht einrahmt; man könnte fast glauben, im Barte säße nur Mehlstaub; denn die Backen waren so roth und die Augen so glänzend, vielleicht auch nur heute. Es ist nicht daneben gerathen, wenn man ihm sein halb Jahrhundert zutraut; es läßt sich leicht ausrechnen: nach sechs Jahren Soldatendienst neunzehn Jahre drei Monate als Müllerknecht; es stimmt ziemlich. So er.

Und sie? Sie war auch nicht schön, aber hochgewachsen und werkhaft; sie sah nicht gutmüthig aus, eher hart, aber sie sah nicht viel um nach ihren Nebenmenschen; sie verlangte auch nicht, daß man sich nach ihr umsehe. Sie trug die Haube nach der Tracht des Thales da drüben; denn der Amtsbezirk umschließt mehrere Thäler, und — —

Ja, es wird doch nöthig sein, daß gesagt wird, wie die Beiden dahergekommen, und dazu noch mitten in der Woche im Sonntagsstaat.

Vom Stadtkirchthurm flattern Fahnen; auch aus den Häusern hängen Fahnen, jetzt eben knallen Böller vom Berge hinter der Stadt, man hört eine Fanfare von Trompeten, gemischt mit Klarinettentrillern, und dann mächtiges Hochrufen. In der Amtsstadt wurde das landwirthschaftliche Fest gefeiert. Der dafür bestimmte Herbsttag war hell und klar, die ausgestellten Feldfrüchte in schöner Wohlordnung boten einen erfreulichen Anblick, die Pferde, Ochsen, Kühe und Rinder waren sauber und hielten den prüfenden Blicken der Preisrichter ruhig Stand; nur wenn ihnen das Maul aufgerissen wurde, um nach dem Alter zu schauen, wehrten sie sich. Im Hofe des Rathhauses wurden die neuen und verbesserten Ackerwerkzeuge gemustert, die heute zur Verloosung und damit zu allgemeiner Verbreitung kommen. Auch die Dienstboten waren da, die heute für lange treue Dienste Preise erhalten sollten.

Trotz alledem hatte das Fest noch etwas Ungewohntes, Eingesetztes, denn daneben ging der Werkeltag fort. Wer weiß, wie lange Zeit ein Fest bedarf, um eine höhere Weihe zu erhalten, und nun gar ein Fest, das die Weihe der Arbeit zum Ziele hat.

Der Kreisamtmann ist glücklich. Er hat seine Rede auf den Landesvater und die Landesmutter ganz ohne Stottern herausgebracht, und es muß wahr sein, was er mehrmals wiederholte, er hat aus den Herzen aller Anwesenden gesprochen; denn der dreimalige Hochruf war überaus mächtig.

Vor dem Festmahle der Herren — und zu den Herren gehörten auch die Bauern, die Mitglieder des landwirthschaftlichen Vereins — war noch ein anderes Fest gewesen. Die auserlesenen Dienstboten aus dem Bezirk hatten ihre Preise bekommen. Nachdem die Namen der Preisgekrönten aufgerufen, Ehrenbriefe und Gaben vertheilt waren, wurde für die Dienstboten ein besonderes Mahl hergerichtet. Es ging aber nicht besonders lustig dabei her; denn die Preisgekrönten waren nicht nur einander fremd, sondern neidisch. Es war nur gut, daß sie alle ein Stichblatt hatten. Der Knecht des Hammermüllers vom diesseitigen Thale, Adam Mäule mit Namen, und die Magd des Eichhofbauern vom Thale drüben, Eva Schlenkin benannt, dienten beide neunzehn Jahre bei ihren Meistern, Adam hatte noch drei Monate drüber. Nur als die Namen verlesen wurden dort im Rathhaussaal vom Kreisamtmann mit dem großen Orden, lachte der Kreisamtmann über den seltsamen Zufall, daß diese beiden just Adam und Eva hießen, und die ganze Versammlung lachte.

Die beiden Preisgekrönten lachten aber nicht; sie sahen sehr unwillig vor sich nieder und dann fast grimmig auf einander; denn Jedes dachte bei sich: Du, du hättest auch wohl anders heißen können.

Der Kreisamtmann hielt eine lange Rede über die Verschlechterung der Dienstboten, über den Mangel an Anhänglichkeit, über die gesteigerten Ansprüche und die Sucht in der Stadt zu dienen, und besonders über den

Andrang nach den Fabriken. Er machte es fast wie die Pfarrer, die den versammelten Kirchgängern Strafreden über die Unkirchlichen halten, die die Kirche nicht besuchen und also nicht da sind, um die Strafpredigt zu hören.

Das Beste an der besten Rede ist, daß sie ein Ende hat, und so war's auch mit dieser, die indeß der anwesende Ministerialbevollmächtigte sehr lobte.

Adam und Eva saßen als die Aeltesten bei Tisch obenan auf dem Ehrenplatz neben einander. Adam rückte sich auf seinem Stuhle nochmals behaglich zurecht, wischte sich mit seiner breiten harten Hand über den Mund, das sollte wol heißen: es kann losgehen, ich bin bereit. Er nahm vom Aufgetragenen sofort Erkleckliches heraus, er wollte seiner Nachbarin Muth machen. Diese aber dachte: just der Manierlichste ist der nicht. Um ihm Lebensart zu lehren, schöpfte Eva zuerst ihrem Nachbar auf der andern Seite heraus, dann erst nahm sie sich selber ihr Theil. Adam und Eva brachten bei Tisch kein Wort über die Lippen, aber desto mehr Speise und Trank. Ein jedes begann zuerst im Zorn zu essen; aber im Verlauf der Mahlzeit schmeckte es ganz gut: ich werde nicht so dumm sein, mir nicht herauszunehmen, so viel ich mag — bekundeten die tief einstechenden Gabeln.

Der Kameralverwalter, der sich zum Dienstbotenmahl eingefunden hatte, brachte ein Hoch auf den Landesvater aus, und die Männer und die Frauen waren glücklich, einmal recht laut schreien zu können.

Aus Allen heraus hörte man aber, daß Adam nicht „hoch!" schrie, sondern „hurrah!" und als Alles wieder still war, hörte man ihn zu seinem Nachbar sagen: ich habe sechs Jahre treu gedient, ich habe meinen ehrenvollen Abschied. — Er wollte offenbar damit erklären, ein Soldat schreit nicht hoch, sondern „hurrah!"

Auch die Musik hatte aufgespielt beim Festmahl der Dienstboten. Und als diese aufstanden, meinten sie nicht anders, als jetzt gehe der Tanz los, ein Jedes putzte und streichelte an sich herum und hielt sich gefaßt. Aber die Festordnung hatte bestimmt, daß nunmehr die Musik beim Vereinsmahl aufspiele. So zerstreuten sich denn die Preisgekrönten. Die meisten gingen nach dem Bahnhof. Denn die so abseits da draußen wohnen, können sich nicht satt sehen am Getriebe auf den Bahnhöfen, und daneben trifft man da auch Leute und kann sich gratuliren lassen zum Ehrenpreis.

Adam sah, wie Eva in einen Kaufladen ging. Die Thürklingel schellte fort und fort und so eindringlich, wie wenn sie ihn rufe. Er ging auch hinein. Man kann ja auch Cigarren im Laden haben. Er kaufte sich Cigarren, Eva ein roth- und gelbgestreiftes seidenes Tüchelchen mit Fransen daran. Als sie handelseins geworden — denn sie that's nicht anders, dreißig Pfennig weniger als gefordert, mußte man nehmen, so sehr auch die Frau des Kaufmanns behauptete, daß sie feste Preise hätten — da that Adam ein Großes, er ging auf die andere Seite des Ladentisches und sagte:

„Das Tüchlein bezahle ich."

Eva sah ihn groß an und sagte:

„Ich wüßte nicht warum. Was ich haben will, kann ich selber bezahlen."

„Soll ich's einwickeln?" fragte die Kaufmannsfrau.

„Nein, ich zieh's gleich an."

„Drin in der Stube," sagte die Frau lächelnd, „ist ein Spiegel."

Eva ging hinein, und Adam verließ den Kaufladen, ohne sich eine Cigarre anzustecken, obgleich ihm Feuer angeboten wurde. Denn es muß gesagt werden, er konnte gar nicht rauchen. Er wartete eine Weile auf der Straße, und da traf er einen Bekannten, der es treu mit ihm meinte. Er grüßte laut, er sprang an Adam empor, konnte ihn aber nicht umarmen. Adam sagte abwehrend:

„Schon gut, schon gut, Melac. Bist also nicht beim Meister geblieben? Oder haben sie Dich fortgejagt? Geschieht Dir recht. Wärst Du bei mir blieben, ich hätte Dir Essen genug geben können."

Der Hund leckte mit der Zunge die Lefzen und schüttelte voll Reue den Kopf, wie wenn er die Rede von den entgangenen Leckerbissen Wort für Wort verstanden hätte.

Jetzt klingelte die Schelle wieder, die Ladenthür öffnete sich, Eva kam heraus. Das Tüchlein stand ihr ganz gut. Sie schaute rechts und links und als sie Adam stadtwärts gekehrt sah, ging sie just zur Stadt

hinaus. Sie spürte es aber doch gewiß, daß er ihr nachschaute. Der große, grau und schwarz gestriemte Melac schien den Blick seines Herrn zu verstehen, er lief Eva nach und bellte; offenbar sagte er: o dumm, dumm! was bist Du so bös? unser Knecht ist die beste Seele von der Welt, Du bist gar nicht werth, daß er nach Dir umschaut, Du, Du, dumm, dumm!

Sie schien aber weder den Hund noch seinen Herrn werth zu halten, nach ihnen umzuschauen. Adam dachte: das muß ein festes, bestandenes Frauenzimmer sein, das sich nicht umwendet und sich nichts drum kümmert, wenn es der Hund anbellt, und so wie wenn gar nichts wäre, ruhig seines Weges weitergeht.

Er nahm sich indeß vor, es ihr gleich zu thun. Was geht ihn die alte hochbeinige Müllersmagd von drüben an, die nicht einmal ich dank sagt, wenn man ihr was schenken will?

Er pfiff seinem Hunde und rief: „Melac, zurück!"

Er hatte eine mächtige Stimme, die einem Befehlshaber wohl angestanden hätte; er wandte sich und ging nach der Stadt. Plötzlich aber, wie angerufen, machte er Kehrt und ging auch hinaus nach der Landstraße. Er sah von ferne das roth und gelbe Halstuch. Sie hatte es abgethan, sie trug es in der Hand, und es flatterte, wie wenn es winken wollte. Aber jetzt war Magd und Halstuch plötzlich vom Wege verschwunden. Er ging weiter. Da saß sie am Wegrain unter einem Apfelbaum, der reiche, rothwangige Früchte

trug. Adam ging vorüber. Aber kaum war er drei Schritte an ihr vorbei, da hörte er einen Apfel vom Baume fallen. Er drehte sich um, er sah den Apfel durch das Gras nach dem Rain hinunter kollern, und er sagte:

„Soll ich Dir den Apfel bringen?"

„Laß ihn nur liegen; was selber abfällt, ist wurmäsig."

„Meinst vielleicht, ich sei auch wurmäsig?"

„Das hab' ich nicht gesagt. Der Mensch ist kein Apfel."

„Ist's erlaubt, daß ich mich zu Dir setze?"

„Der Platz ist frei und breit."

Er setzte sich zu ihr und Melac legte sich vor ihnen beiden nieder und schaute verwundert auf seinen Herrn. So hatte er ihn wol noch nie gesehen. Aber er schien sich nicht lange Gedanken zu machen, denn nach einem kurzen bedeutsamen Blick legte er den Kopf zwischen beide Vorderpfoten und schloß die Augen. Er ist gar nicht neugierig, was die Beiden mit einander vorhaben.

„Hast Du was in der Lotterie gewonnen?" fragte Adam.

„Nein. Und Du?"

„Auch nicht."

„Hast Du ein Loos gehabt?"

„Nein."

„Ich auch nicht."

Die Beiden lachten, und Lachen ist immer gut, auch unter alten Dienstboten.

„Ist Dir's recht, wenn ich ein wenig dableibe?" begann Adam wieder.

„Es ist mir eins. Wir sind hier beide fremd, und ich habe mich überhaupt vor Niemand zu verantworten, als vor mir."

„Hast Du noch Eltern?"

„Nein."

„Ich hab' mir siebenhundert Gulden erspart."

„Ist ein schönes Geld," erwiederte sie.

„Hast Du Kletten an Dir?" fragte er.

„Was meinst Du?"

„Hast Du Blutsauger?"

„Du fragst närrisch."

„Ich mein', hast Du Anverwandte, Leute, die Dir Deinen Verdienst abluxen?"

„Nein."

„So hast Du's auch auf der Sparkasse?"

„Du kannst viel fragen!"

„Was Du mir nicht sagen willst, dazu kann Dich Niemand zwingen."

Sie lachte laut, es war kein gutmüthiges Lachen, im Gegentheil, aber aus dem Lachen heraus sagte sie:

„Es ist fast zum verwundern, Du hast siebenhundert Gulden, und ich habe auch siebenhundert Gulden; ich heiße Eva und Du heißt Adam."

Der Hund erwachte, da der Name Adam genannt wurde, und bellte laut. Das war zu rechter Zeit gebellt; denn Adam hätte nicht gewußt, was er weiter

sagen sollte; oder auch vielleicht fürchtete er sich vor dem, was er sagen wollte. Während er den Hund beruhigte, gewann er auch selber wieder Ruhe und er begann:

„Die Leute sagen, ich sei keiner von den Gescheidtesten; es muß wahr sein. Mein Meister und Alle, die ich kenne — und ich komme jede Woche auf den Kornmarkt — alle sind gescheidter und pfiffiger, aber deswegen bin ich doch kein Dummkopf, kein Tralle —"

Er hielt inne, sie sollte das bestätigen und sie that's auch, denn sie sagte:

„Wer Dich für einen Tralle tauft, der ist betrogen."

Er lachte laut und Melac stimmte ihm bei; er konnte sein Lachen aber wieder nur als Bellen hergeben.

Einen Grashalm ausraufend und ihn zwischen die Zähne nehmend, fuhr Adam fort:

„Ich möcht' was sagen ... Nimmst mir's nicht übel?"

„Das kann ich nicht vorher sagen, ich weiß ja nicht, was."

„Schau, ich mein', mit so einem Geld zusammen, da könnte man schon was anfangen, wenn man vier Schaffhände darauf legt; da könnte man drüben ein klein Bauernanwesen kaufen. Und Abschied zu nehmen hätten wir von Niemand. Ich wär' schon lang auch gern nach Amerika, aber so allein ist mir's zu allein ... ich ... ich ... jetzt besinn' Dich."

„Ich bin schon besonnen. Mit mir ist's nichts."

„Warum? Hast Du schon was?"

„Nein!"

„Hast Du nie was gehabt?"

„Ich sag's frei heraus, es ist ein Glück, daß der Bub gestorben ist, von so einem schlechten Kerl soll kein Kind auf der Welt sein."

„Wer ist denn der Vater gewesen?"

„Ein Müllerknecht. Er ist schon lang verheirathet."

Adam setzte den Hut ab und setzte ihn wieder auf, in seinem Gesichte zuckte es seltsam hin und her, seine Augenbrauen sträubten sich, er bewegte die Lippen, wie wenn er an Etwas sauge, dann schaute er in den Baum hinauf, als ob da droben Jemand säße, der ihm Etwas zu verkünden hätte; endlich sagte er:

„Ja, so ist's. Und ich sag's," brachte Adam hervor, „Du könntest ja auch eine Wittfrau sein."

Das Antlitz Eva's wurde fast schön, indem sie erröthend sagte:

„Ich danke Dir."

„Ich wüßte nicht, für was."

„Das ist ein gutes Wort gewesen, das werde ich Dir nicht vergessen; ist mir lieber, als wenn Du mir das Halstuch geschenkt hättest."

Es trat eine längere Pause ein.

„Bist Du immer gern im Dienst?" fragte Adam endlich.

„Ja. Und Du auch?"

„Ja freilich, aber ich meine" —

„Was meinst Du? Red' nur, ich hör' Dir jetzt gern zu."

„Ich mein', wir sollten wieder einmal zusammenkommen können."

„Das kann schon sein. Aber wie ich gehört hab', wohnen wir weit auseinander."

„Könnten wir nicht nah bei einander wohnen, so wie jetzt?"

„Versteh' ich Dich recht?"

„Ja, Du verstehst mich recht, und was sagst Du dazu?"

„Ich — ich sag' Dir tausend Dank. Ich hab' damals geschworen, ich will mein Lebtag von keinem Mann mehr etwas wissen."

„Das kann man nicht verschwören."

„Doch, doch."

„Warum stehst Du auf? Hab' ich Dir was zu leid gethan?"

„Gar nichts, gar nichts, Du hast's gut gemeint... Behüt' Dich Gott."

Sie ging raschen Schrittes davon.

„Wart' doch, ich muß Dir doch noch eine Abschiedshand geben," rief Adam.

Sie wehrte rückwärts mit der Hand ab und rannte eiligen Schrittes davon.

Adam saß wie gebannt am Wegrain. Er sah der Enteilenden nach, bis ihm die Augen übergingen. Er sah Nichts davon, wie auch die Flüchtende helle Thränen

vergoß. Sie erschrak, da sie gewahr wurde, daß sie die Thränen mit dem schönen seidenen Tüchlein abgewischt hatte ...

Am Abend fuhr Adam mit seinem Meister thalab, bis zu dem Haltpunkt, wo die Müllerschimmel auf sie warteten. Eine Stunde vorher war Eva mit ihren Meistersleuten thalauf gefahren, bis zu dem Haltpunkt, wo zwei Rappen auf sie warteten.

Die abendlichen Herbstnebel wogten und wallten über dem Thal hüben und über dem Thal drüben; die Wasser rauschten hier und rauschten dort.

Die Rappen gingen ihren besonderen Weg und die Schimmel gingen ihren besonderen Weg.

Wenn wir uns vor zehn, fünfzehn Jahren gesehen hätten! das dachte Adam hier, und das dachte Eva dort.

Sie sahen einander nicht wieder.

Er hat Cigarren, die er nicht raucht; sie hat ein roth und gelb gestreiftes Halstuch, das sie nicht trägt.

Sie sahen einander nicht wieder.

Das Schauspiel war zu Ende, in der Prosceniumsloge erhoben sich drei Männer; sie hielten zusammen im Gedränge auf Treppe und Flur, wo man unter den das Theater Verlassenden kurze Gespräche hörte.

„Wie war's?" fragte ein Mann, der seine Frau abholte.

„Sehr hübsch! Ich habe mich sehr gut amüsirt."

„Du scheinst ja geweint zu haben?"

„Die Adolphi spielte tief ergreifend."

Zwei Frauen besprachen mit einander die geschmackvollen verschiedenen Anzüge der Adolphi.

Die drei Genossen standen unter der Vorhalle. Friedrich von Büdesheim rief mit heller Tenorstimme nach seinem Wagen; er fuhr vor, die drei Genossen setzten sich ein, der Kutscher wußte, wohin er zu fahren hatte.

Der Gummibezug der Räder hätte wohl gestattet, ein Gespräch zu führen, aber es war unverbrüchliche Bestimmung, daß man erst beim Abendessen die Eindrücke und Ansichten austauschte.

Friedrich von Büdesheim war ein Mann von guter

Bildung, wenn er auch oft darüber klagte, daß sein Bildungsgang unterbrochen worden sei. Er nannte sich bisweilen einen Abonnenten im Kampfspiele des Daseins, das er, ohne persönliche Betheiligung, sich mit gelassener Ruhe betrachte. In seiner Jugend hatte er studiren wollen, mußte aber die Fabrik seines Vaters übernehmen, die ihm indeß in der Gründungszeit zu einem guten Preise abgekauft wurde. Nunmehr lebte er in ungebundener Weise von Essen und Trinken, von Lectüre und Theater und hatte seine besondere Lust daran, es minder begüterten Genossen behaglich zu machen. Sein Wagen, seine Bücher, sein Tisch, seine Loge im Theater standen guten Gesellen immer bereit. Er war ein Mann von Urtheil und Geschmack und dabei von überaus läßlicher Gesinnung, die auf einer gewissen besonderen Dankbarkeit beruhte. Er war Jedem, der etwas leistete und darstellte, dankbar. „Das ist doch etwas, das ist viel," sagte er, auch bei dem Unzulänglichen. Die Menschen waren ja so emsig, sie malten Bilder, schrieben Bücher und Dramen, um ihn zu vergnügen. Außerdem wußte er aus dem Umgange mit Künstlern und Künstlerinnen — und er betonte das gerne mit einem seltsamen Gesichtsausdruck — wie viel mühsame Arbeit in dem stecke, was man so leicht und obenhin bekrittelt.

Herrn von Büdesheim gegenüber saß ein schlanker junger Mann von elegischem Gesichtsausdrucke, den man scherzweise den Epigonen oder auch Fäustle nannte.

Er hatte hervorragende dichterische und kritische Begabung, aber auch in dieser Natur war etwas Gebrochenes. Allem Alltäglichen, allem Kleinlichen gegenüber widerstrebend und ablehnend, hatte er das Verlangen, große, streng bemessene Dichtwerke zu schaffen, und in Plänen, Vorsätzen und großen Aufgaben war Niemand reicher als er; in der Ausführung aber stockte er beständig, denn er glaubte, noch viel Höheres und Mächtigeres zu können und zu müssen, und so unterblieb, was er eigentlich zu leisten vermochte. In der ersten Jugend hatte er einmal gesagt: Nur einen neuen Faust darf ich schreiben, nichts Geringeres. Daher hatte er den Namen „Fäustle" bekommen, den allerdings nur Altvertraute ihm noch geben durften. Die Selbstkritik hatte ihm auch eine große Selbstbeherrschung gegeben, Niemand bemerkte, daß er eigentlich unzufrieden mit der Welt war, die sich an den flüchtigen Tageserscheinungen vergnügte und nicht mit seinen ungeschriebenen Werken sich befriedigt fühlte. Vorläufig war er Lehrer der deutschen Sprache und Literaturgeschichte an einer sogenannten höheren Töchterschule und das Ideal aller seiner Schülerinnen von der Confirmation bis zur Verlobung.

Von den hier Vereinten wurde er oft der Epigone genannt, und bei diesem Namen sei er auch hier bezeichnet; denn er behauptete: wir Neueren könnten nichts mehr gestalten, was der Mühe werth sei und länger als eine Saison lebe.

Der Dritte war ein Professor der Philologie, der

aber von seinen Berufsgenossen als Ketzer, ja, was noch schlimmer, als Dilettant und Belletrist sich ansehen lassen mußte; denn er war der Ansicht, daß nicht nur Plautus und Terenz genauere Beachtung verdienten, sondern auch Hinz und Kunz der heutigen Zeit mit ihren Hervorbringungen. Ein College, der ihn einmal darüber ausspottete, mußte das Wort von ihm hören: Ihr Hochgelahrten, ihr haltet den ausgestopften Vogel im naturhistorischen Museum für den allein wirklichen Vogel; ich aber glaube, daß der warmblütig bewegte, der fliegende Vogel der wirkliche ist.

In dem Wagen fuhren die drei Genossen geraume Zeit still dahin. Der Epigone aber konnte sich nicht enthalten schon jetzt zu sagen: „Das hat doch ein echter Dichter gemacht! Und wär' nur die eine Stelle, die stammt aus einer wirklichen Dichterseele. Wie sich die beiden Eheleute zum ersten Mal zanken, und wie der Ehemann sagt: »Sind das unsere Stimmen, die so mit einander reden?« Dieser aus der Tiefe kommende Anruf, der wie ein naiver Naturlaut auftönt und doch aus künstlerischem Bewußtsein hervordringt, dieses plötzliche Sichbesinnen, dieses wie traumhaft Verwandelt- und Versetztsein, mit einem Wort dieses Außersichfinden, vor sich selbst Erschrecken, das ist ein Accord aus einer volltönenden Dichterseele, ein Strahl aus einem sonnenhaften Dichterauge."

„Es freut mich, daß gerade Sie das sagen," entgegnete Büdesheim. „Die kritiksüchtige Genußlosigkeit

unserer Zeit ist undankbar gegen die productiven Geister, die Gutes schaffen, wenn es auch nicht das Beste und Höchste ist."

Man kam beim Gasthofe an, und als die Freunde durch den großen Saal nach dem von Büdesheim bestellten kleinen Zimmer gehen wollten, begegnete ihnen ein hochgewachsener Mann in Hauptmanns-Uniform. Der Professor, der ein ehemaliger Schulkamerad des ernst drein blickenden Officiers war, sagte zutraulich: „Es freut mich, Dich einmal wieder zu sehen. Bist Du allein, Curt?"

„Ja!"

„Willst Du Dich uns anschließen?"

Der Officier nickte und so gingen die vier in das behagliche kleine Zimmer. Der Professor war aber doch etwas befangen; denn er wußte, welch ein bitteres Geschick das Gemüth des Hauptmanns bedrückte, und es konnte eben heute Verletzendes oder doch neu Aufregendes im Gespräche sich kundgeben.

Hauptmann Curt, ein wissenschaftlich hochgebildeter Mann, liebte eine Schauspielerin und wollte sie zur Gattin nehmen, aber sie hätte ihren Kunstberuf aufgeben müssen; hiefür waren aber die ökonomischen Verhältnisse Beider unzulänglich, und so standen sie im Kampf um Resignation, der den Hauptmann vereinsamte und verdüsterte. Die beiden anderen Genossen schienen nichts von diesem Vorkommniß zu wissen, denn sie kannten den Hauptmann nur oberflächlich.

Die Cigarren wurden angezündet, natürlich spendete

Büdesheim dieselben, mit dem Hinzufügen, daß sie echtes Kraut und von der jüngsten Ernte seien.

„Die Herren kommen wol aus dem Theater?“ fragte der Hauptmann.

„Ja!“ entgegnete der Professor.

„Und was wurde gegeben?“

„Ein neues Komödiantenstück,“ fügte der Epigone hinzu.

Der Hauptmann setzte seine Cigarre nochmals in Brand, nur der Professor sah, wie er bis in die Stirnhaare hinein roth wurde.

„Ich muß sagen,“ setzte Büdesheim lustig hinzu, „wenn man eine solche Künstlerin, wie die Adolphi, zur Frau hat, dann muß man sie bei ihrer Kunst lassen. Sie ihrem Berufe entziehen wäre ein Raub, ein Verbrechen an der Kunst. Freilich aber auch, eine solche Frau zu heirathen, ist ein Wagestück, und es ist nicht Jedermanns Geschmack, seine Frau auf dem Theater geliebkost oder tragisch gequält zu sehen.“

Der Hauptmann stieß schnellere Rauchwolken aus, aber mit ruhiger Stimme fragte er: „Was war denn der Inhalt des neuen Stückes?“

„Ich finde es ungerecht,“ nahm der Professor das Wort, er schien offenbar in Verlegenheit, „wenn man aus einem Dichtwerke das Schema auszieht; man muß zu viel zerstören. Allerdings ist jede Dichtung in sich hinfällig, von der man nicht kurzweg und nackt den wesentlichen Inhalt und vor Allem den Drehpunkt der

Handlung erzählen kann. Es bleibt freilich immerhin, als ob man ein reich instrumentirtes, ein harmonisch zusammengestimmtes Musikwerk nachpfeifen wollte; die Instrumentation fehlt."

Er hielt inne und hätte gerne den Genossen gesagt, wie unzuträglich es sei, gerade jetzt dieses Thema abzuhandeln; aber er sah wieder die ruhig gefaßte Miene des Hauptmanns und ließ den Epigonen gewähren, der mit klangvoller, warmherziger Stimme und nicht ohne wohlbemessene Betonungen sagte:

„Ich möchte doch dem Herrn Hauptmann kurz erzählen: Eine liebenswürdige, naturvolle Schauspielerin giebt einem edlen, kunstbegeisterten Baron, nachdem sie an viele Andere Körbe ausgetheilt hat, eben in dem Moment ihr Jawort, wo sie in der niedrigsten Weise von einem — glücklicher Weise nicht auf der Bühne erscheinenden — Recensenten öffentlich verleumdet, von ihren Vorgesetzten eine Zurücksetzung erfährt. Sie heirathet und lebt nun auf dem Gute des Barons; die ehemaligen Berufsgenossen ziehen singend und in toller Lustigkeit vorüber, sie verläßt ihr Schloß und schließt sich den Genossen wieder an, spielt in einem neuen Stücke, das Aehnlichkeit mit ihrer Situation hat, und der Baron, der eben seine Frau nur für sich allein haben wollte, wird bekehrt und willigt schließlich ein, daß sie seine Frau und Schauspielerin zugleich sei."

„Da sehen Sie," fiel Büdesheim ein, „wie unge-

recht man wird, wenn man die mit so viel Lustigem und so viel Rührendem, mit so viel echten Naturlauten ausgestattete Fabel so dürr herausschält."

„Wunderlich!" fügte der Professor hinzu, „alle Personen dieses Stückes, die großen und kleinen Schauspieler und Schauspielerinnen, die da auftreten, sind so wahr, so lebensvoll physiognomisch, und die Fabel, vor Allem die Schlußwendung scheint mir verfehlt. Ich erwartete einen schnurstracks entgegengesetzten Schluß. Pereat ars, fiat mundus. Nicht der brave, edelsinnige Mann, sondern die Schauspielerin mußte bekehrt werden. Nun aber wird der Baron der Mann seiner Frau, der Gatte einer berühmten Schauspielerin; er wird sich mit den Recensenten gut stellen, irgend ein unwürdiges Subject zu einer Ehrenerklärung oder zu einem Duell bringen müssen, und dafür hat er das Vergnügen, seine Frau in doppeltem Sinne beklatscht zu sehen."

„Mich als Epikuräer," wandte Büdesheim ein (er ärgerte sich, wenn man ihn so nannte, weil er es wirklich war), „mich als Epikuräer würde es reizen, meine Frau — wenn ich mir ein weibliches Wesen als unabtrennlich von mir denken könnte — in verschiedenen Gestalten und Kostümen zu sehen; aber freilich, ich könnte es nicht verwinden, Schminktopfträger zu sein."

„Schminktopfträger! Woher haben Sie das Wort?" fragte der Professor mit ungewöhnlich bewegter Stimme.

Dem Hauptmann war die Cigarre entfallen, er hob sie auf. Niemand konnte die Betroffenheit in seinen Mienen wahrnehmen.

„Woher haben Sie das Wort?“ fragte der Professor noch einmal.

„Ich weiß nicht,“ entgegnete Büdesheim, „vielleicht habe ich es einmal gehört, vielleicht auch habe ich es jetzt erst gebildet.“

Nun trat eine Pause ein, der Hauptmann und der Professor wechselten bedeutsame Blicke. Der Epigone, der nichts davon merkte, legte sich in seinen Lehnsessel zurück und sprach in lehrhaftem Tone:

„Was sollen uns Existenzen, die, ich möchte sagen, nicht im allgemeinen Sonnenlicht stehen, sondern eine eigene künstliche Beleuchtung, das jetzt theatergebräuchliche elektrische Licht verlangen? Was soll uns überhaupt die künstliche Kunst, diese gemalten Maler-Ateliers, diese gespielten Schauspieler? Dieses Künstlerpathos ist nicht nur ein künstliches, auch ein Stück Byzantinismus und Unfruchtbarkeit ist in diesen Producten. Holt euch ein Stück frisches Leben und sucht es zu fassen und zu formen. Was die Kunst darstellt, muß aus dem wirklichen Leben genommen sein und am wirklichen Treiben sich messen lassen. Ich kann aus vielfacher Erfahrung sagen: unsere heutige Jugend liest nur mit Widerstreben Goethes Wilhelm Meister oder liest ihn gar nicht. Lust und Leid des Komödiantenthums bewegt heutigen Tages die Ge-

müther nicht mehr. Und nun gar Schauspieler als handelnde Personen vor unseren Augen, die Rückseite, das Leben hinter den Coulissen für uns herumrücken — es ist Unnatur und sinnverwirrend zugleich. Jedes Wort hat, wenn ich so sagen darf, einen schielenden Ton; der Zuschauer muß sich an's Schielen, nicht nur im Sehen, sondern auch im Hören, gewöhnen. Jeder Zuschauer ist da ein Stück doppelten Publikums, des fingirten und des wirklichen. Der Spielende ist zugleich der Gespielte, bald müssen wir ihn uns mit der Schminke auf den Backen denken, bald davon befreit. Was verlangt ein Dichter, der einen Schauspieler zum Helden macht, vom Zuhörer und Zuschauer? Drei Empfindungs-Orchester oder auch Melodien spielen durch einander. Der Mann da draußen heißt als Schauspieler unserer Stadt Herr Müller, als Schauspieler im vorgeführten Stücke heißt er Schulze, und in dem Stück, in welchem er auf's Stichwort hinaus muß, spielt er die Rolle des Herrn Fischer."

Der Epigone hatte laut und heftig gesprochen, jetzt hielt er inne und mit einem liebenswürdigen Lächeln sagte er: „Ich sehe Ihnen an, Herr Hauptmann, Sie wollten etwas fragen."

Der Hauptmann war betroffen, aber wiederum in schneller Fassung sagte er: „Allerdings. Ich wollte fragen, warum sich nicht der Schauspielerberuf ebenso gut zur dichterischen Darstellung eignen sollte, wie der des Musikers, des Malers, des Professors? oder schließen

Sie auch diese aus? Was bliebe Ihnen dann? Beamte, Kaufleute, Soldaten, Handwerker, höhere und niedere Bauern."

„Ich glaube," trat der Professor für den Epigonen ein, „ich glaube, unser Freund will nur das ausschließen, was ein Pathos, eine Spannung der Nerven voraussetzt, die nicht aus der allgemeinen Menschennatur heraus sich auf die Zuschauer überträgt, etwas psychologisch Aristokratisches mit eximirtem Gerichtsstand. Die Zuschauer dürfen nicht erst durch allerlei Zuthaten und Reizmittel das Gruseln lernen, das Gruseln muß sich naturgemäß von selber einstellen, indem jeder Zuschauer sich in die Seele des Handelnden, des Leidenden und Kämpfenden versetzt sieht. Hier aber sagt oder empfindet er doch leicht: das geht dich da draußen an, mich nicht. Ich glaube, unser Freund wollte auch nur sagen, der Accent muß auf dem Allen erkennbaren, allgemein Menschlichen liegen, nicht auf der Besonderheit eines Berufes. Ein Krieger, ein Seefahrer, ein Staatsmann, ein Fabrikant sind dichterische Objecte, wenn durch das berufliche Kostüm die allgemein menschliche Gestalt, und hier vor Allem die Psyche, in ihren Regungen und Bewegungen erkennbar ist."

„Ja," fügte der Epigone wieder an, „ein Hauptmoment ist doch noch allgemein gültig. Die Jungfrau von Orleans muß sterben, nachdem sie rauschenden Kriegsruhm und Verehrung als Wundererscheinung ge-

nossen. Soll sie wieder Hirtin werden, oder soll sie irgend einen Cavalier am Hofe heirathen? Sie muß sterben. Wie soll das Excentrische wieder concentrisch werden? Schon eine Schlupfwespe, die aus der Verpuppung ausgeflogen ist, kann nicht mehr in dieselbe zurück, sie hat zu viel Luft eingesogen, die Verpuppung ist ihr nun zu eng. Eine Schauspielerin, an Huldigungen und öffentliche Bethätigung, an den Genuß des rauschenden Beifalls gewöhnt, daß tausend Augen glänzen, tausend Hände sich regen, kann sich nicht im engen Pflichtenkreise einfriedigen und ausleben. Dieses Moment dichterisch auszugestalten, wäre eine schöne und wohl anzuerkennende Aufgabe. Der hier concret gewordene Conflict stammt aus dem Centrum, ich möchte sagen aus der Centralsonne des höchsten und ewigen Conflicts, den wir als Kampf zwischen Freiheit und Nothwendigkeit, oder näher, zwischen individueller Naturbestimmung und socialer Gebundenheit bezeichnen dürfen. Das Absolute und das Bedingte, das Ewige und das Zeitliche geräth in Reibung und drängt zum philosophischen oder dichterischen Austrag. Dieses Centrale bricht dann in verschiedenen Strahlungen auseinander, wird Kampf zwischen Genie und bürgerlicher Bescheidung, zwischen Naturtrotz und bezwungener Demuth, zwischen Dämonischem, Märchenhaftem mit Nüchternem und Alltäglichem. Beide in sich berechtigte Gewalten dichterisch zu balanciren und durch Thatsachen und typische Figuren zu demaskiren

oder vielmehr die Naturgewalten zur elektrischen Entladung bringen, das könnte auch in dieser Sphäre eine hohe dichterische Aufgabe sein. Hier sind verknotete Kreuzgewebe, hier sind Grenzstreitigkeiten des Gewissens, und es fragt sich, ob die Herbheit der Tragik nicht geschmeidigt, die Härte nicht löslich gemacht werden kann. Den Kunstberuf der Künstlerin dem bürgerlichen Beruf des Mannes entgegenzustellen, der heiligen Natur die profane Gesellschaft, hier die Lösung suchen, das wär's; oder noch mehr: die Collision der Pflichten, der Conflict zweier durch Bande der Natur unlöslich verknüpfter Menschen ist dichterisch ausgiebig, noch ausgiebiger aber, wenn die kämpfenden zwei Naturen in einem einzigen Menschen eingeschlossen sind, wie hier die Künstlerin und die Gattin, das bürgerlich familienhafte Element und das künstlerisch excentrische. Denn Gott Apollo ist ebenso gut wie der alte Gott Jehovah ein eifersüchtiger Gott und befiehlt: Du sollst keinen andern Gott neben mir haben."

Der Epigone hatte sehr heftig gesprochen, der Hauptmann ihm mit offenbar gewaltsamer Ruhe zugehört. Geraume Zeit herrschte Stille in dem behaglichen Gemach. Büdesheim nahm endlich das Wort und sagte: „Unser Freund hat einem zukünftigen Dichter wieder eine hohe Aufgabe gestellt. Ich meinerseits möchte diesem Dichter der Zukunft einen kleinen Beitrag geben. — Ich kannte eine Sängerin, die sich im Zenith ihres Ruhmes von der Bühne getrennt hatte:

sie fand erst Ruhe, als sie Pietistin wurde und sich immerdar mit ihrem Seelenheil beschäftigen konnte. Sie that das für sich und die Ihren mit einem Eifer, der eine wunderbare kleine Geschichte zur Folge hatte. Sie hatte einen Sohn von fünf Jahren, für welchen sie einen Kameraden wünschte. Man brachte ihr einen wohl- und feinerzogenen gleichalterigen Knaben aus der Nachbarschaft. Eines Tages kommt das Nachbarskind nach Hause, und der Vater fragt: Nun, wie war's? Da antwortete das Nachbarskind: Der Werner hat mir ganz stolz gesagt: Bist Du auch ein Sünder? Ich bin ein Sünder, mein Vater ist auch ein Sünder, meine Mutter ist auch eine Sünderin, wir alle sind Sünder, wir alle; bist Du auch ein Sünder? — Das Sängerinkind war ganz stolz darauf, ein Sünder zu sein."

Mit dieser zu allgemeiner Befreiung und Heiterkeit vorgetragenen Anekdote wendete sich das Gespräch und man schickte sich endlich zur Heimkehr an.

Auf der Straße bot Büdesheim den Freunden an, sie nach Haus zu fahren, aber der Hauptmann sagte, er möchte mit dem Herrn Professor zu Fuß gehen, und so fuhren die Anderen und die Beiden gingen mit einander.

Mit zögerndem Tone fragte der Hauptmann den Professor: „Deine Freunde hatten gewiß keine Ahnung davon, wie mich das Alles berühren mußte?"

„Gewiß nicht, denn es sind Männer von Takt."

Geraume Zeit gingen die Beiden still dahin; endlich sagte der Hauptmann: „Ich war oft daran, Dich zum Schiedsrichter zwischen mir selbst zu machen oder doch Dich zu berathen, aber ich sehe, daß mir Niemand rathen kann. Ein Jeder wird da zum Prometheus, der das Schwere in sich allein vollführen und schlichten muß."

Mit offenbarer Behutsamkeit im Tone und in der Wortgebung erwiderte der Professor:

„Ich habe viel über Dich und Deine Lage gedacht. Es könnte als Tyrannei erscheinen, daß Dein Beruf die fernere künstlerische Thätigkeit Deiner Frau ausschließt. Aber die Geschlossenheit Deines Standes mit seinem corporativen Geiste, mit seinem Einanderhalten in Reih und Glied, das bedingt eben die Unzuträglichkeit, und ein Ausscheiden aus Deinem Berufe . . ."

„Würde mein ganzes Dasein in Frage stellen," fiel der Hauptmann rasch ein. „Was könnte ich dann noch sein? — Das Wort ‚Schminktopfträger' hat Dich auch erschreckt, ich sah es, um meinetwillen."

„Nicht blos um Deinetwillen. Komm mit nach Hause, ich will Dir den Beweis geben, und Du wirst mit mir staunen."

Im Hause des Professors, wo man leise auftrat, um die Frau und die Kinder nicht im Schlafe zu stören, führte der Professor den Freund in seine Studirstube, zündete dort eine Lampe an, suchte in einem verborgenen Schubfache nach einem Manuscript und

sagte endlich: „Das sollst Du lesen. Ich bedauere nur, daß Du nicht die wohlklingende, tief zu Herzen dringende Stimme hören kannst, mit der die edle, herrliche Frau in hohem Alter mir diese Geschichte dictirte. Du sollst sie lesen, Du wirst finden, daß das seltsame Wort von Büdesheim hier auch eine Rolle spielt. Lies! Ich habe unterdeß noch etwas zu schreiben."

Der Professor übergab dem Hauptmann ein kleines Heft, dann setzte er sich an einen andern Tisch, und der Hauptmann las:

„Ich bin ein Theaterkind, nicht eigentlich Kind von Schauspielern, aber von früh an hörte ich immer vom Theater sprechen und daß wir davon lebten. Mein Vater war Mitglied der fürstlichen Hofkapelle, er war ein still zufriedener und immer bescheidener Mann. Er brachte es sein Leben lang nicht weiter als zum zweiten Geiger; ich glaube, er wollte es auch nie weiter bringen. Auch im Hause, darf ich sagen, spielte mein Vater nur die zweite Geige, meine Mutter herrschte und er ließ sie gerne herrschen. Ich habe meinen Vater nie heftig gesehen, auch da nicht, als er mir Musikunterricht gab; dabei werden die Väter doch leicht zornig und ungeduldig.

Es schien, als ob ich eine gute Singstimme hätte, aber es zeigte sich bald, daß sie nur sehr dürftig war. Dagegen bemerkte ich schon früh, daß man meine Sprechstimme sehr lobte. Zum Geburtstage der Mutter und zu dem des Vaters hatte ich mein Gedichtchen her-

zusagen, und ich sehe noch den strahlenden Blick meines guten Vaters; er hörte mir mit den Augen zu, den lieben stillen blauen Augen. Ich kann es nicht fassen, daß mich diese Augen nicht mehr sehen, und doch werde auch ich bald . . . Aber genug, schreib' nur weiter!

Ich überspringe mehrere Jahre; ich war Schauspielerin. Ich erhielt Anträge nach auswärtigen Bühnen, aber ich konnte mir nicht denken, daß ich meine Eltern verlassen sollte, und der Fürst, der mich als eingeborenes Landeskind besonders hochhielt, erhöhte mein Gehalt. Ich wollte unseren bescheidenen Haushalt nun größer, bequemer machen, aber mein Vater duldete es nicht. Nur das that er mir zu liebe, daß er seine vielen Privatstunden bis auf ganz wenige aufgab.

Noch jetzt zittert mir das Herz, wenn ich jenes Abends gedenke, wo ich das Käthchen von Heilbronn spielte. Mein Vater sah mich, und ich kam einmal fast in Verwirrung, als ich bemerkte, wie er im Orchester mit dem Taschentuch sich die Thränen abtrocknete. Als ich heimkam, sagte er mir: Kind, ich habe rechte Freude an Dir. Kind, Du hast etwas, was sich Gottlob nicht lernen läßt; Du hast den Ton der Wahrhaftigkeit, man glaubt Dir, was Du sagst; das ist recht, das ist das Beste; dabei bleibe.

Diese Freude war die letzte meines Vaters, er starb bald darauf. Ich verließ nun mit meiner Mutter die kleine Residenz und kam an das große Hoftheater in N. Ich kann sagen, was an Ehren, was an Liebe

und Achtung ein Menschenkind empfangen kann, ist mir geworden. Ich war so glücklich, daß ich gar nicht dachte, es könne noch ein anderes Glück auf der Welt geben. Ich hatte, was viel sagen will, nicht nur keinen Feind, sondern auch keine Feindin. Meine liebste Rolle blieb das Käthchen, und ich gedachte dabei oft meines Vaters: Ach, wenn er noch da unten säße im Orchester und den Jubelruf des vollen Hauses hören könnte. Es ist hart, wenn man ein Glück hat, das man nicht mit dem Liebsten auf Erden theilen kann; meine Mutter war leider taub geworden, und sonst hatte ich Niemand, dessen Lob mich im Tiefsten erquickte, von all den Verehrern und Lobpreisern Niemand.

Nun aber lernte ich kennen, daß es doch noch ein anderes Glück giebt. Ein junger Mann, so schön als gut, so gebildet als reich, warb um mich. Mein Herz schlug ihm entgegen, aber ich lehnte seine Werbung ab; denn er verlangte, daß ich der Kunst entsage, und wie sollte ich dann noch leben? Ottokar verhielt sich ruhig und bestürmte mich nicht weiter. Er sah, daß ich keinen Andern liebte und daß ich mich immer von Herzen freute, wenn er kam. Fast noch mehr, als ich ihm gut war, liebte ihn meine Mutter, und wunderbarer Weise las sie ihm die Worte, die er sprach, von den Lippen ab, von den guten feinen Lippen, über die nie ein unwahres, ein übertriebenes oder gar unschönes Wort kam.

Eines Tags brachte mir Ottokar seine Eltern. Es

waren gediegene, biederherzige Menschen, voll schlichter Güte. Auch sie bedrängten mich nicht weiter, obgleich sie mir zu verstehen gaben, wie glücklich meine Verbindung mit ihrem Sohne sie machen würde. Ich weinte den ganzen Tag, als sie weggegangen waren, die guten Menschen, und meine Mutter weinte mit mir; sie redete mir zu, sie betheuerte, sie werde ruhig sterben, wenn sie mich mit einem solchen Manne verbunden verließe, aber ich rief ihr entgegen: Die Künstlerin in mir tödten, das heißt mich nur halb, weniger als halb leben lassen. Von da ab schwieg sie und zwang sich auch offenbar zu heiterer, befriedigter Miene.

Ich hatte am Abend, da die Eltern Ottokars abgereist waren, als Käthchen aufzutreten. Ich spielte zum ersten Mal schlecht, das Publikum schien es nicht zu finden, aber ich fand es. Ich hatte das Gefühl, daß mir jener Ton der Wahrhaftigkeit verloren gegangen war, den mein Vater als das Höchste gepriesen hatte. Die Kritiken kamen, sie lobten meine großen Fortschritte, die ich noch immer mache; ich begriff das nicht. Auch Ottokar kam und sagte: er hätte nicht gewußt, daß seine Bewunderung für mich noch einer Steigerung fähig sei. Und eben jetzt in dieser gewaltsamen Gehobenheit, gegen welche doch ein Inneres in mir widersprach, erklärte ich Ottokar, daß ich die Seine werden und der Kunst entsagen wolle. Ich erschrak, als ich das gesagt hatte, aber ich konnte das Wort nicht mehr zurücknehmen, und wunderbar! es giebt Zu-

stände, wo man seinem Selbst entrückt ist. Der Ton, in dem ich vorhin noch mein Wort gegeben hatte, das war wieder der Ton der Wahrhaftigkeit, ein solcher, wie ich ihn von mir selber gehört, und ich hörte ihn, wie wenn eine ganz Andere ihn gesprochen hätte. Ja, so seltsame Menschen sind wir Künstler.

Nun aber weiter! Ottokar bezahlte eine namhafte Summe, um mich von meinem Vertrag loszumachen, und so war ich, wie in eine Traumwolke gehüllt, verlobt, verheirathet, und wir reisten nach Italien, während meine Mutter uns das neue Haus einrichtete.

Wir kamen zurück, voll von den großen Eindrücken, und wie wohl war's mir nun in meiner schönen Häuslichkeit. Ein Porträt von mir im Kostüm des Käthchen war wie in einen Tempel hineingestellt.

Ottokar hatte eine bedeutende Kunsthandlung. Wir verlebten den Winter in angenehmer Häuslichkeit und Geselligkeit; die besten Familien der Hauptstadt besuchten unser Haus. Einmal ließ ich mich dazu verleiten, einige Gedichte zu declamiren. Ich war selber erfreut, ich darf sagen, entzückt über meine schöne Stimme; sie schmiegte sich jedem Empfindungsausdrucke an. Es war dann sehr erheiternd, wie darüber hin und her gesprochen wurde, warum denn nur der Gesang sich zur Geselligkeit eignen solle und nicht auch die Declamation. Wunderlich ergriff's mich, als ein höherer Officier mir sagte: Es ist schön, daß Sie Ihren früheren Beruf nicht verleugnen. Das traf

mich tief. Was sollte ich denn verleugnen? Habe ich meinen Beruf verleugnet? Was hatte ich denn gethan? Wie gesagt, es ergriff mich tief. Ich weiß nicht mehr, was ich antwortete, aber wenn ich in meiner Loge im Theater saß, konnte ich es oft vor Unruhe nicht aushalten, ich meinte oft, ich müsse hinunter und der Darstellerin sagen: bitte, lassen Sie mich spielen. Es kann sich Niemand denken, wie das ist, so seine eigenen Worte — denn die Dichterworte waren mir zu eigen geworden — von fremden Stimmen zu hören, und ich vernahm doch auch Accente und sah Bewegungen, die ich nicht gehabt hatte. Es ärgerte mich und freute mich durcheinander, wenn Freunde und Freundinnen in unsere Loge kamen und mir sagten, so wie ich könnte doch Niemand diese oder jene Rolle darstellen. Die Leute erwarteten, daß ich mit der herkömmlichen lügenhaften Bescheidenheit ablehnend darauf antworte, aber ich konnte nicht, denn ich glaubte ehrlich, daß in der That von denen, die da agiren, Niemand es so mache, wie es sein sollte.

Den ersten Sommer verlebten wir zum großen Theile auf dem Landgute meiner Schwiegereltern. Mein Mann ließ mich ganz dort und kam nur jeden Sonnabend und blieb bis zum Montag. Ich hatte in meinem Leben nie auf dem Lande gelebt, ich war ein Stadtkind, fast ein Theaterkind, und mir war's, als wäre ich jetzt erst auf die Welt gekommen. Alles Kunsttreiben und alles Gesellschaftstreiben war

mir wie ein Traum, ein schwerer Traum, den man vergessen muß. Ich meinte, ich müßte jeden Waldbaum, jeden Obstbaum begrüßen und ihm danken, daß er nun auch mein sei. Die Blumen, das Gras, das wogende Kornfeld, das weidende Vieh, Alles glänzte mir so neu, erschien mir wie ein Wunder.

Meine Schwiegereltern liebten mich wie ihr eigen Kind, sie sagten mir das selten, aber ich sah es ihnen an den Augen ab. Eine besondere Lust war's mir, meinem Schwiegervater, der krank zu Bette lag, vorzulesen. Ich lernte dabei auch eine neue Wirkung meiner Stimme kennen, eine einschläfernde, und sie verdroß mich nicht. Der treffliche Mann entschuldigte sich anfangs oft mit innigen Worten, daß ihn der Schlaf übermanne, aber er litt ja in der Nacht an Schlaflosigkeit, und auf die Erklärung hin, daß mich diese Wirkung durchaus nicht beleidige, sondern nur erfreue, unterließ er fortan, wie das seine Art war, jedes überflüssige Wort. Seltsam aber war es, wie der Mann wachen Geistes sehr oft bis auf's Wort hin sich erinnerte, wann er eingeschlafen war. Eines Ausspruches von ihm gedenke ich gern, denn er sagte: Nimm die Freude und den Dank all der Tausende, die Dir huldigen, zusammen, mein Dank ist doch noch größer, als der jener Aller zusammengenommen.

Der Schwiegervater starb im Herbste und segnete mich noch mit seinem letzten Hauch. Ich reiste mit Ottokar wieder zur Stadt, ich hatte ihn gebeten, mich

auf dem Lande zu lassen, aber ich mußte doch seinen Gründen nachgeben. Wir kamen in die Stadt zurück. Ich hörte, wie viel darüber geredet wurde, daß wir jetzt bereits im Trauerjahr das Theater besuchten und zwar regelmäßig. Ich kann die Menschen nur einfach verachten, die die Kunst als ein unwürdiges, ein berauschendes, ein blos profanes, ja vielleicht frivoles Genießen gelten lassen. Aus dem Tempel sollte man die Menschen weisen, die das so ansehen; aber freilich, die Theater sind auch keine Tempel mehr, und sie bringen Dinge, deren man sich schämen muß. Ja, welche verborgenen Schleichwege hat die Verführung! Eben das, daß die Kunst so erniedrigt wird, erweckte in mir das Verlangen, mich ihr wieder zu widmen und meinestheils zu ihrer Reinigung und Erhebung beizutragen. Ich war oft traurig, und Ottokar redete mir zu, ich solle mir an ihm ein Beispiel nehmen, er habe sich doch bereits über den Tod des Vaters so weit als möglich getröstet, ich aber erscheine noch untröstlich. Ich rang mit mir, daß ich bekennen sollte, und da fiel mir das Wort meines Vaters ein: Du hast den Ton der Wahrhaftigkeit, lasse Dir den nicht entwenden. Ich konnte Ottokar nicht ein falsches Wort, nicht einen falschen Ton erwidern, und ich gestand ihm meine Sehnsucht nach meinem Kunstberuf. Bleicher, als es jetzt wurde, war sein Antlitz nicht, als er vom Begräbniß seines Vaters zurückkehrte. Mit seiner gewohnten Fassung und Selbstbeherrschung

sagte er indeß: „Bitte, Luise, sprich das nur gegen mich aus, aber gegen Niemand anders. Willst Du?“ „Ja!“ antwortete ich, ihm die Hand reichend, und er küßte mir die Hand und sagte: „Ich glaube Deinem einfachen Wort und Deinem grundwahren Ton.“

Ich hatte ihn also doch noch, den grundwahren Ton, flüsterte etwas im Hintergrunde meiner Seele, aber ich hieß es stumm sein. Ich vermuthe, ich wollte mich selbst glauben machen, daß ich fern von allem Kunsttreiben im reinen Naturleben zufrieden und glücklich sein werde. Ich sprach nur von meiner Sehnsucht nach dem Landaufenthalt.

Wir lebten diesen Winter fern von aller Geselligkeit, und als der Frühling kam, sagte Ottokar: „Luise, errathe ich einen Deiner Wünsche?“

„Du meinst den nach meinem ehemaligen Beruf.“

„Nein, ich glaube, Du hast noch einen andern; Du möchtest auf dem Lande leben, auf dem Gute.“

„Ach ja, ja!“ rief ich ihm zu.

„Nun denn,“ sagte er, „ich kann meine Kunsthandlung zu gutem Preise an meinen ersten Geschäftsführer verkaufen, und ich bin, wenn Du entschlossen bist, bereit, das Gut zu übernehmen und zu bewirthschaften.“

„Nein, thue es nicht mir zu liebe; ich werde mich schon wieder drein finden.“

„Ich thue es nicht Dir zu liebe allein, ich thue es auch mir zu liebe.“

Und so zogen wir auf's Land, ich war nun Gutsherrin und hatte meine neue Freude an den Wäldern und Feldern, an unserem schönen Viehstand. Was Anderen ein Alltägliches war, war mir ein Außerordentliches, was Allen so natürlich erschien, war mir ein Wunder. Ich konnte stundenlang einer weidenden Kuh zusehen; wie das so behaglich frißt und schnauft und nur manchmal einen Blick in die Landschaft wirft. Die Kühe kannten mich auch, und ein junges Rind folgte mir wie ein Hund, ja sogar die Rehe im Walde liefen nicht fort, wenn ich kam. Ich war so viel draußen wie noch nie im Leben; denn ich hatte nun auch reiten gelernt. Ich war von der Sonne so verbrannt, daß mich Ottokar oft seine braune Luise nannte.

Ich war keine wohlthätige Fee. Der Schmutz in den Häusern der Landleute war mir zuwider. Ich lernte auch das Leben des Landvolkes kennen, es ist nicht schön, aber offen, man gewinnt bald Einblick in diese gardinenlosen Existenzen, wie meine Nachbarin, die Baronin von Trossen, sie nannte.

Ich finde, soweit ich die Welt kenne, keinen großen Unterschied zwischen dem, was man die Gebildeten, und zwischen dem, was man das Volk nennt; das einzige ist, die Leute aus dem Volke sind ungeschickter im Lügen und im Heucheln und manche können es gar nicht, so wenig als das Thier. Der Fuchs kann nicht schauspielern und sich den Anschein eines treuen Hauswächters geben. Die Heuchelei, das Schönthun ist in

der Welt, ich glaube, nicht erst in der heutigen so viel verbreitet; beim Theater noch am meisten, so daß es ein besonderer Schmaus ist, wenn man dahinter kommt, daß einer wirklich einmal die Wahrheit sagt, und daß er so ist, wie er sich giebt. Wie gesagt, daß die Landleute noch etwas vom lügenlosen Thierleben haben . . . doch, was soll ich Dir lehren?

So verging der Sommer. Am 25. September, es ist mein Geburtstag, brachte mir Ottokar ein Angebinde, das mich unendlich entzückte. Er hatte mit großer Mühe alle die Theaterzettel sich erworben, auf denen mein Name stand, und überreichte mir dieselben in einem Prachtband. Auf der einen Seite des Einbandes war die Muse Thalia, die über meinem Bilde den Kranz hielt, und darunter stand: „Luisens Ruhm." Auf der anderen Seite war unser Gut abgebildet und wiederum mein Porträt, wie ich zu Pferde saß, und darunter stand: „Luisens Ruh."

Wie gut hatte es Ottokar gemeint, und wie bös war es geworden.

Ich saß tagelang und blätterte die Theaterzettel hin und her und vergegenwärtigte mir alle die wonnigen Abende und die wohligen Tage. Alles Ungemach, das ich erlitten, die abgeschmackten Rollen, die ich ja auch hatte spielen müssen, waren vergessen; nur das Schöne, das Erhebende und Berauschende stieg mir aus diesen Blättern auf.

Ein Zauberkreis von hunderterlei Gebilden schwebte

in der Luft und lockte und schmeichelte und rief: Ich bin du und du bist ich, komm wieder und sei wieder du und sei wieder ich. Sinnverwirrend drang es auf mich ein.

Ich konnte nicht anders, ich mußte Ottokar meine Sehnsucht nach meinem Beruf aussprechen.

Er starrte mich lange schweigend an, dann sagte er: „Luise, soll ich Schminktopfträger werden?"

Es ist das einzige böse Wort, das ich je von ihm hörte. Ich konnte nichts erwidern. Mit einem Blick, der mir fremd war, sah er mich an und ging.

Schminktopfträger! — Das Wort ging mir tagelang nach. Ich hörte es aus dem Bache, der an unsern Fenstern vorüberfloß, ich hörte es im Walde, im Felde, in meinem Schlafzimmer — Schminktopfträger. Ist das nicht Verwerfung meiner ganzen Kunst? Das allein berührte mich; daß eine Erniedrigung Ottokars darin liegen sollte, daß er sich selber damit beschämte, das fiel mir nicht ein.

Und immer wieder und immer stärker kam meine Sehnsucht nach meinem Beruf. Ich erinnere mich, daß ich einmal aufwachte mit den Worten: Mein hoher Herr! Ich hatte offenbar im Traume das Käthchen gespielt.

„Du hast sehr lebhaft geträumt," sagte Ottokar, weiter kein Wort.

Ich war in meinem Leben eigentlich nie krank gewesen. Jetzt kränkelte ich und sah den sorgenvollen

Blick Ottokars. Er hatte eine nothwendige Reise nach der Hauptstadt, ich konnte ihn nicht begleiten, und war zum ersten Mal mit meiner Mutter allein auf unserem Gute. Die Zeit wurde mir entsetzlich lang, und eines Tages ließ es mir keine Ruhe, ich holte meine Käthchenkleider und spielte mir ganz allein die Rolle vor. Unsere Nachbarn, die Trossens, kamen, ich war in Verwirrung, mich jetzt zeigen zu müssen. Ich hatte die Kleider bald gewechselt, aber ich meinte, ich müsse mir die Schminke vom Gesicht abwischen, und es war doch nicht nöthig. Ich muß den guten Leuten ganz wunderlich vorgekommen sein, denn ich kam aus einer fremden Welt und sprach offenbar verwirrt.

Als die Nachbarn mich verlassen hatten, stand ich lange wie traumhaft verloren vor meinem Käthchengewande; ich war doppelt auf der Welt und gar nicht. Mein ganzes Dasein erschien mir wie ein halbvergessener Traum, auf den man sich allmählich besinnt. Und doch eben damals, — aber höre weiter . . . Wie von selbst kam anderen Tages der Arzt, er that, als ob er zufällig käme, aber offenbar hatten die Nachbarn ihn geschickt. Man brachte mich in's Bett.

Ottokar kam; bald nach der ersten Begrüßung setzte er sich auf den Bettrand, zog ein Papier aus der Tasche und sagte: Luise, ich habe es fertig gebracht mit mir und dem Intendanten, hier ist der Vertrag, er bedarf nur noch Deiner Unterschrift, und Du bist wieder en-

gagirt. Da faßte ich ihn um den Hals und vergrub mein Gesicht an seiner Brust und sagte: Vater —

Den Jubelschrei, den er da ausstieß, werde ich nie vergessen. Dem Himmel Dank, rief er, nur eins giebt es, nur eins konnte es geben, das Dich von Deiner Kunst auf immer abscheidet. Es konnte nur ein gleich Großes sein als die Kunst. Ist die Kunst die zweite Natur, so bleibt die mächtigere doch die erste . . ."

„Ich danke Dir, ich danke von Herzen," sagte der Hauptmann, als er gelesen, dem Professor das Heft darreichend. „Bitte, gib mir einen Briefbogen und Umschlag."

Mit rascher Hand schrieb der Hauptmann, dann reichte er das beschriebene Blatt dem Professor. Dieser las: „Erneuern Sie ihren Vertrag."

Während der Hauptmann das Blatt in den Umschlag legte und adressirte, sagte er mit bewegter Stimme:

„Alle Empfindung ist bereits ausgesprochen, aller Seelenkampf ausgegründet. Wir haben vereinbart, daß ich die Entscheidung nur mit solchen kurzen Worten gebe. Diese Aufzeichnung hier und das schlimme Wort »Schminktopfträger« hat nicht die Entscheidung herbeigeführt, nur bestärkt. Ich danke Dir. Aber wie kommst Du zu dieser Aufzeichnung?"

„Das fragst Du? Ich bin ja der einzige Sohn von Luise und Ottokar. Ich habe das geschrieben, wie meine

Mutter es mir dictirte. Ich will nicht sagen, daß eine Mutter gewordene Frau nicht mehr darstellende Künstlerin bleiben kann. Es läßt sich ja kein die Fülle des Lebens umfassendes Drama ausgestalten ohne die Figur der Mutter, ohne Anstandsdamen, ohne Heroinen. Ich kenne Schauspielerinnen, die die besten Mütter sind. Dazu kommt das Genügen, daß auch die Frau die Erwerbende sein kann. Wie gesagt, daraus soll keine allgemeine Regel gelten, aber sie galt für den besondern Fall. Bei meiner Mutter hieß es nur: Im Anfang war die Natur."

„Eines von uns," sagte der Hauptmann endlich, „mußte seinem Beruf entsagen. Ich versuchte, natürlich behutsam — denn wenn man bei meinen Oberen erfährt, daß ich Lust zum Austritte hätte, ist es um mein regelrechtes Aufsteigen geschehen — ich versuchte eine Stellung im Eisenbahndienst oder auch im Polizeidienst zu gewinnen. Die Aussichten waren nicht günstig, und Du weißt ja besser als ich, wie zusammengesetzt unsere Empfindungen sind. Es beruhigte mich, daß ich meine Schuldigkeit gethan, und eben als ich meinen Beruf verlassen sollte, wurde mir erst recht deutlich, wie lieb er mir war; ich bin doch mit Leib und Seele Soldat."

Der Professor erkannte die inneren Kämpfe des Mannes, und es war ein nicht unwirksamer Trost, als er ihm sagte, er solle sich freuen, daß ihm einmal das volle Glück der Liebe zu Theil geworden. Tausend und Abertausende stürben hin, Ledige und Ver-

heirathete, die nie in Wahrheit empfunden, was Liebe ist. Der Hauptmann seufzte tief, es war der einzige Seufzer, den der Professor von ihm vernahm.

Sie sprachen noch lange; sie, die bisher eigentlich nur Schulkameraden gewesen, wurden in dieser Stunde Freunde. Der Hauptmann drückte endlich dem Professor die Hand zum Abschied. Er sagte es nicht in Worten, aber der Druck seiner Hand sagte es: Ich habe eine Liebe aufgegeben, aber einen neuen vollen Freund gewonnen.

„Ich begleite Dich noch, ich bin zu aufgeregt, um schlafen zu können," sagte der Professor, und ging mit dem alten Kameraden und neuen Freunde durch die stillen Straßen.

An einem Briefkasten blieb der Hauptmann stehen, zog den Brief heraus, betrachtete beim Scheine der Gaslaterne noch einmal die Adresse, dann schob er den Brief in den Kasten. Ein leises Beben ging durch seine kräftige Gestalt, als der Schieber mit dem eigenthümlichen schätternden Tone niederfiel. Es war geschehen.

Die Freunde gingen weiter, am Hause des Hauptmanns nahmen sie nochmals Abschied, und in einem fast hellen Tone sagte der Hauptmann:

„Gute Nacht, Sohn des Käthchen von Heilbronn."

„Nenne mich aber nur zwischen uns Beiden so!" rief der Professor ihm nach.

Die feindlichen Schwestern.

I.

Sie lebten heiter und gut mit einander, sie waren jung gewesen und alt geworden; die ältere hieß Agathe, die jüngere Clara, sie wurde aber auch Clärchen genannt und ließ sich immer noch gern als Kind behandeln. Sie waren beide schlank und hager, sie müssen in der Jugend hübsch gewesen sein. Wie alt sie waren, da die Geschichte sich ereignete? Wir werden es schon erfahren.

Sie waren beide jahraus jahrein damit beschäftigt, Schlagfedern und sogenannte Fallbengel zu fertigen für die Wanduhren, wie sie in der Landschaft zusammengesetzt werden. Der Vater war Uhrmacher gewesen, dort steht noch das Kunstwerk, das er — allerdings mit Beihülfe des Wannen-Xaveri — gefertigt hat. Zu jeder Stunde öffnet sich ein Doppelthürchen unterhalb des Zifferblatts an dem reichverzierten braunen Gehäuse; zwei wohlgeschnitzte und schön bemalte Trompeter erscheinen in strammer Haltung, halten die kleinen Trompeten an den Mund und blasen die doppelstimmig gesetzte Tagwacht mit unabänderlicher Genauigkeit; beim

letzten Ton drehen sie sich wie auf Kommando rechtsum und die Doppelthüre klappt zu

Der Vater hat bei der Garde gedient, und von ihm haben die Töchter nicht nur die schlanke Gestalt, sondern auch die stramme Haltung. Die Mutter dagegen war wohlbeleibt und klein, aber bis in ihre alten Tage hinein voll Rührigkeit. Die jüngere Tochter, Clara, hatte nicht geheirathet, und die ältere schon lange nicht. Es hatte Beiden nicht an Bewerbern gefehlt, aber sie hatten's gut und behaglich, wenn eben auch nicht im Ueberfluß daheim, und immer eine erzählte der andern, wie diese und jene der Gespielen durch Heirath verkommen sei. So blieben sie zum Leidwesen der Mutter ledig.

Die Stube war hell und sauber, vom Ausblick in's Thal gewahrte man aber nicht viel, denn vor dem Fenster blühten Nelken, Levkojen, Geranien und Rosmarin in wilden Büschen; Clärchen, das Kind, hatte eine gute Blumenhand, ihr gedieh Alles.

Die Mutter besorgte den Krautgarten, den Kartoffelacker und die beiden Ziegen im Stall und verrichtete alle Hausarbeit, damit die Kinder beim Handwerk bleiben können.

Die Mutter holte den Rohstoff aus der Fabrik und brachte die fertige Arbeit wieder dahin, nur selten und nur damit sie wieder vom Schraubstock wegkämen, hieß sie eine der Töchter gehen; sie willfahrten gehorsam, aber jeden Pfennig des Verdienstes lieferten

sie der Mutter ab, die selbstverständlich Herrin des Hauses war und blieb.

Agathe war nicht eifersüchtig, wenn die Mutter manchmal mit Clärchen, dem Kinde, besonders zärtlich war, sie war nur ärgerlich, daß Clara dadurch verdorben und verwöhnt wurde; sie ließ der Mutter indeß ungestört ihre Freude, und ein Blick der Mutter sagte ihr manchmal: Du weißt ja, wie lieb Du mir bist, aber Du brauchst es nicht so wie die Clara, daß man Dir's zeigt.

Oft wenn die Mutter in der Küche am Herde stand, sang sie leise mit, wenn die beiden Schwestern drin in der Stube sangen; natürlich sang Clärchen, das Kind, die erste Stimme und Agathe mußte mit der zweiten zuhalten. Wenn dann die beiden Trompeter plötzlich drein bliesen, lachten die Kinder in der Stube und die Mutter in der Küche lächelte auch still wehmüthig; sie vergißt es nie und wenn sie hundert Jahre alt wird, welche Freude ihr verstorbener Mann an den Trompetern hatte. Sie ward aber nicht hundert Jahre alt, sondern vierundsiebzig und war gesund und todt binnen drei Tagen, wie man sagt vom Tanz bei der Kirchweih in Schornach her. Sie war freilich nicht selber beim Tanz gewesen, dafür aber die beiden Töchter; die Vatersschwester, eine arme Strohflechterin, die drüben wohnte, hatte nicht nachgelassen, bis die Nichten kamen, und die Mutter hatte auch gedrängt, denn es hieß, der Schullehrer von Schornach,

der Wittwer geworden, habe Absicht auf eine der Töchter.

Die Mutter saß still daheim bis spät in die Nacht, die Trompeter bliesen Stunde auf Stunde, die Kinder kamen noch immer nicht und es war doch bitter kalt und sie sind an die Stube gewöhnt. Welche wird er wählen? Oder welcher wird er besonders gefallen? überlegte die Mutter hin und her; beide waren gut und jede hatte etwas Besonderes für sich. Der Mutter wurde ganz wirr von dem vielen Denken, plötzlich lächelt sie, es fällt ihr was Gutes ein. „Die Kinder werden kalt haben, wenn sie heimkommen in die Kammer.“ Sie klatschte in die Hände, entkleidete sich rasch und legte sich in's Bett der Agathe. Die Trompeter bliesen die zwölfte Stunde, als sie wieder aufstand und sich in's Bett von Clärchen legte. Jetzt kommen sie — husch! schnell in Dein eigen Bett.

„Kinder! Legt Euch schnell, ich hab' Euch Eure Betten gewärmt. Macht rasch, tapfer! Ihr werdet kalt haben.“

„Nein, Mutter, wir haben Würzwein getrunken,“ rief Clärchen mit hellem Tone.

„Wie ist's denn mit dem Schullehrer geworden?“ fragte die Mutter.

„Ist nichts,“ erwiederte Agathe. „Jede hat gemeint, die Andere soll ihn nehmen, aber keine von uns will verheirathete Kindsmagd sein. Das haben wir nicht nöthig. Ach Mutter, wie gut warm ist das Bett!“

„Wir brauchen keine Männer," rief Clara, huschte in's Bett und schlug auf die Decke, „wir haben ja schon, bravere kann's nicht geben; die bleiben, wie sie sind, so ordentlich und kerzengrad' und zanken nie und trinken nicht und kommen jede Stund' und sind lustig. Wie ich ein klein Kind gewesen bin, hat mir der Vater oft gesagt, der rechts heißt Hans und der links heißt Michel."

Es schlug eins, die beiden Trompeter bliesen ihr Stücklein, und als die Thüre zuklappte, rief Clara lachend:

„Gut Nacht ihr Männer! Gut Nacht Hans, gut Nacht Michel."

„Du bist lustig," entgegnete die Mutter.

„Aber Mutter! Ihr schnattert ja und die Zähne klappern wie im Fieber."

„Thut Nichts, wird schon vorübergehen."

Es ging nicht vorüber. Nach drei Tagen war die Mutter, die den Kindern das Bett gewärmt hatte, todtenkalt.

Clara erzählte den Leidtragenden, wie die Mutter die letzte Lebenswärme für ihre Kinder hergegeben. Agathe fand es nicht nöthig, daß das alle Welt wisse, aber sie schwieg und dachte in sich hinein: sie ist eben kindisch und mag Nichts haben, was sie nicht zeigt und alle Welt schön finden soll.

Als aber Clara immer wieder fast mit einem rührenden Behagen erzählte, wie die Mutter ihre letzte Lebens-

wärme für die Kinder hergegeben, konnte Agathe nicht umhin, ihr endlich zu sagen:

„Mußt das nicht Jedem und Jedem berichten. Ist schön, daß Du das so einsiehst; aber glaub' mir, ich kenn' die Menschen, es giebt auch solche, die darüber spotten. Sei jetzt nicht gleich so verdrossen, wenn ich Dir was sage."

Clara nickte, sie blieb aber doch verdrossen; die ältere Schwester wird sie jetzt regieren wollen, und sie ist alt genug, sie braucht keine Regierung mehr.

Die Trompeter bliesen wiederum, wie sie's gewohnt waren, ihr Stücklein, Agathe öffnete den Kasten und stellte den Pendel zur Ruhe. „Nichts darf lustig im Hause sein, so lang die Mutter todt da liegt," sagte Agathe.

„Verdirb nur Nichts daran," rief Clara.

„Ich weiß, wie man die Uhr stellt," entgegnete Agathe.

II.

Es war am dritten Tage nach dem Begräbniß der Mutter; die beiden Schwestern standen wie von je an ihrer Werkbank, die alte Base von Schornach war in's Haus genommen und verrichtete die Hausarbeit. Man hörte in der Stube Nichts als das Raspeln der feinen Feilen, der Pendel an der Trompetenuhr stand still, die Trompeter waren verstummt.

„Heut' kommt das Waisengericht," sagte endlich Agathe, „wir werden bald fertig sein, wir lassen Alles

beisammen, was brauchen wir theilen? Wer zuerst stirbt, den beerbt das Ueberlebende."

Clara erwiderte Nichts, sie preßte vielmehr ihre Lippen zusammen:

Wunderlich! Es versteht sich doch von selbst, daß die ältere zuerst stirbt; alte Leute wollen aber von so etwas Nichts wissen.

Die Feilen raspelten weiter, Agathe schaute mehrmals nach der Schwester und war erstaunt über den seltsamen Ausdruck in ihrem Gesichte, der Tod der Mutter hat das Kind doch noch härter angegriffen.

„Wenn's von der Kirche zwölfe schlägt, oder besser, wenn man's pfeifen hört von der Bahn herauf, dann bringe ich meine Uhr wieder in Gang," sagte Clara.

„Deine Uhr? Welche?"

„Meine Trompeter-Uhr."

„Da sag': unsere."

„Nein meine, meine!"

„Wie so denn Deine?"

„O lieber Gott, bist Du denn schon so vergeßlich? Erinnerst Du Dich denn nicht, wie mich der Vater selig oft am Feierabend auf den Schooß genommen und gesagt hat: Ich bin nicht gern Soldat gewesen, es war ein harter Dienst, und jetzt, wenn ich in der Nacht aufwache und meine Trompeter blasen, da ist mir's doppelt wohl in meinem Bett und ich leg' mich auf die andere Seite und denk': ja blast nur, ich hab' gottlob meinen ehrenvollen Abschied. Und wie er das

erzählt gehabt, hat er immer gesagt: Jetzt gieb Acht, Clärle, jetzt kommen aus Deiner Uhr die Trompeter heraus."

„Das hat er eben so gesagt, wie man zu einem Kind sagt —"

„Und Du, Du selber hast mir nach des Vaters Tod die Uhr geschenkt —"

„Ich? Das ist unmöglich, das kann mir nie in den Sinn gekommen sein, so wenig, als daß ich die Uhrfedern da für Nudeln halte und in die Supp' thue und esse. Sei kein Kind."

„Ich bin kein Kind, ich weiß was mein Recht ist und ich bestehe darauf und lass' mich nicht unterdrücken. Du glaubst, weil die Mutter jetzt todt ist, muß ich Dein Hudel sein und mir mein Eigenthum nehmen lassen?"

„Ich bitt' Dich, red' Dir Nichts ein."

„Ich red' mir Nichts ein, lasse mir aber auch Nichts ausreden. Ich will Nichts als mein Eigenthum."

„Dein Eigenthum?"

„Ja, ich könnt's beschwören."

„Sag' das nicht, lüg' nicht Dir was auf und mir."

„Ich lüge nicht, ich nicht."

„Aber ich? Schau, wenn Du mich gebeten hättest, was liegt daran, wem sie ist? Ich hätt' Dir meinen Antheil geschenkt, aber jetzt nicht, kein Spähnchen und kein Rädchen geb' ich her."

„O Mutter!" klagte Clara laut weinend. „O Mutter! Daß Du im Grab liegst!"

„Sei still, sei ruhig," beschwichtigte Agathe, „die Waisenrichter kommen."

Die Waisenrichter kamen, und Agathe erklärte, daß sie beschlossen hätten, nicht zu theilen.

„Dann können wir wieder gehen," hieß es. „Du bist einverstanden, Clara?"

„Ja, ja, aber . . . aber die Uhr da, die ist im Voraus mein eigen allein. Ich will nicht davon reden, daß der Vater selig immer gesagt hat „Deine Uhr", das ist wahr, das kann so Redensart gewesen sein, aber sie, die da, sie hat mir die Uhr geschenkt."

„Sie macht Spaß," entgegnete Agathe.

„Ich mach' keinen Spaß," rief Clara und legte die Hand auf das Gehäuse; der Pendel mußte dadurch in Schwingung gekommen sein, die Doppelthüre sprang auf, die Trompeter erschienen und bliesen ihr Stücklein. „Sie sagen Zeugniß für mich," kreischte Clara dazwischen, aber Agathe riß die Tischschublade auf, nahm den Laib Brod heraus, brach ein Stück ab und rief:

„Das soll mein Tod sein, wenn ich ihr die Uhr geschenkt habe," sie steckte den Bissen in den Mund und verschluckte ihn.

„Wenn ihr eben nicht einig seid, müssen wir die Werthsachen versiegeln," sagten die Männer vom Waisengericht, und die Schwestern sahen ruhig zu, wie große Siegel an Kisten und Kasten gelegt wurden.

III.

Die Habseligkeiten waren versiegelt, nicht minder auch Herz und Mund der beiden Schwestern, aber nur von einer zur andern, denn zur Base in der Küche und im Krautgarten und im Stall bei den Ziegen sprachen sie sehr viel; eins klagte über das andere, die ältere über die jüngere, daß sie so einfältig und eigenwillig sei und sich etwas einrede, und die jüngere über die ältere, daß sie so hartherzig und so verleugnerisch sei. Die Base hörte die eine und die andere geduldig an, sie hütete sich aber wohl, der einen oder der andern recht zu geben, sie sagte nur immer: „machet Friede und gönnet den fremden Leuten den Spott nicht." Die Base wollte es mit keiner der Schwestern verderben, denn sie hatte jetzt ein gutes Leben, während sie sich bisher als Strohflechterin armselig ernährt hatte, und nur aus Gewohnheit nestelte sie noch Strohbänder, während sie am Herde stand oder wenn sie auf den Kartoffelacker ging. Nur einmal hinterbrachte sie die Rede der Einen der Andern; sie hatte Clara in's Gewissen geredet:

„Bist Du denn auch sicher, daß die Agathe Dir die Uhr geschenkt hat, ganz heilig sicher und gewiß?"

„O, gute Base! Sie verwirrt mir meinen Kopf, sie bringt mich um den Verstand . . . Manchmal meine ich auch . . . Aber nein, was gesagt ist, ist gesagt und dabei bleibt's und wenn Alles zu Grunde geht, dann hat sie's."

Diese Rede hinterbrachte die Base der älteren Schwester, sie war aber nicht wenig erstaunt, da Agathe lächelnd triumphirte.

„Ich versteh' Dich nicht," sagte die Base, „Du könntest ihr ja nachgeben, sie ist noch ein Kind."

„Sie soll kein Kind sein."

„Wie ich höre, kommt die Sache vor's Oberamtsgericht, und sie wird schwören. Wie kannst Du wegen solch' einer Sache das Seelenheil Deiner Schwester zu Grunde richten?"

„Sie wird nicht schwören, sie kann nicht schwören."

„Und ich sag' Dir, sie wird. Was kann ein Mensch nicht, wenn er seinen Kopf darauf gesetzt hat!"

Agathe blieb hart und starr.

Der Tag kam, da die beiden Schwestern vor das Amtsgericht geladen waren. Es wurde im Hause nicht gekocht, aber im Innern der beiden Schwestern kochte gar Schlimmes.

Clara machte sich zuerst auf den Weg, sie wartete aber hinter einem Busch bis Agathe vorausgegangen war. Clara schüttelte den Kopf über die verwahrloste Schwester; sie kann sich nicht allein die Haare zöpfen, und die Base versteht nicht einmal, einen Bändel zierlich zu knüpfen.

Da, wo der Weg sich scheidet, der steilere und kürzere an der Wallfahrtskirche vorbei, der weitere und sanftere die Kehren der Landstraße dahin, wartete Agathe hinter der Thüre des dort stehenden kleinen Hauses,

sie wollte sehen, ob Clara nicht nach der Wallfahrtskirche gehe und sich da besinne, aber Clara ging den weiten Weg, und so folgte ihr die Schwester von ferne.

Erst auf dem Flur des Amtsgerichtes sahen die beiden Schwestern einander, und Agathe schüttelte zornig den Kopf, daß sich die Schwester so herausgeputzt und noch dazu in der Trauer. Ja, was kann ein Mensch nicht, der einen Meineid schwören will!

Die beiden Schwestern wurden in die Amtsstube gerufen. Der Richter, ein schöner, großer Mann mit einem Vollbarte und einer tief zu Herzen sprechenden Stimme, ermahnte die Geschwister zum friedlichen Ausgleich, aber keine wollte nachgeben, jede betheuerte mit aufgehobenen Händen ihr volles Recht.

„Sie schieben also Ihrer Schwester den Eid zu?“ fragte er Agathe.

„Ja,“ erwiderte diese, „heißt das, ich meine — nein, sie kann nicht schwören und sie soll nicht schwören. Kind! Thu's nicht. Ich ermahn' Dich zum letzten Mal.“

„Ich kann nicht schwören?“ schrie Clara, „ich kann und ich will.“

Der Richter erklärte die Folgen des Meineids, zunächst die bürgerlichen, dann bedeutete er Clara, an den Tisch zu treten, wo die Bibel aufgeschlagen war. Agathe trat hinter die Schwester, ihre Augen rollten, ihre Fäuste ballten sich. Der Richter machte eine Pause:

„Ich habe noch Formalitäten vergessen. Wie alt sind Sie, Clara?“

„Siebenunddreißig Jahre."

„Sie lügt!" rief Agathe, „sie wird im nächsten Monat achtunddreißig."

„Ich muß Sie bitten, ruhig zu sein," ermahnte der Richter Agathe, „aber Sie, Clara, möchte ich doch erinnern: Sie sollten nicht schwören."

„Und ich meine, ich soll," entgegnete Clara trotzig. Der Richter wendete sich nochmals an Agathe, indem er sagte:

„Sie als die ältere und vernünftigere sollten ein Uebriges thun und der jüngeren die Uhr schenken!"

„Herr Richter," kreischte Agathe und ward zornroth, „ich bin nicht da hergekommen, mit meiner leiblichen Schwester vor Gericht, um einen Rath zu holen; ich will einen Urtheilsspruch, nachher weiß ich mir schon selber zu rathen."

Der Richter seufzte bitter lächelnd tief auf, bedeutete Clara die linke Hand auf's Herz zu legen, die rechte Hand zu erheben und drei Finger auszustrecken. Clara that wie ihr geheißen. Der Richter sagte nun:

„Sprechen Sie mir nach: Ich schwöre . . ."

„Ich . . ."

„Da hast Du's," rief Agathe und mit einem laut klatschenden Schlag traf sie die Wange der Schwester. „Du sollst nicht in's Zuchthaus und in die ewigen Höllenstrafen kommen. Herr Richter, ich verzichte auf den Eid."

„Dann gehört die Uhr ihr."

„Sie soll ihr gehören."

„Gut, die Sache wäre damit erledigt, aber für Ihre Eigenmächtigkeit vor Gericht muß ich Sie auf vierundzwanzig Stunden in's Gefängniß setzen."

„Was?" rief Clara, „meine Schwester einsperren? Sie darf mir eine Ohrfeige geben und noch eine, wenn sie will, ich dank' ihr dafür. Ich dank' Dir, Agathe, ich dank' Dir tausendmal, ich will gar nichts, Alles ist Dein allein. Komm', wir gehen heim."

„Sie können Ihre Strafe ein ander Mal absitzen," erklärte der Richter lächelnd, „aber erlassen kann ich sie Ihnen nicht."

„Dann lieber gleich."

„Nein," fiel Clara ein, „Herr Richter, sie hat recht gehabt, ich dank' ihr für die Strafe. Muß sie da doch?" —

„Allerdings."

„Dann stecken Sie mich für meine Schwester in's Gefängniß."

„Das kann ich nicht."

„Dann gehen wir vor ein höheres Gericht."

„Für diese Strafe giebt es keines."

„Laß gut sein," bat Agathe und die Wange der Schwester streichelnd, sagte sie „hat's weh' gethan? Haft's verdient und jetzt vorbei; ich geh' in's Gefängniß, geh' Du heim und zieh' Deine Uhr auf, ich schenk' sie Dir."

Agathe wurde in's Gefängniß geführt, aber Clara

ging nicht heim, sie umkreiste das Gefängniß die ganze Nacht bis zum andern Mittag, und sie kann nicht genug erzählen, was sie Alles in dieser Nacht gedacht habe. Am andern Mittag zöpfte Clara in der Stube des Gefängnißwärters ihre Schwester frisch, und Hand in Hand gingen die Beiden heim.

Als sie in die Stube traten, sprangen eben die Thüren an der Uhr auf, und Hans und Michel bliesen ihr Stücklein, und sie blasen den Schwestern glückliche Stunden bis auf den heutigen Tag.

Wie der Großvater die Großmutter nahm.

Eine Rheinländische Geschichte.

Jubeltag der goldenen Hochzeit! Das ist wol schön; aber wißt ihr, was fast noch schöner und ergreifender ist?

Der Abend vor der Feier.

Da ist ein Gemisch von Freude und Bangen, von Erwartung und Erfüllung, eine neue Brautzeit.

So sitzt also am Abend der Doctor Richard Menz mit seiner Frau im Kreise der Kinder, der Schwiegersöhne, Schwiegertöchter und Enkel und drei Urenkel sind auch dabei. Neben dem Doctor steht sein ältester Schwiegersohn, der aus dem Städtchen gebürtige Baumeister Eberhard; beide Männer sind von gleich großer markiger Gestalt. Man sieht dem Doctor seine sechsundsiebzig Jahre nicht an, und er hat es nicht ungern, wenn man ihm betheuert, er könne für einen hohen Fünfziger gelten. Er ist ein großer stattlicher Mann, breit in den Schultern, ein derbes Gesicht mit starker Nase und wulstigen Lippen; eine breite Schmarre auf der linken Wange läßt erkennen, daß er als Student die Waffe führte. Aus den grauen Augen sieht Verstand und

Schelmerei und ruhige Beherrschung des Lebens. Noch ist kein Haar von seinem Haupte gefallen, sein großer Kopf vielmehr dicht besetzt mit schneeweißen aufrechtstehenden Haaren. Die Großmutter ist eine zierliche Erscheinung, der man noch heute ansehen kann, was für ein feines, anmuthiges Geschöpf sie einmal gewesen sein mußte. Sie trägt eine Art Spitzentuch als Haube, das Tuch ist unter dem Kinn gebunden und rahmt ein Gesichtchen ein, das wie aus Elfenbein geschnitzelt scheint; aber in diesem Gesichtchen ist eine beständige Beweglichkeit, und vor allem die dunkeln Augen flimmern und gehen rasch hin und her. Sie hat ein Urenkelchen auf dem Schoße sitzen, ein Mädchen von etwa drei Jahren, dessen runde Patschhändchen sie manchmal an die Lippen führt und sich damit die Wange streichelt.

„Nun, Großmutter," begann ein junger Mann von wohlgepflegtem Aeußern, dem man es ansehen kann, daß er aus England herüber zum Familienfeste gekommen ist, „nun, Großmutter, Du hast immer versprochen, Du wolleſt uns einmal erzählen, wie der Großvater um Dich gefreit hat; jetzt ist die beste Zeit."

Alles vereinte sich mit dieser Bitte, und die Großmutter begann:

„Meinetwegen! Richard," sagte sie dann zu ihrem Mann gewendet, „wenn ich etwas nicht recht mehr weiß, hilf mir nach, aber lieber ist mir, wenn Du

mich zuerst auserzählen läßt und dann hinzuthust, was noch fehlt oder unrichtig ist.

„Also, liebe Kinder, ich bin hier geboren, habe hier gelebt und will hier sterben. In meiner Jugend ist nicht jeder junge Mensch und jedes junge Mädchen schon auf Reisen gewesen; einmal nach Ingelheim oder gar nach Mainz reisen, das war ein Ereigniß, von dem man lange vorher und nachher erzählt hat. Doch, ich will euch nur sagen, damals war's schön, und jetzt ist es auch schön; die Welt muß immer anders werden, ihr werdet auch einmal sagen: ‚in meiner Jugend war's schöner und lustiger'. Natürlich! weil eben jung sein schön und lustig ist. Das aber bleibt sich gleich, daß zwei Menschen einander von Herzensgrund lieb haben. Da mag die Eisenbahn pfeifen oder das Posthorn blasen oder der Nachtwächter rufen — den wir jetzt auch nicht mehr haben —, es ist Alles eins, das menschliche Herz bleibt eben das menschliche Herz, und ich wünsche euch, die ihr erst heirathen werdet, daß ihr eine so glückliche Liebes- und Brautzeit haben sollt wie wir, und was von Mißverstand und Kummer dazwischen kommt, soll auch so ausgehen wie bei uns. Und euch Verheiratheten wünsche ich, daß ihr eine so gute Ehe haben sollt wie wir. Ihr da," sie wendete sich an das Brautpaar, das abseits saß und morgen zur goldenen Hochzeit getraut werden sollte, „ihr da, glaubt mir: das erste Jahr der Ehe ist nicht das glücklichste; es geht bei aller Liebe und Güte doch schwer,

sich in einander zu finden, den Eigenwillen abzulegen. Aber, wenn man das erste Jahr recht gut angewendet hat, dann sind die anderen viel besser.

„Aber da bin ich schon wieder einmal im Erklären und Unterweisung geben, und ich will euch doch erzählen. Gut, ich will mich in Acht nehmen, und hört mir zu."

„Meines Vaters Haus kennt ihr; es liegt drunten am Rhein, damals hat man noch vom Fenster aus ein Papierchen können in den Rhein fallen lassen, damals war der breite Damm noch nicht gebaut, der jetzt da ist, mit der schönen Lindenreihe und der Eisenbahn daneben. Mein Vater war Holzhändler, wie Du auch, Peter, und die beiden Gärten, da wo jetzt das Victoria-Hotel steht, die waren voll von aufgeschichteten Borden und von Brennholz. Damals hat man noch nichts von Steinkohlen gewußt, und wenn ich an die alten Zeiten zurückdenke, rieche ich noch immer das harzige Holz, und höre das Klappern und Kollern der Scheite beim Aufschichten der Klafter — heut zu Tage heißt man's Raum-Meter. Mein Vater war der beste Mensch von der Welt, gutmüthiger, rechtschaffener, getreuer hat's keinen gegeben. Aber einen Fehler hat er gehabt, und ich will, daß man auch mir einstmals, wenn ich todt bin, meine Fehler nachsage; mein Vater hat nicht Nein sagen können, er hat tausendmal Dinge versprochen und gewährt, die ihm zum großen Schaden gewesen sind, und wenn er sie nicht hat erfüllen können,

da haben die Menschen — denn so sind sie, sie vergessen, wenn man Einmal ablehnt, daß man tausendmal zugegeben und sich aufgeopfert hat — da haben sie manchmal gesagt: ‚der Lennig ist ein harter Mann, und es ist kein Verlaß auf ihn‘. Du lieber Gott! Mein Vater hart und kein Verlaß auf ihn!

„Jetzt also, wie ich 13 Jahre alt war, da ist meine Mutter gestorben, sie ist leider Gottes immer kränklich gewesen und in den letzten drei Jahren gelähmt, und mein Vater hat sie wirklich auf den Händen getragen; er hat sie gehoben und gelegt und getragen wie ein klein Kind.

„Mein Vater war ein bischen ein Freigeist; er hat die Franzosen gar gern gehabt, heißt das, er war ein guter Deutscher, aber er hat immer gesagt: ‚von den Franzosen kommt Alles, was frei ist; wenn die Franzosen nicht gekommen wären, so wären wir noch Sklaven.‘

„Meine Mutter aber war gar fromm, ich habe jeden Tag zur Messe gehen müssen und bin auch gern gegangen und habe auch für sie gebetet, und das hat mir gut gethan bis auf den heutigen Tag. Glaubt mir, Kinder, es giebt viele Menschen — euer Großvater selber ist ja so — die Nichts mit der Kirche zu thun haben, und sie können doch brav und glücklich sein, aber mir hat's eben gut gethan; es hat mir jeden Tag das Herz gestärkt, daß ich meine gute Kirche habe, und da wird Musik gemacht, und da weiß man Nichts von Streit und Sorgen, und Jedes gönnt dem Andern

sein Theil an der himmlischen Seligkeit, und je mehr daran Theil haben, sie wird nicht minder, im Gegentheil immer größer.

„Wenn ich aus der Kirche heimgekommen und zuerst mit meinem Gott in Ordnung bin, hat mir das Frühstück doppelt geschmeckt. Der Großvater hat mich nie da drin gestört, und wenn er auch ein Ungläubiger ist, er ist doch —"

Hier unterbrach der Doctor und sagte:

„Traudchen, Du hast ja erzählen und nicht Lehren geben wollen."

Es war ein milder herzinniger Ton in der Art, wie er das sagte. Die Großmutter nickte und bat, daß man ihr das Kind abnehme — das auf ihrem Schoß eingeschlafen war — und es zu Bette bringe. Sie hielt eine Weile inne, bis die Mutter des Kindes zurückkam. Niemand von den Versammelten sprach ein Wort, die Großmutter knüpfte sich ihre Spitzenhaube wieder auf und zu, und als die Tochter eintrat, fuhr sie fort:

„Also, meine Mutter ist todt, und eine ältere Schwester meines Vaters, die Tante Rike, die schon während der Krankheit der Mutter das Hauswesen geführt hat, übernimmt dasselbe nun völlig.

„Einmal, wie ich in der Kammer bin, höre ich, wie der Vater sagt, daß er nie mehr heirathe, und er hat das gehalten; er ist seinem Geschäfte nachgegangen und hat Abends seinen Schoppen getrunken im Lamm,

das ist jetzt das Hotel de l'Europe, das war damals noch ein Fuhrmannswirthshaus, aber mit großen Schoppen, die heutigen Tags auch abgekommen sind.

„Ich war gefirmt. Damals hat man noch Nichts davon gewußt, daß man Bürgerkinder in ein Institut oder in ein Kloster schickt, damit sie französisch und allerlei lernen; ich bin eben zu Hause geblieben und habe in der Wirthschaft geholfen und auch in unserem Bretterhandel. Das habe ich ganz gut verstanden; im Kopfrechnen ist mir Niemand zuvorgekommen — mit dem heutigen Geld komme ich freilich nicht mehr so zurecht.

„Wie ich mir die Hände verbrüht habe, das wißt ihr."

Das jüngere Geschlecht erklärte, daß sie es nicht wüßten, und die älteren betheuerten, daß sie es gern noch einmal hörten. So fuhr denn die Großmutter fort:

„Eines Tages — ja den Tag werde ich nie vergessen — ich habe eine frische Schürze um, von blau- und weißbedrucktem Zeug, sie ist noch ganz glänzig mit einem Brustlatz, da gehe ich durch unsere Küche, wir haben einen Herd gehabt mit zwei Etagen, und da höre und sehe ich, wie ein Topf überläuft, ich eile hinzu, nehme ihn heraus und will ihn anders stellen, da schwappt das kochende Wasser heraus und mir über die Hände. Da seht her, hier an den beiden Handgelenken könnt ihr noch die großen Narben sehen. Ich verbrenne mich schrecklich, meine Schürze hat sich

in dem Riegel am Herd verfangen, und ich kann nicht davon, aber ich habe noch Geistesgegenwart genug und schiebe den Topf wieder zurück und reiße mich los. In diesem Augenblick geht mein Vater durch die Küche, ich habe gar nichts gespürt als die Angst, daß mein Vater mich auszanken wird. Ich stecke also die Hände unter die Schürze und halte mich steif. Der Vater geht durch die Küche und sieht mich an, und ich halte an mich, und er geht weiter, aber jetzt schrei' ich auf vor entsetzlichem Schmerz und falle geradewegs in der Küche um.

„Man bringt mich in die Stube, und da zeigt sich was geschehen ist. Der Doctor wird gerufen, das war der Vater vom Richard, und ich habe geschrieen, daß es die Schiffer am Rhein draußen gehört haben, und daß die Knechte aus dem Holzhof heraufgekommen sind. Der Doctor sieht mich an, und ich höre noch, wie er sagt: ‚Da wird nicht zu helfen sein, die Haut ist ab, und die nackten Sehnen sind sichtbar; das Kind ist verloren.' Er ordnet indeß Mittel, ich habe Alles gehört, was vorgeht, aber ich habe nicht reden können. Er deckt mir die Wunde mit Lappen zu, auf die eine Salbe geschmiert ist, und befiehlt, daß man immer von Minute zu Minute nasse Tücher auflegen solle, aber ja nicht in die offene Wunde, sondern nur auf die Salbe. Kaum hat man die Tücher aufgelegt, so sind sie heiß, und man muß sie abnehmen, um andere aufzulegen.

„Drunten auf dem Rhein hat gerade ein großes Floß gehalten, das nach den Niederlanden geht. Unser Holzknecht kommt mit dem Führer des Flosses, einem großen Mann mit einem weißen Bart und einer rothen Weste — ich sehe ihn noch vor mir — und unser Holzknecht sagt, der Schwarzwälder könne durch Sympathie alle Wunden heilen. Mein Vater aber sagt: ‚Ich leid's nicht. Wir Rheinländer glauben nicht an solche abergläubische Sachen.' Der Schwarzwälder mit dem weißen Bart und der rothen Weste geht also wieder fort, und die Tante Rike sagt, man hätt's doch probiren können, weil doch sonst nichts mehr hilft. Der Vater aber ist bös geworden und sagt:

„‚So seid ihr Betschwestern, ihr glaubt zuletzt noch an alte Flötzer.'

„Ihr werdet selber noch sehen, was es mit dem Kirchenglauben der Tante Rike auf sich hat.

„Was ich gelitten, ich kann es nicht sagen, und der Vater ruft weinend:

„‚Das arme Kind hat's noch vor mir verleugnen wollen, und daß das Kind so Etwas hat verbeißen können, das hat's doch von mir.'

„Die ganze Nacht hat man mir die Umschläge gemacht, und ich habe gesehen, wie mein Vater hinterm Tisch sitzt und sich nicht rühren und regen kann und immer auf mich hinstarrt. Gegen Morgen habe ich wieder so entsetzliche Schmerzen, daß man nach dem Doctor schickt, aber der hat damals schon am Asthma

gelitten und kann nicht kommen; glücklicher Weise ist aber sein Sohn Richard da, ein ganz junger Doctor, der sich damals eben erst im Städtchen niederlassen will.

„Nun müßt ihr wissen, ich hab' den Doctor jetzt nicht zum ersten Male gesehen; das Nannchen, seine Schwester, die nachmals an den Geschirrfabrikanten in Lorch verheirathet ist, sie ist ja die Schwiegermutter von dem Karpfenwirth in Mainz — die Karpfenwirthin will morgen auch kommen — also das Nannchen war meine Schulkameradin, und ich bin viel im Haus beim Doctor, und wir zwei Mädchen sind miteinander im Städtchen herumgetrollt, so gut wie ihr es heute macht, und auf der Schloßruine — sie ist damals noch nicht wieder aufgebaut gewesen — haben wir Räuber gespielt mit den Buben, und die Buben haben uns gefürchtet.

„Das war nun freilich nach der Firmung jetzt vorbei und anders, wir sind still daheim geblieben, wie es sich für herangewachsene Mädchen gebührt.

„Der junge Doctor hat mich jedes Mal geneckt, so oft er mir begegnet ist; er hat mich nie anders geheißen als: Backfisch.

„Also der kommt! Mitten in meinen Schmerzen sage ich mir: dem sagst du gar nichts, mit dem redest du kein Wort. Ja, liebe Kinder! Es giebt zweierlei Geister in einem Menschen. Der Doctor Richard untersucht meine Wunde und schüttelt den Kopf mit seinen aufrechtstehenden Haaren — sie sind aber da-

mals noch ganz braun gewesen — und sagt: ‚Das ist der schwarze Brand.‘ Denn die Salbe war weggezogen, und die Leute haben mir das kalte Wasser auf die offene Wunde gelegt. Jetzt — er war eben von Berlin gekommen, man hat allgemein gesagt, er habe etwas Rechtes gelernt — ich sehe noch, wie er den Rock auszieht und mir die Salbe auflegt, die plötzlich von der Hitze erhärtet, und da hat er sie von Minute zu Minute mit Baumöl aufgelöst.

„Er ist den ganzen Tag da geblieben und hat immer Alles selber gemacht, aber einmal höre ich, wie die Leute sagen: Ach Gott, sie ist todt! Ich hab's doch gespürt, daß ich's nicht bin, und hab's nicht sagen können. Seht, das ist eine Strafe, eine harte, fürchterliche Strafe; in meiner kindischen Dummheit habe ich mit dem Doctor nicht reden wollen, weil er mich einen Backfisch geheißen, und jetzt, jetzt kann ich nicht reden.“

„Du hast nichts geredet, hast mich aber doch herzlich angesehen,“ unterbrach der Doctor.

„Laß mich ruhig weiter erzählen,“ beschwichtigte die Großmutter, die Hand darreichend. „Also man hält mich für todt. Ich hab' weiter nichts gewünscht, als wenn es nur wahr wär'. Ich bin aber wieder aufgewacht, und das erste Wort, das ich habe reden können, war: ‚Ich bin nicht todt,‘ und der Richard sagt zu mir: ‚Ja wohl, Sie sollen leben und sollen gesund leben; es wird Alles wieder gut.‘

„Sollte man's glauben, Kinder, daß es mich am meisten gefreut hat, daß er Sie zu mir sagt? Er hat mich immer geduzt, als wenn sich das von selbst verstände, und jetzt bin ich auf einmal eine erwachsene Respectsperson. Ja, Kinder, ich hab' eine Minute gar nicht mehr gewußt, daß ich krank bin, und ich will euch auch meine Krankengeschichte nicht weiter erzählen. Wie ein Wunder ist's Allen erschienen, daß ich mit dem Leben davon gekommen bin. Aber wie ich mich zum ersten Mal wieder aufrichten kann und meine Hände sind da an der Handwurzel ganz krumm, da hör' ich meinen Vater klagen und weinen fast noch ärger als damals, wo er mich todt geglaubt hat.

„Der Doctor aber beruhigt mich und sagt: ‚Sie werden wieder Clavier spielen können so gut wie Eine.' Die Mühe, die er sich mit mir gegeben hat, ist gar nicht zu sagen. Und doch müßt' ich lügen, wenn ich sagen wollte, ich hätte ihn damals schon gern gehabt, und es wäre mir damals der Gedanke gekommen, den mußt du heirathen, wenn du groß bist. Mich hat nichts so sehr gefreut, als daß er mich so ehrerbietig wie eine große Person behandelt. Ich habe auch gern zugehört, wie der junge Doctor meinem Vater erklärt, daß wir Deutschen nicht auf die Franzosen zu sehen haben, sondern selber aus uns was machen müssen. Einmal wie der Richard fortgegangen war, sagt mein Vater: ‚Der junge Doctor ist doch ein

ganzer Mann.' Das hat mich sehr gefreut, mehr, wie wenn er mich selber gelobt hätte.

„Nun habe ich noch lange liegen müssen, und der Doctor hat schöne Bücher und hat mir eins nach dem andern gebracht. Das erste, was er mir gebracht hat, war Schiller's Wilhelm Tell, und wie ich's ausgelesen habe, fragt er mich, was ich davon denke. Ich weiß nicht mehr, was ich Alles gesagt habe, aber ich habe ihm geradezu meine Meinung gesagt. Er hat mir auch noch andere Bücher gebracht, gleich darauf die Lebensgeschichte von Joachim Nettelbeck. Seht, diese beiden Bücher — er hat sie mir nachmals geschenkt, sie stehen noch dort, und ihr werdet sie in Ehren halten — ihr könnt gar nicht denken, was mir in meinem Köpfchen da herumgegangen ist. Da ist der eine dort oben in den Schweizer Bergen, von wo unser Rhein herkommt, und der ist so tapfer und so gradaus, und da ist der andere da drüben an der Ostsee, er hat viel Unglück in seiner Familie, aber wie brav, wie tüchtig, wie kerngesund ist er, und wie viel Gutes bringt er zu Stande. Der Doctor hat gelacht, hat aber doch dabei meine Hand gestreichelt, wie ich ihm gesagt habe: ich möcht' dabei sein und zuhören dürfen, wie der Tell und der Nettelbeck im Himmel mit einander reden. Und was für eine Religion der Tell gehabt hat, und was für eine der Nettelbeck gehabt hat, davon hat man damals gar nicht geredet. Es ist nicht so gewesen wie heutigen Tages, wo das das Erste ist, wo-

nach man fragt, und ich meine, es wird auch wieder anders.

„Ja, ich muß aber weiter erzählen.

„Nun hat mir der Doctor immer ein Buch nach dem andern gebracht und mich über Alles ausgefragt, und ich einfältiges Kind hab' gar nicht gemerkt, wie er mich auskundschaftet und mich erzieht. Woher hätt' ich es auch merken sollen? Als ich wieder gesund war, hat er sich gar nicht mehr um mich bekümmert. Guten Tag, Jungfer Traudchen, guten Tag, Doctor — das war das Ganze, was wir Monate lang mit einander geredet haben; aber ich habe nun von Nannchen gewußt, wo seine Bücher sind, und habe heimlich eins nach dem andern geholt und hab's wieder hingestellt. Der Schelm hat gethan, als ob er nichts davon wüßt', er hat's aber doch gewußt. Nun findet sich's, das wir uns überall getroffen haben, wo wir hingegangen sind.

„Bei den Gemüsefrauen am Markt, wenn ich eingekauft hab', da steht unversehens der Doctor und lacht, wie ich mit den Bauerweibern zu markten weiß. Beim Vetter Hutmacher, bei dessen Frau ich nähen und steppen lerne, tret' ich ein, da ist der Doctor da. In unserm Holzgarten, wo ich Bretter verkaufe und den Leuten zu sagen weiß, was sich gehört, da sehe ich auf, mein Doctor steht am Zaun und macht große Augen. Könnt euch denken, daß ich was gemerkt hab', aber ich hab' nichts gesagt und er hat auch nichts gesagt.

„Es war im Frühling, da begegnet er mir einmal und sagt: ‚Gehen Sie nicht bald wieder einmal nach Gaulsheim zu Ihren Verwandten?‘ Und da sag' ich: ‚Kann sein,‘ und wir gehen weiter.

„Am zweiten Tag geh' ich nach Gaulsheim und hab' ein Körbchen am Arm und will Butter von dort mitnehmen. Ich sehe mich um, ob der Doctor nicht kommt. Er kommt nicht. Ich ärgere mich über ihn und sage: ich will nichts von ihm wissen. Aber wie ich bei den Verwandten in Gaulsheim bin, da tritt der Doctor ein und sagt: ‚Was geben Sie mir, wenn ich Sie mitnehme und nach Hause begleite?‘ — ‚Gar nichts,‘ sage ich, ‚so wenig als ich von Ihnen was will.‘

„Wir gehen nun mit einander, und auf dem Wege war er so lieb und so gut, aber wir sind dabei so schnell gelaufen, ich weiß nicht warum, wir sind gelaufen, wie wenn uns Jemand triebe, und keins hat dem andern gesagt: wir wollen doch ruhiger gehen. Immer besser und herzlicher hat er gesprochen, o'er gar nichts von Liebe, kein Wort; nur immer, ‚oie es so schön sei, wenn man heiter und zufrieden; damals zum ersten Mal hab' ich's gesehen, daß es ein gelehrter Mann ist, ein studirter, der ein rechtes Herz hat. Wie ich heimgekommen bin, bin ich meinem Vater um den Hals gefallen und habe gesagt: ‚Vater, wenn ich einmal heirathe, muß es so einer sein wie der Doctor.‘

„Mein Vater hat mir gesagt: ‚Das hat noch gute Weile, du bist noch ein Kind, schlag' dir ja solche Sachen aus dem Kopf.' Er hat das aber so gesagt, daß ich gesehen habe, er hat nichts dagegen, und warum soll er auch?

„Nun hat's keine Lustbarkeit gegeben, keinen Tanz, keine Kirchweih, keine Rheinfahrt, wo ich nicht mit dem Doctor zusammen gewesen bin und die anderen Kamerädinnen und Kameraden auch. Auf der Rheinau da droben — sie ist damals viel größer gewesen, und man hat damals von der Rheinregulirung noch nichts gewußt — da sind wir jungen Leute aus dem Städtchen so lustig gewesen wie die Vögel auf dem Baum und in den Hecken, und Alles in Ehrbarkeit und in einer Genügsamkeit, man kann sich das heutigen Tages gar nicht mehr so denken. Die lustigen Streiche und Spiele hat der Doctor anzugeben gewußt, und damals hat er auch noch schön gesungen, und wir haben alle seine Studentenlieder von ihm gelernt. Die Tante Rike war arg bös darüber und hat immer gesagt: ‚Das geht nicht, es ist eine Schande, das schickt sich nicht, man kommt in's Geschrei,' und wie die Sachen alle heißen.

„Jetzt ist also wieder Winter geworden.

„Eines Tages sagt mir der Doctor, daß er und seine Kameraden eine Schlittenfahrt machen wollen; jeder habe sein Schätzchen dabei, und er wolle mich auch einladen. Damals zum ersten Mal hat er mir

gesagt, daß ich sein Schätzchen sei, und er hat Alles gesagt, und ich hab's gehört, wie wenn er's schon hundertmal gesagt und ich's schon hundertmal gehört hätte. Ich sag' nun: ‚Das geht nicht, mein Vater leidet's nicht und die Tante Rike erst recht nicht.' Was macht aber mein Doctor? Er schickt meinen Vetter, den jungen Hutmacher, der mich einladet, und der Doctor ladet den Schatz vom Hutmacher ein.

„An dem Morgen, wo ich weiß, daß sie kommen, sag' ich's meinem Vater im Voraus, und er will eigentlich nicht Nein sagen, aber die Tante Rike sagt: Sie leide das nicht. Und weil mein guter Vater nicht Nein sagen kann, setzt er seinen Hut auf und sagt: ‚Ich muß nach Gaulsheim, und wenn sie kommen, sagt ihnen die Tante, das ginge nicht, und du, Traudchen, sagst, du wärst nicht ganz wohl.'

„Ich merke natürlich, daß er nicht Nein sagen kann. Ich renne schnell hinüber zum Nannchen und sage ihr, sie sollen schnell kommen, bevor der Vater nach Gaulsheim geht. Kaum bin ich wieder zurück und in der Küche, da hör' ich die jungen Leute schon die Treppe heraufkommen. Sie bringen dem Vater die Sache vor und drei ehrbare Mütter sind als Ehrenfrauen dabei. Der Vater sagt: ‚Es geht nicht, mein Traudchen ist krank.' Wie ich das in der Küche höre, geh' ich in die Stube, und der Vater sagt: ‚Nicht wahr, Traudchen, du bist nicht ganz wohl?' Er hat selber gelacht, wie er mich so fragt, und ich hab' natürlich

auch gelacht, und die Tante Rike hat ein bös Gesicht gemacht, hat aber nichts dagegen thun können, und kurz, was hat mein Vater machen wollen? Er hat's eben zugegeben.

„Am Nachmittag sind wir in zwei sechsspännigen Schlitten nach Büdesheim gefahren, wir waren sechs junge Paare und zwei Mütter dabei. In Büdesheim war schon Alles bereitet, und da haben wir Punsch getrunken, haben Pfänderspiele gespielt, haben gesungen und getanzt, und Lustigeres kann's nichts geben, als wir gewesen sind.

„Jetzt war aber die Sache doch schon vor aller Welt am Tag, und wie wir hineingefahren sind in der Kälte — aber wir haben Alle geglüht —, da haben wir uns den ersten Kuß gegeben, und am Tag darauf ist der alte Doctor gekommen und da ist beschlossen worden, man macht noch nichts öffentlich, man wartet bis Ostern, da werde ich erst achtzehn Jahre alt.

„So! Jetzt meint ihr, es wäre Alles schön und glatt? Ja, jetzt kommt's aber erst.

„Ich bin natürlich unserm Herrgott dankbar, daß er mich so glücklich machen will, und bin so froh, daß ich das Haus von unserm Herrgott weiß und ihm da danken kann Tag für Tag. Den Kirchberg hinan bin ich gegangen, wie wenn ich gar nicht ginge, es trägt mich Jemand, und die Orgel hat noch nie so schön geklungen und die heilige Handlung ist erst jetzt recht heilig.

„Eines Tages sage ich zu Richard: ‚Ich hab' dich' — wir haben uns heimlich geduzt — ‚ich hab' dich noch nie in der Kirch' gesehen.'

„‚Und du wirst mich auch nicht drin sehen,' sagt er.

„‚Das ist nicht dein Ernst.'

„‚Das ist mein Ernst. Ich hab' nichts dagegen, daß du gehst —'

„‚Bedank' mich recht schön, ich ließe mir's auch nicht wehren; aber du! hast du denn gar keine Seele und Seligkeit? glaubst du denn gar nichts?'

„‚Ich glaub', daß du ein braves Mädchen bist und eine brave Frau wirst,' sagt er.

„Ich lasse mich aber damit nicht abspeisen und rede ihm in's Gewissen, was ich nur vermag, ich sag' ihm: ‚Du kannst doch mir zu lieb in die Kirche gehen.'

„‚Ich thu' dir zu lieb, was du willst,' sagt er, ‚ausgenommen eines, ich lüge nicht, und wenn ich das thue, so wär's gelogen.'

„Ich rede ihm nun immer mehr zu, aber er lacht und sagt:

„‚Beweise du deine Liebe und Geduld, wie du meinen Unglauben erträgst, ich will sie beweisen, wie ich deinen Glauben ungestört lasse.'

„War nun das nicht gut und getreu gesprochen? Aber ich hab's damals nicht verstanden und hab' ihm arg zugesetzt mit Einreden. Da sagt er:

„‚Du bist ein gutes Kind, du wirst doch nicht

glauben, daß du mich bekehren kannst? Ich hab' studirt —'

„‚Und ich hab' nicht studirt,' sag' ich, ‚aber ich weiß doch, was sich vor Gott und den Menschen gebührt.'

„In meinem Zorn lasse ich ihn stehen und rede nichts mehr mit ihm, und wie er andern Tags wieder kommt, gehe ich in meine Kammer und lasse mich nicht sehen, bis er fort ist.

„Jetzt, Kinder! Jetzt kommt meine Dummheit. Ich hab' der Tante Rike mein Elend vorgejammert. Sie hat den Doctor nie gern gehabt, er hat sie immer ausgelacht, wenn sie ihm über allerlei Leiden geklagt hat; jetzt hat sie mir gestanden, daß sie den Doctor darum nicht möge, weil sie schon lange gewußt habe, was für ein Ketzer er sei. Sie hat mich natürlich in meinem Zorn bestärkt und hat mir gesagt, daß ich mir den Himmel verdiene, wenn ich den Doctor bekehre, und daß ich Gott das Opfer bringen müsse, ihn aufzugeben, wenn er ein hartnäckiger Sünder verbleibe.

„Liebe Kinder! Zehn Tage lang habe ich kein Wort mit ihm geredet, und wenn ich ihm begegnet bin, habe ich weggesehen.

„In diesen zehn Tagen, Kinder! habe ich mehr gedacht als mein ganzes Leben vorher. Warum ist denn nicht Alles gläubig auf der Welt? Was giebt's denn Besseres? Aber wenn er nicht gläubig sein kann, da kann er doch nichts dafür?

„Die Tante Rike hat mich natürlich noch mehr aufgehetzt, aber sie hat's verdorben, weil sie gesagt hat, die Ungläubigen seien schlecht. Nein, das ist er nicht, er ist gut gegen alle Menschen, gegen hoch und nieder, bei Tag und Nacht, in Wind und Wetter. Aber warum ist er nicht gläubig? Warum leidet das Gott? Aber wenn Gott den Richard gläubig haben will, warum macht er ihn nicht dazu? Er ist doch allmächtig. O, Kinder! Ich bin fast selber eine Ketzerin geworden, und ich habe in der Nacht geweint, weil er die Sündenschuld hat, daß ich auch ungetreu im Glauben werde.

„Aus den hinteren Fenstern unseres Hauses sieht man nach dem Hause des Valentin, das ist ein Jude und ein braver Mann und hat zwei Töchter. Da sehe ich jeden Mittag den Doctor in's Haus gehen, er bleibt lange und es ist doch Niemand krank im Haus. Was hat er da zu thun? Wer weiß, vielleicht heirathet er eine Jüdin. Warum nicht? Er hat ja gar keine Religion und er kann auch Jude werden, warum nicht? Es sind zwei nette Haustöchter da, besonders die eine."

Ein allgemeines Gelächter unterbrach die Erzählerin, sie schaute verwundert um und der Schwiegersohn sagte:

„Mutter! Zwei nette Mädchen, besonders die eine! Das ist eben zum Lachen."

„Meinetwegen! Laßt mich weiter erzählen und guckt mir nicht so auf die Worte. Ich werde bis

morgen früh nicht fertig, wenn ich euch all die Flausen erzähle, die mir durch meinen dummen verwirrten Kopf gegangen sind. Ich gehe zum Nannchen und frage, was vorgeht; sie erzählt mir, es sei arg, der Richard wolle als Doctor zu den Türken — es war damals auch ein Türkenkrieg.

„Lieber Gott, was habe ich Alles angerichtet! Jetzt geht er zu den Türken und wird vielleicht ein Türke.

„Wie ich heimgehe, rumpelt eine Schicht Bretter in unserm Holzgarten zusammen, und ich hab' gemeint, die ganze Welt stürzt ein.

„Ich hab' Tag und Nacht keine Ruhe mehr gehabt.

„Ich würde es selber nicht glauben, wenn ich's nicht erlebt hätte. Die alten Narben brennen mich, und im Traume war ich wieder verbrannt und höre, wie sie sagen, ich sei todt, und ich kann nicht reden und da steht plötzlich Tante Rike vor mir und weckt mich, zur Frühmesse zu gehen.

„Also ich gehe um die Weihnachtszeit Morgens vor Tag in die Frühmesse, und was sehe ich? Den Doctor! Er hat einen schweren Schritt, natürlich, er geht auch zur Kirche; er hat seinen großen langen Mantel an mit dem Pelzkragen. Er geht langsam, das ist die rechte Art von einem, der seine Sünde bereut. Ich gehe schneller und sage: ‚Guten Morgen, Richard!' Er sagt nichts. Ich denke: trutz du nur, ich thue nicht mehr mit. Ich leg' also meine Hand in seinen Arm. Er brummt was wie: ‚Aber, was ist das?'

„Ich sag' ihm: ‚Rede du nichts, mir ist das Herz so voll, hör' mich an, du bereust und ich auch, wir haben Beide gefehlt.'

„Wie ich das sag', schiebt er den Arm weg, und wer ist's? Der Pfarrer ist's, nicht der Richard. Könnt euch meinen Schreck denken. Aber es hat nicht lange gedauert. Der Pfarrer sagt, er habe gehört, warum ich mit dem Doctor entzweit sei, und seht! Das war ein besonderes Glück, es war keiner von den Hetzern und Brandstiftern, die noch Oel in's Feuer gießen, im Gegentheil, er sagt mir:

„‚Wenn es wahr ist, daß der Doctor nichts von der Kirche wissen will, da könnte er erst recht grimmig dagegen werden, wenn er sieht, daß ein liebendes Herz ihn wegen Glaubenssachen verwirft und daran sind dann Sie schuld. Ich habe mehr Respect vor ihm, der ehrlich von der Kirche wegbleibt, als vor Vielen, Vielen, die zum Schein kommen. Hat unser Herrgott Geduld mit ihm, so müssen Sie sie auch haben.'

„So und noch viel hat der Pfarrer, der gute, in mich hinein geredet. Er ist leider todt; er ist in Constanz gestorben auf einem Besuch bei seinem Freunde, dem Bischof Wessenberg. Wenn er noch lebte, ließen wir uns morgen noch einmal trauen; so aber unterbleibt's. Eindringlich hat er damals mit mir gesprochen bis an die Kirchenthür und mich zum Frieden ermahnt, und ihr könnt euch denken, daß ich nie in meinem Leben frommer und glückseliger in der Kirche war als damals.

„Die Kirche war aus, was mache ich nun?"

Ich sehe das Fuhrwerk vom alten Doctor vor dem Hause des Notars. Ich frage den Kutscher — ich kenne ihn ja gut — ‚Joseph, ist der alte Herr oder junge da oben?'

„‚Der junge Herr.'

„‚Wohin geht's?'

„‚Nach Büdesheim.'

„Ich sag' dem Kutscher, er soll dem Herrn nichts sagen, und setze mich in den Wagen. Ich sitze nicht lange, da kommt er, und ich sage nichts als: ‚Guten Morgen, Richard,' und was wir dann mit einander geredet haben, das braucht ihr just nicht zu wissen, ich weiß es ja auch nicht mehr. Ich hab' ihm Alles erzählt, wie es vorgegangen ist, und wir fahren so die Straße dahin Plötzlich läßt der Richard Halt machen und sagt: ‚Das geht doch nicht, der Patient in Büdesheim hat keine Eile; ich bringe dich heim.' Er hat noch liebe Worte dazu gesagt, aber das braucht ihr just nicht zu wissen, und wie wir wieder an dem Hause des Notars vorbeikommen, sagte er: ‚Da droben liegt der erste Knabe, dem ich zum Leben geholfen habe.' Und wißt ihr, wer das ist? Da unser Schwiegersohn, der Eberhard, und wir sind Gevatter bei ihm gestanden...."

„Und wie war's denn mit den beiden Töchtern Valentin's, von denen die eine, wir wissen nicht welche, besonders nett?" fragte eine schelmisch dreinschauende junge Enkelin.

„Wir haben französische Conversationsstunde mit einander gehabt," erwiderte der Doctor.

Lächelnd fügte die Großmutter bei: „Und jetzt ist's genug, es ist schon Mitternacht. Hab' ich was vergessen, Richard?"

„Nein, nichts Besonderes," schloß der Doctor, reichte seiner Frau beide Hände und half ihr auf vom Stuhle; die Geschichte hatte sie doch etwas ermüdet, aber ihr Auge glänzte hell, und die beiden Alten schauten einander an mit einem Blicke, der alles Unaussprechliche sagte.

„Jetzt laß mir auch ein Wort," sprach der Doctor und hielt die Hand seiner Frau. „Ich muß dir etwas sagen, was ich dir noch nie gesagt habe. Ich denke aber, es schadet jetzt nichts mehr; du wirst auf deine alten Tage nicht stolz und nicht anders werden. Kinder! daß die Großmutter so den Schmerz verwinden und sich selbst hat beherrschen können, das hat mir schon damals gezeigt, daß sie ein starker, fester Charakter ist bei all ihrer Zartheit und es hat sich bewährt in tausend Fällen. Brauchst nicht roth zu werden, Traudchen; aber es steht dir gut. Und nun gut' Nacht, ihr Alle, morgen ist auch ein Tag."

„Halt! Noch eine Minute Geduld!" rief der älteste Schwiegersohn, „jetzt ist also der Tag der goldenen Hochzeit bereits angebrochen, und ihr stimmt Alle mit mir ein in den Wunsch: Möge die Mutter noch viele, viele Jahre unserm Vater so wie damals zurufen können: Guten Morgen, Richard!"

Die Vergolderin.

Eine rheinländische Geschichte.

Auerbach, Unterwegs.

O du wonniges Wandern am Rhein, heiteres Schauen über den Strom, über Rebhügel, Wälder und Burgen! Dem Menschen das Schönste ist aber doch immer der Einblick in menschenerfüllte Städte, wo arbeitsame und frohgelaunte Familien daheim sind. Das ist auch erfrischend, wie wenn du den Wein getrunken, der hier an den Geländern wächst — aber natürlich, Wein gehört auch dazu, denn vom Erzählen allein löscht sich der Durst nicht.

Und so war's eine Freude, im Hause eines jungen Paares zu verweilen.

Vorn nach der Straße ist ein Kaufladen mit Goldrahmen und Schnitzwerk aller Art, nach der Rheinseite hin ist oberhalb der Werkstatt ein gar behagliches Stübchen, sieht fast wie ein Schmuckkästchen aus; aber die jungen Leute bewohnen es nicht selber, das ist immer nur bereit für einen Gastfreund.

Der Leser darf nun hier auch Gastfreund sein, und das ist das Schöne, tausend und abertausend, die das nun lesen werden, verengen den Platz einander nicht.

Der Hausherr hat Feierabend gemacht, die Frau hat den Laden geschlossen und die Kinder zur Ruhe gebracht, auf dem Tisch am großen Fenster steht eine Flasche Wein und in den drei Gläsern blinkt's goldig. Wir stoßen an und der junge Mann, er ist großen und kräftigen Körperbaues — erklärt sich bereit, heut Abend zu erzählen.

Die Frau geht ab und zu und das ist gut, denn der Mann kann dann um so unbefangener erzählen, und er beginnt also:

„Freut mich, daß Ihnen der Wein mundet, ist kein großer Wein, aber eigen Gewächs, kein falscher Tropfen drin. Wir haben den Weinberg vom Oheim geerbt. Der Oheim hat die größte Zeit seines Lebens auf dem Wasser zugebracht, hat sich aber immer besonders dessen gefreut, daß er ein schön Stück festen Boden sein eigen nennen konnte, darauf das fröhliche Getränk wächst. Der Oheim hat's noch erlebt, daß wir hier durch die Wand das Fenster gebrochen haben, er hat bis zu seiner letzten Stunde da gesessen und hat mit uns erkannt: Es ist gut, daß wir die Sonne hineinlassen und sie scheint uns in's Haus und Herz, und doppelt wohl thut es, wenn auch Andere sich mit uns freuen.

Wir leben still für uns, wir müssen viel arbeiten, aber an Sonn- und Feiertagen ziehen wir hinaus, fahren über den Rhein und lagern uns im Walde unter den Bergen; wenn gute Nachbarn dabei sind, ist's um so

schöner, und wenn die Fremden vorüberziehen, die sich an unserer Landschaft erquicken, so können wir denken: recht so, laßt es euch gefallen, wir wissen es dem Geschick zu danken, das uns hier daheim sein läßt.

Ich bin von hier gebürtig, meine Frau aber von da droben in der Pfalz. Sie haben richtig ihre pfälzische Rede gleich herausgefunden.

Wie ich zu meiner Frau gekommen bin?

Die Geschichte war so:

Ich war aus der Fremde zurückgekehrt, hatte mein Handwerk gelernt, und, wie ich glaube, mir in der Fremde mancherlei zu Nutz gemacht. Ich wäre gern noch ein paar Jahre gewandert — ich war erst fünfundzwanzig Jahr — aber mein Oheim, der Vaterstelle an mir vertrat, da ich die Eltern früh verloren hatte, schrieb mir, es sei besser, wenn man sich in jungen Jahren als Bürger setze, man sei dann mit seinen Mitbürgern noch jung gewesen; es sei seine feste Ansicht — jede Ansicht bei ihm war fest, wie der ganze Mann eine feste Kernnatur —, das achtundzwanzigste Jahr sei das äußerste, in dem man heirathen solle; er behauptete, viel Elend unserer Zeit käme davon her, daß die Menschen zu spät heirathen; wenn man sich auch brav verhalten habe, sei man doch zu sehr an das Leben draußen gewöhnt, die stille Häuslichkeit schmecke nicht mehr so gut — ich solle darum den Wanderstab in der Ecke ausruhen lassen, mir vorerst ein Heimwesen gründen und dann eine brave Frau nehmen. Der Storch

da droben auf dem Rathhaus mache es ja auch so: er komme vorweg, mache das Nest ordnungsmäßig zurecht und dann folge das Weibchen nach.

So bin ich also zum Frühling heimgekommen, ich bin von München bis hierher zu Fuß gewandert; denn ich habe gewußt, es ist für's ganze Leben vorbei mit dem ledigen Wandern. Lustig war der Frühling, die Bäume haben geblüht, die Vögel haben gesungen und in mir war es auch lustig. Ich bin ungern von München weggegangen, man kann da viel sehen und lernen, besonders auch in meinem Gewerbe: der Holzschnitzerei. Ich freute mich aber doch auch auf meine herrliche, rheinische Heimath. Als ich bei Mannheim dort stand, wo der Neckar in den Rhein fließt, da war mir's, als müßte ich meinen Pathen, den Rhein, wie einen alten Freund grüßen und der Neckar ist auch zum Rheine gekommen, er ist durch so viel stille Waldthäler gewandelt, jetzt bekommt er auch die große Welt zu sehen — —

Ich kam also heim und mein Oheim freute sich mit mir, als wäre ich sein leiblicher Sohn. Der gute Mann war wenig mehr beweglich, er war eben alt geworden. Zweimal hatte er auf dem großen Floß, das nach Holland geht — er ist gewiß hundertmal da hinab gefahren — den Fuß gebrochen, er ist gut geheilt worden, so daß er in jungen Jahren nichts davon spürte, aber jetzt in alten Tagen machte es ihm doch viel zu schaffen. Er trank indessen noch gemächlich und in guter Ruhe

in der „Schippe" in der Rebenlaube seinen Schoppen. Wenn ich sage „seinen Schoppen", so ist damit nicht ein einziger gemeint, er trank nur immer einen nach dem andern und das beste war, er vertrug das ganz gut. Er aß wenig, meist nur das Weiche von einer Semmel, das nannte er sein „Schwämmchen" und behauptete, das Schwämmchen müsse gut genetzt werden.

Ich richtete mir also eine Werkstatt ein, und es war eine gute Fügung, daß ein reicher Mann aus Amerika sich da drüben das große Landhaus ausschmückte; ich hatte viel Arbeit und guten Verdienst und jung war ich dazu, was will der Mensch mehr!

Ich bin Ortsbürger geworden, wir haben das Glück, daß wir keine Gemeindesteuer zu zahlen brauchen. Denn die Gemeinde besitzt so viel Wald, daß im dreiundzwanzigjährigen Umtrieb die Schäl-Eichen alle Kosten tragen. Ich erzähle Ihnen das, es wird sich später zeigen, was auch für mich daraus geworden ist.

Sie wissen doch, daß man im Frühling den jungen Eichen, die lauter Wurzeltrieb sind — wir haben keine großen mehr — die Rinde abzieht, das Holz wird dann zum Theil verkohlt, um als Kohle oder auch als Prügelholz an die großen Gasthöfe verkauft zu werden für das offene Feuer zum Braten am Rost.

Eines Tages, es war im hohen Sommer, ich hatte eben eine Hauptarbeit, die Bibliothek für das Landhaus da drüben, abgeliefert, da kam mein Oheim zu unge-

wöhnlicher Zeit zu mir. Er ging am Stock, setzte sich zu mir in die Werkstatt und sah mir eine Weile zu.

Dann sagte er:

„Nicht wahr, Du hast jetzt keine eilige Arbeit vor? Hör' mal, Jean Baptiste, Du mußt für mich auf zwei Tage verreisen. Da ist mir droben in Mannheim mein bester Kamerad gestorben, ich meine, Du mußt ihn hier früher auch gesehen haben, er ist auch Schiffer, oder eigentlich er war's; er wird morgen begraben und ich möchte ihm doch die letzte Ehre erweisen. Ich kann aber nicht fort, ich bin ein geflicktes Ruder, das bei einem Stoß wieder auseinander bricht. Also gehe Du in meinem Namen für mich und sage den Kindern, sie sollen wissen, daß ein alter Freund von ihrem Vater da weiter unten herumkrabbelt."

Ich bin natürlich sofort bereit, ich weiß nicht, wie mir's ist: ich gehe doch eigentlich zu einer traurigen Sache, aber sei es die Wanderschaft, daß ich wieder so in's Land hineinziehe, oder war's was anderes — mir war's im Herzen so frei und wohl zu Muth, als ob ich einer Lustbarkeit entgegenginge.

Ich halte sonst nichts auf Ahnungen. Man täuscht sich hundertmal und behält nur die im Sinn, die eingetroffen sind, aber nicht auch die anderen. Aber die von damals war doch eine rechte. Ich komme also nach Mannheim, frage nach dem Schiffer Großmann, man weis't mich hinaus nach dem Neckar, dort ist ein kleines Häuschen in der Mitte von einem Garten voll schöner

Obstbäume, unter den Bäumen stehen Tische und Bänke für die Gäste, denn die Leute halten auch eine Weinwirthschaft.

Ich trete also in den Garten. Da sitzen Leute, sie sprechen aber nicht so laut, wie sonst geschieht, und ein Mädchen mit hoher, weißer Schürze und einem Köpfchen wie ein Reh, drin braune Augen glitzern, bringt den Leuten Essen und Trinken.

Ich setze mich auch an einen Tisch. Ich denke, ich will mich zuerst ein wenig erfrischen und will auch bezahlen, was ich verzehre; denn wenn ich sage, wer ich bin und wer mich schickt, dann nehmen die Leute keine Bezahlung von mir. Ich rufe also das Mädchen und es kommt an meinen Tisch, ist freundlichmild und ernst; ich bestelle mir einen Schoppen und etwas zu essen.

Hurtig bringt sie das Verlangte, es ist fein und säuberlich und ich sage: „Wie ich höre, ist Trauer im Hause." „Ja," erwidert das Mädchen, „aber unser seliger Vater hat immer darauf gehalten, daß Ordnung bleibe, was auch vorgehe."

Das Mädchen sagte doch ganz einfache Dinge, aber es brachte sie in einer Weise vor, daß ich meinte, ich hörte die schönste Musik, und sie spricht kein Wort zu viel und keines zu wenig. Wissen Sie, was das heißen will? Ich hab's erst bei ihr gelernt. Und das Hören war nicht nur schön, das Sehen auch. Ja, das war ein Wesen, — so grundgediegen, so frisch, ja was kann man da Alles sagen! Den Augen merkte man freilich

an, daß noch nicht lange die Thränen daraus getrocknet worden, aber sie waren doch so ruhig und klar und klug, daß ich mir schon damals sagte: Ja, von Dir möchte ich mir mein ganzes Leben lang Essen und Trinken anrichten lassen; es muß ein fröhlich Arbeiten für das liebe Brot sein, wenn solch' ein Geschöpfchen das Erarbeitete darreicht.

Ich bezahle meine Zeche und nun frage ich, ob man nicht noch Leidtragende von außerhalb erwarte. „Ja," antwortet das Mädchen, „mein Vater hat einen alten Freund in Bingen. Noch in der letzten Stunde hat er gesagt: Ich habe einmal in Amsterdam dem Greyer — das war der Name meines Oheims — versprochen, daß ich's ihm will melden lassen, wenn ich vor ihm abfahre. Komm' gut nach! Komm' gut nach! haben wir einander immer zugerufen. So hat mein Vater erzählt und da haben wir's dem Manne gemeldet."

Ich erkläre, daß ich im Auftrage meines Oheims und an seiner Stelle da sei. Das Antlitz des jungen Mädchens verändert sich gar seltsam, sie greift in die Tasche, sie will mir offenbar mein Geld wiedergeben und fragt: „Aber warum haben Sie mir das nicht gleich gesagt?"

Es war nun nicht die ganze Wahrheit, aber wahr ist es doch gewesen, daß ich zuerst etwas hätte essen und trinken müssen; das hätte ich doch nicht gekonnt, wenn ich mich als Leidtragender angemeldet hätte.

Ich höre, wie sie das Geld wieder in die Tasche

fallen läßt. Dann reicht sie mir die Hand und heißt mich willkommen, ich muß mit hinein in das Haus, werde dem älteren Bruder vorgestellt, der ebenfalls Schiffer ist, und dem jüngeren Bruder, einem wunderschönen Knaben von vierzehn Jahren mit hellen, großen Augen und einem Gesicht, so schön, ich kann Ihnen nur sagen — es ist gewiß viel, aber es ist so — fast noch schöner als seine Schwester. Ich hätte den Knaben gern umarmt und geküßt, so entzückend sieht er mich an, aber ich unterlasse es natürlich, denn das schickt sich nicht. Ich werde in die Todtenkammer geführt, ich sehe die Leiche, die fein säuberlich mit Blumen bekränzt auf dem Bette liegt. Ich höre den älteren Bruder die Schwester fragen, warum sie ihr bestes Linnen, das zu ihrer Ausstattung bestimmt war, dem Vater mitgegeben habe. Ich sehe, wie ihr alles Blut in's Gesicht schießt, bis in die Stirnhaare hinein wird Alles roth, und ganz leise entgegnet sie: „Um Gotteswillen, sag' doch so etwas nicht. Das ist ja das Letzte, was man ihm erweisen kann."

Das Mädchen bittet mich, nun wieder in den Garten zu kommen. Der ältere Bruder hat noch Mancherlei zu thun, ich führe den jüngeren Bruder an der Hand, er faßt meine Hand so gut. Da sitzen wir nun und das Mädchen spricht so gut und so klar, daß ich meine, ich sei von Kindheit auf schon bei ihr gewesen. Ich sage dem Knaben, er solle nur das Glück recht verstehen, eine Schwester zu haben, und das Mädchen sagt:

„Er ist brav, das kann ich ihm in's Gesicht hinein sagen. Weine jetzt nicht wieder, Du mußt Dich drein finden, daß der Vater todt ist. Wenn Du bisweilen auch unbändig gewesen bist und manchmal noch wieder wirst, das schadet nichts, dafür bist Du noch so jung, und es thut Dir allemal gleich drauf leid."

Ich muß nun von meiner Kindheit erzählen, von meinen Wanderungen und von meinem Handwerk. Ich setze hinzu, daß ich auch das Vergolden erlernt habe.

„Nährt dieses Handwerk in solch' einer kleinen Stadt?" fragt sie.

Ich erwidere, daß man heute nicht blos für die nächste Nachbarschaft arbeite; durch Eisenbahnen und Dampfschiffe habe man den großen Markt der ganzen Welt vom kleinsten Orte aus.

„Da haben Sie Recht, das ist wahr," erwidert das Mädchen, und so lange ich lebe, hat mir kein Lob wohler gethan und ich sage Ihnen — lachen Sie mich nicht aus — es ist mir ganz recht, wenn man mir offen sagt, worin ich mich irre; aber eine wahre Sättigung und Labung ist's mir, wenn ein Mensch zu mir sagt: Das ist richtig, da haben Sie Recht! Denn die wenigsten Menschen wollen das thun. Sie aber thut das und so grundwahr.

Geben Sie Acht, wenn man ihr etwas sagt, was sie noch nicht so verstanden hat, dann sagt sie mit einem Ton, der wie ein Dankgebet klingt: „Da haben Sie Recht, das ist so. Das habe ich bisher noch nicht so gewußt."

Entschuldigen Sie, ich bin vorausgesprungen, ich kehre also wieder zurück. „Ich glaube," sagt das Mädchen, „daß Sie auch hier ein Geschäft machen können, da drüben wohnt ein Photograph, der braucht viel Rahmen."

Ich bin nicht wenig erstaunt, daß das Mädchen mitten in der Trauer so viel Umsicht und Sorglichkeit bekundet.

Sie steht aber sofort auf und sagt:

„Theodor, begleite Du den Herrn hinüber und bleib' eine halbe Stunde drüben."

Sie geht rasch davon und ich gehe mit dem Knaben.

Als ich aus dem Garten trete, sehe ich eben, wie zwei Männer einen Sarg bringen, der Knabe faßt meine Hand stärker und ich merke, daß die Schwester den jungen Bruder auch mit fortgeschickt hat, damit er nicht dabei sei beim Einheben der Leiche in den Sarg.

Ich treffe den Photographen in Unruhe, er rüstet sich auch eben zum Leichenbegängniß und ich wage nicht, jetzt mit ihm von Geschäften zu reden. Er fragt den jüngeren Bruder:

„Nun, Theodor, bist Du entschlossen, bei mir als Lehrling einzutreten?"

„Wir wollen warten, was Käthchen sagt."

Nun weiß ich, daß das Mädchen Käthchen heißt, aber es trifft mich wie ein Stich in's Herz, als der Photograph sagt:

„Käthchen und ich sind eins und einig.“

Ist dies der Bräutigam des Mädchens? . . . Ich kann nicht lange darüber nachdenken. Wir gehen wieder hinüber, denn der Geistliche und das Trauergeleit ist da.

Käthchen hat Trauerkleider angelegt und ich stehe abseits im Garten und bin voll Aerger über mich, daß ich so Vielerlei denke, während ein Mensch begraben wird.

Im Gefolge wird mir ein Ehrenplatz angewiesen, ich gehe hinter den Geschwistern. Ich habe nachmals gehört, daß das Leichenbegängniß sehr groß gewesen, denn der Mann war geschätzt und geehrt von der ganzen Nachbarschaft — ich selber habe nichts davon gesehen.

Auf dem Kirchhof hält der Pfarrer eine schöne Rede. Er lobt die Kinder und vor Allem das Käthchen. Er sagt, daß es ihr gut gehen werde auf Erden, denn sie habe das vierte Gebot getreulich gehalten und der Segen des Vaters, der nun beim Vater im Himmel sei, werde ihr nicht fehlen. Ich höre Käthchen neben mir weinen, aber ich wage nicht, nach ihr umzuschauen.

Das Grab war zugeschüttet, wir kehren heim und ich werde gebeten, noch über Nacht hierzubleiben.

Am Abend kommt der Photograph aus der Nachbarschaft und ich bekomme eine namhafte Bestellung von ihm. Käthchen sieht mich groß an, da ich sage: „Ich

liefere meine Arbeit nur Zug um Zug gegen baare Zahlung."

Auch die beiden Brüder sitzen bei uns, und der Photograph, der sich hier offenbar als Zugehöriger betrachtete, sagt nicht ohne Geschick, daß Theodor die Trauer am besten verwinden werde, wenn er gleich am andern Morgen in die Lehre eintrete; man solle sich demnach sofort entscheiden. Der Knabe sieht mit großen Augen auf seine Schwester und diese sagt:

„Heute wird nichts entschieden, heute, am Begräbnißtage des Vaters nichts mehr davon."

Ich glaube zu sehen, wie der Blick des Knaben bald auf den Photographen, bald auf mich gerichtet ist, und ich glaube auch zu bemerken, daß Käthchen zu den Mienen ihres Bruders einverständlich nickt und seinen Blicken zu folgen scheint — — —.

Am andern Morgen sitze ich zur Abreise gerüstet nochmals bei den Geschwistern. Ich fasse Muth und sage:

„Ich hätte große Lust, auch einen Lehrling zu nehmen und ihn zu lehren, was ich eben verstehe."

Kaum habe ich das Wort gesagt, als auch der Photograph hinzutritt und schon von weitem ruft:

„Theodor, ich erwarte Dich schon lange. Kommst Du bald?"

„Setzen Sie sich," entgegnet Käthchen, und der junge Mann — es war ein schöner Mensch mit großem Vollbart, er sah aus, wie ein lustiger Student — setzt sich, Käthchen scheint nicht weiter das Wort nehmen zu

wollen. Sie sagt leise zum älteren Bruder: „Sprich Du," und dieser beginnt:

„Ja, unser Gastfreund will auch einen Lehrling annehmen, und da wollen wir nun überlegen . . ."

„Was ist da viel zu überlegen!" fährt der Photograph drein. „Theodor, Du mußt selber wissen, was Du willst."

„Ihr Geschäft kenne ich, aber das andere kenne ich nicht, und am Zeichnen und Schnitzen habe ich auch Freude. Aber ich will was sagen . . ."

„Gut, sag' was," unterbricht der Photograph den Knaben, „das bisherige ist nichts."

Die Augen des Knaben funkeln, und er ruft:

„Ich will was sagen: ich gehe zu Dem, zu dem mich Käthchen weist."

„Also auf mich wälzest Du die Verantwortung," ruft Käthchen. „Ich meine, Dein älterer Bruder muß entscheiden."

„Nein, thu' Du's nur," entgegnet der ältere Bruder, „ich bin mit Allem einverstanden, was Du sagst."

„So meine ich, Du gehst mit unserem Gastfreund. Verzeihen Sie, Herr Schönauer, Sie wissen, daß wir gute Freunde und Nachbarn sind, und es würde mir ja lieb sein, den Theodor da bei der Hand zu haben; ich muß mir selber Schweres anthun, daß ich ihn fortgebe, aber es ist besser so."

„Freut mich, daß Du so entscheidest," ruft der ältere Bruder, streckt mir die Hand entgegen und sagt:

„Sie haben ein ehrliches Gesicht. Wir vertrauen Ihnen mit voller Zuversicht unseren jüngern Bruder an; was er braucht und was es kostet, werden wir schon aufbringen."

Dann reicht mir auch Käthchen die Hand, und ich verspreche ihr, treulich und gut ihren Bruder zu halten und ihm alles Das anzuthun, was ich mir wünschen könnte, daß es einst auch mir geschehen wäre. Als sie meine Hand so gefaßt hält, und wir zusammen sitzen, da wäre ich gern aufgesprungen und ihr um den Hals gefallen, denn schon damals spürte ich es: „Die ist mein."

Ich bleibe nun noch bis Mittag. Ich will Theodor gleich mitnehmen, ich habe nur noch einen Abstecher nach Worms zu machen, wo mir Arbeit in Aussicht steht, aber Käthchen sagt, nachdem ihr Theodor etwas in's Ohr geflüstert hat:

„Ich schicke Ihnen meinen Bruder. Wir geben keine Betheuerungen und verlangen keine; ein Wort zwischen uns gilt. Der Theodor möchte gerne mit dem Ränzel auf dem Rücken wandern; er ist morgen Mittag bei Ihnen in Worms."

Ich gehe nach dem Dampfschiff, die Geschwister begleiten mich, ich gehe neben Käthchen, ich sage ihr aber kein Liebeswort, nicht einmal, daß ich fühle, wie sehr sie mir vertraue, da sie mir ihren Bruder giebt.

Am anderen Mittag trifft Theodor pünktlich ein. Es war eine Wonne, den Knaben zu schauen, und so

wandere ich mit ihm eine Strecke Weges. Was aus ihm geworden ist, wissen Sie ja: der schöne Jüngling, der drunten in der Werkstatt voll unermüdlichen Fleißes pfeift und singt, das ist Theodor.

Zum Herbst wandere ich stromauf und Käthchen begrüßt mich wie einen Zugehörigen. Wer von uns zuerst gesagt hat: Willst Du mich? Wir wissen's Beide nicht mehr. Ich glaube, es hat's Keines gesagt, denn es verstand sich von selbst.

Als wir uns geeinigt hatten, sagte Käthchen:

„Nur Eins betrübt mich: Haushalt führen, das ist mir nicht genug; ich bin gewöhnt zu erwerben."

„Das ist's eben, was ich Dir noch sagen wollte. Das sollst Du ja, Du bist eine Vergolderin, Du sollst es sein; Du bist handlich und geschickt und kannst dem bald vorstehen, und wir halten auch einen offenen Kaufladen."

Was soll ich Ihnen noch erzählen?

Sie sehen es ja, Sie kennen sie ja, sie verschönt mir mein Leben, sie hilft mir erwerben, und der Oheim hat in der letzten Zeit öfter gesagt, er wünschte noch jung zu sein, blos um unser Glück noch recht lange mit ansehen zu können, und er nannte Käthchen „die Vergolderin".

Ja, sie verschönt das Leben, sie hat gefunden, daß es besser ist, wir brechen im Hinterhause dies Fenster durch nach dem Rhein, und habe ich Ihnen nicht er-

zählt, daß die kleinen Stämmchen der Schäl-Eichen in die Wirthshausküchen versendet werden? Käthchen ist darauf gekommen, daß es vortheilhaft ist, wir wählen uns von den geschälten Stämmchen die besten aus, um die feinen Rahmen daraus zu machen. Dazu hat sie den Plan gemacht. Ich habe ein Leben — ich kann nur wünschen, daß es jeder rechtschaffene Mann auch so habe, aber dazu gehört freilich ein Käthchen, eine Vergolderin.

Lustspiele.*)

*) Den Bühnen gegenüber Manuskript.

Riegel vor!

Stimmungsbild.

Scene.

(Ein schmaler Gartensalon mit Thüre, Fenster rechts, wohlhäbig aber nicht reich ausgestattet.)

Eberhardine (kommt stürmisch hereingestürzt, athmet schwer, sieht sich um und ruft:) Er folgt mir doch nicht? Still! Nein, es kommt Niemand die Treppe herab. (Schließt die Thüre, man hört den lauten Ton, wie sie den Riegel vorschiebt.) So! Riegel vor! Gottlob! Nun bin ich frei, nun bin ich allein. . . Im Beisein meines Vaters, unter seinem Schutze, mir die Hand anbieten, um meine Hand bitten und ohne Antwort abzuwarten, mich umarmen wollen — — —! Herr Julius Mörner, sind Sie denn so sicher, mein Herr? Erwarten Sie denn in der That? — — — Haben Sie nur eine Ahnung davon, was ein Mädchenherz bewegt, bestürmt in solchem Augenblicke? — — — Sie haben den rechten Handschuh ausgezogen, ziehen Sie ihn nun wieder an. Gottlob! Ich bin noch glücklich entwischt. Ich möchte nur jetzt sein Gesicht sehen, wie er verblüfft dasteht, — er weiß nicht, wo er hinschauen soll

und (nachahmend) mißhandelt seinen Bart. Mich dauert nur mein guter Vater, er weiß auch nicht, wo er das Auge hinwenden soll. Ja, lieber Vater, bist du denn nicht auch empört von diesem kühnen selbstsicheren Tone des Herrn Mörner? Bitt' um Entschuldigung, des Herrn Kreisgerichtsraths — — — (sich verbeugend) ich danke Ihnen verbindlichst für die Ehre, aber meine Mädchenfreiheit, mein ganzes Leben — — — Still! Kommt Niemand die Treppe herab? Nein! Das wagt er doch nicht, der Siegessichere. Erlauben Sie, mein scharfsinniger Herr Julius Mörner, Herr Doctor beider Rechte, erlauben Sie mir Ihnen zu bemerken, daß Flucht auch eine Waffe ist. — — — Ja, das ist sein Gang, ich höre seine Schritte über mir. Ob er und der Vater wol denken, daß ich aus dem Hause entflohen sei? Nein, sie haben gehört, daß ich nur hierher bin, daß ich da bin. Ich trage die Geheimnisse meiner Seele zu Niemand, auch zu keiner Freundin. . . Sie können beruhigt sein, Herr Doctor, ich werde mich zu Niemand berühmen — — — Ist die Thür auch wirklich verschlossen? Sie sollen hören, wie ich die Thüre schließe. Riegel vor! (öffnet noch einmal, schließt die Thür mit Geräusch zu und schiebt den Riegel vor.) Ach mein Herz, mein armes Herz, wie es jetzt schlägt. Beruhige dich. Da liegt die Blumenlese der schönsten deutschen Gedichte, die er mir als Gewinnst eines Vielliebchens gebracht hat. (Liest:) Fräulein Eberhardine Jung grüßt aus der Seele der Dichter, Julius Mörner. (Laut.)

Ja, die Dichter, sollen an ihrer Stelle die zarten Empfindungen haben, sie selber aber behandeln das Höchste trocken, actenmäßig, geschäftsmäßig — — Diese sogenannten tüchtigen Männer schämen sich eines tieferen Empfindungsausdrucks. Das wäre unmännlich. Aber hat er denn tiefere Empfindung? Man könnte es glauben. Mein Vater sitzt jetzt am Fenster — — — was er nur zu ihm spricht? (Nachahmend.) „Beruhigen Sie sich, lieber Herr Kreisgerichtsrath, Sie wissen, Sie wären mir ein lieber Schwiegersohn. Verzeihen Sie dem Kinde. Sie ist noch kindisch!" Bitte, lieber Vater, ich bin nicht kindisch, ich glaube zu wissen, was ich will, ich weiß es ganz genau; weiß auch, wie alt ich bin. Auf der Mittagshöhe der zwanziger Jahre ist man kein Kind mehr. Ich weiß auch, daß die erste Jugendblüthe nicht mehr da. (In den Spiegel sehend.) Wie oft habe ich den Vater gebeten, diesen altmodischen Spiegel, der alle Züge verzerrt, abzuschaffen.... Eberhardine! Schäme Dich, sei aufrichtig gegen Dich; diese Fältchen sind nicht vom Spiegel. — — — (Visitenkarten vom Tisch aufnehmend.) Da ist ja die Vermählungsanzeige der Clara Grundmann! Es würde sich schön ausnehmen: Eberhardine Mörner, Kreisgerichtsräthin. Brr! Wie viele R! . . Diese Unzartheit hätte ich ihm nicht zugetraut. Mit dem kaum trocken gewordenen Ernennungsdekret zu kommen und fast zu sagen: Liebe Fräulein Eberhardine, ich habe nun eine angesehene Stellung, und wem der Fürst ein Amt giebt, dem

giebt Gott eine Frau — — er darf nur anklopfen. Ja klopfen Sie, es wird Ihnen nicht aufgethan.

Still! Klopft Niemand? Der Riegel ist doch auch sicher vor? (Sie macht ihn wieder auf und zu.) Es ist wahr, er ist ein braver Mann, edel, gebildet, freilich etwas linkisch. Ich glaube, er war aus Zaghaftigkeit so keck . . . Ich sehe ihn noch, von damals, von der ersten Begegnung; er hatte entsetzlich große Handschuhe an und ließ sich mir auf dem Juristenball vorstellen. Ich reiche meine Tanzkarte hin, er läßt sie fallen, er hebt sie auf: „Entschuldigen Sie, Fräulein, ich kann nicht tanzen." Ein junger Assessor und kann nicht tanzen! Ich hatte lange zu thun, diesen ersten Eindruck zu verwinden. — — Ich gehe allerdings jetzt auf keinen Ball mehr, es ist zu viel grüner Nachwuchs da. Ah! die tanzt auch noch? Das hört man und wenn die Musik noch so laut aufspielt — — und meine Altersgenossinnen sind alle — — Wie konnte er aber nur glauben, daß ich so leicht die Hauptstadt verlasse und in einem kleinen Städtchen lebe? Ich habe ihm freilich oft gesagt, ich liebe das Leben in kleinen Städtchen, wo man den Menschen viel näher ist und — — — ja, es ist doch auch schön, jeder grüßt: guten Morgen, guten Abend Frau Kreisgerichtsräthin — — Danke Ihnen. Eigentlich theile ich mit ihm meine holdesten Lebenserinnerungen, er war mir auch lieb, gewiß, warum habe ich ihn denn abgewiesen? Habe ich ihn denn abgewiesen? Möchte ich denn einen andern

lieber als ihn? Nein, aber dieses selbstbewußte Auftreten . . . ich will Dich, also bekomme ich Dich — es ist empörend. — — — Wäre es Dir aber lieber, wenn er bittend erschienen wäre? Still! Ich höre die Thür oben gehen! Er ist im Stande und verläßt das Haus. Ja, man hat schon gehört, daß ein abgewiesener Freiwerber schnurstracks in ein anderes töchtergesegnetes Haus ging und hoch willkommen war. Bitte, gehen Sie nur! Des Präsidenten Elise da drüben wird (nachahmend) ja, ach ja, lispeln. — — Beruhigen Sie sich, ich bin nicht ruhmredig. Aber schade, er hätte eine bessere verdient und eine lebensfrischere. — — Aber Eberhardine! schäme Dich! Ach (weinend) er macht mich auch noch schlecht, er macht mich wahnsinnig. Wie mir plötzlich so kalt wird! Ich fiebere und draußen scheint die warme Sonne. (Sie hüllt sich in einen Shawl.) Ach Gott! Er macht mich noch krank! Ich will nicht krank sein, ich will nicht. — — Still! Horch! Die Stimme meines Vaters. Wenn ich nur hören könnte, was er sagt. Jetzt schließt sich oben die Thüre. Es geht die Treppe herab, er ist's, er ist allein; er hält inne, er steht vor der Thüre, er klopft. Ja, der Riegel ist vor! Er klopft noch einmal und ruft: Eberhardine! Wenn er zum dritten Male klopft, dann — — er geht. (Aufstampfend.) Er geht! Nun denn, so leben Sie wohl. (Das Fenster öffnend:) Er kommt lange nicht aus dem Hause — — wo er nur bleibt? Ich höre seine Stimme. Mit wem spricht er? Ach mit dem Hunde. Das treue

Thier bellt ihm nach, es hat ihn auch lieb gehabt. Auch? Auch? — — Ach ja — — — Dort, dort geht er durch den Garten, sein Schritt ist langsam, zögernd. Eine stattliche, mannhafte Gestalt. Jetzt steht er still. O, er leidet gewiß tief; verschmäht, am Höchsten verzweifelnd, sein Herz pocht. Ob er sich wol umschaut? Nein, er geht weiter. (Zum Fenster hinausrufend:) Herr Kreisgerichtsrath! Er hat's gehört, er hält inne, aber er schaut nicht um. (Wieder laut rufend:) Herr Mörner — — — Er schüttelt den Kopf. (Wieder laut rufend:) Julius! — — Er wendet sich zurück, er breitet die Arme aus, er kommt. O du Guter! O Du Lieber! (Sie wirft den Shawl ab, öffnet die Thür und mit dem Rufe:) Julius! (stürmt sie durch die offne Thür und

Der Vorhang fällt.)

Das erlösende Wort.

Lustspiel in einem Aufzuge.

Personen:

Leo Gerlach.
Adelheid, dessen Gattin.
Reinhold König, Professor.
Clotilde, Schwester Gerlachs.
Ein Diener.
Ein Kammermädchen.

Das Stück spielt auf dem Gute Gerlachs.

Scene:

Gartensalon, geöffnete Mittelthür, durch die man in den Garten sieht, rechts und links Thüren.

I. Auftritt.

Leo, Adelheid, König, Clotilde sitzen um einen reich mit Blumen geschmückten Tisch.

Leo (sich erhebend). Und nun das letzte Glas Rauenthaler! Expleno!

Adelheid. Unser ordentlicher Professor soll leben!

(Alle stoßen an.)

König. Ich danke Euch von Herzen, aber verzeiht, ich kann nicht reden. Ihr wißt, solch ein Fest mit eigen Angehörigen feiern, das ist Vervielfältigung der individuellen Persönlichkeit; die eigene innere Melodie wird zum vierstimmigen Zusammenklang.

(Die anderen drei singen einen Accord: Hoch soll er leben, Hoch! Hoch! Hoch!)

König (sich erhebend). Hoch leben! Erhoben leben! Wenn ich mich vor mir selber ehrlich prüfe, so erscheint es mir fraglich, ob ich eigentlich zum Professor berufen bin —

Alle (widersprechend). O! Ah!

König. Von Natur wäre ich berufen, ein Missionär zu sein, ein Jünger, der einem Meister folgt und eine neue Heilslehre verkünden hilft. Für ein Großes, Weltumwälzendes im lebendigen Wort den Athem, ja, den letzten Athem auszuhauchen (sich besinnend) doch, ich bin auch so glücklich! Ich danke Euch. Verzeiht, daß ich nicht reden kann.

Alle (stehen auf. Adelheid und Leo treten rasch vor. König und Clotilde bleiben noch etwas zurück. Diener und Kammermädchen rücken den Tisch bei Seite).

Leo (halbleise). Komm, komm, Adelheid, — jetzt lassen wir die Beiden allein. Jetzt ist die Minute, da er das Wort sprechen muß.

Adelheid. Wie oft hat mir unsere Mutter erzählt, Reinhold hat als Kind erst im dritten Jahr sprechen gelernt, und jetzt ist es das dritte Jahr seit er Clotilde liebt und da will er nicht sprechen lernen, kann das erlösende Wort nicht finden.

Leo (im Abgehen zu Adelheid). Sei versichert, der Rauenthaler auf der Zunge löst die Zunge. (Beide ab.)

2. Auftritt.

König. Clotilde.

König (etwas salbungsvoll). Es ist wie der Psalmist sagt: Schön und lieblich, wenn Zugehörige einträchtiglich beisammen — (sich corrigirend, sich fassend). Meine Ernennung zum ordentlichen Professor macht die Meinen so glücklich und Sie, Sie sind so warm theilnehmend.

Clotilde (aufrichtig). O gewiß!

König. Ja, auf der Scheitelhöhe eines solchen Lebensabschnittes, da möchte man etwas Großes, Uebermächtiges vollbringen; und was ist der endlichen, menschlichen Kraft gegeben? Das Gestern fortsetzen, still, beharrlich. — Das jedoch ist das Erhabene der Wissenschaft, sie baut am Dome des Geistes durch die Jahrhunderte, die Arbeiter lösen sich ab. Die Wissenschaft konservirt das Gestern und schafft das Morgen. O, ich fühle mich so erhoben, so von aller Erdenschwere befreit, — Sie kennen das gewiß auch! Es giebt Momente, wo man glaubt fliegen zu können; nicht wahr?

Clotilde. O gewiß!

König. Auch der Wein wird zum Sinnbilde; die Sonne vergangener Jahre macht heute die Wangen glühen, wird zur Sonne in uns; wir sind Sonnenkinder. Kein sterblicher Fürst, die Herrscherin der Welt, die Wissenschaft allein kann sagen: in meinem Reiche geht die Sonne nicht unter. — Ach, verzeihen Sie, daß ich so redselig bin.

Clotilde. Was soll ich verzeihen? Im Gegentheil, ich bin Ihnen tief dankbar, daß Sie mich für würdig erachten, Ihre Gedanken zu vernehmen. Ich glaube Sie zu verstehen!

König. Oh, Sie verstehen Alles! Sie vor Allen. (Sich fassend.) Es ist eine Probe, ob ein Gedanke voll durchgeklärt, wenn ein ungelehrtes Frauengemüth ihn faßt.

Clotilde (leise, spöttisch). Ich danke! (Laut.) Ich verstehe vollkommen und höre mit Wonne.

König. Ich denke zurück, einer Wonnezeit! Die Reben, deren Saft wir jetzt getrunken, hörten damals unsere Burschenlieder. Ich wanderte als Student mit Genossen den Rhein entlang. Wir stiegen auf die Berge. Damals in meiner Jünglingszeit glaubte ich mich zum Dichter berufen, bis ich einsah, daß Begeisterung für eine Sache noch nicht das Talent für eine Sache ist.

Clotilde. Ich danke Ihnen; das ist ein Wort, das ich mir merken werde.

König. Am Rheine war es, auf der Waldeshöhe, über den Rebgeländen; ich war allein, ich sah den Sonnenaufgang und da dichtete sich mir mein erstes Lied.

Clotilde. Wissen Sie es noch?

König (wie verzückt, als allmälige Erinnerung sprechend).

„O Morgenluft auf Bergeshöhen,
Wenn leis die Sonn' erwacht,
In Deinem Athem zu vergehen —
Tod ist Tag, nicht Nacht!"

(In doirendem Ton.) Sie bemerken, wie stümperhaft, namentlich die letzte Zeile, fünf einsilbige Worte, und so vollgepfropft. Es ist eine psychologische Thatsache: die strotzende Ueberfülle der Jugend ergeht sich gern in Todessehnsuchten. Jetzt fühle ich die Wonne des Daseins, ich fühle sie doppelt!

Clotilde. Doppelt?

König. Nein, tausendfältig, — und ich weiß, ich erkenne, das Paradies des Daseins liegt nicht hinter uns, in der Vergangenheit, sondern vor uns, in der Gegenwart, in Zukunft.

Clotilde. Die Welt wird schöner mit jedem Tag, singt der Dichter.

König. Ja, das ist's! Das ist der Siegesgesang des Optimismus. Der Pessimismus ist die Phylloxéra am Weinstock des Lebens. Das Weltgesundheitsamt, die Wissenschaft, wird sie vertilgen. Aber nicht nur negativ und analytisch, auch positiv und synthetisch, — über die Erkenntniß der Materie hinaus erfaßt und bildet die Phantasie die höhere Welt, die inwohnt aller Creatur.

Clotilde. Das ist tröstlich und schön.

König. Die Chemiker haben mit der Spektralanalyse die Urbestandtheile der Sonne erforscht, — aber sie finden doch jenes Element nicht, das die Sonne dem Weinstock einhaucht. Die Herren Materialisten mögen mich einen Zurückgebliebenen schelten, einen Mystiker . . . ich nenne jene für die Chemie unfindbare Kraft — den Sonnengott! Und jenen Duft, den die Rheinwelle, und jene Wärme, die aus dem Schoß der Mutter Erde — ach verzeihen Sie, verzeihen Sie meine Rede.

Clotilde. Sie bitten stets um Verzeihung und ich habe Ihnen gar nichts zu verzeihen; ich wiederhole Ihnen, ich bin glücklich!

König. O, wie mich das freut! Ja, auch im Gemüthe wächst, was des Menschen Herz erfreut; auch da waltet der Sonnengott, er strahlt aus Ihrem Auge und weil Wärme Bewegung ist, pocht er in Ihrem Herzen, — ach verzeihen Sie!

Clotilde. Immer wieder, verzeihen Sie.

König (faßt ihre Hand, — er gewahrt seine Schwester).

3. Auftritt.

Vorige. Adelheid.

König. Ach, Du da, liebe Adi! Ich möchte Dich bitten, ich bin so aufgeregt — — von Eurem Rauenthaler — — von der Festesfreude — — von — — erlaube mir, daß ich mich etwas zurückziehe und sammle.

Adelheid. Ja, thu das, lieber Reinhold. Es kommen heut Abend noch Gäste und ich möchte, daß mein Bruder als ordentlicher Professor sich in seiner ganzen Frische zeige. Ich weiß, Du mußt am Mittag etwas ruhen.

König. Mehr allein sein, als ruhen. Verzeihen Sie, liebes Fräulein, dem an's Einsiedlerleben Gewöhnten, . . . verzeihen Sie. (Ab nach rechts.)

4. Auftritt.

Clotilde. Adelheid.

Clotilde (für sich). Ich verzeihe nicht! Unfaßlich! Ein Icarus, der zur Sonne auffliegen wollte und nun auf ein Sopha fällt und schläft.

Adelheid. Was hat er gesprochen? So sah ich ihn noch nie!

Clotilde. Was er gesprochen hat? Sehr wissenschaftlich, vielleicht auch sehr phantastisch. Ach, mir ist ganz wirr, — ist es Euer Rauenthaler oder — — ich muß frische Luft schöpfen. (Ab nach dem Garten.)

5. Auftritt.

Adelheid. Leo.

Leo. Nun wie ist's?

Adelheid. Wieder Nichts! Er hat offenbar auch jetzt nichts bekannt. Er spricht nicht von Liebe, sein ganzes Wesen ist Liebe. Er, der Meister im Worte, kann das eine Wort nicht finden, und ich weiß doch wie tief, wie innig er Clotilde liebt!

Leo. Ich fange an daran zu zweifeln. Ein verständiger Mensch müßte sich doch einmal aussprechen können und müßte, wie Du es nennst, das erlösende Wort finden.

Adelheid. Und er kann's nicht. Ist es Zaghaftigkeit? ist es Bescheidenheit? Ich weiß nicht, was es ist! Das aber weiß ich: wenn er eines Morgens aufwachte und man sagte ihm: ich gratulire Dir zu Deiner Verlobung mit Clotilden — er würde jauchzen, so weit ein Professor jauchzen darf.

Leo. Und Du bist dessen absolut sicher?

Adelheid. So sicher, als ich Deiner Liebe bin!

Leo. Du betheuerst hoch! Nun denn, so lassen

wir jetzt, da er schläft, es Nacht sein und wenn er aufwacht, ist Morgen und ich gratulire ihm.

Adelheid. Ich verstehe nicht, was du meinst.

Leo. Ich meine, ich führe aus, was Du so klug erdacht. Ich sage dem erwachenden Professor „Guten Morgen, lieber Bräutigam meiner Schwester!" Wollen dann sehen, ob er jauchzt.

Adelheid. O, das ist herrlich — das ist das rechte, das einzige! Du kannst Alles, lieber Mann, Dir ist nichts unmöglich.

Leo. Wäre es aber nicht besser, Du gratulirtest ihm, nicht ich, der ich der Bruder Clotildens?

Adelheid. Nein, Dir glaubt er, Dir allein, unbedingt.

Leo. Darf ich aber dieses unbedingte Vertrauen mißbrauchen?

Adelheid. Ach, solch ein Gelehrter ist wie ein Kind. Mißbraucht der Arzt das Vertrauen, der einem Kinde ein süßes Heilmittel eingiebt?

Leo. Ich glaube, daß eine Frau sich doch besser eignete. Ihr Frauen könnt besser Komödie spielen als wir.

Adelheid. Danke. Aber ich habe Reinhold so oft bedrängt, daß er mir verboten hat, noch je davon zu reden. Bitte! Du bist doch sonst nicht so schwerfällig, — eine heitere Sache muß heiter und leicht ausgeführt werden.

Leo. Du glaubst also, daß er mir glaubt?

Adelheid. Ohne Zweifel!

Leo. Gut denn, es sei! Geh Du nun zu Clotilde, halte sie auf, — damit die Beiden nicht zu schnell zusammen kommen.

Adelheid. Ich gehe! O, wie schön wird es sein.

(Will gehen.)

Leo. Nein, bleib noch! Wäre es nicht zweckmäßig, wenn Du dasselbe Clotilden sagtest, was ich Reinhold? Wir Beide haben gehört, wie er ihr Herz und Hand anbot?

Adelheid. Das wäre falsch, damit wäre Alles verfehlt!

Leo. Warum?

Adelheid. Ihr Männer kennt uns Frauen nicht, nie! Ein Mädchen wird am leisesten Zittern des Tones merken — — und Du, Du hast den Rauenthaler zu Hülfe. Glück auf, Leo! (Rechts ab.)

Leo (für sich). Was man thun will, muß rasch geschehen. (Klopft an der Thür.)

6. Auftritt.

Leo. König.

König (von innen). Ich komme schon! (Tritt heraus.) Leo, Dein Rauenthaler war gut, aber schwer, sehr schwer.

Leo. Wie magst Du nur jetzt vom Weine reden! Ich gratulire Dir von ganzem Herzen.

König. Das hast Du schon mehrfach!

Leo. Nein, ich gratulire Dir zum Schwager.

König. Das bin ich ja schon lange, Du bist ja der Gatte meiner Schwester!

Leo. Nein, Du bist mein Doppelschwager. Gottlob, daß sich das Wort Dir endlich von der Lippe gerungen und Du Dich mit Clotilde verlobtest. Laß Dich umarmen, Bruder meiner Gattin und Gatte meiner Schwester.

König. Was sagst Du? Du hast gewiß weiter getrunken und nicht geschlafen, — Du hättest auch ruhen sollen.

Leo. Auch ruhen sollen? Das kann nur ein Professor, nach solch einem — —

König (ihn unterbrechend). Ich begreife Dich nicht!

Leo. Und ich begreife Dich nicht. Hat der Mensch alle philosophischen Systeme und Jahreszahlen und Thatsachen der Geschichte im Kopf. Die Schlacht bei Gaugamela und Arbela und am Illissus, Griechenland, Rom und Carthago, daneben die Atomenlehre und die Descendenztheorie, Alles — und vergißt seine eigne Verlobung.

König. Meine Verlobung mit Clotilde?

Leo. Mit wem denn sonst?

König. Mit Niemand anders!

Leo. Es war mehr als zart von Dir, daß Du Deine Freiwerbung erst nach Deiner Ernennung zum ordentlichen Professor vorbrachtest.

König. Aber, lieber Leo, bitte, komm, sieh mir grad' in's Gesicht, Du scherzest nicht?

Leo (schüttelt den Kopf).

König (schlägt sich vor die Stirn). Dann verstehe ich mich nicht! Schlafe ich noch? Träume ich Dich — träume ich mich? träume ich die Bäume — — den Himmel — — ist der Pfiff, den ich jetzt von der Eisenbahn herauf höre, nur geträumt?

Leo. Du bist wach, und Alles ist wahr und wirklich.

König. Sage mir, habe ich jetzt geschlafen oder nicht?

Leo. Du hast geschlafen.

König. Ich habe? — — Ich konnte mich zur Ruhe legen nach solchem Bekenntniß, nach solcher Lebenserweckung? Ich bin mir ein Räthsel!

Leo. Du warst es uns auch, — aber wer kennt die Complicationen eines Professorengehirns, und dazu die elementarischen Mächte des Rauenthaler — das sind Dämone! —

König. Ja, der Wein! — Ich erinnere mich, daß ich Absonderliches zu Clotilde sprach — Abstruses! Aber wo ist sie? Was muß sie von mir denken, daß ich nach solcher Erklärung mich zur Ruhe legen konnte?

Leo. Clotilde verehrt Deine Eigenheiten als Eigenschaften eines höheren Wesens, — Attribute, wie Ihr's nennt!

König. Ja, so gut ist sie — so gut — so wohldeutend und feinsinnig; o, du Reine, du Holde!

Leo. Ihr Idealisten, Ihr bedürft solcher Frauen, für die Euer Schreibtisch ein Altar, vor dem sie ihre Hausandacht halten.

König. Bitte, Leo, nur noch Einmal! Du hast es gehört, daß ich ihr Herz und Hand anbot?

Leo. Und Adelheid!

König. Dir glaube ich auch das Unfaßbare! O Glückseligkeit, daß es endlich geworden.

Leo (für sich). Er jauchzt wahrhaftig!

König (auffahrend). Sage mir nur noch, hilf meinem treulosen Gedächtniß! Was sagte ich? — Was erwiederte sie mir?

Leo. Nun ist's genug, nun will ich nichts mehr davon hören, daß Du Dich gar nichts mehr erinnerst. Deine Schüchternheit, Deine Zaghaftigkeit kommt schon wieder. — Besinne Dich — aber gut, dort kommt Clotilde selbst. Ihr werdet Euch mit einander schon am besten erinnern. (Bei Seite.) Mir ist selber ganz heiß, aber ich habe meine Schuldigkeit gethan. (Will gehen.)

König. Aber Leo, bitte, bleibe!

Leo. Nein, nein, kein Dritter mehr!

(Schüttelt den Kopf und geht links ab.)

7. Auftritt.

König (allein).

Ist es denn wirklich? — Ja, in allen großen Entscheidungsmomenten ist eine vereinzelte Seelenkraft

in Schlaf gehüllt; der Intellect tritt zurück, die beschlossene That vollzieht sich, elementarisch! — Da kommt sie, die holdselige Erscheinung, — o, du meine quellfrische metallreiche deutsche Muttersprache, die du Beides in eines knüpfst, — hold und selig! Sie ists, selig in sich und beseligend, — sie schreitet so langsam, — sie schaut nicht auf . . . was wird ihr erstes Wort sein?

8. Auftritt.

König. Clotilde (kommt langsam die Stufen der Terrasse herunter).

Clotilde. Ah, guten Morgen, Ihre Ruhe war kurz.

König. Ja, die Ruhe war kurz. (Für sich.) Aber die Unruhe ist groß. (Laut.) Erlauben Sie, daß ich Sie noch einmal frage?

Clotilde. Bitte!

König. Nun denn — nein, nicht so — — was sagten Sie — — nein, was dachten Sie darüber, daß ich mich zur Ruhe legen konnte?

Clotilde. Daß Sie sich ausruhen mußten; Freude, Glücksempfindung macht auch müde.

König. Freude — Glücksempfindung, ja, das war's die höchste! — Aber wie erschien ich Ihnen? Was dachten Sie über diese leidige Gewohnheit?

Clotilde. Wenn ich mir gestatten dürfte, aus Ihrer Seele heraus zu denken, so würde ich sagen: es ist ein wohlgefügtes, eisernes Gesetz, daß die Gewohnheit sich geltend macht nach Momenten höchster Erregung.

König. Höchster Erregung? Ja, das war's, so ist's! Nun, bitte, helfen Sie mir!

Clotilde. Ich bin bereit!

König. Liebes Fräulein Clotilde, was sprach ich zu Ihnen, just an dieser Stelle?

Clotilde. Gutes, Erhebendes, Ueberschwängliches!

König. Ich habe aus voller Seele gesprochen, das weiß ich auch! Aber was habe ich gesprochen? Erinnern Sie sich?

Clotilde. O, gewiß! Ich glaube, ich könnte Ihnen Silbe für Silbe wiederholen.

König. O, das ist schön!

Clotilde. Aber freilich, den Zusammenhang der Gedanken und wie sie sich zu einander ordneten, das weiß ich nicht mehr.

König. Es wird auch nicht viel Zusammenhang und Ordnung gewesen sein. — Sie lächeln? — o, wie gut! Nun was sprach ich?

Clotilde. Sie sprachen erhaben über die Wissenschaft, — aber etwas ketzerisch gegen die Chemie, die mit ihrer Spectralanalyse den Sonnengott nicht in ihre Retorten einfangen kann!

König. Das sagte ich? Und dann?

Clotilde. Dann von Ihrer Studentenfahrt am Rhein und von Ihrem ersten Gedicht, in der Morgenfrühe, das mit den Worten anfängt:

„O Morgenluft auf Bergeshöhen" —

König (abwehrend). Ach bitte — — und dann?

Clotilde. Sie verglichen den Pessimismus mit jenem garstigen Wurm, der den Weinstock zerfrißt.

König (rasch einfallend). Erlauben Sie, die Phylloxera vastatrix ist ein Käfer, kein Wurm — es giebt auch eine geflügelte Species. (Sich besinnend.) Aber entschuldigen Sie, was sprach ich ferner?

Clotilde. Dann vom Optimismus.

König. Sonst Nichts? War ich so unartig?

Clotilde. Nein, Sie sagten mir auch Artigkeiten — von der Sonne, die Licht und Bewegung zugleich.

König. Ich sagte Artigkeiten? — weiter nichts?

Clotilde. Aber Herr Professor, was wollen Sie mir denn gesagt haben?

König (für sich). Ja, ich wollte, ich hätte es gesagt. (Laut.). Ach verzeihen Sie!

Clotilde. Schon wieder und immer wieder verzeihen Sie!

König. Nein, diesmal muß ich Sie dringend bitten, Sie müssen mir verzeihen. (Sich die Stirn reibend, — für sich.) Unbegreiflich! (Pause, — laut.) Verzeihen Sie, ich wollte Sie fast fragen, ob Sie auch zuviel Rauenthaler getrunken! — Also, ich habe wirklich weiter nichts gesagt?

Clotilde. Ich wüßte nicht!

König (für sich). Unbegreiflich! Ach, ich verstehe. Er wollte Offenbarung spielen und ich, ich glaubte ihm (zu Clotilde). O das ist unerhört!

Clotilde. Was denn?

König. Ganz unerhört. Adieu, mein Fräulein. (Ab.)

Clotilde (allein). Was das nur ist? So erhaben als wunderlich! Bald saust er wie Gott Apollo mit wallenden Locken auf dem Sonnenwagen durch alle Himmelsräume, und dann wieder ein Pedant, ein stotternder — — nein, nein — jetzt sage ich: verzeihe meinen häßlichen Gedanken, Du bist so rein, so innig, so tief, — eine Seele voll Andacht und voll Erkenntniß, voll Selbstvertrauen und voll Demuth, ein Kind und ein Weiser zugleich!

9. Auftritt.

Adelheid. Clotilde.

Clotilde (ihr entgegeneilend). Adi, liebe Adi, welch ein herrlicher Mensch ist Reinhold und eine Secunde, irre gemacht, unschön von ihm denken, ist höchste Sünde!

Adelheid (sie umarmend). O gewiß, Ihr werdet glücklich mit einander.

Clotilde. Mit einander?

Adelheid. Nie waren zwei Herzen mehr für einander geschaffen. (Für sich.) O, und mir ist als wenn etwas Unsichtbares an mir zerrte, und mir zuraunte: das Alles soll auf eine Täuschung, auf eine Lüge aufgebaut sein? (Laut.) Liebe Clotilde, laß Dir etwas erzählen.

Clotilde. Gern, aber ein ander Mal, nicht jetzt

Adelheid. Nein jetzt. Höre mich geduldig an!

Clotilde. Ich habe aber jetzt keine rechte Aufmerksamkeit!

Adelheid. Du wirst sie haben. — Erinnerst Du Dich des Edelfräuleins Adelaide von Lundeneck?

Clotilde. Gewiß, aber was soll das jetzt?

Adelheid. Sie ging immer nach der alten Mode, mit einem Hute nach der Form eines Eilwagencoupées, und kurz vor ihrem Tode hat sie mir ihre Geschichte erzählt. Sie war einst ein reizendes, vielumworbenes Mädchen. Sie liebte und wurde geliebt, ihr Geliebter war ein würdiger Mann, aber ein wortkarger Seefahrer. Er ging in See, es hieß, er wolle nicht um Adelaide werben, bevor er Kapitän zur See geworden. Er kam zurück, er war Kapitän zur See geworden, aber noch immer sprach er das erlösende Wort nicht; — er sah Adelaide an mit heißen Blicken, seine Lippen zuckten, aber er sprach nicht. Da that Adelaide einen entsetzlichen, ja wie sie es nannte frevelhaften Schritt — —

Clotilde (unterbrechend). Aber liebe Adi, was soll mir das jetzt? Ich höre dich kaum!

Adelheid. Nur noch eine Minute, Du wirst mich hören! Sie verlobte sich mit einem Andern, Gleichgültigen. Sie hoffte, daß Reinhold — er hieß auch Reinhold — jetzt das Wort sprechen und das unwürdige Band zerreißen würde, aber er schwieg, — und ging wiederum zur See, und kehrte nicht wieder.

Clotilde (nachdenkend). Und kehrte nicht wieder. — Und Adelaide?

Adelheid. Sie verkümmerte ihr einsames Leben in Trauer und Reue. „O, sagte sie, o, hätte ich Angehörige gehabt, die ihm und mir zum Worte verholfen hätten"! — Hörst Du, liebe Clotilde?

Clotilde. Ich höre!

Adelheid. Nun denn, Ihr, Du und Reinhold, Ihr habt Angehörige, — Du wirst es nicht Täuschung oder gar Betrug nennen?

Clotilde. Was soll ich so schelten?

Adelheid. Reinhold ist so redemächtig, seine Zuhörer sind hingerissen vom Strome seiner Beredsamkeit; aber zu Dir, seiner Geliebten, konnte er das Wort nicht finden, und da hat nun Leo — — — Du nimmst es gewiß gut auf, so gut wie es gemeint war? — —

Clotilde. Was war gut gemeint?

Adelheid. Leo hat Reinhold gesagt, daß er vom Rauenthaler ermuthigt, Dir seine Liebe bekannt und Herz und Hand angetragen habe.

Clotilde. Also das war's, warum ich ihm sagen sollte, was er gesprochen? Ei, das ist ja lustig!

Adelheid. Gottlob, daß Du es auch so ansiehst!

Clotilde. Ich meine aber, es ist abscheulich!

Adelheid. Es war so wohl gemeint!

Clotilde. Wohl gemeint? Ihr wolltet Diebe sein, wolltet stehlen, um mich reich zu machen; sein

harmloses Gemüth ausrauben und mich, mich — — Alles ist zerstört, auf ewig. — Ich kann ihn nicht wiedersehen, ich reise sofort zu den Eltern zurück. (Sie klingelt.)

10. Auftritt.

Vorige. Kammermädchen.

Clotilde. Sofort einpacken, ich komme gleich nach.

Adelheid. Aber liebe Clotilde, ich bitte Dich, verlaß uns nicht, bedenke doch — ! —

Clotilde. Da ist nichts mehr zu bedenken. Lebt wohl! (Wendet sich.)

Adelheid (nachrufend). Aber Clotilde, so höre doch!

(Clotilde mit Kammermädchen links ab.)

11. Auftritt.

Adelheid. Leo.

Leo (kommt von links hinten). Clotilde! Wo geht sie so eilig hin?

Adelheid. Sie verläßt uns!

Leo. Warum? was geht vor?

Adelheid. Sie weiß Alles!

Leo. Alles?

Adelheid. Sie hat's errathen, geahnt! Ich habe es ihr offen erklärt, und nun ist sie empört und will fort. Deine Intrigue —

Leo (sie unterbrechend). Aber Adi! Ich habe ja nur vollführt, was Du gewollt.

Adelheid. Ich gewollt?

Leo. Nein, nein, ich irrte mich. Ich allein hatte den Plan, Du bist unschuldig!

Adelheid. Bin ich's nicht?

Leo. O Eva! Ja, ich, ich bin der Sünder. — Geschieht mir ganz recht. Ich muß wie Vater Adam sagen: verzeihe mir, lieber Herrgott, ich habe mich von ihr verführen lassen.

Adelheid. Aber Adam, was sprichst Du? Sei gut, lieber Leo, Du bist ja so gut.

Leo. Ich bin nicht gut, ich bin ein Erzschelm, ein Erzlügner!

Adelheid Leo, ich gestehe ja, Du hast keine Schuld, ich allein, ich sehe ein — —

Leo (lustig). Eine Frau, die einsieht und eingesteht: ich habe Unrecht! . . Die Engel im Himmel singen Halleluja.

Adelheid. Es ist so, auf Täuschung kann man kein Glück aufbauen; darum habe ich's bekannt.

Leo. Laß Dich umarmen, Du Schnellbekehrte! Ja, es nagte mir auch an der Seele, daß ich das kindliche Vertrauen Reinholds mißbrauchte. Ich danke Dir, daß Du auch mich befreitest. Komm, Adi, gieb mir Deinen Wahrheitsmund. Wir Beide taugen nicht zur List und Täuschung. Ich danke Dir!

Adelheid. Laß uns nun überlegen: Clotilde will fort, das darf nicht sein, sonst ist auf immer Alles verloren!

Leo. Wir lassen sie von einander Abschied nehmen

und im Abschiednehmen, im Gedränge der Empfindungen, werden sie gegen uns losziehen, dabei aber sich gegenseitig finden.

12. Auftritt.

Vorige. Clotilde (mit Hut und Mantel).

Leo. Du willst uns verlassen?

Clotilde. Ja, und ich bitte, sprich nicht weiter; Deine Stimme thut mir weh; ich hätte nie geglaubt, daß dieser Ton der Wahrhaftigkeit so — ich will das Wort nicht sagen!

Leo. Du hast Recht, empört zu sein, ich weiß, was Du noch sagen willst. (Halb spöttisch nachahmend.) Ihr habt mit zu täppischer Hand den Schmetterlingsstaub von den Flügeln der Psyche gewischt, und die Psyche getödtet.....

Clotilde. Ich danke für Deinen dichterischen Spott. Lebt wohl!

Leo. Ich bitte Dich, ich rathe Dir, bleib, laß Gelegenheit zum Ausgleich!

Clotilde. Nein, ich gehe!

Adelheid. Du zürnst uns, Du magst Recht haben; aber was hat Dir Reinhold gethan? Warum willst Du ihn, den Unschuldigen kränken, und ihm nicht Lebewohl sagen?

Clotilde. Ich will nicht und ich kann nicht! Sagt ihm Lebewohl von mir!

Leo. Du kannst nach Deinem Belieben handeln. Daß Du mir aber später keine Vorwürfe machst!

(Klingelt.)

13. Auftritt.

Vorige. Ein Diener.

Leo. Laß sofort für Fräulein anspannen und rufe den Herrn Professor, er soll so gut sein hierher zu kommen. (Diener ab.)

14. Auftritt.

Vorige (ohne Diener).

Leo. Sollen wir Dich allein lassen, um ihm Lebewohl zu sagen?

Clotilde. Ihr martert mich, — nein, bleibt, Ihr sollt hören!

15. Auftritt.

Vorige. Diener.

Diener. Der Herr Professor ist schon lange fort.

Adelheid. }
Leo. } Was? Fort?

Diener. Er hat Hut und Paletot genommen, hat sich den kleinen Braunen anspannen lassen, und ist nach der Eisenbahnstation gefahren.

Leo. Schon gut. Geh! (Diener ab.)

16. Auftritt.

Vorige (ohne Diener).

Leo. Also fort von hier, von uns? Nun kannst Du doch bleiben!

Clotilde. Nein, ich bleibe nicht! In zehn Minuten bin ich auf der Eisenbahn.

Leo. Wohin willst Du?

Clotilde. Natürlich zu den Eltern.

Leo (die Uhr ziehend). Der nächste Zug thalauf hält an unserer Station, — beeile Dich, mach schnell, dann könnt ihr noch miteinander fahren.

Clotilde. O nein, dann warte ich den nächsten Zug ab. (Ab.)

Adelheid. Sie darf nicht so von uns gehen. Ist Alles zerstört, so soll das gute Denken doch bleiben.

17. Auftritt.

Vorige. Diener.

Diener. Der Braune ist wieder da, er trieft nur so!

Leo. Und der Herr Professor?

Diener. Sind auch wieder da. (Diener ab.)

Leo. Ein weltgeschichtliches, ein kosmisches, ein Universalgewitter zieht herauf und entladet sich über meinem Haupt. Von Kain bis Talleyrand werden alle Mörder und Intriguanten Pfuscher und Stümper sein im Vergleich mit mir.

18. Auftritt.

Vorige. König.

König (athemlos sich den Schweiß von der Stirn wischend). Gut, daß ich Dich treffe!

Leo. Mich?

König. Ich durchschaue Dich, durch und durch!

Leo. Freut mich, daß ich so durchsichtig bin, — oder willst Du vielleicht (sich auf die Brust deutend) durch eine Kugel den Durchblick machen?

König. Was ist jetzt persönliches Dasein? Ein Atom? 70 Jahre Leben sind im Angesichte der Ewigkeit die Flugdauer des sprechenden Blitzes. Ich war gestorben, aufgelöst, und bin auferstanden; mir war ein Stetoskop gegeben, daß ich den Herzschlag des Universums vernehmen konnte.

Adelheid (zu Leo). Verstehst Du? Ich nicht!

Leo. Das geht über die Grenze berechtigter Schwärmerei. (Zu König.) Bitte, lieber Reinhold, hast Du auf dem Bahnhof etwas getrunken?

König. Ja, eine Flasche Sodawasser!

Leo. Du bist ganz sicher, daß es kein Kirschwasser war?

König. Der Pfropfen hat geknallt! — Ah, Du glaubst, ich sei — — — (hin und her gehend in Extase) Du verstehst die psychologische Thatsache nicht, daß gerade in Momenten höchster subjectiver Spannung wir grade in's Allgemeine dringen und es ist, wie wenn ein Schleier von der Welt weggezogen wäre, so durchsonnt, so durchklärt das All.

Leo. Wir gehören auch zum All, so erkläre doch!

König (fortfahrend). Es ist Entrücktheit der Seele. Während wir auf Dinge sehen, die uns eigentlich nichts angehen, auf Gleichgültiges, schweift die Seele in's

Unendliche hin und her, von Pol zu Pol. Aber wo ist Clotilde?

Leo. Sie ist da und will fort!

19. Auftritt.

Vorige. Clotilde.

König. Clotilde, Sie wollen fort?

Clotilde. Ja, ich muß fort!

König. Sie müssen?

Clotilde. Ja, es ruft mich fort von hier.

König. Es ruft Sie fort von hier?

Clotilde. Ich will zu meinen Eltern. Ich habe Heimweh!

König. Heimweh? Es giebt auch ein Heimwohl.

Clotilde (sich ärgerlich abwendend). Ich — — ich habe keinen Sinn für das neue Wort.

König. So erlauben Sie mir ein uraltes Wort, ein urewiges, nur eins! (Nimmt sie bei der Hand, führt sie bei Seite.) Mein Fräulein, ich habe etwas auf dem Herzen. (Deutet auf seine Brust.)

Clotilde. Nun?

König. Ja, ich muß es Ihnen sagen. — nein — nicht sagen — mittheilen.

Clotilde. Nun bitte!

König. Es flog durch die Berge und über die Höhen und klopfte an ein grünes Haus; die Geschwindigkeit des Sonnenlichtes —

Clotilde (unterbrechend). Aber bitte, ich habe jetzt keinen Sinn — auch nicht für den Sonnengott.

König. Ich verstehe! Also mein liebes Fräulein, ich — —

Clotilde (ungeduldig). Sie —

König. Es ist eigentlich nicht nöthig, hier nehmen Sie — (zieht einen Brief aus der Tasche.)

Adelheid. }
Leo. } Was ist das? Laß sehen!

König. Nichts für Euch! Laßt uns allein, wir allein haben — (führt Clotilde bei Seite) Clotilde, Sie wissen — ich weiß — — Ich habe telegraphirt — —

Clotilde. An wen?

König. An Ihre Eltern.

Clotilde. An meine Eltern?

König. Ja, als ordentlicher Professor habe ich ordnungsmäßig gehandelt, und zuerst bei Ihren Eltern angefragt und die Antwort beim Telegraphen abgewartet. Hier lesen Sie!

Clotilde (reibt sich die Augen, das Papier entfällt ihren Händen, sie fällt König um den Hals mit dem Rufe). Reinhold!

Leo (das Papier aufhebend, liest mit Adelheid laut): „Unsern Segen zu Ihrer Verbindung mit unserer Tochter Clotilde!

Die glücklichen Eltern!"

König. Sagen konnt ich's nicht, aber telegraphiren. (Leo und Adelheid drohend.) O, Ihr Schelme!

Leo. Und zur Hochzeit trinken wir wieder Rauenthaler!

Der Vorhang fällt.

Eine seltene Frau.

Lustspiel in einem Aufzug.

Personen:

Antonie Währing, Wittwe.
Irene Hildenberg, ihre Cousine.
Oberforstrath Werburg.
Manfred Werburg.
Bruno von Staff.
Ein Diener.

Scene.

Großer, reich ausgestatteter Saal mit mehreren Etablissements, mit Tischen, auf denen Bücher, Albums liegen, Blumengestelle an passenden Orten, ein großer offener Balkon mit Ausblick in den Garten und auf Berge in der ersten Herbstfärbung, rechts zwei Thüren und links eine Thüre.

1. Auftritt.

Manfred und Antonie. Sie sitzen an einem mit Büchern belegten Tische.

Manfred. Mich freut es innig, daß sich uns wieder einmal eine tiefe Harmonie des Empfindens ergiebt.

Antonie. O! es giebt mehr als eine.

Manfred. Ich glaube, daß nur der jung bleibt, der ein ewiger Student ist. Auch in Ihnen ist ein Stück vom ewigen Studenten.

Antonie. Auch in mir?

Manfred. Ja, daß auch Sie dankbar sind für jede aufgeschlossene neue Erkenntniß, daß auch Sie das Gefühl wohligen Wachsens im Geiste empfinden —

Antonie. Gewiß! Ich hätte Ihrem Professor, der Sie auf Ihren Gletscherwanderungen begleitet und da den höchsten Lehrstuhl bestiegen hatte, gewiß auch mit dankbarer Aufmerksamkeit zugehört.

Manfred. Aber eines freut mich noch am meisten, weil es zugleich Anwendung auf uns findet. Es ist ein großes Naturgesetz, das sich auf uns Beide anwenden läßt.

Antonie. Ein Naturgesetz? auf uns?

Manfred. Ja. Der Professor erklärte mir die überraschende Thatsache: nicht der stetige Sonnenstrahl, sondern nur ein heißer Sturm schmilzt das Eis. Und so hoffe ich: was in Ihrem Gemüthe dem steten Strahl meiner Liebe Widerstand leistet, das wird auch einmal von einem heißen Sturm sich bewältigen lassen; ich harre dieses Sturmes, ich erhoffe ihn.

Antonie. Wie Sie Alles mit verklärendem Blicke sehen! Ja, sie sind ein Schönseher, während andere Menschen nur Schönfärber sind und —

Manfred. Und? Und?

Antonie. Sie überraschen auch immer mit seltsamen Anwendungen. Aber sagen Sie: haben Sie auf Ihren Hochalpenreisen immer nur Naturstudien gemacht? haben Sie denn gar kein Abenteuer erlebt?

Manfred. O doch, — doch, ein wunderbares.

Antonie. Ach, bitte, erzählen Sie.

Manfred. Drei Tage, nachdem ich wieder einsam geworden, ging ich dahin wie im Traum.

Antonie. Ich träume nie.

Manfred. Weil Sie der Traum eines Andern sind.

Antonie. Sie sind ein unverbesserlicher Gedankenverdreher. Erzählen Sie doch, ich bin begierig auf Ihr Abenteuer.

Manfred. Nun denn, kennen Sie jene wundersame Seelenverfassung, in der man meint, in der nächsten Minute kommt erst das wirkliche Leben, alles Bisherige war nur provisorisch; plötzlich wird sich ein umgestaltendes Wunder aufthun ...

Antonie. Ich kenne es nicht, aber ich verstehe es aus Ihrer Seele.

Manfred (halb träumerisch sprechend). Als mich der Naturforscher verlassen hatte, wanderte ich wieder allein. — Es war auf dem Wege nach der Furka — die Sonne schien so hell, der Ausblick war so wonnig, so hochtragend, um mich her blühten die Alpenrosen, und ich war doch tief traurig. Da blühen die Blumen und ich habe Niemand auf der Welt, dem ich eine Blume brechen und bringen kann.

Antonie. Auch mir nicht?

Manfred. Auch Ihnen nicht. — Ich zweifelte an Ihnen, an mir, an Allem, und doch war mir, als müßten Sie jetzt und hier erscheinen und das Leben finge nun erst an. Da sehe ich eine Mädchengestalt, so hold wie vom jungen Tag geboren, sie sitzt am Wege und singt die Mozart'sche Weise: „Endlich naht sich die Stunde", und wie sie geendet: „daß ich mit

Rosen bekränze Dein Haupt", da raffe ich unwillkürlich die Alpenrosen vom Boden auf und werfe sie auf sie hinab. Sie nimmt die Blumen von Haupt und Schultern und verschwindet. Und Ah, aus innerster Seele heraus, ohne daß ich es wollte, rief, und eine Stimme des Vorwurfs und eine Stimme der Zuversicht ruft aus mir: Antonie! Antonie! und Antonie tönt es wieder von den Bergeszacken und aus den Schluchten; die ganze Hochalpenwelt ruft Ihren Namen „Antonie", so mächtig, so weit; es ist wie das Werde bei der Urschöpfung, es ist das Werde, das Werde meines Daseins . . . Aber das Echo der Berge ist doch nicht mächtiger, als die Stimme in mir, die da ruft: Antonie! Sei mein, Antonie!

Antonie. Mein lieber Freund! Sie haben mir versprochen, mich nicht mehr zu bedrängen —

Manfred. Ich erwarte heute meinen Oheim, der Vaterstelle an mir vertreten hat.

(Man hört im Nebenzimmer singen: „daß ich mit Rosen bekränze Dein Haupt".)

Manfred (springt auf). Was ist das? Wer singt da?!

Antonie. Meine Cousine Hildenberg, sie ist gestern Abend angekommen, sie wird Ihnen gefallen, sie ist eine kindlich innige Natur.

Manfred. Sie hat wol Alles gehört?

Antonie. Gewiß nicht. Sie ist zu ehrlich, um zu horchen, und sie hat wol nur so laut gesungen, um

damit anzuzeigen, daß sie hört. (Antonie klingelt.) Ich werde sie rufen lassen.

2. Auftritt.

Vorige. Diener (von rechts, zweite Thüre).

Antonie. Sagen Sie Fräulein Hildenberg, sie möchte hierher kommen, es sei Freundesbesuch da. (Diener ab rechts, erste Thüre.)

3. Auftritt.

Antonie. Nun bitte, haben Sie denn die Erscheinung nicht weiter verfolgt?

Manfred (in sichtlicher Verwirrung). Die Erscheinung? — Nein. Es war wie ein Wolkengebilde, in der Luft zerflossen. Was sollte es mir? — ich dachte ja nur an Sie. Und an Sie zu denken wehren Sie mir doch nicht? Nun bleibt mir ja kaum ein Anderes, da wir nun durch eine Fremde gestört werden.

Antonie. Meine Cousine wird Ihnen nicht lange eine Fremde sein.

4. Auftritt.

Vorige. Diener (von rechts, erste Thüre).

Diener. Das Fräulein läßt bitten, noch eine Stunde allein sein zu dürfen.

Antonie. Ach ja, sie schreibt regelmäßig an ihrem Tagebuch. (Diener ab rechts, zweite Thüre.)

5. Auftritt.

Antonie. Manfred.

Antonie. Wenn ich's mir recht überlege, hat sie — in's Mädchenhafte übersetzt — viel Aehnlichkeit mit Ihnen. Ihr seid Beide — ich meine das Wort in gutem Sinne —

Manfred. Was sind wir?

Antonie. Wie gesagt, ich meine es im guten Sinne — Ihr seid Beide . . . sentimental.

Manfred (etwas betroffen). Ich danke.

Antonie. Sie dürfen es freundlich aufnehmen. Ihr seid Beide grundehrliche Naturen, auch in Euren Ueberschwänglichkeiten.

Manfred. Bin ich überschwänglich? Ich glaube, Sie kennen mein Herz.

Antonie. Gewiß, es ist ein braves Herz, aber noch zu schwärmerisch, zu jugendlich aufbrausend.

Manfred. Jugendlich und immer wieder jugendlich! Das wiederholen Sie mir stets.

Antonie. Ich muß ja, weil Sie nicht einsehen wollen, daß ich zu alt für Sie —

Manfred. Zu alt? Und das ist Alles?

Antonie. Das ist mehr als Alles, denn es ist zu viel. Glauben Sie mir, lieber junger Freund; es ist mir schmerzlich genug, daß ich die Bedachtsame, die Matrone gegen Sie spielen muß.

Manfred. Spielen? — Sie sind, was Sie sind, die Besonnene, die Höhere; ich bin Ihrer nicht würdig.

Antonie. Aber Manfred!

Manfred. Nein, nein! Aber welcher Mann wäre Ihrer würdig?

Antonie. Sie überschätzen mich und unterschätzen sich selber. — Bitte, nicht diesen finsteren Blick! Sie müssen das Leben heiterer betrachten, Sie haben ja alles Recht dazu. Ach! Sie glauben gar nicht, was Lustigkeit so schön ist und das Leben so leicht macht.

Manfred. Ich sehe das vollkommen, aber freilich, Sie machen sich das Leben leicht und mir schwer.

Antonie. Schade, daß Sie versäumt haben, zu uns auf den Rigi zu kommen, wir waren so göttlich froh und leicht. . . .

Manfred. Wer sind die „wir"?

Antonie. Meine Cousine Hildenberg und ich ein junger Mann voll sprudelnden Humors — ja, ich hatte auch ein Abenteuer, aber das meine war kein Wolkengebilde und zerfloß nicht in der Luft. Kennen Sie die Tyrannei des Sonnenaufgangs?

Manfred. Ich verstehe nicht.

Antonie. Ach Gott, man gilt ja für barbarisch, wenn man nicht allsommerlich Ein Mal den Sonnenaufgang mit Entzücken begrüßt hat, und freilich schön ist es, aber noch mehr komisch.

Manfred. Ich begreife nicht. Der Sonnenaufgang komisch?

Antonie. Ach, wer in ein Bild fassen könnte, in welchen Vermummungen da die Naturschwärmer er-

scheinen, wie unausgeschlafene Gespenster. Und so war ich denn eines Morgens in einen Plaid gehüllt auf Rigi-Kulm. Die alte hochehrwürdige Dame Sonne hat auch ihre Koketterie, sie läßt es vorher kalt sein, um nachher um so brillanter mit ihrer Wärme zu erscheinen. Sie finden solche Betrachtungen gewiß gotteslästerlich?

Manfred. Nein, nein, erzählen Sie nur weiter.

Antonie. So stehe ich nun da und wittre Morgenluft. Da entreißt mir plötzlich ein tückischer Windstoß meinen Plaid. Kaum verspüre ich's, so fühle ich, wie mich etwas umwickelt; ein Mann hüllt mich über und über in eine dicke Decke und springt den todesgefährlichen Berghang hinab. Ich schreie in Entsetzen auf, aber er hascht meinen Plaid, ist behende wieder da und sagt: „Bitte, behalten Sie die Decke, vergeuden Sie jetzt kein Wort an einen Sprößling des Uraffen. Dort öffnet die große Mutter Sonne stumm den großen Blick“ . . . Es war dann überaus heiter, als wir in dem großen Saal die Umhüllungen tauschten.

Manfred. Und wer war der Mann?

Antonie. Herr Bruno v. Staff.

Manfred. Und was ist er?

Antonie. Ich glaube, auch Landwirth, aber ich habe nicht danach gefragt; er ist ein liebenswürdiger, lebensfroher Mann, voll Schalkhaftigkeit. Ach, wie viel haben wir gelacht, und er lacht so grundehrlich, und es ist ja eine alte Erfahrung: gemeinsames Lachen macht am ersten einig.

Manfred. Sie waren also schnell einig?

Antonie. Wie man es mit einem Mann von guter Erziehung ist. Dazu hat er eine der schönsten Eigenschaften — wenn man ein Fehlendes eine Eigenschaft nennen kann — er hat nichts von der nervösen Unruhe unserer Zeit, er ist nie aufgeregt und nie abgespannt, und hat — mit einem Wort keine Stimmungen, gar keine.

Manfred. Dessen kann ich mich nicht rühmen.

Antonie. Ach Sie, Sie sind ein ganz anderes Menschenkind, Sie haben ganz andere Vorzüge.

Manfred. Ich danke. Dieser Herr Bruno v. Staff hat Ihnen sehr gefallen?

Antonie. O! Gewiß. Er neckte sich auch viel mit meiner Cousine Irene. Irene sprach einmal von den im Abendroth vergoldeten Hörnern der Schneeberge, und als sie am Morgen auf die Wiese kommt, um Milch zu trinken, waren die Hörner der Kuh vergoldet, und ein Gedicht . . .

(Diener tritt ein mit einer Karte auf einem Brett.)

6. Auftritt.

Die Vorigen. Diener (von rechts, zweite Thüre).

Diener. Herr v. Staff wünscht seine Aufwartung zu machen.

Antonie (zu Manfred). Da sehen Sie, wie man einen Menschen durch Gedanken heranziehen kann. (Zum Diener.) Herr v. Staff ist willkommen. (Diener ab.)

7. Auftritt.

Antonie und Manfred.

Antonie (aufstehend). Wie mich das freut.

Manfred. Sie scheinen ja hoch beglückt, den Mann wieder zu sehen.

Antonie. Hochbeglückt? — Sie haben wieder ein viel zu gewichtiges, zu schweres Wort. Es ist amüsant, lustig . . .

8. Auftritt.

Die Vorigen. v. Staff (von rechts, zweite Thüre).

Antonie. Seien Sie willkommen, Herr v. Staff.

v. Staff (mit Selbstsicherheit aber nicht geckenhaft auftretend). Ich empfange mit Wonne das holde Lächeln von der Alpenhöhe, es giebt auch einen Sonnenaufgang . . .

Antonie (ihn unterbrechend). Erlauben Sie. Herr v. Staff, (vorstellend) Herr Manfred Werburg.

v. Staff. Sehr angenehm.

Manfred. Ebenfalls.

v. Staff. Und nun, gnädige Frau, und nun? (Pause.) So sei es denn! Guten Morgen, Vielliebchen!

Antonie. Ach Gott, daran dachte ich gar nicht mehr; Sie haben gewonnen.

v. Staff. Schon, daß ich dieses Wort sagen durfte, ist höchster Gewinn.

Antonie. Wie haben Sie denn weiter gelebt, nachdem wir abgereist waren?

v. Staff. Wenn die Rosen abgebrochen sind, ist der Rosenstock nur noch ein Dornstrauch.

Antonie (ablenkend). Und wie war die Gesellschaft?

v. Staff. Da kann ich Ihnen Lustiges berichten. Also das Elephantenkalb hat in der That einen Korb bekommen.

Antonie (zu Manfred). Es war da ein äußerst widerwärtiger, baumlanger und ungeschlachter, stets in Grau gekleideter junger Mann, der zu unserem Bedauern einer anmuthigen jungen Schweizerin den Hof machte; Herr v. Staff nannte einmal den jungen Mann im Beisein des jungen Mädchens das Elephantenkalb. — Das hat also doch gewirkt.

Manfred (für sich). Gerade edel ist das nicht, auf Kosten Anderer lustig zu sein.

Antonie. Wissen Sie, daß meine Cousine Hildenberg auch hier ist?

v. Staff. So? Also das zarte Andante ist auch hier? (In leichter Wendung.) Gnädige Frau, wenn ich Sie so wiedersehe, verachte ich die ganze heutige Männerwelt, die Sie so ungefesselt läßt.

Manfred (für sich). Was wagt der Mensch!

Antonie (ablenkend). Welcher Zufall führt Sie hierher?

v. Staff. Ich bin ein Glückspilz. Sehen Sie, deshalb habe ich mir den breiten Hut angeschafft; sehe

ich da nicht ganz aus wie ein Pilz? (Hat den Hut aufgesetzt, nimmt ihn aber sofort wieder ab.) Also ich dachte daran, vor der Heimkehr aus der Schweiz noch irgend wo Station zu machen, wußte aber nicht wo.

Antonie. Und da fiel Ihnen das Andenken an mich ein?

v. Staff. Nein, ich muß meine Schuld bekennen; denn an was man immer denkt, fällt einem nicht ein. Ich wußte aber leider nicht den Fleck der Erde, der sich Ihre Heimath nennen darf.

Antonie. Und wie erfuhren Sie das?

v. Staff. Ich traf unterwegs ein capitales Original, einen Forstmann, eigentlich eine feine Natur, aber er liebt Derbheiten und die bringt er stets unter der Etiquette vor: (nachahmend) wie mein alter Förster Werner sagen würde.

Manfred. Das ist mein Oheim.

v. Staff. Das ist Ihr Oheim? — Nun, und von diesem höre ich, daß die gnädige Frau hier, und so komme ich, sehe und bin wieder besiegt.

Manfred (für sich). Lächerlicher Possenreißer! Und an solchem Menschen kann sie Gefallen finden?

Antonie. Bitte entschuldigen Sie mich, ich muß nach meiner Cousine sehen (klingelt). Und nun ein Wort an Sie Beide (sie nimmt die beiden Männer hüben und drüben an der Hand). Jean Jacques Rousseau erzählt einmal: wenn er zwei Freunde, die sich bisher nicht kannten, mit einander bekannt gemacht hatte und sie allein ließ,

wurden sie schnell herzeinig, denn . . . sie hatten Beide ein gemeinsames, worauf sie losziehen konnten, und das war Er. Nun bitte, meine lieben Freunde, lassen Sie mich nicht die gleiche Erfahrung machen. (Zum Diener.) Weisen Sie dem Herrn v. Staff sein Zimmer im Pavillon an. (Antonie ab nach rechts, erste Thüre. Diener will das Zimmer anweisen, v. Staff bedeutet ihm, abzugehen.)

9. Auftritt.

v. Staff. Manfred.

v. Staff. Ich glaube, das Wort des Melancholikers findet auf uns keine Anwendung, im Gegentheil, wir können uns helfen.

Manfred. Danke für Ihre Freundlichkeit.

v. Staff. Sie danken auch für Ungenossenes? Pause.) Ich wiederhole, wir können uns helfen. Erlauben Sie mir die Bemerkung, Sie scheinen mir sentimental, und ich . . .

Manfred. So? So schnell sind Sie mit mir fertig?

v. Staff. Man hat mir viel von Ihnen erzählt, und ich beneide Sie. Aber, wie gesagt, wir können uns helfen, Sie mir mit Sentiments . . .

Manfred. Und Sie mir mit Witz; ich bin allerdings nicht witzig.

v. Staff. Selbsterkenntniß ist die Zierde des Mannes und macht ihn weise. Sie haben ein gewisses Recht, Sie sind der ältere Freund des Hauses.

Manfred. Sehr verbunden, daß Sie das anerkennen.

v. Staff. Das Leben ist so kurz, ich verliere nicht gerne Zeit mit Antichambriren vor der Herzkammer.

10. Auftritt.

Vorige. Diener (von rechts, zweite Thüre).

Diener (zu Manfred). Der Herr Oberforstrath Werburg läßt Sie bitten.

Manfred (zu v. Staff). Entschuldigen Sie. (Geht ab rechts, zweite Thür.)

11. Auftritt.

v. Staff. Diener.

v. Staff. Nun, wie geht es denn, alter Paul.

Diener. Danke, Herr Oberlieutenant.

v. Staff. Nennen Sie mich nicht Herr Oberlieutenant und danken Sie nicht. (Giebt ihm ein Stück Geld.) Hier nehmen Sie. Haben Sie Fräulein Hildenberg bereits gesagt, daß ich hier bin?

Diener. Gesagt hab' ich es ihr.

v. Staff. Und was hat sie erwiedert?

Diener. Eigentlich Nichts, sie hat an dem großen verschließbaren Buch geschrieben.

v. Staff. Und sie hat weiter geschrieben?

Diener. Nein, sie ist aufgestanden und hat gesungen.

v. Staff. Wann ist Fräulein Hildenberg angekommen?

Diener. Gestern Abend spät.

v. Staff. Hat dieser Herr — ja, wie heißt er doch? — dieser Herr Manfred Werburg sie bereits gesprochen?

Diener. Nein.

v. Staff. Ist er von früher her gut befreundet mit Fräulein Hildenberg?

Diener. Ich wüßte nicht.

(v. Staff geht trällernd mit dem Diener ab nach links.)

12. Auftritt.

Manfred. Sein Oheim Werburg (von rechts, zweite Thüre).

Manfred. Sie kommen zum Tag der Entscheidung.

Werburg. Vielleicht kommt der Tag der Entscheidung mit mir. Manfred, Junge, was machst Du für Geschichten? Du willst heirathen?

Manfred. Ja, Oheim, ich liebe.

Werburg. Und wirst wieder geliebt?

Manfred. Ich glaube.

Werburg. Du glaubst? Du weißt es nicht gewiß? Manfred! Es giebt keine wirkliche Liebe ohne Gegenliebe. Ich muß Dir immer wieder sagen, Du bist nicht stolz genug. Ein weibliches Wesen, das einen Mann nicht wieder liebt, ist seiner Liebe nicht werth.

Aber eigentlich freue ich mich, daß es so ist; dann ist die Sache ja noch leichter.

Manfred. Nein, Oheim, wenn ich hier verschmäht werde, ist mein ganzes Leben vernichtet.

Werburg. Oho, oho! Spricht ein Mensch von dreißig Jahren — Du bist noch nicht einmal ganz dreißig — vom vernichteten Leben. Denke, Dein seliger Vater stände vor Dir.

Manfred. Sie haben Vaterstelle an mir vertreten.

Werburg. Und will es heute erst recht. Manfred, ich habe Kugel und Schrot geladen, je nachdem. Manfred, Du hast Dich von einer bestandenen Wittwe eingarnen lassen; ja, so sind sie um die vierziger Jahre herum, da suchen sie ein junges Blut.

Manfred. So alt ist sie lange nicht, wenn sie auch älter ist als ich; sie sieht noch sehr jung aus.

Werburg. War Deine Wittwe in Paris?

Manfred. Ja.

Werburg. Dann hat sie alles Fangzeug mitgebracht. Aber, Junge, ich bin praktisch, ich habe sie schußgerecht umstellt. Hat sie Dir einmal deutlich, grad heraus, nach Datum und Jahr, ihr Alter angegeben?

Manfred. Aber Oheim, wie kann man das erwarten? Das wäre undelicat.

Werburg. Freilich, freilich, man spricht nicht davon; aber über jeden Menschen, Mann und Weib,

geistreich oder nicht, wird Buch geführt; und da habe ich nun — merkst Du?

Manfred. Nein.

Werburg. Ich habe dem Pastor ihres Geburtsortes geschrieben und mir ihren amtlich beglaubigten Taufschein ausfertigen lassen. Die kleine List war nothwendig. Ich habe dem Pastor zu verstehen gegeben, ich verlange das im Namen der Wittwe und den Taufschein unter ihrer Adresse an mich hierher bestellt. Du siehst, ich bin discret.

Manfred. Aber Oheim, das ist ja gleichgültig, wie alt man ist; ich will nicht sagen, daß man in der himmlischen Seligkeit nicht Tage, nicht Jahre zählt.

Werburg. Da thust Du auch wohl daran, denn ich würde Dir sagen: aber auf Erden zählt man danach.

Manfred. Sie zum Beispiel, Sie sind so jugendlich frisch, und auch Antonie, Sie werden staunen . . . Still, sie kommt.

13. Auftritt.

Vorige. Antonie und Irene (von rechts, erste Thüre).

Werburg (leise zu Manfred). Welches ist Deine Wittwe?

Manfred (leise). Die größere im blauen Kleide. (Für sich.) O, Himmel, das ist ja das Mädchen von der Furka. (Er stellt sich seitwärts.)

Werburg (vortretend, sich vorstellend). Oberforstrath

Werburg! Entschuldigen Sie, gnädige Frau, meinen Ueberfall, aber es verlangte mich —

Antonie. Sie sind mir herzlich willkommen. Ihr Herr Neffe hat mir Theil gegeben an seiner Verehrung für Sie. Erlauben Sie, meine Cousine Irene Hildenberg vorzustellen.

Werburg. Hildenberg? Sind Sie die Tochter des Obristen?

Irene. Ja, kannten Sie meinen Vater?

Werburg. Und verehrte ihn; war ein Kernmann, streng im Dienst, aber die reine Güte im Umgang.

Irene. Wer so von meinem Vater spricht, ist mir kein Fremder. (Reicht ihm die Hand.) O, guter Gott, wie thut das wohl! Daheim, daheim! Groß und erhaben sind die Schweizer Berge, aber so fremd, so starr, und, Herr Werburg, aus Ihrer grundguten Stimme grüßt mich die Heimath, das Vaterland.

Werburg. Was sind Sie für ein liebes, herziges Kind! Ich sah Sie damals, als ich noch Lieutenant war, auf den Armen Ihrer Mutter. (Irene spricht mit Werburg leise weiter.)

Antonie (die zu Manfred geht). Was ist Ihnen? Was starren Sie so drein?

Manfred. Ihre Cousine ist das Wolkengebilde von der Furka.

Antonie. Die mit Rosen bekränzte? (Für sich.) Dachte ich's doch. (Laut.) Bitte, kommen Sie. Irene,

hier stelle ich Dir meinen Freund, Herrn Manfred Werburg vor.

Irene. Sie? Sie sind Manfred Werburg? — Entschuldigen Sie meine Betroffenheit. (Sich fassend.) Sie haben eine wundersame Aehnlichkeit mit . . . Nicht wahr, Antonie? eine wundersame Aehnlichkeit mit unserem Vetter, der bei Sedan gefallen ist. (Antonie bei Seite ziehend.) Antonie, dieser Manfred Werburg ist mir einmal wie im Traum erschienen, wie wundersam, bevor ich auf den Rigi kam. Wenn Du es genau wissen willst, lies darüber nach in meinem Tagebuch vom 23. Juli. Nur bitte, laß mich jetzt gehen.

Antonie (laut). Ja, liebe Irene, geh' Du jetzt in den Park, brich mir aber nicht zu viel Blumen ab. (Irene ab rechts, zweite Thür.)

14. Auftritt.

Manfred. Werburg. Antonie.

Werburg (laut). Manfred, ich muß Dir auch etwas sagen. Wenn zwei Menschen gradaus sich sollen kennen lernen, da darf nicht ein drittes dabei sein, das Beide schon kennt.

Manfred. Ich soll mich also auch entfernen?

Werburg. Freut mich, daß Du meine leise Andeutung so gut verstehst.

Antonie. Gehen Sie zu meiner Cousine in den Park. (Manfred ab rechts, zweite Thüre.)

15. Auftritt.

Antonie. Werburg.

Werburg. Gnädige Frau, ich bin ein alter Deutscher.

Antonie. Deutscher, Gottlob, aber alt —?

Werburg. Danke für die Freundlichkeit.

Antonie. Es war keine. Wir sind Alle als wirkliche Deutsche noch sehr jung.

Werburg. Brav, grundbrav. Ich sag' es gradaus. Sie gefallen mir. Ich habe Sie mir nicht so schön, so frisch gedacht.

Antonie. Sie sagen Schmeicheleien in biederherzigem Tone.

Werburg. Ist es eine Schmeichelei, wenn man einer aufgeblühten Rose sagt: Du bist schön, einem hohen Berge: Du bist erhaben?

Antonie. Ich bin aber weder Blume noch Berg. Ich höre und kann antworten.

Werburg. Gnädige Frau, ich habe Ihnen vor Allem herzlich zu danken.

Antonie. Zu danken —?

Werburg. Ja, die letzte bildende Hand, deren ein Mann und auch ein so tüchtiger Mann wie Manfred bedarf, ist und bleibt die Frauenhand. Gnädige Frau, ich bin hierher gekommen mit allerlei Grobzeug, wie mein alter Förster Werner sagen würde; aber nun ist's vorbei. Ich habe mich in Ihnen getäuscht.

Antonie. In mir?

Werburg. Ja, ich erwartete in Ihnen die bekannte junge Wittwe zu finden.

Antonie. Die bekannte junge Wittwe?

Werburg. Ja, die bekannte junge Wittwe, wie sie wildwachsend des Sommers in der Schweiz, in den eleganten Badeorten, des Winters aber in Berlin, Paris und Wien, vorzugsweise aber gern — mit etwas Kunstbetrieb frisirt — in Rom gedeiht. Das ist Frau und versteht Mädchen zu spielen.

Antonie. Dürfte die bekannte junge Wittwe nicht auch Matrone spielen? (Pause.) Ich habe mich in Ihnen ebenfalls getäuscht, ich erwartete einen nägelbesohlten Polteronkel, eine ungehobelte Biederherzigkeit vom Lande und finde —

Werburg. Und finden?

Antonie. Einen polirten Weltmann von der neuen, von der offenherzigen Sorte.

Werburg. Bin kein Weltmann, eher ein Waldmensch; erlauben Sie mir aber eine offene Frage . . .

Antonie (einfallend). Erlauben Sie mir eine offene Antwort auf Ihre unausgesprochene Frage. (Pause.) Ja, Herr Werburg, ich bin älter, viel älter, grausam älter, wie die Bauern meiner Heimath sagen.

Werburg. Und das sagen Sie mit lachendem Munde?

Antonie. Warum nicht?

Werburg. Gnädige Frau, Sie sind . . .

Antonie. Was bin ich?

Werburg. Gnädige Frau, wer an Seelenwanderung glaubte, müßte sagen, Sie sind vor dreihundert Jahren schon einmal verbrannt worden — als Hexe.

Antonie. Sie sind sehr scherzhaft.

Werburg. Und ich möchte sehr ernsthaft mit Ihnen reden. Sie und Manfred! — Mein alter Förster Werner würde sagen: Es ist wider die Naturgeschichte! Schon der Erzvater Adam war älter als die Erzmutter Eva.

Antonie. Sie holen Ihre Beweise weit her.

Werburg. Ich habe sie auch näher und sage Ihnen, Sie werden durch Manfred gekränkt.

Antonie. Ich? — Durch Manfred?

Werburg. Ja. Wer würde bei Ihrer Erscheinung, Ihrem Wesen, von Ihrem Alter sprechen? Nun aber, da Manfred jünger, spräche Jeder von Ihrem Alter.

Antonie. Das sagen Sie auch?

Werburg. Hat es Ihnen schon Jemand gesagt?

Antonie. Nein, Niemand, ich, ich selber habe mir mein Alter vorgesetzt.

Werburg. Vorgehalten, meinen Sie Das ist ehrlich und schön. Und, gnädige Frau, ich hatte eine Freundin, sie war auch ehrlich und rechtschaffen gewesen, und die Arme schminkte sich und erschien nur am Abend, weil sie sich da besser ausnahm neben ihrem jungen Gatten.

Antonie. Und wie verhielt sich der Mann?

Werburg. Der Mann? Er war voll Aufmerksamkeit gegen seine Frau, aber das ist doch nicht Liebe. Mein alter Förster Werner hat eine solche Liebe immer Stallfütterung genannt.

Antonie. Ihr alter Förster Werner war nicht sehr zart.

Werburg. Ich wollte Sie nicht kränken, Sie gekränkt zu haben, würde ich mir nie verzeihen. Sie sehen heute freilich jünger als Ihre Jahre, aber denken Sie um zehn Jahre weiter. Gnädige Frau, ich habe in ganz discreter Weise an den Pastor Ihres Geburtsortes geschrieben und mir hierher bestellt...

Antonie. Meinen Taufschein?

Werburg. Sie nehmen mir doch meine Maßnahme nicht übel?

Antonie. Im Gegentheil, es freut mich.

Werburg. Es freut Sie?

Antonie. Ja.

Werburg. Sie sind eine wunderbare, eine seltene Frau.

16. Auftritt.

Vorige. v. Staff (von links).

v. Staff. Störe ich?

Werburg. Mein alter Förster Werner würde sagen: Ja, lieber Herr, Sie stören uns; wir bedürfen noch einiger Minuten.

Antonie (einfallend). Wir haben noch etwas

Praktisches zu besprechen, etwas sehr Praktisches, Aktenmäßiges. — Ja, lachen Sie nur, ich kann auch praktisch sein.

v. Staff. Ich zweifelte nie, daß Sie nicht nur allgütig, sondern auch allmächtig.

Antonie. Die jungen Leute sind im Park.

v. Staff. Wer?

Antonie. Meine Cousine.

Werburg. Und mein Neffe.

Antonie. Gehen Sie links nach dem Hügel —

v. Staff. Ich werde sie schon finden. (Ab rechts, zweite Thüre.)

17. Auftritt.

Werburg. Antonie.

Werburg. Das scheint mir ein gediegener Mann, ein bestandener, siebzehnmal durchgesiebter Mann, wie mein alter Förster Werner sagen würde; mit dem könnte eine verständige Frau sehr glücklich sein.

Antonie. Das glaube ich auch.

Werburg. Und Ihre Cousine Irene ist ein so jugendlich frisches Wesen . . .

Antonie (einfallend). O gut, daß Sie mich erinnern, erlauben Sie eine Minute. (Ab rechts, erste Thüre.)

18. Auftritt.

Werburg (allein).

Eine herrliche Frau, würde Manfred sagen. Ja wohl, nur schade, daß die irdischen Engel nicht wie

die himmlischen immer und ewig siebzehn Jahr alt bleiben.

19. Auftritt.

Werburg. Antonie (kommt von rechts, erste Thüre, mit einem großen mit Spangen und Schloß versehenen Buch).

Antonie. Herr Werburg! Ihr Neffe Manfred ist gerettet.

Werburg. Gerettet?

Antonie. Ja, sehen Sie, hier ist ein Buch, für alle anderen Menschen mit sieben Siegeln verschlossen; für mich allein offen; denn Irene hat kein Hehl vor mir; und hier steht es: Irene und Manfred sind sich schon einmal begegnet, man könnte sagen, in einer überirdischen Liebe.

Werburg. Ich verstehe nicht —

Antonie. So lesen Sie mit mir. (Beide schlagen das Buch auf.) Sehen Sie, ja hier, da ist es. (Sie liest.) Andermatt, den 23. Juli. Es ist kein Märchen, es ist so wirklich wie die Blumen, die ich hier einlege. Es war auf dem Wege nach der Furka, ich war die Windungen, die sogenannten Kehren, dem Wagen vorausgegangen, ich saß träumend am Wege, mir war so wohl in der Bergeshöhe, mir war, als athmete ich den Himmel und könnte mit den Vögeln fliegen über die Klüfte weg und in den Felsenriffen wohnen.

Werburg. Wie das nun so schön geschrieben ist! Ja, die guten Schulen jetzt!

Antonie (weiter lesend). Da fühle ich, es fallen Alpenrosen auf mich nieder, auf mein Haupt, auf die Schultern, auf die Hände, vor die Füße, ich stehe in einem Blumenregen. Ich schaue auf — an steiler Halde steht ein Mann und wirft immer mehr Alpenrosen auf mich nieder. Ich eile davon, wie wenn mir ein Geist erschienen wäre. Aber war es ein lebendiger Mensch und wäre er herabgekommen, und hätte mich in jener Minute in die Arme genommen, ich wäre ihm willig gefolgt — in die Wildniß, in den Tod. (Aufschauend und sprechend.) Das ist Liebe, das ist vollherzige Liebe.

Werburg. Ja, das ist Liebe, aber wer wär der Mann?

Antonie. Lesen wir weiter. (Lesend.) Ich sah ihn in Andermatt wieder. Ich war verschleiert, er erkannte mich nicht, er war mit einem Freunde und sagte diesem ein schönes Wort: Die Eisberge sind fast ein Bild der Philosophie, starr, farblos; aber sie versorgen die Ströme und die im Sommer dürstenden Niederungen mit dem Urelement des Wassers.

Werburg. Wunderlich! Schreibt sich das Kind das auf! Aber wer war der Mann? Steht das nicht auch da? Hat sie ihn nicht nochmals gesehen?

Antonie. Wer der Mann war? Ihr Neffe Manfred, er hat es mir selbst erzählt.

Werburg. O, das ist ja herrlich, sie passen für einander, sie sind Beide treuherzig, zartsinnigen,

weichen Gemüths, und vor Allem, sie sind jung. Bitte, gnädige Frau, nehmen Sie mir das nicht übel.

Antonie. O, ich hatte ja verzichtet, schon lange. Ich muß Ihnen gestehen, es klingt unbescheiden . . . ich widerstrebe der Werbung des Herrn Manfred . . .

Werburg. Wegen Ihres Alters?

Antonie. Weil ich mich über Manfred stehend, ihm überlegen, ihm übergeordnet fühlte, und das soll doch nicht sein.

Werburg. Gewiß, das soll nicht sein. Die Frau soll aufschauen zur Hoheit des Mannes. Aber Sie irren sich doch, Sie kennen Manfred nicht ganz; er hat sich vor Ihnen kleiner gemacht, aber er ist nicht nur voll Herzensgüte, er ist auch tüchtig von Charakter, von starker Willenskraft, so daß keine Frau über ihm steht; er ist nur zu bescheiden.

Antonie. Sind Sie nicht statt seiner eitel?

Werburg. Erlauben Sie mir, Ihnen zu bemerken: die paar Jahre, die Sie älter sind als er, haben Sie — wie soll ich doch sagen? — weltfertiger gemacht, aber an Tiefe und Festigkeit und Geradheit steht Manfred Niemandem nach.

Antonie. Und das sagen Sie mir, nachdem ich verzichtet? Es freut mich aber, daß Sie Herrn Manfred so hoch, hoch über mich stellen.

Werburg. Gnädige Frau, Sie sind größer, als Sie denken, größer, als ich je von einem Menschen und gar von einer Frau geglaubt hätte. Nun aber zeigen

Sie sich auch der höchsten Größe würdig. (Pause.) Sie antworten nicht? —

Antonie. Ich erwarte, daß Sie mir meine Größe nennen.

Werburg. Gnädige Frau! Als ich hierher fuhr und zufällig diesem Fremden Ihren Namen nannte und daß Sie hier in der Nähe seien, da durchzuckte es ihn wie ein Blitzstrahl. Und nun, darf ich es sagen? — soll ich es sagen?

Antonie. Sprechen Sie.

Werburg. Gnädige Frau, dieser Mann, der etwas hat, wie eine stählerne Klinge, sieben Mal im Feuer gehärtet, der paßt zu Ihnen. — Und nun kommt meine Erwartung, ob Sie des Größten fähig sind.

Antonie. Das wäre also Herrn v. Staff zu heirathen?

Werburg. Heirathen käme erst später. Mein Neffe Manfred — Sie kennen ihn — ist eine feine und zarte, aber auch treue Natur; er wird entsetzlich mit sich kämpfen, daß er in Untreue verfallen soll. Gehen Sie ihm also mit gutem Beispiel voran.

Antonie. Mit gutem Beispiel?

Werburg. Ja, ohne viel Zieren und Zagen reichen Sie Herrn v. Staff die Hand, und dann werden die jungen Leute Ihnen die Hand küssen.

Antonie. Das meinen Sie —! Nun nur noch eine Frage —

Werburg. Bitte, jede.

Antonie. Sie verlangen das von mir, weil ich . . . älter bin, die Aeltere und Klügere. Wenn ich aber Manfred doch liebte? . . .

Werburg. Sie stellen sich über ihn, das ist nicht Liebe. Ich lasse Sie nun allein, Sie werden sich in sich besinnen. (Ab rechts, zweite Thür.)

20. Auftritt.

(Antonie allein.)

Ich habe diese Lection verdient. War es denn Sünde, daß ich das Alter vorschützte und bin ich in der That unfähig zu der vollen Liebe? O, du klopfend Herz, du sagst mir, wie ich ihn liebe. War es Hochmuth? Ja, das war's, und doch war es wieder Kleinmuth, und ich schützte mein Alter vor. Dort, schau, sie kommen. Ja, so sind sie, die Sentimentalen, weichherzig, wankelmüthig, und thun vor sich selber noch schön damit. (Sie geht nach dem offenen Balkon, wo sie nicht mehr gesehen wird.)

21. Auftritt.

Irene. Manfred (von rechts, zweite Thür).

Irene. Wie ich Ihnen sagte, auf den Tag hin genau so ist's.

Manfred. Und Sie, liebe Freundin, bewahren vorerst unser Geheimniß treu und fest.

Irene. Treu und fest, Sie müssen nur kühner und zuversichtlicher sein. Sie hat nur Respekt vor Stärke. Seien Sie stark.

Manfred. Ich werde stark sein.

Antonie (die bei den letzten Worten wieder eingetreten ist, von den Anderen ungesehen, für sich). Auch ich werde stark sein.

Manfred (Antonie erblickend, für sich). Sie ist da, sie hört. (Laut.) Ja, liebe Irene.

Antonie (bei Seite). Liebe Irene! — So weit schon?

Manfred (leise). Bitte, gestatten Sie mir eine zutrauliche Anrede. (Laut.) Ja, liebe, schnell gewonnene Freundin! So ist's. Eine Frau, die da sagt: das kann ich erwarten, das muß ich verlangen, eine solche hat die ihr angeborne Höhe der Majestät aufgegeben und stellt sich auf den dürren Boden des Vertrages, des Rechtens und Ringens um Mein und Dein in der Herrschaft. Eine Frau wie Antonie hätte sein können wie die Sonne; die Sonne kündet nichts von ihrem Anspruche auf Herrschaft, sie leuchtet und beherrscht Alles.

Antonie (für sich). O mein Gott, was habe ich gethan! (Sie tritt vor.)

Irene (Antonie erblickend). Ach, liebe Cousine, wie schön ist's bei Dir! Das liebliche Thal und die sanften, bescheidenen Hügel, das ist doch viel wohlthuender als die schroffen Schweizer-Berge. (Sie setzen sich zur Seite und sprechen weiter.)

22. Auftritt.

Vorige. Werburg (von rechts, zweite Thüre).

Werburg (bei Seite, leise). Manfred, Junge, jetzt ist Alles gut, das ist die Rechte für Dich. Da ist Jugend, da ist Demuth, da ist schlichte Geradheit, da ist Dankbarkeit für Liebesglück.

Manfred. Aber Antonie!

Werburg. Sie wird Dir's leicht machen, und Du, sei nicht hart, bedenke — das schwache Geschlecht, und bedenke, sie ist eine Wittib. Aber freilich, eine Lection verdient sie für das, was sie über Dich denkt.

Manfred. Was sie über mich denkt?!

Werburg. Ja, sie hat die Kühnheit, sich über Dich zu stellen, Deine Gutherzigkeit für Unreife und Schwäche zu halten; sie denkt sich wunder wie groß.

Manfred. So?

Werburg. Ja, darum hat sie Dich abgelehnt, sie hat sich, freue Dich, mein Junge, freue Dich, sie hat sich für diesen Herrn v. Staff entschieden. Nun müßt Ihr beiden jungen Leute es ihr auch leicht machen, das zu bekennen. (Spricht leise mit Manfred weiter.)

(Antonie und Irene auf der andern Seite.)

Irene. Ja, Herr Manfred ist ein erhabener Mensch, so groß denkend und so zart empfindend.

Antonie. Er kann keinen Vergleich mit Bruno aushalten.

Irene. Mit Bruno?

Antonie. Ja, so heißt doch Herr v. Staff. Der

ist allerdings nur gescheidt, aber voll sonniger Heiterkeit, hell wie der Tag und erheiternd und erleuchtend wie der Tag.

Irene. Du siehst ja ganz strahlend aus, wie Du das sagst.

Antonie. Warum sollte ich nicht?

Irene. Ich lerne Dich neu kennen.

Antonie. Und wie?

Irene. Du bist doch auch kokett.

Antonie. So? Und ich mache in Dir eine neue Bekanntschaft, Du girrst so taubenunschuldig.

Irene. Ich sehe da mein Tagebuch. Hast Du darin gelesen?

Antonie. Ja, äußerst naiv, aber Du bist Dir Deiner Naivetät bewußt. Ja, so sind sie, die Naiven! Das thut so kindlich und verschämt, und ist — ach, ich will's nicht sagen.

Irene. Aber, liebe Antonie, Du bist ja ganz verändert.

Antonie. Ja, das Alter ist veränderlich, die Jugend nicht.

Irene. Du meinst es umgekehrt?

Antonie. Ja! Es kehrt sich Alles um.

23. Auftritt.

Vorige. v. Staff (von rechts, zweite Thüre).

Antonie. Bitte, Herr v. Staff, setzen Sie sich zu uns. (Zu Manfred und Werburg.) Auch Sie, meine Herren!

v. Staff. Es ist zu bedauern, gnädige Frau, daß Sie nicht mit im Park waren. Herr Manfred Werburg hat uns so hochinteressante Schweizer Eindrücke mitgetheilt.

Antonie. Und welche?

v. Staff. Ich habe ein gutes Gedächtniß, ich behalte Fremdes fast wörtlich. (Nachahmend.) Ja, Fräulein Hildenberg! Aus der gigantischen Schweizerwelt wieder in die Niederung zurückgekehrt, erscheint Alles so kleinlich, so erdrückt, (einschaltend:) — ich würde zerdrückt sagen — so engbrüstig; und doch ist es wieder wie ein ungehöriges Eindringen, daß da Menschen wohnen wollen, wo der Mensch vor der großen Natur so winzig erscheint. (Zu Manfred.) Bitte, Sie bemerken gütigst, daß ich Fremdes gut auswendig lerne, Sie wol auch?

Manfred. Wollten Sie gütigst damit sagen, daß ich das nicht selbst aus mir empfunden hatte?

v. Staff. Ah, dann bitte ich um Entschuldigung. Sie machen wol auch Verse?

Manfred. Wenn nöthig, auch spitze Epigramme.

v. Staff. Schön, Sie könnten Ihr Glück machen, Sie haben entschiedenen Beruf zum Schriftsteller. Sie dependiren sehr viel Zeitungsgeist und haben ausnehmend viel Costümnüancen für ein und dieselbe Gedankenfigur, aber ein Wort wie „engbrüstig" wird Ihnen ein Redacteur, der ein Mann von Welt ist, unbarmherzig streichen.

Manfred. Was wollen Sie?

v. Staff. Ihr Bestes. Sie könnten sich einen Namen machen.

Manfred. Und Anderen einen geben.

v. Staff. Und der wäre?

Manfred. Daß Sie sehr ... sehr bescheiden sind.

v. Staff. Ich bin beglückt, in Ihnen einen Gönner gefunden zu haben.

Manfred (aufstehend). Herr v. Staff, ich habe ganz vergessen, ich wollte Ihnen eine Adresse aufschreiben.

(v. Staff steht auf, Beide sprechen bei Seite.)

Irene (zu Antonie). Was nur die beiden Herren mit einander haben?

Antonie. Die Männer sind offener.

(Irene nimmt ihr Tagebuch und sucht darin.)

(Auf der anderen Seite Manfred, scheinbar auf eine Karte schreibend.)

Manfred (zu v. Staff). Herr v. Staff, dieses versteckte Worttournier, dieses Pfeilwerfen unter den Augen der Frauen ist nicht, was ich wünsche, vielmehr ...

v. Staff. So haben Sie mich verstanden?

Manfred. Vollkommen. Mir ist es recht.

v. Staff. In aller Stille.

Manfred. So still als möglich.

v. Staff. Morgen?

Manfred. Besser heute. Brechen wir ab in Gegenwart der Damen.

v. Staff. Einer von uns ist nur nöthig hier.

Manfred (zum Oheim). Sie stehen mir zur Seite.

v. Staff. Und ich bitte, da ich hier unbekannt bin, mir zu einem Sekundanten zu verhelfen.

Werburg. Aber Ihr Männer, Ihr Brauseköpfe, es ist ja Alles unnöthig. Die Hirsche kämpfen nur in Eifersucht mit einander, aber Ihr Beide kommt Euch ja nicht in's Gehege. Ihr seid zwei verständige Männer; da sind zwei liebenswürdige Frauen; Ihr liebt sie und Ihr werdet wiedergeliebt; Ihr und sie, Ihr seid der Liebe würdig.

v. Staff. } Eben deswegen.
Manfred. } Und nun?

Werburg. Was ereifert ihr Euch? Die schöne Wittwe ist für Sie Herr v. Staff.

v. Staff. Nein, erlauben Sie!

Werburg. Also nicht? gut! (Zu Manfred.) Du kannst um ihr Schicksal unbesorgt sein, dann heirathe Ich sie; Du liebst ja Irene!

v. Staff. } Das ist es ja!
Manfred. } Eben deswegen.

(Alle drei gehen leise sprechend nach dem Hintergrund.)

Irene (zu Antonie). Hier lies, lies, und Dein Irrthum wird sich aufklären.

Antonie (liest laut). Wie kindisch war, was ich bisher erlebt hatte, der Traum von der Furka vor Allem. Ich bin erwacht, es ist Tag und der Tag heißt Bruno und alle meine Lebenstage heißen Bruno. (Irene umarmend.) O, Du Gute, verzeih, ich könnte die ganze Welt um Verzeihung bitten. (Aufstehend zu Wer-

burg.) Herr Werburg, ich habe Ihnen ein Geheimniß anzuvertrauen.

24. Auftritt.

Vorige. Diener.

Diener. Herr Oberforstrath, das ist für Sie angekommen. (Ab.)

25. Auftritt.

Werburg. Antonie. Irene. v. Staff. Manfred.

Werburg. Ich habe ja das Geheimniß schon in der Hand, dies Document.

Antonie. Dann habe ich Ihnen nichts zu sagen.

Manfred. Aber lieber Oheim, wozu das jetzt?

Antonie (zu Manfred). Bitte, lassen Sie. (Zu Staff.) Herr v. Staff, hier ist ein Document für Sie mit den Farben des Morgenroths geschrieben. (Sie faßt das Tagebuch.)

Irene. Antonie, was machst Du?

v. Staff (hat einen Blick ins Buch geworfen). O du mein Sonnenaufgang! (Eilt zu Irene.)

Antonie (auf der andern Seite). Ja, lieber Manfred, der heiße Sturm, den Sie prophezeiten, er ist gekommen. Ich beuge mich vor Ihnen . . . Verzeihen Sie, daß ich meinen Hochmuth in eine täuschende Form gekleidet hatte, ich bitte Sie in Demuth . . . Ich stehe nicht über Dir, ich beuge mich vor Dir.

Werburg. Halt! Das Du macht nicht jünger. Wissen Sie, was das ist?

Antonie. Ja, mein Taufschein, öffnen Sie.

Werburg (das Couvert öffnend). Was? — Sie sind nicht älter? Sie sind 2 Jahre jünger als Manfred? — Sie haben sich für älter ausgegeben, als Sie sind? — Das ist ein seltener Fall.

Manfred (Antonie umarmend). Ja, ich bekomme auch eine seltene Frau.

Werburg. Eine Frau muß ihr Alter verleugnen, und sollte sie sich älter machen müssen.

Der Vorhang fällt.

Pierer'sche Hofbuchdruckerei. Stephan Geibel & Co. in Altenburg.

In unserm Verlage erschienen vor Kurzem:

Landolin von Reutershöfen.

Erzählung
von
Berthold Auerbach.

Dritte Auflage.

8°. Preis elegant geheftet 6 Mark. In Leinenband gebunden 7.50 Mark.

Und sie kommt doch!

Erzählung aus einem Alpenkloster
des
dreizehnten Jahrhunderts
von
Wilhelmine von Hillern.

Dritte Auflage.

Drei Bände. 8°. Elegant geheftet 9 Mark. Elegant in einen Band gebunden 11 Mark.

Eisen.

Novelle
von
G. zu Putlitz.

Zwei Bände. 8°. Elegant geheftet 6 Mark. Elegant in einen Band gebunden 8 Mark.

Brigitta.

Erzählung

von

Berthold Auerbach.

Stuttgart.
Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1880.

1524.

Alle Rechte vorbehalten.

A D
UNIV.
AC.
Universitäts-
München
Bibliothek

Druck von Gebrüder Kröner in Stuttgart.

Zum goldenen Lamm

lautet die Umschrift auf dem weit vorragenden Wirthsschilde, und das rundliche vergoldete Lamm beugt den Kopf bescheiden, aber doch auch mit einer leisen, fast neugierigen Wendung.

Den bitterlich herben, aber auch erfrischenden Duft von gepreßten Waldkirschen athme ich, indem ich an das Wirthshaus an der Landstraße denke.

Es ist zur Zeit, wo sich der Sommer zum Herbste neigt. Auf den Thalwiesen mit Stellfallen, wo der floßbare Waldbach eilig dahinströmt, wird das Oehmd gemäht; manchmal hört man die Sense wetzen, und ein flüchtiger Sonnenblitz zuckt von der Klinge zurück.

In den Nußbäumen hinter dem Hause und weiter oben am Hügel in den zahmen Kastanien schäkern die Nußhäher und fliegen ab und zu. Die Forellen in dem bis zum Grunde klaren Bergbach

schwimmen lustig hin und her und ahnen nichts davon, daß in dem angekettelten Kasten ihre Genossen eingesperrt sind.

Eine erquickende Luft von Wasser, Wiese und Feld umweht das Haus. Es wäre nur zu wünschen, daß sich etwas von solcher Luft in diese Blätter einströmen ließe.

Ja, es giebt noch verborgene ruhsame und nährsame, in altväterischer Traulichkeit gehaltene Wirthshäuser, und der behaglichsten eines ist das goldene Lamm. Das breite, einstöckige Haus hat sich von der Landstraße zur Seite gerückt, um den haltenden Fuhrwerken Platz zu lassen. Vor Zeiten standen hier mehr als ein Dutzend fliegender Krippen, an denen die Frachtgäule unabgeschirrt gefüttert wurden.

Wer vom Berge kam, freute sich im Thale zu sein, und wer bergauf zog und Vorspann brauchte, nahm selber auch Vorspann an einem guten Schoppen hieländischen Gewächses, das der landsmännischen Zunge gar wohl mundet. In der Küche prasselte das Feuer und duftete es wol damals nicht besser als heute, wo ein Tunnel durch den Berg gegraben ist. Jetzt eben braust der Bahnzug hinein, er stößt noch einen hellen Jauchzer aus, dann verschlingt

ihn der Berg und stille ist's ringsum. Nur manchmal kommt noch langsam eine Holzfuhre krachend daher oder auch ein schnelles Bernerwägelein, mit wohlhäbigen Männern und Frauen in der Landestracht besetzt; die von einem Begräbniß kommen, halten an und lassen sich den Wein herausbringen; die von einer Lustbarkeit kommen, fahren rasch vorüber und winken dem Lammwirthe, sie hätten heute genug . . .

Die Flößer, die das Stammholz vom obern Thal und aus den Wäldern herabbringen, stellen gern ihre Ruderstangen am Hause auf, zum Zeichen, daß sie hier Rast halten; sie würdigen das reichliche Essen und den reinen Wein dieses Hauses, darum richten sie es gern so ein, daß sie hier übernachten können. In der großen Stube mit dem grünglasirten Kachelofen und der laut tickenden Schwarzwälder Uhr, da sitzen die wetterharten Riesengestalten der Flößer, die sich vorher säuberlich gemacht, bevor sie sich an den langen Tisch setzen; sie stemmen sich auf mit ihren kraftstrotzenden nackten Armen und verzehren ungeheure Stücke von fettem Fleisch und gehäufte Teller dicken Meerrettigbrei's; an Trinken fehlt es natürlich auch nicht,

zwischen je zwei Mann steht eine offene Weinflasche, die mehrmals leer und wieder voll ist. Anfangs sprechen die Männer kaum ein Wort, sie essen und trinken still, fast feierlich ernst, dann aber wird's laut wie beim Anruf auf dem brausenden Wasser; nicht umsonst sagt man von einem Manne durchdringender Rede: er hat eine Stimme wie ein Flößer.

Wenn die Männer sich dann zur Ruhe begeben, um früh vor Tag wieder aufzubrechen, sagt wol die Wirthin in ihrem begütigenden zuversichtlichen Tone: „Thut sacht, ihr Mannen! Wir haben einen wunderlichen Schriftgelehrten im Haus, der einen gar leisen Schlaf hat, und er braucht Ruhe.“ Dann ziehen die Gewaltigen ihre schweren hohen Wasserstiefel aus, gehen in Strümpfen geräuschlos in die Dachkammern und kommen am Morgen eben so geräuschlos wieder herab.

Ja, die Wirthin weiß, welch ein Heiligthum und Heilthum die Stille ist; sie weiß auch, was ein nervöser Mensch bedarf, sie hat's vielfach erfahren.

Es soll aber verschwiegen bleiben, wo das Wirthshaus zum goldenen Lamm zu finden ist, denn sonst bekommt es einen Stern in den Reisebüchern und

über's Jahr verscheuchen karrirte Engländer und roth beshawlte Engländerinnen die heimische Ruhe, und statt der schüchternen, aber sorgsam saubern Agnes bedient uns ein mit seinem Schicksal unzufriedener schwarzbefrackter Jean, und der echte Honig — man muß ja jetzt zu Allem echt sagen — der von den Bienenstöcken im Krautgarten, reicht nicht mehr aus; es muß gefälschter aufgesetzt werden. Und was noch das Schlimmste wäre, es käme ein Klavier in's Haus und die Gäste, die auf's Essen warten oder auch eben sich gesättigt haben, klimpern zu eigenem Zeitvertreib und zum Ruhevertreib der Hörer.

Nein, die Welt braucht das Haus nicht zu finden. Die Wirthsleute freuen sich, wenn Gäste kommen, sind aber nicht verzagt, wenn sie ausbleiben; denn sie sind nicht blos Gastwirthe, sie haben Aecker und Wiesen und Wald, und wer das Glück hat, im Lamm zu wohnen, dem sagt Jedermann: „Da sind Sie gut aufgehoben, der Mann und die Frau haben keinen Feind landauf und landab, nur einen haben sie gehabt und an dem hat die Frau Gutes gethan, wie man's kaum für möglich halten sollte."

Die Leute sprechen viel mehr von der Frau als von dem Mann. Sie verkehrt mit den Bauersleuten, als wäre sie noch ganz und nur ihres Gleichen, und dabei hat sie sich keinen Zwang anzuthun; denn im Grunde ist sie noch das einfache Bauerkind, obgleich sie ein gut Theil Welt bis in die höchsten Kreise hinein kennen lernte und die besten Bücher besitzt, die sie mit Verständniß gelesen hat.

Dem Mann ist es lieb, daß mehr von der Frau als von ihm die Rede ist, und doch verdient er den besten Ehrenruf und hat ihn auch. Er braucht indeß kein Lob von fremden Menschen, er hat an einem genug, und das kann ihm auch genug sein.

Da kommt sie aus dem Hause und steht bei einem Bauern in der Oberländer Tracht auf der Freitreppe. Sie ist groß und schlank und hat eines jener Gesichter, denen man ansieht, wie mancher Schmerz darin zuckte; nun aber wohnt Friedsamkeit darauf, und zumal die braunen Augen, die noch jugendlich hell leuchten, haben einen Ausdruck der Sicherheit und des festen Wohlwollens. Ihre Haltung ist stramm aufrecht, sie trägt sogar den Kopf etwas hoch, man sieht ihr eben das Soldatenkind an und vielleicht auch etwas von dem Selbstgefühl

der Bauernprinzessin. Sie reicht jetzt dem Manne die Hand und sagt: „Lebet wohl und kommet wieder und grüßet Alle daheim, die noch an uns denken."

Sie kehrt ins Haus zurück, dafür kommt jetzt der Lammwirth vom Röhrbrunnen her; er ist bei guten Jahren, etwas wohlbeleibt, aber noch flink dabei. Jetzt geht er bedächtig im kleinsten Schritt, denn er hat eine Bütte voll Wasser auf dem Rücken und geht damit nach der Brennerei im Erdgeschoß, wo er Kirschwasser bereitet; nur einmal schaut er flüchtig um nach den Schweinen, die in den ausgeschütteten Trestern und Kernen knarfeln und einander manchmal wie zum Scherz anstoßen, damit sie aufjauchzen können.

Wenn der Lammwirth Zutrauen zu einem Gaste hat — denn er ist nicht ohne Mißtrauen — dann holt er die rothen Schächtelchen herbei, darin fünf Ehrenmünzen sind, Auszeichnungen von verschiedenen Ausstellungen; die von Paris zeigt er zuletzt. Auf welche er den größten Werth legt, darüber läßt er sich nicht aus, denn er ist ein Wirth und hat in der Schweiz gelernt, es mit allen Nationen zu halten.

Dabei ist er aber überzeugt, daß reines Kirschwasser ein Heilmittel für Alles ist; es erwärmt nicht

nur, es kühlt sogar nachträglich, behauptet er. Wenn man das gute Getränk lobt, vergißt er nie hinzuzusetzen: „Ich hab's von meinem Vater gelernt, das zu machen; es gehört ein besonderer Schick dazu."

Er ist ehrlich stolz auf seinen Kirschwasser-Ruhm, sonst aber macht er sich nicht viel aus der Meinung der Welt, denn, wie gesagt, er hat einen Menschen, der ihn hoch hält, und das ist ihm genug und kann ihm auch genug sein.

Hören wir die Frau selber.

Erstes Kapitel.

Ja, mein Mann sagt auch, ich soll Alles erzählen. Und so sei's. Bis auf die letzte Wurzel will ich ausgraben. Ich bekenne das Gute und das Schlechte, und das eine ist eben so wahr wie das andere.

Man sagt mir nach, daß ich das schwerste Gebot geübt habe: Liebet Eure Feinde — ich bin nicht so brav wie die Menschen glauben; der eine gilt für braver als er ist, der andere für weniger.

Mein Mann sieht gar nicht fein aus, aber wer ihn und unsere Geschichte ganz kennt, der muß sagen: Allen Respekt vor so einem Mann. Es mag Vornehmere geben, aber keinen rechtschaffeneren und besseren, und grundgescheit ist er auch, nur in Einem Stück nicht; er sieht es noch jeden Tag als ein stolzes Glück an, daß ich, eine Großbauerntochter ihn zum Mann genommen, und wenn er sich beson-

ders Gutes anthun will, heißt er mich die Prinzeß vom Schlehenhof.

Ich bin auf dem Schlehenhof geboren, aber das Haus ist mit keinem Auge mehr zu sehen, da, wo es gestanden, wachsen jetzt Waldbäume.

Da droben auf der Bahn nach dem Bodensee, dort auf der Wasserscheide, ehe es thalab geht, da sieht man mitten im dunkeln Tannenholz einen hellen Laubbaum, das ist die hohle Linde an dem eingefallenen Brunnen, das ist die einzige Spur, daß da einmal Menschen gewohnt haben.

Ich bin vor zwei Jahren noch einmal dort gewesen, aber keine zehn Rosse bringen mich mehr hin. Freilich, Gedanken sind stärker als zehn Rosse, und die bringen mich noch oft von selbst hin, im Traum und im Wachen; und da sehe ich das Haus, breit und groß mit dem dicken Strohdach und den braunen Balken, aus denen es aufgebaut ist; an der Ecke auf der Morgenseite sind viele Fenster neben einander und vom Berge herab kann man in die obere Scheune hinein fahren. Daneben sind die großen Ställe, drin die Rosse an ihren Ketten klirren und die große Schelle von der Vorkuh und die bimmelnde Schelle von dem schwarzen Geisbock

klingelt und ich höre die Staare in der Linde am Brunnen zwitschern.

Es hat geheißen, unser Haus sei eins der ältesten in der ganzen Gegend, eines der kältesten ist es sicherlich gewesen; wir haben aber nicht viel davon gespürt, die Stube war das ganze Jahr geheizt und wir haben ja Holz genug, mehrere hundert Morgen Wald, ich weiß nicht mehr wie viel, gehören zu unserm Hof. Es war meiner Mutter Gut, der Vater war der ältere Sohn vom Oberbauer, der jüngere, der Ohm Donatus, hat das Vatergut bekommen, und mein Vater hat zu dem, was er erheiratet hat, noch ein Gut dazu erwerben wollen, und das war's eben ....

Am Haus war ein Baumgarten und drum herum ein paar Aecker, aber nicht viel. Wir haben da oben nur Haber und Kartoffeln gepflanzt, Heu haben wir verkauft, Brodfrucht haben wir kaufen müssen; denn auch die paar Aecker, die wir drunten beim Dorf haben, reichen nicht aus für unsern Hausbrauch mit den vielen Dienstleuten und Taglöhnern. Wenn einmal eine Familie weggestorben oder aus dem Dorf weggezogen ist, da hat der Vater die feil gewordenen Aecker nicht gekauft; er

hat gesagt, die armen Leute sollen auch einmal zu Grund und Boden kommen. Er hat's gut mit den Menschen gemeint, wenn er's auch nicht so im Wort hergegeben hat. Er ist zufrieden gewesen bis — ja, das werde ich schon erzählen, wenn ich dran komme.

Damals — die ganze Geschichte geht auf mehr als dreißig Jahre zurück — damals war vom Dorf aus eine Fahrstraße bis an unser Haus, jetzt ist nur noch ein Fußweg da; der Staat hat oben in halber Höhe des Waldes einen Holzweg durchschlagen lassen, und der Wald zieht sich in Einem Schluß fort; stundenweit sagt man, kann jetzt ein Eichhörnchen von einem Baum zum andern springen.

Einsam ist es gewesen auf dem Schlehenhof, aber wenn man's gewöhnt ist, braucht man keine Menschen.

Manchmal ist ein Metzger, ein Holzhändler oder ein Viehhändler gekommen, und im Herbst der Krautschneider mit seinem Hobel, auch den Sattler haben wir ins Haus genommen; unser Kettenhund hat nicht zu bellen aufgehört, so lang ein fremder Mensch da war.

Am Abend hat der Vater geraucht, und die Mutter hat gesponnen; wir haben auf einem der

Aecker beim Dorf immer Hanf gepflanzt, und der ist im Haus versponnen worden. Wenn der Weber gekommen ist, um das Garn zu holen, war die Mutter immer besonders vergnügt; Nähgarn hat sie immer selber gedreht an einem Ring, der am Deckenbalken angebracht war.

Ich habe, als ich in die Schule ging, auch manchmal aus meinen Schulbüchern vorgelesen, ich hab' von je her gern gelesen. Die Mutter hat sich auf Anempfehlung des Pfarrers auch eingeschrieben auf eine Geschichte der Heiligen, davon ist alle Monat ein gelbumschlagenes Heft gekommen, mit vielen Bildern drin. Ich habe daraus auch vorgelesen, aber nicht gern; ich hab's selber an mir gespürt, was die unschuldigen Gottesmänner für Qualen und Marter erleiden müssen, und habe dann oft aus dem Schlaf aufgeschrieen, denn was da so grausig abgebildet war, ist leibhaftig auf mich zugekommen, daß mir angst und bang geworden ist. Da hat der Vater verboten, daß künftighin derlei in der Nacht gelesen werde, und was der Vater gesagt hat, war ein für allemal gesagt. Er hat sonst nicht viel geredet und die Mutter Meister sein lassen, besonders über uns Kinder.

Der Vater hat Alexander geheißen, man sagt aber bei uns Xander; er hat bei den Feldjägern mit den großen Bärenmützen gedient, das Regiment ist schon lang nicht mehr, aber der Vater war stolz auf seinen ehrenvollen Abschied, der an der Wand hängt in einem goldenen Rahmen.

Ja, darauf hat sich der Vater viel eingebildet, und das ist sein Unglück geworden und das unsere.

Wir sind fünf Geschwister gewesen, drei sind früh gestorben, und die Mutter hat oft gesagt — aber nur zu Fremden und wenn der Vater nicht da war — der Hof sei zu rauh; in alten Zeiten mögen's die Menschen da leichter ausgehalten haben, jetzt seien eben die Menschen nicht mehr so stark. Sie hat auch viel gehustet.

Ich bin das jüngste Kind, bin im Wohlstand aufgewachsen und auch in Frieden bis in mein dreizehntes Jahr. Friede war in unserm Hause, Lustigkeit nicht; man hat gearbeitet, gebetet, gegessen und geschlafen.

Wir hatten sechs, manchmal auch acht Rosse im Stall, und wir haben selber Fohlen gezogen. Der Schmaje, ein Viehhändler, hat dem Vater gebracht

was nöthig war, und hat mit fort genommen was unnöthig und für uns nichts mehr nutz war.

Der Vater hat mit den Knechten geschafft wie einer von ihnen. Wir haben die Stämme in die Sägmühlen und das Brennholz auf den Markt mit unseren eigenen Rossen geführt.

Der Vater hat auch — ich glaub' der Förster Jorns, er war damals noch jung, hat ihm dazu gerathen — einen Schälwald angelegt, droben auf der Hochebene, wo bis dahin Aecker waren, die aber nur wenig Frucht gebracht haben. Der Eichenschälwald hat gut Geld eingebracht, und die einzig lustige Zeit war, wenn im Frühling die Eichenschälerinnen gesungen haben. Die Bonifacia, die Frau des Wegers, war auch immer dabei, die wußte die meisten Lieder, und ich und meine ältere Schwester wir haben auch geholfen; von da habe ich auch noch die vielen Lieder im Gedächtniß, sie gehen mir oft durch die Seele und dann ist mir's allemal, wie wenn ich den Saft von den jungen Eichen rieche.

Sonntags sind wir in die Kirche gefahren — es ist fast eine Stunde weit — meine Schwester und ich auf dem Hintersitz, Vater und Mutter auf

dem Vordersitz; unsere Schimmel mit dem schönen Geschirr waren angespannt, und stolz sind wir dahin gefahren. Es ist kaum ein Wort geredet worden, man verlernt auch das Reden in der Einsamkeit.

Der Vater hatte keine Kameradschaft, selten ist er in die Wirthsstube beim Engel gegangen, wo wir unsere Schimmel einstellten; wenn seine Pfeife im Stand war, war er zufrieden, und wenn ihn ein Kamerad vom Regiment ansprach, reichte er ihm seinen Tabaksbeutel hin, daß er sich auch stopfe, Cigarren hat's damals bei uns noch nicht gegeben.

Der Vater war Obmann beim Gemeinde-Ausschuß, sie hätten ihn gern zum Bürgermeister gemacht, aber wir wohnten zu weit ab; man kann da nur einen Mann brauchen, der näher bei der Kirche, bei Rath- und Schulhaus wohnt, wo die Leute ihre Sachen leichter vorbringen können.

Wenn der Vater auf dem Rathhause war, ist die Mutter mit uns zwei Mädchen zu armen Leuten gegangen, sie hat uns gern dabei gehabt, wenn sie Wohlthaten übte, und die Armen haben oft gesagt: „Ja, Kinder! Euch muß es gut gehen. Die

Gutthaten von Eurer Mutter müssen an Euch vergolten werden."

Da hat dann die Mutter uns angesehen, in ihren Augen ist's geschwommen, sie ist gar weichherzig gewesen.

Wer hat's ahnen können, daß es uns so ergehen wird und daß ich allein übrig bleibe und es nach Schwerem wieder so gut bekomme, wie ich's jetzt habe?

Zweites Kapitel.

Das letzte Haus im Dorfe nach unserm Hofe hin war das des Wegers — so heißt man bei uns den Straßenwärter. Um das Haus herum war Alles so sauber, und in dem kleinen Gärtchen waren die frühesten und die spätesten Blumen und wohlgepflegte Gemüsebeete, und drin in den kleinen Zimmern war Alles wie in einer Puppenstube. Die Bonifacia hatte immer zu Allem Zeit und war immer ordentlich angezogen. Freilich, sie hatte Niemand mehr zu Haus, als ihren Mann; ihr

einziger Sohn, der Ronymus, war Knecht bei uns. Die Bonifacia war vordem auch Magd bei uns gewesen, und sie hatte sich zu uns gehalten, wie wenn sie noch bei uns im Dienst wäre; in Freud und Leid hat man nach der Bonifacia geschickt, und sie war hurtig da.

Die Mutter ist nie an dem Häuschen des Wegers vorübergegangen, ohne anzukehren, sie hat große Stücke auf den Weger gehalten, der gering angesehen, aber ein grundgescheiter und ehrenhafter Mann sei. Die Bonifacia hat sich nie was schenken lassen, sie hat gesagt: „Meisterin, ich laß' die Gaben, die Ihr mir geben möchtet, bei Euch stehen und hole sie einmal, wenn ich in Noth bin."

Sie ist aber nie darum zu uns gekommen. Im Gegentheil.

Wie meine Schwester geheiratet hat, war die Bonifacia wieder bei uns im Hause und half Alles herrichten; man konnte ihr alle Schlüssel geben, und sie wußte, wo die Sachen waren.

Meine Schwester hat jung geheirathet, viel zu jung, den Sohn vom Engelwirth im Dorf. Der Vater hat ihr eine große Aussteuer gegeben, in lauter baar Geld; ich habe das Säckchen mit beiden

Händen aufgehalten, wie das Gold und Silber hinein geschüttet worden ist. Ich habe sagen hören, es bringe Glück, wenn da die Hand eines unschuldigen Kindes dabei ist.

Ich habe zur Hochzeit meiner Schwester ein neues Gewand bekommen, wie bei uns daheim die Tracht war; jetzt sieht man sie fast gar nicht mehr. Stolzer bin ich in meinem Leben nicht gewesen als damals, wie die Musik vorausging und wir hinterdrein, und die Burschen haben geschossen, daß es fort und fort von den Bergen widerhallte. Der Ohm Donatus und unsere ganze große Sippschaft war da bei einander, ich hab' aber gemeint, Alles sieht nur auf mich und meine schönen Kleider.

Meine Schwester hat geweint, man hat daraus Glück prophezeit, es ist aber auch nicht so geworden.

Beim Hochzeitsschmaus ist's lustig hergegangen. Der Trompeter von der Musikbande war auch Feldjäger gewesen, und mein Vater hat sich die Tagwacht blasen lassen und hat dazu gepfiffen, so lustig habe ich ihn noch nie gesehen. Ich meine, das war auch die letzte Lustbarkeit, denn die anderen waren keine rechten. Ich erinnere mich auch ganz gewiß, daß der Vater damals von seinem Rittmeister, dem

Baron Haueisen gesprochen hat; was er von ihm erzählt hat, weiß ich nicht mehr, aber der Name war mir geblieben von damals an.

Ich ging vom Hochzeitstisch weg und stand unten an der Hausthür, und da hörte ich, wie ein Mann und eine Frau — ich kannte sie nicht — mit einander redeten. Der Mann sagte: „Das ist jetzt noch das einzige Kind vom Xander, das kriegt einmal den großen Hof, das ist die Prinzeß vom Schlehenhof und kann sich den fürnehmsten Bauernprinzen holen.“

Ich bin eine Bauernprinzessin und krieg einen Bauernprinzen, das ist mir wie ein Blitz in die Seele gefahren. Ja, dort unter der Hausthüre habe ich einen großmächtigen Stolz bekommen, und als ich nun die vielen Bettler und Krüppel sah, die sich aus der ganzen Gegend um das Hochzeitshaus gesammelt haben, bin ich zu meinem Schwager gegangen und hab' ihn gebeten, er soll mir Geld geben; er hat mir's gegeben, und ich hab's unter die Armen vertheilt.

Meine erste kindische Wolthätigkeit war Stolz.

Ich bin nun auch in die Schule gegangen, der Weg von unserm Dorfe war weit, und ich war bis

in mein fünfzehntes Jahr schwächlich und klein; erst im Elend bin ich so aufgeschossen. Ich bin das erste Schuljahr bei meiner Schwester geblieben, hatte aber arg Heimweh nach unserm Hof draußen. In dem Wirthshaus, wo so viele Leute aus- und eingingen, Jeder sich hinsetzen durfte, wie er mag, und schreien und johlen und aufbegehren, da war mir's nicht wohl; wenn ich nur ein Pferd von unserem Hof gesehen habe, wäre ich gern drauf zu und hätte ihm gern gesagt: Du darfst doch heut Abend wieder heim.

Meine Schwester ist am ersten Kind gestorben, die Agnes, die wir jetzt bei uns haben, ist das einzige Kind meiner Schwester. Sie ist Wittfrau und hat auch ein schweres Schicksal gehabt, darum ist sie so verscheucht. Sie war nur ein Vierteljahr verheiratet, aber lang genug, daß ihr Mann ihr ganzes Heiratsgut verthan hat, er ist verrückt gewesen, man hat ihn Jahre lang im Irrenhaus gehabt, dann ist er gestorben.

Ja, so ist das Elend in der Welt. Wenn man nur eine einzige Familie und was drum und dran ist heraus nimmt, da ist Alles drin. . . .

Als meine Schwester gestorben war, bin ich

wieder heim genommen worden. Aber so ist der Mensch, nie zufrieden; jetzt war mir's zu einsam auf unserm Hof und der Weg in die Schule so weit. Es hat sich bald wieder gegeben.

Anfangs habe ich's freilich gar nicht begreifen können, daß da am Berg auf dem Kirchhof meine Schwester liegt, und sie kommt nicht und sagt nichts und thut nichts und kümmert sich nicht um ihr Kind und nicht um ihre einzige Schwester. Aber in der Jugend vergißt man Alles bald wieder, und das ist gut. Ich war lustig und hab' auf dem Weg hin und her gesungen, wie eben ein Kind von zwölf, dreizehn Jahren.

Meine Mutter hat ihr Enkelchen, die Agnes, zu sich nehmen wollen, der Schwager hat es aber mit sich genommen, wie er sich wieder verheiratet hat in die Schweiz hinein.

Wer hätte damals daran denken können, daß ich auch einmal viele Jahre in der Schweiz leben soll.

Drittes Kapitel.

Eines Tages kam der Förster Jorns auf seinem Apfelschimmel vor unserm Hause angeritten. Er war damals noch jung, aber schon in hohen Ehren. Der gute Mann hat auch Schweres auf sich nehmen und nachmals mit seinem Schwiegersohn den Sohn des Bergschinders erschießen müssen. Ich werde vom Bergschinder noch zu erzählen haben.

Der alte Jorns lebt jetzt bei seinem Sohne und seiner Tochter Carla und deren Mann in dem Jagdschlosse, das man zur Forstschule eingerichtet hat. In der Wirthsstube wird oft erzählt, was für ein prächtiger allgeliebter Mann das sei. Ich vergesse es nie wie ich ihn damals sah, und wo er hinkam, da zog Freude und Ehre mit ihm ein, so auch jetzt in unsere Stube. Der Förster saß am Tisch und sagte: „Schlehhofbauer, rufet Eure Frau, ich hab' Euch beiden etwas zu sagen."

Die Mutter konnte gar nicht aufhören, von der Ehre und Freude solchen Besuches zu reden, aber der Förster sagte schmunzelnd:

„Schon gut. Aber was saget Ihr dazu, daß

ich gekommen bin, Euch von Haus und Hof zu treiben? Ja, ich denke, der gerade Weg ist auch bei Euch der beste. Also, ich habe kurzweg die Bevollmächtigung von der Regierung, Euch Euren Hof abzukaufen. Mit Euch braucht's keinen Unterhändler. Ihr seid ein gerader Mann, mit Euch geht man gradaus. Wir schätzen ab, nach Recht und Billigkeit, was der Hof werth ist, und zahlen baar."

Vater und Mutter sahen einander an, und der Vater sagte:

„Bäuerin, was meinst Du dazu?"

Die Mutter hustete arg, und der Förster sagte:

„Der Husten giebt Antwort. Der Hof ist zu kalt, geschlagene fünf Monat, von Winters Anfang bis Lichtmeß, scheint keine Sonne auf Euer Dach. Da können nicht Menschen gedeihen, da gehört Wild her."

„Wie meinen Sie das?" frug der Vater.

„Einfach, wir wollen aus Eurem Hof wieder Wald machen."

„Das wär! Das könnten wir nicht verantworten vor denen, die vor uns da gewohnt haben."

„Doch, doch," sagte die Mutter, „wenn's einen guten Schick giebt, warum nicht?"

„Du sagst das?“ rief der Vater, „und haben doch Deine Voreltern da gesessen, nicht die meinen? Ich für mich sag': Herr Förster, Ihr Antrag in Ehren, aber wer gut sitzt, soll nicht rücken, ich rücke nicht. Wenn meine Frau will . . .“

„Ich . . . ich hab' schon oft gedacht, der Himmel ist überall über der Welt —“

Sie hätte wol gern mehr gesagt, hat's aber nicht heraus gebracht, und der Förster half nicht nach; er bestand aber darauf, daß jetzt nichts Bindendes abgemacht sein solle, die Eltern sollten Alles für sich überlegen und ihm Bescheid sagen lassen.

Dabei ist's verblieben, und wie der Förster wieder weg geritten war, ist der Vater in die Stube gekommen und hat der Mutter gesagt, sie hätte auch zäh dagegen sein müssen, dann bekäme man einen höheren Preis. Wie er mich sah, schickte er mich aus der Stube.

Ich stand draußen vor dem Hause und sah mir das Haus und die Felder und den Wald an und mußte denken, das kann man verkaufen und davon fortgehen. Ich verstand das nicht.

Als ich zum Nachtessen in die Stube kam, fragte ich, bis wann wir unsern Hof verkaufen und wo-

hin wir dann ziehen; die Mutter sagte und sah dabei auf den Vater: „Wir verkaufen gar nicht, wir bleiben da, wo unsere Voreltern gehaust haben und bei gesundem Leib alt geworden sind."

Viertes Kapitel.

Es war ein heller Herbsttag, drunten im Thale hatten die Bäume schon gelbe Blätter, bei uns droben wurden jetzt erst die Kirschen reif. Ich ging von der Schule heim, hatte meinen Schulsack umhängen und sang so vor mich hin. Ich weiß das Lied nicht mehr ganz, aber am Ende heißt es:

Die Kirschen, die sind schwarz und roth,
Ich lieb' mein' Schatz bis in den Tod.

Das singt so ein Kind und weiß nicht, was es ist.

Am Weg hatten wir einen Acker, den pflügte jetzt der Nonymus um mit unsern Schimmeln; der Pflug ging leicht, der Nonymus pfiff dabei, und wie er beim Umkehren mich sah, rief er mir zu, wenn ich noch eine Stunde warte, könne ich auf

dem Wagen heimfahren; denn man kann den Pflug nicht so weit führen, man muß ihn auf den Wagen laden. Ich möchte nicht fahren und ging weiter und war so lustig wie eben ein Kind ist. Da hörte ich hinter mir etwas, ich sah um und da kam ein wunderschönes einspänniges Fuhrwerk daher, da war Alles so fein, daß man nicht wußte aus was das gemacht ist und doch zusammenhält.

Es war ein zweirädriger Wagen, fast wie ein Karren, aber hoch und fein, ein falbes Roß mit schwarzer Mähne und schwarzem Schwanz — die Haare fliegen nur so im Wind — war davor gespannt, und droben saß ein Mann und hatte eine Soldatenmütze auf, oder eigentlich man meinte, er stehe.

Ich stand still, der Wagen kam näher, der Mann hatte einen langen nebenausgezogenen Schnurrbart wie ein Katzenbart, und seine Augen waren grün, aber nein, das war nur eine grüne Brille.

Das Leitseil, womit er den Falben lenkte, war schneeweiß, und er hatte weiße Handschuhe an.

Ich stand still, wie wenn ich gar nicht mehr vom Fleck könnte. Wohin will der? Der Weg führt ja nur zu uns?

Das Roß, der Karren und der Mann darauf kamen immer näher. Der Mann fragte mich:

„Kind! Wohin?“

Ich erschrak ins Herz hinein — wir waren auf dem einsamen Hof gar menschenscheu aufgewachsen. Er fragte mich noch einmal und ich sagte:

„Auf den Schlehenhof.“

„Bist Du da daheim?“

„Ja.“

„Wem gehörst Du?“

„Dem Hofbauer.“

„Wie heißt man ihn?“

„Den Xander.“

Mit einem Sprung war der Mann vom Kütschle herunter, er hatte hohe glänzende Stiefel an.

„Komm Kind“, sagte er, „ich fahre Dich nach dem Hof Deines Vaters.“

Ich konnte kein Wort herausbringen. Er nahm mich um den Leib und hob mich wie einen Ball auf das schöne Kütschle, sprang wieder hinauf, und hui! fort ging's wie geflogen. Mir war, wie wenn ich ins Märchenland gebracht wäre vom Prinzen, der die Gänsemagd holt und in sein Schloß bringt von lauter Gimgold, Diamanten und Perlen.

Der Mann fragte mich, wie alt ich sei, ich sagte: ich geh' ins Dreizehnte: „Du bist noch klein," sagte er, er faßte meine Hand und sagte: „Deinen Fingern nach wirst Du aber noch groß, kannst so groß werden, wie Dein Vater."

Diese Prophezeiung — und sie ist wahr geworden — hat mich sehr gefreut, denn ich bin gar nicht gern so klein gewesen.

Ich fragte den Mann, warum er eine grüne Brille auf habe und als er mir erklärte, daß er schlimme Augen habe, erzählte ich ihm, ich hätte auch schlimme Augen gehabt, aber die Bötin Cordula, die man auch das Wochenblättle heißt, habe sie mir dadurch geheilt, daß ich ein frisch gelegtes Ei, so lang es noch warm ist, auf die Augen legen mußte. „Das werde ich auch thun. Ich danke Dir", sagte der Mann.

Ich hatte alle Angst verloren und mich von Herzen gefreut, daß ich auch schon einen Menschen heilen konnte und einen so vornehmen. Ich sagte auch noch, daß ich mir die Augen mit Wasser von gekochter Eichenrinde wasche.

Ja, meine Augenheilung hat schon früh angefangen.

Ich wurde nun ganz vertraut mit dem Mann und fragte ihn, woher er den Schnitt im Backen habe, der fast vom Ohr bis zum Mundwinkel ging; er lachte — aber der Backen that nicht mit beim Lachen — und er sagte: da sei einmal eine Pistolenkugel durchgefahren. Ich sah mir den Mann noch einmal an, der schon einmal fast erschossen gewesen ist.

Als wir den Berg hinauf fuhren gegen unsern Hof, mußte ich dem Mann meine Schulhefte zeigen; er lobte mich, daß ich so schön schreiben könne, ich sagte, kopfrechnen könne ich noch besser. Er stellte mir nun Aufgaben, ich brachte sie alle heraus und er sagte:

„Du bist ja ganz geschickt und hübsch bist Du auch."

Ja, ich war doch noch ein Kind, aber es giebt nichts Schlimmeres als einem Kind so etwas zu sagen. Die Schlange im Paradies hat gewiß auch zu der Eva gesagt: O wie schön, wie wunderschön bist Du! Sie hat freilich damals noch nicht sagen können: Du bist schöner als die und die — und das macht die Schmeichelei erst recht süß.

Fünftes Kapitel.

Wir hielten am Hof an, der Vater sah aus dem Fenster und rief:

„Ei, was kommt denn da?"

„Kennst Du mich denn nicht mehr?" entgegnete der Mann.

„Ei, mein Herr Rittmeister", rief der Vater und kam heraus, brachte einen Stuhl zum Absteigen und hielt den Hut in der Hand, aber der Rittmeister lachte: „Alter Kamerad! Laß' den Stuhl, ich kann noch voltigiren. Aber eh' ich absteige, muß ich Dich um was bitten. Schenk mir Dein Kind da. Wir haben keine Kinder und just ein solches möcht' ich."

„Der Herr Rittmeister machen gnädigen Spaß," sagte der Vater und lachte. Er hob mich herunter und streichelte mir die Backen, was er sonst noch nie gethan hatte.

Ich stand auf dem Boden, wie wenn ich vom Himmel gefallen wäre. Also das ist der Rittmeister vom Vater, und ich bin hübsch! Ich ging ins Haus, in unsere Kammer, stieg auf die Bank und betrachtete mich im Spiegel. Ich habe mir die Backen

gestreichelt, ja, ich bin hübsch und gescheit bin ich auch und eine Bauernprinzessin dazu.

Ich hörte den Vater mit dem Rittmeister in der Stube. Ich zog mich in der Kammer schnell aus, wusch mich und rieb mich und zog meine schönen Kleider an, die von der Hochzeit meiner Schwester. Die Mutter kam und fragte: „Was ist das?"

„Ja Mutter, ich muß mich doch anders anziehen vor so einem großen Herrn."

„Ob das ein großer Herr ist, weiß ich nicht. Jedenfalls brauchen wir vor ihm nicht anders zu sein, als wir sind."

Ich ging nun auch mit der Mutter in die Stube, da sagte der Rittmeister:

„Xander, entweder sagst Du auch Du zu mir oder ich sag' Sie."

Der Vater schaute vor sich nieder, und der Mann fuhr fort:

„Also ich sage Sie und wir sind doch gut Freund. Aber bitte, nennen Sie mich nicht mehr Rittmeister; ich will nicht mehr so heißen. Sie kennen doch meinen Namen."

„O gewiß!" sagte der Vater, „da sehen Sie, er steht mir und den Meinen täglich vor Augen."

Er zeigte ihm den an der Wand hängenden Abschied, unter dem der Name des Rittmeisters stand.

O! Wenn wir damals gewußt hätten, warum der Mann so bescheiden und zuthunlich ist.

Es hat eben so kommen müssen ....

Die Mutter fragte auch, warum er eine grüne Brille trage; er sagte, er habe schlimme Augen; er spreche aber nicht gern davon, denn sobald er davon rede, thäten ihm die Augen weh. Das hatte nun die Mutter mit ihrem Leiden ganz ebenso und der Rittmeister wußte ihr noch zu sagen, wie sie leide und das nicht merken lasse. Die Mutter sah den Vater an, wie wenn sie sagen wollte: Das ist einmal ein Feiner, der versteht mein Leiden besser als alle Doktor. Die Mutter betrachtete den Rittmeister wie Einen, der weissagen kann.

Der Rittmeister that nun doch die Brille herunter und er hatte Augen so schön wie ein blauer Stein, auf den die Sonne scheint; ich kann gar nicht sagen wie schön. Er ging mit dem Vater in den Stall, und die Mutter sagte jetzt:

„Komm, wir wollen doch unser Sonntagsgewand anziehen, dem Manne zu Ehren."

Der Vater ließ vom Stall herauf sagen, er gehe mit dem Herrn Rittmeister in den Wald, und nun wurde gekocht und gebraten, unsere Stube frisch gekehrt und ein spiegelbelles Tischtuch aufgelegt, da war eine Jagd hineingewoben und das war noch von der Aussteuer der Großmutter her. Die Mutter nahm den Soldatenabschied des Vaters von der Wand und putzte ihn frisch.

Die Männer kamen wieder, und beim Essen sagte der Rittmeister: „Ja, lieber Freund, Sie sind einer der glücklichsten Menschen auf der Welt. Sie haben ein volles Haus, eine brave Frau und ein gesundes Kind. Ich wollt', ich wäre so ein Bauer wie Sie."

Der Vater streichelte das glatte Tischtuch und nickte vor sich hin, und die Mutter sagte: „Es ist Dankes werth, wenn man einmal wieder hört, wie gut man's eigentlich hat; man vergißt es so leicht. Freilich, es ist auch Manches uneben. Auf der Welt ist Alles Berg und Thal, hat mein Vater immer gesagt, der war zwei und dreißig Jahr Stabhalter, was man jetzt Bürgermeister heißt."

„Mit Verlaub, Herr Rittmeister," fragte der Vater, „sind Sie blos gekommen, um mich zu besuchen?"

„Das ist recht, daß Du . . ., daß Sie so gradaus fragen, und ich sage auch gradaus: Nein, nicht deßwegen allein. Ich hörte, daß Sie Ihren Hof an den Staat verkaufen wollen oder auch nur den Wald. Ich bin jetzt auch Geschäftsmann, ich muß doch was zu thun haben; ich gebe immer zweihundert Gulden mehr als der Staat bietet. Jetzt aber sage ich: Aendern Sie nichts, bleiben Sie auf Ihrem Grund und Boden, da sind Sie der echte Freiherr." Er erzählte nun, daß er mit dem Bauer vom Himbeerhof Geschäfte mache, der sei ein Spekulant, aber wo Verdienen sei, sei auch Verlieren. Sie hätten jetzt mit einander eine große Lieferung von Bahnschwellen übernommen.

„Schwellen könnte ich auch liefern," sagte der Vater und der Rittmeister bestätigte:

„Ja wol könnten Sie das. Ihre Bäume haben Moosbärte, die muß man rasiren. Bäuerin! Ihre Vorfahren müssen rechtschaffene und reiche Leute gewesen sein, daß sie Euch einen solchen Wald hinterlassen haben. Sie wissen gar nicht, was für ein todtes Kapital in Ihrem Walde steckt."

Es wurde spät, ich mußte ins Bett, aber ich mußte noch lang denken: was ist denn das, ein

todtes Kapital? Ist das vielleicht ein vergrabener Schatz, den man unberufen und ohne Wort Nachts um Zwölf ausgraben muß, wenn der Mond scheint?

Ich hörte wie der Rittmeister endlich aufstand, ich hörte was von einem Rappen, und zuletzt sagte die Mutter, der Herr Baron solle doch wieder kommen und seine Frau mitbringen und solle uns auch was verdienen lassen, so gut wie den Himbeerbauer. Was er darauf gesagt, hörte ich nicht, nur das:

„Ich hab also Euer Versprechen, Ihr verkauft nicht ohne mein Angebot. Nun lebt wohl und grüßt mir Euer schönes Töchterlein. Wie heißt es denn?"

„Brigitta," rief ich aus der Kammer. Die Männer lachten und die Mutter schalt. Bald rollte es vor dem Hause, dann war Alles still.

Sechstes Kapitel.

Am andern Tag stand ich unter dem Vordach beim Ronymus, der das Pferdegeschirr frisch schmierte; er sagte mir, der Rittmeister habe ihm einen goldenen Dukaten als Trinkgeld beim Pferde-

kauf gegeben, und wenn der Rittmeister noch Soldat wäre, zu dem möchte er sich freiwillig ins Regiment melden.

Als wir noch so beisammen standen, kam der Schmaje daher, das war der Jude, zu dem der Vater gutes Vertrauen hatte, der verstand Alles, und der Vater ließ ihn gern was verdienen; er wußte was der Vater brauchte und brachte immer das Beste. Er fragte den Ronymus, was der Rittmeister für den Rappen bezahlt habe.

„Und wenn ich mehr sage, glaubst Du mir's auch?"

„Du kannst nicht mehr sagen, als wahr ist," sagte der Schmaje, „Du bist eine ehrliche Haut."

Der Ronymus ließ sich aber zu nichts bringen, er habe keinen Auftrag, und durch Schweigen verrede man sich nicht.

„Gescheit ist er und ein ehrlicher Dienstbote," sagte der Schmaje, zu mir gewendet.

Der Vater kam herbei und fragte den Schmaje, ob er den Wechsel einkassiren wolle, den der Rittmeister da gelassen habe. Der Schmaje war bereit, gleich baar auszuzahlen, er habe Geld bei sich, und wie er den Wechsel sah, sagte er, er kaufe den

andern Rappen, er brauche einen und gebe eine Carlin mehr. Der Vater schlug ein. Sie gingen mit einander in die Stube, ich ging mit. Der Schmaje sagte nun, er habe gehört, der Vater wolle den Hof verkaufen an den Staat; das Gesetz verbiete den Juden beim Güterhandel auch nur als Vermittler sich zu betheiligen; er könne aber vielleicht doch unter der Hand helfen. Freilich beim Förster Jorns sei nichts zu machen, aber vielleicht erfahre man vorher, wer das Gut abschätze, und der Staat habe ja Geld genug. Er sah den Vater dabei pfiffig an, der aber sagte nichts und deutete nichts. Nun kam die Mutter hinzu, und der Schmaje sagte, er wisse ein Gut im Breisgau, da seien, wie man im Sprichwort sagt, alle fünf W bei einander: Wasser, Wiese, Weizen, Wald und Wein, und noch ein sechstes dazu, ein großes schönes Wohnhaus, wo man keinen Nagel einzuschlagen habe, und noch ein siebentes drein, Alles um den halben Werth.

„Ich verkaufe gar nicht," sagte der Vater, „ich weiß nicht, was das ist; es ist wie wenn die Vögel übers Land geflogen wären und überall verkündet hätten, was doch nicht wahr ist."

„Was nicht wahr ist, kann wahr werden," sagte der Schmaje und sah dabei die Mutter an. Diese meinte, man könne doch einmal gelegentlich nach dem Gut im Breisgau sehen. Der Schmaje bat nur noch, dabei nichts von ihm zu sagen, denn es liege schwere Strafe drauf, wenn ein Jude dabei mitthue; er glaube aber so sicher als wenn's verbrieft wäre, daß solche Ehrenleute, wie die vom Schlehenhof, ihn dann nicht unbelohnt lassen.

Die Mutter fragte noch, wie es denn beim Rittmeister aussehe, und der Schmaje erzählte: er wohnt in einem Hause, das ist ein kleines Schloß, ein Gitter rings herum wie Lanzen, die Spitzen sind vergoldet; im Hause geht man auf doppelten Teppichen, jedes Fenster ist aus einer einzigen Glasscheibe, der gewölbte Stall ist ein wahres Meerwunder, die Gäule fressen aus Krippen von weißem Marmelstein. Der Rittmeister habe seinen Stand aufgegeben — man rede da allerlei — um die Geschäfte seines verstorbenen Schwiegervaters, des reichen Bankiers in der Hauptstadt, zu übernehmen. Die Einen sagen, er habe Hunderttausende geerbt, die Andern meinen, es sei gar nichts da gewesen als faule Geschäfte, die der Rittmeister jetzt wieder

gut machte in Gemeinschaft mit dem ehemaligen Advokaten Schaller.

„Was? Mit dem Bergschinder läßt er sich ein?“ rief der Vater, „das gefällt mir nicht.“

„Mir auch nicht,“ sagte der Schmaje, „der Schaller ist der ärgste Judenfeind, ein wahrer Haman. Aber der Rittmeister ist Manns genug für ihn, der ist so durchtrieben wie vornehm.“

Als der Schmaje auf dem Rappen davon ritt, sagte der Vater:

„Ich stehe fest. Es ist jetzt auf Einmal, wie wenn sich die ganze Welt um mich reiße.“

Und so war's auch.

Am Samstag kam die Cordula, das Wochenblättle. Sie hatte ein Eselsfuhrwerk, und dem Esel muß es auf unserm Hof besonders gut geschmeckt haben, denn er hat immer geschrieen, daß es ist im Wald ringsum widerhallt. Die Cordula handelte mit Butter und Eiern und hatte viel mit meiner Mutter allein zu reden; sie fuhr jede Woche nach der Stadt und hat uns auch Zucker und Kaffee und Salz mitgebracht, sonst brauchten wir nichts von der Welt draußen. Sie erzählte auch, was in der Welt vorging, und jetzt berichtete sie, sie habe unterwegs

im Stern-Wirthshaus eingekehrt, da sei der Rittmeister gewesen mit seiner schönen Frau, die sei daher geritten auf einem Schimmel und habe ein langes blaues Kleid an und eine Feder auf dem Hut. Man habe in der Stube vom Schlehenhof gesprochen, und da habe Jedes mitgethan, den Mann und die Frau und das Kind und Alles zu loben, so daß die Baronin gesagt habe: die muß ich auch einmal sehen.

An diesem Samstag ist auch was Neues geschehen. Der Barbier kam, und der Vater, der sonst ganz glatt im Gesicht war, hat sich einen Schnurrbart stehen lassen, er hat vor seinem Rittmeister wieder Soldat sein wollen.

Siebentes Kapitel.

Der Schnurrbart vom Vater war schon so groß, daß er ihn hat zwischen die Finger nehmen können, da kam eine zweispännige Kutsche auf unserm Hof angefahren. Auf dem Bock saßen zwei Diener, die hatten weiße Handschuhe an und weiße Glanzröcke und Kokarden am weißen Hut. Unser Rapp war

neben einem andern eingespannt, er sah jetzt viel vornehmer aus und wieherte, wie er gegen den Stall kam.

In der Kutsche saß der Rittmeister und neben ihm eine Frau, sie hatte einen Hut mit einer gebogenen Feder und vorn lag ein todter Vogel.

Sie kam in die Stube, ich stand in der Ecke am Ofen und zerbiß mir fast meine Schürze vor dem Märwunder. Sie hatte einen Schleier mit goldenen Sternchen vor dem Gesicht, den hob sie jetzt auf, o wie schön war sie! Sie zog den Mantel aus, sie hatte ein goldbraunes Seidenkleid, sie that den Hut ab, sie hatte eine blaßrothe Schleife im Haar, und wie sie am Fenster stand und die Sonne auf das braune Haar schien, da meinte man, es brennt im Feuer.

Die Mutter konnte gar nicht genug sagen, wie sie sich freute, daß die Frau auch zu uns gekommen ist. Die Rittmeisterin — man hat aber zu ihr Frau Baronin gesagt — wischte sich mit einem feinen Tuch übers Gesicht. O wie hat das Tuch gerochen, die ganze Stube ist voll davon geworden. Sie machte das Fenster auf und sagte, es sei hier so eingesperrte Luft. Sie hatte eine Stimme fast wie die Cordula, so eine halbe Mannsstimme.

Die Mutter fragte, wer der Frau den Schabernack gespielt und ihr einen todten Vogel auf den Hut gesteckt habe. Die Frau lachte, es war kein gutes Lachen, aber sie faßte sich schnell und sagte: „Liebe Bäuerin, das ist jetzt Mode."

Die Mutter zuckte die Achseln, rief mich an und sagte: „Gieb der Frau Baronin eine schöne Hand."

„Lassen Sie, ich kann Kinder nicht leiden; kann sein, weil ich selber keine habe. Liebe Schlehhofbäuerin, ich bin auch gradaus wie die Bauern; wer mir das übel nimmt, soll's übel nehmen, ich sag's offen, ich kann Kinder nicht leiden."

Das sagte die vornehme Frau in meinem Beisein und lachte dazu, wie wenn das was Lustiges wäre.

Von jener Minute an habe ich einen Aberwillen gegen die Frau bekommen, ja einen Groll, ich hätt' sie vergiften können. Um so lieber hatte ich den Rittmeister, der zog den Handschuh aus und streichelte mir die Backen. O! Was für eine zarte Hand war das!

Die Mutter dachte nicht mehr dran, daß die Baronin von Kindern nichts wissen wolle; sie er-

zählte ihr von meinen verstorbenen Geschwistern und zeigte die eingerahmten Kränze an der Wand, da waren die Namen meiner Brüder und Schwestern schön eingeschrieben und tröstliche Bibelsprüche dazu.

Der Vater klagte dem Rittmeister, daß ein Gaul krank sei, und sie gingen mit einander in den Stall. Die Mutter führte die Baronin durchs ganze Haus und zeigte ihr Alles, das viele Weißzeug und die vielen Betten, es war noch viel da von der Großmutter her und vielleicht noch von früher.

O, wie war Alles so voll und wo ist das Alles hingekommen . . .

Als nun meine Eltern und der Rittmeister und seine Frau um den schöngedeckten Tisch saßen, frug der Rittmeister:

„Nun, Leontine, nun bist du doch bekehrt?“

„Wie so bekehrt?“ frug die Mutter.

„Ja, Ihr lieben Freunde, ich habe meine Frau mitgenommen, damit sie einmal echte ehrenfeste Bauersleute kennen lernt. Sie hat bisher einen Widerwillen und Aberglauben gehabt; sie hat immer gemeint, unter den Bauersleuten gehe es gar wüst her. Jetzt sieht sie, wie schön es ist auf so einem

grundfesten ehrenhaltigen Bauernhof. Freilich, liebe Leontine, so wie hier giebts nicht viel."

„Ja, ich bin bekehrt," sagte die Baronin und machte einen heiligen Blick, wie ein Kind, das eben von der Firmung kommt, und als sie ihre Hand mit den feinen langen Fingern auf die Hand der Mutter legte, sagte der Vater:

„Ja, Frau Baronin, das Bekehren ist von beiden Seiten: auch meine Frau —"

„Du wirst doch nicht," wehrte die Mutter ab, die Flammen schlugen ihr aus dem Gesicht, aber der Vater fuhr fort:

„Ja, und meine Frau hinwiederum hat gemeint, die vornehmen Leute, die so schriftdeutsch reden, meinen's nicht ehrlich."

Es war lustig, hin und her neckte man sich und der Vater sprach aus seinem Schnurrbart heraus viel freier als je. Der Rittmeister hatte heute keine Brille auf, und die Mutter fragte, ob seine Augen wieder ganz gesund wären.

„O nein," sagte er, „aber meine Frau will's nicht leiden, daß ich kranke Augen habe."

Die Baronin sah ihren Mann mit einem bösen Blick an und sagte:

„Ja, die gute Bäuerin hat mir ihr schweres Leiden erzählt, und da sieh sie an, wie sie's trägt. Die Männer, die uns die Schwachen heißen, können keinen Schmerz verwinden; da sind wir Frauen viel stärker. Nimm Dir ein Beispiel an dieser einfachen Bäuerin. Von heut an darfst Du mir nicht mehr ächzen und krächzen. Ich will's nicht mehr hören."

Sie sagte das fast lachend, und der Rittmeister biß sich auf die Lippen.

Beim Abschied wiederholte die Baronin dankend, wie wohl es ihr bei uns gefallen habe. Sie gab dem Vater und der Mutter die Hand, mir nicht.

Als sie weggefahren waren und der Vater die feine Frau lobte, da sagte die Mutter:

„Das ist eine böse, bitterböse Frau. Sie hat keinen geraden Blick."

„Sie schielt doch nicht?"

„Nein, hat aber doch keinen geraden Blick. Wie hat sie ihren Mann vor unseren Augen abgetrumpft, und er kann doch nicht vor uns Streit haben. Die hält's für eine Schande krank zu sein, weil sie gesund ist. Und wie ist ihr der gute Mann so unterthänig! Er hat ihr die Händ' unter die Füße ge-

legt. Wie sie in der Kutsche gesessen ist, hat er ihr die Füße in eine Decke gewickelt — ich hab's gesehen, sie hat goldenen Hufbeschlag an den Absätzen — und da hat er noch gefragt: Ist's so recht, Schatz? Und sie hat sich nicht einmal bedankt."

Achtes Kapitel.

Von jenem Tage an war die Herzeinigkeit zwischen meinen Eltern geschwunden, und zuerst bin ich selber schuld gewesen.

Der Rittmeister kam wieder und sagte mir einmal, er wolle mir ein Geschenk zu meiner Firmelung machen, ich solle mir was wünschen. Die Mutter verbot mir, ein Geschenk anzunehmen; der Mann sei nicht verwandt mit uns und nicht mein Gevatter, und wir seien überhaupt keine Leute, die sich was schenken lassen. Der Vater sagte aber, das sei eine Ehrensache, die vornehmsten Leute nehmen Geschenke von Fürsten, und er verstehe überhaupt besser, was sich in der Welt schicke. Ich war natürlich auf Seite des Vaters, und als der Rittmeister wegen der Schwellenlieferung wieder da war, habe ich mir eine

goldene Kette gewünscht, eine feine dünne, fünfmal um den Hals gewunden. Ich habe sie bekommen, und was noch das schönste gewesen ist, daran war ein Schloß und darauf war mein Name Brigitta mit erhabenen Buchstaben in Gold. So etwas hat kein zweites Kind gehabt, und ich war noch stolzer darauf als auf meine schönen Kleider an der Hochzeit meiner Schwester. Ich war fast bös auf meine Mutter, weil sie sagte: man kann einen auch mit einer goldenen Kette erwürgen.

Und doch ist das fast wahr geworden.

Meine Mutter wurde immer mißmuthiger und griesgrämiger und der Vater immer lustiger, und ich war auch gern lustig. Es war immer viel baar Geld im Haus und baar Geld lacht und der Vater lachte auch, wenn er Gold und Silber auf einander häufelte. Vielleicht hat's auch die Mutter nicht erfahren, ich wenigstens weiß nicht, woher das Geld damals kam. Die Mutter wollte, er solle davon lassen, er passe nicht zum Geschäftsmann; sie meinte, man müsse dem Förster Jorns Bescheid sagen, wie versprochen worden. Der Vater meinte aber, der Staat laufe ihm nicht davon, und er verschob den Gang zu Jorns von Monat zu Monat.

Als es hieß, daß der Staat ein Hofgut weiter oben gekauft habe, sagte der Vater: „sie müssen schon noch zu mir kommen, sie können nicht über mich hinüber, ich liege ihnen im Weg.“ Das hat er uns auf einer Revierkarte gezeigt, die ihm der Rittmeister einmal gebracht hatte.

Die Mutter sagte: es kann Dir noch gehen wie dem Aussichtler. Das war nämlich ein kleines Männchen, das vordem brav und fleißig auf einer Anhöhe als Uhrgehäusmacher gelebt hatte, und seine Frau soll die schönste Frau weitum gewesen sein. Nun kamen mehrmals Leute zu ihm, die haben die Umgebung ausgemessen, auch vornehme Frauen sind gekommen und Alle haben gesagt, hieher müsse sich die Fürstin ein Schloß bauen, denn da sei die schönste Aussicht und die beste Luft im ganzen Land. Von da an war das Männchen närrisch geworden, hatte nichts mehr gearbeitet und immer auf die Leute gewartet, die ihm die schöne Aussicht abkaufen. Die Frau ist gestorben und der Mann sah Jeden darauf an, ob er nicht seine schöne Aussicht kaufe.

Als meine Mutter das von dem Aussichtler sagte, schlug der Vater mit der Faust auf den

Tisch, plötzlich aber lachte er und sagte: „Da wär' ich ja schon närrisch, mich darüber zu erzürnen; ich hab' meinen gesunden Verstand und behalte ihn." Ja, er hat sich viel darauf eingebildet, daß er gescheit sei, und der Rittmeister hat es ihm noch mehr eingeredet.

Der Vater ist viel hin und her gefahren, die Mutter hat ihn auch einmal begleitet; aber einmal und nie wieder. Als sie heim kam, klagte sie, das sei ja, wie wenn die ganze Welt zu verkaufen wäre und man immer nur zu schmausen hätte. Wegen des Bergschinders, den sie auch getroffen hatte und mit dem der Vater gut Freund war, hat's arge Händel gegeben. Der Vater hat gesagt, die Mutter sei zu einfältig; er verstehe jetzt, was für ein Wohlthäter der Schaller sei, der Güter und Wälder aufkaufe und die Aecker losschlage, damit die armen Leute auch zu was kommen können.

Von da an hat die Mutter nichts mehr drein geredet.

Der Vater, der sonst Monate lang nicht vom Hof weg kam, ist nun keine drei Tage nach einander mehr daheim gewesen, da ist immer gefahren und geritten worden. Sonst sagte der Vater kein Wort

über das Essen, jetzt hat's ihm daheim nicht mehr geschmeckt, und die Mutter war darüber so traurig, daß sie selber kaum mehr was über den Mund brachte.

Sonst hatten wir kaum vom Landbriefboten gewußt, jetzt kamen Boten mit Briefen und Telegrammen, täglich zweimal, auch dreimal. Anfangs bewirthete die Mutter die Boten, wie es der Brauch ist; nachher hat sie's unterlassen, die Leute kamen zu oft, da müßte man's ja haben wie in einem Wirthshaus, und der Vater hat auch gesagt, das Aufwarten sei nicht nöthig.

Wenn der Vater daheim blieb, war er nicht recht daheim, er ist unruhig in der Stube hin- und hergegangen, hat das Fenster auf- und zugemacht, ist vor das Haus und wieder hinein, er hat eben immer auf etwas gewartet.

Im Winter haben wir so viel Holz geschlagen wie noch nie, die Leute aus der Umgegend haben viel Geld verdient, der Aussichtler war auch dabei, man ließ ihm gern was zukommen; aber auch viel Leute aus der Fremde hatten wir bei der Arbeit, Männer aus allen Ländern, mit Weibern und Kindern, die im Sommer an der Eisenbahn gearbeitet

haben. Sie haben in unseren Scheunen und Ställen gewohnt, es war viel wildes Volk, und auf unserm Hof war's wie in einem Zigeunerlager.

Ringsum krachte und polterte es immer, und auf dem Schnee wurden die Stämme zu Thal geschleppt, hundert und hundert, mit unseren eigenen Rossen; das ging vom frühen Morgen bis spät in die Nacht, und aus dem Mund des Vaters hörte man nichts als Befehlen und Rechnen.

Die Mutter fragte, freilich gar scheu, wie es denn sei, ob der Förster Jorns dazu gestimmt habe, und ob nicht bald mit ihm abgeschlossen werde.

„Ja," sagte der Vater, „jetzt braucht man die Forstleute noch nicht zu fragen; aber sie wollen ein Gesetz bei den Landständen machen, daß wir nicht mehr Herr über unser Eigenthum sind. Sie sollen's machen, derweil schlage ich meinen Wald, und der Staat muß nachher doch kommen und mir den gleichen Preis für den leeren Boden geben, den er mir mitsammt dem Wald dafür hat geben wollen." Er erklärte des Weiteren, wie später nach dem Gesetz das Holz viel theurer werde; drum schlage man's jetzt, und das Holz werde nicht altbacken, im Gegentheil immer besser.

„Nimm es geduldig auf, wenn ich einfältig frag',“ entgegnete die Mutter, „da könnte man jetzt das Holz auch stehen lassen, es bleibt im Werth und wächst noch zu.“

„So fragen viele Leute, die sich noch für viel gescheiter halten als Du. Später darf man nur so viel schlagen, als eben die im grünen Rock einem zumessen. Wer dann Vorrath hat, ist oben auf.“

Die Mutter war zufrieden und fragte nur noch:

„Traust Du dem Rittmeister in Allem?“

„So gut wie Dir. Dem kann man blindlings folgen, der hat die Augen offen. Sei nur ganz ohne Sorge und laß Dir von Niemand was einreden.“

„Du bist der Meister,“ sagte die Mutter, „ich red' nichts drein.“

Und so hat sie's gehalten.

Im Frühling war viel Geld in unserm Hause, aber der Vater hat's nicht brach liegen lassen, er hat mit dem Rittmeister einen Wald im Bayerland gekauft, durch den die Eisenbahn kommen muß. Der Rittmeister hatte das ausgekundschaftet. Es hat geheißen, man muß nur warten.

Neuntes Kapitel.

Der Vater hat sich eine Kutsche angeschafft, die Mutter hat sich nie hineingesetzt, manchmal hat der Anonymus kutschirt, meist aber der Vater. Zuweilen hat er auch mich mitgenommen; er ist, wie es scheint, doch nicht gern allein gewesen. Als wir an dem Weger vorbeifuhren, der auf der Straße Steine klopfte, that der, als ob er die Mütze abziehen wollte, er kratzte sich aber nur hinterm Ohr und glotzte uns verwundert an.

An der Straße, hoch oben gegen den Bodensee, steht im Wald ein einsames Wirthshaus, dort trafen wir den Rittmeister, bald kam auch der Schaller. Er grüßte den Rittmeister sehr unterthänig, meinen Vater nur so leichthin, er ging in der Stube auf und ab, fuchtelte mit seiner Reitgerte und schlug sich auch manchmal damit auf seine hohen Stiefel. Er hatte ein ehrbares Ansehen, rund und behaglich, er war schon bei Jahren, aber noch hurtig; er schmatzte immer, wie wenn er einen Leckerbissen auf der Zunge hätte. Als er mich sah, sagte er zum Vater:

„Das ist also Ihr einzig Töchterle? Ich wollt', ich hätt' auch so eins. Verheiraten Sie sie nicht, bis mein Sohn wieder aus Amerika heimkommt, dann soll sie meine Tochter werden."

War das nicht ein prächtiger Mann? Ein Wohlthäter? Und auf diesen Mann hat die Mutter alle Schimpfworte geworfen! Ja, dachte ich, der Vater versteht die Menschen viel besser als die Mutter.

Der Schaller erkundigte sich beim Wirth, ob Niemand nach ihm gefragt habe. „Ja, der Geldwälzer" hieß es, und man rief einen verkommenen Bauer, der immer gern schmarotzte, wo es was zu essen und zu trinken gab. Man sagte ihm nach, er habe sein Gütchen für baares Geld verkauft, für lauter harte Thaler, die hat er auf den Boden gestreut und sich drauf herum gewälzt. Daher hatte er den Namen, aber vom Geld hatte er nichts mehr.

Ich hörte nicht, was die Männer mit einander redeten, aber der Vater stand auf und sagte:

„Da bin ich der Mann. Zu der Hane kann ich den Stiel finden. Ich bin mit dem Heckenbauer weitläufig verwandt. Was da zu machen ist, mach' ich."

Als der Rittmeister den Vater lobte, lachte der

Vater übers ganze Gesicht und ging davon. Ich wollte mit ihm, aber er nahm mich nicht mit; ich mußte allein in dem einsamen Wirthshaus warten.

Ich ging vor das Haus, saß auf der Bank und hörte die drei Männer drin lachen und lärmen.

Ich sitze da und sehe neben mir eine große Spinne, sie hockt mitten im Spinnweb, eine Fliege kommt daher, sie ist gefangen; sie hat wol gemeint, da sei nur Luft, da sind aber feine Fäden. Die Fliege zappelt, kann aber nicht los; sie greift mit den Füßen um sich und über sich, sie kommt nicht los. Die Spinne spürt gewiß, daß sie was gefangen hat, es zittert ja Alles und wer weiß, was sie denkt, sie wartet aber still; die Fliege ist ruhig, die Spinne kommt auf einem Leitseil daher, die Fliege fängt wieder an zu zappeln, die Spinne macht sich fort und wartet wieder und wartet, bis die Fliege sich kaum mehr regt, dann umspinnt sie sie, saugt sich an ihr fest und saugt sie aus.

Damals auf der Bank ist mir's auf einmal aufgegangen: der Rittmeister oder der Bergschinder, das ist die Spinne, und mein Vater ist die Fliege.

Als ich noch so dachte, kam mein Vater daher, und bei ihm war der Heckenbauer und der Schmaje.

Ich ging auch mit ihnen in die Stube. Als wir hinein kamen, jagte der Schaller den Schmaje fort und rief: „Wenn Du nicht gehst, zeig' ich Dich an, Du Jud darfst nicht beim Güterhandel sein."

Der Schmaje ging und murmelte etwas wie einen Fluch; der Schaller lachte — er machte immer die Augen ganz zu, wenn er lachte — und erklärte, das sei ein Hauptspaß, den Schmaje könne man hin und her zwacken wie man wolle. Die Männer gingen mit dem Heckenbauer in eine Nebenstube, ich hörte [illegible] zusammen schlagen; die Sache schien fertig. Die Männer kamen wieder heraus, der Schaller steckte ein großes Papier in die Brusttasche, und jetzt ward Weinkauf getrunken. Der Geldwälzer trank am meisten.

Es war bald Nacht, unser Fuhrwerk war angespannt, und als wir aufsteigen wollten, kam der Rittmeister und sagte dem Vater, er habe nun Theil an dem Geschäft mit dem Heckenbauer, er wolle ihm den Gewinntheil abkaufen und baar zahlen. Der Vater dankte und sagte, er sei der Mann, um in Gewinn und Verlust voll mit dabei zu sein.

Wir fuhren fort, und der Vater pfiff unterwegs seine Soldatensignale vor sich hin. Plötzlich wurden

wir angehalten, der Schmaje stand da. Er sprach gar eindringlich in den Vater hinein und warnte ihn vor der Räuberbande, in die er gerathen sei.

„Der Schaller besonders," sagte er, „spottet über Dich, er heißt Dich nur die Geis, die so mager aussieht und doch viel Fett im Leib hat; er sagt, er wolle Dich ausschlachten mit sammt dem Stall. Und der Rittmeister — er hat sich ausgerittmeistert — der ist grad' so schlecht. Mach Dich los! Das sind Blutegel, das sind Spinnen, die Dich aussaugen;" — „Ja, Spinnen", rief ich, und mir fiel ein, was ich heut gesehen. Der Schmaje sagte:

„Da hörst Du's, Dein Kind, Dein unschuldig Kind sagt's auch."

„Und versteht grad' so viel wie Du; ich muß doch auch dabei sein, wenn ich betrogen werde."

„O Xander, guter Kerl," rief da der Schmaje und weinte fast dazu. „O Xander! Du bist ein aufrichtiger Mensch, Dein Vater war ein aufrichtiger Mensch, Dein Bruder Donatus ist ein aufrichtiger Mensch, ich geh' schon bald dreißig Jahr in Eurem Haus aus und ein. Hier Dein Kind auf Erden und Dein Vater im Himmel sind Zeugen, daß ich Dich gewarnt hab'. Ich will keinen Stern

mehr sehen, ich will mein eigen Kind nicht mehr sehen, wenn ich nicht die Wahrheit rede. Du willst es mit dem Schaller aufnehmen? Weißt Du, was der Schaller Dir gethan hat?"

„Mir? Was?"

„Bei dem können sieben Teufel in die Schule gehen. Er hat, um Dich kirre und zahm zu machen, sich von Dir betrügen lassen. Er hat —"

„Genug! Genug!" unterbrach ihn der Vater, „ich betrüge nicht. Aber sag', was muß ich Dir geben? — ich biete Dir hundert Gulden —, wenn Du das, was Du da sagst, vor dem Schaller und dem Rittmeister wiederholst?"

„Ein Soldat und ein Advokat auf einmal? Das ist mir zu viel," jammerte der Schmaje, „aber nenn' doch den Menschen nicht mehr Rittmeister, er ist mit Schimpf und Schand durch ein Ehrengericht ausgestoßen worden."

Ohne dem Schmaje weiter eine Antwort zu geben, peitschte der Vater den Gaul und fuhr davon; ich sah noch zurück, und da stand der Schmaje und hob die Hände zum Himmel auf. Wir fuhren fort, der Vater pfiff nicht mehr, und ich sagte, der Schmaje meine es doch gewiß gut. Der Vater er-

klärte mir, der Schmaje sei bei all seinem herzlichen Gethue doch eigennützig und habgierig, er wolle ihn doch nur abspenstig machen, weil er keinen Vortheil bei diesem Geschäfte habe und solchen Anderen nicht gönne. Der Vater schärfte mir ein, ich solle der Mutter nichts von dem Vorgefallenen erzählen. „Du bist schon gescheit genug," sagte er, „Dir will ich's anvertrauen, ich hab' auch im Sinn, mich von den Sachen los zu machen und wieder im Alten weiter zu leben; ich muß nur noch das große Geschäft in Bayern und zwei andere abwickeln. Sag' aber der Mutter nichts von Allem, sie ist gar ängstlich und ganz wohl ist sie auch nicht."

In der Nacht hat mich die Mutter geweckt und gescholten: „Was schreist Du denn immer von der Spinne? Es ist ja keine da."

Ich mußte von der Spinne geträumt haben.

Zehntes Kapitel.

Wenige Tage darauf kam der Rittmeister vor unserm Haus angeritten. Sonst war immer ein Reitknecht hinter ihm drein, heut' war er allein;

er erzählte in der Stube dem Vater, daß er den Reitknecht, der vor einigen Tagen unehrerbietig gegen den Vater gewesen, entlassen habe.

Ich ging vor das Haus, da stand der Ronymus auf einer Leiter am Scheunenthor und nagelte einen Geier an. Er erzählte mir, daß er den Geier gestern geschossen habe, wie er just eine Goldammer in den Krallen gehabt, sie sei aber schon todt gewesen. Der Geier war angenagelt, und als der Ronymus auf dem Boden stand, sagte er:

„Weißt Du was ich möcht'? Den Rittmeister möcht' ich so annageln. Das ist auch ein Geier, und Dein Vater ist die Goldammer."

Er hatte das kaum gesagt, da kam der Vater mit dem Rittmeister daher und sagte dem Ronymus, er solle die Pferde satteln und für sich auch eins, er solle hinterdrein reiten.

Der Ronymus schüttelte den Kopf, und der Vater rief voll Zorn:

„Was stehst noch da? Thu, was ich Dir gesagt hab'." Der Ronymus rührte sich nicht vom Fleck, der Vater schrie ihn an, daß die Mutter zum Fenster heraus schaute.

„Bist Du taub? Hörst Du nicht, was ich Dir befehle?"

„Freilich, hab's schon gehört, aber ich thu's nicht. Ihr für Euch verlangt das nicht, und hinter dem da drein reitet der Teufel, der ist Rittmeister von des Teufels Leibgarde."

Der Vater hob die Faust gegen Ronymus, aber der Rittmeister hielt ihm den Arm. Der Ronymus rief:

„Schlag' Du mich, Rittmeister, schlag' mich, dann kommt vor Gericht an den Tag, wer man ist."

Der Rittmeister lachte und redete leise in den Vater hinein, der nun den Ronymus Knall und Fall aus dem Dienst schickte. Als er schon auf dem Pferd saß, sagte er noch:

„Wenn ich heim komm' und Du bist noch da, jag' ich Dich mit der Peitsche und hetze Dich mit Hunden fort."

Der Vater trabte mit dem Rittmeister davon; es war eine Pracht, wie er zu Pferde saß.

Der Ronymus setzte sich auf den Brunnentrog, und das ist das einzige Mal im Leben, wo ich ihn hab' weinen sehen. Er wusch sich dann die Hände und die Augen, und es war fast zum Lachen, wie er zu mir sagte: „Ich wasche meine Hände in Unschuld. O Brigitta, Du und Deine Mutter, Ihr verdient das Elend nicht und Dein Vater verdient's

auch nicht. O, hätt' mich der Rittmeister nur geschlagen! Ich hätt' ihn anpacken sollen, damit wir vor Gericht kommen. Ich bin zu einfältig und feig gewesen."

Ich frug den Nonymus, ob er die Redensarten vom Schmaje habe; er stutzte, als ich das sagte und gestand, daß er vom Schmaje, aber auch von Anderen gehört habe, wer der Rittmeister sei.

Der Nonymus ging fort, meine Mutter, die nicht wohl war und nicht aus der Stube konnte, hat ihn hinauf gerufen; er ist aber nicht zu ihr gegangen, er ist gerades Wegs fort und hat auf einem Schubkarren seine Kiste mit seinen Habseligkeiten fortgeführt; er hat mir keine Hand mehr gegeben und sich nicht mehr umgesehen.

Ein paar Tage drauf, mitten in der Woche, kam der Ohm Donatus. Der Vater war nicht daheim, aber die Mutter sagte, er könne jede Stunde kommen, der Ohm solle doch warten; er willigte ein und ging durch den ganzen Hof. Als er wieder in die Stube kam, sagte er: „Das sieht schlimm aus, da sind ja die Knechte Meister." Die Mutter ließ das nicht gelten, sie wollte dem Vater nichts von seiner Ehre nehmen lassen. Der Ohm sagte,

er sei nicht gekommen, um Unfrieden zu stiften; er wolle lieber wieder gehen, und so viel er wisse, hätten ja die Eltern Gütergemeinschaft.

„Was willst Du jetzt damit, mit der Gütergemeinschaft?“ fragte die Mutter und bekam einen Blick so traurig, wie gar nicht zu sagen, und der Frost schüttelte sie. Sie frug mich, woher auf einmal Thür und Fenster offen seien und ein so scharfer Luftzug wehe, und es war doch Alles zu. Von damals an hat sich's in ihr gesetzt.

Der Ohm wollte gehen und als er eben die Thür in der Hand hatte, kam der Vater. Er hieß den Bruder willkommen und frug, was vorgehe, daß er mitten in der Woche daherkomme. Der Ohm sprach heftig gegen die Geschäfte und die Genossenschaft mit dem Rittmeister.

„Hat Dir der Schmaje das gesagt?“

„Der auch und Andere dazu. Xander, Du bist nie der Pfiffigste gewesen —“

„Und weil Du mein Bruder bist, nehme ich das gut auf. Just einen Vormund brauche ich nicht.“

Es war nahe dran, daß es argen Streit gab.

Die Mutter — man sah, es strengte sie an — sagte zum Ohm:

„Schwager, es ist recht von Dir, daß Du gekommen bist. Aber weil jetzt mein Mann da ist, darf ich's sagen; er hat mir anvertraut, daß er Willens ist, sich von der Handelschaft los zu machen. Und jetzt ist Alles aus und Friede, und kein Streit unter Brüdern. Jetzt bleib da, Donatus, und iß mit uns."

Der Ohm ist da geblieben, und so weit war Alles gut.

Die Mutter hatte sich zu arg angestrengt, sie mußte sich niederlegen und ist nicht mehr aufgestanden. Sie hat nach der Bonifacia verlangt, und die war auch bald da. Die Mutter hatte verlangt, daß der Vater den Nonymus wieder in Dienst nehme; der Vater hat eingewilligt, aber es war schon zu spät, der Nonymus hatte sich schon nach Ulm verdingt als Kutscher.

Der Vater war lind und gut gegen die Mutter, und sie hat ihn getröstet, so viel sie konnte.

Einmal schickte die Mutter den Vater und die Bonifacia aus der Kammer, ich mußte allein bei ihr bleiben.

„Kind," sagte sie, „ich hab' noch was auf dem Herzen. Du hast damals die goldene Kette von

dem da . . . von dem Rittmeister angenommen; aber laß Dir nie im Leben mehr was schenken, von keinem Menschen. Und halt' Deinen Vater in Ehren. Er ist brav und herzgut, die Schelme haben's leicht mit ihm gehabt. Der Zorns hat's gut gemeint, er kann nichts dafür. O unser schöner Hof! Unser Wald! Lieber Gott! Ich bitt' Dich nur um Eins. Lieber Gott, thu mir nur in der letzten Minute den Gedanken weg an den Rittmeister, daß ich nicht mit einem Fluch auf ihn sterben muß . . ."

Die Mutter ist sanft gestorben. Wie der Vater und ich geweint haben, das kann ich nicht erzählen.

Elftes Kapitel.

Es hat sich erwiesen, daß der Rittmeister in der That seines Ranges verlustig war; ich muß aber doch dabei bleiben, ihn so zu nennen. Er ist nach jenem Ritt mit dem Vater nicht mehr auf unsern Hof gekommen, es scheint, er hat die Geschichte mit dem Ronymus als gute Gelegenheit genommen, um mit dem Vater Streit anzufangen; es war ja nichts mehr von uns zu holen. Wie und warum

nachher der große Rechtsstreit daraus entstanden, das weiß ich nicht und bin nie darüber klar geworden. Ich habe natürlich dem Vater geglaubt, daß er den Prozeß gewinne; daran war gar kein Zweifel. Der Vater fluchte beständig auf den Rittmeister und hatte doch nichts mehr mit ihm zu thun, denn der Rittmeister hatte seinen Rechtshandel an einen Fremden verkauft und war mit seiner Frau nach Paris oder nach Italien gereist.

Ich hatte nur immer den Vater zu beruhigen, er verstand jetzt gar nicht mehr, warum er sich in all das eingelassen; er hatte doch Vermögen genug und nur ein einziges Kind. Er hoffte indeß beständig, daß Alles wieder gut werde, freilich, die Mutter war nicht mehr aufzuerwecken.

Eines Tages kam der Schmaje und sagte dem Vater, ein Prozeß könne doch eben so gut gewonnen als verloren werden; wenn er verloren werde, dann stehe die Gant vor der Thür. Jetzt sei der Vater noch Meister über Alles und darum wolle er mit ihm einen Scheinkauf machen und alle unsere bewegliche Habe kaufen, das Weißzeug und die Betten im Haus und das Vieh im Stall; der Kaufpreis solle stehen bleiben, und wenn der Prozeß gewonnen

werde, solle Alles nichts gelten. Man wäre doch ein Narr, wenn man den Gläubigern die Sache überließe.

„Du bist betrogen worden, warum willst Du der Einfältige sein?“ schloß der Schmaje. Der Vater sagte:

„Das wäre lustig.“

„Das just nicht, und Du sollst mir dafür geben, was Du willst; ich thu's Deinem Kinde zu lieb und Deiner Frau zu lieb.“

„Jetzt ist genug,“ sagte der Vater, ging an die Thür und machte sie weit auf. „Mach', daß Du hinaus kommst.“

„Ich geh' nicht,“ sagte der Schmaje, „ich laß mich von Dir nicht hinaus werfen, Dein Vater vom Himmel herunter leidet das nicht; Dein Vater war ein braver Mann, Dein Bruder Donatus ist ein braver Mann, freilich arg hartherzig, aber doch brav . . .“

„Und darum soll ich schlecht werden? Nein, nein. Wenn ich mein Vermögen wieder bekomme, traue ich keinem Menschen mehr, Dir auch nicht, Schmaje . . .“

„Meinetwegen trau mir dann nicht, trau mir

aber jetzt. Da steht Dein Kind, Dein einzig Kind, willst Du es dahin kommen lassen, daß — Gott behüte — Dein einzig Kind vor fremder Leute Thüren steht und — und ich weiß nicht was, ich wills nicht sagen. Kind, Du bist doch auch schon bei Verstand, hilf mir und hilf Deinem Vater."

„Lieber Hunger sterben, als betrügen," hab' ich da gesagt, ich weiß nicht, woher ich das habe, aber ich hab's gesagt.

Der Schmaje ging fort und ließ die Thüre sperrangelweit offen, der Vater schloß sie. Als wir allein waren, saß der Vater lange stumm da und legte die Faust auf den Tisch, endlich sagte er:

„Der Teufel hat allerlei Boten, aber unser Herrgott auch, er schickt mir den, um mir zu sagen, Du bleibst ehrlich und gewinnst Deinen Prozeß."

Es ist aber doch anders gekommen, der Prozeß wurde verloren. Unser Hof wurde bei Gericht versteigert, der Staat hat ihn gekauft und es hieß, er wird zu Wald gemacht.

Die Gant stand vor der Thür und kam herein.

Männer vom Gericht, ganz fremde Menschen kamen auf unsern Hof und thaten, wie wenn sie da zu Hause wären und nicht wir. Vom Speicher

bis in den Keller und Stall haben sie Alles aufgeschrieben und an die Schränke Schlösser gelegt und große Siegel. Wir durften in die meisten Stuben gar nicht mehr hinein.

Einer von den Gantmännern sagte in der Wohnstube zum Vater: „Euren Soldaten-Abschied kann man Euch nicht nehmen, den behaltet Ihr," und als sie meinen Schrank aufmachten, sagten sie: „Was Dein eigen ist, gehört Dir. Den Anhenker da steck' in die Tasche." Er gab mir die goldene Kette mit meinem Namen und ich meinte, sie brennt mir in der Hand, aber ich steckte sie doch ein.

Und wieder eines Tages waren Männer und Frauen aus der ganzen Umgegend und auch von weiter her da, auch der Schmaje war da, er kaufte fünf von unseren Rossen und sah den Vater nicht an. In der Stube stellte sich dann ein Mann hinter den Tisch, vor ihm brannte ein Licht, Alles wurde hereingeschleppt, Betten und Weißzeug und was nur niet- und nagellos ist, ward versteigert und beim Zuschlag ward mit einem Hammer auf den Tisch geschlagen.

Die Bonifacia war herauf gekommen und wollte mich mit fort nehmen, ich ging aber nicht vom Vater

weg, ich saß bei ihm auf der Ofenbank und wir sahen Allem zu. Ich fuhr mir oft mit der Hand über die Augen — es mußte doch Alles nur ein Traum sein. Aber es ist wahr. Die fremden Menschen sind da, unsere Sachen gehören ihnen, sie schleppen sie mit fort und lachen dabei. Wie die Bilder mit dem Andenken an meine verstorbenen Geschwister abgehängt wurden und der Ausrufer sagte, die Bilder seien nichts werth, aber die Rahmen, da habe ich laut aufschreien müssen. Es hat Niemand darauf geboten als die Bonifacia, der Ausrufer gab sie ihr und sie sagte, daß sie mir sie aufbewahre.

Jetzt wurde der Soldaten-Abschied des Vaters von der Wand abgenommen, der Ausrufer nahm das Papier heraus und sagte: „Xander, die Schrift gehört Euch, aber der Rahmen gehört der Masse.“ Da stand der Vater auf, nahm das Schriftliche in die Hand, hielt es über's Licht, zündete es an und sagte: „Da steht sein Name. So sollte man den Rittmeister verbrennen.“ Dann ging der Vater hinaus. Ich folgte ihm, er fuhr sich mit der einen Hand immer um den Hals herum, und wie ich ihn an der andern Hand faßte, sagte er: „Ist gut, ist recht, wir bleiben bei einander.“

Wir gingen nicht mehr ins Haus hinein, bis alle Leute fort waren; die Bonifacia kam und bat uns, mit ihr zu gehen, der Vater aber sagte, er gehe zu seinem Bruder, um als Knecht bei ihm zu dienen, es sei doch sein Bruder und dort sein Elternhaus; freilich hätte der Donatus kommen müssen, ihn abzuholen, aber er dürfe nicht mehr stolz sein.

Die Bonifacia mußte heim zu ihrem Mann, ich war mit meinem Vater allein in unsem ausgeraubten Hause; daheim in der Fremde.

Zwölftes Kapitel.

Es wurde Nacht, wir nahmen uns an der Hand und gingen, ich sagte dem Vater, wir müßten jetzt stark und fest sein und nicht mehr zurückdenken und zurückschauen; er gab mir keine Antwort und drückte mir nur die Hand, dann ließ er mich los.

Von jener Minute an hab' ich's gespürt, man muß sich selber aufrecht halten, und ich glaub', ich bin dabei geblieben.

Der Hund kam uns nach, der Vater jagte ihn fort und sagte: „Hab' selber nichts mehr zu essen."

Wir gingen durch den Wald, das ist kein Wald mehr, nichts als tausend und tausend Baumstümpfe und überall sitzen Raben drauf; man hat gar nicht gedacht, daß es bei uns so viel Raben giebt.

Die Sonne ging unter, die Raben flogen auf und krächzten.

„Er darf mir keinen Vorwurf machen," sagte der Vater. „Niemand hat ein Recht dazu als Du. O, ich möcht' nicht zu ihm, lieber betteln geben von Haus zu Haus und Du kannst sagen: das ist mein Vater, der war einmal ein stolzer reicher Bauer mit hundert und hundert Morgen Wald, und jetzt ist nichts mehr sein eigen als der Bettelstab in der Hand. O Kind, so alt bin ich geworden, so alt, fünfzig Jahre war ich alt, und da hab' ich erst gelernt, daß es grundschlechte, verlogene Menschen auf der Welt giebt."

Ich tröstete den Vater, so gut ich konnte. Der Vater sagte nur: „Ich rauche nicht mehr."

Wir gingen fürbaß, es war noch ein weiter Weg bis zum Ohm. Plötzlich erhob sich ein scharfer Wind und der Vater rief:

„Wind, was willst Du von mir? Such' Dir den Rittmeister, heb' ihn vom Boden, laß ihn zappeln und dann zerreiß ihn in tausend Stücke."

Der Wind riß dem Vater den Hut vom Kopf, und er lachte: „Nimm den Kopf auch mit." Wir suchten den Hut, fanden ihn aber nicht, barhaupt ging der Vater dahin, er litt es nicht, daß ich ihm ein Tuch über den Kopf binde, er sagte, er habe dem Wind den Weg aufgemacht da herein.

Wir hörten Hunde bellen von weit entfernten Höfen. Der Vater sagte: „Sie bellen alle auf mich los. So lang noch mein Wald da war, hat man die Hunde nicht gehört."

Mir zitterte das Herz im Leib, und ich war froh, als wir endlich Licht sahen am Hause des Ohms.

Wir kamen gegen das Haus, die Hunde bellten, ein Fenster ward aufgemacht, und der Ohm fragte: „Wer ist da?"

„Ich bin's, ich will in mein Elternhaus."

„Dein Elternhaus? Es ist nichts mehr Dein. Aber komm meinetwegen nur herauf."

„Komm Du herunter und hol' mich."

„Da kannst Du lang warten."

„Komm fort, komm fort . . .“ sagte der Vater zu mir und riß mich fast um. Wir wendeten uns wieder thalab, ich wagte nicht, dem Vater drein zu reden, und er sagte auch:

„Red' nichts, kein Wort! Da drüben liegen meine Eltern — so wenig die aus dem Grabe steigen und wieder ins Haus kommen, so wenig trete ich je wieder über die Schwelle.“

Wir wandern und wandern, und was kommen für Gedanken! Mir fällt jetzt ein, tief drin in dem Elend fällt mir jetzt ein, wie ich einmal die Prinzessin vom Schlehenhof geheißen, ich höre die Musik von der Hochzeit meiner Schwester und die Reitersignale, und mein einziger Wunsch war jetzt nur, daß ich einmal an dem Verderber Rache nehmen könnte.

Wir kamen endlich an unser Dorf, und da draußen saßen wir, bis es Tag ward. Wir zählten die Stunden, die es vom Thurme schlug; dort lag die Mutter und die Schwester im Grab. Gottlob, daß sie das Elend nicht erlebt haben.

Da in den Häusern ruhen jetzt die Menschen, da sind so viele aufgerichtete Betten, die Bäuerinnen thun stolz damit, keine sagt: kommt herein

und wärmt Euch und ruhet aus. Keins denkt, daß da draußen zwei verlorene, verlassene Menschen sitzen. O, die Welt ist unbarmherzig!

Nein, es hat doch Menschen gegeben, die an uns dachten.

Der Vater sagte: „Mir ist so kalt, ich wollt', ich wäre ganz kalt."

Da rief eine Stimme: „Gottlob, daß ich Euch endlich finde," es war der Weger, der auch vom Berg herabkam in seinem alten Soldatenmantel; er nahm schnell die Enzianflasche aus der Tasche und sagte:

„Vor Allem trinken, hat jener Bauer gesagt, wie er sich besinnt, was er in der Stadt zu thun hat. Da, trinket, und jetzt noch einen Schluck. Hat sie wieder einmal recht gehabt, die Bonifacia, hat mir keine Ruhe gelassen, muß vor Tag zu Euch da hinauf zum Donatus und sehen wie's Euch geht. Ja, ich möcht' nicht der Donatus sein . . . Aber jetzt wird nichts weiter geredet, kommt mit heim."

Wir sind mit dem Weger gegangen.

Dreizehntes Kapitel.

O lieber Gott! Es giebt noch Unterschlupf auf der Welt; gute Menschen und warme Stuben.

Der Weger und die Bonifacia nahmen uns auf, wie wenn wir noch die fürnehmen Leute von früher, nur ein Ehrenbesuch wären. Die Bonifacia machte eine Morgensuppe und ließ mich dabei helfen, sie deckte den Tisch mit einem frischen Tuch, rückte dem Vater den einzigen Strohstuhl hin, der in der Stube war, holte aus dem Schränkchen einen silbernen Eßlöffel und sagte: „Das ist das Pathengeschenk, das Ihr dem Ronymus gegeben habt."

„Ich kann schon mit dem blechernen Löffel essen und muß froh sein, wenn was drin ist," antwortete der Vater und stemmte den Löffel auf den Tisch; es ist ihm hart geworden, sich eine Suppe von geringen Leuten schenken zu lassen; er zwang sich aber und aß, und in den ersten geschenkten Löffel Suppe ist eine Thräne gefallen . . .

Das war das letztemal, daß er geweint hat, von da an nie mehr.

Als er gegessen hatte, wollte er von seinem

Bruder Donatus erzählen; der Weger meinte, er solle damit warten, aber der Vater gab nicht nach und fragte am Schluß: „Weger, was sagst Du dazu?“ Der Weger zuckte die Achseln und sagte: „Ja, das ist nicht recht, aber Du hast Deinem Bruder doch auch Schlimmes angethan; es ist für einen ehrenstolzen Bauer nichts Kleines, daß er einen Bruder hat, der sein Sach . . . glimpflich gesagt verunschickt hat.“

Der Vater seufzte: „Ja, ja, ich muß mir jetzt von Jedem gute Lehren geben lassen. Von Dir hör' ich's geduldig, Du meinst es gut.“

Der Vater wollte nun gleich mit dem Weger hinaus und helfen, Steine klopfen; der Weger aber wehrte ab und sagte, der Vater solle sich noch besinnen. Wie der Vater sagte, er habe sich besonnen, er bleibe dabei, da schüttelte der Weger den Kopf:

„Thu's nicht, jetzt noch nicht, und ich hab' einen besondern Grund. Weißt, was das ärgste ist, wenn ein Mensch ins Elend gerathen ist und das ist auch noch dabei?“

„Ein bös Gewissen.“

„Das auch, aber da ist schon jeder für sich sein eigener ausstudirter Doktor und sein eigener Apo-

theker. Ich hab' was anders gemeint: Krankſein zum Elend dazu, das mein' ich. Laß Dich nicht krank werden, Du mußt jetzt geſund ſein. Geh' ins Bett, nachher iſt wieder Tag und nachher thu' was Du meinſt, und wenn Du's mit mir berathen willſt, ich bin dabei."

Ueber das traurige Geſicht des Vaters gings wie ein heller Sonnenblick. Er ließ ſich vom Weger zu Bett bringen wie ein klein Kind, und bald kam der Weger in die Stube und ſagte: „Er ſchläft." Er ging an ſein Geſchäft und nahm den Ausſichtler mit, der auch im Hauſe wohnte und immer Clarinett blaſen wollte.

Ich ſuchte in meinen Taſchen nach, richtig, es iſt ſo, ich hatte die Kette verloren, die mir der Rittmeiſter geſchenkt. Ich weiß ſicher, ich habe ſie in die Taſche geſteckt; ich habe ſie verloren, wie ich dem Vater ein Tuch habe um den Kopf binden wollen. Es war gut ſo, ich ſollte kein Andenken vom Rittmeiſter haben. Ich wollt', wir könnten alles Andenken an ihn verlieren.

Am Mittag wachte der Vater auf und war ganz friſch, er ließ ſich vom Weger eine Kappe geben und einen ſchweren Hammer, ging mit ihm hinaus auf

die Straße und half die Steine zerschellen. Am Abend fragte der Vater:

„Weger, sag' mir Alles; was reden und denken die Leute von mir?"

„Was liegt Dir dran? Und was die anderen Leute reden und denken, weiß ich nicht. Sei jetzt um Gottes Willen nicht wehleidig. Das Dummste ist, den Menschen seine Gebresten zeigen; sie haben keine Zeit und sind ärgerlich auf den, dem's schlecht geht, wenn nicht gar schadenfroh —"

„Aber Du, was denkst Du? Sag' Alles, Du meinst es gut, von Dir hör' ich's geduldig."

„Ich weiß nicht, ob's Dir was hilft. Sag' mir zuerst, wem giebst Du eigentlich Schuld? Dir oder Anderen?"

„Beides."

„Ist auch so. Natürlich schreibst Du Dir nur den kleineren Theil zu. Ich sag' nicht, daß Du einfältig gewesen bist, im Gegentheil, zu pfiffig. Ja, mit einem Wort, der Grundteufel heißt Ungenügsamkeit. Sitzt da ein Bauer auf seinem Hofgut wie ein König und macht Geschäfte, und warum? Er hat das schöne Gut von der Frau und er ist stolz, er möcht' aus ihm selber noch eben so viel dazu

erwerben. Er hat sich das lange nicht eingestanden, bis ein Verschmitzter kommt und es ihm sagt, und es ist, wie wenn er aus dem Schlaf aufgeweckt wär' —"

„So ist's," rief der Vater, „woher weißt Du denn das Alles?"

„Woher? Die Vögel an der Straße pfeifen mir's. Von damals an hat's bei Dir geheißen: Raffen, Einheimsen, Vortheil gewinnen. Du hast gemeint, Dich dreht Niemand über den Daumen; Du bist nicht dumm gewesen, nur eben nicht gescheit genug für Deine Kameraden, besonders den Rittmeister."

„Dem sagst doch nichts Gutes nach?"

„Nein, mit meinem Hammer könnte ich dem die Hirnschale spalten, der hat das Aergste verdient."

„Und glaubst Du nicht, daß es ihm noch so ausgehen wird?"

„Was ein Mensch für ein Schicksal kriegt und was es übermorgen für Wetter giebt, darüber läßt sich nicht reden. Ob er noch an Dich denkt? Ja, wer Räuber sein kann, kümmert sich weiter nichts drum, wie der Ausgeraubte nun dran ist."

Der Weger war gar bedachtsam, der Vater nahm Alles gut von ihm an, weil er eben auch den Grimmzorn gegen den Rittmeister hatte wie wir.

In dem kleinen Häuschen draußen vor dem Dorf haben fünf Menschen um den Tisch gesessen, und Supp und Kartoffeln und Kartoffeln und Supp gab's Tag für Tag, aber die Genügsamkeit hat Alles geschmälzt und gewürzt.

Auf der Straße, wo der Vater mit der Kutsche dahin gefahren war, und wo unsere acht Rosse das Holz geführt haben, da hat der Vater jetzt Steine geklopft. Die Menschen, die ins Feld gingen, blieben eine Weile stehen, Manche gingen auch dem zu lieb auf den Weg, um den Schlehhofbauer zu sehen; er hat sich nichts drum gekümmert.

Anfangs hat er mir freilich gestanden, er glaube nicht, daß ihn sein Bruder da lasse, und auch die anderen Großbauern thäten das nicht; sie kommen gewiß und holen ihn ab und helfen ihm wieder auf. Als aber Tag für Tag verging und Niemand kam, da sagte er, es sei jetzt eins; er sei nur froh, daß er noch so viel arbeiten könne, um sich dafür satt zu essen. Es ist ihm aber doch schwer geworden, sich an die Armuth zu gewöhnen. Wie er zum ersten Mal Holzschuhe anziehen mußte, sagte er:

„Manchmal meine ich noch, es sei Alles nicht ernst, unser Herrgott macht einen Spaß mit mir. Aber

unser Herrgott ist kein Spaßmacher. Im Schlaf schlag' ich den Rittmeister fast jede Nacht todt, auf allerlei Arten, und da werde ich dann vor's Hochgericht geschleppt. Wenn ich aufwache, bin ich froh, daß ich doch noch Steine klopfen darf. Ich möcht' nur wissen, wie es der Rittmeister macht, daß er schlafen kann."

Unser Elend wurde immer wieder neu durch das Gedenken an den Rittmeister.

Der Vater hat sich vor keinem Wetter gescheut und sich nie darüber beklagt, nur über den Wind hat er oft gescholten. Ein Herzeleid war ihm auch allemal der Sonntag, da mußte er in die Kirche und durfte sich nicht mehr in die Gemeinderaths-Bank setzen; er stand eben auch bei den armen Leuten. Wie ich einmal mit ihm heimging — wir waren jetzt im Weger-Häuschen daheim — sagte er:

„Das sollt' nicht sein, daß es in der Kirche einen Ehrenplatz giebt; vor Gott sind wir alle gleich."

Ich half dem Vater auch Steine klopfen, aber nach ein paar Tagen litt er es nicht mehr; ich dürfe ihm nicht die Schande auferlegen, daß er sein einzig Kind nicht mehr ernähren könne. Ich mußte ihm gehorchen, denn er drohte mir, wenn ich das

nicht thue, gehe er in's Elsaß und werde Fabrikler. Wenn er damit drohte, gab ich ihm in Allem nach.

Vierzehntes Kapitel.

Der Aussichtler war ein wunderlicher Mann, eben ein leichtsinniger, lustiger Musikant. Er hat für sich selber Freude daran gehabt, Musik zu machen und daneben Freude, daß Andere sich daran vergnügen. Hat ihm aber Niemand zugehört, war's ihm auch recht. Wenn er auf ein paar Tage zu leben hatte — die Wegerslente haben ihn billig gehalten — war er heidenfroh, und für weiter hinaus hat er sich keine Sorgen gemacht.

Er war vordem auch Holzschnitzer gewesen und arbeitete auch jetzt manchmal noch was; ich habe auch holzschnitzen von ihm gelernt, wir haben Schafe gemacht und Kühe und Puppen, ganz grobe Arbeit, aber sie fand Absatz und gab einen kleinen Verdienst; der Aussichtler ist damit hausiren und auf die Märkte gegangen, wenn es mit der Musik nichts zu verdienen gab.

Die Bonifacia machte Alles gar ordentlich. Ich habe so viel verdient, daß wir uns gemeinschaftlich eine Ziege kauften und fünf Hühner, und drei Gänse hatten wir auch mit einander. Und sollte man's glauben? wenn die Männer draußen arbeiteten und wir waren im Hause fertig und saßen bei einander in der Stube, da haben wir gesungen, wie wenn Alles in der Welt lustig und in Ordnung wäre.

Der Ohm Donatus hat dem Vater einmal sagen lassen, er wolle ihm das Ueberfahrtsgeld bezahlen, wenn er nach Amerika auswandere. Was ihm der Vater drauf hat antworten lassen, weiß ich nicht; Gutes war's gewiß nicht. Die Vettern und Basen, die Kinder vom Donatus, sind manchmal an dem Häuschen vorüber gekommen, aber sie haben gethan, als ob sie mich nicht kennten und da kannte ich sie auch nicht!

So lang wir noch reich waren, war die ganze Gegend ein einziger Verwandtschaftshimmel; jetzt war es, als ob Vater und Mutter aus dem Stein gesprungen wären. Freilich, das war noch das besondere Elend, daß alle unsere Verwandten Geld bei meinem Vater verloren hatten; denn der Rittmeister und die Anderen hatten ausgekundschaftet,

wo ein Verwandter von uns war, und da hat man gekauft und geborgt und ist's schuldig geblieben.

Ich brachte es dahin, daß mein Vater doch wieder rauchte, mir zu lieb, und wir waren vergnügt; ich mußte mir immer die Kleider länger machen, denn in den zwei Jahren beim Weger bin ich so groß gewachsen; bis dahin war ich klein.

Im Winter am Abend hat der Vater mit dem Weger Schindeln gemacht. Einmal hob er das Messer in die Höhe und sagte plötzlich:

„Das möcht' ich dem Rittmeister in die Brust stoßen und siebenmal umdrehen."

Wir sind arg erschrocken. Der Vater denkt noch so an den Rittmeister! Wir haben aber nichts weiter gesagt und der Vater auch nicht.

Eines Tages kam der Ronymus heim auf einen Tag Urlaub, er war Soldat. Mein Vater gab ihm zuerst die Hand und sagte: daß er damals recht gehabt habe, das dem Rittmeister zu sagen.

Der Ronymus war gar ehrerbietig gegen den Vater und er sah mir's an, wie ich ihm dafür dankte; er konnte sich aber nicht genug wundern, wie ich gewachsen sei, fast höher als er. „Du bist eben des Großbauern Tochter," sagte er; das war Alles.

Im zweiten Frühjahr, die Sonne hat so hell geschienen und wir haben die Wäsche aufgehängt, da habe ich meinen Vater noch einmal von Herzen lachen sehen wie noch nie.

Unsere drei Gänse waren seit gestern entlaufen, wir wußten nicht wohin; wir hatten sie bis nach Mitternacht gesucht, aber nirgends gefunden. Jetzt auf einmal hörten wir sie vor dem Hause schnattern. Die Bonifacia rannte in die Stube, wo die Männer eben fortgehen wollten, und rief: „Unsere Gänse sind da!" Ich war ihr nachgerannt und rief auch: „Unsere Gänse sind da, Gott Lob und Dank unsere Gänse!" Die Gänse schnatterten dazu, wie wenn sie zu erzählen hätten, wo sie über Nacht gewesen seien, und in unser Rufen und in das Schnattern hinein lachte der Vater, daß ihm die Thränen die Backen herunter liefen und er sich setzen mußte. Endlich sagte er und er konnte es kaum vor Lachen: „Jedes hat drei halbe Gänse! So ist's recht. Lustig! Man kann sich auch über drei halbe Gänse freuen!"

Das war das letzte Mal, daß der Vater lachte

Fünfzehntes Kapitel.

Es war also Frühling, und da ist es doch immer, wie wenn man was Besonderes geschenkt bekommen hätte. Im Grund genommen hatten wir's ja gut und durften vergnügt sein.

Die Bonifacia und ich, wir gärtnerten mit einander in dem kleinen Grundstück, das zum Wegerhäuschen gehörte; es war freilich nur klein, aber wir haben den Sommer hindurch den Boden drei-, viermal umgewendet und immer Neues gepflanzt, Alles was man im Hause brauchte, und es ist uns Alles gediehen. Jetzt hatte auch unsere Geis ein Junges und unsere Hühner legten schon wieder frisch, wir hatten Milch und Eier im Haus und die Bonifacia bereitete dem Vater mehr und besser als ihrem Mann. Der sah aber gar nicht scheel dazu, er war mit Allem zufrieden; die Bonifacia blieb eben so wie wenn sie noch Magd bei uns wäre.

Der Vater hatte aber immer ein finsteres Gesicht, und wenn man ihn drauf ansah, erschrak er, sagen durfte man schon gar nichts; er behauptete, er sei ja ganz ruhig und zufrieden, was man denn von

ihm wolle. Er hat gegessen und getrunken und geschlafen wie sonst, aber geredet hat er fast gar nicht.

Ich hab's erst später erfahren, er ist einmal dem Ohm Donatus begegnet, und die Brüder sind an einander vorüber gegangen ohne sich zu grüßen, wie wenn sie sich gar nicht kennten. Der Vater ist, wie er vorüber war, stehen geblieben, er hat noch einmal gewartet, daß sein Bruder ihn anrufe; der ging aber seines Weges fort.

Der Vater war nun draußen auf der Straße, eine gute Strecke vom Weger entfernt, er schlug Steine mit dem großen Hammer; da wurden alte braungeräucherte Stammhölzer vorbei geführt. Der Vater fragte, woher die seien. Er hörte, daß man gestern die Scheunen eingerissen habe und heute reiße man das Haus ein auf dem Schlehenhof.

Was über den Vater gekommen ist, wer kann das wissen? Er warf den großen Hammer mitten auf die Straße und rannte davon, nach dem Schlehenhof.

Der Aussichtler begegnete ihm im Walde, und rief ihn an, aber der Vater schüttelte den Kopf und rannte davon und schrie; der Aussichtler hat nicht verstanden, was er ruft.

Der Vater kam eben an unserm Haus an, wie die Feuerhaken am Vordergiebel angelegt wurden; er sprang unter den Feuerhaken durch, faßte die Pfosten der Hausthür und schrie: Mein Haus! Mein Hof! Mein Weib! Rittmeister . . .

Die Männer warfen die Haken weg und wollten auf den Vater zu, aber es war zu spät, der Giebel stürzte ein, es krachte, dort der letzte Schrei und die Männer schrieen auch — dann war Alles still, nur noch ein Balken rollte über den andern weg. Der Vater war todt . . .

Ich hab's überlebt. Was kann man nicht Alles überleben? Aber erzählen kann ich nicht, wie mir war, als man den Vater auf einem Holzwagen daher brachte. Auf seinem Kopf lag ein leerer Sack, drauf war der Name des Vaters. Ich wollte den Sack wegthun, die Leute hielten mich ab und sagten, ich dürfe das nicht sehen, das Gesicht sei gar grausam entstellt. —

Der Ohm Donatus war beim Begräbniß und kam nachher zu mir in die Stube. Als er die Bilder an der Wand mit den Kränzen und die Namen meiner verstorbenen Geschwister sah, sagte er, es sei gut, daß die früher gestorben wären; dann sagte

er mir, ich könne zu ihm kommen, wenn ich wolle. Ich habe ihm keine Antwort gegeben.

Ich habe Alles gehört und mit offenen Augen gesehen, aber es war mir doch, wie wenn ich halb schlafe, wie wenn ich mit dem schweren Hammer einen Schlag auf den Kopf bekommen hätte. Ich habe gehört, wie Einige leise unter einander sagten: Die Brigitt' kann verrückt werden, sie sieht schon drein, wie eine Verrückte, sie hat noch keine Thräne geweint.

Ich hörte das und konnte nichts sagen, ich war wie lebendig eingemauert.

Die Bonifacia redete mir zu, wie eben nur so eine gute Seele kann. Auch der Pfarrer hat mir Herzliches gesagt, und wie ich mich trösten könne, daß ich ein braves Kind gewesen sei, und der Tod sei für den Vater eigentlich eine Erlösung. Ich habe auf Alles nur sagen können: Ich muß warten. In mir war's, als käme etwas, ich weiß nicht was, das mir hilft, mir den Kopf kühlt und mich wieder aufweckt und mir sagt, warum ich das Alles erleben muß.

Ich habe im Garten gearbeitet wie die Tage vorher, die Sonne hat hell geschienen, die Vögel

haben gepfiffen, das ist für Andere, mich geht das Alles nichts an; mir selber war jetzt, wie wenn ich verrückt wäre, ich sehe, ich höre Alles und kann's nicht glauben und will nichts davon.

Am zweiten Tag nach dem Begräbniß um Mittag war ich plötzlich so müde, daß ich mich kaum an mein Bett schleppen konnte.

Die Bonifacia zog mich aus, wie ein kleines Kind und hob mich ins Bett, und da habe ich geschlafen, wie die Bonifacia erzählt, ohne mich zu wenden, von Mittag an bis den andern Morgen in einem Zug. Die Bonifacia war nicht von meinem Bett gewichen.

Ich bin aufgewacht, und als ich die Kleider von meinem Vater an der Wand hängen sah, da stürzten mir endlich die Thränen heraus, und die Bonifacia sagte: „Ja, weine nur. Gottlob, daß Du weinen kannst, jetzt wird Alles wieder gut.“ Die Bonifacia trocknete mir die Thränen ab, aber sie flossen immer, als ob sie gar nicht aufhören wollten. Wie ich endlich sagte, ich hätte so argen Hunger, da war sie voll Glückseligkeit.

Ich stand auf, ich zog mich frisch an, ich aß und trank, und von damals an ist es erst recht

über mich gekommen: ich muß mich selber tapfer aufrecht erhalten, ich lasse mir mein Leben nicht abkränken, wer weiß, was mir noch beschieden ist.

Ja, von jener Stunde an habe ich neuen Lebensmuth bekommen und ihn nie mehr verloren, als ein einzig Mal, und das ist auch vorüber gegangen.

Sechszehntes Kapitel.

Meines Bleibens war nicht mehr beim Weger.

Draußen in der Welt wartet etwas auf mich, was es ist, ich weiß es nicht, aber fort muß ich. Ich gehöre Niemand mehr an und habe nichts mehr als mich allein.

Das war mein Gedanke viele Tage, und manchmal habe ich's laut vor mich hin gesagt, so daß mich die Bonifacia fragte: „Mit wem redest Du?" Ich wollte fort und kam doch nicht los, es war, wie wenn man Morgens aufwacht und sagt, Du mußt aufstehen, und doch wieder liegen bleibt. Es hat etwas kommen müssen, das mich heraus reißt.

Der Wirth von dem einsamen Wirthshaus da

oben, wo die Räuberbande immer zusammen gekommen ist, stellte sich eines Tages ein und fragte, ob ich nicht in Dienst bei ihm treten wolle; mit einem niederträchtigen halben Lächeln und halben Trauern sagte er, seine Frau könne bald sterben und dann könne ich Wirthin werden.

Was ich darauf gesagt habe, weiß ich nicht mehr. Als aber der Wirth wieder fort war, sagte die Bonifacia: „Du kannst aber tapfer drauf losschlagen. Das habe ich gar nicht von Dir gewußt.“

Jetzt ist mir's klar geworden, gegen Arme und Verlassene nehmen sich die Wohlhäbigen viel heraus und werden frech. Ich will ihnen schon zeigen, was sich drauf gehört.

Es hat mir keine Ruhe mehr gelassen, fort muß ich und es muß sich erweisen, was mir die Welt aufzurathen giebt.

Der Abschied von dem Wegerhäuschen ist mir nicht leicht geworden. Die Bonifacia gab mir ein Stück Wegs das Geleit und draußen auf der Straße reichte mir der Weger die Hand und sagte: „Frag' Du nur ganz ohne Scheu in der Kaserne nach dem Nonymus, er kann Dir in Manchem beistehen.“ Weiter brachte er nicht heraus, wir gingen fürbaß

und hörten ihn bald wieder Steine klopfen. Wir stiegen den Berg hinan und die Bonifacia sagte: „Geh jetzt nicht auf den Kirchhof, Du mußt Dich nicht unnöthig abrackern, Du hilfst den Todten nichts damit und Du brauchst jetzt Deine Kraft. Bete still für sie, ich thu's auch."

Wir gingen eine Strecke still weiter, und oben am Wald nahm die Bonifacia meine Hand in ihre beiden Hände und brachte unter Schluchzen hervor:

„Das Unwetter von Unglück hat ausgerast, Dir wird es noch gut gehen. Verlaß Dich drauf und denk' immer, Du hast, wenn Alles fehlt, noch eine Heimat bei uns. Und so lang ich lebe und mein Mann, halten wir das Grab der Deinigen in Ehren, und die Bilder von Deinen verstorbenen Geschwistern bewahre ich Dir auf, bis Du ein eigen Haus hast, und Deinen Antheil an der Geis und an den Gänsen und Hühnern kannst Du haben, wenn Du willst. Behüt' Dich Gott und halt' Dich in Ehren."

Sie kehrte um, blieb stehen und rief noch einmal: „Grüß mir auch den Nonymus."

Grüß mir den Nonymus! Das war das letzte, was ich damals von der Bonifacia gehört habe,

und ohne daß ich's wollte, setzten sich die Worte auf allerlei Sangweisen, und ich wollte doch gar nicht singen; es war mir nicht darnach.

Ich wanderte weiter, ich sah nichts von Wald und Feld, es schwamm mir vor den Augen. Auf einem Felsen setzte ich mich nieder, ich war so müde, als wenn ich schon stundenweit gegangen wäre. Ich aß das letzte Stück Brod, das mir die Bonifacia in die Tasche gesteckt hatte; ein Fink stellte sich nicht weit von mir und ließ sich von mir füttern. Wie ich nichts mehr hatte, flog er davon.

Drunten sickert der Bach, das fließt so fort, Tag und Nacht, heute wie gestern, ob Menschen leben oder sterben, ob einer drauf sieht oder nicht. Da liegen Felsentrümmer, aus denen kleine Tannen herauswachsen. Meine Hand rauft kleine Moose ab vom Stein, und wie ich so die Pflänzchen vor Augen habe, muß ich dran denken, wie der Schullehrer uns gesagt hat, hundert und hundert Jahre braucht es, bis etwas am Felsen sich ansetzt, und wieder hundert und hundert Jahre braucht's, bis da ein Samenkorn Wurzel fassen und ein Bäumchen wachsen kann. Und die Menschen können das so schnell niederschlagen.

Warum laufen wir auf der Welt herum und unser Leben ist eitel Müh und Sorge? Ich wünsche mir nichts, als gleich zu sterben . . .

In jener Stunde, damals in der Einsamkeit und Verlassenheit, habe ich Gott gefunden.

Ich war bis daher immer in die Kirche und zur Kommunion gegangen, wie sich's gehört; aber damals in der Einsamkeit und Verlassenheit habe ich's zum ersten Mal gespürt, ich bin doch nicht allein und verlassen auf der Welt, Gott ist bei mir, er hält mich an der Hand und läßt mich nicht fallen.

Die ganze Welt war mir leicht wie ein Kinderspiel, aber man muß mitspielen und nicht daneben stehen; ich lasse mich nicht in den Winkel stellen, ich bin auch dabei, ich gehöre dazu.

Ich habe hinunter gesehen auf unser Dorf, ich wäre gern hinab und hätte gern allen Menschen gesagt: wißt Ihr's denn auch, daß wir nicht verlorene Kinder sind? . . . Aber was soll das? Sie sagen ja, sie wissen's; ich hab' das früher auch gemeint, aber jetzt erst hab' ich's erfahren, so sicher, wie daß jetzt Tag ist, und das hat mich nicht verlassen und wird mich nicht verlassen.

Ich rede aber sonst nicht gern davon, das muß man still bei sich haben.

Die Müdigkeit war fort, es war mir, wie wenn ich ausgeschlafen hätte in der Ewigkeit und gar nicht mehr zu schlafen und zu ruhen brauchte.

Ich stand auf und meinte, ich könnte fliegen. Ich hörte die Gänse schnattern im Dorf und meinte, ich höre sie dort oben, wo die Lerche singt.

Aus dem Dachfenster beim Weger hörte ich Klarinett blasen. Der Aufsichtler hatte seit dem Tode meines Vaters nicht mehr Musik gemacht. Jetzt bläst er und was? Die Weisung des Liedes:

Die Kirschen, die sind schwarz und roth
Ich lieb' mein Schatz bis in den Tod.

Wie lang ist es, seit ich das gesungen und der Rittmeister mir begegnete? Das muß ein anderer Mensch gewesen sein, der das erlebt hat.

Es ist aber gut und nöthig, daß man sich wieder auf die Welt und auf sich selber besinnt.

Ich wanderte über den Berg und kam auf die Landstraße. Das Wetter hatte plötzlich umgeschlagen, ein kalter Regen spritzte mir ins Gesicht, ein scharfer Wind wehte und der Boden war so glitschig, daß man bei jedem Tritt ausglitt; aber ich wanderte

fest vorwärts, ich war gesund und nicht verweichlicht und mir war so warm, wie wenn ich warmen Wein getrunken hätte.

Wie ich so vor mich hin wanderte, hörte ich eine Holzfuhre, ich meinte ich höre das zum ersten Mal wie es auf der Straße kracht und knackst und Steine zermürbt und der Radschuh quickst.

Ich blieb stehen, der Wagen kam näher, der Fuhrmann war der Sepper mit seiner rothen Weste und seinem rothen Gesicht; die Gäule am Wagen waren die unseren gewesen, die aufgeladenen braunen Stämme wa[illegible] von unserm Hause. Der Sepper sagte mir, daß er sie nach der Stadt fahre, die Drechsler und Holzschnitzer haben solches Holz besonders gern, es giebt keines mehr von solchem Alter. Der Sepper hieß mich mit meinem Bündel in der Hand aufsteigen. Auf den Balken von unserm Haus fuhr ich bis zur Stadt.

Der Sepper redete wenig und das war mir recht, nur Einmal sagte er: „Der Hof ist einmal Wald gewesen und wird wieder Wald."

Drüben vor der Brücke hatte der Sepper abzuladen. Ich stieg ab und ging in die Stadt. Da gingen die Menschen hin und her, jeder wußte wohin,

ich nicht. Männer und Frauen kamen aus den Fabriken. Manche lachten, sahen aber nicht lustig aus. Ich hatte meinen Vater abgehalten — ein alter Großbauer und ein Fabrikler, das geht nicht — aber ich werde mich doch, wenn Alles fehlt, dazu verstehen müssen; es soll aber das Aeußerste sein.

Ich ging ins Münster, da war ich daheim wie jeder Andere, das gehörte Niemand und da konnte mich Niemand hinaus weisen.

Ich habe lange da still gekniet und gesessen, ich hatte kein Gebetbuch bei mir, ich brauchte es nicht, ich hatte Alles aus mir.

Ich kam aus der Kirche, ich war so aus der Welt draußen, daß es mir wunderlich vorkam, wie da die Weiber auf dem Wochenmarkt sitzen und feilbieten, was eben zu verkaufen ist.

Ein schwerer Wagen mit Kornsäcken kam vom Kaufhaus herüber. Wer ist der Mann, der neben dem Fuhrwerk hergeht? Ja, er ist's, es ist mein Schwager, der Mann meiner verstorbenen Schwester. Ich rief ihn, er stand still und sah sich um, ich winkte ihm und sprang über Körbe weg, daß die Weiber hinter mir drein schalten, und jetzt stand ich bei ihm und er gab mir die Hand.

Siebenzehntes Kapitel.

„Ich hätte Dir hundertmal begegnen können, ich hätte Dich nie erkannt, Du bist so ganz anders, so groß und so . . . Neue Augen hast aber doch nicht bekommen, und ich meine, Du hättest nie solche Augen gehabt."

So sagte der Schwager und konnte sich von seinem Erstaunen gar nicht erholen. Er wollte mir Zeugen aus dem Kaufhaus holen, daß er durch Hofbauern aus der Nachbarschaft mir habe Bescheid sagen lassen, ich solle zu ihm kommen, wenn ich nicht anders wohin wüßte. Ich brauchte keine Zeugen, ich glaubte ihm auf's Wort, er war immer ein guter rechter Mensch gewesen; für das, was nachher geschehen ist, kann er nichts, er hat's gut gemeint.

Ich fragte nun natürlich zuerst nach meiner Schwester Kind, der Agnes. Der Schwager mußte mirs angesehen haben, wie wohl mirs that, daß ich noch ein Eigenes habe. Er sagte:

„Erzähl' mir gar nichts weiter, ich weiß Alles. Schlag' ein, geh mit mir. Meine Frau — Du wirst

schon selber sehen, sie ist herzgut — die hat gleich gesagt, wie wir das Unglück gehört haben: Du solltest Deine Schwägerin jetzt zu uns ins Haus nehmen. — Du gehst also mit?"

„Ja."

O wie herrlich war das! Schon jetzt hatte ich die Frau lieb, und ich muß sagen, sie hat's verdient.

Im Wirthshaus, wo ich mit meinem Schwager aß, sagte er:

„Brigitta, ich habe auch ein Stück Geld an Deinem Vater verloren, Dich geht's nichts an; er ist bei alldem ein rechtschaffener Mann gewesen und hat für sein Zutrauen zu dem Schurken büßen müssen. Wo ist der jetzt? Du weißt es nicht? Ist auch gut, wir brauchen ihn nicht. Jetzt sei lustig! Es wird Dir bei uns gefallen, und der Agnes ist eine Mutter gestorben, jetzt hat sie zwei."

Ich bin mit dem Schwager gereist, und unterwegs hat's viel Spaß gegeben, denn die Leute haben mich für seine Frau gehalten, darum hat er mich immer gleich Schwägerin! angerufen. Ich sagte ihm aber, daß er in seinem Haus mich nicht so nennen dürfe; ich wollte bei ihm dienen wie ein ehrlicher

Dienstbote, und mein Trinkgeld sollte sein, daß ich bei meiner Schwester Kind sein dürfte.

Schon unterwegs habe ich gesehen, daß der Schwager in der Schweiz ein ganz anderer Mensch geworden, so aufgeweckt und geschickt, wie er mir früher gar nicht geschienen hat.

Wir sind über den Bodensee gefahren, die Schweizer Berge sind in der Nähe doch noch ganz anders, wie von daheim aus gesehen, aber damals hab' ich nicht besonders drauf geachtet. Wenn man solches in der Seele hat wie ich, ist's eins, wo man ist.

Damals hat's da noch keine Eisenbahn gegeben, am Landungsplatz bei Rorschach wartete das Fuhrwerk des Schwagers auf uns. Wir sind durch das schöne Gelände gefahren, und der Schwager war ein stolzer Schweizer geworden und stolz auf das schöne Land.

Wir kamen in Rheinfelden an, und die Frau sagte beim Willkomm:

„Du siehst Deinem Vater gleich im Gesicht und in der Postur, nur hast Du andere Augen" — immer haben's die Leute mit meinen Augen gehabt — „Dein Vater war uns lieb und werth, er hat schwer dafür büßen müssen, daß er sich für einen

Geschäftsmann gehalten hat und war doch keiner. Aber ein rechter braver Mann war er."

O! Da bin ich daheim, da soll mir keine Arbeit zu viel sein, wo so von meinem Vater geredet wird. Ich hätte der Frau die Hände küssen mögen. Sonst hat sie nicht viel Worte gemacht, das ist so Schweizer Art, aber aufrichtig und gut ist sie geblieben, einen Tag wie den andern.

Als die Agnes aus der Schule heim kam, sagte die Frau zu ihr: „Gieb eine Patschhand, das ist Deine Muhme."

Das Kind ist aber nicht zu mir gegangen, die Frau wollte böse darüber werden, ich sagte ihr aber leise:

„Nimm das dem Kinde ja nicht übel. Was hat so ein Kind davon, wenn man ihm sagt, das da ist deine Muhme, hab' sie lieb? Es wird schon werden, wenn ich ihm Liebe erweise."

Wie ich das sagte, gab mir die Frau nochmals die Hand und sagte:

„Ja, ist so. Das Kind wird schon merken, daß Du blutsverwandt bist; Blut wird nicht zu Wasser."

Die Frau und ich, wir sind die besten Freundinnen geworden von der ersten Stunde an.

Der Schwager hatte wieder ein Wirthshaus.

Es giebt nichts Besseres für einen Wirth, als eigene Leute im Hause, da wird nichts veruntreut; ich sah, daß ich hier von Nutzen war. Wie ich's vorgedacht hatte, ist's auch mit meiner Schwester Kind, der Agnes, geworden; sie hat mich lieb bekommen, und die anderen Kinder waren eifersüchtig, wenn sie manchmal sagte, ich sei ihre Muhme allein. Ich war ruhig und zufrieden, die Stiefmutter war ganz brav, aber ein Kind kann nicht Liebe genug haben.

Zwei Jahre bin ich bei meinem Schwager gewesen in Friede und Ehre. Besonders freundlich gegen mich war der Sträußles-Oberst. Das war ein ehemaliger päbstlicher Soldat, der fast das ganze Jahr einen frischen Blumenstrauß im Knopfloch hatte und unten dran ein kleines Gläschen mit Wasser drin, um die Blumen frisch zu erhalten.

Der Sträußles-Oberst hat mich immer besonders gelobt, und eines Tages sagte er mir heimlich, ich könne mein Glück machen; ein reicher Fruchthändler in Rorschach, mit dem der Schwager in Gemeinschaft Geschäfte macht, habe ein Auge auf mich. Ich hatte den Mann schon oft gesehen und gesprochen, er war ein ehrbarer Mann, noch gut bei Jahren, er war freundlich gegen mich, aber ich kümmerte

mich nichts drum. Es sind gar Viele freundlich gegen mich gewesen, aber es hat sich keiner was herausnehmen dürfen; ich mußte mir freilich — dafür diene ich im Wirthshaus — ins Gesicht hinein sagen lassen, ich sei hübsch; die Leute vergnügen sich eben damit, einem Mädchen Schmeicheleien zu sagen. Daß mir aber keiner zu nahe kommen durfte, das wußten Alle.

Eines Tages war der Sträußles-Oberst da und auch der Fruchthändler, sie waren sonntagsmäßig angezogen und sprachen heimlich mit meinem Schwager. Der Fruchthändler kam dann graden Weges zu mir und sagte: an der Art, wie ich gegen die Agnes sei, sehe er, daß ich eine gute Stiefmutter sein könne; er sei Wittwer und habe zwei Kinder.

Es ist mir nicht leicht geworden, dem guten Mann Nein zu sagen; er hörte mich ruhig an und fragte nur — er hat seelensgut dabei ausgesehen — ob ich mirs nicht noch überlegen wolle; ich mußte sagen, ich hätte mirs überlegt. Er gab mir die Hand, redete weiter kein Wort und ging davon.

Ich glaube nicht, daß es Stolz gewesen ist, ich habe nur eben gespürt, daß ich nicht einwilligen kann.

Von jenem Tage war der Schwager, ich kann nicht sagen ungut, aber auch eben nicht mehr gut gegen mich; er sagte mir, ich hätte mein Glück verscherzt und ich hätte nach dem, was in meiner Familie vorgegangen, froh sein dürfen, in solch ein Ehrenhaus zu kommen. Das hat mir weh gethan.

Bald drauf wurde ein Tausch mit einem Wadtländer gemacht, die Agnes wurde zum Französisch-Lernen nach dem Wadtland gegeben und wir bekamen ein Kind von dort. Ich bin gar nicht drum gefragt worden. Der Abschied von der Agnes brach mir ein Stück Herz ab, und von da an war meines Bleibens nicht mehr im Haus.

Zwei und ein halbes Jahr bin ich bei meinem Schwager gewesen, dann nahm ich einen Dienst an, droben in Heyden, im Wirthshaus zum Freihof; ich habe das Beihaus zur Bewirthschaftung übernommen und habe Alles unter mir gehabt.

Beim Abschied war der Schwager wieder ganz gut und seine Frau noch besonders. Sie war sich immer gleich geblieben; ich glaube, sie hat nichts davon gewußt, daß mir ans Leben und Sterben meines Vaters ein Vorwurf gemacht worden ist.

Achtzehntes Kapitel.

Ich war jetzt eigentlich zum ersten Mal Magd, denn beim Schwager hatte ich wol auch gedient, aber ich war doch die Schwägerin.

Nichts ist ärger als wenn Dienstboten einander zu unterjochen suchen; davon war aber hier oben nichts zu merken. Die Wirthin — sie war eine Oberst-Wittwe — war überall vorn dran in der Arbeit und ihre Tochter auch; Vornehmheit gab's da nicht, und die Dienstleute unter einander wollten keins über das Andere regieren, daß es ihm den Hudel mache. Kann sein, daß das gute Schweizer Art ist, denn hier zu Lande bei meinen Dienstboten hab' ich's schwer gehabt, es auch dahin zu bringen.

Also ich war Dienstbote und wars gern. Mir war da oben so leicht und frei, wie wenn ich als Gast zur Sommerfrische wäre, und die Arbeit — es hat viel gegeben — thue ich gern. Treppauf und treppab habe ich gesungen, wie wenn ich ein Glück zu erwarten hätte, das morgen, ja in der nächsten Stunde kommt.

Ich hatte viele Gäste, Einzelne und ganze

Familien; es hieß aber, das rechte Leben komme erst, wenn der große Berliner Doktor kommt. Eine Schaar von Augenkranken zog ihm voraus, siedelte sich bei uns an, im Dorf und weitum in der Gegend und wartete auf ihn.

Er ist gekommen, und als ich ihn zum ersten Mal sah, da hab' ich's gespürt, das war das Frohe, das Glück, das mir vorgeschwebt hatte.

Ich stellte ihm einen Blumenstrauß in sein Zimmer, ich hätte ihm gern Blumen gestreut, wo er geht.

Und so wie in der ersten Minute, so ist's geblieben. Er hat gewiß auch gespürt, wie ich zu ihm denke.

Ich brachte ihm Wasser. Ich hätte ihm gern die Füße gewaschen, die ihn tragen.

„Wie heißen Sie?" fragte er mich; o, was hatte er für eine Stimme!

„Brigitta", sagte ich, „aber man ruft mich nur Gitta, und ich bitte, sagen Sie Du."

„Bist Du eine Verwandte des Hauses?"

„Nein, ich bin aus dem Schwarzwald."

„Hast Du noch Eltern?"

„Nein."

„Hast Du Geschwister?"

„Nein."

Ich mußte ihn nur ansehen, wie er so fragte, ich meinte, er müßte Alles wissen, dem sei nichts verborgen auf der Welt.

Der Doktor hatte einen Blick, so heilig traurig und dabei doch so auferwecklich, ich kann's nicht sagen. Wo er hinkam, war schon eine Heilung damit, daß er da war, und mit seiner Stimme hat er die Schmerzen gestillt; die Wildesten und Ungeduldigsten sind vor ihm lind und sanft geworden.

Von allen Seiten kamen Wallfahrer, anders als da drüben in Einsiedeln. Es kamen Männer und Frauen und Kinder, arm und reich, ihm war Alles gleich.

Er war doch zu uns da herauf gekommen, um sich auszuruhen, aber die Menschen ließen solch' einem Mann keine Ruhe. Wenn er spazieren ging, habe ich Gott gedankt, daß er doch jetzt einmal für sich selber sein und verschnaufen darf; aber auf Weg und Steg haben sie ihm aufgelauert und sind ihm nachgelaufen, und er ist nie unwillig geworden.

Und solch ein Mann hat auch sterben müssen!

Droben in meiner Stube hängt sein Bild mit seiner Unterschrift. Ja, was will aber so ein Bild heißen? Den Blick und nun gar den Ton der Stimme kann man nicht aufs Papier bringen.

Damals aber lebte er noch frisch und thätig und hatte noch kein weißes Haar im Bart.

Unter denen, die auf den großen Doktor warteten, war auch eine Engländerin aus Indien mit einem wunderschönen Kind, es hieß Seridja, das hatte goldrothe Haare und ein Gesicht wie Milch und Blut, war aber ein wahrer Teufel, der seine Freude daran hat, die Menschen zu plagen.

Das Kind war blind, und wer ihm nahe gekommen ist, den hat es mißhandelt; die Mutter hat es geplagt wie eine Magd und die Magd wie einen Hund.

Die Magd, eine braune Indierin, war die frühere Amme des Kindes, sie ist Babu gerufen worden, und das Kind hatte kein gutes Wort weder zu ihrer Mutter noch zu ihrer Amme.

Der Doktor untersuchte nun zuerst die Seridja, und sie hat geschrieen und um sich geschlagen wie ein Besessener; es war das einzige, das nicht ruhig geworden ist unter seiner Hand und vor seiner

Stimme. Er hat die Mutter mit dem Kind fortgeschickt und hat gesagt, vor einem Jahr sei da nichts zu machen.

Sonst hat er viele große Heilungen zuweg gebracht. Ich habe mir von den Geheilten erzählen lassen und habe mit ihnen Gott gedankt und den Mann gesegnet.

Ich war so froh, wie wenn ich in meinem ganzen Leben kein Leid erlebt hätte, und doch ist's wieder gekommen, aber Gottlob nur wie eine eben fortziehende Wetterwolke.

Ich stand eines Tages vor dem Haus, ordnete Wäsche und sang leise vor mich hin. Der Himmel war so blau, die Luft so frisch und gut, man lebt doch da hoch oben auf den Bergen frei und leicht wie ein Vogel; es war so eine Minute oder länger, in der man gar nicht mehr weiß, was man ist und wo man ist. Da weckte mich etwas. Ich hörte die Stimme des Doktors drunten am Haupt-Haus. Ich ging ans Geländer, da stand der Doktor an einem bepackten Wagen und sagte: „Haben Sie Geduld, Herr Baron, es läßt sich jetzt noch nichts bestimmen oder versuchen."

Im Wagen saß ein Mann und eine Frau, und

wer war's? Der Rittmeister und seine Frau. Ich mußte mich am Geländer halten.

Der Postillon bläst, der Wagen fährt davon, ganz nahe an mir vorbei, ich habe mich nicht geirrt, es ist richtig, es war der Rittmeister und seine Frau und noch ein schöner junger Mann saß bei ihnen.

Ich mußte mich besinnen, wo ich war; mit mir ging Alles herum. Ich zählte meine Wäsche nach, aber ich konnte nicht mehr ordentlich zählen, ich war ganz verwirrt.

Lieber Gott! Thu mir nur das nicht an, daß Du mir den Mann noch einmal vor Augen schickst.

So habe ich vor mich hin gedacht und jetzt hörte ich die Stimme der Bonifacia; ich meinte, es wäre nicht wahr, aber es ist wahr. Die Bonifacia war da, mit dem Weger, der ein Aug' verbunden hat; es war ihm ein Steinsplitter ins Aug' gefahren und er litt arge Schmerzen. Ich sagte ihm, daß wenn einer auf der Welt ihm helfen könne, das der große Doktor sei.

Bonifacia erzählte, das meine der Anonymus auch. Der Anonymus habe als Soldat ausgedient und sei jetzt Hausknecht in Basel; dort sei der große Doktor über Nacht gewesen und da habe der

Nonymus Geld heimgeschickt, damit der Vater hieher reise.

„Er ist gar ein gutes Kind," sagte die Bonifacia, „und wie wird er sich erst freuen, daß wir Dich hier getroffen haben."

Wie wir Drei uns mit einander gefreut haben, das brauche ich nicht zu erzählen. Es erleichterte mir das Herz, daß ich meine Nächsten so bei mir hatte, denen ich berichten konnte, daß ich den Rittmeister gesehen, aber glücklicherweise nur einen Augenblick.

„Und ich bring' Dir ein Andenken vom Rittmeister," sagte der Weger, „da sieh, Dein Anhenker mit Deinem Namen. Kinder, die Beeren im Wald gesucht haben, haben das gefunden. Ich hab's mitgenommen, um es Dir zu Deinem Schwager zu bringen."

Da hielt ich nun den Anhenker wieder in der Hand und als ich darauf sah, wachte jene Nacht wieder auf, da ich mit dem Vater durch den Wald wanderte zum Ohm. Warum kam Alles wieder, warum nicht auf ewig vergangen und vergessen?

Es war aber jetzt nicht Zeit, solchen Gedanken nachzuspüren.

Neunzehntes Kapitel.

Ich ging zum Doktor und berichtete ihm, daß mein bester Freund aus der Heimat da sei und Heilung bei ihm suche. Der Doktor erklärte sich sofort bereit und sagte:

„Ich traue Dir den Muth und die Ruhe zu, bei Operationen zu helfen. Willst Du dabei sein?"

Ich sagte Ja und holte den Weger herbei. Der Doktor untersuchte ihn, der Weger hat nicht gemuckst und ich habe zum ersten Mal hinter ein Aug' gesehen. Der Doktor sagte, die Operation sei nicht leicht, aber er habe Hoffnung; der Weger solle sich bis morgen ausruhen, dann werde er ihn vornehmen, Punkt elf Uhr.

Wir fehlten natürlich keine Sekunde. Ein junger Doktor war auch da als Assistent. Von den Vorbereitungen will ich nichts erzählen, der Weger war geduldig und fügsam und die Bonifacia kniete in einer Ecke auf dem Boden und betete. Ich bekam Anweisungen, wie ich das und das reichen sollte. Der Weger sagte, es sei nicht nöthig, daß man ihn an den Stuhl binde, er werde von selber still

halten; aber er ließ es auch ruhig geschehen, daß man ihn doch band.

Der Doktor war ganz ruhig, dem Assistenten sah ichs aber an, daß es schlimm steht.

Der Doktor schnitt, dann mußte ich ihm schnell ein anderes Instrument reichen und jetzt rief er: „Ich hab' den Splitter!" Der Weger wollte aufspringen, er schrie: „Ich sehe!" Wir hielten ihn aber, er mußte das Auge schließen, und ich half den Verband anlegen. Wie strahlte jetzt das Gesicht des Doktors! Ich mußte die Bonifacia aus dem Zimmer führen, denn sie weinte so laut. Ich kam wieder ins Zimmer und der Doktor reichte mir in einem Papier den kleinen Steinsplitter und sagte dabei:

„Bewahre das zum Andenken an Deine erste Hülfe bei Operationen. Ich hoffe, Du bleibst dabei, du hast eine feste sichere Hand."

Ich habe an mich halten müssen, daß ich nicht aufzauchzte, ich, ich darf helfen — Kranke heilen.

Die Bonifacia bat mich, daß ich ihr den Splitter schenke, der Ronymus müsse ihn in Gold fassen lassen zu einem Anhenker. Ich gab ihr den Splitter und ich glaubte, der Doktor wird das recht finden.

Im Haus und im Dorf war eine einzige große Freude bei allen Leidenden über die so wunderbare Heilung des Weger. Die Bonifacia erzählte es Jedem, der es hören wollte.

Der Weger blieb noch drei Tage bei uns. Der Doktor lehrte mich Verband anlegen und abnehmen, und als er sagte, ich mache es recht — wenn unser Herrgott vom Himmel herab gekommen wäre und mich gelobt hätte, ich hätte nicht glückseliger sein können.

Der Weger und die Bonifacia mußten dem Doktor erzählt haben, wo ich her sei, denn er sagte mir: „Habe mirs denken können, daß Du aus einem rechten Hause und von rechtschaffenen Eltern abstammst.“

O lieber Gott! Was kann's jetzt noch mehr auf der Welt geben?

Der Abschied von dem Weger und der Bonifacia ist mir nahe gegangen, hat mir aber doch auch wohlgethan. Es giebt nichts Besseres auf der Welt, als Menschen nachzuschauen, denen man Gutes hat erweisen können. Da gehen sie hin und tragen gutes Gedenken an Dich mit fort.

Ich habe auch bald fort müssen.

Nach der Heilung des Weger war ich bei jeder Operation und hielt Alles gut bereit.

Eines Tages kam aus Zürich ein Schüler des Doktors, half bei Operationen und machte selber auch solche zur Zufriedenheit seines Meisters, der ihn gar lieb hatte.

Da sagte der Doktor einmal in meinem Beisein:

„Lieber Collega! Die Brigitta ist ein guter Assistent, ihre Handreichungen sind auf die Linie hin zu berechnen. Sie sollten sie in Ihre Anstalt nehmen."

Der Züricher Professor fragte, ob ich zu ihm wolle; ich nahm es an, aber erst zum Herbst, wenn wir keine Gäste mehr hatten. Und so bin ich im Herbst fort von Heyden und zu dem Professor nach Zürich.

Zwanzigstes Kapitel.

Die Art, wie mich der Professor seiner Frau und den Dienstleuten vorstellte, zeigte, was er von mir hielt. Er hat mir Alles anvertraut, und ich

habe sein Vertrauen nicht getäuscht, bis auf das einzige Mal. . .

Eine besondere Freude war mir, daß der Hund im Hause — ich werde noch viel von ihm zu erzählen haben, er heißt Rack — sich gleich von der ersten Minute an so zu mir hielt.

Das habe ich bald gesehen, solch eine Anstalt ist was ganz anderes als ein Wirthshaus.

Anfangs war mirs, wie wenn ich verzaubert wäre in ein unterirdisches Schloß, wie man in Märchen liest. Da sind so viel Menschen und wie gebannt, sie können sich nicht das Kleinste selber thun; da sind so viel dunkle Kammern, und man meint, die ganze Welt sei krank.

Ich habe mich aber doch bald drein gefunden, und die Kranken haben mich gern gehabt.

Wenn ich Morgens zum Fenster hinaus schaue, vor mir liegt der See, stehen die Alpen, so weit und so groß, und die kleine Kugel, das Auge, kann das Alles aufnehmen, Berge und Thäler, die doch millionenmal größer sind — da habe ich erst recht verstanden, wenn die Kranken geloben, nie mehr über etwas zu klagen, wenn sie nur erst wieder gesunde Augen haben.

Jeden Morgen habe ich Gott gedankt, daß ich meine gesunden Glieder habe und meine guten Augen, mit denen ich Anderen beistehen kann.

Ich darf sagen, ich bin nie ungeduldig oder gar bös geworden, außer dem einzigen Mal, von dem ich schon noch erzählen muß; die Kranken haben es wohl gefühlt, wie ich zu ihnen bin, nicht Alle gleich, jeder eben nach seinem Verstand, und Manche haben mir mehr geleistet als ich ihnen.

Ja, alle Menschenklassen, alle Stände, alle Lebensalter sind durch unser Haus gegangen; in einer solchen Anstalt, bei der Operation und nachher in der Heilung, da zeigt sich, was der Mensch inwendig ist, da kann man weder sich selber noch Anderen was vormachen.

Von den Religionen muß ich gleich sagen: es ist da kein Unterschied, wie die Kranken Gott anrufen; der Charakter und die Gemüthsart, die einer hat, ist die Hauptsache.

Es giebt Menschen, denen zu dienen ist eine Freude; dafür muß man wieder Anderen dienen, die entsetzlich sind, immer bös, immer giftig. Man muß nur keinen Aerger merken lassen, und zuletzt hat man auch keinen mehr.

Ich habe in den nahezu sieben Jahren Katholiken und Protestanten und Juden, und auch ganz Ungläubige gepflegt, fürstliche Personen, die unter seidenen Decken schlafen und Hände haben so fein wie Eierhäutchen, und dann Wildheuer, die ihr Lebenlang nicht gewußt haben, was ein Bett ist. In der Dankbarkeit, wie die Menschen nach der Heilung sind und bleiben, da lernt man sie erst recht kennen, und ich muß sagen, da sind die Juden besonders gut; der Professor sagt's auch, ein Jude vergißt nicht leicht, was man ihm Gutes gethan hat. Freilich arg wehleidig sind die Juden und haben gern Mitleid mit sich selber, aber wie gesagt, sie sind auch besonders dankbar.

Wir hatten einmal zu gleicher Zeit drei Geistliche im Haus, einen katholischen, einen lutherischen und einen jüdischen. Unser Herrgott hat's anhören müssen, wie sie so verschieden zu ihm beten. Die christlichen Geistlichen sind geheilt worden, der jüdische nicht. Als ihm das endlich gesagt werden mußte, rief er: „Gelobt sei Gott, der mich so viele Jahre hat sehen lassen; ich weiß unsere Bibel auswendig und kann ohne Augen darin lesen." Aber er dankte herzlich für die viele Geduld und Liebe,

die wir ihm erwiesen. Zu dem Professor sagte er: „Sie haben es gut gemeint, aber Gott hat gemeint, anders ist gut für mich; er wird wissen warum."

Wir hatten auch eine Fürstin im Haus, ich glaube aus dem Thüringischen, eine mächtig große Gestalt; mit keinem Laut klagte sie je, nicht bei der Operation und nicht nachher, es ist ihr nur ein Auge gerettet worden. Wenn ich ihr etwas leistete, und sie streichelte dann mit ihrer zarten Hand meine Wange oder auch meine Hand und sagte mir ein Wort, das war so fein und gutherzig, wie nicht zu sagen. Von Stolz kein Gedanke. Wir hatten einen staarblinden Hirten im Haus, der verirrte sich einmal auf dem Gang, kam in das Zimmer der Fürstin; sie führte ihn an der Hand in seine Stube. Der Alte hatte dann dem Professor gesagt: „Sie müssen mirs in mein Gesangbuch schreiben, daß eine Fürstin mich an der Hand geführt und mich lieber Mann geheißen hat."

Ueber der Fürstin wohnte eine alte Bäuerin, die erzählte, wie sie eines Tages ihr Enkelchen hatte fallen lassen, sie nahm es wieder auf, das Kind schrie entsetzlich, die Tochter kam herein, die Großmutter hatte das Kind verkehrt auf dem Arm.

Univ. Bibl. München

Die Leute lachten darüber, daß so eine alte Frau sich noch wolle heilen lassen.

Ich bin doch auch ein Bauernkind — aber ich muß sagen, wenn ich die Vornehmen betrachtete, und dagegen manche Bauersleute, sind mir diese manchmal nur wie halbe Menschen vorgekommen; so ungeschlacht, so geizig und mißtrauisch waren sie, und wußten gar nichts mit sich anzufangen.

Da hatten wir aber eine gute Seele in der Anstalt, die mich immer in Allem zurecht wies.

Wenn ich von der feinen guten Pfälzer-Doktorin zu erzählen anfange, weiß ich nicht, wo ich aufhören soll. Sie hat nur ein geringes Augenlicht, aber sich so geübt, daß sie fast gar keiner Hülfe bedarf. Nur vorlesen mußte ich ihr, so oft ich Zeit hatte, und das war meine Schule; sie hat mir Alles erklärt, sie versteht Alles und in ihrer Stube und in ihrem Herzen ist immer Alles schön aufgeräumt. Eigentlich war sie kein Krankes mehr und wollte das Haus verlassen, um einem Andern den Platz nicht zu versperren; aber der Professor und seine Frau ließen sie nicht fort; sie war eine Hülfe wie wenn sie Arzt und Geistlicher und Hausordnerin zugleich wäre. Ja, sie war ein wahrer Segen für das Haus.

Wer sich nicht mehr zu helfen wußte, wendete sich an die Doctorin, da schlüpfte man unter wie bei einer Gluckhenne, und sie hat eine Stimme — es ist nicht recht, wenn ich sage wie eine Gluckhenne, und doch hat sie etwas davon — ich meine, so sorglich, so warm, so behütend, so mütterlich lockend.

Wie Jedes seine besondere Medizin braucht, so auch seinen besondern Muthzuspruch. Sie hat Jedem geduldig seine Klagen abgenommen, und das thut schon gut und ein einziges tröstliches Wort hilft auf.

Nicht die Schmerzen sind es oft, die die Kranken so arg plagen, die Langeweile plagt sie noch viel mehr.

Da waren kranke junge Mädchen, die wußten gar nicht, was sie mit sich anfangen sollten, und verfielen auf Allerlei; diese lehrte nun die Doktorin verschiedene Handarbeiten und überhaupt sich vorbereiten und üben für den unglücklichen Fall, damit sie dann für sich selber und für Andere was nutz sind und nicht hülflos sich selber und Anderen zur Last.

Blind sein ist gewiß hart, aber noch härter ist die Furcht blind zu werden. Die Doktorin hat Viele gestärkt, sich ins Unabänderliche zu finden.

Vergiß nicht, Kind, sagte sie oft, die Liebe stammt aus der Geduld, wie es im Evangelium heißt. Der Augenkranke muß viel fragen, weil er nicht sehen kann, und da laß nie Ungeduld über Dich kommen, der Du nicht weißt, was Augenfinsterniß ist, was es heißt, den Fuß nicht mehr heben, sondern immer schleichen und mit Händen und Füßen tasten müssen, den Bissen nicht sehen, den man zum Munde führt, keine Blume, keine Helligkeit, kein Menschenantlitz. Hab' Geduld und Du findest Liebe in Dir und in Anderen.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Ich muß aber noch von einigen Andern erzählen, nicht von Allen, das wäre zu viel, aber Einiger muß ich noch gedenken, vor dem Letzten, was eingetroffen ist. —

Wir hatten eine Frau im Hause, auch eine Baronin von Haueisen, sie war Geschwisterkind vom Rittmeister; ich habe ihr aber nicht gesagt, daß ich den kenne, sie kann nichts dafür, daß er ihr Vetter ist, und sie war auch ganz anders, sanft wie ein

Engel. Ich habe ihr einmal einen Brief ihres Vetters aus Italien vorlesen müssen. Ich hab' es nicht gern gethan, aber auf der Stelle wo ich bin, darf man nicht nach Gernthun fragen. Der Brief des Rittmeisters war so ordentlich, so herzlich, wie wenn er von einem rechtschaffenen Mann wäre. Der Rittmeister ließ sichs wohl sein und dachte nicht daran, wie es denen geht, die er ausgeraubt hat.

Die Baronin wollte mir eine Antwort an ihren Vetter diktiren, ich machte mich aber davon los. Ich konnte nicht Liebes und Gutes an den Mann schreiben.

Die Baronin Haueisen war eine feine grundgute Frau, es sind eben in einer Familie nicht Alle gleich. Sie sagte einmal:

„Ich muß es als eine Fügung Gottes erkennen, daß er mich hat so krank werden lassen; ich habe erst dadurch erfahren, wie viel Liebe und gute Pflege es auf der Welt giebt."

Sie ist geheilt entlassen worden und hat uns rührend gedankt.

Ja, Schöneres giebts nicht und Besseres kommt nicht aus dem Herzen, als in der Stunde, da Kranke geheilt davongehen. Manche haben's nicht sagen können und haben mir dann von daheim geschrieben.

Es ist aber nicht immer Alles schön und gut gewesen bei uns. Viele Kranke, besonders die durch den Trunk so geworden sind, waren gar wüst, und einmal ist uns einer am dritten Tag verrückt geworden. Das war ein Auswanderungs-Agent, der viele Menschen in Länder verführt hatte, wo sie bald starben. Er muß sie Spatzenköpfe geheißen haben, denn das Wort hat er immer gerufen, bis man ihn in der Zwangsjacke fortbrachte.

Ich hatte schon lange nicht mehr an den Rittmeister gedacht. Jetzt als der Mann in Reue über sein Sündengeschäft wahnsinnig wurde, jetzt habe ich an den Rittmeister denken müssen.

Muß der nicht auch so enden? —

Ich muß aber meine Gedanken noch einmal zurückwenden.

Am meisten Geduld hat man natürlich mit Kindern haben müssen. Da brachten uns Eltern ein Kind und sagten, es sei so bös, daß es nicht ruhig werde, bis man es schlage. Ich redete mit dem Kind, und es versprach mir, sich bei der Operation und besonders nachher ruhig zu halten, und es hielt Wort und ich war ganz glücklich, wie Alles so gut ging.

Das Kind hatte einen Charakter, so stark wie ein Mann, und dabei so folgsam und gewissenhaft; es durfte nicht sprechen und sich nicht bewegen, und es hat sich verhalten, wie wenn es stumm und unbeweglich wäre. Es ist ein tüchtiges Mädchen geworden und ist jetzt Telegraphistin auf dem Bahnhof in Zürich.

Ich will nur noch von der Seridja und dem sternkundigen Professor erzählen. Das gehört zu dem letzten, was nachher über mich gekommen ist, und von wem? Vom Rittmeister.

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Eines Tages sagte mir unser Professor, ich müsse auf einige Zeit die Anstalt verlassen, die Engländerin aus Indien, die ich schon in Heyden gesehen habe, sei mit ihrem Kinde angekommen; das Kind sei falsch operirt worden und sei nun noch böser als je. Die Operation werde nicht im Hause, sondern im Hotel Bauer am See gemacht; auch die Heilungszeit müsse dort abgewartet werden.

Ich ging nicht gern fort aus dem Hause, ich konnte mir gar nicht denken, daß ich je von da weg solle; aber die Pfälzer-Doktorin hatte recht, ich bin eben ein Soldat, der auf den Posten hinaus geschickt wird, und abgelöst werde ich auch wieder.

Ich siedelte also hinunter in den Gasthof, und wer stand unter dem Hofthor und hatte eine große grüne Schürze an? Der Nonymus. Er zwinkerte mir nur mit den Augen, sonst gab er kein Zeichen, daß er mich kennt.

Die Engländerin wohnte hoch oben, ich war schon angekündigt. Der Nonymus schob einen andern Hausknecht weg, nahm meinen Koffer auf die Schulter, trug ihn in den Lupf — sie heißen ihn auch Lift — mit dem man hinauf fährt, und sagte:

„Steigen Sie nur hier ein."

Ich folgte ihm, er stieg auch ein, die Maschine gurgelte, es ging in die Höhe; in der kleinen Stube, die aufstieg, brannte ein Licht, wie bei Nacht. Mir war, als ob ich verhext wäre.

„Hast Du mich gleich erkannt?" fragte der Nonymus und fuhr sich dabei mit der Hand über die Augen.

„Ja."

„Wir wollen aber vor den Leuten nicht merken lassen, daß wir uns kennen. O lieber Gott! O guter Gott! Was machst Du Alles . . ."

Weiter ist nichts geredet worden. Wir waren schnell oben im dritten Stock, die Maschine hielt an, der Anonymus nahm meinen Koffer wieder auf die Schulter und trug ihn in mein Zimmer.

Jetzt wischte er sich mit einem Tuch den Schweiß aus dem Gesicht; er hörte aber gar nicht auf und wischte immerfort, er trocknete wol noch Anderes ab und stand da und athmete schwer.

„Ich trag' sonst das Siebenfache von dem da leicht," sagte er endlich, „ich hab' ja bei Dir daheim einen Malter sack Hafer selber aufgeladen und auf die obere Bühne getragen wie eine Feder. Sag', hast Du gewußt, daß ich hier bin?"

„Nein."

„Aber ich wußte, daß Du hier bist; ich hab' es meinen Eltern geschrieben. Ich weiß es schon lang, aber ich hab' Dich nicht in Ungelegenheit bringen wollen. Soll ich sagen, daß ich Knecht bei Deinem Vater gewesen bin? Ich habe gefürchtet, ich verrath mich, will sagen, ich verrathe Dich —"

Der gute Mensch konnte nicht weiter, und mir fuhr es wie ein Blitz durch alle Glieder: der Romuus hat Dich gern. Nein, die treue Seele soll nicht unglücklich durch mich werden.

Ich glaub', daß doch auch noch vom Großbauern stolz in mir war und ich war auch jetzt feiner gewöhnt. Ich sagte:

„Ich bin gern in der Anstalt und ich bleib da mein Leben lang."

„Ja, ja," sagte er, „ich will Dir auch nur noch sagen, ich weiß, was Du an meiner Mutter und an meinem Vater gethan hast. Deine Schuhe, die lasse ich nicht von meinem Unterknecht putzen, die putz ich Dir jeden Tag selber; ich möcht' Dir die Händ' unter die Füß' legen. Sieh mich nicht so verwundert an. Sei froh, Du hast einen Menschen um Dich . . . Still! Es kommt Jemand . . Befehlen Sie sonst noch was?" schloß er plötzlich mit ganz anderm Ton, der Schelm.

Unser Professor kam, und der Romuus ging davon. Der Professor mußte mir doch was angesehen haben, denn er sagte:

„Gitta, Du siehst so betroffen aus. Ist Dir denn so schwer, aus der Anstalt fortzugehen? Sei

nur ruhig, es wird Dir schon gefallen, und Du hast hier viel mehr freie Zeit. Ich möchte Dich aber heute nicht zum Assistenten haben. Laß einmal Deinen Puls fühlen. Ja, Du hast etwas Fieber."

Ich hab's auch gehabt. Nicht wegen des Rommus, den bring' ich schon zurecht, das fehlt nicht, aber jetzt kommt das alte Leben wieder auf mich nieder, und ich habe fast ganz vergessen, woher ich komme und was überhaupt gewesen ist.

Aber jung sein ist eine schöne Sache, und eine gute Pflicht dabei, noch mehr. Ich bin ein Soldat, der auf den Posten geschickt ist, das fällt mir jetzt wieder ein und da heißt es, wach sein und sich um nichts nebenaus kümmern.

Unser Professor erklärte mir nun, ich hätte die besonders schwere Aufgabe, das rothhaarige Kind ruhig zu machen; das sei ein kleiner Teufel, den wir wol chloroformiren, aber in dieser Aufregung nicht heilen könnten.

„Du kennst ja die Seridja noch von Heyden her."

Der Professor führte mich nun zu dem Kinde und sagte:

„Hier, Seridja, hier hab' ich Dir eine gute Freundin gebracht."

Wie ich dem Kinde nahe kam, schrie es, als ob es am Spieß stecke, und wie ich mich niederbeugte, wollte es mich an den Haaren zerren und schlug mir mit beiden Fäusten ins Gesicht.

„Gelt, Kind, Du hast mich nicht schlagen wollen?“ sag' ich, „gelt, Du hast arge Schmerzen, die Dich so bös machen? Du hast Deine Schmerzen schlagen wollen.“

Wie ich das sage, schreit das Kind:

„Geh fort, geh fort. Ich will Dich nicht. Nein, bleib da, bleib jetzt. Wie heißt Du denn?“

„Gitta!“

„Gitta! Gitta! Gitta! Das ist lustig. Komm, gieb mir die Hand, ich thu' Dir nichts; ja meine Schmerzen sind bös, so bös.“

Ich gab ihm die Hand, und es streichelte sie.

Die Mutter und der Professor sahen einander an, und was sie dachten, denke ich auch: das Kind ist bezwungen, das triege ich in die Hand.

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Der Professor ging fort und auf dem Flur sagte er, es sei gescheit von mir gewesen, daß ich so zu dem Kinde geredet habe. Es war aber gar nicht gescheit von mir, es war mein voller Ernst, und wenn's das nicht gewesen wäre, hätte es auch nichts genützt.

Das Kind ist nicht gleich vom ersten Tage an zahm geworden, aber wenn ich gesagt habe, ich gehe fort, da hat es mich um Verzeihung gebeten und mir Alles schenken wollen.

Ich darf sagen, ich hab' mit der Seridja Geduld gehabt, wie man mehr nicht haben kann; ich hab' auch der Mutter geholfen, die gar nicht mehr mit ihrem Kinde hatte auskommen können. Lieber Gott! Das ist ein lebenslustiges übermüthiges Geschöpf, das möcht' gern springen und hüpfen und muß nun so daliegen, kann mit nichts spielen, hat nie was Ordentliches gesehen und kann sich an nichts erinnern und weiß nicht, ob es in Rom, in Konstantinopel oder in Zürich ist. Das Kind ist in den dreizehn Jahren seines Lebens in allen Län

dern gewesen, kennt alle Sprachen, weiß wie man Hund in allen Sprachen sagt, weiß aber kaum mehr, wie ein Hund aussieht. Das ist ein bitteres Elend.

Die Mutter hatte es jetzt besser; Stunden lang und auch halbe Tage durfte sie von dem Kinde fort und sich wieder auffrischen; sie war ganz herabgekommen gewesen.

Als der Professor wiederkam, sagte ich ihm, daß man dem Kinde unsern braven Hund, den Rack, geben müsse. Er fragte mich, ob das Kind selber den Wunsch nach einem Hunde geäußert habe; ich sagte, daß es nur mein Gedanke sei, das Kind müsse etwas Lebendiges zum Spielen haben. Der Professor brachte nun unsern Rack. Das gute Thier blinzelte mir zu mit seinen so herzgetreuen, grundehrlichen Augen, wie wenn es mir sagen wollte: ich weiß auch, daß das arme Kind blind ist und wir zwei lassen uns von ihm zerren oder liebkosen, wie es eben mag.

Seridja war auch ganz glückselig mit dem Rack, ich habe ihr sagen müssen, wie der Hund aussieht; es war ein schöner schwarzer Hühnerhund mit langen Ohren, weißer Schnauze, weißem Bleß und weißen Füßen. Das Kind hat Stunden mit Rack plau-

dern können, und das hat die Mutter noch viel erleichtert.

Ich mußte neben Seridja schlafen und ihr erzählen, bis sie einschlief. Ich habe dem Kinde alle Geschichten erzählt, die ich wußte; auch Stücke aus meinem Leben. Wie ich von unseren verlorenen Gänsen erzählte, die wieder gekommen sind und schnattern und plaudern und hasen, da hat das Kind mit mir den Gänsen nachgeahmt und ich hab' ihm das noch oft und oft vormachen müssen.

Von unserm reichen Leben habe ich nichts erzählt, aber davon, daß ich auch Steine geklopft habe an der Straße, und da rief das Kind: „Mutter, die Gitta hat noch ärgere Proben bestehen müssen, als die Prinzessin im Märchen; die hat doch nur Gänse gehütet und Beeren gesammelt im Wald, aber Steine hat sie nicht geklopft. Gitta! Du wirst noch viel mehr als Königin!"

Wir lachten über das Kind, und gescheit wie es war und stark in Fragen, wollte es wissen, ob die Steine sich leichter bei Regen oder bei Sonnenschein zerspalten; Alles wollte es wissen.

Ich erzählte auch, daß dem Weger ein Steinsplitter ins Auge geflogen sei — o weh! das Kind

schreit wie besessen, es spürt den Steinsplitter in seinen Augen und schreit wie toll: „thu' mir ihn heraus! heraus!"

Jetzt war auf viele Tage wieder Alles verdorben; die Mutter zankte mich, weil ich dem Kinde solcherlei erzählt habe, und ich machte mir auch Vorwürfe. Ich habe aber nichts mehr zu erzählen gewußt, und das Kind wollte sich nicht aus Büchern vorlesen lassen. Ich habe mir also viele Geschichten auswendig gelernt.

Etwas Anderes wachte auch wieder bei mir auf. Ich wußte ja von den Eichenschälerinnen und von der Bonifacia viele Lieder. Ich sang also dem Kinde vor, und es lernte alle Lieder schnell; es hatte eine schöne Stimme und wir sangen mit einander, es ging wie zusammengepaßt.

Heiter sein, das ist besonders gut für die Heilung.

Der Professor hatte alles Vertrauen für das Gelingen der Operation, aber das Kind mußte ruhig und geduldig sein lernen für die Zeit der Heilung, sonst war Alles vergebens, ja noch schlimmer als vorher.

Ich war manchmal bös auf die Mutter; solch eine feine vornehme Frau hätte bei alledem das

Kind nicht sollen so verwildern und unbändig werden lassen. Das Kind war ein wahrer Tyrann; vom frühen Morgen bis in die späte Nacht hat man ohne Unterlaß ihm immer etwas erzählen oder mit ihm treiben müssen. Ich habe oft nicht mehr gewußt, wo aus noch ein.

Nun hat sich aber etwas Gutes gefunden. Ich bat das Kind, mich englisch zu lehren. Das hat ihm wohlgefallen. Ich habe Tag für Tag so und so viel Worte und Redensarten lernen müssen, und das Kind war ganz glücklich, Schulmeister zu spielen. Ich habe geläufig englisch sprechen können, jetzt freilich hab' ichs wieder verlernt.

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Wie es mit dem Nonymus war?

Ganz gut, er hat eine brave, bedächtige Art, er hat viel von seinem Vater. Er erzählte mir, daß er etwas voran bringe, und daß er hoffe, noch weiter zu kommen. Das Soldatenleben hatte einen ganz neuen Menschen aus ihm gemacht; er erzählte mir, daß die Schweizer gern Deutsche zu Dienst-

boten haben, besonders gern gediente Soldaten. Er plagte mich nicht mit Liebessachen, mit keinem Wort, und ich habe gemeint, ich hätte mir etwas eingebildet und unnöthige Sorgen gemacht. Er war ehrerbietig gegen mich, nur wollte er sich nicht drein finden, daß ich, die Prinzeß vom Schlebenhof, dienen müsse, und noch dazu als Krankenwärterin.

Vor der Engländerin hatten wir kein Hehl daraus, daß wir uns von Kindheit an kennen, und der Nonymus muß ihr einmal gesagt haben, daß ich von vornehmer Herkunft sei. Die Engländerin hat, so oft es Gelegenheit gegeben hat, sich gern mit dem Nonymus unterhalten, er ist so gradaus und lustig dabei; er ist gar froh, daß er tagtäglich sein kleines Vermögen wachsen sieht; er hat auch schon zwei Aecker und eine Wiese daheim gekauft. Der Nonymus war eben anders als ich, er dachte gern zurück an die Vergangenheit und freute sich, daß es jetzt besser geht; ich dagegen mochte von der Vergangenheit nichts wissen.

Der Nonymus ist noch heute so, er erinnert sich bei jeder Gelegenheit an die frühere Armuth bei und ist immer dankbar für Alles, was eben jetzt ist.

Eines Tages, als ich dem Ronymus über die Engländerin klagte, daß sie immer wieder verderbe, was ich an dem Kinde gut mache, sagte er:

„Wie kannst Du Dich nur über diese Frau ärgern? Die ist ja einfältig, dumm wie Bohnenstroh."

Ich sah das jetzt auch; man kann mit den feinsten Kleidern und dem größten Reichthum doch dumm sein. Mir wurde jetzt Alles viel klarer, und ich ärgerte mich nicht mehr über die Frau, sie war eben dumm und hatte keine Einsicht.

Wie gesagt, mit Liebessachen hat mich der Ronymus verschont, nur einmal sagte er:

„Was meinst, was zwei so gute Augen werth sind?"

„O Du Schmeichler!"

„Was Schmeichler! Ich meine ja gar nicht Dich, ich red' von meinen eigenen Augen. Die Kranken können Dir sagen, was gute Augen werth sind. Es ist nur gut, daß sie sie nicht kaufen können; sonst müßten wir blind herumlaufen. O! Und wenn gute Augen erst einen gut ansehen . . . Hui! Da klingelt's wieder!"

„Ja, mach', daß du fort kommst."

Der Ronymus ging davon.

Ich hatte etwas in der Stadt zu besorgen gehabt, ich kehrte in den Gasthof zurück, ich fuhr mit dem Lupf in die Höhe, ich blieb stehen; auf der Bank saß eine verschleierte Frau und ein verschleierter Mann, ich sah sie kaum in dem wenig erleuchteten Raum. Ich hörte aber, wie die Frau sagte:

„Wenn Du krank sein willst, so sei auch recht krank, geh' in ein Hospital, aber ich, ich bin keine Krankenwärterin."

Der Mann seufzte und sagte nichts.

Die Beiden stiegen im ersten Stock aus, ich fuhr weiter in die Höhe, aber ich wurde es nicht los; mir war, wie wenn ich die Stimme der Frau schon einmal gehört hätte. Kann das nicht der Rittmeister und seine Frau gewesen sein? Ich schalt mich aus über meine einfältige Ahnung.

Andern Tages bat ich den Ronymus, er solle sich doch im Comptoir erkundigen, ob nicht der Rittmeister und seine Frau im Gasthof gewesen seien.

„Das brauche ich nicht mehr zu erkundigen. Einer von unseren Omnibus-Kutschern war der Jokey bei ihm, den er ins Unglück gebracht hat; der hat ihn gleich erkannt. Ja, sie sind's gewesen, sind

aber schon wieder fort. Er hat Deinen Professor berathen, er hat gealtert und sie auch, aber er färbt sich den Bart und sie färbt sich die Backen. Im ganzen Haus hat Alles davon geredet, wie die Beiden mit einander zanken; sie ist allein an die Tafel gegangen, schön geputzt, und wie man ihm das Essen gebracht hat, hat sie sich auf den Balkon gesetzt, sie will nicht sehen, wie er ißt. Ich hab' ihnen die Koffer gepackt. Er hat noch einen Schein und hat sich die Augenlider mit der Hand hoch gehalten und mich betrachtet, wie wenn er sagen wollte: Dich habe ich schon gesehen, weiß nur nicht, wo ich Dich hinthun soll .. Ja, aber ich weiß, wo ich ihn hinthun möcht', den Waldmörder, den Menschenmörder, den Räuber. Wenn ich einmal in den Himmel komm', ins Paradies, da beding' ich mir bei unserm Herrgott aus: er muß mir jeden Tag ein paar Stunden Urlaub geben, daß ich in die Hölle hinunter darf, um den Rittmeister zu zwacken. Der soll spüren, was ich kann; das soll meine beste Seligkeit sein."

„Du bist bös. Ich will nicht mehr an den Rittmeister denken. Wenn man böse Gedanken auf einen Menschen hat, verdirbt man sich selber damit."

„Ja, ja, soll so sein, ist auch nicht nothig. Der Mann ist schon gestraft genug, er hat eine bose Frau, da ist er mit Allem versorgt.“

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Ich hatte jetzt Anderes zu thun und zu denken, da durfte kein Gedanke nebenaus gehen, da mußte man mit Leib und Seele dabei sein.

Wir konnten Seridja chloroformiren, und die Operation ging leicht und regelrecht. Als sie wieder aufwachte, bat ich sie, nicht zu reden und sich nicht zu rühren; sie sagte nichts als — Rack!

Der Hund hatte verstanden, er ging ans Bett, legte seinen Kopf auf den Rand der Matratze, und das Kind legte seine Hand auf den Kopf und so waren die Beiden stundenlang ruhig und lautlos. Ich hatte nur zu thun, um die Mutter zu beruhigen, die darüber ganz außer sich war und Angst hatte und das Kind zum Reden bringen wollte.

Es ist ein Glück, wenn man von Jemand weiß, es ist dumm, da hat man die rechte Geduld; das kann ja nicht anders.

Es ist das Beste, wenn der erste Verband recht lang liegen bleiben kann; ich sagte das dem Kind, ich sah, wie es die Zähne zusammenbiß und still den Hund zerrte, sie blieben aber beide ruhig und lautlos.

Ich sitze bei dem Kinde in der Dunkelstube, hier ist Nacht, draußen ist Tag, wir sehen nichts davon; draußen ist wol Lärm und Getriebe, ich höre nichts als den Athem des Kindes und den des Hundes, er seufzt manchmal tief.

Alles ist gut geworden. Als das Kind wieder zum ersten Mal reden durfte, sagte es:

„Ich habe in Gedanken mit Dir Steine geklopft, und da sind Feuerfunken heraus, und die haben gesungen, so schön, so sanft, aber keine Lieder, nur schön geklungen hat's."

Das Kind war wie verwandelt und hat mir geholfen, die Mutter zu beruhigen, die es immer küssen und umarmen wollte. Sie weinte vor Freude und ich hatte die größte Angst, daß sie das Kind auch weinen macht; aber es hielt sich tapfer.

Wir gewöhnten das Kind allmählig ans Licht und mir sind die Thränen in die Augen gekommen, wie das Kind sagte:

„Ich seh' Dich, Mutter, ich seh' Dich, Gitta, und ich seh' Dich, Rack."

Wir durften zum ersten Mal mit einander ausgehen an den See. Es war ein bedeckter Tag, keine Sonne am Himmel, Seridja küßte mir die Hand, dann sagte sie:

„Schau wie sich der Rack freut, der möchte gewiß auch gern sagen, wie er sich freut, daß ich sehen kann. O die Bäume und das Wasser und die Menschen und die Häuser und die Schiffe . . ."

Ich habe Seridja natürlich gedämpft, so viel als möglich. Sie war auch still, nach einer Weile rief sie aber wieder:

„O! So weit! So weit! Wie ist die Welt so weit und der Himmel so hoch! Ich meine aber, ich kann ihn anfassen."

Alle Leute, die uns begegneten, sahen uns an, wie wenn sie auch wüßten, daß das ein Blindes gewesen ist; sie blieben stehen und betrachteten das Kind. Ja, ein schöneres Menschenkind hat man nicht sehen können; es hatte goldrothes Lockenhaar und das ganze Gesicht wie das schönste Gemälde, und erst die Augen! Die waren so veilchenblau und glänzten, und das ganze Gesicht war wie lauter

Licht, wie wenn da überall Helligkeit davon ausstrahlte.

Jetzt ging aber bei Seridja das Fragen erst recht an. Als wir zum ersten Mal auf die Landstraße kamen, wies sie auf die zerkleinerten Steine, hob einen auf und wollte wissen, in welche Form man sie zerschlagen muß — man kriegt viereckig nicht heraus — und welches die tauglichsten Steine seien.

Das Fragen machte mich ganz wirr.

Ich hatte gemeint, ich dürfe jetzt wieder heim, aber der Professor sagte mir, die Mutter könne wieder Alles verderben, ich müsse also noch bleiben und Acht haben.

Wir sind auch manchmal auf dem See umhergefahren, den ich seit Jahren von da oben gesehen hatte; auch sind wir einmal auf den Rigi und da oben über Nacht geblieben. Die vielen Menschen waren glücklich über den Sonnenaufgang, natürlich am meisten die Seridja. Ich für mich muß sagen, es war schön, just etwas Besonderes aber nicht.

Ich bin mit Rack wieder in die Anstalt zurück. Der Hund hat seine Freude, daß er wieder heim darf, laut gegeben; ich bin still und langsam den Berg hinan gegangen.

Ja, wegen des Rack sind die Mutter und Seridja mir bös geworden und arg undankbar.

Seridja hatte den Hund behalten wollen, und ich war voreilig, ich hätte den Professor sollen zuerst reden lassen; nun aber sagte ich, daß der Hund eine Wohlthat für alle Kranke sei und ihn nicht ein Einzelnes behalten dürfe. Der Professor stimmte mir bei, aber die schönen Augen der Seridja konnten auch gar bös blicken, giftig und ingrimmig. Sie hatte eben noch nie erfahren, daß man ihr auch was versagen könne, und es war eine ganz andere Stimme, wie sie beim Abschied zu mir sagte:

„Du kannst geben mitsammt dem Hund. Fort, fort mit Euch . . .“

Die Mutter und Seridja verließen auch bald den Gasthof und wohnten bescheiden in einem Landhaus am See. Sie warteten auf den Vater, der aus Indien kommen sollte, sie warteten seit Langem vergebens und auch die Geldsendung blieb aus.

Nun ward Ronymus der Annehmer von der Mutter und Tochter und stand ihnen in Allem bei, er hat freilich auch Vortheil davon gehabt.

Eines Tages kam er zu mir und sagte: „Jetzt komme ich auf den Gaul. Die Engländerin hat mir

einen Schmuck gegeben, den ich im Pfandhaus versetzen solle. Ich gehe auch hin und frage was er werth sei, er ist viel werth, so ist keiner in der ganzen Schweiz. Das Pfandhaus borgt nur das Drittel vom Werth auf das Pfand. Ich denke, das kannst Du auch, und wenn das Unterpfand nicht eingelöst wird, hast Du den dreifachen Werth und hohe Zinsen in jedem Fall."

Ich muß gestehen, ich hatte Wohlgefallen an Ronymus, er war mehr als ich gemeint habe; aber ich wollte von dem Geldverdienen nichts mehr wissen, ich habe genug davon erleiden müssen.

Ich muß auch gestehen, es kränkte mich doch noch, daß die Mutter und die Seridja so undankbar gegen mich waren. Sie kannten mich nicht mehr, sie brauchten mich ja nicht mehr. Von der Mutter verdroß es mich weniger, sie war dumm, und ich habe noch keinen gescheiten Menschen kennen gelernt, der undankbar war; aber die Seridja! Ich mußte es verwinden, aber weh that's.

Der Vater ist aus Indien gekommen, ist mit Frau und Tochter abgereist, bei mir haben sie keinen Abschied genommen.

Der Ronymus kam und berichtete mir, welch

ein Glück er gemacht habe; der Engländer habe ihm Alles baar bezahlt und noch ein gut Stück Geld dazu gegeben.

„Eigentlich," sagte er und sah mich dabei so seltsam an: „Eigentlich müßte ich Dir die Hälfte abgeben, denn daß ich mit der Engländerin so gut bekannt geworden bin, verdanke ich Dir. Aber ich meine, wir lassen die beiden Hälften bei einander und haben sie zusammen."

Ich verstand wohl, was er meinte, aber ich sagte nichts drauf.

Ich klagte der Doktorin mein Leid über den Undank. Sie nahm mir Alles geduldig ab und sagte endlich:

„Du vergißt immer wieder, daß es böse Menschen giebt. Laß Dich dadurch ja nicht verleiten, gegen Andere hartherzig zu sein. Was können diese dafür, daß sie darunter leiden sollen? Und wenn man's recht betrachtet, braucht man keinen Lohn und keinen Dank. Wir thun unseren Nebenmenschen das Gute, weil es gut ist, und da ist Lohn genug in dem Glück, Gutes thun zu dürfen. Es giebt Menschen, an denen auch Leid und Elend nichts bessert, und doch ist das die heilige Lehre, daß aus Leiden Seligkeit stammt."

Die Doktorin mußte mirs angesehen haben, daß ich denke: Woher hat's nur die Frau, daß sie so über die Welt weg redet, als ob sie gar nicht mit thäte, und sie thut doch rechtschaffen mit?

Das mußte mir die Doktorin angesehen haben, und sie sagte:

„Gitta! Ich gehe bald fort, ich weiß nicht, ob ich Dich je im Leben wieder sehe. Ich wünsche den Tod nicht, aber ich erwarte ihn ruhig. Ich muß Dir doch noch meine Geschichte erzählen. Sie ist Dir vielleicht auch gut."

Die Doktorin erzählte. Ich meine, ich höre sie jetzt noch sprechen, und könnte ihr Wort für Wort nacherzählen:

Sechsundzwanzigstes Kapitel.

„Wenn Du es noch nicht weißt, sollst Du es von heute an wissen; ich war eine Jüdin und bin Christin geworden; ich wurde zugleich mit meinem Manne getauft, bald nach unserer Hochzeit. Mein Mann war ungläubig, ihm waren alle Religions-

formen gleichgültig. So lange die Juden nicht die gleichen Rechte wie die Christen hatten, wäre er nie Christ geworden, denn er fand es verwerflich, durch Uebertritt zu einer andern Religion einen Gewinn zu erringen. Nun aber schwand durch neue Gesetze jeder bürgerliche Unterschied zwischen den Religionen. Wir ließen uns in der protestantischen Kirche taufen. Mein Mann blieb ungläubig, ich für mich habe eine inbrünstige Liebe zu Jesus Christus, der durch Leben und Lehre so hoch steht, wie keiner außer ihm.

Freilich, was viele Geistliche aus ihm machen, das macht ihn unkenntlich. Er würde viele seiner Bekenner aus dem Tempel jagen, wenn er sähe, wie sie die Nichtchristen und vor Allem die Juden ansehen. Wenn die Apostel heute noch lebten, müßten sie sich getaufte Juden nennen oder vielmehr schelten lassen, denn die Menschen christlicher Abstammung sagen das mit einem gewissen Hochmuth.

Mein Mann war ein gut beschäftigter Arzt, voll Eifer für seinen Beruf und immer einer der ersten, wenn für die Gemeinde und das ganze Land etwas zu thun war.

Da kam die Revolution vom Jahre 1848 und dann das Jahr drauf die provisorische Regierung

in unserm Lande. Mein Mann wurde in dieselbe berufen. Sie wurde niedergeworfen, mein Mann wurde ins Gefängniß gebracht, der standrechtliche Tod drohte ihm. Ich in meinem damaligen Zustande litt unsäglich. Das Kind war todt, und da man für mein Leben fürchtete, durfte mein Mann mich auf meinem Krankenlager besuchen. Zwei Soldaten mit Ober- und Untergewehr traten mit ihm in mein Zimmer. Ich will nicht erzählen, was wir litten; wir hielten uns stark. Wir sahen uns zum letzten Mal. Ich wurde wieder gesund, soweit das Gesundheit ist; mein Mann starb im Gefängniß, ich erfuhr es erst nach Wochen, als ich aus dem Fieber erwachte.

Mein Mann ist auf dem protestantischen Kirchhof der Festung begraben. Ich mußte meines Brustleidens wegen in die südliche Schweiz.

Ich könnte Dir tagelang erzählen. Man hat daran gearbeitet, mir die Seele zu verbittern; es ist nicht gelungen, so wenig es gelungen ist, meinen Vorfahren durch bald zwei Jahrtausende lange Qualen das Gemüth zu verderben und sie zu entmenschen.

Nur eins will ich erzählen. Ich lebte in einer Pension, in der fast nur Deutsche waren. Es war

ein schönes geselliges Zusammenleben, bis ein Geistlicher aus — ich will den Ort nicht nennen, die anderen Bewohner sollen damit nicht gekränkt werden — also ein Geistlicher kam, der auch krank war.

Man sah mir wol die geborene Jüdin an, ich hatte kohlschwarzes Haar, und nun begann ein Zischeln und Heimlichreden, das mich aber wenig kümmerte.

Der Geistliche fühlte sich stark genug, sein Amt auch hier zu üben, und er predigte, sich auf Bibeltexte berufend, in den bittersten Worten gegen die Juden.

Alles sah auf mich, und sie mögens mir angesehen haben, daß ich dieser Anwendung des Textes widersprach. Der Geistliche hatte ein Zorneswort des Apostels, das noch mitten im Kampfe um die neue Lehre ausgestoßen war, auf die Gegenwart angewendet. Er verstand nicht die Hoheit Jesu Christi zu fassen und jene erhabene Heilsbotschaft, daß alle Menschen Kinder Gottes sind.

Ich kam in den Gesellschaftssaal, Alles zog sich von mir zurück; ich sah, daß ich in Acht und Bann gethan war. Ich verließ das Haus und zog in ein anderes.

Ich hatte ja leicht sagen können, ich bin getauft, aber ich schämte mich dessen, daß sich Menschen nach dem Heiland nennen und so zu handeln vermögen.

Ein Edelmann aus Pommern, er war auch Rittmeister, war der einzige, der sich meiner annahm.

Er hatte bisher keinen Menschen jüdischer Abstammung und jüdischen Glaubens gekannt, aber er hielt es für Pflicht, sich der von Lieblosigkeit und Härte Verfolgten anzunehmen. Da ich seinen biedern, menschenfreundlichen Sinn erkannte, sagte ich ihm, daß ich Christin sei. Er war ein streng gläubiger Christ, aber von jenem Tage an zerfiel er mit dem Glauben. Ich darf sagen, daß es mir gelungen ist, ihn in der reinen Gotteserkenntniß fest zu halten.

Ich gestehe aber auch, in mir kochte Zorn und Haß. Ich habe mit diesen bösen Geistern gerungen, bis ich mir sagte: Nein, das sollen die Bösen nicht bewirken, daß sie mir das Herz vergiften. Nein, ich thue denen, die sich lügnerisch Christen, Bekenner der Religion der Liebe nennen, so viel Gutes als ich kann. Das freilich kann ich nicht, die Feinde lieben kann ich nicht, und ich kenne Niemand, der es vermag; ja ich glaube, das Wort ist nicht so

gemeint, sondern es gilt nur, was dann gesagt ist: Gutes thun kann ich und muß ich auch denen, die mich kränkten.

Nun aber geh, Gitta, die Erzählung hat mich doch angegriffen . . ."

So redete die Doktorin. Sie starrte oft drein, wie wenn sie zu einem Unsichtbaren redete, und wenn ich sie ansah, lag auf ihrem Gesichte ein Glanz von Wehmuth und erhabener Ueberwindung der Welt.

Ich habe damals nicht vom Fleck fort gekonnt, ich hätte der Dulderin gern die Kniee geküßt, aber sie konnte so was nicht leiden.

Ich fragte sie, was aus dem Rittmeister aus Pommern geworden, und sie sagte, daß er bald gestorben sei, sie habe ihn gepflegt bis zu seinem letzten Athemzug.

Ich wollte nun gehen, die Doktorin aber sagte:

„Nein, bleib jetzt, es ist besser, wenn jetzt Jemand bei mir ist."

Wir haben noch lang stumm bei einander gesessen.

Ich bin bei der Doktorin geblieben bis sie eingeschlafen ist.

Wenige Tage darauf begleitete ich sie an die Bahn, der Professor und seine Frau waren auch da. Ich traf den Anonymus, und er sagte mir:

„Das Geld reicht jetzt bald aus. Ich treibe das Geschäft hier nicht mehr lang. Der Schmaje sucht uns ein schickliches Wirthshaus mit Aeckern und Wiesen und auch ein Stück Wald dazu. Da haben wir dann Alles.

„Wer wir?"

Der Anonymus sah zu Boden und athmete schwer, dann sagte er:

„Ha, mein Vater und ich. Leider Gottes hat's meine Mutter nicht mehr erlebt —"

Er hielt inne, er merkte, wie michs angriff, daß ich das jetzt so erfuhr, dann sagte er:

„Sie ist leicht gestorben und noch in der letzten Stunde hat sie an Dich gedacht, aber ich kann Dirs jetzt nicht sagen."

Ich ging heim in unsere Anstalt, mir war der Weg den Berg hinan so schwer wie noch nie; es kann wol sein, daß ich im Voraus gespürt habe, was jetzt erst kommt.

Also die Bonifacia, die treue Seele todt! Wie lebt der Weger und wie sieht es nun aus dort in

dem Häuschen? Wie ich das so denke, sehe ich die Blätter vom Baume fallen, und jener Herbsttag, an dem ich zum ersten Mal dem Rittmeister begegnete, geht mir in der Erinnerung auf.

Warum kommt das immer wieder? . . .

Wir hatten diesen Winter wieder das ganze Haus voll, und mir fehlte die gute Doktorin. Oft und oft habe ich gemeint, ich müsse zu ihr gehen und mir Raths bei ihr erholen, ich wußte mir nicht mehr allein zu helfen.

Endlich sagte ich mir: Halt! Das darf nicht sein. Du mußt so vielen Menschen beistehen, Du darfst nicht selber hülfsbedürftig sein.

Ich habe meine Pflichten wieder aufgenommen, wie wenn ich jetzt erst anfinge. Es war mir eine wahre Lust und es war mir leicht, treppauf treppab von einem zum andern zu gehen und Jedem etwas zu leisten.

Im Zimmer der Doktorin wohnte jetzt eine feine, aber schwächliche Frau, die sich die Augen ausgeweint hatte um den Tod ihres Mannes.

Unser Professor meinte, es sei ihr schwerlich zu helfen, und er ließ es zu, daß sie fast den ganzen Tag Klavier spielte, obschon sie sehr schwächlich war.

Ihr Mann war ein berühmter Musiker, sie war seine Schülerin und ist mit ihm entflohen, er ist bald gestorben; sie spielte nun alle Stücke zu seiner Erinnerung.

Wir hatten auch einen berühmten Professor der Sternkunde, der sich in seinem Beruf das Augenlicht verdorben hatte. Er war in meiner besondern Obhut und unser Professor sagte, er werde geheilt; er war ein gar lieber geduldiger alter Herr, er bekam viel Besuch von überall her, lauter feine Männer und Frauen, und Alle dankten mir für meine gute Pflege.

O lieber Gott! Es giebt so viele gute Menschen auf der Welt, warum hat gerade so ein grundschlechter zu meinen Eltern auf den Hof kommen und uns verderben müssen?

Der Sternkundige ist geheilt entlassen worden. Man freut sich doch, wenn die Kranken uns geheilt verlassen, aber der Abschied von so guten feinen Menschen thut doch weh.

Das Zimmer des Sternkundigen wurde neu hergerichtet und noch ein zweites ward dazu genommen; es hieß, wir bekämen einen vornehmen und anspruchsvollen Kranken, und ich war zu seinem besondern Dienst bestimmt.

Warum war mir jetzt so bang?

Was mich wie eine schlimme Ahnung gepeinigt hatte, ist wirklich geworden. Der Rittmeister ist gekommen.

Siebenundzwanzigstes Kapitel.

Am Mittag fährt ein Wagen vor. Ich schaue aus dem Fenster, ein großer stattlicher Mann wird aus dem Wagen gehoben. Ich meine, ich muß aus dem Fenster stürzen, ich meine, ich muß rückwärts fallen. O lieber Gott! Das ist ja der Rittmeister! Und den soll ich pflegen und warten? Den? Nein, das thue ich nicht, ich bleib' nicht im Hause, mit dem Mann bleib' ich nicht unter einem Dach.

Er wird herauf geführt, er trappst in der Nebenstube, ich höre seine Stimme, ich habe mich nicht geirrt, er ist's.

Unser Professor öffnete die Zwischenthür und sagte zu mir:

„Komm herein."

Ich weiß nicht, woher ich die Kraft hatte, in's andere Zimmer zu gehen. Da saß der Rittmeister

mit verbundenen Augen im Lehnstuhl und hatte die Hände in einander gefaltet. Der Professor sagte:

„Das ist Dein neuer Pfleglina. Ich weiß, Du bist geduldig, sei es ganz besonders mit diesem Herrn."

Ich konnte nicht einmal ein Ja vorbringen, es schnürte mir die Kehle zu. Der Rittmeister frug:

„Wie heißen Sie?"

Ich brachte meinen Namen nicht heraus, und der Professor sagte:

„Sie wird Gitta gerufen. Warum bist Du so starr? Du bist doch sonst —"

Der Rittmeister unterbrach ihn und fragte:

„Ist sie alt oder jung?"

„Jung."

„Wo steht sie?"

Ich konnte nicht von der Stelle. Der Professor sagte zu mir:

„Was bist Du plötzlich so kindisch?"

Kindisch sagt er — ich meinte, ich müsse aufschreien und sagen: ich bin das Kind von dem, der durch diesen Mann zu Grunde gerichtet und in den Tod gejagt wurde.

Ich brachte aber kein Wort heraus, und der Rittmeister sagte:

„Tritt näher! Komm her!“

Es klang befehlerisch, er that den Handschuh ab, streckte die Hand aus, und der Professor führte mich am Arm zu ihm hin.

Ich mußte dem Räuber, dem Mörder die Hand geben. Er sagte:

„Warum zitterst Du? Hast nichts von mir zu fürchten, bin ein armer, verlassener blinder Mann.“

Dabei schluchzte er, daß es ihm Herzstöße gab. Ich hatte kein Mitleid mit ihm, mir ballten sich beide Hände, ich hätte ihn gern noch mit beiden Fäusten auf die Brust gestoßen und ihm dabei zugerufen: Du Räuber an meinem Vater! Du Mörder meines Vaters!

Unser Professor redete dem Rittmeister zu, er müsse stark und mannhaft sein, er dürfe nicht weinen, das verzögere die ohnedies so schwierige Operation um Tage, vielleicht um Wochen.

Der neue Assistent kam herzu, er war erst seit Kurzem bei uns, er war Militärarzt in Deutschland gewesen. Die beiden Aerzte schickten mich fort, sie nahmen nun nochmals eine Untersuchung vor.

Da stand ich nun draußen auf dem Flur, und wieder kam mir der Gedanke, ich bleibe keine Stunde mehr im Hause; ich kann nicht. Unserm Professor sage ich, warum ich fort muß, und er soll den schändlichen Menschen nicht heilen, der soll keinen Baum mehr sehen, keine Blume, kein Menschengesicht; blind soll man ihn in die Grube einscharren bei lebendigem Leibe . . .

Unser Professor kam heraus und sagte mir:

„Dein neuer Patient ist das gerade Gegentheil von dem Sternkundigen, der lauter Gutherzigkeit war; dieser ist voll Bosheit und Giftigkeit auf die Welt, weil das Leiden über ihn gekommen. Ja, Kind, wir dürfen nicht fragen, ob einer gut oder schlecht; wir wissen nur, er ist krank, und wir müssen helfen, so viel wir können. Ist Dein neuer Patient bosartig, so muß er gerade um so mehr gutartig behandelt werden; ich habe das Vertrauen zu Dir, daß Du das kannst."

Er ging mit dem Assistenten die Treppe hinab, und ich hörte noch, wie der Assistent sagte: „Nennen Sie dem Manne meinen Namen nicht. Ich kenne ihn von früher, ich stand bei seiner Schwadron."

„So? Da müssen Sie mir von ihm erzählen.

Er war offenbar ein gewaltthätiger Mensch, ich habe das auch an mir erfahren. Ich habe ihn eigentlich nicht ins Haus aufnehmen wollen und habe es nun doch gethan."

Er nannte auf lateinisch eine Krankheit.

Die Schritte der beiden Männer verhallten, ich stand am Treppengeländer und mußte mich dran festhalten, so schwindelte mir. Jetzt aber kam über mich, was die Doktorin gesagt hat: Man kann sich nicht zwingen, seinen Feind zu lieben, aber man kann sich zwingen, ihm zu helfen und ihm Gutes zu thun.

Das muß ich, das kann ich, das will ich.

Achtundzwanzigstes Kapitel.

Ich ging in die Stube, der Rittmeister stand am Fenster, er wendete sich um und fragte:

„Bist Du's? Schaller?"

Mir zitterte das Herz. Also der Schaller kommt auch? Der wird mich erkennen. Ich sagte, daß ich es sei, und er erwiderte barsch:

„Geh! Nein, bleib. Sag', was sieht man hier vom Fenster aus?"

Ich sagte, daß an diesem Fenster eine hohe Tanne stehe, da sehe man nicht viel, aber vom andern Fenster überschaue man den See und die Alpen.

„Du hast eine sonderbare Stimme," sagte er, „bist Du eine Schweizerin?"

Er wartete nicht bis ich antwortete und fragte wieder: „Woher kommt die Musik, die man jetzt hört?"

„Vom Dampfschiff auf dem See. Der Wind trägt manchmal den Klang hier herauf."

„So? Die Welt ist lustig. Sie fahren mit Musik auf dem See. Nun geh'! Nur noch eins. Betrüg' mich nicht. Ich merke Alles. Nun geh'."

Ich ging ins Nebenzimmer und war froh, daß ich mich setzen konnte.

Muß ich nicht dem Professor sagen, was der Rittmeister uns daheim angethan hat? Nein, ich trag's besser still . . . aber dem Romynus muß ich doch sagen, was mir auferlegt ist? Nein, dem auch nicht. Ich will Alles allein . . .

Der Rittmeister im Nebenzimmer pfiff, er pfiff wunderschön, ganze Musikstücke.

Die Thür ging auf, der Rack kam herein.

„Ist nicht ein Hund bei Dir?“ rief der Rittmeister, er hatte ein wunderbar scharfes Gehör. Ich bejahte und befahl dem Rack, daß er zu dem Herrn gehe; er folgte mir zum ersten Mal nicht gradaus, ich mußte ihm streng befehlen.

Der Rittmeister betastete den Hund und sagte, das sei keine reine Rasse, der Hund stamme von Schäfer- und Hühnerhund ab. Rack sah mich an, wie wenn er jedes Wort verstanden hätte; er war gegen alle Menschen gut, nur gegen den Rittmeister nicht. Wer weiß, woran so ein Hund merkt, daß das kein braver Mann ist.

Alle Kranken hatten eine Freude dran, wenn ich ihnen ein Hauptstück vom Rack erzählte. Ich sagte zum Rittmeister: „Das ist ein kluges Thier. In einer bestimmten Ecke steht eine Gießkanne. Wenn der Rack Durst hat, nimmt er den Henkel ins Maul und trägt die Gießkanne herbei, daß man ihm Wasser eingieße, das er mit seiner langen Zunge ausleckt und dann trägt er die Kanne wieder an ihren Platz.“

Der Rack schüttelte den Kopf während ich das erzählte: diesem Manne solltest Du die Geschichte

nicht erzählen. — Und er hatte Recht. Denn der Rittmeister sagte: „Solche Geschichten geben mich nichts an.“

Ich wußte sonst immer den Leuten Allerlei zu erzählen, jetzt aber wußte ich nichts mehr.

Ich mußte nun den Rittmeister an der Hand führen und ihm sagen, wo Alles in dem großen Zimmer stehe, die Tische, die Stühle und das Bett.

„Ist kein Spiegel im Zimmer?“ fragte er. Ich sagte Nein, und er lachte:

„Freilich, man sieht sich ja selber nicht. Erlaube, ich will mit der Hand erkennen, wie Du aussiehst.“

Er fuhr mir mit der Hand übers Gesicht, ich gab ihm mit der Faust einen Stoß, der wahrscheinlich ärger als nöthig, und er sagte:

„Gut, soll nicht mehr geschehen. Ist noch Tag oder schon Nacht?“

Ich sagte, daß eben die Sonne untergehe, und er rief wieder in seinem befehlerischen Tone: „Geh!“ Er war gewohnt, die Menschen hin und her zu schieben, als wären sie Stühle.

Ich stand im andern Zimmer am Fenster und sah hinaus, da war Himmel und Erde und Wasser

wie lauter rothes Gold. Ich wendete mich zurück, ich wußte nicht, warum.

Da hing an der Wand das Bild von dem großen Doktor von Berlin, und ich mußte denken: O Du! vielleicht hast Du auch einmal einen Feind von Dir, gewiß hast du auch schlechte Menschen geheilt. Du hast nichts gewollt als helfen. Ich kann nicht, was Du kannst, aber was Ich vermag, das will ich thun.

Wie ich das so dachte, war mirs, als ob er mir zulächelte.

Ja, es war doch wunderbar. Andern Tages sagte mir unser Professor, er habe die Nachricht bekommen, daß gestern Abend bei Sonnenuntergang der große Doktor von Berlin gestorben sei. Und in derselben Stunde hatte ich an ihn gedacht, und er mußte in seiner Sterbestunde gefühlt haben, wie vielen Menschen er die Sonne wiedergegeben.

Neunundzwanzigstes Kapitel.

Tags darauf war der Rittmeister anders geworden und ich auch.

Als ich beim Erwachen dran dachte, wen ich zu pflegen habe, meinte ich wieder, ich könne es nicht und dürfe es nicht; ich könnte auch keine treue Pflegerin eines Menschen sein, den ich in Grund und Boden hinein verfluche. Ich habe bisher meine Pflicht gethan, jetzt müßte ich ungetreu an meiner Pflicht werden. Das muß ich dem Professor sagen. Und wieder dachte ich, was geht's dich an, wer der Kranke ist? Und er ist ja gestraft; er kann nicht mehr nach seinen Gelüsten leben, er muß sich fügen und hat keinen Willen mehr; man muß doch Erbarmen mit ihm haben, und er ist ja doppelt elend, blind mit einem bösen Gewissen.

Der Rittmeister rief mich und fragte, ob schon Tag sei, und dann sagte er, er sei gestern gewiß bös und heftig gewesen; man solle ihm das nicht verübeln, er leide bittere Schmerzen und dazu solche, die man mit keinen noch so feinen Instrumenten heilen könne.

„Ich war mit sehenden Augen blind," schloß er.

Eben als er das gesagt hatte, begann die Klavierspielerin über ihm, und mit heftiger Stimme rief er:

„Das dulde ich nicht, das darf nicht sein."

Ich mußte den Professor rufen. Dieser erklärte dem Rittmeister, er solle es versuchen, sich an dem schönen Klavierspiel zu erfreuen, statt sich zu ärgern; wenn das in zwei Tagen nicht der Fall sei, werde man ihm andere Zimmer anweisen.

„Warum mir? Warum nicht dem Klavierklimpernden?"

„Ich muß bitten, etwas ruhiger mit mir zu reden," sagte der Professor. „Sie müssen Selbstbeherrschung und Fügsamkeit lernen; durch Ihre Heftigkeiten verschlimmern Sie Ihren Zustand und stören die Pflege und Heilung."

Ganz gebändigt und zahm fragte nun der Rittmeister, wer es denn sei, der da oben Klavier spiele. Unser Professor erzählte von der Frau, die in Gram um ihren verlorenen Mann erblindet sei und bald ihre letzte Lebenskraft aufgezehrt haben werde.

„Ist das auch wahr, was Sie mir da erzählen?"

Scharf entgegnete der Professor:

„Herr Baron, ich verlange, daß Sie keine der-

artige Redensart mehr gegen mich gebrauchen. Sie sind kein Kind, und ich bin kein Märchenerzähler."

Der Rittmeister hat's gespürt, mit dem darf man nicht spaßen. Ich muß sagen, ich hatte den Professor noch nie gegen einen Kranken so scharf gesehen; unser Professor mußte mehr von ihm wissen, als ich meinte, jedenfalls wollte er ihn bändigen.

Wieder ganz sanft brachte der Rittmeister vor: „Verzeihen Sie einem Schwergekränkten, will sagen einem Schwerkranken. Also solche Liebe giebt es wirklich in der Welt? Ich will's glauben, ich muß Ihnen ja glauben."

Als der Professor weggegangen war und die Frau weiter spielte, pfiff der Rittmeister zu der Musik über ihm.

Plötzlich rief er mich und sagte, ich solle hinaufgehen zu der Frau und anfragen, ob er nicht zu ihr kommen und in ihrem Zimmer zuhören dürfe; er könne auch vierhändig mit ihr spielen.

Ich sagte, daß man nicht von einem zum andern ohne Wissen des Herrn Professors Botschaft bringen dürfe. Da schrie er wieder:

„Verdammt! Sind denn die Kranken hier Strafgefangene?"

Ich dachte: Du verdienst Strafgefangener zu sein, in Ketten und Banden. Mein ganzer Haß war wieder da. Ich pflegte ihn aber doch wie jeden Andern. Etwas in mir sagte mir freilich, daß ich heuchle. Gehe ich nicht selber dabei zu Grunde, wenn ich das so weiter treibe? Ich schämte mich vor jedem guten Wort, das ich sagen mußte, ich kam mir beständig wie unsauber vor, wie ungewaschen. Ich hatte keinen rechten Schlaf mehr, ich war unzufrieden mit Allem und mir selber zur Last.

Eines Tages kam der Hausmeister und brachte einen Brief, der Rittmeister fragte, wer hier den Kranken vorlese; der Hausmeister sagte, er sei Vertrauensperson.

„Gut, lesen Sie mir zuerst die Unterschrift."

„Bergschinder. Ein eigenthümlicher Name!"

„Es giebt auch solch einen Kerl nicht zum zweiten Mal auf der Welt. Lesen Sie den Brief und bleib Du nur Gitta, ich habe kein Geheimniß mehr."

In dem Briefe stand Vieles, was wir nicht verstanden. Der Schaller schrieb, daß sich noch

nicht bestimmen lasse, wann er komme, und zuletzt hieß es ungefähr:

„Sei froh, daß Du den Drachen los bist. Dir sind die Augen verbunden, aber du wirst nicht hingerichtet, sondern hergerichtet zu neuem lustigen Leben.“

Der Rittmeister lachte gezwungen, dann fragte er mich, ob ich gut lesen könne; ich bejahte, und nun bestimmte er, daß ich ihm fernerhin die Briefe vorlesen solle, er habe Vertrauen zu mir.

Ich habe ihm auch Bücher vorlesen müssen und bei Schurkenstreichen, wo ich voll Abscheu war, hat er oft drein gerufen:

„Das ist prächtig! Das sind sündige Kameraden!“

Ich habe ihm auch eine Geschichte von der Blutrache vorgelesen, und er fand es ganz in Ordnung, was da geschieht.

Nur einmal sprach er sich über die Frau aus, die ihn verlassen hatte.

Das kam so.

Die Fürstin gab zu ihrem Abschied in unserer Anstalt ein Concert oder einen Festschmaus, ich weiß nicht, wie ich es heißen soll; es war eben wunderschön.

Die Fürstin hat gar herrlich auf der Harfe gespielt, und in Dankbarkeit, weil sie doch so weit geheilt war, wollte sie allen Kranken, die aus dem Zimmer durften, im großen Saal vorspielen. Unser Professor ließ mich zur Fürstin rufen. Die ganze Sache war nicht ohne Gefahr, denn die feine Musik konnte die Menschen so angreifen, daß sie weinten und sich damit Schaden anthaten. Es wurde daher strenge Auswahl getroffen.

Glückseliger sind noch selten Menschen durch die Musik gewesen. Da saßen Männer und Frauen, alte und junge, sie sahen einander nicht, aber sie hörten Alle die Klänge, die so sanft zu Herzen dringen. Ein Wildheuer, der sein Lebtag so was nicht geahnt, rief plötzlich bei einer leisen Weise:

„Ich bin im Himmel! So müssen's die Engel im Himmel machen!"

Außer dieser kleinen Störung war Alles gut abgelaufen.

Der Rittmeister war auch eingeladen, aber er lehnte heftig ab und sagte:

„Ich will keinen Harfenton mehr hören, sie" — er meinte damit seine Frau — „hat ja auch Harfe gespielt."

Dreißigstes Kapitel.

Der Assistent, der, wie gesagt, auch Soldat war, hat mir die Geschichte des Rittmeisters erzählt. Ich muß ihn Rittmeister nennen, obgleich er's nicht mehr war.

Wie jeder Soldat sauber und in Ordnung daher kommen muß, so ists auch im Ganzen; die Offiziere dulden keinen unter sich, der einen Schmutzflecken auf seiner Ehre hat, das gehört zu ihrem Ehrenstand.

Der Rittmeister hat das schönste und stolzeste Mädchen geheiratet, er hatte in Allem der vornehmste sein wollen, und es hieß doch, daß sie ihn nicht gern habe, warum, wußte man nicht, vielleicht konnte sie überhaupt Niemand gern haben. Er hat aber gemeint, wenn er recht viel Aufwand mache und ihr Alles gewähre, was sie nur mag, dann kriege sie ihn gern. Und so hat er seine Ehre und sein Gewissen dran gegeben und zuletzt Gut und Blut von Anderen geraubt, damit seine Frau ihn gern habe. Aber Liebe läßt sich nicht kaufen, und ein Mann, der sie so erwerben will, verdient keine.

Der Assistent hatte noch Mitleid mit dem Ritt-

meister, ich nicht, ich hatte keins. Wenn die Frau ihn nicht mochte, sollte er sie nicht nehmen oder sie laufen lassen; da könnte man noch Respekt haben, aber so?

Was zuerst vorgefallen ist, wußte der Assistent nicht. Der Rittmeister hat die schönsten Pferde gehalten — er und seine Frau sind oft ausgeritten, und die Leute sind auf der Straße stehen geblieben und haben ihnen nachgeschaut — er hat viel mit seinen Pferden hin und her gehandelt und auch hoch gespielt. Kann sein, daß dabei oder im Dienst was vorgefallen ist, man weiß es eben nicht; aber eines Tages hat der Rittmeister seinen Abschied gefordert und hat ihn bekommen.

Der Rittmeister hat Pferde laufen lassen auf Wettrennen, ich weiß nicht wo überall; er hat groß Geld eingenommen.

Aber einmal ist es an den Tag gekommen. Die Offiziere hatten schon lang nicht gern, daß er sich so vorn dran machte; Rittmeister hin und Rittmeister her, hieß es immer, und die Frau fuhr nicht anders als vierspännig und kutschirte selber.

Sie haben ihm also aufgepaßt und endlich haben sie ihn gepackt.

Der Jockey auf einem berühmten Pferd, auf das große Wetten gesetzt waren, fiel kurz vor dem Ziel vom Pferd, und da ist's an den Tag gekommen. Der Jockey gestand, daß der Rittmeister ihn bestochen habe, und da ist Gericht gehalten worden; der Rittmeister wurde mit Schimpf und Schande ausgestoßen und durfte sich nicht mehr Rittmeister heißen, er mußte noch froh sein, daß er nicht vor das öffentliche Gericht kam.

Hätte man ihm das nicht geschenkt, so wäre mein Vater nicht ins Elend gekommen. Darum also hat er damals dem Vater gesagt, er solle ihn nicht Rittmeister, sondern nur bei seinem Namen, Herr von Haueisen, nennen.

Der Nonymus hat damals, als ihn der Vater aus dem Dienst jagte, von der Sache gewußt, aber noch nicht Alles, und damals hat der Rittmeister Streit angefangen, damit er den Vater in den bösen Geschäften und im Unglück sitzen lassen kann.

Es ist wahr, der Mann ist hart gestraft, die Frau hat ihn verlassen, und er ist am Erblinden, aber er verdient noch mehr, tausend Mal mehr.

Ich hab's anders erfahren, als die Pfälzer Doktorin.

Es steht freilich geschrieben: Liebet Eure Feinde! Aber das kann man nicht; sag' mir keiner, daß man das kann, der Spruch muß nicht so gemeint sein. Gutes thun dem Feinde, das kann man; aber es soll mir Niemand sagen, daß das leicht sei. Wenn der Feind bettelarm ist, ihm Geld geben und forthelfen, das kannst Du; Du giebst von Deinem Eigenthum her und bleibst für Dich was Du bist. Aber stündlich wachen, Geduld haben und sanft zureden und trösten — ich weiß, was das ist, und wer das nicht selber probirt hat, weiß es nicht, und darf nicht mitreden.

Ja, noch ärger ists gekommen, denn das ist doch das ärgste, wenn einem das entleidet wird, womit man bis daher so glücklich war und es für eine Aufgabe von Gott gehalten hat und froh war, sie erfüllen zu können. Mich plagen die Gedanken: Warum muß gerade ich Krankenpflegerin sein? Warum ist gerade mir das auferlegt? Ich hab's genug. Ich will auch draußen sein, wo es lustig hergeht.

Ja, ich hab's gespürt, daß ich untreu werde, und habe, wie man sagt, mein Herz in beide Hände nehmen müssen, um wieder zu mir zu kommen und

um nicht gegen den Verderber von meinem Vater und von mir loszufahren. Ich habe aber doch nun dem Professor sagen wollen, ich könne den Mann nicht pflegen.

Ich stand schon an der Thür des Professors, da hielt ich still und sagte mir: Nein, ich weiß selber, was ich will und was ich muß, und ich will's beweisen.

Ich kehrte um und that meine Pflicht.

Und ich habe meine Pflicht gethan, wie wenn das ein Mensch wäre, von dem ich weiter nichts weiß, als daß er krank ist.

Ich hatte mir aber doch zu viel zugemuthet.

Einunddreißigstes Kapitel.

Ich habe meine Schuldigkeit gethan bis zum Ende, nein, nur bis einen Schritt vor dem Ende.

Es wird mir schwer, aber ich muß Alles erzählen. . . .

Der Rittmeister wollte von unserm Professor wissen, ob die Heilung sicher sei, er fragte gar viel, der Professor aber sagte:

„Fragen Sie nichts weiter. Was ich Ihnen zu sagen habe, werde ich schon von selber vorbringen; und Sie sind ja ein Mann —"

„Und ein Soldat, der der Gefahr ins Auge schaut. Ich bin stark. Versprechen Sie mir, daß Sie mich nicht chloroformiren."

„Das thue ich nicht. Ich wiederhole Ihnen: Die Operation ist in meiner Hand, die mögliche Heilung in der Ihrigen. So lange Sie so heftig und aufgeregt sind, operire ich Sie nicht. Sie müssen vorher lernen ruhig und geduldig sein, um es nachher üben zu können. Also zeigen Sie Ihren Muth durch Geduld und Fügsamkeit."

Ich hatte den Professor noch mit keinem Kranken so scharf reden hören, wie mit dem Rittmeister. Er hat gewußt warum.

Eines Tages wurde ich auf den Hausflur hinaus gerufen, und wer stand da und zitterte am ganzen Leib und konnte lang kein Wort herausbringen? Der Ronymus.

Endlich sagte er:

„Ich hab's erfahren, der Rittmeister ist hier in Eurer Anstalt. Der Diener, der ihn hieher begleitet hat, ist Lohndiener bei uns geworden. O

unser Herrgott weiß, wohin er den Schlag zu führen hat. Der Rittmeister ist schlecht, aber es hat noch ein Schlechteres da sein müssen, um ihm den Lohn zu geben. Die Frau, die hat Gott geschickt, er kann auch Teufel schicken; sie hat ihn verlassen, hat viel Geld mit genommen und ist mit einem Andern davon. Und was noch das Lustigste ist, er denkt noch immer an sie und möcht' sie wieder haben. Ich will dir's nur sagen: wenn der Rittmeister wieder heraus kommt, will ich ihm zeigen wer ich bin."

„Womit?"

„Herausgeben muß er, was er Deinem Vater geraubt hat und Du, die Prinzeß vom Schlehenhof, sollst nicht Dienstbote sein."

„Laß das mit der Prinzeß. Laß Dir im Ernst sagen: wenn der Rittmeister auch Alles herausgäbe, kann er meinen Vater wieder lebendig machen?"

„Nein, das kann er nicht. Aber das Geld —"

„Dazu kann man ihn nicht zwingen."

„Mag sein, aber Du giebst mir Bescheid, wenn er fortgeht, und dann soll er spüren, was die da vermögen."

Er ballte beide Fäuste, aber er lächelte, als ich sie ihm auflöste und ihm das Versprechen abnahm, sich weiter nicht mehr um den Rittmeister zu kümmern.

„Hast Du ihn schon gesehen?“ fragte er mich; ich sagte schnell, ich hätte Eile. Ich konnte nun doch dem Nonymus nicht sagen, daß gerade mir auferlegt war, den Elenden zu pflegen.

Als ich wieder allein war, hatte ich das Gefühl, wie wenn Jemand die Hand über mich hielte; ich bin geborgen und geschützt, ich habe einen Menschen am Ort, den ich anrufen kann, wie einen leiblichen Bruder.

Ich hatte doch hier Manche, die mir gut waren, aber so ein getreuer Mensch aus der Jugend, das ist doch noch anders, da steckt die Liebe drin von Allem, was daheim. Daß ich den Nonymus schon damals gern gehabt habe, wie eine Frau den Mann, das kann ich nicht sagen. Ich sehe wohl, wie es in ihm ist, aber in mir ist das nicht. Wenn der Rittmeister wieder fort ist, dann hab' ich das Schwerste überstanden, alles Andere wird mir leicht werden, und mein Leben lang bleib' ich hier.

Der Nonymus, die gute Seele, wird sich auch drein finden. Es ist hart, aber es muß sein . . .

Zweiunddreißigstes Kapitel.

Es war am Samstag vor jenem Sonntag, der Professor hatte früh Morgens über Land gemußt und konnte erst spät Abends zurückkehren, da erhielt ich einen Besuch von meinem Schwager aus Rheinfelden. Er sagte, daß er Geschäfte hier gehabt und doch nicht umhin gekonnt habe, mich aufzusuchen, obgleich ich seit Jahren mich weder der Agnes noch viel weniger seiner und seiner Angehörigen erinnert hätte. Ich mußte mein Unrecht eingestehen, ich begriff selber nicht, daß ich, in ständiger Anspannung für die Kranken, alles Andere übersehen hatte.

„Drum spanne jetzt aus," sagte der Schwager, „Du siehst übel aus, ganz anders, als ich gemeint hab'. Du strengst Dich zu arg an. Komm' jetzt auf ein paar Wochen zu uns und ruh' Dich aus und laß Dirs wohl sein. Du bist uns lieb und werth, und der Agnes bist Du es auch schuldig, daß Du nach ihr siehst; Du bist die einzige Schwester von ihrer Mutter selig."

Was war das? Das war ja eine Handreichung

wie vom Himmel herunter, die mich von dem Elend losmacht.

„Besinn Dich nicht lang," drängte der Schwager, „in dem Hause hier ist's ja, wie wenn die Sonne nicht schiene. Ich weiß nicht, wie Du es hier aushältst. Jedenfalls wirst Du in ein paar Wochen bei uns wieder rothe Backen kriegen. Sprich mit Deinem Professor, er muß Dir Urlaub geben. Oder soll ich an Deiner Statt mit ihm reden?"

Ich mußte erklären, daß der Professor abwesend sei, und erst spät Abends heimkehre.

„Dann bleib ich hier über Nacht," sagte der Schwager, „und morgen ist ja ohnedies Sonntag und da reisen wir wieder mit einander, weißt, wie damals, wo Du auch aus aller Betrübniß heraus wieder heiter geworden bist. Das ganze Städtchen und die ganze Gegend wird sich freuen, wenn Du kommst. Es ist noch oft von Dir die Rede. Droben in Heyden ist es nicht mehr wie zu Deiner Zeit und der von dem berühmten Doctor. Ich hab's in der Zeitung gelesen, er ist gestorben. Der Fruchthändler von Rorschach ist auch gestorben. Sei froh, daß Du ihn nicht geheirathet hast, Du wärst jetzt Wittwe mit einem Haufen Kinder. Aber der

Sträußle's Oberst lebt noch, er kommt zu uns und fragt' oft nach Dir. O! Wie wird sich Alles mit Dir freuen, und besonders die Agnes, und meine anderen Kinder denken auch an Dich und singen die Lieder, die sie von Dir gelernt haben."

Helle Freude, Freiheit und Sonnenglanz ging vor mir auf, als der Schwager so redete, und es fügte sich ja so schön: derweil ich draußen war, konnte der Rittmeister unsere Anstalt verlassen und er brauchte nicht zu wissen, wer ihn gepflegt hatte; es bangte mir ja ohnedies vor der Stunde, wenn er mich sehen und mir danken wird. Nein, er soll mich nicht sehen, mir nicht danken.

Ich saß still aufathmend, da sprach der Schwager weiter, man rühme meine Geschicklichkeit und daß ich eigentlich Assistent sei und meinen bestimmten Antheil an dem Lohn für die Heilungen habe. Ich mußte das verneinen.

„Aber ein gut Stück Geld hast Du doch zurück gelegt?" fragte der Schwager. Ich hatte kein Hehl, ihm die Summe zu nennen, und daß der Professor mir dieselbe in der Sparkasse angelegt habe.

Der Schwager fand mein Besitzthum weit unter seiner Erwartung und fügte noch hinzu, daß die

Sparkasse viel zu niedere Zinsen gebe. Leichthin erzählte er dann, daß er einen Anbau an seinem Haus machen wolle, er ziehe nicht gern Geld aus dem Geschäft, weil er es da besser umtreibe; wenn ich ihm aber mein Erübrigtes übergeben wolle, so werde er dafür eine Hypothek auf's Haus eintragen lassen und mir doppelte Zinsen geben.

Ich erklärte, daß ich von Geldgeschäften nichts wissen wolle; ich hätte in meiner Jugend genug davon zu leiden gehabt.

„Ja so," nahm der Schwager auf, „Du meinst vielleicht gar, ich rechne Dir auf, was ich an Deinem Vater verloren habe? Fällt mir nicht ein. Was kannst Du dafür? Da hättest Du viel zu thun, wenn Du Alles wieder glatt machen wolltest. Das geht Dich nichts an. Und Dein Vater selber hat ja auch nichts davon gehabt, der Schurke von Rittmeister hat ihn ja ausgeraubt."

Da war's wieder! Der da drin liegt und den ich pflege, hat meinen Vater nicht nur ausgeraubt, er hat ihn auch verleitet, daß er Andere in Verlust brachte.

„Jetzt siehst Du plötzlich wieder so traurig aus," nahm der Schwager auf, „thut mir leid, daß ich von Geldsachen mit Dir geredet habe. Laß es

ungesagt sein. Da hast Du meine Hand drauf, daß ich nichts mehr davon erwähne. Laß Dein Geld auf der Sparkasse. Du hast recht. Aber jetzt lasse ich nicht nach, Du mußt mit mir heim, sonst meinst Du, ich wäre wegen des Geldes gekommen. Ich kann haben, wo ich will. Und Du sollst sehen, daß Du uns lieb und werth bist, wie eine Schwester."

Er hat mir aus gutem Herzen zugeredet, aber es war vorbei, ich gehe nicht mit; die Geldsache hat mir plötzlich Alles wie mit Asche zugedeckt; ich will nichts von der Welt draußen, ich bleibe hier auf meinem Posten, mag kommen, was da will.

Ich bat den Schwager, mir die Agnes zu schicken, ich wolle die Reisekosten bezahlen. Er erwiderte, daß er sie einmal gelegentlich mitbringen werde, und stand auf. Ich sagte ihm, daß der Nonymus hier bei Baur am See wäre, er solle ihn besuchen. Der Schwager entgegnete, daß er dem Sohne des Weger zu lieb nicht drei Schritte gehe. Ich habe mich zurückgehalten, den Hochmuth zu widerlegen. Und so war der Abschied weit weniger herzlich als der Willkomm gewesen, obgleich der Schwager noch bei der letzten Handreichung wiederholte, ich möge bald zu Besuch kommen.

Als er fort war, fiel mir erst ein, daß ich der Agnes hätte was schicken sollen; ich hätte ihr den Anhenker vom Rittmeister schicken können. Aber nein, sie sollte kein Andenken tragen von dem Verderber ihres Großvaters.

Ich hörte die Locomotive pfeifen von dem Zuge, mit dem der Schwager heimwärts fuhr. Wie gut wär's, wenn ich auch dort mit fortgezogen würde. Es hat so kommen müssen, wie es gekommen ist...

In der Nacht vor der Operation des Rittmeisters starb die Frau, die sich die Augen ausgeweint hatte.

Der Rittmeister schlief fest, geräuschlos war der Professor mit dem Assistenten die Treppe herab gekommen; im Hause war Alles still.

Dreiunddreißigstes Kapitel.

Die Vorbereitungen zur Operation beängstigen die Kranken eigentlich noch schwerer als die Operation selbst.

Der Rittmeister hatte verlangt, daß man ihm

den Tag nenne, und der Professor hatte ihm willfahrt. Als der Rittmeister früh erwachte, rief er mich und fragte:

„Ist schon Tag?“

„Es dämmert.“

„Also heute entscheidet sich's, ob ich je noch einen Tag sehe oder ob ewig Nacht.“

Er verlangte zu essen und als ich ihm sagte, daß er vorher nichts essen dürfe, lachte er laut auf. „Also Fasten muß man auch lernen!“ Dann lag er lange still und endlich sagte er vor sich hin: „Ich habe ein ruhiges Gewissen . . . Was seufzest Du?“ schrie er plötzlich auf. Ich hatte es unterdrückt, ihm zuzurufen: Du Räuber und Mörder! Wie kannst Du von ruhigem Gewissen reden?

Der Rittmeister wurde hinabgeführt, er ließ Alles mit sich geschehen ohne einen Laut. Unser Professor hat ihn chloroformirt, und wie ich ihn so leblos daliegen sah, griff es mich doch an; jetzt aber durfte man an nichts Anderes denken, ich mußte Alles in die Hand geben und aus der Hand nehmen.

„Wann fangen Sie an?“ fragte der Rittmeister mit schwacher Stimme.

„Es ist geschehen, und jetzt nur ruhig, volle Ruhe," sagte ihm der Professor.

„Ist Gitta da? Gieb mir die Hand Gitta," sagte der Rittmeister mit wunderbar sanfter Stimme. Ich gab ihm die Hand und kann sagen, ich habe ihm von ganzem Herzen volle Heilung gewünscht. Aller Haß und aller Zorn war mir aus der Seele genommen. Ja, er soll sehend werden und wieder gut machen. Freilich, meinen Vater kann er nicht mehr zum Leben bringen. Aber daran darf ich jetzt nicht denken.

Als der Rittmeister wieder in sein Zimmer zurückgebracht war, fragte er: „Warum spielt die da oben nicht?"

Der Professor winkte mir zu und sagte, es dürfe jetzt nicht gespielt werden; man werde heute das Klavier fortschaffen.

Der Professor ging rasch davon. Der Rittmeister verlangte nach Rack. Das gute Thier hat's gewußt, daß man bald nach ihm verlangt; heut zum ersten Mal ist er ungeheißen zum Rittmeister gegangen und hat den Kopf hingelegt, damit der Kranke seine Hand drauflege.

Der Rittmeister schlief bald ein, Rack zog sich

leise zurück und legte sich vor mir nieder, er that als ob er schlafe, aber oftmals blinzelte er zu mir auf. Immer wieder mußte ich denken, wie ist es denn möglich, daß der Hund so Alles weiß? Nack aber schüttelte den Kopf, wie wenn er sagen wollte: „Besinn' Dich nicht, Du bringst es doch nicht heraus, so wenig als ich die Worte herausbringe, die ich Dir sagen möchte.“ Wenn der Hund aber in diesem Augenblick zu reden angefangen hätte, ich hätte mich gar nicht darüber gewundert, und wie ich ihn jetzt bei den Ohren faßte und streichelte, da verzog er die Lefzen, wie wenn er lachen möchte und bedauerte, daß er das doch nicht können.

Der Rittmeister wachte auf und frug: „Wie lang ist's, daß ich operirt bin?“

Ich sagte ihm, daß er nur eine gute Stunde geschlafen. Der Rittmeister sprach nun mit großer Erkenntlichkeit davon, wie geschickt und leicht der Professor Alles gemacht habe. Ich konnte ihm dagegen von dem großen Doktor von Berlin reden, von dem er's gelernt hatte.

Ich in meiner Einfaltigkeit erzählte weiter von dem großen Doktor und schüttete mein ganzes Herz aus. Mitten drin spürte ich's, daß es nicht wohl-

gethan war, diesem Mann das zu erzählen; aber ich habe doch fortgeredet, als wenn es sein müßte. — Dazwischen habe ich auch gedacht: wenn er hört, was es für heilige Menschen giebt, wird er sich in seiner Seele umwenden und einen andern Weg gehen.

Er sagte mir kein Wort darauf und ich fragte, ob er nun nicht essen wolle; er bejahte. Ich klingelte darnach, und eben als die Magd das Essen brachte, wurde über uns gerückt und gepoltert.

„Was ist?" frug der Rittmeister, „was ist? Wird das Dach über mir abgebrochen? wird das Haus eingerissen?"

Die Magd sagte: „Es ist weiter nichts, man bringt die Leiche der Frau fort, die sich die Augen ausgeweint hatte."

Ich stand in Verzweiflung, daß die alberne Person das heraus sagte und noch hinzufügte:

„Essen Sie nur jetzt."

„Fort! Fort!" schrie der Rittmeister und schleuderte das Geschirr auf den Boden, daß Alles zusammenbrach, dann wendete er sich um. Das durfte er ja nicht, er durfte sich ja nicht bewegen.

Ich schickte nach dem Professor, er kam und

sagte, es habe in diesem Fall nichts zu bedeuten. Ich wußte nicht, was das heißen sollte.

Gegen Abend erwachte der Rittmeister wieder und verlangte zu essen, ich gab es ihm und er sagte:

„Es ist doch nicht wahr. Nein, es giebt keine Liebe . . .“

Vierunddreißigstes Kapitel.

Es ist immer gut, wenn der erste Verband lang liegen bleiben kann; diesmal aber hat er bald abgenommen werden müssen, und als der Professor das that, sagte er mir, ich könne es künftighin schon allein. Er sagte mir das ganz anders als sonst.

Ich wußte nicht ob ich recht sah, unser Professor hatte eine ganz andere Miene wie sonst; es schien, er hatte auch kein rechtes Herz zum Rittmeister und mußte sich gegen ihn Zwang anthun.

Eines Tages, als ich eben einen frischen Verband angelegt hatte, brachte der Hausmeister den

Schaller, und mit ihm kam auch ein abgehauster Bezirksförster.

In den Jahren, seit ich den Bergschinder gesehen, hatte er stark gealtert und war wohlbeleibt geworden, aber sein glattrasirtes Gesicht sah noch immer aus, wie wenn da lauter Menschenfreundlichkeit daheim wäre; er schmatzte auch noch immer wie damals, wie wenn er Zuckerle im Munde hätte.

Der Rittmeister rief dem Bezirksförster zu: „Gehen Sie weg! Sie riechen nach Wein."

„Der Herr Rittmeister mag den Wein nicht riechen, weil er jetzt keinen trinken darf," lachte der Schaller, setzte sich in einen großen Stuhl, knöpfte sich die Weste über seinem dicken Bauch auf und sagte:

„Nun, edler Ritter, bin ich nicht ein prächtiger Kerl? halt' ich nicht Wort? he? Wie?"

Er hängte bei Allem ein He, Wie, an, daß man ihm antworten mußte. Der Rittmeister bat den Schaller, er möge den Professor ausforschen, wie es stehe, denn ihm selber sage er nichts.

Schaller ermahnte den Kameraden zur Geduld und hatte Worte wie ein Priester; dabei winkte

er dem Bezirksförster zu, damit er auch aufpasse, wie er den Rittmeister zum Narren habe.

Plötzlich unterbrach sich der Schaller und fragte, wer ich sei. Der Rittmeister sagte, er frage nie nach Herkunft und Lebensverhältnissen der Dienstboten, sonst müsse man im Nothfall sich auch um sie kümmern.

„Vornehm! Vornehm!“ rief der Schaller, „wir können noch immer von den Vornehmen lernen.“ Als er jetzt auf mich zuging und mich musterte, hätte ich ihm gern die Augen ausgekratzt; aber ich hielt still.

Nun erzählte der Schaller von Gewinn und Verlust und anhängigen Rechtsstreitigkeiten; dann kamen Geschichten, die ich nicht verstand, aber sie lachten mit einander so unbändig, daß ich herzutreten und sagen mußte, der Kranke dürfe nicht so heftig lachen, das sei sehr schädlich, sie müßten ruhiger sein.

Wer weiß, ob die Raubgesellen nicht doch etwas davon gespürt haben, wer ich bin; die beiden Fremden sahen mich so verwundert an und der Rittmeister sagte:

„Gut, wir wollen ruhiger sein. Ja, Schaller,

sei ruhig. In diesem Haus muß man kuschen lernen. Bleib da, Gitta, wir wollen ruhiger sein."

Und weiter sprachen sie mit einander. Ich sah hinaus in den Himmel und mußte denken: Lieber Gott, Du mußt wissen, warum Du Deine Sonne auch über diese Menschen scheinen lässest, und Du mußt wissen, warum Du ihnen Verstand gegeben hast, daß sie ihre Nebenmenschen ausrauben können.

Ich hörte kaum mehr hin, und mir schauderte, wie wenn ich in der Hölle dabei sein müßte, wenn die Schurken einander ihre schlechten Streiche erzählen.

Ich hörte vom Aussichtler reden, ich erfuhr seine Geschichte jetzt genauer.

Der Mann, der damals Uhrgehäuse machte, lebte glücklich auf der einsamen Höhe mit seiner wunderschönen Frau. Der Schaller hatte der Frau nachgestellt. Der Mann kam dazu, wie der Schaller die Frau umarmen wollte, und Mann und Frau haben dem Schaller eine tüchtige Tracht Prügel gegeben. Was that aber der Schaller? Er hat gesagt, er wolle den Mann schon härter strafen als alle Gerichte können. Er hat Männer und

Frauen geschickt — auch der Rittmeister hat sich dazu hergegeben — die haben dem Mann vorgeredet, sein Haus hätte die schönste Lage im ganzen Land, die herrlichste Aussicht und die beste Luft; da müsse man ein Schloß herbauen. Der einfältige Mensch hat das geglaubt und ist davon ganz närrisch geworden und die Frau ist im Elend gestorben.

Ich mußte wieder zum Himmel hinauf sehen: warum kommt keine feurige Ruthe vom Himmel herunter und peitscht diese Menschen?

Ich wollte nichts mehr hören. Aber still! Jetzt reden sie von meinem Vater.

Ich wußte doch, daß sie ihn zu Grunde gerichtet haben, aber wie, das erfuhr ich erst jetzt.

Sie haben ihn zuerst mit seinem Soldatenstolz eingefangen und dann haben sie ihm eingeredet, er sei einer der gescheitesten Menschen, ein Schlaukopf, und eben das, daß er so gradaus thäte, wie wenn er ganz einfältig wäre, das sei das klügste. Nun haben sie ihn einen namhaften Gewinn machen lassen, dann ein gut Stück davon verlieren, dann ein noch größeres gewinnen, und da haben sie ihn fest gehabt.

Ach, was soll ich das Alles erzählen? Ich weiß es selber kaum mehr.

Nur das noch.

Es war so, wie der Schmaje damals gesagt hatte; der Schaller hat sich vom Vater übervortheilen lassen, und das hat ihn eingefangen.

Daß sie meinen Vater zu Grunde gerichtet haben, ist hart, daß sie ihn aber auch zur Betrügerei gebracht haben, das ist noch das härteste. Und der Rittmeister lachte noch über diese Kriegslist.

Jetzt sagte der Bezirksförster:

„Es soll ja noch ein Kind von dem Xander da sein. Weiß man nicht, was aus ihm geworden?"

Der Schaller sagte, er habe gehört, das Mädchen sei zu seinem Schwager nach der Schweiz und solle bildschön geworden sein.

„Wenn ich wieder gesund bin, suche ich sie auf," sagte der Rittmeister.

„Hast recht," sagte der Schaller, „bist ja so zu sagen wieder ledig. Geld geben kannst Du ihr freilich nicht, aber Deine Lebensrente ist noch immer gut ..."

Sie lachten wieder, ich weiß nicht worüber, und ich begreife heute noch nicht, wie ich mich ruhig gehalten habe.

Die Männer gehen fort. Jetzt ist's genug, ich kann nicht weiter. Ich war fest entschlossen, ich bleibe keine Minute mehr beim Rittmeister, ich gehe zum Professor und sage ihm Alles. Wie ich vor die Thüre komme, liegt der Rack auf der Schwelle, das hat er noch nie gethan, er ist immer zu mir herein gekommen; aber das Thier hat wol geahnt, was für Schurken da sind und will nicht herein kommen. Wie ich still halte und das so denke, ruft der Rittmeister jammervoll mit aller Macht nach mir. Ich kann nicht anders, ich gehe hinein.

Fünfunddreißigstes Kapitel.

Der Rittmeister steht aufrecht mitten in der Stube und schreit:

„Gitta! Gitta! Wo bist Du?"

„Da bin ich."

„Es sticht wie tausend Nadeln. Mach schnell, lockere mir den Verband."

Er setzt sich, ich stehe vor ihm, ich kann kein Wort hervorbringen, es würgt mich am Hals, aber ich lockere den Verband und er sagt:

„Wenn ich gesund bin, kriegst Du ein großes Geschenk von mir.“

„Ich nehme nichts, von Ihnen gewiß nicht.“

„Von mir nicht? Warum nicht? Von mir nicht?“

„Meine Mutter im Himmel hat recht gehabt, man kann einen mit einer goldenen Kette erwürgen.“

„Was redest Du? Was soll das heißen?“

„Ich will Dirs sagen. Ich bin die Tochter des Xander.“

Ich halte den Verband in der Hand, er schreit und schlägt auf mich los, ich schreie und der Hund stürzt auf den Rittmeister los. Ich reiße ihm den Verband ab: „Da sieh mich, mich zuerst.“

Er schreit: „Blind! blind! Xander!“ Und stürzt auf den Boden.

Ich lasse ihn liegen und renne davon. Wohin, ich weiß es nicht. Ich höre noch hinter mir schreien: Xander! Xander!

Ich renne die Treppen hinab und verberge mich zuerst im Holzschuppen.

Wohin will ich? Ich weiß es nicht. Blind! blind! Xander! Xander! ruft's aus allen Steinen in der Wand.

Was ist geschehen? Was hab' ich gethan? Ich habe Rache genommen, ich habe den Feind geblendet.

Ich liege auf den Knien und mir ist, als wäre ich in eine tiefe Schlucht geschleudert und unter mir gurgeln die Wasser, und die Felsen über mir fangen an zu rollen

Ich höre Rennen und Rufen im Hause.

Ja, es ist vorbei. Ausgelöscht alle die Gutthaten der vielen Jahre, ich habe Aergeres gethan als eine Mordthat, ich darf nicht mehr leben.

Ich kenne den Ausweg vom Holzschuppen auf die Straße, ich reiße die Thür auf und renne hinaus.

Da drunten ist der See. In den See mit dir, du Mörderin, du mehr als Mörderin!

Ich renne die Straße hinab. An der elektrischen Uhr halte ich an und verschnaufe. Es ist fünf Uhr, meine letzte Stunde.

Wie ich so fort renne, hält mich ein Mann auf und sagt:

„Freut mich, daß ich Dich wieder sehe, Gitta. Aber was siehst Du so verloren drein? Was ist Dir? Kann ich Dir mit etwas helfen?“

Es ist der sternkundige Professor, er hält mich am Arm fest. Ich will mich losreißen, er aber sagt:

„Kind, gutes Kind“ — o wie mich das packt! — „gutes Kind, denk, ich wäre Dein Vater.“

„Mein Vater! Mein Vater! Ich habe Rache für ihn genommen."

„Was redest Du?"

„Lassen Sie mich los."

„Kind, ich bin alt. Laß mich nicht auf der Straße mit Dir ringen. Schau, die Leute sehen auf uns."

„Was gehen mich die Leute an?"

„Du thust mir weh, ich bin nicht stark genug."

„Ich will Ihnen nicht weh thun. Leben Sie wohl."

Ich reiße mich los und renne davon, erst drunten in der Ebene halte ich still. Da gehen jetzt am Sonntag so viel Menschen, Männer und Frauen, und lustwandeln, ich will ihnen ihre Freude nicht zerstören; wenn ich hier ins Wasser springe, wird man mich wieder herausziehen, nein, dort am Schänzeli, dort springe ich übers Geländer, wenn das Schiff abgeht, und die Wellen sollen mich gleich begraben.

Auf dem leeren Krahnen beim Winkelriedhaus sitzen Knaben und drehen sich lustig im Kreise; da draußen glänzen die weißen Häuser und die grünen Weinberge, helle Segel schwimmen auf dem

See, Lustfahrende lassen sich hin und her treiben. Ich sehe das Alles und denke doch ganz Anderes, bin an einem ganz andern Ort. Ich bin dort im ausgehauenen Wald in jener Nacht mit meinem Vater. Wir sitzen vor dem Dorfe bis es Tag wird und frieren . . .

Damals habe ich mir gewünscht, Rache zu nehmen, jetzt hab' ich sie genommen, jetzt ists genug, aus, vorbei mit dem Leben —

Ich komme auf die Brücke zum Schänzeli, da ruft mir der Ronymus entgegen:

„Das ist schön, daß du auch einmal frei bist. Ich muß nur noch ans Schiff. Sei so gut und halte mir diese Handtasche, es sind große Werthsachen drin. Ich komme gleich wieder."

Fort ist er, und ich habe die Tasche in der Hand. Ich stehe da und sehe wie das Schiff abstößt, drauf sind so viel Menschen in Sonntagskleidern und lustige Musik spielt. Sind dort auch Menschen, die das gethan haben, was Du? Fort mit Dir, Du Augentödterin! Die Wellen klatschen ans Ufer, warum springe ich nicht in die Wellen? Was geht mich die Tasche mit den Werthsachen an? Was geht mich die ganze Welt an? Wem gehört

das Gold und Silber und die Wälder und Felder und Häuser auf der Welt? Sie sollen sich drum streiten, wenn ich todt bin . . .

Ich sehe den Nonymus kommen, und jetzt fährt mirs wie ein Blitz in die Seele. Sterben — das ist nichts. Nein, Du hast gewollt, er soll wieder gut machen, der Schlechte, — und Du? Du willst davon? Nein, zurück mußt Du und büßen und gut machen mußt Du . . .

Ich werfe dem Nonymus die Tasche hin und renne zurück in die Anstalt, ich muß durch die vielen Menschen, die mir entgegen kommen, wie wenn ich mich durch die Wellen im See durcharbeiten müßte.

Sechsunddreißigstes Kapitel.

Als ich ins Haus eintrat, sprang Rack an mir herauf und war voll Freude, daß ich wieder da. Dann legte er sich demüthig nieder, wie wenn er damit anzeigen wollte, daß er wisse, er sei auch mit schuld.

Ich ließ mich bei dem Professor melden, er ließ mir sagen, ich solle im Operations-Zimmer warten. Ich mußte da lange still bleiben; ich betrachtete die großen Buchstaben an der Wand und auch die zwei Worte, die da stehen, sie heißen: Geduld, Hoffnung. Das wird den Operirten vorgehalten, ob sie es lesen können. Ich las die Worte, ich sah die Buchstaben. Was läßt sich aus diesen Buchstaben Alles zusammen setzen! Aber das was ich zu sagen hatte, war noch nie damit zusammen gesetzt.

Endlich klingelte der Professor, daß ich zu ihm eintrete. Er saß am Schreibtisch und schrieb. Ohne mich anzusehen, sagte er:

„Setz Dich."

Er schrieb weiter. Endlich wendete er sich und sagte:

„Ich hab's gewußt, daß Du wieder kommst und habe Dich nicht suchen lassen. Wir dürfen kein Aufsehen machen, die Ehre des Hauses verlangt das."

Ich brachte endlich die Worte heraus:

„Ja, ich habe nicht nur an dem Manne, ich habe an Ihrem ganzen Hause gefrevelt. Darf ich

nun fragen, wie es dem Herrn Rittmeister geht?"

Der Professor that die Brille ab, hauchte sie an, putzte sie, setzte sie wieder auf und sagte mit einer Stimme, die mir ganz fremd war.

„Ja wohl, Du darfst fragen. Er hat stark geblutet, ist aber so ziemlich wohlauf."

„Und er ist blind?"

„Ja."

„Und bleibt es?"

„Ja."

Mir war, ich könnte nicht mehr athmen, nicht mehr die Augen aufmachen. Ich faßte mich und erzählte, wie Alles geschehen. Der Professor blieb wieder lange still. Ohne mich anzusehen, sagte er endlich:

„Es war unrecht von Dir, daß Du mir nicht schon lange gesagt hast, was der Rittmeister an Euch gethan. Aber pflichtvergessen, grausam bleibt doch, was Du thun wolltest. Nun, ich habe das Vertrauen zu Dir, daß Du meinem Befehl gehorchst."

„Alles, Alles. Was soll ich thun?"

„Zunächst gar nichts. Du gehst in Dein Zim-

mer, verlässest es nicht, bis ich Dich rufe. Ich verlasse mich auf Dich, daß Du ohne mein Wissen nichts unternimmst. Geh auf Dein Zimmer, schließe ab und öffne Niemand als mir. Oder besser, ich schließe Dich ein. Gieb mir die Hand, daß Du Dich ruhig verhältst."

Ich gab ihm die Hand, und seine sonst so ruhige feste Hand zitterte.

Er geleitete mich an mein Zimmer und schloß hinter mir ab.

Da saß ich nun, gefangen. Ich öffnete, ich weiß nicht warum, meine Truhe. Da war mein Erspartes, meine Kleider, und da lag der Ahnenker.

„O Mutter! Mutter! Wie hast Du es geahnt!"

Ich saß lange auf meiner Truhe, ich war in Gedanken bei den Todten, draußen aus dem Leben.

Es erleichterte mir das Herz, daß ich endlich weinen konnte.

Von der Stadt herauf läuteten die Abendglocken, jetzt kehren die Menschen heim vom sonntäglichen Lustwandeln und freuen sich auf die Ruhe der Nacht und auf die Arbeit am Morgen, und ich, was wird aus mir? Komme ich vor Gericht und muß ich jahrelang büßen?

Ein Gefangener wendet die Worte, die ihm gesagt wurden, hundert Mal herum. Der Professor hat deutlich gesagt, er wolle kein Aufsehen machen, die Ehre des Hauses verlange das — er wird mich nicht dem Gericht überliefern; was aber wird mit mir geschehen? Wie werde ich gestraft? Ich will es geduldig hinnehmen und büßen. —

Warum aber hat der Professor gesagt: Was Du thun wolltest? Wolltest? Hab' ich's denn nicht gethan? Träume ich denn nur, daß ich's gethan und hat er dann nicht gesagt, er ist auf immer blind?

Es kratzte an meiner Thür, der gute Rack wollte zu mir, er konnte nicht herein und er winselte jammervoll.

Ja, ich soll mich lebenslang an keinem Menschen und an keinem Thier mehr freuen.

Was wird die Pfälzer Doktorin sagen, wenn sie's hört? Und der Nonymus? Ach der gute Nonymus, die treue Seele, ihm kränkt's das Herz ab, daß ich so geworden, Niemand auf der Welt hat mich so lieb wie er. Und jetzt, mitten in meinem Elend, ist mirs aufgegangen, daß ich ihn auch lieb habe, von Herzen lieb; jetzt mußte ich weinen, um

ihn und um mich. Ich habe ihm abgewehrt, daß er dem Rittmeister etwas anthue, und jetzt hab ich's selber gethan und so entsetzlich. Ich habe laut aufschreien müssen vor Jammer.

Ich habe jede Viertelstunde schlagen hören von den Thürmen drunten in der Stadt und einmal machte ich das Fenster auf und meinte, ich müßte mich hinausstürzen, aber ich habe dem Professor versprochen, daß ich nichts thue, ohne es ihm zu sagen; gewiß hat er gemeint, daß ich mich nicht selbst ums Leben bringe.

Und da drunten liegt der Rittmeister und kommt nicht mehr aus der Nacht heraus. Plötzlich wird mir, wie wenn's Tag würde. Ja, so ist's, so muß es werden.

Ich nehme mir vor, daß ich den Rittmeister nie verlasse, so lang er lebt; ich pflege ihn, als wäre er mein Vater, und ich will Gott danken, wenn mir nichts weiter auferlegt wird.

Ich mache das Fenster auf.

Eine Sternschnuppe fliegt am Himmel, wie wenn mir ein Zeichen gegeben wäre, daß mein Opfer angenommen ist. Gott sei Lob und Dank, ich kann noch Gutes thun . . .

Ich lege mich nieder, ich spüre entsetzlichen Hunger, aber im Zimmer ist nichts als Wasser, ich trinke und muß denken, wie ich mich tödten wollte. Nein, nein, ich lebe noch und will noch leben und Gutes thun.

Ich bin eingeschlafen und wache erst auf, wie es an mein Zimmer klopft.

Siebenunddreißigstes Kapitel.

Der Professor war da und sagte: „Ich weiß, Du hast eine bittere Nacht verlebt; Du hast in einer einzigen Nacht sieben Jahre Gefängniß durchgemacht. Du hast's verdient. Nun aber kann ich Dir den Trost sagen: Du hast den Rittmeister nicht geblendet."

„Was sagen Sie? So ist er also gesund und sehend?"

„Laß mich ruhig ausreden. Ich hatte schon vorher wenig Hoffnung, habe indeß doch noch an eine Möglichkeit der Heilung geglaubt, aber alsbald nach der Operation war es entschieden. Also richte

Dich auf. Bei mir bleiben kannst Du, wie Du selber einsehen wirst, fortan nicht mehr. Aber Du sollst nicht verstoßen werden. Du bleibst, bis etwas für Dich ausfindig gemacht ist. Ich schreibe an die Doktorin, vielleicht weiß sie Rath oder sie nimmt Dich selber zu sich."

O! Wenn ein Verdammtes in der himmlischen Seligkeit aufwacht, es kann nicht glücklicher sein als ich.

Ich sagte aber gleich dem Professor, daß ich mir vorgenommen, den Rittmeister nie zu verlassen und bei ihm zu bleiben, wenn er mich haben will. Ich war doch schuldig, ich hab's doch thun wollen.

Der Professor sah mich verwundert und mit heiterm Blick an, schwieg aber lange, wie das in seiner Gewohnheit war. Dann ermahnte er mich, ich solle nichts übereilen; er könne mein Vorhaben überhaupt nicht billigen und es sei auch zu bedenken, ob der Rittmeister sich in seiner Wuth nicht einmal an mir vergreife.

Das hatte ich noch nicht überlegt, aber ich meinte doch, daß da keine Gefahr sei; ein Blinder ist schwach und ich bin stark, ich will ihn aber durch Sanftmuth besiegen. Ich fragte, ob der Rittmeister

wisse, daß nicht ich es war, die ihn in Blindheit gestoßen, und der Professor erzählte, daß der Rittmeister ihn einen Pfuscher genannt und noch viel Aergeres gescholten habe.

Ich verlangte, daß ich zum Rittmeister gehen dürfe. Ich bat, mich allein zu ihm zu lassen; der Professor willfahrte mir aber nicht.

Wir traten beim Rittmeister ein.

Er saß vorgebeugt im großen Lehnstuhl und hatte seine Hand auf den Kopf des Rack gelegt. Er rührte sich nicht, da er uns eintreten hörte. Als der Professor sagte: „Gitta ist da und will Sie um Verzeihung bitten," stieß er den Hund weg, richtete sich auf und sagte: „So? Und das soll Alles sein? Ich erwarte ein Telegramm meines Freundes Schaller, ein Advokat soll Euch zeigen, was mir gebührt und Euch. Nun Gitta, freust Du Dich Deiner Rache?"

Noch ehe ich antworten konnte, wiederholte der Professor, daß meine That pflichtvergessen, daß aber auch ohnedies das Augenlicht nicht zu retten war. Der Rittmeister murmelte Unverständliches vor sich hin, dann rief er: „Pfui! Ich bin gefangen in der Herberge der Heuchler und Schelme. Ich bin über

Eure Gaunerei noch nicht klar. Hat sie die Binde abreißen müssen, damit Ihre Pfuscherei nicht an den Tag kommt; oder bekennen Sie sich als Pfuscher, um die Geliebte des großen Doktors von Berlin rein zu waschen?"

Mir schauderte, wie wenn Einer aus der untersten Hölle herauf spräche. So verdreht und verunreinigt dieser Elende Alles? O wie traurig! Der Mann ist so elend und so giftig.

Ich faßte mich und sagte ihm, ich lasse mich durch böse Reden nicht abbringen, ich bekenne mich schuldig, ich habe ihn im Zorn blenden wollen und dafür wolle ich in Demuth büßen und dienen und ihn lebenslang nicht verlassen.

„Das willst Du? Komm her, gieb mir die Hand! Komm näher!" rief der Rittmeister. Ich gab ihm die Hand und er drückte sie, daß ich meinte, er zermalmt sie. „Ich habe Dein Versprechen. Sie sind Zeuge, Sie, Sie da! Herr Professor," knirschte er. Ich riß meine Hand los und sagte:

„Sie haben mir wehe gethan, das muß das letzte Mal sein. Ich sage Ihnen, ich halte mein Versprechen. Aber merken Sie sich, ich bin stärker als Sie. Und wenn Sie noch ein einzig Mal, sei

es wie es sei, mich mißhandeln wollen, dann verlasse ich Sie zur Stunde. Das ist meine Bedingung."

Es war still in der Stube, da wurde ein Brief gebracht. Der Rittmeister verlangte, daß ich lese, und in dem Briefe hieß es, Schaller sei am Schlagfluß gestorben mit dem Champagnerglas in der Hand, das er eben geleert hatte.

Der Rittmeister biß die Lippen zusammen und gab keinen Laut von sich. Als der Professor gehen wollte, rief er:

„Bleiben Sie, Herr Professor. Ich verlange Eines, dann verzichte ich auf Alles."

„Und was verlangen Sie?"

„Geben Sie mir Gift. Wozu soll ich noch leben?"

„Ich habe erwartet, daß Sie das von mir verlangen werden, aber Sie konnten sich auch im Voraus sagen, daß ich Ihnen nicht willfahre. Ihr Herren wollt, daß wir Anderen das Leben als Pflicht ansehen, für Euch aber soll es nur Genuß sein, lustiger Trank, wo nicht, so zerschmettert ihr das Gefäß. Sie wollen nicht mehr leben, aber Sie müssen, und Sie werden noch dankbar werden."

„Werde ich? Gut. Ich werde Ihre edeln Worte

beherzigen," nickte der Rittmeister halb zustimmend, halb verdrossen.

Der Professor ging, ich blieb beim Rittmeister; er rief mich zu sich und sagte, in seinem Koffer, liege eine geladene doppelläufige Pistole, ich solle sie ihm geben, er müsse sich erschießen, er könne nicht leben; er verlangte meinen Gehorsam als einzige und letzte Sühne für meine That. Mir stand das Herz still, aber ich faßte mich und sagte: „Wer bürgt mir dafür, daß Sie sich selber und nicht mich erschießen?"

„Sieh da, Du bist ja klug! Aber leg' mir die Pistole auf den Tisch und geh' aus dem Zimmer."

Ich wiederholte, daß ich ihm nicht willfahre. Er erklärte mir sehr eindringlich, daß ich mir zu viel zugemuthet habe; es sei nicht möglich, daß ich ihn pflege, ich müsse ihn immer verfluchen.

„Und wenn Du auch gut gegen mich wärst, wozu soll ich noch leben?"

Da gab mir der Himmel das rechte Wort: „Sie müssen noch leben, damit ich Gutes an Ihnen thun kann."

Das hat ihn auch gepackt, es zuckte in seinen Mienen und er zitterte am ganzen Leibe.

„Du Gutes an mir? Ich will's glauben. Ich soll also noch erleben, daß Gutes an mir gethan wird?"

Er legte sich nieder und bald schlief er fest.

Achtunddreißigstes Kapitel.

Ich saß in der Nebenstube, da wurde mir gemeldet, ein Mann aus meiner Heimat lasse sich nicht abweisen, er müsse mich sprechen. Wer kann das sein?

Ich eilte auf den Hausflur, da stand der Weger, der Vater vom Nonymus.

„Kennst mich noch?" schmunzelte er, „nicht wahr, ich sehe ganz anders aus? Der Nonymus hat mich so hergerichtet, er hat mich herbestellt, hat mir das neue Gewand machen lassen. Aber komm in die Stube, ich hab' Dir was zu sagen, was Gutes."

Drin in der Stube konnte sich der Weger nicht genug verwundern, wie ich so anders geworden, und das eine Mal sagte er, ich sehe ganz meinem Vater gleich, das andere Mal ganz meiner Mutter.

Endlich kam er zu dem Beschluß, die Gestalt habe ich vom Vater und das Gesicht von der Mutter; nur die Stirn, die Nase und den Mund habe ich vom Vater. Ich mußte lachen und war ganz ver-verwundert, daß ich noch lachen konnte.

Ich bat ihn, leise zu reden, denn ich habe einen Kranken in der Nähe, der jetzt schlafe.

„Ja, ist recht, daß Du mich auf die Hauptsache bringst. Mit dem Krankenwärtern muß es ein Ende haben. Wir lassen Dich nicht länger dabei, Du, des Schlehhofbauern Tochter! Nein, das darf nicht länger sein. Wenn sie nur das auch noch erlebt hätte. Sie hat Dich so gern gehabt, wie wenn sie Dich unter dem Herzen getragen hätte. Laß mich nur weinen, das schadet nichts. Ich will, man soll mir auch einmal nachweinen. Ja, daß ich's nicht vergesse, noch vor ihrem Tod hat sie mirs auf die Seel' gebunden, daß ich Dir das Geld einhändige von Deiner halben Geis und von Deinen drei halben Gänsen. Ich hab's bei mir. Und von Deinen Hühnern ist Nachzucht da, die bringe ich mit zu Euch in das Lamm-Wirthshaus."

Ich verstand nicht, was das Alles sein sollte und es war schwer, den guten Weger zurecht zu

bringen. Wie ich also fragte, was denn das mit dem Lamm-Wirthshaus sei, rief er:

„So? Das weißt Du noch nicht? Du mußt es doch kennen, das große Einkehr-Wirthshaus drüben im Thal? Der Schmaje hat das ausgekundschaftet, es war sein letztes Geschäft. Und es sind Acker und Wiesen dabei und auch ein Stück Weinberg und ein Stück Wald, Alles, Alles, und der volle Hausrath ist auch da, man braucht gar nichts anzuschaffen; da werdet Ihr schön und gut mit einander leben. So? Also der Anonymus hat Dir noch nichts davon gesagt, daß er das Lamm gekauft hat und daß Ihr da mit einander wirthen werdet? Aber ich bin auch dabei, ich gehe mit. Ich kann schon noch so viel arbeiten, daß ich mein Brod verdiene, und ein Eigenes in einem Wirthshaus kann auf Alles acht geben, daß nichts verschleudert und nichts veruntreut wird. Die Dienstboten sind heutigen Tages auch nichts mehr nutz, aber ich will den Eurigen schon aufpassen."

Der Weger sah das Bild von dem großen Doctor an der Wand und rief ihn an wie einen Heiligen:

„Du Augenretter! Du wirst auch Deine Freude

dran haben, wenn Du uns bei einander siehst. Brigitta, dem Bild da geben wir den besten Platz im Haus, und die Kinder sollen den Mann auch kennen lernen."

Ich ließ den guten Mann so weiter reden, und war mirs vorher, wie wenn der Rittmeister aus der Hölle heraus spräche, so war es jetzt, wie wenn der Weger vom Himmel herunter redete. So kam's über mich. Der gute Mann meinte, es könnte Alles noch gut geben. Aber es war zu spät, es war vorbei.

Ich fragte nach Romynus und der Weger lachte:

„Ja der, der ist ganz närrisch, heißt das, er ist sonst ganz gescheit, das zeigt sich ja, er hat gut gespart, aber er ist närrisch verliebt in Dich; es ist so bei uns in der Art, ich hab's mit meiner Bonifacia auch so gehabt. O lieber Gott, warum hat sie das nicht erlebt, daß sie Eure Kinder in Schlaf singen kann? Du weißt ja, sie hat so gut singen können, aber sie singt vom Himmel herunter."

Der Weger weinte, daß er kein Wort mehr vorbringen konnte; ich sagte:

„Ja, Weger!"

„Sag' nicht Weger, sag' Schwäher."

„Weiß der Nonymus das vom Rittmeister?"

„Gewiß. Geschieht dem Kerl ganz recht, daß er blind ist."

Aus der Nebenstube rief der Rittmeister:

„Wer ist da? wer sagt, daß mir recht geschieht?"

Ich bat den Weger, daß er jetzt gehe und mir zum Abend den Nonymus schicke. Ich ging zum Rittmeister. Ich mußte ihm erzählen, wer da war, und er sagte leise:

„Jeder Straßenknecht ist jetzt über mir."

Neununddreißigstes Kapitel.

Am Abend kam der Nonymus, er legte beide Hände auf die Brust und konnte nicht reden; ich nahm ihn an der Hand, führte ihn in meine Stube und sagte:

„Nonymus, Du hast mich gern und ich sag' Dir's gradaus, ich habe Dich auch gern, aber —"

„Was aber? Jetzt ist Alles gut, weiter braucht's nichts."

„Nein, Nonymus. Ich hab' noch eine schwere Last auf mir."

„Ich kann Dich tragen, und wenn Du noch sieben Centner auf Dir hättest," und er hob mich auf und trug mich auf dem Arm herum, wie ein kleines Kind. Ich mußte ihn bitten, mich herunter zu lassen; er that's und ich sagte:

„Nonymus, ich hab' das heilige Gelübde gethan, ich muß büßen. Der Rittmeister ist blind, auf immer, nicht durch mich, das ist eine Gnade vom Himmel, aber ich . . . ich habe ihn blenden wollen, und dafür muß ich büßen."

„Das ist zu fein geschliffen," wehrte der Nonymus ab, „denk', wenn Jeder büßen müßte für das, was er hat thun wollen, da wäre die ganze Welt ein Zuchthaus, und es wäre Niemand da, der den Posten versehen könnte; unser Herrgott müßt' selber Zuchthaus-Direktor sein. Ich kann's nicht glauben; aber sei's drum, daß Du den Rittmeister hast blenden wollen. Jetzt ist's doch einmal nicht, Du bist nicht schuld, warum willst Du nicht den Vortheil davon haben, daß er ohnedies blind war?"

„Ich hab's ihm versprochen."

„Halt! Das Versprechen gilt jetzt nicht. Ein

Dienstbote, der heiratet, das steht im Gesetz, ist frei. Ich rede mit dem Mann, er muß Dich gutwillig freigeben, oder wir zwingen ihn mit dem Gesetz."

„Und wenn er mich auch frei giebt, glaub' mir, ich könnte mirs mein Lebtag nicht verzeihen, daß ich ihn verlassen habe; ich könnte keine Stunde mehr lustig sein, nicht für mich, nicht für Dich."

„Das geht nicht, Du mußt lustig sein."

„Nonymus! Ich hab' dem Rittmeister heilig versprochen, daß ich nicht von ihm gehe, so lang mir noch ein Aug' offen steht."

„Dann sollen Deine Augen noch siebenundsiebzig Jahre und noch ein Paar Krautherbste dazu offen stehen. Ja, so sei es denn. Wir nehmen den Kerl zu uns und füttern ihn bis er todt ist."

„Nein, Nonymus, so nicht, Du mußt es gern thun."

„Zum Gernthun kann man sich nicht zwingen. Aber Dir zu lieb kann ich drein willigen. Dich muß ich haben, Dich nehme ich, und wenn ich sieben Teufel als Zugab' bekomme. Und wenn ich's recht überlege, so geht's ganz gut; wir haben ja ein

Wirthshaus mit elf Zimmern und fünf Dachkammern, und der Rittmeister muß noch einen guten Stumpen Geld haben von seiner Räuberzeit her, und wenn ich's recht überleg', so bringen Gutthaten nichts Böses. O Du! Du machst noch einen gutmüthigen Kerl aus mir. Jetzt warum lachst? warum weinst?"

Ich hab's nicht sagen können, und der Anonymus faßte mir beide Hände und sah mich an und sagte, es käme ihm doch wie ein Traum vor, daß die Prinzeß vom Schlehenhof ihn heiraten wolle, aber es müsse wahr sein und zum Zeichen, daß es wahr sei, solle ich ihm einen Kuß geben.

Ich bat ihn nun, mit mir zum Rittmeister zu gehen und Alles in Ordnung zu bringen. Er sagte:

„Ja, ja, es ist schon so mit mir. Wie ich noch ein kleiner Bub war, da hat der böse Hund von Deinem Ohm Donatus mir die Hosen zerrissen. Wochenlang habe ich einen geschickten Stein in der Tasche getragen, um ihn dem Hund an den Kopf zu werfen; aber wie ich's hätte thun können, habe ich den Stein aus der Tasche gethan und dem Hunde nichts. So geht mirs jetzt auch mit dem

Rittmeister. Aber komm', ich will's schon recht machen."

Hand in Hand gingen wir zum Rittmeister.

„Herr Rittmeister! Ich komme mit meinem Bräutigam," sagte ich.

„Was? Du? Wer? Mit wem?" Er ließ mich nicht weiter zu Wort kommen und fluchte auf die ganze Welt; ein Blinder werde betrogen und heilige Schwüre gelten nichts. Er streckte die Arme aus und schrie, wenn er mich nur erwürgen könnte; eine einzige Frau für Alle.

„Hören Sie uns doch ruhig und geduldig an," sagte der Nonymus.

„Wer spricht da? Wer ist das?"

„Ich, der Nonymus!"

„Wer ist der Nonymus?"

„Ich bin Knecht gewesen auf dem Schlehenhof beim Xander. Ich habe damals den Herrn Rittmeister beleidigt. Verzeihen Sie mir. Es soll nicht gesagt sein. Ich habe einen Haß auf den Herrn Rittmeister gehabt, ich habe keinen mehr. Ich bitte, haben Sie auch keinen mehr. Wir wollen Sie in Ehren halten. Lassen Sie mich ausreden. Ich bin Soldat gewesen. Aber das habe ich jetzt nicht sagen

wollen. Wir haben ein Wirthshaus gekauft und da sollen Sie bei uns bleiben und gute Tage haben, und meine Frau und ich und was noch nachkommt, soll Ihnen zu Diensten sein, wie wenn Sie der Großvater wären. Und meinen Vater, den Weger, haben wir auch bei uns. Sie sollen sehen, will sagen, Sie sollen's spüren, wie wir zu Ihnen sind, Tag und Nacht, und es wird Ihnen bei uns gut schmecken; meine Mutter selig hat hundertmal gesagt, so kann Niemand kochen wie die Brigitta. Herr! Herr! Lassen Sie jetzt Alles gut sein, ich kann nicht viel reden."

Die Stimme versagte ihm, dicke Tropfen standen ihm auf der Stirn, und wie er sich jetzt die Stirn abwischte, hätte ich ihm gern die Hände geküßt. Ich konnte aber nichts als weinen. Der Nonymus faßte meine Hand und sagte:

„Du sollst nicht weinen, Du sollst fröhlich sein."

Der Rittmeister redete lange kein Wort.

Endlich sagte er:

„Wie heißest Du?"

„Hab's ja gesagt, Nonymus."

„Nonymus. Du glaubst, ich hätte viel Geld, und das erbet Ihr dann?"

„Ja, wir nehmen's schon, und ich mein', wir dürfen auch."

„So? Du glaubst, ich sei Euch was schuldig, weil der Xander zu Grunde gegangen ist? Sag ehrlich, glaubst Du das?"

„Ja."

Wieder war der Rittmeister lange still. Er bewegte die Finger beider Hände rasch in der Luft und sagte dann:

„Komm her Nonymus, komm näher. Du scheinst mir eine ehrliche Haut. Ich könnte mirs besonders gut bei Euch machen, wenn ich reich thäte; aber ich will nicht. Ich will Dir ehrlich sagen, ich besitze nichts mehr. Glaubst Du das?"

„Nein, ich glaub's nicht."

„Es ist aber so. Wollt Ihr mich nun doch ins Haus nehmen und bei Euch behalten und eben so gern?"

„Eben so gern?" antwortete der Nonymus. „Nein. Aber unser Wort halten wir; die Brigitta sagt, sie sei es Ihnen schuldig, und ich als ihr Mann bezahle die Schulden meiner Frau."

„Nun ist's gut, ich vertraue Dir. Ich bin ausgeraubt, ich habe nichts als eine gute Jahresrente,

so lang ich lebe. Ja, ich gebe mit Euch. Gitta, mit diesem Manne wirst Du glücklich. Gitta, gieb ihm meine Pistolen. Nonymus, es sind Kugeln darin; Du warst Soldat, Du verstehst sie herauszuziehen. Nun aber ist's genug."

Ich sah, daß der Rittmeister rothe Backen hatte, die Narbe von der Schußwunde im Backen war ziegelroth, das durfte nicht sein, er bekommt wieder Fieber; ich sagte ihm also, er solle ruhig sein, es sei Alles in Ordnung. Dann ging ich mit dem Nonymus aus der Stube.

In meinem Zimmer aber habe ich den Nonymus um den Hals genommen und lieber hat noch nie eine Frau auf der Welt ihren Mann umarmt, als ich den meinen. Und giebt es einen besseren, ehrbareren Mann auf der Welt?

Er nahm etwas aus der Tasche und sagte:

„Das hat Dir meine Mutter selig vermacht; Das ist Deine Trau, in diesem Anhenker ist der Steinsplitter, der in meines Vaters Auge war, und auf ihrem Todtenbett hat meine Mutter ihn Dir vermacht, sie hat's prophezeit, daß Du meine Frau wirst."

Als er endlich fort ging, sagte er:

„O Du! Ich . . . ich krieg' des Schlehhof-

bauern Tochter, ich, ich krieg' die Prinzeß vom Schlehenhof!"

Ja, noch heutigen Tages spricht der Anonymus von meinem Vater und besonders von meiner Mutter, wie wenn das Fürsten gewesen wären, und wenn er besonders lustig ist, heißt er mich — aber nur im Geheimen — die Prinzeß vom Schlehenhof. —

In der Nacht habe ich einen Brief an die Frau Doktorin geschrieben nach Montreux. Ich hatte einen Menschen auf der Welt, dem ich Alles sagen konnte und sagen mußte. Ich habe geschrieben bis mir die Augen übergingen und Tropfen auf das Papier fielen.

Vierzigstes Kapitel.

Der Abschied von der Anstalt, von unserm herrlichen Professor, von den Kranken und auch vom Rack ist mir schwer geworden. Wenn ein Thier weinen könnte, der gute Rack hätte geweint; als ich die Kisten packte, war in seinem Auge zu lesen, daß er wisse, wir nehmen Abschied auf ewig.

Die Doktorin war zu uns zurückgekehrt, sie hatte große Freude an Ronymus, und mit dem Weger ward sie, wie wenn sie von Jugend an mit einander aufgewachsen wären.

Sie machte mir noch eine besondere Freude, indem sie meine Nichte Agnes zu meiner Hochzeit kommen ließ.

Die Doktorin auf der einen und der sternkundige Professor auf der andern Seite sind mit mir zum Traualtar gegangen; mir war's, wie wenn es meine Eltern wären . . .

Der Weger und der Rittmeister sind mit uns hier ins Wirthshaus eingezogen.

Der Weger war sonst gut gegen alle Menschen, das heißt, er hat nicht viel nach ihnen umgesehen, aber er hat Niemand was zu leid gethan und hatte auch gegen Niemand was in der Seele. Nur den Rittmeister haßte er bis in den Tod hinein; er wollte Anfangs nicht mit uns gehen, wenn wir den Rittmeister mitnehmen.

Ronymus wußte sich gar nicht zu helfen, aber mir ist's geglückt, ihn wenigstens zur Ruhe zu bringen. Ich hielt ihm vor, wie es ihm damals war, als er in der Furcht, das Auge zu verlieren,

nach Heyden gekommen; er solle seine Dankbarkeit damit beweisen, daß er geduldig sei gegen den Blinden.

„Wenn Du mich daran erinnerst, muß ich Dir folgen," hat der Weger gesagt.

Er hat aber nie dem Rittmeister auch nur den geringsten Gefallen gethan, und er war auch eifersüchtig, daß wir und unsere Kinder den Mann so dienstwillig und ehrerbietig behandeln. Oft hat er vor sich hin gebrummt:

„Der Mensch hat sein Lebtag kein paar Sohlen zerrissen, die er mit redlicher Arbeit verdient hat. Er hat Hände, so weich wie Eierhäutchen. Wenn Eins von uns blind geworden wäre, hätte der es ins Haus genommen?"

Es war eine harte Sache, den Weger immer wieder geduldig zu machen. Er hatte auch Angst, unsere Kinder werden zu vornehm und hat ihnen deßhalb oft gesagt: „Euer Großvater war Straßenknecht und Euer Vater war Hausknecht."

Die guten Wege, die von unserm Haus über den Berg in die Felder und in den Wald führen, die hat der Schwäber hergerichtet, ganz allein. Im Haus hat er auf Alles Acht gegeben, und die Art,

so gutes Kirschwasser zu brennen, die hat der Nonymus von seinem Vater überkommen.

Bevor ich noch das Letzte erzähle, muß ich von Seridja berichten. Ich hatte sie fast vergessen; wenn ich mich aber ihrer erinnerte, gab es mir einen Stich ins Herz. Undank thut immer aufs Neue weh. Nun erhielt ich nach Jahren einen Brief aus Indien, der zuerst nach Zürich gegangen war, und Seridja schrieb mir, daß sie in der schweren Stunde, da sie einen Sohn gebar, daran denken mußte, wie sie mir Unrecht gethan; sie bat mich um Verzeihung und schickte mir ein schönes Andenken.

Der Rittmeister hat sich bald gut drein gefunden in das Leben bei uns. Er war säuberlich wie sonst nie ein Blinder, er hat beim Essen nichts verschüttet und war immer angezogen, wie wenn er zur Parade müßte; man hätte glauben sollen, er hätte jedes Stäubchen auf seinem Rock gerochen. Aus Essen und Trinken hat er sich nicht viel gemacht, aber seine besondere Freude hat er an feinen Wohlgerüchen gehabt; er hat sich mit wohlriechenden Wassern bespritzt und auch immer Pflanzen auf seinem Zimmer gepflegt, sie sind ihm wohlgediehen. Stundenlang saß er drunten am Bach bei der Mühle,

wo das Wehr rauscht; dieses Rauschen scheint ihm wohlgethan zu haben.

Gegen die Kinder war der Rittmeister gut, und er war auch ein Glück für sie. Es kann für Kinder nichts geben, was sie besser macht, als wenn sie Tag für Tag einem Hülflosen Dienste leisten können; das macht sie willfährig und geweckt, um Gutthaten zu thun, und das ist die beste Schule und die beste Nahrung für ein junges Gemüth.

Der Weger und der Rittmeister sind bald nach einander gestorben, ohne daß sie eigentlich krank waren.

Eines Tages kam der Weger heim und sagte zum Ronymus:

„Ich hab Hammer und Schaufel und Harke droben am Wald liegen lassen, es ist mir gar nicht gut; ich will mich niederlegen. Bring mir einen Schluck Kirschwasser."

Er ging in seine Kammer und bald darauf, wie der Ronymus nachkam, fand er seinen Vater todt.

Er muß leicht gestorben sein.

Wir gaben uns alle Mühe, daß der Rittmeister nichts vom Tod und Begräbniß des Schwähers merke, aber er hat es doch gemerkt und ist mit

zum Leichenbegängniß gegangen, von der Agnes geführt. Das war sein letzter Ausgang.

„Dein Vater hat Wege gemacht, daß Andere drauf laufen können," hat er bei der Heimkehr zum Anonymus gesagt. Weiter kein Wort, überhaupt hat er von da an wenig mehr gesprochen.

Sonst hatte er die Kinder viel um sich, jetzt hat er immer nur mich um sich haben wollen.

„Du bist noch einmal Tochter geworden, jetzt ist das auch vorbei," sagte er eines Tages, „zu mir, zu mir nicht . . ."

Ich habe wohl verstanden, was er meinte, aber ich konnte nicht lügen, ich konnte ihm nicht sagen, daß ich ihn lieb habe; es war nicht.

Eines Tages kam ein Brief aus Paris, ich mußte ihn vorlesen; der Brief war von seiner Frau und es standen gar entsetzliche Worte darin.

Der Rittmeister war lang still, dann sagte er:

„Zünd' ein Licht an! Verbrenne den Brief. Verbrennen . . ."

Ich willfahrte ihm. Ich mußte daran denken, wie mein Vater seinen Namen verbrannte.

„Gieb mir die Asche in die Hand," sagte der Rittmeister. „So. Vorbei. Das thut sie mir, der

ich nur Gutes gethan, Alles geopfert, Alles. Ich war an die Unrechte gekommen. Du .... Dir .... An Dir hab ich nur Böses gethan, und Du, Du hast Liebe zu mir. Sag, hast Du Liebe? Du schweigst? Ist recht, ist ehrlich ... Du hast mir Gutes gethan ... Gutes ..."

Er murmelte noch Worte, die ich nicht verstand. Mir ward angst und bang, ich rief den Nonymus, er kam; der Rittmeister athmete schwer, ich sank in die Kniee und der Nonymus drückte ihm die Augen zu, die todten Augen.

Der Rittmeister ist neben meinem Schwäher, dem Weger, begraben ....

So, nun bin ich fertig.

Ich weiß nicht, ob jemand Anderes von sich sagen kann, er habe den Spruch erfüllt: Liebet Eure Feinde — ich von mir kann's nicht sagen.

Das goldene Lamm

im Wirthsschilde war in der Frühe bereits mit einem weiß schimmernden Dufte überhaucht, als Brigitta in ruhig gesammelten Morgenstunden ihre Geschichte erzählt hatte.

Der Herbst nahte sich dem Winter. Auf den Grabkreuzen des Wegers und des Rittmeisters lag dicker Reif. Der Röhrbrunnen am Hause wurde in Stroh eingewickelt, auf dem Hausflur hingen die gelben Maiskolben und in den Gastzimmern waren Aepfel aufgehäuft, die das ganze Haus durchdufteten. Die große Wirthsstube war wohl durchwärmt.

Als ich Abschied nahm, gab mir Brigitta das Geleit bis auf die Freitreppe; sie verläßt das Haus fast nie, Nonymus aber ging mit bis zum Bahnhofe. Als ich ihm berichtete, daß Brigitta mir Alles genau erzählt habe, sah er mich mit strahlenden Augen an und sagte: „habe ich nun nicht recht, daß ich sie die Prinzeß vom Schlehenhof heiße?“

Eben als der Schaffner „Fertig“ rief, legte mir Ronymus noch einen Krug Kirschwasser neben den Sitz und sagte: „Das ist von meinem ältesten, aus unserm ersten hiesigen Jahre.“

Der Bahnzug brauste am Wirthshaus zum goldenen Lamm vorbei, von der Freitreppe grüßte Brigitta.

Barfüßele.

Von

Berthold Auerbach.

Stuttgart und Augsburg.
J. G. Cotta'scher Verlag.
1856.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Der Verfasser behält sich das Recht der Uebersetzung in fremde Sprachen vor.

Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung
in Stuttgart und Augsburg.

Inhalt.

		Seite
1.	Die Kinder flehen an	1
2.	Die ferne Serie	9
3.	Vom Baum am Elternhause	14
4.	Thu' dich auf	24
5.	Auf dem Heidemasen	35
6.	Die Eigenbrötlerin	54
7.	Die barmherzige Schwester	81
8.	Lust und Art	99
9.	Ein ungebetener Gast	109
10.	Nur ein einziger Tanz	127
11.	Wie's im Liede steht	143
12.	Er ist gekommen	152
13.	Aus einem Mutterherzen	166
14.	Der Schimmelreiter	179
15.	Gebannt und erlöst	187
16.	Silberrad	204
17.	Ueber Berg und Thal	213
18.	Das erste Herzklopfen	229
19.	Geheime Schätze	240
20.	Im Familienkreise	248

1. Die Kinder klopfen an.

Morgens früh im Herbstnebel wandern zwei Kinder von sechs bis sieben Jahren, ein Knabe und ein Mädchen, Hand in Hand durch die Gartenwege zum Dorf hinaus. Das Mädchen, um ein Merkliches älter, hält Schiefertafel, Bücher und Schreibhefte unter dem Arm; der Knabe hat das Gleiche in einem offenen grauleinenen Beutel, der ihm über die Schulter hängt. Das Mädchen hat eine Haube von weißem Drill, die fast bis an die Stirne reicht und die weit vorstehende Wölbung der Stirne um so schärfer hervortreten läßt; der Knabe ist barhaupt. Man hört nur Einen Schritt, denn der Knabe hat feste Schuhe an, das Mädchen aber ist barfuß. So oft es der Weg gestattet, gehen die Kinder neben einander, sind aber die Hecken zu eng, geht das Mädchen immer voraus.

Auf dem falben Laub an den Sträuchern liegt ein weißer Duft und die Mehlbeeren und Pfaffenhütchen, besonders aber die aufrechtstehenden Hagebutten auf nacktem Stengel sind wie versilbert. Die Sperlinge in den Hecken zwitschern und fliegen in unruhigen Haufen auf beim Herannahen der Kinder und setzen sich wieder nicht weit von ihnen, bis sie von neuem aufschwirren und endlich sich hinein in einen Garten werfen, wo sie sich auf einem

Apfelbaum niederlassen, daß die Blätter raschelnd niederfallen. Eine Elster fliegt rasch auf vom Wege, seitwärts auf den großen Holzbirnenbaum wo die Raben still hocken; sie muß ihnen etwas mitgetheilt haben, denn die Raben fliegen auf, kreisen um den Baum und ein Alter läßt sich nieder auf der höchsten schwankenden Kronenspitze und die anderen finden auf den niederen Aesten auch gute Plätze zum Ausschauen; es verlangt sie wol auch zu wissen, warum die Kinder mit dem Schulzenge den verkehrten Weg einschlagen und zum Dorfe hinauswandern; ja ein Rabe fliegt wie ein Kundschafter voraus und setzt sich auf eine gekröpfte Weide am Weiher. Die Kinder aber gehen still ihres Weges bis da wo sie am Weiher bei den Erlen die Fahrstraße erreichen, sie gehen über die Straße nach einem jenseits stehenden niedrigen Hause. Das Haus ist verschlossen und die Kinder stehen an der Hausthüre und klopfen leise an. Das Mädchen ruft beherzt: „Vater! Mutter!“ und der Knabe ruft zaghaft nach: „Vater! Mutter!“ Das Mädchen faßt die bereifte Thürklinke und drückt erst leise, die Bretter an der Thüre knittern, es horcht auf, aber es folgt nichts nach, und jetzt wagt es in raschen Schlägen die Klinke auf und nieder zu drücken, aber die Töne verhallen in der öden Hausflur, es antwortet keine Menschenstimme und den Mund an einen Thürspalt gelegt ruft der Knabe: „Vater! Mutter!“ Er schaut fragend auf zur Schwester, sein Hauch an der Thüre ist auch zu Reif geworden, wie er niederblickt.

Aus dem nebelbedeckten Dorfe tönt der Taktschlag der Drescher, bald wie rascher sich überstürzender Wirbel bald langsam und müde sich nachschleppend, bald hell knatternd

und wieder dumpf und hohl, jetzt tönen nur noch einzelne Schläge, aber rasch fällt Alles wiederum ein von da und dort. Die Kinder stehen wie verloren. Endlich lassen sie ab von Klopfen und Rufen und setzen sich auf ausgegrabene Baumstümpfe. Diese lagen auf einem Haufen rings um den Stamm des Vogelbeerbaums, der an der Seite des Hauses steht und jetzt mit seinen rothen Beeren prangt. Die Kinder heften den Blick noch immer auf die Thüre, aber diese bleibt verschlossen.

„Die hat der Vater im Moos-Brunnenwald gehalt," sagt das Mädchen auf die Baumstümpfe zeigend und mit altkluger Miene setzt es hinzu „die geben gut warm, die sind was werth, da ist viel Kien drin, das brennt wie eine Kerze; aber der Spalterlohn ist das größte dabei."

„Wenn ich nur schon groß wär'," erwiderte der Knabe „da nähm' ich des Vaters große Axt und den buchenen Schlägel und die zwei eisernen Spaltkeil (Keile) und den eschenen und da muß Alles aneinander wie Glas, und dann macht' ich darauf einen schönen spitzigen Haufen wie der Kohlenbrenner Matheo im Walt und wenn der Vater heimkommt, der wird sich aber freuen! Darfst ihm aber nicht sagen, wer's gemacht hat." So schloß der Knabe indem er den Finger drohend gegen die Schwester aufhob. Diese schien doch schon eine dämmernde Ahnung davon zu haben, daß das Warten auf Vater und Mutter nicht geheuer sein könne, denn sie sah den Bruder von unten auf gar traurig an und da ihr Blick an den Schuhen haftete, sagte sie: „Dann mußt du auch des Vaters Stiefel anhaben. Aber komm', wir wollen Bräutle lesen. Und wirst sehen, ich kann weiter werfen als du."

Im Fortgehen sagte das Mädchen: „Ich will dir ein

Räthsel aufgeben: „Welches Holz macht heiß ohne daß man's verbrennt?"

„Des Schullehrers Lineal, wenn man Tatzen kriegt," erwiderte der Knabe.

„Nein, das mein' ich nicht; das Holz, das man spaltet, das macht heiß ohne daß man's verbrennt." Und bei der Hecke stehen bleibend fragte sie: „Es sitzt auf einem Stöckchen, hat ein rothes Röckchen und das Bäuchlein voll Stein, was mag das sein?"

Der Knabe besann sich ganz ernstlich und rief: „Halt, du darfst mir's nicht sagen, was es ist ... Das ist ja eine Hagebutte."

Das Mädchen nickte beifällig und machte ein Gesicht als ob sie ihm das Räthsel zum erstenmal aufgegeben hätte, während sie es doch schon oft gethan hatte und immer wieder aufnahm, um ihn dadurch zu erheitern.

Die Sonne hatte grade die Nebel zertheilt und das kleine Thal stand in hellglänzender Pracht als die Kinder nach dem Teiche gingen, um flache Steine auf dem Wasser tanzen zu machen. Im Vorübergehen drückte das Mädchen nochmals an der Hauetlinke, aber sie öffnete sich noch immer nicht und auch am Fenster zeigte sich nichts. Jetzt spielten die Kinder voll Jubel und Lachen am Teiche und das Mädchen schien eigentlich zufrieden, daß der Bruder noch immer geschickter war und darüber triumphirte und ganz hitzig wurde; ja das Mädchen machte sich offenbar ungeschickter als es wirklich war, denn seine Steine plumpsten fast immer beim ersten Anwurfe in die Tiefe, worüber es weidlich ausgelacht wurde. Im Eifer des Spieles vergaßen die Kinder ganz, wo sie waren und warum sie eigentlich dahergekommen und doch war beides so traurig als seltsam.

In dem jetzt verschlossenen Hause wohnte noch vor Kurzem der Josenhans mit seiner Frau und seinen beiden Kindern Amrei (Anna Marie) und Dami (Damian). Der Vater war Holzhauer im Walde, dabei aber auch anstellig zu allerlei Gewerke, denn das Haus, das er in verwahrlostem Zustande gekauft, hatte er noch selber verputzt und das Dach umgedeckt und noch im Herbste wollte er's von innen frisch ausweißen: der Kalk dazu liegt schon dort in der mit röthlichem Reißig überdeckten Grube. Die Frau war eine der besten Taglöhnerinnen im Dorfe, Tag und Nacht in Leid und Freud zu Allem bei der Hand, denn sie hatte ihre Kinder und besonders die Amrei gut gewöhnt, daß sie schon frühe für sich selber sorgen konnten. Erwerb und haushälterische Genügsamkeit machten das Haus zu einem der glücklichsten im Dorfe. Da warf eine schleichende Krankheit die Mutter nieder und am andern Abend auch den Vater und nach wenigen Tagen trug man zwei Särge aus dem kleinen Hause. Man hatte die Kinder alsbald in das Nachbarhaus zum Kohlenmathes gebracht und sie erfuhren den Tod der Eltern erst als man sie sonntäglich ankleidete, um hinter den Leichen drein zu gehen.

Der Josenhans und seine Frau hatten keine nahen Verwandten im Ort und doch hörte man laut weinen und die Verstorbenen rühmen und der Schultheiß führte die beiden Kinder, hüben und drüben an der Hand, als sie hinter den Särgen dreingingen. Noch am Grabe waren die Kinder still und harmlos, ja sie waren fast heiter, wenn sie auch oft nach Vater und Mutter fragten, denn sie aßen beim Schultheiß am Tische und Jedermann war überaus freundlich gegen sie, und als sie vom Tische

aufstanden, bekamen sie noch Küchle in ein Papier gewickelt zum Mitnehmen. Als am Abend indeß, nach Anordnung des Gemeinderaths, der Krappenzacher den Tami mitnahm und die schwarze Marann' die Amrei abholte, da wollten sich die Kinder nicht trennen und weinten laut und wollten heim. Der Tami ließ sich bald durch allerlei Vorspiegelungen beschwichtigen, Amrei aber mußte mit Gewalt gezwungen werden, ja sie ging nicht vom Fleck und der Großknecht des Schultheißen trug sie endlich auf dem Arme in das Haus der schwarzen Marann'. Dort fand sie zwar ihr Bett aus dem Elternhause, aber sie wollte sich nicht hineinlegen, bis sie vom Weinen müde auf dem Boden einschlief und man sie mitsammt den Kleidern in's Bett steckte. Auch den Tami hörte man beim Krappenzacher laut weinen, worauf er dann jämmerlich schrie und bald darauf ward er stille. Die vielverschriene schwarze Marann' bewies aber schon an diesem ersten Abende, wie still bedacht sie für ihren Pflegling war. Sie hatte schon viele, viele Jahre kein Kind mehr in ihrer Umgebung gehabt und jetzt stand sie vor dem schlafenden und sagte fast laut: „Glücklicher Kinderschlaf! Das weint noch und gleich drauf im Umsehen ist es eingeschlafen, ohne Dämmern, ohne Hin- und Herwerfen."

Sie seufzte schwer.

Am andern Morgen ging Amrei bald zu ihrem Bruder und half ihn ankleiden und tröstete ihn über das was ihm geschehen war; wenn der Vater käme, werde er den Krappenzacher schon bezahlen. Dann gingen die beiden Kinder hinaus an das elterliche Haus, klopften an die Thüre und weinten laut, bis der Kohlenmathes, der in der Nähe wohnte, herzukam und die Kinder in die Schule brachte.

Er bat den Lehrer, den Kindern zu erklären, daß ihre Eltern todt seien, er selber wisse ihnen das nicht deutlich zu machen und besonders die Amrei scheine es gar nicht begreifen zu wollen. Der Lehrer that sein Mögliches und die Kinder waren ruhig, aber von der Schule gingen sie doch wieder nach dem Elternhause und warteten dort hungernd wie verirrt, bis man sie abholte.

Das Haus des Josenhans mußte der Hypothekengläubiger wieder an sich ziehen, die Anzahlung, die der Verstorbene darauf gemacht, ging verloren, denn durch die Auswanderungen ist namentlich der Häuserwerth beispiellos gesunken; es stehen viele Häuser im Dorfe leer und so blieb auch das Haus des Josenhans unbewohnt. Alle fahrende Habe war verkauft und daraus ein kleines Besitzthum für die Kinder gelest worden; das reichte aber bei weitem nicht aus, das Kostgeld für die Kinder zu erschwingen, sie waren Kinder der Gemeinde und darum brachte man sie unter bei solchen, die sie am billigsten nahmen. Amrei verkündete eines Tages mit Jubel ihrem Bruder, sie wisse jetzt wo die Kukuksuhr der Eltern sei, der Kohlenmathes habe sie gekauft; und noch am Abend standen die Kinder draußen am Hause und warteten bis der Kukuk rief, dann lachten sie einander an.

Und jeden Morgen gingen die Kinder nach dem elterlichen Hause, klopften an und spielten dort am Weiher, wie wir sie heute sehen, aber jetzt horchen sie auf, das ist ein Ruf, den man in dieser Jahreszeit sonst nicht hört, denn der Kukuk beim Kohlenmathes ruft achtmal.

„Wir müssen in die Schule," sagte Amrei und wanderte rasch mit ihrem Bruder wiederum den Gartenweg

hinein in das Dorf. An der hintern Scheuer des Rodelbauern sagte Tami: „Bei unserm Pfleger haben sie heute schon viel gedroschen.“ Er deutete dabei auf die Wieden der abgedroschenen Garben, die wie Merkzeichen über dem Halbthore der Scheuer hingen. Amrei nickte still.

2. Die ferne Seele.

Der Redelbauer, dessen Haus mit dem rothangestrichenen Gebälke und einem frommen Spruche in einer großen Herzform, nicht weit vom Hause des Josenhans war, hatte sich vom Gemeinderath zum Pfleger der verwaisten Kinder ernennen lassen. Er weigerte das um so weniger, da Josenhans vordem als Anderknecht bei ihm gedient hatte. Seine Pflegschaft bestand aber in weiter nichts als daß er die unverkauften Kleider des Vaters aufbewahrte und manchmal, wenn er einem der Kinder begegnete, im Vorübergehen fragte: „bist brav?“ und ohne die Antwort abzuwarten, weiter schritt. Dennoch war in den Kindern ein seltsamer Stolz, da sie erfuhren, daß der Großbauer ihr Pfleger sei; sie kamen sich dadurch als etwas ganz Besonderes, fast Fürnehmes vor. Sie standen oft abseits bei dem großen Hause und schauten verlangend hinauf, als erwarteten sie etwas und wußten nicht was, und bei den Eggen und Pflügen neben der Scheune saßen die Kinder oft und lasen immer wieder den Bibelspruch am Hause. Das Haus redete doch mit ihnen, wenn auch sonst Niemand.

Es war am Sonntag vor Allerseelen, als die Kinder wiederum vor dem verschlossenen Elternhause spielten — sie

waren wie an den Ort gebannt — da kam die Landfriedbäuerin den Hochdorfer Weg herein; sie trug einen großen rothen Regenschirm unterm Arm und ein schwarzes Gesangbuch in der Hand. Sie machte ihren letzten Besuch in ihrem Geburtsorte, denn schon gestern hatte der Knecht auf einem vierspännigen Wagen den gesammten Hausrath zum Dorfe hinausgeführt und morgen in der Frühe wollte sie mit ihrem Manne und ihren drei Kindern auf das neuerkaufte Gut im fernen Allgäu ziehen. Schon von weitem bei der Hanfbreche nickte die Landfriedbäuerin den Kindern zu, denn Kinder sind ein guter „Angang" — so nennt man die erste Begegnung — aber die Kinder konnten nichts davon sehen, so wenig als von den wehmuthsvollen Mienen der Bäuerin. Als sie jetzt bei den Kindern stand, sagte sie: „Grüß Gott, Kinder! Was thut denn ihr schon da? Wem gehöret ihr?"

„Da dem Josenhans," antwortete Amrei, auf das Haus deutend.

„O ihr armen Kinder," rief die Bäuerin, die Hände zusammenschlagend, „dich hätte ich kennen sollen, Mädle, grad so hat deine Mutter ausgesehen, wie sie mit mir in die Schul' gegangen ist. Wir sind gute Kameradinnen gewesen und euer Vater hat ja bei meinem Vetter, dem Rodelbauer, gedient. Ich weiß Alles von euch. Aber sag' Amrei, warum hast du keine Schuhe an? Du kannst ja krank werden bei dem Wetter? Sag der Marann', die Landfriedbäuerin von Hochdorf ließe ihr sagen, es sei nicht brav, daß sie dich so herumlaufen läßt. Nein, brauchst nichts sagen, ich will schon selber mit ihr reden. Aber Amrei, du mußt jetzt groß und gescheit sein und selber auf dich Acht geben. Denk daran, wenn das deine Mutter

wüßt', daß du in solcher Jahreszeit so barfuß herumläufst." Das Kind schaute die Bäuerin groß an, als wollte es sagen: weiß denn die Mutter nichts davon? Die Bäuerin aber fuhr fort: „Das ist noch das Aergste, daß ihr nicht einmal wissen kennet, was für rechtschaffene Eltern ihr gehabt; drum müssen's euch ältere Leute sagen. Denket daran, daß ihr euren Eltern erst die rechte Seligkeit gebt, wenn sie im Himmel droben hören, wie hier unten die Menschen sagen: des Jesenhausen Kinder, die sind die Probe von allem Guten, da sieht man recht deutlich den Segen der rechtschaffenen Eltern."

Rasche Thränen rannen bei diesen letzten Worten der Bäuerin von den Wangen. Die schmerzliche Rührung in ihrer Seele, die noch einen ganz andern Grund hatte, brach jetzt bei diesen Gedanken und Worten unaufhaltsam hervor, und Eigenes und Fremdes floß ineinander. Sie legte ihre Hand auf das Haupt des Mädchens, das im Anblicke der weinenden Frau auch heftig zu weinen begann; es mochte fühlen, wie sich eine gute Seele ihm zuwendete, und eine dämmernde Ahnung, daß es wirklich seine Eltern verloren, begann ihm klar zu werden.

Das Angesicht der Frau leuchtete aber plötzlich auf. Sie richtete das Auge, in dem noch Thränen hingen, zum Himmel auf und sagte: „Guter Gott, das schickst Du mir." Dann fuhr sie zu dem Kinde gewendet fort: „Horch, ich will dich mitnehmen. Meine Lisbeth ist mir in deinem Alter genommen worden. Sag, willst du mit mir in's Allgäu gehen und bei mir bleiben?"

„Ja," sagte Amrei entschlossen.

Da fühlte sie sich von hinten angefaßt und geschlagen.

„Du darfst nicht," rief Tami, der sie umfaßte und sein ganzes Wesen zitterte.

„Sei stet," beruhigte Amrei, „die gute Frau nimmt dich ja auch mit. Nicht wahr, mein Tami geht auch mit uns?"

„Nein Kind, das geht nicht, ich hab' Buben genug."

„Dann bleib ich auch da," sagte Amrei und faßte ihren Bruder an der Hand.

Es gibt einen Schauder, in dem Fieber und Frost sich streiten, Freude an der That und Furcht vor ihr. So war die fremde Frau in sich zusammengeschauert und jetzt sah sie mit einer Art von Erleichterung auf das Kind. In überwallender Empfindung, vom reinsten Zuge des Wohlthuns erfaßt, hatte sie eine That und eine Verpflichtung auf sich nehmen wollen, deren Schwere und Bedeutung sie nicht sattsam überlegt hatte, und namentlich wie ihr Mann ohne vorher gefragt zu sein, das aufnehmen werde. Als jetzt das Kind selber sich weigerte, trat eine Ernüchterung ein und ihr ward Alles rasch klar; darum ging sie mit einer gewissen Erleichterung schnell auf die Abwehr ihres Unternehmens ein. Sie hatte ihrem Herzen genügt, indem sie die That thun wollte, und jetzt, da sich Hindernisse entgegenstellten, hatte sie eine eigene Art von Befriedigung, daß sie unterblieb, ohne daß sie selbst ihr Wort zurücknahm.

„Wie du willst," sagte die Bäuerin. „Ich will dich nicht überreden. Wer weiß, vielleicht ist es auch besser so, daß du zuerst groß wirst. In der Jugend Noth ertragen lernen, das thut gut, das Bessere nimmt sich leicht an; wer noch etwas Rechtes geworden ist, hat in der Jugend Schweres erfahren müssen. Sei nur brav. Aber das behalt' im Andenken, daß du allzeit, wenn du

brav bist, um deiner Eltern willen, eine Unterkunft bei mir haben sollst, so lang mir Gott das Leben läßt. Denk daran, daß du nicht verlassen bist auf der Welt, wenn dir's übel geht. Merk' dir nur die Lautfriedbäuerin in Zusmarshofen im Allgäu. Und noch eins. Sag' im Dorf nichts davon, daß ich dich habe annehmen wollen; es ist auch wegen der Leute, sie werden dir's übel nehmen, daß du nicht mitgegangen bist. Aber es ist schon gut so. Wart', ich will dir noch 'was geben, daß du an mich denkst." Sie suchte in den Taschen, aber plötzlich fuhr sie sich an den Hals und sagte: „Nein, nimm nur das." Sie hauchte sich mehrmals in die steifen Finger, bis sie es zu Stande brachte, denn sie nestelte eine fünfreihige Granatschnur, daran ein gehenkelter Schweren-Dukaten hing, vom Halse und schlang das Geschmeide um den Hals des Kindes, wobei sie es küßte. Amrei sah wie verzaubert drein unter all diesen Hantierungen. „Für dich hab' ich leider nichts," sagte die Frau zu Dani, der eine Gerte, die er in der Hand hatte, in immer kleinere Stücke zerbrach, „aber ich schicke dir ein Paar lederne Hosen von meinem Johannes, sie sind noch ganz gut. Du kannst sie tragen, wenn du größer bist. Jetzt b'hüt euch Gott, ihr lieben Kinder. Wenn's möglich ist, komme ich noch zu dir Amrei. Schicke mir jedenfalls die Marann' nach der Kirche. Bleibet brav und betet fleißig für eure Eltern in der Ewigkeit und vergesset nicht, daß ihr im Himmel und auf Erden noch Annehmer habt."

Die Bäuerin, die zum behenden Gange ihren Oberrock in Zwickel aufgesteckt hatte, ließ ihn jetzt beim Eingange des Dorfes herab, und mit raschen Schritten ging sie das Dorf hinein und wendete sich nicht mehr um.

Amrei faßte sich an den Hals, beugte das Gesicht nieder und wollte immer die Denkmünze betrachten, aber es gelang ihr nicht ganz. Tami kaute an dem letzten Stück seiner Gerte, und als ihn jetzt die Schwester betrachtete und Thränen in seinen Augen sah, sagte sie:

„Wirst sehen, du kriegst das schönste Paar Hosen im Dorf."

„Und ich nehm' sie nicht," sagte Tami und spie dabei ein Stück Holz aus.

„Ich will ihr schon sagen, daß sie dir auch ein Messer kaufen muß. Ich bleib' heut' den ganzen Tag daheim, sie kommt ja noch zu uns."

„Ja, wenn sie schon da wär'," entgegnete Tami, ohne zu wissen was er sagte; nur sein Zorn und das Gefühl der Zurücksetzung hatte ihm diesen mißtrauischen Vorwurf eingegeben.

Es läutete schon zum erstenmale, die Kinder eilten in's Dorf zurück. Amrei übergab mit kurzem Berichte den neugewonnenen Schmuck der Marann', und diese sagte:

„Du bist ja ein Glückskind! Ich will dir's gut aufheben. Jetzt hurtig in die Kirche."

Während des Gottesdienstes sahen die beiden Kinder immer nach der Landfriedbäuerin und beim Ausgange warteten sie an der Thüre, aber die vornehme Bäuerin war mit so vielen Menschen umringt, die alle in sie hineinredeten, daß sie sich immer im Kreise drehen mußte um bald da, bald dort zu antworten. Für den wartenden Blick der Kinder und deren ständiges Nicken fand sie keine Aufmerksamkeit.

Die Landfriedbäuerin hatte das jüngste Töchterchen des Rotelbauern, die Rosel, an der Hand; sie war um

ein Jahr älter als Amrei und diese stieß in der Entfernung immer vor sich hin als müßte sie die Zudringliche, die ihren Platz einnahm, wegdrängen. Oder hatte die vornehme Bäuerin nur ein Auge für Amrei draußen beim letzten Hause in der Einsamkeit, aber mitten unter den Menschen kannte sie sie nicht? Gelten da nur die Kinder reicher Leute, die Kinder der Verwandten? Amrei erschrak als sie diesen sich leise regenden Gedanken plötzlich laut hörte, denn Tami sprach ihn aus; aber während sie mit dem Bruder in ziemlicher Entfernung dem großen Trupp folgte, der die Landfriedbäuerin umgab, suchte sie dem Bruder und wohl damit auch sich den bösen Gedanken auszureden. Die Landfriedbäuerin verschwand endlich im Hause des Rebelbauern und die Kinder kehrten stille zurück, wobei Tami plötzlich sagte:

„Wenn sie zu dir kommt, sag' nur auch, daß sie auch zum Krappenzacher gehen muß und ihm sagen, daß er gut gegen mich sein soll."

Amrei nickte und die Kinder trennten sich, ein jedes ging nach dem Hause, wo es eine Unterkunft gefunden hatte.

Die Nebel, die sich am Morgen verzogen hatten, kamen am Mittag als voller Regenguß hernieder.

Der große rothe Regenschirm der Landfriedbäuerin bewegte sich aufgespannt hin und her im Dorfe und man sah die Gestalt kaum, die darunter war. Die schwarze Marann' hatte die Landfriedbäuerin nicht getroffen und sagte bei der Heimkunft: „Sie kann ja auch zu mir kommen, ich will nichts von ihr." Die beiden Kinder wanderten wieder hinaus nach dem elterlichen Hause und saßen dort zusammengekauert auf der Thürschwelle und

redeten fast kein Wort. Wieder schien es ihnen zu ahnen, daß die Eltern doch nicht wieder kämen und Dami wollte zählen wieviel Tropfen von der Dachtraufe fielen; aber es ging ihm allzuschnell und er machte sich's leicht und schrie auf Einmal: „Tausend Millionen!"

„Da muß sie vorbei, wenn sie heimgeht," sagte Amrei, „und da rufen wir sie; schrei' nur auch recht mit, und dann wollen wir schon weiter mit ihr reden." So sagte Amrei, denn die Kinder warteten hier noch auf die Landfriedbäuerin.

Es klatschte eine Peitsche im Dorfe. Man hörte jenes nachspritzende Pferdegetrapp im aufgeweichten Wege und ein Wagen rollte herbei.

„Wirst sehen, der Vater und die Mutter kommen in einer Kutsche und holen uns," rief Dami.

Amrei schaute traurig nach ihrem Bruder um und sagte: „Schwätz nicht so viel." Als sie sich umwendete, war der Wagen ganz nahe, es winkte Jemand von demselben unter einem rothen Regenschirm hervor, und fort rollte das Gefährte und nur der Spitz des Kohlenmathes bellte ihm eine Weile nach und that als wollte er mit seinen Zähnen die Speichen aufhalten; aber am Weiher kehrte er wieder zurück, bellte noch einmal hinaus unter der Hausthüre und schlüpfte dann hinein in's Haus.

„Haidi! fort ist sie!" sagte Dami wie triumphirend; es war ja die Landfriedbäuerin. „Hast des Rodelbauern Rappen nicht gekannt? Die haben sie davon geführt. Vergiß meine ledernen Hosen nicht!" schrie er noch laut mit aller Kraft seiner Stimme, obgleich der Wagen bereits im Thale verschwunden war und jetzt schon die kleine Anhöhe am Holderwasen hinaufkroch.

Die Kinder kehrten still in's Dorf zurück.

Wer weiß, wie dieß Ereigniß eine feine Wurzel im innern Dasein bildet und was daraus aufsprossen wird?

Zunächst deckt ein andres Gefühl das Bewußtsein der ersten schweren Täuschung zu.

3. Vom Baum am Elternhause.

Am Tage vor Allerseelen sagte die schwarze Marann' zu den Kindern:

„Jetzt holt ordentlich Vogelbeeren, morgen brauchen wir sie auf dem Kirchhof."

„Ich weiß wo, ich kann holen," sagte Dami mit einer wahrhaft gierigen Freude und rannte zum Dorf hinaus, daß ihn Amrei kaum erreichen konnte, und als sie am elterlichen Hause ankam, war er schon oben auf dem Baume und neckte sie stolz, sie solle auch heraufkommen; weil er wußte daß sie das nicht könne. Er pflückte nun die rothen Beeren und warf sie hinab in die Schürze der Schwester. Sie bat ihn, er möge auch die Stiele mit abpflücken, sie wolle einen Kranz machen. Er sagte: „Das thu' ich nicht!" Und doch kam fortan keine Beere ohne Stiel mehr herunter.

„Horch wie die Spatzen schelten!" rief Dami vom Baume, „die ärgern sich, daß ich ihnen ihr Futter wegnehme." Und als er endlich alles abgepflückt hatte, sagte er: „Ich gehe nicht mehr herunter, ich bleib' da oben Tag und Nacht, bis ich todt herunter falle, und komme gar nicht mehr zu dir, wenn du mir nicht was versprichst."

„Was denn?"

„Daß du deinen Anhenker von der Landfriedbäuerin nie trägst, so lange ich's sehe; versprichst du mir das?"

„Nein!"

„So komm' ich nicht mehr herunter!"

„Meinetwegen!" sagte Amrei und ging mit den Vogelbeeren davon. Sie setzte sich aber nicht weit entfernt hinter einen Holzstoß, wand einen Kranz und schielte dabei immer hinaus, ob Dami nicht endlich käme. Sie setzte sich den Kranz auf und plötzlich überfiel sie eine unnennbare Angst wegen Dami. Sie rannte zurück, Dami saß rittlings auf einem Aste an den Stamm zurückgelehnt und die Arme übereinandergeschlagen.

„Komm herunter, ich verspreche dir was du willst!" rief Amrei und in einem Nu war Dami bei ihr auf dem Boden.

Zu Hause schalt die schwarze Marann' über das alberne Kind, das sich aus den Beeren, die man zum Grabe der Eltern brauche, einen Kranz gemacht habe. Sie zerriß denselben schnell und sprach dabei einige unverständliche Worte; dann nahm sie beide Kinder an der Hand und führte sie hinaus nach dem Kirchhof. Wo zwei Erdhaufen nahe an einander waren sagte sie:

„Da sind Eure Eltern." Die Kinder sahen sich staunend an. Die Marann' machte nun mit einem Stecke Furchen in Kreuzesform auf den Gräbern und wies die Kinder an, die Beeren da herein zu stecken. Dami war behend dabei und triumphirte, da er mit seinem rothen Kreuze früher fertig war als die Schwester. Amrei schaute ihn nur groß an und erwiederte nichts, und erst als Dami sagte: „das wird den Vater freuen," schlug sie ihn hinterrücks und sagte: „Sei still." Dami weinte, vielleicht

ärger als es ihm ernst war; da rief Amrei laut: „Um Gotteswillen verzeih mir, verzeih mir, daß ich dir das gethan hab'. Hier, da verspreche ich dir, ich will dir mein Lebenlang Alles thun was ich kann, und Alles geben was ich hab'; gelt Tami, ich hab' dir nicht weh gethan? Kannst dich drauf verlassen, es geschieht nie mehr so lang ich lebe, nie mehr, nie. O Mutter, o Vater, ich will brav sein, ich versprech's euch; o Mutter, o Vater." — Sie konnte nicht weiter reden, aber sie weinte nicht laut, nur sah man, es gab ihr einen Herzstoß nach dem andern und erst als die schwarze Marann' laut weinte, weinte Amrei mit ihr.

Sie gingen heim und als Tami „gute Nacht" sagte, raunte ihm Amrei leise ins Ohr:

„Jetzt weiß ich's, wir sehen unsere Eltern nie mehr auf dieser Welt;" aber noch in dieser Mittheilung lag eine gewisse kindische Freude, ein Kinderstolz, der sich damit brüstet, etwas zu wissen, und doch war in der Seele dieses Kindes Etwas aufgetaucht vom Bewußtsein jenes auf ewig abgeschnittenen Zusammenhanges mit dem Leben, das sich aufthut im Gedanken der Elternlosigkeit.

Wenn der Tod die Lippen geschlossen, die dich Kind nennen mußten, ist dir ein Lebensathem verschwunden, der nimmer wiederkehrt.

Noch als die schwarze Marann' bei Amrei am Bette saß, sagte diese: „Ich mein' ich fall' und fall' jetzt immerfort, lasset mir nur eure Hand;" und sie hielt die Hand fest und begann zu schlummern, aber so oft sie die schwarze Marann' zurückziehen wollte, haschte sie wieder darnach. Die Marann' verstand was das Gefühl vom endlosen Fallen bei dem Kinde zu bedeuten hatte: das ist ja beim

Innewerden vom Tode der Eltern als schwebte man im Wurfe, man weiß nicht woher und weiß nicht wohin. Erst spät gegen Mitternacht konnte die schwarze Marann' das Bett des Kindes verlassen, nachdem sie ihre gewohnten zwölf Vaterunser wer weiß zum wie vielten Mal wiederholt hatte.

Ein strenger Trotz lag auf dem Gesicht des schlafenden Kindes. Es hatte die eine Hand auf die Brust gelegt und die schwarze Marann' hob sie ihm leise weg und halblaut sagte sie vor sich hin:

„Wenn nur immer ein Auge, das über dich wacht und eine Hand die dir helfen will, dir so wie jetzt im Schlafe, ohne daß du es weißt, die Schwere vom Herzen nehmen könnte! Das kann aber kein Mensch, das kann nur Er.... Thu du meinem Kinde in der Fremde was ich diesem da thue."

Die schwarze Marann' war eine „geschiechene" Frau, d. h. die Leute fürchteten sich fast vor ihr, so herb erschien sie in ihrem Wesen. Sie hatte vor bald achtzehn Jahren ihren Mann verloren, der bei einem räuberischen Anfall den er mit Genossen auf den Eilwagen gemacht hatte, erschossen worden war. Die Marann' trug ein Kind unter dem Herzen als die Leiche ihres Mannes mit dem schwarzberußten Gesichte ins Dorf gebracht wurde; aber sie faßte sich und wusch dem Toten das Gesicht rein als könnte sie auch damit seine schwarze Schuld abwaschen. Drei Töchter starben ihr und nur das Kind, das sie damals unter dem Herzen trug, war noch am Leben. Es war ein schmucker Bursch geworden, wenn auch mit seltsam schwärzlichem Gesichte und er war jetzt als Maurergesell in der Fremde. Denn von der Zeit

Brosi's her, und namentlich seitdem dessen Sohn Severin sich mit dem Steinhammer zu so hohen Ehrenstellen hinaufgearbeitet, hatte sich ein großer Theil des Nachwuchses im Dorfe dem Maurerhandwerk gewidmet. Unter den Kindern war allzeit von Severin die Rede, wie von dem Prinzen im Märchen. So war auch das einzige Kind der schwarzen Marann' trotz ihrer Widerrede Maurer geworden und jetzt auf der Wanderschaft, und sie die ihr Lebenlang nicht aus dem Dorfe gekommen war und auch kein Verlangen hatte hinaus zu kommen, sagte manchmal, sie komme sich vor, wie eine Henne, die eine Ente ausgebrütet; aber sie gluckste fast immer in sich hinein.

Man sollte es kaum glauben, daß die schwarze Marann' eine der heitersten Personen im Dorfe war; man sah sie nie traurig, sie gönnte es den Menschen nicht, daß sie Mitleid mit ihr haben sollten. Und darum war sie ihnen unheimlich. Sie war im Winter die fleißigste Spinnerin im Dorfe und im Sommer die emsigste Holzsammlerin, so daß sie noch einen guten Theil davon verkaufen konnte, und „mein Johannes'" (so hieß ihr noch lebender Sohn) „mein Johannes," hörte man in jeder ihrer Reden. Die kleine Amrei hatte sie, wie sie sagte, nicht aus Gutmüthigkeit zu sich genommen, sondern nur weil sie ein lebendiges Wesen um sich haben wollte. Sie that gern recht rauh vor den Leuten und genoß dabei um so mehr den Stolz eines heimlichen Rechtes.

Der gerade Gegensatz zu ihr war der Krappenzacher, bei dem Tami ein Unterkommen gefunden; der stellte sich draußen vor der Welt gern als der gutmüthigste Alles verschenker, im Geheimen aber knuffte und mißhandelte er seine Angehörigen und besonders den Tami, für den

er nur ein geringes Kostgeld erhielt. Er hieß eigentlich Zacharias und hatte seinen Spitznamen davon, weil er einst seiner Frau ein Paar fein hergerichtete Tauben als Braten heimgebracht hatte; es waren dies aber ein Paar gerupfte Raben, hier zu Lande Krappen genannt. Der Krappenzacher, der einen Stelzfuß hatte, verbrachte seine meiste Zeit damit, daß er wollene Strümpfe und Jacken strickte, und so saß er mit seinem Strickzeuge überall im Dorfe herum, wo es was zu plaudern gab, und dieses Geplauder, wobei er allerlei hörte, diente ihm zu sehr einträglichen Nebengeschäften. Er war der sogenannte Heirathsmacher in der Gegend, denn namentlich da, wo sich noch die großen geschlossenen Güter finden, geschehen die Heirathen in der Regel durch Vermittler, die die entsprechenden Vermögensverhältnisse genau auskundschaften und Alles vorher bestimmen, und wenn dann eine solche Heirath zu Stande gebracht war, spielte der Krappenzacher noch bei der Hochzeit die Geige auf, denn darin war er ein landeskundiger Meister. Er verstand aber auch die Clarinette und das Horn zu blasen, wenn ihm die Hände vom Geigen müde waren. Er war eben ein Allerweltmensch.

Das weinerliche und empfindliche Wesen Dami's war dem Krappenzacher höchst zuwider und er wollte es ihm damit austreiben, daß er ihn recht viel weinen machte und ihn neckte, wo er nur konnte.

So waren die beiden Stämmchen, aus demselben Boden erwachsen, in verschiedenes Erdreich verpflanzt. Standort und Bodensaft und die eigene Natur, die sie in sich trugen, ließen sie verschiedenartig gedeihen.

4. Thu' dich auf.

Am Allerseelentag, er war trübe und neblig, waren die Kinder mitten unter den Versammelten auf dem Kirchhofe. Der Krappenzacher hatte Dami an der Hand dahin geführt. Amrei aber war allein gekommen ohne die schwarze Marann' und viele schimpften über die hartherzige Frau, und einige trafen einen Theil der Wahrheit, indem sie sagten: die Marann' wolle nichts von dem Besuchen der Gräber, weil sie nicht wisse wo das Grab ihres Mannes sei. Amrei war still und vergoß keine Thräne, während Dami bei den mitleidigen Reden der Menschen jämmerlich weinte, freilich auch, weil ihn der Krappenzacher mehrmals heimlich geknufft und gezwickt hatte. Amrei starrte eine Zeitlang träumerisch vergessen hinein in die Lichter zu Häupten der Gräber und sah staunend, wie die Flamme das Wachs auffrißt, der Docht immermehr verkohlt, bis endlich das Licht ganz herabgebrannt ist.

Unter den Versammelten bewegte sich auch ein Mann in vornehmer städtischer Kleidung, mit einem Band im Knopfloch; es war der Oberbaurath Severin, der auf einer Inspectionsreise begriffen, hier das Grab seiner Eltern, Brosi und Moni, besuchte. Seine Geschwister und deren Angehörige umgaben ihn stets mit einer

gewissen Ehrerbietung und die Andacht war fast ganz abgelenkt und auf diesen Vornehmen alle Aufmerksamkeit gerichtet.

Auch Amrei betrachtete ihn und fragte den Krappenzacher: „Ist das ein Hochzeiter?“

„Warum?“

„Weil er einen Bändel im Knopfloch hat.“

Statt aller Antwort hatte der Krappenzacher nichts Eiligeres zu thun, als auf eine Gruppe loszugehen und zu sagen, welch eine dumme Rede da das Kind gethan habe. Und mitten unter den Gräbern erschallte lautes Gelächter über solche Albernheit. Nur die Rodelbäuerin sagte: „Ich finde dies gar nicht so hirnlos. Wenn's auch ein Ehrenzeichen ist, was der Severin hat, es bleibt doch wunderlich, da auf dem Kirchhof mit einer Auszeichnung herumzulaufen; da, wo sich zeigt, was aus uns allen wird, habe man im Leben Kleider von Seide oder von Zwillich angehabt. Es hat mich schon verdrossen, daß er damit in der Kirche war; so etwas muß man abthun, ehe man in die Kirche geht, um wie viel mehr auf dem Kirchhof.“

Die Kunde von der Frage der kleinen Amrei mußte doch auch bis zu Severin gedrungen sein, denn man sah ihn hastig seinen Oberrock zuknöpfen und dabei nickte er nach dem Kinde hin. Jetzt hörte man ihn fragen, wer das sei und kaum hatte er die Antwort vernommen, als er auf die beiden Kinder an den frischen Gräbern zueilte und zu Amrei sagte: „Komm her, Kind, mach' deine Hand auf, hier schenke ich dir einen Dukaten; davon schaffe dir an, was du brauchst.“

Das Kind starrte drein und antwortete nicht. Und

kaum hatte Severin den Rücken gewendet, als es ihm halblaut nachrief: „Ich nehm' nichts geschenkt," und ihm dabei den Dukaten nachschleuderte. Viele die das gesehen hatten, kamen auf Amrei zu und schimpften auf sie hinein und eben als sie daran waren, sie zu mißhandeln, wurde sie wiederum von der Nebelbäuerin, die sie schon einmal mit Worten beschützt hatte, von den rohen Händen gerettet. Auch sie verlangte indeß, daß Amrei wenigstens Severin nacheile und ihm danke; doch Amrei gab auf keinerlei Rede eine Antwort; sie blieb starr, so daß auch ihre Beschützerin von ihr abließ. Nur mit großer Mühe fand man den Dukaten wieder und ein Gemeinderath, der zugegen war, nahm ihn sogleich in Verwahrung, um ihn dem Pfleger der Kinder zu übergeben.

Dieses Ereigniß brachte der kleinen Amrei einen seltsamen Ruf im Dorfe. Man sagte, sie sei doch erst wenige Tage bei der schwarzen Marann' und habe schon ganz deren Art und Weise. Man fand es unerhört, daß ein Kind aus solcher Armuthei einen solchen Stolz haben könne, und indem man ihr diesen Stolz auf allen Wegen und Stegen vorwarf, ward sie dessen erst recht inne, und in der jungen Kinderseele regte sich ein Trotz, ihn nur deste mehr zu bewahren. Die schwarze Marann' that auch das Ihrige um solche Stimmung zu befestigen, denn sie sagte: „Es kann einem Armen kein größeres Glück geschehen, als wenn man es für stolz hält; dadurch ist man bewahrt, daß Jedes auf einem herumtrampelt und noch verlangt, daß man sich dafür bedanke."

Im Winter war Amrei sehr viel bei dem Krappenzacher und hörte ihn besonders gern geigen. Ja der Krappenzacher sagte ihr einmal das große Lob: „Du bist

nicht dumm," denn Amrei hatte nach einem langen Geigenspiel bemerkt: „Es ist doch wunderlich, wie so eine Geige den Athem so lange anhalten kann; das kann ich nicht." Und wenn daheim in stillen Winternächten die schwarze Marann' funkelnde und schauererregende Zaubergeschichten erzählte, da sagte Amrei mehrmals tief aufathmend wenn sie zu Ende waren: „O Marann', ich muß jetzt Athem schöpfen, ich hab', so lang Ihr gesprochen habt, den Athem anhalten müssen."

War das nicht ein Zeichen tiefer Hingebung an alle Vorkommnisse, und doch wieder ein Merkmal freier Beobachtung derselben und besonders des eigenen Verhaltens dabei?

Das Beste ist aber, daß auf die Kinder elementarische Kräfte einwirken, die nicht fragen: was wird daraus werden?

Niemand achtete sehr auf Amrei, und diese konnte träumen, wie es ihr in den Sinn kam und nur der Lehrer sagte einmal in der Gemeinderathssitzung: solch ein Kind sei ihm noch nicht vorgekommen; es sei trotzig und nachgiebig, träumerisch und wachsam, und in der That bildete sich schon früh bei allem kindischen Selbstvergessen ein Gefühl der Selbstverantwortlichkeit, eine Wehrhaftigkeit im Gegensatze zur Welt, ihrer Güte und Bosheit in der kleinen Amrei aus; während Dami bei allen kleinen Anlässen weinend zur Schwester kam und ihr klagte. Er hatte immer Mitleid mit sich selber, und wenn er in Raufhändeln von Spielgenossen niedergeworfen wurde, klagte er: „Ja, weil ich ein Waisenkind bin, schlagen sie mich. O wenn das mein Vater, meine Mutter wüßte!" und dann weinte er doppelt über die erfahrne Unbill. Dami

ließ sich von allen Menschen zu essen schenken und wurde dadurch gefräßig, während Amrei mit Wenigem vorlieb nahm und sich dadurch äußerst mäßig gewöhnte. Selbst die wildesten Buben fürchteten Amrei, ohne daß man wußte, woran sie ihre Kraft bewiesen hatte, während Dami vor ganz kleinen Jungen davon lief. In der Schule war Dami stets spielerisch, er bewegte die Füße und bog mit der Hand die Ecken der Blätter um während er las. Amrei dagegen war stets zierlich und gewandt, aber sie weinte oft in der Schule, nicht wegen der Strafen, die sie selbst bekam, sondern so oft Dami gestraft wurde.

Am meisten konnte Amrei den Dami vergnügen, wenn sie ihm Räthsel schenkte. Noch immer saßen die beiden Kinder viel am Hause ihres reichen Pflegers, bald bei den Wagen, bald beim Backofen hinter dem Hause, an dem sie sich von außen wärmten, besonders im Herbste. Und Amrei fragte: „Was ist das Beste am Backofen?

„Du weißt ja, ich kann nichts errathen," erwiederte Dami klagend.

„So will ich dir's sagen: Das Beste am Backofen ist, daß er das Brod nicht selber frißt." Und auf den Wagen vor dem Hause deutend fragte Amrei: „Was ist lauter Loch und hält doch?"

Ohne lange auf Antwort zu warten, setzte sie gleich hinzu: „Das ist die Kette."

„Jetzt diese Räthsel schenkst du mir," sagte Dami und Amrei erwiederte: „Ja, du darfst sie aufgeben. Aber siehst du dort die Schafe kommen? Jetzt weiß ich noch ein Räthsel."

„Nein," rief Dami „nein, ich kann nicht drei behalten, ich hab' genug an zweien."

„Nein, das mußt noch hören, sonst nehm' ich die andern wieder." Und Tami sagte ängstlich in sich hinein, um es ja nicht zu vergessen: „Kette. Selberfressen," während Amrei fragte: „Auf welcher Seite haben die Schafe die meiste Wolle? Mäh! Mäh! auf der auswendigen!" setzte sie sogleich mit scherzendem Gesange hinzu, und Tami sprang davon, um seinen Kameraden die Räthsel aufzugeben. Er hielt beide Hände fest zu Fäusten zusammengepreßt als hätte er darin die Räthsel und wolle sie nicht verlieren. Als er aber bei den Kameraden ankam, wußte er doch nur noch das von der Kette und des Redelbauern Aeltester, den er gar nicht gefragt hatte, und der viel zu groß dazu war, sagte schnell die Auflösung und Tami kam wiederum weinend zu seiner Schwester zurück.

Die Räthselkunst der kleinen Amrei blieb aber nicht lange verborgen im Dorfe und selbst reiche, ernsthafte Bauern, die sonst mit Niemand, am wenigsten mit einem armen Kinde viel Worte machen, ließen sich herbei, da und dort der kleinen Amrei ein Räthsel aufzugeben. Daß sie selber viele dergleichen wußte, das konnte sie von der schwarzen Marann' haben, aber daß sie Neugesetzte so oft zu beantworten verstand, das erregte allgemeine Verwunderung. Amrei hätte nicht mehr unaufgehalten über die Straße oder auf's Feld gehen können, wenn sie nicht bald ein Mittel dagegen gefunden hätte. Sie stellte als Gesetz fest, daß sie Niemanden ein Räthsel löse, dem sie nicht auch eines aufgeben dürfe. Sie aber wußte solche zu drechseln, daß man wie gebannt war. Noch nie war im Dorfe einem armen Kinde so viel Beachtung zugewendet worden als der kleinen Amrei. Aber je mehr sie heran

wuchs, um so weniger Aufmerksamkeit wurde ihr geschenkt: denn die Menschen betrachten nur die Blüthen und die Früchte mit theilnehmendem Auge, nicht aber jenen langen Uebergang, wo das Eine zum Andern wird.

Noch bevor Amrei aus der Schule entlassen wurde, gab ihr das Schicksal ein Räthsel auf, das schwer zu lösen war.

Die Kinder hatten einen Ohm, der sieben Stunden von Haldenbrunn, in Fluern Holzhauer war; sie hatten ihn nur Einmal gesehen bei dem Begräbnisse des Vaters, er ging hinter dem Schultheiß, der die Kinder an der Hand führte. Seitdem träumten die Kinder viel von dem Ohm in Fluern. Man sagte ihnen oft, er sähe dem Vater ähnlich und nun waren sie noch mehr begierig ihn zu sehen, denn wenn sie auch noch manchmal glaubten, Vater und Mutter müßten plötzlich kommen, es könnte ja gar nicht sein, daß sie nicht mehr da wären, so gewöhnten sie sich doch nach und nach daran, die Hoffnung aufzugeben und um so mehr, je mehr Jahre vergingen in denen sie das Grab der Eltern mit Vogelbeeren besteckten, und nachdem sie schon lange den Namen der Eltern auf ein und demselben schwarzen Kreuze lesen konnten. Auch den Ohm in Fluern vergaßen sie fast ganz, denn sie hörten viele Jahre nichts von ihm. Da wurden die beiden Kinder eines Tages in das Haus ihres Pflegers gerufen. Dort saß ein Mann, groß und lang und mit braunem hartem Gesichte.

„Kommet her, Kinder," rief der Mann den Eintretenden zu. Er hatte eine rauhe, trockene Stimme. „Kennet ihr mich nicht mehr?"

Die Kinder sahen ihn mit aufgerissenen Augen an.

Erwachte in ihnen eine Erinnerung an den Klang der väterlichen Stimme? Der Mann fuhr fort: „Ich bin ja eures Vaters Bruder. Komm her, Lisbeth! Und auch du, Tami!“

„Ich heiße nicht Lisbeth! Ich heiße Amrei!“ sagte das Mädchen und weinte. Es gab dem Ohm keine Hand. Ein Gefühl der Verfremdung machte es zittern, weil der Ohm es bei falschem Namen genannt. Es mochte fühlen, daß da nicht die rechte Anhänglichkeit war, wo man seinen Namen nicht mehr wußte.

„Wenn Ihr mein Ohm seid, warum wisset Ihr denn nicht mehr wie ich heiße?“ fragte Amrei nochmals.

„Du bist ein dummes Kind, gleich gehst du hin und giebst ihm die Hand,“ herrschte der Rockelbauer und setzte dann zu dem Fremden halblaut hinzu: „Es ist ein unebenes Kind. Die schwarze Maraun' hat ihm allerlei Wunderliches in den Kopf gesetzt und du weißt ja, es ist nicht geheuer bei ihr.“

Amrei schaute sich verwundert um, und gab dem Ohm zitternd die Hand. Tami hatte das schon früher gethan und fragte jetzt: „Ohm, hast du uns auch was mitgebracht?“

„Hab' nicht viel zum Mitbringen; ich bring' euch selber mit, ihr geht mit mir. Weißt du, Amrei, daß das gar nicht brav ist, daß du deinen Ohm nicht gern hast? Du hast ja sonst Niemand auf der Welt. Wen hast du denn sonst noch? Komm besser her, da setz dich neben mich — noch näher. Siehst du? dein Tami, der ist viel gescheiter. Er sieht auch mehr in unsere Familie, aber du gehörst doch auch zu uns.“

Eine Magd kam und brachte viele Mannskleider und legte sie auf den Tisch.

„Das sind deines Bruders Kleider," sagte der Redelbauer zu dem Fremden und dieser fuhr zu Amrei fort: „Siehst du? das sind deines Vaters Kleider, die nehmen wir jetzt mit und ihr geht auch mit, zuerst nach Fluern und dann über den Bach."

Amrei berührte zitternd den Rock des Vaters und seine blaugestreifte Weste. Der Ohm aber hob die Kleider auf, wies auf die zertragenen Ellbogen hin und sagte zum Redelbauer: „Die sind nicht viel werth, die lasse ich mir nicht hoch anschlagen, und ich weiß nicht einmal, ob ich die drüben in Amerika tragen kann ohne ausgespottet zu werden."

Amrei faßte krampfhaft einen Rockzipfel. Daß man die Kleider ihres Vaters wenig werth nannte, an die sie wie an ein kostbares und unbezahlbares Kleinod gedacht hatte, das schien sie zu kränken, und daß diese Kleider in Amerika getragen und dort ausgespottet werden sollten, das Alles verwirrte sie fast, und überhaupt, was sollte denn das mit Amerika?

Sie wurde darüber bald aufgeklärt, denn die Redelbäuerin kam und mit ihr die schwarze Marann' und die Redelbäuerin sagte: „Hör' einmal, Mann, ich meine, das geht nicht so schnell, daß man die Kinder da mit dem Mann nach Amerika schickt."

„Es ist ja ihr einziger leiblicher Verwandter, der Bruder des Josenhans."

„Ja freilich, aber er hat bis jetzt nicht viel davon gezeigt, daß er ein Verwandter, und ich meine, man kann das nicht ohne den Gemeinderath, und der kann's nicht einmal allein. Die Kinder haben hier ein Heimathsrecht, und das kann man ihnen nicht im Schlaf nehmen, denn

die Kinder können ja noch nicht selber sagen, was sie wollen. Das heißt einen im Schlaf forttragen."

„Meine Amrei ist aufgeweckt genug, die ist jetzt dreizehn, aber gescheiter als eine andere von dreißig Jahr, die weiß was sie will," sagte die schwarze Marann'.

„Ihr beide hättet sollen Gemeinderath werden," sagte der Rodellauer „aber ich bin auch der Meinung, daß man die Kinder nicht wie Kälber am Strick nimmt und fortzieht. Gut, lasset den Mann selber mit ihnen reden, nachher läßt sich schon weiter sehen was zu machen ist; er ist einmal ihr natürlicher Annehmer und hat das Recht Vaterstelle an ihnen zu vertreten, wenn er will. Hör' einmal, geh du jetzt mit deinen Bruderskindern ein wenig vor's Dorf hinaus und ihr Weiber bleibet da, es redet ihnen Keines zu und Keines ab."

Der Holzhauer nahm die beiden Kinder an der Hand und verließ mit ihnen Stube und Haus.

„Wohin wollen wir gehen?" fragte er die Kinder auf der Straße.

„Wenn du unser Vater sein willst, geh mit uns heim; da drunten ist unser Haus," sagte Tami.

„Ist es denn offen?" fragte der Ohm.

„Nein, aber der Kohlenmathes hat den Schlüssel, er hat uns aber noch nie hineingelassen. Ich springe voraus und hole den Schlüssel." Und behend machte sich Tami los und sprang davon.

Amrei kam sich wie gefesselt vor an der Hand des Ohms und dieser redete doch jetzt mit zutraulicher Innigkeit in sie hinein, er erzählte fast wie zu seiner Entschuldigung, daß er selber eine schwere Familie habe, so daß er sich mit Frau und fünf Kindern nur mit Noth

fortbringen könnte. Nun aber erhalte er von einem Manne, der große Waldungen in Amerika besitze, freie Ueberfahrt und nach fünf Jahren, wenn er den Wald umgerodet habe, ein großes Ackergut vom besten Boden als freies Eigenthum. Als Dank gegen Gott, der ihm das für sich und seine Kinder bescheerte, habe er sich sogleich vorgesetzt, eine Wohlthat zu thun und die Kinder seines Bruders mitzunehmen; er wolle sie aber nicht zwingen, und nehme sie überhaupt nur mit, wenn sie ihn von ganzem Herzen gern hätten und ihn als ihren zweiten Vater betrachteten. Amrei sah ihn nach diesen Worten groß an. Wenn sie es nur hätte machen können, daß sie diesen Mann liebte! Aber sie fürchtete sich fast vor ihm; sie wußte nichts dagegen zu thun. Und daß er so plötzlich wie aus den Wolken fiel und verlangte: hab mich lieb! das machte sie eher widersacherisch gegen ihn.

„Wo ist denn deine Frau?“ fragte Amrei. Sie mochte wol fühlen, daß eine Frau sie milder und allmäliger angefaßt hätte.

„Ich will dir nur ehrlich sagen,“ erwiederte der Ohm, „meine Frau mengt sich nicht in diese Sache, sie hat gesagt, sie rede mir nicht zu und nicht ab. Sie ist ein bischen herb, aber nur von Anfang, und wenn du gut gegen sie bist, und du bist ja gescheit, so kannst du sie um den Finger wickeln. Und wenn dir auch einmal etwas geschieht, was dir nicht recht ist, denk' du bist bei deines Vaters Bruder und sag' mir's ganz allein, und ich will dir helfen wo ich kann. Aber du wirst sehen, du fängst jetzt erst zu leben an.“

Amrei standen die Thränen in den Augen bei diesen Worten und doch konnte sie nichts sagen, sie fühlte sich

fremd diesem Manne gegenüber. Seine Stimme bewegte sie, aber wenn sie ihn ansah, wäre sie gerne entflohen.

Da kam Tami mit dem Schlüssel. Amrei wollte ihm denselben abnehmen, aber er gab ihn nicht her. In der eigenthümlichen pedantischen Gewissenhaftigkeit der Kinder sagte er, daß er des Schlemmathesen Frau heilig versprochen habe, den Schlüssel nur dem Ohm zu geben. Dieser empfing ihn und Amrei war's, als ob sich ein zauberhaftes Geheimniß aufthue, da der Schlüssel zum ersten Male im Schlosse rasselte und leyt sich drehte — die Klinke lag sich wieder und die Thüre ging auf. Eine eigenthümliche Grusstälte hauchte aus dem schwarzen Hausflur, der zugleich als Küche gedient hatte. Auf dem Heerde lag noch ein Häufchen Asche, an der Stubenthüre waren noch die Anfangsbuchstaben vom Caspar Meldner Valthes und darunter die Jahrzahl vom Tode der Eltern mit Kreide angeschrieben. Amrei las sie laut, das hatte noch der Vater angeschrieben. „Schau," rief Tami, „der Achter ist grade so gezogen, wie du ihn machst, und wie's der Lehrer nicht leiden will, so von rechts nach links." Amrei winkte ihm still zu sein. Sie fand es fürchterlich und sündhaft, daß der Tami hier so laut sprach, hier, wo es ihr war wie in der Kirche, ja wie mitten in der Ewigkeit, ganz außerhalb der Welt und doch mitten drin. Sie öffnete selber die Stubenthüre. Die Stube war finster wie ein Grab, denn die Laden waren geschlossen und nur durch eine Ritze drang ein zitternder Sonnenstrahl herein und just auf einen Engelkopf am Kachelofen, so daß der Engel zu lachen schien. Amrei fiel erschreckt nieder, und als sie sich aufrichtete, hatte der Ohm einen Fensterladen geöffnet und warme Luft drang von außen herein. Hier

innen war es so kalt. In der Stube war nichts mehr von Hausrath als eine an die Wand genagelte Bank. — Dort hatte die Mutter gesponnen und dort hatte sie die Händchen Amrei's zusammengefügt und sie stricken gelehrt.

„So, Kinder, jetzt wollen wir wieder gehen," sagte der Ohm, „da ist nicht gut sein. Kommet mit zum Bäcker, ich lauf' Jedem ein Weißbrod; oder wollet ihr lieber eine Brezel?"

„Nein, noch eine Weile dableiben," sprach Amrei und streichelte immer den Platz, worauf die Mutter gesessen hatte. Auf einen weißen Fleck an der Wand deutend fuhr sie dann halblaut fort: „da hat unsere Kukuksuhr gehangen und dort der Soldatenabschied von unserm Vater und da sind die Stränge Garn gehangen, die die Mutter gesponnen hat; sie hat noch feiner spinnen können als die schwarze Marann', ja die schwarze Marann' hat's selber gesagt: immer einen Schneller mehr aus dem Pfund als jedes Andere und alles so gleichling — da ist kein Knötele drin gewesen, und siehst da den Ring da oben an der Decke? Das ist schön gewesen, wenn sie da den Zwirn gemacht hat. Wenn ich damals schon bei Verstand gewesen wäre, hätte ich nicht zugegeben, daß man der Mutter ihre Kunkel verkauft, es wäre mein Erbstück; aber es hat sich Niemand unserer angenommen. O Mutter lieb! o Vater lieb! wenn ihr es wüßtet, wie wir herumgestoßen worden sind, es thäte euch noch jammern in der Seligkeit."

Amrei fing laut an zu weinen und Tami weinte mit. Selbst der Ohm trocknete sich eine Thräne und drang nochmals darauf, daß man jetzt fortgehe, denn es ärgerte

ihn zugleich, daß er sich und den Kindern dieses unnöthige Herzeleid gemacht: Amrei aber sagte streng: „Wenn Ihr auch gehet, ich gehe nicht mit.“

„Wie meinst du das? Du willst gar nicht mitgehen?“

Amrei erschrack, sie ward jetzt erst inne, was sie gesagt hatte, und fast mochte es ihr sein, als wenn das eine Eingebung gewesen wäre, aber sie erwiederte bald:

„Nein, vom Andern weiß ich noch nichts. Ich meine nur so, gutwillig gehe ich jetzt nicht aus dem Haus, bis ich Alles wiedergesehen habe. Komm Tami, du bist ja mein Bruder, komm mit auf den Speicher, weißt? wo wir Versteckens gespielt haben, hinterm Kamin; und dann wollen wir zum Fenster 'nausgucken, wo wir die Merdeln getrocknet haben. Weißt nicht mehr, das schöne Guldenstück, das der Vater dafür bekommen hat?“

Es raschelte etwas und kollerte über der Tenne. Alle drei erschraken. Aber der Ohm sagte schnell: „Bleib da, Tami, und du auch. Was wollet ihr da eben? Höret ihr nicht, wie die Mäus' rasseln?“

„Komm du nur mit, die werden uns nicht fressen,“ drängte Amrei, aber Tami erklärte, daß er nicht mitgehe, und obgleich Amrei innerlich Furcht hatte, faßte sie sich doch ein Herz und ging allein zum Speicher hinauf. Sie kam aber bald wieder zurück, leichenblaß, und hatte nichts als einen Büschel altes Kümmelstroh in der Hand.

„Der Tami geht mit mir nach Amerika,“ sagte der Ohm zu der Hinzutretenden, und diese erwiederte, das Stroh in der Hand zerbrechend: „Ich habe nichts dagegen. Ich weiß noch nicht was ich thue, aber er kann auch allein gehen.“

„Nein,“ rief Tami, „das thu' ich nicht. Du bist

damals mit der Lautfriedbäuerin nicht gegangen, wie sie dich hat mitnehmen wollen, nun so gehe ich auch nicht allein, aber mit dir."

„Nun denn, so überleg' dir's, du bist gescheit genug," schloß der Ohm, verriegelte wiederum den Laden, so daß man im Finstern stand, drängte dann die Kinder zur Stubenthür und zum Hausflur hinaus, verschloß die Hausthüre und ging, vom Kehlenmathes den Schlüssel wieder zu bringen und dann mit Tami allein in's Dorf hinein. Noch aus der Ferne rief er Amrei zu: „Du hast noch bis morgen Früh Zeit, dann geh' ich fort, ob ihr mitgehet oder nicht."

Amrei war allein und sie schaute den Weggehenden nach, nur es kam ihr seltsam vor, daß ein Mensch vom andern weggehen kann. „Dort geht er hin und er gehört doch zu dir und du zu ihm."

Seltsam! Wie es im wirklichen Traume geht, daß das tief leise Angeregte sich in ihm erneuert und mit allerlei Wunderlichkeiten verflicht, so erging es jetzt Amrei im wachen Traume. Nur ganz flüchtig hatte Tami von der Begegnung mit der Lautfriedbäuerin gesprochen; ihr Gedenken war halb erloschen in der Erinnerung, und jetzt wachte es wieder hell auf wie ein Bild aus vergangenem vergeträumtem Leben. Amrei sagte sich fast laut: „Wer weiß, ob sie nicht auch manchmal so plötzlich, man kann nicht sagen woher, an dich denkt, und vielleicht jetzt eben in dieser Minute und hier, dort unten hat sie dir's ja versprochen, daß sie dir eine Annehmerin sein will, wenn du kommst, dort bei den Kreuzweiden. Warum bleiben nur die Bäume stehen, daß man sie allzeit sieht? Warum wird nicht auch ein Wort so etwas wie ein Baum, das

steht fest und man kann sich dran halten? Ja, es kommt nur darauf an, ob man will, da hat man's so gut wie einen Baum.... und was so eine ehrenhafte Bäuerin sagt, das ist fest und getreu, und sie hat doch auch geweint, weil sie fort mußte von der Heimath, und ist doch schon lang hinaus verheirathet aus dem Dorfe und hat Kinder, ja, und der Eine heißt Johannes." Anrei stand an dem Vogelbeerbaum und legte die Hand an seinen Stamm und sagte: „Du, warum gehst denn du nicht fort? warum heißen dich die Menschen nicht auch auswandern? Vielleicht wäre dir's auch besser anderswo. Aber freilich, du bist zu groß und du hast dich nicht selber hergesetzt, und wer weiß, ob du nicht an einem andern Ort verkämest. Man kann dich nur umhacken und nicht versetzen. Dummes Zeug! Ich hab' ja auch von da weggemußt. Ja, wenn's mein Vater wäre, da müßt' ich mit ihm gehen. Er hat mich nicht zu fragen, und wer viel fragt, geht viel irr'. Es kann mir Niemand rathen, auch die Maranu' nicht. Und beim Ohm ist's doch so, er denkt: ich thu dir Gutes und du mußt mir's wieder bezahlen. Wenn er hart gegen mich ist und gegen den Tanu, weil er ungeschickt ist, und wir gehen auf und davon.... Wohin sollen wir dann in der wilden fremden Welt? Und hier kennt uns jeder Mensch und jede Hecke, jeder Baum hat ein bekanntes Gesicht. Gelt, du kennst mich?" sagte sie wieder aufschauend zu dem Baum. „O wenn du reden könntest! Du bist doch auch von Gott geschaffen, o warum kannst du nicht reden? Du hast doch auch meinen Vater und meine Mutter so gut gekannt, warum kannst du mir nicht sagen, was sie mir rathen würden? O lieber Vater, o liebe Mutter, mir

ist so weh, daß ich fort soll. Ich habe doch hier nichts und fast niemand, aber mir ist's, als müßt' ich aus dem warmen Bett in den kalten Schnee. Ist das, was mir so weh thut, ein Zeichen, daß ich nicht fort soll? Ist das das rechte Gewissen, oder ist es nur eine dumme Angst? O lieber Himmel, ich weiß es nicht. Wenn jetzt nur eine Stimme vom Himmel käm' und thät' mirs sagen."

Das Kind zitterte von innerer Angst und der Zwiespalt des Lebens that sich zum erstenmal schreiend in ihm auf. Und wieder sprach sie halb, halb dachte sie, aber jetzt entschlossen:

„Wenn ich allein wäre, da weiß ich fest, ich ginge nicht, ich bliebe da; es thut mir zu weh; und ich kann mir schon allein forthelfen. Gut, merk' dir das. Also Eins hast du fest, mit dir selber bist du im Reinen. Ja, aber was ist das für ein dummes Denken! Wie kann ich mir's denn denken, daß ich allein wäre ohne den Tami? Ich bin ja gar nicht allein da, der Tami gehört zu mir und ich zu ihm. Und für den Tami wär's doch besser, er wäre in einer Vatersgewalt; das thät' ihn aufrichten. Wozu brauchst du aber einen Andern? kannst du nicht selber für ihn sorgen, wenn's nöthig ist? und wenn er so eingeheimst wird, ich seh' schon, da bleibt er sein Lebenlang nichts als ein Knecht, der Pukel für andere Leute; und wer weiß, wie die Kinder des Ohms gegen uns sind. Weil sie selber arme Leute sind, werden sie die Herren gegen uns spielen. Nein, nein, sie sind gewiß brav und das ist schön, wenn man so sagen kann: Guten Tag, Vetter, guten Morgen, Base. Wenn nur der Ohm eins von den Kindern mitgebracht hätt', da könnt'

ich viel besser reden, und könnte auch Alles besser erkundschaften. O lieber Gott, wie ist das Alles auf einmal so schwer."

Amrei setzte sich nieder am Baum und ein Buchfink kam dahergetrippelt, pickte sich ein Körnchen auf, schaute sich um und flog davon. Ueber das Gesicht Amrei's kroch etwas, sie wischte es ab. Es war ein Abgottekäfer. Sie hat ihn auf ihrer Hand herumkriechen, zwischen Berg und Thal ihrer Finger, bis er auf die Spitze des Fingers kam und davon flog. „Was der wohl erzählen wird wo er gewesen sei, dachte Amrei, und so ein Thierchen hat es gut: wo es hinfliegt, ist es daheim. Und horch! wie die Lerchen singen, die haben's gut, die brauchen sich nicht zu besinnen was sie zu sagen und was sie zu thun haben. Und dort treibt der Metzger mit seinem Hund ein Kalb aus dem Dorfe. Der Metzgerhund hat eine ganz andere Stimme als die Lerche, aber freilich, mit Lerchensang kann man auch kein Kalb treiben."

„Wohin mit dem Füllen?" rief der Kohlenmathes aus seinem Fenster einem jungen Burschen zu, der ein schönes junges Füllen am Halfter führte.

„Der Rodelbauer hat's verkauft," lautete die Antwort, und bald wieherte das Füllen weiter unten im Thale. Amrei, die das hörte, mußte wiederum denken: „Ja, so ein Thier verkauft man von der Mutter weg und die Mutter weiß es kaum; und wer's bezahlt, der hat's eigen; aber einen Menschen kann man nicht kaufen und wer nicht will, für den giebt's kein Halfter. Und dort kommt jetzt der Rodelbauer mit seinen Pferden, und das große Füllen springt neben her. Du wirst auch bald eingespannt. Und vielleicht wirst du auch verkauft. Ein Mensch

wird nicht gekauft, er verdingt sich bloß. So ein Thier kriegt für seine Arbeit keinen andern Lohn als Essen und Trinken und braucht auch sonst nichts, aber ein Mensch kriegt noch Geld dazu als Lohn. Ja, ich kann jetzt Magd sein und von meinem Lohn thu' ich den Tami in die Lehre, er will ja auch Maurer werden. Und wenn wir beim Ohm sind, ist der Tami nicht mehr so mein wie jetzt. Und horch, jetzt fliegt der Staar heim, da oben ins Haus, das ihm noch der Vater hergerichtet und er singt noch einmal lustig. Und der Vater hat das Haus aus alten Brettern gemacht. Ich weiß noch, wie er gesagt hat, daß ein Staar nicht in ein Haus von neuen Brettern zieht, und so ist mir's auch.... Du Baum, jetzt weiß ich's: Wenn du rauschest, so lange ich heute noch da bin, so bleibe ich da."... Und Amrei horchte tief auf. Bald war's ihr als rauschte der Baum, dann aber sah sie nach den Zweigen und diese waren unbewegt, sie wußte nicht mehr was sie hörte.

Mit lärmendem Geschnatter kam es jetzt herbei und eine Staubwolke ging voraus. Es war die Gänseheerde, die vom Holderwasen hereinkam. Amrei ahmte vor sich hin lange das Geschnatter nach.

Die Augen fielen ihr zu, sie war eingeschlummert.

Ein ganzer Frühling von Blüthen war aufgebrochen in dieser Seele und die Blüthenbäume im Thale, die den Nachtthau einsogen, schickten ihre Düfte hinüber zu dem Kinde, das eingeschlafen war auf der Heimatherde von der es sich nicht trennen konnte.

Es war schon lange Nacht als sie erwachte und eine Stimme rief: „Amrei, wo bist du?" Sie richtete sich auf und antwortete nicht. Sie schaute verwundert nach den Sternen, und es war ihr, als ob diese Stimme vom

Himmel käme; erst als sich die Stimme wiederholte, erkannte sie den Ton der Marann' und antwortete: „Da bin ich!" Und jetzt kam die schwarze Marann' und sagte: „O das ist gut, daß ich dich gefunden habe. Im ganzen Dorf sind sie wie närrisch. Der Eine sagt: er habe dich im Walde gesehen; der Andere ist dir im Felde begegnet, wie du jammernd dahin gerannt bist und auf keinen Ruf dich umgekehrt hast. Und mir ist's gewesen als wenn du in den Teich gesprungen wärst. Brauchst dich nicht zu fürchten, liebes Kind, brauchst nicht zu entfliehen. Es kann dich Niemand zwingen, daß du mit deinem Ohm gehst."

„Wer hat denn gesagt, daß ich nicht will?"

Plötzlich fuhr ein rascher Windhauch durch den Baum, daß er mächtig rauschte.

„Und freilich will ich nicht!" schloß Amrei und hielt die Hand an den Baum.

„Komm heim, es bricht ein arges Wetter los, der Wind wird's gleich da haben," drängte die schwarze Marann'.

Wie taumelnd ging Amrei mit der schwarzen Marann' in's Dorf hinein. Was war denn das, daß die Menschen sie durch Feld und Wald irrend gesehen haben wollten oder sprach das nur die Marann'? Die Nacht war stockdunkel und nur plötzlich leuchteten rasche Blitze und ließen die Häuser im hellen Tageslicht erscheinen, so daß das Auge geblendet wurde und man stillstehen mußte, und war der Blitz verschwunden, so sah man gar nichts mehr. Im eigenen Heimathdorfe waren die beiden wie in der Fremde verirrt und schritten nur unsicher vorwärts. Dazu wirbelte ein Staub auf, so daß man vor Betäubung

fast nicht vom Flecke kam; in Schweiß gebadet arbeiteten sich die Beiden vorwärts und kamen endlich unter schwer fallenden Tropfen an ihrer Behausung an.

Ein Windstoß riß die Hausthüre auf und Amrei sagte:

„Thu' dich auf."

Sie mochte an ein Märchen gedacht haben, wo sich auf ein Räthselwort ein Zauberschloß aufthut.

5. Auf dem Holderwasen.

Als am andern Morgen der Ohm kam, erklärte Amrei, daß sie dabliebe. — Es lag eine seltsame Mischung von Bitterkeit und Wohlwollen darin als der Ohm sagte: „Freilich, du artest deiner Mutter nach, und die hat nie etwas von uns wissen wollen; aber ich kann den Tami allein nicht mitnehmen, wenn er auch ginge. Der kann noch lange Nichts als Brod essen; du hättest es auch verdienen können."

Amrei entgegnete, daß sie das vor der Hand hier zu Lande wolle, und daß sie mit ihrem Bruder später, wenn der Ohm noch so gut gesinnt bleibe, ja zu ihm kommen könne.

In der Art, wie nun der Ohm seine Theilnahme für die Kinder ausdrückte, wurde der Entschluß Amrei's wieder etwas schwankend, aber in ihrer besondern Weise wagte sie das nicht kund zu geben; sie sagte nur: „Grüßet mir auch Eure Kinder und saget ihnen, daß es mir recht hart ist, daß ich meine nächsten Anverwandten gar nie gesehen hab', und daß sie jetzt weit über's Meer ziehen und ich sie jetzt vielleicht mein Lebenlang nicht mehr sehe."

Der Ohm machte sich rasch auf und gab nur noch Amrei den Auftrag, den Tami von ihm zu grüßen, er habe keine Zeit mehr, ihm Lebewohl zu sagen.

Er ging davon.

Als bald darauf Dami kam und die Abreise des Thm's erfuhr, wollte er ihm nachrennen und selbst Amrei war fast entschlossen dazu; aber sie bezwang sich wieder, dem nicht nachzugeben. Sie redete und that als ob Jemand ihr jedes Wort und jede Regung befohlen hätte, und doch schweiften ihre Gedanken fort die Wege nach, die jetzt der Thm ging. Sie ging mit ihrem Bruder Hand in Hand durch das Dorf und nickte allen Leuten zu, die ihr begegneten. Sie war ja jetzt erst wieder zu Allen zurück gekehrt. Man hatte sie ja fortreißen wollen und sie meinte, alle Anderen müßten ebenso froh sein wie sie selber; aber sie merkte bald, daß man sie nicht nur gern gehen ließ, sondern daß man ihr sogar zürnte, weil sie nicht gegangen war. Der Krappenzacher machte ihr die Augen auf, indem er sagte: „Ja Kind, du hast einen Trotzkopf und das ganze Dorf ist dir bös, weil du dein Glück mit Füßen von dir gestoßen hast. Wer weiß, ob's ein Glück gewesen wär', aber sie nennen's jetzt so, und wer dich ansieht, rechnet dir vor, was du Alles aus der Gemeinde hast. Darum mach', daß du bald aus dem öffentlichen Almosen kommst."

„Ja, was soll ich machen?"

„Die Kerzelbäuerin möchte dich gern in Dienst nehmen, aber der Bauer will nicht."

Amrei mochte fühlen, daß sie sich fortan doppelt tapfer halten müsse, damit sie kein Vorwurf treffe, weder von sich noch von Andern, und sie fragte daher abermals: „Wisset Ihr denn gar nichts?"

„Freilich, du mußt dich nur vor nichts scheuen als vom Betteln. Hast denn nicht gehört, daß der närrische

Fridelin gestern der Kirchbäuerin zwei Gänse totgeschlagen hat? Der Gänsehirtendienst ist nun leer und ich rathe dir, nimm du ihn."

Das war nun bald geschehen und am Mittag trieb Amrei die Gänse auf den Holderwasen, wie man den Weideplatz auf der kleinen Anhöhe beim Hungerbrunnen nannte. Dami half der Schwester getreulich dabei.

Die schwarze Maronn' war indeß sehr unzufrieden mit dieser neuen Bedienstung und behauptete, wohl nicht mit Unrecht: „Es geht einem sein Lebenlang nach, wenn man so einen Dienst gehabt hat; die Leute vergessen's einem nie und sehen einen immer drauf an, und es kommt sich Jedes, dich einmal in Dienst zu nehmen weil es heißen wird: das ist ja die Gänsehirtin; und wenn man dich auch aus Barmherzigkeit nimmt, kriegst du schlechten Lohn und schlechte Behandlung, da heißt es immer: das ist gut genug für die Gänsehirtin."

„Das wird nicht so arg sein" erwiderte Amrei, „und Ihr habt mir ja viel hundert Geschichten erzählt, wie eine Gänsehirtin Königin geworden ist."

„Das war in alten Zeiten. Aber wer weiß, du bist noch von der alten Welt; manchmal ist mir's gar nicht als wärst du ein Kind, wer weiß, du alte Seele, vielleicht geschieht dir noch ein Wunder."

Der Hinweis, daß sie noch nicht auf der untersten Stufe der Ehrenleiter gestanden, sondern daß es noch etwas gebe, wodurch sie herabsteige, machte Amrei plötzlich muthig. Für sich selber erobere sie nichts weiter daraus, aber sie duldete es fortan nicht mehr, daß Dami mit ihr die Gänse hütete. Er war ein Mann, er sollte einer werden, und ihm konnte es schaden, wenn man ihn einst

nachsagte, daß er vormals die Gänse gehütet habe. Aber mit allem Eifer konnte sie ihm das nicht klar machen, und er trotzte mit ihr; denn so ist es immer: gerade an dem Punkte wo das Verständniß aufhört, beginnt eine innere Verdrossenheit. Die innere Unmacht übersetzt sich in äußeres Unrecht und erfahrene Kränkung.

Amrei freute sich fast, daß Tanni viele Tage so bös mit ihr sein konnte; er lernte doch jetzt an ihr sich gegen die Welt zu stemmen und auch seinen eigenen Willen zu behaupten.

Tanni bekam indeß auch bald ein Amt. Er wurde von seinem Pfleger dem Rotelbauer als Vogelscheuche benutzt; er durfte im Baumgarten des Rotelbauern den ganzen Tag die Rassel drehen, um die Sperlinge von den Frühkirschen und aus den Salatbeeten zu verscheuchen, aber er gab das Amt, das ihn Anfangs als Spiel vergnügt hatte, bald wieder auf.

Es war ein fröhliches aber auch ein mühsames Amt, das Amrei übernommen hatte; besonders war es ihr oft schwer, daß sie nichts zu machen wußte, wodurch sie die Thiere an sich fesselte. Ja, sie waren kaum von einander zu unterscheiden. Und es war nicht uneben, was ihr einst die schwarze Marann', als sie aus dem Moosbrunnenwalde kam, darüber sagte, „Die Thiere, die in Heerden leben, sind alle jedes für sich allein dumm."

„Und ich mein' auch" setzte Amrei fort: „Die Gänse sind deswegen dumm, weil sie zu vielerlei können; sie können schwimmen und laufen und fliegen, sind aber nicht im Wasser, nicht auf dem Boden und nicht in der Luft recht daheim und das macht sie dumm."

„Ich bleib' dabei" entgegnete die schwarze Marann' „in dir steckt noch ein alter Einsiedel."

In der That bildete sich auch ein einsiedlerisches Träumen in Amrei aus, seltsam durchzogen von allerlei heller Lebensberechnung. Wie sie bei allem Träumen und Betrachten emsig forstrickte und keine Masche fallen ließ, und wie hier an der Hecke beim Holzbirnenbaum der betäubende Nachtschatten und die erfrischende Erdbeere so nahe beieinanderwachsen, daß sie fast aus derselben Wurzel zu sprossen scheinen, so war klares Ausschauen und träumerisches Hinträumern im Herzen des Kindes nahe bei einander.

Der Helderwasen war kein einsam abgelegener Platz, den die stille Märchenwelt, drum es glimmt und glitzert, gerne heimsucht. Mitten durch den Helderwasen führte ein Feldweg nach Endringen und nicht weit davon standen die verschiedenfarbigen Grenzpfähle mit den Wappenschildern zweier Herren, deren Länder hier an einander stießen. Mit Ackerfuhrwerk allerlei Art zogen hier die Bauern vorüber und Männer, Frauen und Mädchen gingen hin und her mit Hacke, Sense und Sichel. Die Landjäger der beiden Länder kamen auch oft vorüber und der Flintenlauf glitzerte von ferner und noch weit nach. Zu Amrei wurde fast immer vom Endringer Landjäger begrüßt, wenn sie am Wege saß, und sie sollte manchmal Auskunft geben ob nicht Dieser und Jener hier vorbeigekommen sei; aber sie wußte nie einen Bescheid, vielleicht auch verhehlte sie ihn aus jener innern Abneigung des Volkes und besonders der Dorfkinder, die die Landjäger für allzeit gewaffnete Feinde der Menschheit halten, die da umgehen und suchen wen sie verschlingen.

Der Theiles-Manz, der hier am Wege die Steine klopfte, redete fast kein Wort mit Amrei; er ging verdrossen

von Steinhaufen zu Steinhaufen und sein Klopfen war noch unaufhörlicher als das Picken des Spechtes im Moosbrunnenwalde und gehörte mit zu dem Schrillen und Zirpen der Heuschrecken in den nahen Wiesen und Kleefeldern.

Aber über alles menschliche Getriebe hinüber wurde Amrei doch oft in's Reich der Träume getragen. Frei schwang sich ihre Seele hinauf und wiegte sich im unbegrenzten Aether. Wie die Lerchen in der Luft singen und jubeln und nichts davon wollen: wo ist die Grenze des Ackers von Diesem und Jenem? ja wie sie sich hinwegschwingen über die Grenzpfähle ganzer Länder, so wußte die Seele des Kindes nichts mehr von den Schranken, die das beengte Leben der Wirklichkeit setzt. Das Gewohnte wird zum Wunder, das Wunder wird zum Alltäglichen. Horch, wie der Kukuck ruft! Das ist das lebendige Echo des Waldes, das sich selbst ruft und antwortet; und jetzt sitzt der Vogel über dir im Holzbirnenbaum, darfst aber nicht aufschauen, sonst fliegt er fort. Wie er so laut ruft, so unermüdlich! wie weit das tönt, wie weit man das hört! der kleine Vogel hat eine stärkere Stimme als ein Mensch. Setz' dich auf den Baum, ahme ihn nach, man hört dich nicht so weit als den faustgroßen Vogel. Still, vielleicht ist es doch ein verzauberter Prinz und plötzlich fängt er an zu reden. Ja, gieb du mir nur Räthsel auf, laß mich nur besinnen, ich finde schon die Auflösung und dann erlöse ich dich, und wir ziehen in dein goldenes Schloß und nehmen die schwarze Marann' und den Dami mit und der Dami heirathet die Prinzessin, deine Schwester; und wir lassen den Johannes von der schwarzen Marann' in der ganzen Welt suchen und wer ihn findet kriegt ein

Königreich. Ach, warum ist denn das Alles nicht wahr? und warum hat man denn das Alles ausgedacht, wenn es nicht wahr ist?

Während die Gedanken Amrei's über alle Grenzen hinausgegangen waren, fühlten sich auch die Gänse unbeschränkt und thaten sich gütlich an benachbarten Klee- oder gar Gersten- und Haferäckern. Aus ihren Träumen erwachend scheuchte dann Amrei mit schwerer Mühe die Gänse wieder zurück, und wenn diese Freibeuter bei ihrem Regimente angekommen waren, wußten sie gar viel zu erzählen von dem gelobten Lande wo sie sich gütlich gethan: da war des Erzählens und Schnatterns kein Ende und noch lange sprach da und dort eine Gans wie träumend ein bedeutsames Wort vor sich hin und da und dort steckte eine den Schnabel unter die Flügel und träumte in sich hinein. Und wieder trug es Amrei hinauf. Schau, dort fliegen die Vögel, kein Vogel in der Luft strauchelt, auch die Schwalbe nicht in ihrem Kreuzfluge; immer sicher, immer frei. O! wer nur auch fliegen könnte! Wie müßte die Welt aussehen von da oben wo die Lerche ist. Juchhe! Immer höher, immer höher und weiter und weiter! Ich fliege in die weite Welt zu der Landfriedbäuerin, und sehe was sie macht und frage ob sie noch mein gedenkt.

„Gedenkst du mein in fernen Landen?"

So sang Amrei plötzlich aus all dem Denken, Schwirren und Sinnen heraus. Und ihr Athem, der beim Gedanken des Fluges tiefer und rascher gegangen war, als schwebte sie schon wirklich in höherer Luftschichte, wurde wieder ruhig und gemessen.

Aber nicht immer glühen die Wangen in wachen Träumen, nicht immer leuchtet die Sonne hell in die offenen Blüthen und in die wogende Saat. Noch im Frühling kamen jene naßkalten Tage, in denen die Blüthenbäume wie frierende Fremdlinge stehen und Tagelang läßt sich die Sonne kaum blicken und ein starres Frösteln geht durch die Natur, nur bisweilen unterbrochen vom Aufzucken eines Windstoßes, der Blüthen von den Bäumen reißt und fortträgt. Die Lerche allein jubilirt noch in den Lüften, wohl über den Wolken, und der Fink stößt seinen klagenden Ton aus vom Holzbirnenbaum, an dessen Stamm gelehnt Amrei steht. Der Theisles-Manz hat sich weiter unten beim rothangestrichenen hölzernen Kreuze unter die Linde gestellt und jetzt in streifweißen Schüttern prasselt der Hagel hernieder, und die Gänse strecken die Schnäbel empor, wie man sagt, damit es ihnen das weiche Hirn nicht einschlage; aber da drüben hinter Endringen ist's schon hell und die Sonne bricht bald hervor, und die Berge, der Wald, die Felder, Alles sieht aus wie ein Menschenantlitz das sich in Furcht ausgeweint hat und nun hellglänzend in Freude strahlt. Die Vögel in der Luft und von den Bäumen jubeln und die Gänse, die sich im Wetterschauer zusammengedrängt und die Schnäbel verwundert aufgestreckt hatten, wagen sich wieder auseinander und grasen und schnattern und besprechen das vorübergegangene Ereigniß mit der jungen flaumweichen Brut, die dergleichen noch nicht erlebt hat. —

Gleich nachdem Amrei vom ersten Unwetter überfallen worden war, hatte sie für künftige Fälle Vorsorge getroffen. Sie trug immer einen leeren Kornsack, den sie noch vom Vater ererbt hatte, mit hinaus auf den Ganstrieb.

Zwei gekreuzte Aexte mit dem Namen des Vaters waren noch deutlich auf dem Sacke abgemalt, und bei Gewittern deckte sie sich mit dem Sacke zu und wickelte sich fast hinein; da saß sie dann wie unter einem schützenden Dache und schaute hinein in den unfaßbaren wilden Kampf am Himmel. Ein kalter Schauer, der in Wehmuth überging, wollte sich gar oft Amrei's bemächtigen, sie wollte weinen über ihr Schicksal, das sie so allein, verlassen von Vater und Mutter, hinaus stellte; aber sie gewann schon früh eine Kunst und eine Kraft, die sich schwer lernt und übt: die Thränen hinabwürgen. Das macht die Augen frisch und doppelt hell mitten in allem Trübsal und aus ihm heraus.

Amrei bezwang ihre Wehmuth besonders in Erinnerung an einen Spruch der schwarzen Marann': Wer nicht will, daß ihm die Hände frieren, muß eine Faust machen. Amrei that so, geistig und körperlich, sah trotzig in die Welt hinein und bald kam Heiterkeit über ihr Antlitz; sie freute sich der prächtigen Blitze und ahmte leise vor sich den Donner nach. Die Gänse, die sich wieder zusammengeduckt hatten, schauten wieder seltsam drein, sie hatten's aber doch gut: alle Kleider, die sie brauchen, sind ihnen auf den Leib gewachsen und für das was man ihnen im Frühling ausgerupft hat, ist schon wieder anderes da, und jetzt da das Wetter vorüber ist, jubelt wieder alles in der Luft und auf den Bäumen und die Gänse freuen sich des seltenen Schmauses; in drängenden Haufen zerren sie an Schnecken und Fröschen, die sich herausgewagt haben.

Von dem tausendfältigen Sinnen, das in Amrei lebte, erhielt nur die schwarze Marann' bisweilen Kunde, wenn

sie vom Walde kommend ihre Holzlast und ihre in einem Sacke gefangenen Maikäfer und Würmer bei der Hirtin abstellte. Da sagte Amrei eines Tages: „Baf', wisset Ihr auch warum der Wind weht?"

„Nein, weißt denn du's?"

„Ja, ich hab's gemerkt. Gucket, Alles was wächst muß sich umthun. Der Vogel da fliegt, der Käfer da kriecht, der Haf', der Hirsch, das Pferd und alle Thiere die laufen, und der Fisch schwimmt und der Frosch auch, und da steht der Baum und das Korn und das Gras und das kann nicht fort und soll doch wachsen und sich umthun, und da kommt der Wind und sagt: bleib du nur stehen, ich will dich schon umthun, so. Siehst du, wie ich dich drehe und wende und biege und schüttle? Sei froh, daß ich komm', du müßtest sonst verhocken und es würde nichts aus dir; es thut dir gut, wenn ich dich müd mache, du wirst es schon spüren."

Die schwarze Marann' sagte in der Regel auf solche Kundgebungen nichts weiter als ihren gewohnten Spruch: „Ich bleibe dabei, in dir steckt die Seele von einem alten Einsiedel."

Nur einmal half die Marann' den stillen Betrachtungen Amrei's auf eine andere Spur.

Die Wachtel schlug bereits im hohen Roggenfelde und neben Amrei sang fast einen ganzen Tag unaufhörlich eine Feldlerche am Boden, sie wanderte hin und her und sang immer so innig, so in's tiefste Herz hinein, es war wie ein Saugen der Lebenslust. Das klang noch viel schöner als die Töne der Himmelslerche, die sich aufschwingt in die Luft, und oftmals kam der Vogel ganz nahe und Amrei sagte fast laut vor sich hin: „Warum

kann ich dir's nicht sagen, daß ich dir nichts thun will? Bleib nur da!" aber der Vogel war scheu und versteckte sich immer wieder. Und Amrei sagte schnell überlegt vor sich hin: „Es ist doch wieder gut, daß die Vögel scheu sind, man könnte ja sonst die diebischen Sperlinge nicht vertreiben." Als am Mittag die Marann' kam, sagte Amrei: „Ich möcht nur wissen, was so ein Vogel den lieben langen Tag zu sagen hat, und er schwätzt sich gar nicht aus."

Darauf erwiederte die Marann': „Schau, so ein Thierlein kann nichts bei sich behalten und in sich hinein reden, im Menschen aber spricht sich immer Etwas in ihm fort, das hört auch nie auf, aber es wird nicht laut; da sind Gedanken, die singen, weinen und reden, aber ganz still, man hört's selber kaum; so ein Vogel aber, wenn er zu singen aufgehört hat, ist fertig und frißt oder schläft."

Als die schwarze Marann' mit ihrer Holztraget fortging, schaute ihr Amrei lächelnd nach: „die ist jetzt ein stillsingender Vogel" dachte sie und Niemand als die Sonne sah wie das Kind noch lange vor sich hinlächelte.

Tag auf Tag lebte Amrei so dahin, Stundenlang konnte sie träumerisch zusehen, wie der Schatten vom Gezweige des Holzbirnenbaums sich von dem Winde auf der Erde bewegte, daß die dunkeln Punkte wie Ameisen durcheinanderkrochen, dann starrte sie wieder auf eine feststehende Wolkenbank, die am Himmel glänzte, oder auf jagende flüchtige Wolken, die einander fortschoben. Und wie draußen im weiten Raume, so standen und jagten, stiegen und zerflossen auch in der Seele des Kindes allerlei Wolkenbilder, unfaßlich und nur vom Augenblick Dasein

und Gestalt empfangend. Wer aber weiß, wie die Wolkenbildungen draußen in der Weite und im engen Herzensraum zerfließen und sich wandeln?

Wenn der Frühling anbricht über der Erde, du kannst nicht fassen all das tausendfältige Keimen und Sprossen auf dem Grunde, all das Singen und Jubeln auf den Zweigen und in den Lüften. Eine einzige Lerche fasse fest mit Auge und Ohr, sie schwingt sich auf, eine Weile siehst du sie noch wie sie die Flügel schlägt, eine Weile unterscheidest du sie noch als dunkeln Punkt, dann aber ist sie verschwunden dem Auge und auch dem Ohr. Du hörst nur noch ein Singen und weißt nicht von wannen es kommt. Und könntest du nur einer einzigen Lerche im freien Raume einen ganzen Tag lauschen, du würdest hören, daß sie am Morgen, am Mittag und am Abend ganz anders singt; und könntest du ihr nachspüren vom ersten zaghaften Frühlingsjauchzen an, du würdest hören, wie ganz andere Töne sie im Frühling, im Sommer und im Herbste in ihren Gesang mischt. Und schon über den ersten Stoppelfeldern singt eine neue Lerchenbrut.

Und wenn der Frühling anbricht in einem Menschengemüthe, wenn die ganze Welt sich aufthut, vor ihm, in ihm, du kannst die tausend Stimmen die es umfließen, das tausendfältige Knospen auf dem Grunde und wie es immer weiter gedeiht nicht fassen und festhalten. Du weißt nur noch, daß es singt, daß es sproßt.

Und wie still lebt sich's dann wieder, wie eine festgewurzelte Pflanze. Da ist der Wiesenzaun beim Holzbirnenbaum, die Schlehen blühen früh auf und werden nur selten zeitig. Und welch eine schöne Blüthe hatte die Mehlbeere, wie kräftig duftete das und jetzt sind schon

kleine Birnen daraus geworden und schon färben sie sich roth und auch die giftige Eibeere beginnt schon schwarz zu werden. Es kommen jene hellen, schnittreifen Erntetage, wo der Himmel so wolkenlos blau, daß man den ganzen Tag den Halbmond, und wie er sich dann füllt und wieder abnimmt, wie ein feingezirkeltes Wölkchen am Himmel steht. Draußen in der Natur und im Menschengemüthe ist es wie ein leises Athemanhalten vor einem Ziele.

Das war bald ein Leben auf dem Wege der durch den Holderwasen führt! Schnellrasselnd fuhren die leeren Leiterwagen dahin und darauf saßen Frauen und Kinder und lachten, auf- und niedergehoben vom Schüttern des Wagens wie vom Lachen, und dann fuhren die garbenbeladenen Wagen leise und nur manchmal krächzend heimwärts und Schnitter und Schnitterinnen gingen nebenher.

Amrei hatte von der reichen Ernte fast nicht mehr als ihre Gänse, die sich manchmal in kecker Zudringlichkeit an die beladenen Wagen herandrängten und eine herunterhängende Aehre abrauften.

Wenn das erste Stoppelfeld draußen im Feldgebreite sich aufthut, kommt bei aller Freude über den eingeheimsten Erntesegen doch auch ein gewisses Bangen in das Menschengemüth; die Erwartung ist Erfüllung geworden, und wo alles so wogend stand wird es nun kahl. Die Zeit wandelt sich. Der Sommer wendet sich zur Neige.

Der Brunnen auf dem Holderwasen, in dessen Abfluß sich die Gänse behaglich tummelten, hatte das beste Wasser in der Gegend und die Vorüberziehenden versäumten selten, an der breiten Röhre zu trinken, während

ihr Zugvieh indeß vorauslief; sich den Mund abwischend und den Davongeeilten nachschreiend lief man ihm dann nach. Und andere tränkten vom Feld heimkehrend hier ihr Zugvieh.

Amrei erwarb sich die Gunst vieler Menschen durch einen kleinen irdenen Topf, den sie sich von der schwarzen Marann' erbettelt hatte, und so oft nun ein Vorüberziehender sich nach dem Brunnen begab, kam Amrei herbei und sagte: „Da könnet Ihr besser trinken." Bei der Rückgabe des Topfes ruhte mancher freundliche Blick bald länger bald kürzer auf ihr und das that ihr so wohl, daß sie fast böse wurde, wenn Leute vorübergingen ohne zu trinken. Sie stand dann mit ihrem Topfe beim Brunnen, ließ voll laufen und goß aus und wenn all dieses Zeichengeben nichts half, überraschte sie die Gänse mit einem unverhofften Bade und überschüttete sie.

Eines Tages kam ein Bernerwägelein mit zwei stattlichen Schimmeln daher gefahren, ein breiter oberländischer Bauer nahm den Doppelsitz fast vollends ein. Er hielt am Wege und fragte:

„Mädle! hast du nichts, daß man da trinken kann?"

„Freilich, ich hol' schon." Behend brachte Amrei ihr Gefäß voll Wasser herbei.

„Ah!" sagte der Oberländer, nachdem er einen guten Zug gethan und absetzte, und mit triefendem Munde fuhr er dann, halb in den Krug hinein sprechend, fort: „Es gibt doch in der ganzen Welt kein solches Wasser mehr."

Er setzte wiederum an und winkte dabei Amrei, daß sie still sein solle, denn er hatte eben wieder mächtig zu trinken begonnen, und es gehört zu den besonderen Unannehmlichkeiten, während des Trinkens angesprochen zu

werden. Man trinkt in Hast und spürt ein Drücken davon.

Das Kind schien das zu verstehen und erst nachdem der Bauer den Krug zurückgegeben, sagte es:

„Ja, das Wasser ist gut und gesund, und wenn Ihr Eure Pferde tränken wollt, für die ist es besonders gut; sie kriegen keinen Strängel."

„Meine Gäul' sind heiß und dürfen jetzt nicht saufen. Bist du von Haldenbrunn, Mädle?"

„Freilich!"

„Und wie heißt du?"

„Amrei."

„Und wem gehörst du?"

„Niemand mehr. Mein Vater ist der Josenhans gewesen."

„Der Josenhans, der beim Rodelbauer gedient hat?"

„Ja!"

„Hab' ihn gut gekannt. Ist hart, daß er so früh hat sterben müssen. Wart, Kind, ich geb' dir was." Er holte einen großen Lederbeutel aus der Tasche, suchte lange darin und sagte endlich: „Säh! da, nimm!"

„Ich will nichts geschenkt, ich danke, ich nehm' nichts."

„Nimm nur, von mir kannst schon nehmen. Ist nicht der Rodelbauer dein Pfleger?"

„Ja wohl."

„Hätt' auch was Gescheiteres thun können, als dich zur Gansbirtin machen. Behüt dich Gott!"

Fort rollte der Wagen und Amrei hielt eine Münze in der Hand.

„Von mir kannst schon nehmen... Wer ist denn der Mann, daß er das sagt, und warum gibt er sich nicht

zu erkennen? Ei das ist ein Groschen, da ist ein Vogel drauf. Nun, er wird nicht arm davon und ich nicht reich."

Den ganzen Tag bot Amrei keinem Vorüberziehenden mehr ihren Topf an. Sie hatte eine geheime Scheu, daß sie wieder beschenkt werden könnte.

Als sie am Abend heim kam, sagte ihr die schwarze Marann', daß der Rotelbauer nach ihr geschickt habe, sie solle gleich zu ihm kommen.

Amrei eilte zu ihm und der Rotelbauer sagte zu ihr beim Eintritte:

„Was hast du dem Landfriedbauer gesagt?"

„Ich kenne keinen Landfriedbauer."

„Er ist ja heut bei dir gewesen auf dem Holderwasen und hat dir was geschenkt."

„Ich hab' nicht gewußt wer es ist und da ist sein Geld noch."

„Das geht mich nichts an. Sag offen und ehrlich du Teufelsmädle: habe ich dir zugeredet, daß du Gansbirtin werden sollst? Und wenn du es nicht noch heut' am Tage aufgibst, bin ich dein Pfleger nicht mehr. Ich lasse mir so was nicht nachsagen."

„Ich werde allen Menschen berichten, daß Ihr nicht dran Schuld seid; aber den Dienst aufgeben, das kann ich nicht, den Sommer über wenigstens bleib' ich dabei. Ich muß ausführen, was ich angefangen hab'."

„Du bist ein hagebüchenes Gewächs," schloß der Bauer und verließ die Stube; die Bäuerin aber, die krank im Bette lag, rief: „Du hast Recht, bleib nur so, ich prophezeie dir's, daß dir's noch gut geht. Man wird noch in hundert Jahren von Einem das Glück hat im Dorfe sagen: dem gehts wie des Brosi's Severin und

wie des Josenhansen Amrei. Dir fällt dein trocken Brot noch in den Honigtopf."

Die kranke Rodelbäuerin galt für überhirnt, und von einer wahren Gespensterfurcht gepackt, ohne ihr eine Antwort zu geben, eilte Amrei davon.

Der schwarzen Marann' erzählte Amrei, daß ihr ein Wunder geschehen sei: der Landfriedbauer, an dessen Frau sie so oft denke, habe mit ihr geredet, sich ihrer beim Rodelbauer angenommen und ihr etwas geschenkt. Sie zeigte nun das Geldstück. Da rief die Marann' lachend:

„Ja, das hätt' ich von selbst errathen, daß das der Landfriedbauer gewesen ist. Das ist der Rechte! Schenkt der dem armen Kind einen falschen Groschen."

„Warum ist er denn falsch?" fragte Amrei und Thränen schossen ihr in die Augen.

„Das ist ein abschätziger Vögeles Groschen, der ist nur anderthalb Kreuzer werth."

„Er hat mir eben nur anderthalb Kreuzer schenken wollen," sagte Amrei streng. Und hier zum ersten Mal zeigte sich ein innerer Widerspruch Amrei's mit der schwarzen Marann'. Diese freute sich fast über jede Boshaftigkeit, die sie von den Menschen hörte, Amrei dagegen legte gerne Alles zum Guten aus, sie war immer glücklich, und so sehr sie sich auch in der Einsamkeit in Träume verlor, sie erwartete doch in der That Nichts; sie war überrascht von Allem was sie bekam und war stets dankbar dafür.

„Er hat mir nur anderthalb Kreuzer schenken wollen, nicht mehr, und das ist genug und ich bin zufrieden." Das sagte sie noch oft trotzig vor sich hin, während sie einsam ihre Suppe aß, als spräche sie noch mit der

Marann', die gar nicht in der Stube war und unterdeß ihre Ziege molk.

Noch in der Nacht nähte sich Amrei zwei Flicken zusammen und den Groschen dazwischen, hing das wie ein Amulett um den Hals und verbarg es an der Brust. Es war als ob der geprägte Vogel auf der Münze allerlei in der Brust, darauf er ruhte, wecke; denn voll innerer Lust sang und summte Amrei allerlei Lieder, Tagelang vom Morgen bis zum Abend, und dabei dachte sie immer wieder hinaus zu dem Landfriedbauer; sie kannte jetzt den Bauer und die Bäuerin und hatte von Beiden ein Andenken, und es war ihr immer, als ließe man sie nur noch eine Weile da, dann kommt wieder das Bernerwägelein mit den zwei Schimmeln, drin sitzen die Bauersleute und holen sie ab und sagen: Du bist unser Kind; denn gewiß erzählt jetzt der Bauer daheim von der Begegniß mit ihr.

Mit seltsamem Blick starrte sie oft in den Herbsthimmel, er war so hell, so wolkenrein; und auf der Erde, da sind die Wiesen noch so grün und der Hanf liegt zum Dörren darauf gebreitet wie ein feines Netz, die Zeitlosen schauen dazwischen auf und die Raben fliegen darüber hin und ihr schwarzes Gefieder glitzert hell im Sonnenglanz; kein Luftzug weht, die Kühe weiden auf den Steppeläckern, Peitschenknallen und Singen tönt von allen Aeckern und der Holzbirnenbaum schauert still in sich zusammen und schüttelt die Blätter ab. Der Herbst ist da.

So oft Amrei jetzt Abends heimkehrte, schaute sie die schwarze Marann' fragend an, sie meinte, diese müsse ihr sagen, daß der Landfriedbauer geschickt habe, um sie

abzuholen, und mit schwerem Herzen trieb sie die Gänse auf die Stoppelfelder, die so entfernt waren vom Wege und immer wieder lenkte sie nach dem Holderwasen. Aber schon standen die Hecken blätterlos, die Lerchen zwitscherten kaum mehr in schwerem niederem Fluge, und noch immer kam keine Nachricht, und Anrei hatte ein tiefes Bangen vor dem Winter, als wie vor einem Kerker. Sie tröstete sich nur mit dem Lohne, den sie jetzt erhielt, und der war allerdings reichlich. Keine ihrer Untergebenen war gefallen, ja nicht einmal eine flügellahm geworden. Die schwarze Marann' verkaufte nicht nur die Federn, die Anrei gesammelt hatte, zu gutem Preise, sondern wies auch Anrei an, daß sie sich nicht nach altem Brauche neben dem allgemeinen Geldlohn ein Stück Kirchweihkuchen geben lasse für jede einzelne Gans die sie gehütet hatte; sie ließ sich vielmehr den Kuchen in Brod verwandeln, und so hatten sie fast den ganzen Winter vollauf Brod, freilich oft sehr altbackenes, aber Anrei hatte, wie die schwarze Marann' sagte, lauter gesunde Mauszähne, mit denen sie alles knuppern konnte.

Als man im Dorfe nichts als Dreschen hörte, sagte Anrei einmal: „Den ganzen Sommer lang hört das Korn in der Aehre nichts als Lerchensang, und jetzt schlagen ihm die Menschen mit dem Dreschflegel auf den Kopf; das klingt ganz anders."

„In dir steckt eben ein alter Einsiedel," lautete wiederum der Endreim der schwarzen Marann'.

6. Die Eigenbrätlerin.

Eine Frau, die ein einsam abgeschiedenes Leben führt, sich ihre Nahrung ganz allein kocht und brät, nennt man eine Eigenbrätlerin und eine solche hat in der Regel auch noch allerlei Besonderheiten. Niemand hatte mehr Recht und mehr Neigung eine Eigenbrätlerin zu sein als die schwarze Marann', obgleich sie nie etwas zu braten hatte, denn Habermus und Kartoffeln und Kartoffeln und Habermus waren ihre einzigen Speisen. Sie lebte immer abgesondert in sich hinein und verkehrte nicht gern mit den Menschen. Nur gegen den Herbst war sie stets voll hastiger Unruhe, sie plauderte um diese Zeit viel vor sich hin und redete auch die Menschen von freien Stücken an, besonders Fremde, die durch das Dorf gingen; denn sie erkundigte sich, ob die Maurer von da und dort schon zur Winterrast heimgekehrt seien und ob sie nichts von ihrem Johannes berichtet hätten. Wenn sie die Leinwand, die sie den Sommer über gebleicht hatte, noch einmal kochte und auswusch und dabei die ganze Nacht aufblieb, murmelte sie stets vor sich hin. Man verstand nichts davon, nur der Zwischenruf war deutlich, denn da hieß es: „Das ist für dich und das ist für mich;“ sie sprach nämlich täglich zwölf Vaterunser für ihren Johannes, aber

in der Weihnacht da wurden sie zu unzähligen. Und wenn der erste Schnee fiel, war sie immer besonders heiter. Jetzt giebt's keine Arbeit mehr draußen, jetzt kommt er gewiß heim. Sie sprach dann oft mit einer weißen Henne im Gitter und sagte ihr, daß sie sterben müsse, wenn der Johannes komme.

So trieb sie's nun schon viele Jahre und die Leute im Dorfe ließen ab, ihr vorzuhalten daß es närrisch sei, immer an die Heimkehr des Johannes zu denken, aber sie ließ sich nicht bekehren und wurde den Menschen unheimlich.

In diesem Herbste wurden es nun achtzehn Jahre seitdem der Johannes davon gegangen war, und jedes Jahr wurde Johann Michael Winkler als verschollen ausgeschrieben in der Zeitung bis zu seinem fünfzigsten Jahre. Er stand jetzt gerade im sechs und dreißigsten.

Im Dorfe ging die Sage, Johannes sei unter die Zigeuner gegangen, und die Mutter hielt auch einmal einen jungen Zigeuner dafür, der dem Verschollenen auffallend ähnlich sah; er war auch so „pfestig" (untersetzt), hatte die gleiche dunkle Gesichtsfarbe und schien es nicht ungern zu haben, daß man ihn für den Johannes hielt; aber die Mutter hatte ihn auf die Probe gestellt, sie hatte noch das Gesangbuch und den Confirmandenspruch des Johannes und wer den nicht kennt und nicht anzugeben weiß, wer seine Pathen sind, und was mit ihm geschehen ist, an dem Tage als des Brosi's Severin mit der Engländerin ankam und später als der neue Rathhausbrunnen gegraben wurde, wer diese und andere Merkzeichen nicht kennt, das ist der Falsche. Dennoch beherbergte die Marann' immer den jungen Zigeuner so oft

er in das Dorf kam und die Kinder auf der Straße schrieen ihm: Johannes! nach.

Der Johannes wurde als militärpflichtig auch als Ausreißer ausgeschrieben und obgleich die Mutter sagte, daß er als „zu klein" unter dem Maß durchgeschlüpft wäre, wußte sie doch, daß er bei der Heimkehr einer Strafe nicht entgehe und sie meinte, er käme nur deßwegen nicht wieder, und es war nun gar seltsam wie sie in Einem Athem um das Wohl des Sohnes und um den Tod des Landesfürsten betete; denn man hatte ihr gesagt, daß wenn der regierende Fürst stürbe, der Thronfolger beim Regierungsantritt allgemeinen Straferlaß für alles Geschehene verkünden werde.

Jedes Jahr ließ sich die Marann' vom Schullehrer das Blatt schenken, in dem Johannes ausgeschrieben war, und sie legte es zu seinem Gesangbuch; aber dieses Jahr war es gut, daß die Marann' nicht lesen konnte, und der Lehrer schenkte ihr ein anderes Blatt statt des gewünschten. Denn ein seltsames Gemurmel ging durch das ganze Dorf. Wo Zwei bei einander standen sprach man davon und da hieß es: „Der schwarzen Marann' sagt man nichts. Das bringt sie um. Das macht sie närrisch." Es war nämlich ein Bericht des Gesandten aus Paris angekommen, der, laut einer Mittheilung aus Algier durch alle hohen und niederen Aemter bis zum Gemeinderath die Nachricht gab, daß Johannes Winkler von Haldenbrunn in Algier bei einem Vorpostengefechte gefallen sei.

Man sprach im Dorfe viel davon, wie wunderlich es sei, daß so viele hohe Aemter sich jetzt um den todten Johannes so viel bemühten. Aber am Schlusse des so

wohlgeleiteten Berichtestroms hielt man ihn auf. In der Gemeinderath-Sitzung wurde beschlossen, daß man der schwarzen Marann' nichts davon sage. Es wäre Unrecht, ihr noch die paar Jahre ihres Lebens zu verbittern, indem man ihr ihren letzten Trost raube.

Statt aber die Nachricht geheim zu halten, hatten die Gemeinderäthe nichts Eiligeres zu thun als es daheim auszuplaudern und nun wußte das ganze Dorf davon bis auf die schwarze Marann' allein. Ein Jeder betrachtete sie mit seltsamem Blick; man fürchtete sich vor ihr, daß man sich verrathe, man redete sie nicht an, man dankte kaum ihrem Gruße. Es bedurfte der ganzen eigenthümlichen Art der schwarzen Marann', um dadurch nicht verwirrt zu werden. Und sprach ja einmal Jemand mit ihr und ließ sich verleiten vom Tode des Johannes zu reden, so geschah es nur in jener vermuthlichen und beschwichtigenden Weise, die schon seit Jahren gäng und gebe war und die Marann' glaubte jetzt eben so wenig daran als ehedem, denn von dem Todtenscheine sprach ja Niemand.

Es wäre wol besser gewesen, auch Amrei hätte nichts davon gewußt; aber es lag ein eigener verführerischer Reiz darin, dem Unberührbaren so nahe als möglich zu kommen und darum sprach Jedes mit Amrei von dem traurigen Ereignisse, warnte sie, der schwarzen Marann' etwas davon zu sagen und wollte wissen, ob die Mutter keine Ahnungen, keine Träume habe, ob es nicht umgehe im Hause. Amrei war immer innerlich voll Zittern und Beben. Sie allein war der schwarzen Marann' so nahe und hatte etwas, was sie vor ihr verborgen halten mußte. Auch die Leute, bei denen die schwarze Marann' eine kleine Stube zur Miethe hatte, hielten es nicht mehr aus

in ihrer Nähe, und sie bekundeten ihr Mitleid zuerst damit, daß sie ihr die Miethe aufkündigten. Aber wie seltsam hängen die Dinge im Leben zusammen! Eben durch dieses Ereigniß erfuhr Amrei Leid und Lust, denn das elterliche Haus öffnete sich wieder; die schwarze Marann' zog in dasselbe und Amrei, die Anfangs voll Beben darin hin und herging, und wenn sie Feuer anmachte und wenn sie Wasser holte, immer glaubte: jetzt müsse die Mutter kommen und der Vater, fand sich doch nach und nach wieder ganz heimisch in demselben. Sie spann Tag und Nacht bis sie so viel erübrigt hatte, um vom Kohlenmathes die Kuckuksuhr, die ihren Eltern gehört hatte, wieder zu kaufen. Jetzt hatte sie doch auch wieder ein Stück eigenen Hausrath. Aber der Kuckuk hatte Noth gelitten in der Fremde, er hatte die Hälfte seiner Stimme verloren, die andere Hälfte blieb ihm im Halse stecken, er rief nur noch „Kuck" und so oft er das that setzte Amrei in der ersten Zeit immer das andere „Kuck!" hinzu fast unwillkürlich. Als Amrei darüber klagte, daß die Kuckuksuhr nur noch halb tönte und überhaupt nicht mehr so schön sei wie in ihrer frühen Kindheit, da sagte die Marann':

„Wer weiß, wenn man in späteren Jahren das wieder bekäme was einen in der Kindheit ganz glücklich gemacht hat, ich glaube, es hätte auch nur noch den halben Schlag wie deine Kuckuksuhr. Wenn ich's dir nur lehren könnte, Kind! es hat mir viel gekostet, bis ichs gelernt habe: Wünsch' dir nie was von gestern! Aber freilich, so etwas kann man nicht schenken; das kriegt man nur für einen halben Schoppen Schweiß und einen halben Schoppen Thränen gut durcheinander geschüttelt. Das

kauft man in keiner Apothek'. Häng dich an nichts, an keinen Menschen und an keine Sache, dann kannst du fliegen."

Die Reden der Marann' waren wild und scheu zugleich und sie kamen nur heraus in Dämmerzeit, wie das Wild im Walde.

Es gelang Amrei nur schwer, sich an sie zu gewöhnen.

Die schwarze Marann' kennte das Kuckrufen nicht leiden und hing das Schlaggewicht an der Uhr ganz aus, so daß die Uhr nur noch mit dem Pendelschlag hin und herpickte, aber keine Stunde mehr laut angab. Der schwarzen Marann' war das Sprechen der Uhr zuwider, ja sogar das Ticken störte sie und die Uhr blieb endlich ganz unaufgezogen, denn die Marann' sagte, sie habe allzeit die Uhr im Kopfe und es war in der That wunderbar wie das eintraf. Sie wußte zu jeder Minute anzugeben, wie viel es an der Zeit sei, obgleich ihr das sehr gleichgültig sein konnte; aber es lag eine besondere Geweckthcit in der Harrenden und wie sie immer hinaushorchte, um ihren Sohn kommen zu hören, so war sie eigenthümlich wach, und obgleich sie Niemand im Dorfe besuchte und mit Niemanden sprach, wußte sie doch Alles, selbst das Geheimste was im Dorfe vorging. Sie errieth es aus der Art wie sich die Menschen begegneten, aus abgerissenen Worten. Und weil dies wunderbar erschien, war sie gefürchtet und gemieden. Sie bezeichnete sich selbst gern nach einem landläufigen Ausdruck als eine „alterlebte Frau," und doch war sie äußerst behend. Jahraus jahrein aß sie täglich einige Wachholderbeeren und man sagte: davon sei sie so munter und man sehe ihr ihre 66 Jahre gar nicht an. Eben daß jetzt die beiden Sechse bei ihr

bei einander standen, ließ sie auch nach einem alten Wortspiele, obgleich man nicht recht daran glauben wollte, als Hexe betrachtet werden. Man sagte: sie melke ihre schwarze Ziege oft stundenlang und diese gebe immer gar viel Milch, aber die schwarze Marann' ziehe während sie melke nur immer den Kühen dessen, den sie hasse, die Milch aus dem Euter, besonders auf des Redelbauern Vieh habe sie es abgesehen, und die große Hühnerzucht, die die schwarze Marann' trieb, galt auch für Hexerei; denn woher nahm sie das Futter für sie, und woher konnte sie immer Eier und Hühner verkaufen? Freilich sah man sie oft im Sommer Maikäfer, Heuschrecken und allerlei Würmer sammeln, und in mondlosen Nächten sah man sie wie ein Irrlicht durch die Gräben schleichen; sie trug einen brennenden Spahn und sammelte die Regenwürmer die da herausschlichen und murmelte allerlei dabei. Ja, man sagte, daß sie in stillen Winternächten mit ihrer Ziege und ihren Hühnern, die sie bei sich in der Stube überwinterte, allerlei wunderliche Gespräche hielte. Das ganze von der Schulbildung verscheuchte wilde Heer der Hexen- und Zaubergeschichten wachte wieder auf und wurde an die schwarze Marann' geheftet.

Amrei fürchtete sich auch manchmal in langen stillen Winternächten, wenn sie spinnend bei der Marann' saß und man nichts hörte als manchmal das verschlafene Gluksen der Hühner und ein traumhaftes Meckern der Ziege und es erschien in der That zauberisch, wie schnell die Marann' immer spann. Ja, sie sagte einmal: „ich meine mein Johannes hilft mir spinnen," und doch klagte sie wieder, daß sie in diesem Winter zum erstenmal nicht mehr so ganz und immer an ihren Johannes denke.

Sie machte sich Vorwürfe darüber und sagte: sie sei eine schlechte Mutter und klagte, es sei ihr immer, als wenn ihr die Züge ihres Johannes nach und nach verschwinden, als ob sie vergesse, was er da und da gethan habe, wie er gelacht, gesungen und geweint und wie er auf den Baum geklettert und in den Graben gesprungen sei.

„Es wäre doch schrecklich," sagte sie, „wenn einem das nach und nach so verschwinden könnte, daß man nichts Rechtes mehr davon weiß," und sie erzählte dann Amrei mit sichtlichem Zwange Alles bis aufs Kleinste und Amrei war es tief unheimlich, so immer und immer wieder von einem Todten hören zu müssen, als ob er noch lebte. Und wieder klagte die Marann': „Es ist doch sündlich, daß ich gar nicht mehr weinen kann um meinen Johannes. Ich habe einmal gehört, daß man um einen Verlorenen weinen kann so lang er lebt und bis er verfault ist. Ist er wieder zu Erde geworden, so hört auch das Weinen auf. Nein, das kann nicht sein, das darf nicht sein, mein Johannes kann nicht todt sein; das darfst du mir nicht anthun, du dort oben, oder ich werf' dir den Bettel vor die Thüre. Da, da, vor meiner Thüre, da sitzt der Tod, da ist der Weiher und da kann ich mich ersäufen wie einen blinden Hund, und das geschieht, wenn du mir das anthust; aber nein, verzeih mir's guter Gott, daß ich so wider die Wand renne, aber mach' da einmal eine Thür auf, mach' auf und laß meinen Johannes hereinkommen. O die Freud! Komm, da setz dich her, Johannes. Erzähl' mir gar nichts, ich will gar nichts wissen, du bist da, und jetzt ist's gut. Die langen langen Jahre sind nur eine Minute gewesen. Was geht's mich an, wo du gewandert bist? Wo du gewesen bist, da bin ich

nicht gewesen, und jetzt bist du da. Und ich lasse dich nicht mehr von der Hand bis sie kalt ist. O Amrei, und mein Johannes muß warten bis du groß bist, ich sag' weiter nichts. Warum red'st du nichts?"

Amrei war die Kehle wie zugeschnürt. Es war ihr immer als ob der Todte dastünde, gespensterhaft; auf ihren Lippen ruhte das Geheimniß und sie konnte es anrufen und die Decke fiel ein und Alles war begraben.

Manchmal aber war die Marann' auch gesprächsam in anderer Weise, obgleich Alles auf dem einen Grunde ruhte, auf dem Andenken an ihren Sohn. Und schwer stellte sich hier die Frage der Weltordnung heraus: „Warum hier ein Kind todt, auf das die Mutter wartet, so zitternd, mit ganzer Seele wartet, und ich und mein Tami wir sind verlorene Kinder, möchten so gerne die Hand der Mutter fassen und diese Hand ist Staub geworden?" . . .

Das war ein dumpfes nächtiges Gebiet, wohin das Denken des armen Kindes getrieben wurde und es wußte sich nicht anders aus dem Wirrsal zu helfen, als indem es leise das Einmaleins vor sich hin sagte.

Besonders an Samstagabenden erzählte die schwarze Marann' gern. Nach altem Aberglauben spann sie am Samstagabend nie, da strickte sie immer, und wenn sie eine Geschichte zu erzählen hatte, wickelte sie zuerst ein gut Theil von ihrem Garnknäuel ab, um nicht aufgehalten zu sein und dann erzählte sie am Faden fort ohne Unterbrechung.

„O Kind," schloß sie dann oft: „Merk dir etwas, in dir steckt ja auch ein Einsiedel: wer gut grad fort leben will, der sollte ganz allein sein, Niemand gern haben und von Niemand was mögen. Weißt du, wer

reich ist? Wer nichts braucht als was er aus sich hat. Und wer ist arm? Wer auf Fremdes wartet, was ihm zukommt. Da sitzt Einer und wartet auf seine Hände, die ein Anderer am Leib hat, und wartet auf seine Augen, die einem Andern im Kopf stecken. Bleib' allein für dich, dann hast du deine Hände immer bei dir, dann brauchst du keine anderen, kannst dir selber helfen. Wer auf Etwas hofft, was ihm von einem Andern kommen soll, der ist ein Bettler; hoffe nur etwas vom Glück, von einem Geschwister, ja von Gott selbst: du bist ein Bettler, du stehst da und hältst die Hand auf bis dir etwas hineinfliegt. Bleib' allein, das ist das Beste, da hast du Alles in Einem; allein, o wie gut ist Allein! Schau, tief im Ameisenhaufen liegt ein klein winziger funkelnder Stein, wer den findet kann sich unsichtbar machen und kann ihm Niemand was anhaben; aber das kriecht durcheinander, wer findet ihn? und es giebt ein Geheimniß in der Welt, aber wer kann's fassen? Nimm's auf, nimm's zu dir. Es giebt kein Glück und kein Unglück. Jeder kann sich Alles selber machen, wenn er sich recht kennt und die andern Menschen auch, aber nur unter einem Beding: er muß allein bleiben. Allein! Allein! Sonst hilft's nichts."

Aus dem Tiefsten heraus gab die Marann' dem Kinde noch halbverschlossene Worte; das Kind konnte sie nicht fassen, aber wer weiß, was auch von Halbverstandenem in aufmerksam offener Seele haften bleibt? Und nach wildem Umschauen fuhr die schwarze Marann' fort: „O könnt' ich nur allein sein! Aber ich habe mich vergeben, ein Stück von mir ist unterm Boden und ein anderes läuft in der Welt herum, wer weiß wo? Ach wollt' ich wäre die schwarze Ziege da."

So freundlich und hell auch die schwarze Marann' begann, immer ging der Schluß ihrer Rede wieder in dumpfes Hadern und Trauern über, und sie, die allein sein wollte, an nichts denken und nichts lieben, lebte doch nur im Denken an ihren Sohn und in der Liebe zu ihm.

Amrei ergriff ein entscheidendes Mittel, um aus diesem unheimlichen Alleinsein mit der schwarzen Marann' erlöst zu werden; sie verlangte, daß auch Dami ins Haus genommen werde, und so heftig sich auch die schwarze Marann' dagegen wehrte, Amrei drohte, daß sie selber das Haus verlasse und schmeichelte der schwarzen Marann' so kindlich und that ihr was sie an den Augen absehen konnte, bis sie endlich nachgab.

Dami, der vom Krappenzacher das Wollstricken gelernt hatte, saß nun mit in der elterlichen Stube und Nachts, wenn die Geschwister auf dem Speicher schliefen, weckte Eines das Andere, wenn sie die schwarze Marann' drunten murmeln und hin- und herlaufen hörten.

Durch die Uebersiedelung Dami's zur schwarzen Marann' kam indeß neues Ungemach. Dami war überaus unzufrieden, daß er dies elende Handwerk, das nur für einen Krüppel tauge, habe lernen müssen; er wollte auch Maurer werden, und obgleich Amrei sehr dagegen sprach, denn sie ahnte, daß ihr Bruder nicht dabei aushielte, bestärkte ihn die schwarze Marann' darin. Sie hätte gern alle jungen Bursche zu Maurern gemacht, um sie in die Fremde zu schicken, damit sie Kundschaft erhalte von ihrem Johannes.

Die schwarze Marann' ging selten in die Kirche, aber sie liebte es, wenn man ihr Gesangbuch entlehnte, um damit in die Kirche zu gehen, es schien ihr ein eigenes

Genügen, daß ihr Gesangbuch dort sei, und eine besondere Freude hatte sie, wenn ein fremder Handwerksbursch, der im Ort arbeitete, das zurückgebliebene Gesangbuch des Johannes zu gleichem Zwecke entlehnte; es schien ihr als ob ihr Johannes bete in der heimathlichen Kirche, weil aus seinem Gesangbuche die Worte gesprochen und gesungen wurden, und Tami mußte nun jeden Sonntag zweimal mit dem Gesangbuche des Johannes in die Kirche.

Ging aber die schwarze Marann' nicht zur Kirche, so war sie bei einer Feierlichkeit im Dorfe selbst und in den Nachbardörfern immer zu sehen. Es gab nämlich kein Leichenbegängniß, bei dem die schwarze Marann' nicht leidtragend mitging und bei Predigt und Einsegnung, selbst am Grabe eines kleinen Kindes, weinte sie so heftig, als wäre sie die nächste Angehörige, aber dann war sie auf dem Heimwege immer wieder ganz besonders aufgeräumt; dieses Weinen schien ihr eine wahre Erleichterung zu sein. Sie schluckte das ganze Jahr so viel stille Trauer hinunter, daß sie dankbar dafür war, wenn sie wirklich weinen konnte.

War es nun den Menschen zu verargen, daß sie sie für eine unheimliche Erscheinung hielten und zumal da sie noch dazu ein Geheimniß gegen sie auf den Lippen hatten? Auch auf Amrei ging ein Theil dieser Gemiedenheit über, und in manchen Häusern, wo sie sich helfend oder mittheilend auf Besuch einstellte, ließ man sie nicht undeutlich merken, daß man ihre Anwesenheit nicht wünsche, zumal da sie schon jetzt eine Seltsamkeit zeigte, die Allen im Dorfe wunderbar vorkam. Sie ging mit Ausnahme des höchsten Winters barfuß und man sagte, sie müsse ein Geheimmittel haben, daß sie nicht krank werde und sterbe.

Nur in des Rotelbauern Haus wurde sie noch gern geduldet, war ja der Rotelbauer ihr Vormund und die Rotelbäuerin, die sich immer ihrer angenommen hatte, und ihr versprach, daß sie sie einst zu sich nehme, wenn sie erwachsener sei, konnte diesen Plan nicht ausführen. Sie selber wurde von einem Andern angenommen; der Tod nahm sie zu sich. Während sonst erst im späteren Leben sich die Schwere des Daseins aufthut, wie da und dort ein Anhang abfällt und nur noch ein Gedenken daran verbleibt, erfuhr dies Amrei schon in der Jugendfrühe und heftiger als alle Angehörigen weinten die schwarze Marann' und Amrei bei dem Begräbniß der Rotelbäuerin.

Der Rotelbauer klagte immer fast nur, wie herb es sei, daß er jetzt schon das Gut abgeben müsse. Nur noch war keines seiner drei Kinder verheirathet. Aber kaum war ein Jahr vorüber, der Tami arbeitete schon den zweiten Frühling im Steinbruche, als eine Doppelhochzeit im Dorfe gefeiert wurde, denn der Rotelbauer verheirathete seine älteste Tochter und zugleich seinen einzigen Sohn dem er am Tage der Hochzeit das Gut übergab; da wurde Amrei eben auf dieser Doppelhochzeit neu benannt und in ein anderes Leben übergeführt.

Auf dem Vorplatze des großen Tanzbodens waren die Kinder versammelt und während die Erwachsenen drinnen tanzten und jauchzten, ahmten die Kinder hier das Gleiche nach. Aber seltsam! mit Amrei wollte kein Knabe und kein Mädchen tanzen, und man wußte nicht, wer es zuerst gesagt, aber man hatte es gehört, daß eine Stimme rief: „Mit dir tanzt Keiner, du bist ja das Barfüßele" und: „Barfüßele! Barfüßele! Barfüßele!" schrie es nun von allen Seiten. Amrei stand das Weinen in den Augen,

aber hier übte sie schnell wieder jene Kraft, mit der sie Spott und Kränkung bezwang; sie drückte die Thränen hinab, faßte hüben und drüben ihre Schürze, tanzte mit sich allein herum und so zierlich, so biegsam, daß alle Kinder inne hielten. Und bald nickten die Erwachsenen unter der Thüre einander zu, und ein Kreis von Männern und Frauen bildete sich um Amrei und besonders der Rodelbauer, der sich an diesem Tage doppelt gütlich gethan hatte, schnalzte mit den Händen und pfiff lustig den Walzer, den die Musik drinnen aufspielte, und Amrei tanzte unaufhörlich fort und schien gar keine Müdigkeit zu kennen. Als endlich die Musik verstummte, faßte der Rodelbauer Amrei an der Hand und fragte: „Du Blitzmädle, wer hat dir denn das so schön gelehrt?"

„Niemand."

„Warum tanzest du denn mit Niemand?"

„Es ist besser man thut's allein, da braucht man auf Niemand zu warten und hat seinen Tänzer immer bei sich."

„Hast schon was von der Hochzeit bekommen?" fragte der Rodelbauer wohlgefällig schmunzelnd.

„Nein."

„Komm herein und iß," sagte der stolze Bauer und führte das arme Kind hinein und setzte es an den Hochzeitstisch, auf dem immerfort den ganzen Tag aufgetragen wurde. Amrei aß nicht viel und der Rodelbauer wollte sich den Spaß bereiten, das Kind trunken zu machen, es erwiederte aber keck:

„Wenn ich noch mehr trinke, da muß man mich führen und da kann ich nicht mehr allein gehen und die Marann' sagt: Allein ist das beste Fuhrwerk, da ist immer eingespannt."

Alles staunte über die Weisheit des Kindes.

Der junge Rodelbauer kam mit seiner Frau und fragte das Kind neckisch: „Hast du uns auch ein Hochzeitgeschenk gebracht? Wenn man so ißt, muß man auch ein Hochzeitgeschenk bringen."

Der Hochzeitsvater steckte in unbegreiflicher Großmuth dem Kinde bei dieser Frage heimlich einen Sechsbätzner zu. Amrei aber behielt den Sechsbätzner fest in der Hand, nickte gegen den Alten und sagte dann dem jungen Paare: „Ich hab' das Wort und ein Drangeld. Eure Mutter selig hat mir immer versprochen, daß ich bei ihr dienen und Niemand anders als ich Kindsmagd bei ihrem ersten Enkelchen sein soll."

„Ja, das hat die Bäuerin selig immer gewollt," sagte der Alte und redete zu. Was er aus Furcht, daß er die Waise dann versorgen müßte, seiner Frau ihr Lebenlang versagt hatte, das that er jetzt, wo er ihr keine Freude mehr damit machen konnte, und gab sich vor den Leuten den Anschein, als ob er's zu ihrem Gedenken thue. Aber er that's auch jetzt noch nicht aus Güte, sondern in der richtigen Berechnung, daß die Waise ihm, dem entthronten Bauer, der ihr Pfleger war, dienstgefällig sein werde und die Last ihrer Versorgung, die die bloße Ablehnung überstieg, fiel Anderen zu, nicht ihm selber.

Die jungen Brautleute sahen einander an, und der junge Rodelbauer sagte: „Bring' morgen dein Bündel in unser Haus. Du kannst bei uns einstehen."

„Gut," sagte Amrei, „morgen bring' ich mein Bündel; aber jetzt möcht' ich mein Bündel mitnehmen. Gebet mir da ein Fläschchen Wein und das Fleisch will ich einwickeln und es der Marann' und meinem Tami bringen."

Man willfahrte Amrei, aber der alte Rodelbauer

sagte ihr jetzt leise: „Gieb mir meinen Sechsbätzner wieder. Ich hab' gemeint, du willst ihn schenken."

„Ich will ihn als Trangeld von Euch behalten," erwiederte Amrei schlau „und ihr werdet sehen, ich will ihn Euch schon wett machen."

Der Rodelbauer lachte halb ärgerlich in sich hinein und Amrei ging mit Geld, Wein, und Fleisch davon zu der schwarzen Marann'.

Das Haus war verschlossen, und es war ein großer Abstand zwischen dem lauten musikschallenden Lärmen und Schmausen in dem Hochzeitshause und der stillen Oede hier. Amrei wußte, wo sie die Marann' erwarten konnte auf ihrem Heimwege; sie ging fast immer nach dem Steinbruch und saß dort eine Zeit lang hinter der Hecke und hörte zu wie Spitzhammer und Meißel arbeitete. Das war ihr wie eine Melodie, die aus den Zeiten klang, wo Johannes einst auch hier gearbeitet hatte und da saß sie oft lange und hörte es picken.

Amrei traf hier richtig die Marann' und noch eine halbe Stunde vor Feierabend rief sie auch den Tami aus dem Steinbruche und hier draußen bei den Felsen wurde ein Hochzeitmahl gehalten, fröhlicher als drinnen bei der rauschenden Musik. Besonders Tami jauchzte laut und die Marann' that auch heiter, nur trank sie keinen Tropfen Wein, sie wollte nicht eher einen Tropfen Wein über die Lippen bringen, als bis zur Hochzeit des Johannes. Als Amrei nun unter Heiterkeit erzählte, daß sie einen Dienst bei dem jungen Rodelbauer bekommen habe und morgen antrete, da erhob sich die schwarze Marann' in wildem Zorn und einen Stein aufhebend und ihn an die Brust drückend sagte sie: „Es wäre tausendmal besser, ich hätte

dich da drinnen, so einen Stein, als ein lebendig Herz. Warum kann ich nicht allein sein? Warum habe ich mich wieder verführen lassen, Jemand gern zu haben? Aber jetzt ist's vorbei, auf ewig! Wie ich den Stein da hin unterschleudere, so schleudere ich fort alle Anhänglichkeit an irgend einen Menschen. Du falsches treuloses Kind! Kaum kannst du die Flügel heben, fort fliegt's. Aber es ist gut so, ich bin allein und mein Johannes soll auch allein bleiben, wenn er kommt, und es ist Nichts, was ich gewollt hab'."

Und fort rannte sie dem Dorfe zu.

„Es ist doch eine Hexe," sagte Dami hinter ihr drein, „ich will den Wein nicht mehr trinken, wer weiß ob sie ihn nicht verhext hat."

„Trink du ihn nur, sie ist eine strenge Eigenbrätlerin und hat ein schweres Kreuz auf sich; ich will sie schon wieder gut machen."

So tröstete Amrei.

7. Die barmherzige Schwester.

Das war nun ein volles Leben im Hause des Rodelbauern. Barfüßele, so hieß man nun fortan Amrei, war anstellig zu Allem und wußte sich gleich bei Allen beliebt zu machen; sie wußte der jungen Bäuerin, die fremd ins Dorf und ins Haus gekommen war, zu sagen, was hier der Brauch sei, sie lehrte sie die Eigenschaften ihrer nächsten Angehörigen kennen und sich danach richten, und dem alten Rodelbauer, der den ganzen Tag trotzte und sich nicht befriedigen konnte, weil er sich so frühe zur Ruhe begeben, wußte sie allerlei Gefälligkeiten zu erweisen und ihm zu erzählen, wie gar gut die Söhnerin sei, und es nur nicht von sich zu geben wisse; und als in der That kaum nach einem Jahre das erste Kind kam, zeigte sich Amrei darüber so glücklich und in allen Erfordernissen so geschickt, daß Jedes im Hause ihres Lobes voll war; aber nach Art dieser Leute so voll, daß man sie bei dem kleinsten Ungeschick, eher dafür zankte, als daß man sie je in der That lobte.

Aber Amrei wartete auch nicht darauf, und namentlich dem Großvater wußte sie das erste Enkelchen immer so gut zuzutragen und zur geschickten Zeit wieder zu entziehen, daß man seine Freude daran haben mußte. Beim

ersten Zahne des Enkels, den sie dem Rodelbauer zeigen konnte, sagte tiefer: „Ich schenke dir einen Sechsbätzner, weil du mir die Freude machst. Aber weißt du? den, den du mir gestohlen hast an der Hochzeit; jetzt darfst du ihn ehrlich behalten.“

Dabei war aber die schwarze Marann' nicht vergessen. Es war allerdings ein schwer Stück Arbeit, mit ihr wieder ins Geleise zu kommen. Die Marann' wollte vom Barfüßele nichts mehr wissen, und ihre neue Herrschaft wollte es nicht dulden, daß sie zu ihr hinginge, besonders nicht mit dem Kinde, da man noch immer fürchtete, daß ihm durch die Hexe ein Leid geschehe. Es bedurfte großer Kunst und Ausdauer, um diese Feindseligkeit zu besiegen; aber es gelang dennoch. Ja, Barfüßele wußte es dahin zu bringen, daß der Rodelbauer die schwarze Marann' mehrmals besuchte. Das wurde als ein wahres Wunder im ganzen Dorfe berichtet. Aber die Besuche wurden bald wieder eingestellt, denn die schwarze Marann' sagte einmal: „Ich bin jetzt bald siebzig Jahre und ohne die Freundschaft eines Großbauern ausgekommen; es ist mir nicht der Mühe werth, das noch zu ändern.“

Auch Tami war natürlich oft bei seiner Schwester, aber der junge Rodelbauer wollte das nicht dulden, denn er sagte nicht mit Unrecht, er müsse dadurch den großgewachsenen Burschen auch ernähren; man könne in einem solchen Hause nicht aufpassen, ob ein Dienstbote ihm nicht allerlei zustecke. Er verbot daher außer Sonntags Nachmittags Tami den Besuch des Hauses. Tami hatte indeß selbst zu sehr in das Behagen hineingeschaut, in einem so reich erfüllten Bauernwesen zu stehen; ihm wässerte der Mund danach, auch so mitten drin zu sein und sei es

nur als Knecht. Das Steinmetzenleben war gar so hungrig. Barfüßele hatte viel zu widersprechen; er solle bedenken, daß er nun schon das zweite Handwerk habe und dabei bleiben müsse; das sei nichts, daß man immer wieder anderes anfange und glaube, dabei sei man glücklich, man müsse auf dem Flecke, auf dem man steht, es sein, sonst werde man es nie. Tami ließ sich eine Zeitlang beschwichtigen, und so groß war bereits die unwillkürliche Geltung Barfüßeles, und so natürlich die Annahme, daß sie für ihren Bruder sorge, daß man ihn immer nur „des Barfüßele's Tami" hieß, als wäre er nicht ihr Bruder, sondern ihr Sohn, und doch war er um einen Kopf größer als sie, und that nicht als ob er ihr unterthan sei. Ja, er sprach es oft aus, wie es ihn wurme, daß man ihn für geringer halte als sie, weil er nicht solch Maulwerk habe. Die Unzufriedenheit mit sich und seinem Beruf ließ er zuerst und immer an der Schwester aus. Sie trug es geduldig, und weil er nun vor der Welt zeigte, daß sie ihm gehorchen müsse, gewann sie dadurch nur immermehr an Ansehen und Uebermacht in der Oeffentlichkeit; denn Jeder sagte: es sei brav von dem Barfüßele, was sie an ihrem Bruder thäte, und sie stieg dadurch noch, daß sie sich von ihm gewaltthätig behandeln ließ, während sie für ihn sorgte wie eine Mutter; denn in der That wusch und nähte sie ihm in den Nächten, daß er zu den Saubersten im Dorfe gehörte, und bei zwei Paar Rahmenschuhen, die sie als Theil ihres Lohnes jedes halbe Jahr bekam, hatte sie beim Schuhmacher noch draufbezahlt, damit er solche ihrem Tami mache, und sie selber ging allzeit barfuß und nur selten sah man sie einmal des Sonntags in Schuhen in die Kirche gehen.

Barfüßele hatte viel Kummer davon, daß Dami, man wußte nicht wie, allgemeine Zielscheibe des Spottes und der Neckerei im Dorfe geworden war. Sie ließ ihn scharf darum an, daß er das nicht dulden solle, er aber verlangte: sie möge es den Leuten wehren und nicht ihm, er könne nicht dagegen aufkommen. Das war nun nicht thunlich, und innerlich war es dem Dami auch eigentlich gar nicht unlieb, daß er überall gehänselt wurde; es kränkte ihn zwar manchmal, wenn alles über ihn lachte und viel Jüngere sich etwas gegen ihn herausnahmen, aber es wurmte ihn noch weit mehr, wenn man ihn gar nicht beachtete, und dann machte er sich gewaltsam zum Narren und gab sich der Neckerei preis.

Bei Barfüßele dagegen war allerdings die Gefahr, der Einsiedel zu werden, den die Marann' immer in ihr erkennen wollte. Sie hatte sich an eine einzige Gespielin angeschlossen, es war die Tochter des Kohlenmathes, die aber nun schon seit Jahren in einer Fabrik im Elsaß arbeitete und man hörte nichts mehr von ihr. Barfüßele lebte so für sich, daß man sie gar nicht zur Jugend im Dorfe zählte; sie war mit ihren Altersgenossen freundlich und gesprächsam, aber ihre eigentliche Gespielin war doch nur die schwarze Marann'. Und eben weil Barfüßele so abgeschieden lebte, hatte sie keinen Einfluß auf das Verhalten Dami's, der, wenn auch geneckt und gehänselt, doch immer des Anschlusses bedürftig war und nie allein sein konnte wie seine Schwester.

Jetzt aber hatte sich Dami plötzlich ganz frei gemacht und eines schönen Sonntags zeigte er seiner Schwester die Drangabe, die er bekommen hatte, denn er hatte sich als Knecht zum Scheckenwarr von Hirlingen verdungen.

„Hättest du mir das gesagt," sagte Barfüßele, „ich hätte einen bessern Dienst für dich gewußt. Ich hätte dir einen Brief gegeben an die Landfriedbäuerin im Allgäu, und da hättest du's gehabt wie der Sohn vom Haus."

„O sei weig' nur von der," sagte Dami hart, „die ist mir nun schon bald dreizehn Jahre ein paar lederne Hosen schuldig, die sie mir versprochen hat. Weißt du noch? Damals, wie wir klein gewesen sind und gemeint haben, wir könnten noch klopfen, daß Vater und Mutter aufmachen. Schweig' mir von der Landfriedbäuerin, wer weiß, ob die noch mit Einem Wort an uns denkt, wer weiß ob sie gar noch lebt."

„Ja sie lebt noch, sie ist ja eine Verwandte von meinem Haus und es wird oft von ihr gesprochen, und sie hat alle ihre Kinder verheirathet bis auf einen einzigen Sohn, der den Hof kriegt."

„Jetzt willst du mir nur meinen neuen Dienst verleiden," klagte Dami, „und sagst mir, ich hätte einen bessern kriegen können. Ist das recht?" Seine Stimme zitterte.

„O, sei nicht immer so weichmüthig," sagte Barfüßele. „Schwätz' ich dir denn was von deinem Glück herunter? Du thust immer gleich, als ob dich die Gänse beißen. Ich will dir nur noch sagen: jetzt bleib einmal bei dem was du hast, sei darauf bedacht, daß du auf deinem Platz bleibst. Das ist nichts, so wie ein Kuckuk jede Nacht auf einem andern Baum schlafen. Ich könnte auch andere Plätze kriegen, aber ich will nicht, und ich hab's dahin gebracht, daß mir's hier gut geht. Schau, wer jede Minut' auf einen andern Platz springt, den behandelt man auch wie einen Fremden; man weiß, daß

er morgen nicht mehr zum Haus gehören kann und da ist er schon heut nicht daheim drin."

„Ich brauch' deine Predigt nicht," sagte Dami, und wollte zornig davon gehen. „Gegen mich thust du immer kratzig und gegen die ganze Welt bist du geschmeidig."

„Weil du eben mein Bruder bist," sagte Barfüßele lachend und streichelte jetzt den Unwilligen.

In der That hatte sich eine seltsame Verschiedenheit der Geschwister herausgebildet. Dami hatte etwas Bettelhaftes und dann wieder plötzlich Stolzes, während Barfüßele immer gefällig und fügsam, dabei doch von einem inneren Stolze getragen war, den sie bei aller Dienstfertigkeit nicht ablegte.

Es gelang ihr jetzt den Bruder zu beschwichtigen und sie sagte: „Schau, mir fällt was ein, aber du mußt vorher gut sein, denn auf einem bösen Herzen darf der Rock nicht liegen. Der Rodelbauer hat ja noch die Kleider von unserm Vater selig; du bist jetzt groß, die sind dir jetzt grad recht und du giebst dir auch ein Ansehen, wenn du mit solchem rechtschaffenen Gewand auf den Hof kommst, da sehen deine Nebendiensten auch, wo du her bist und was du für ordentliche Eltern gehabt hast."

Das leuchtete Dami ein, und trotz vielem Widerspruch, denn er wollte die Kleider jetzt noch nicht hergeben, brachte Barfüßele den alten Rodelbauer dazu, daß er dieselben Dami einhändigte und dann führte Barfüßele den Dami hinauf in ihre Kammer und er mußte sogleich den Rock und die Weste des Vaters anziehen; er widerstrebte, aber was sie einmal wollte, das mußte doch geschehen. Nur den Hut ließ sich Dami nicht aufzwingen,

und als er den Rock anhatte legte sie die Hand auf die Schulter und sagte:

„So, jetzt bist du mein Bruder und mein Vater, und jetzt geht der Rock zum ersten Male wieder über Feld und es ist ein neuer Mensch drin. Schau Dami, du hast das schönste Ehrenkleid, was es geben kann auf der Welt; halt' es in Ehren, sei drin so rechtschaffen wie unser Vater selig gewesen ist."

Sie konnte nicht mehr weiter sprechen und legte ihr Haupt auf die Schulter des Bruders und Thränen fielen auf das wieder ans Licht gezogene Kleid des Vaters.

„Du sagst, ich sei weichmüthig," tröstete sie Dami, „und du bist es weit eher."

In der That war Barfüßele von Allem schnell tief ergriffen, aber sie war dabei auch stark und leichtlebig wie ein Kind; es war wie damals die Marann' bei ihrem ersten Einschlafen bemerkt hatte: Wachen und Schlafen, Weinen und Lachen hart nebeneinander; sie ging in jedem Ereigniß und jeder Empfindung vollauf, kam aber auch rasch wieder darüber hinweg und ins Gleichgewicht.

Sie weinte noch immer.

„Du machst einem das Herz so schwer," jammerte Dami, „und es ist schon schwer genug, daß ich fort muß aus der Heimath unter fremde Menschen. Du hättest mich eher aufheitern sollen, als jetzt so, so —"

„Rechtschaffenes Denken ist die beste Aufheiterung," sagte Barfüßele, „das macht gar nicht schwer. Aber du hast Recht, du hast geladen genug, und da kann ein einziges Pfund, das man darauf thut, einen niederreißen. Ich bin halt doch dumm. Aber komm', ich will jetzt sehen, was die Sonne dazu sagt, wenn der Vater jetzt

zum erstenmale wieder vor sie kommt. Nein, das hab' ich ja nicht sagen wollen. Komm, jetzt wirst schon wissen, wo wir noch hingehen wollen, wo du noch Abschied nehmen mußt; und wenn du nur eine Stunde weit fortgehst, du gehst doch aus dem Ort, und da muß man dort Abschied nehmen. Ist mir auch schwer genug, daß ich dich nicht mehr bei mir haben soll, nein, ich meine, daß ich nicht mehr bei dir sein soll; ich will dich nicht regieren, wie die Leute sagen. Ja, ja, die alte Marann' hat doch Recht: allein, das ist ein großes Wort, das lernt man nicht aus was da drin steckt. So lang du noch da drüben über der Gasse gewesen bist, und wenn ich dich oft acht Tage nicht gesehen habe, was thuts? Ich kann dich jede Minute haben, das ist so gut als wenn man bei einander ist; aber jetzt? Nun, es ist ja nicht aus der Welt. Aber ich bitt' dich, verhebe dich nicht, daß du keinen Schaden leidest, und wenn du was zerrissen hast, schick' mir's nur, ich flick' und strick' dir noch, und jetzt komm', jetzt wollen wir auf den Kirchhof."

Dami wehrte sich dagegen und wiederum mit dem Vorhalte, daß es ihm schon schwer genug sei, und daß er sich's nicht noch schwerer machen wolle. Barfüßele willfahrte auch diesem. Er zog die Kleider des Vaters wieder aus und Barfüßele packte sie in den Sack, den sie einst beim Gänsehüten als Mantel getragen hatte und auf dem noch der Name des Vaters stand. Sie beschwor aber Dami, daß er ihr den Sack mit nächster Gelegenheit wieder zurückschicke.

Die Geschwister gingen mit einander fort. Ein Hirlinger Fuhrwerk fuhr durch das Dorf. Dami rief es an und packte schnell seine Habseligkeiten auf. Dann ging er

Hand in Hand mit der Schwester das Dorf hinaus und Barfüßele suchte ihn zu erheitern, indem sie sagte:

„Weißt du noch, was ich dir da beim Backofen für ein Räthsel aufgegeben habe?“

„Nein!“

„Besinn dich: was ist das Beste am Backofen? Weißt's nicht mehr?“

„Nein!“

„Das Beste am Backofen ist, daß er das Brod nicht selber frißt.“

„Ja, ja, du kannst lustig sein, du bleibst daheim.“

„Du hast's ja gewollt, und du kannst auch lustig sein: wolle du nur recht.“

Still geleitete sie ihren Bruder bis auf den Holderwasen, dort beim Holzbirnenbaum sagte sie:

„Hier wollen wir Abschied nehmen. Behüt dich Gott und fürcht' dich vor keinem Teufel.“

Sie schüttelten sich wacker die Hände und Tami ging Hirlingen zu, Barfüßele nach dem Dorfe. Erst unten am Berge, wo Tami sie nicht mehr sehen konnte, wagte sie es, die Schürze aufzuheben und sich die Thränen abzutrocknen, die ihr die Wangen herabrollten, und laut vor sich hin sagte sie:

„Verzeih mir's Gott, daß ich das von dem Allein auch gesagt hab'; ich danke dir, daß du mir einen Bruder gegeben hast. Laß mir ihn nur, so lang ich lebe.“

Sie kehrte in's Dorf zurück, es kam ihr so leer vor, und in der Dämmerung als sie die Kinder des Rodelbauern einwiegte, konnte sie nicht ein einziges Lied über die Lippen bringen, während sie sonst immer sang wie eine Lerche. Sie mußte immer denken, wo jetzt ihr Bruder

sei, was man mit ihm rede, wie man ihn empfange, und doch konnte sie sich das nicht vorstellen. Sie wäre gern hingeeilt und hätte gern allen Menschen gesagt, wie gut er sei und daß sie gegen ihn auch gut sein mögen; aber sie tröstete sich wieder, daß Niemand ganz und überall für den Andern sorgen könne. Und sie hoffte, es würde ihm gut thun, daß er sich selber forthelfe.

Als es schon Nacht war, ging sie in ihre Kammer, wusch sich auf's Neue, zöpfte sich frisch und kleidete sich nochmals an, als ob es Morgen wäre; und mit dieser seltsamen Verdoppelung des neuen Tages, begann ihr fast nochmals ein neues Erwachen.

Als Alles schlief, ging sie noch einmal hinüber zur schwarzen Marann' und ohne Licht saß sie Stundenlang bei ihr an dem Bette in der dunklen Stube; sie sprachen davon wie das sei, wenn man einen Menschen draußen in der Welt habe, der doch ein Stück von einem sei, und erst als die Marann' eingeschlafen war, schlich sich Barfüßele davon. Sie nahm aber noch den Kübel und trug Wasser für die Marann' und legte das Holz auf den Heerd und so geschichtet, daß es am andern Morgen nur angezündet zu werden brauchte. Dann erst ging sie nach Hause.

Was ist Wohlthätigkeit, die in Geldspenden besteht? Eine in die Hand gelegte Kraft, die wiederum von ihr entäußert wird. Wie anders ist es, die eingeborne Kraft selbst einzusetzen, ein Stück Leben hinzugeben und noch dazu das einzige das verblieben ist. Die Stunden der Ruhe, die Sonntagsfreiheit, die Barfüßele gegeben war, opferte sie alle der schwarzen Marann' und sie ließ sich dabei noch zanken und schelten, wenn sie etwas gegen die

Gewohnheit der Eigenbrätlerin gethan hatte, und es fiel ihr nicht ein, dabei zu denken oder zu sagen: wie könnt' Ihr mich noch zanken und schelten über etwas was ich Euch schenke? Ja sie wußte kaum mehr daß sie dieses that. Nur wenn sie an Sonntagabenden bei der Vereinsamten still vor dem Hause saß und zum tausendsten Male gehört hatte, welch ein schmucker Bursch der Johannes am Sonntage gewesen sei und wenn dann die jungen Burschen und Mädchen durch das Dorf zogen und allerlei Lieder sangen, da wurde sie etwas davon gewahr, daß sie hier saß und ihre Lustbarkeit opferte und sie sang leise vor sich hin die Lieder mit, die von den Wandelnden im Verein gesungen wurden; aber wenn sie die Marann' ansah, hielt sie inne und sie dachte darüber nach, wie es doch eigentlich gut wäre, daß der Tami nicht mehr im Dorfe sei. Er war nicht mehr die Zielscheibe allgemeiner Neckerei und wenn er zurückkam, war er gewiß ein Bursch vor dem Alle Respekt haben mußten.

An Winterabenden, wenn im Hause des Rodelbauern gesponnen und gesungen wurde, da allein durfte Barfüßele mitsingen, und obgleich sie einen hellen, lauten Ton hatte, ließ sie sich doch dazu herbei, fast immer die zweite Stimme zu singen. Die Resel, des Rodelbauern noch ledige Schwester, die um ein Jahr älter als Barfüßele war, sang immer die erste Stimme, und es verstand sich von selbst, daß auch die Stimme Barfüßeles ihr dienen mußte, wie denn überhaupt die Resel, eine stolze und schneidige Person, das Barfüßele durchaus als Lastthier im Hause betrachtete und behandelte; allerdings weniger vor den Leuten als im Geheimen. Und eben weil Barfüßele im ganzen Dorfe dafür angesehen war, daß sie im

Hauswesen des Rodelbauern wacker angriff und alles in Stand hielt, war es eine Hauptangelegenheit der Rosel, sich bei den Leuten zu berühmen, wie viel Geduld man mit dem Barfüßele haben müsse, wie ihm die Gänsehirtin in allen Stücken nachginge, und wie sie es als ein Werk der Barmherzigkeit betrachte, das Barfüßele nicht so vor den Augen der Welt erscheinen zu lassen wie es eigentlich sei.

Ein besonderer Gegenstand des Aufziehens und des nicht immer wähligen Spottes waren die Schuhe des Barfüßele. Es ging fast immer barfuß, und höchstens im Winter in abgeschnittenen Stiefeln des Bauern, und dennoch ließ sie sich bei jedem halbjährigen Lohne die gebräuchlichen Rahmenschuhe geben; sie standen aber oben in der Kammer unberührt und Barfüßele ging doch so stolz als hätte es alle die Schuhe auf Einmal an, sie trug sie im Bewußtsein.

Sechs Paar Schuhe standen neben einander seitdem Dami beim Scheckennarren diente. Die Schuhe waren mit Heu ausgestopft und von Zeit zu Zeit tränkte sie Barfüßele mit Fett, damit sie geschmeidig blieben. Barfüßele war vollauf herangewachsen, nicht sehr hoch, aber stämmig untersetzt. Sie kleidete sich immer ärmlich, aber sauber und anmuthig, und Anmuth ist die Pracht der Armuth, die nichts kostet und nicht zu kaufen ist. Nur weil es der Rodelbauer der Ehre des Hauses angemessen hielt, zog Barfüßele des Sonntags ein besseres Kleid an, um sich vor den Leuten zu zeigen, dann aber kleidete sie sich rasch wieder um, und saß bei der schwarzen Marann' in ihrem Werktagskleide oder sie stand auch bei ihren Blumen, die sie vor ihrem Dachfenster in alten Töpfen pflegte. Nelken, Gelbveigelein und Rosmarin gediehen hier

vortrefflich, und wenn sie auch manchen Ableger davon auf das Grab der Eltern gepflanzt hatte, es wucherte alles doppelt nach, und die Nelken hingen in windenartigen Büscheln fast hinab bis auf den Laubengang der sich um das ganze Haus zog. Das weit vorgeneigte Strohdach des Hauses bildete aber auch einen vortrefflichen Schutz für die Blumen und wenn Barfüßele daheim war, fiel im Sommer kein warmer Regen, bei dem sie nicht die Blumenscherben in den Garten trug, um sie dort ganz nahe dem mütterlichen Boden vollregnen zu lassen. Besonders ein kleiner Rosmarinstock, der in dem Topfe war, den einst Barfüßele auf dem Holderwasen zum allgemeinen Gebrauch bei sich gehabt hatte, besonders dieser Rosmarinstock war äußerst zierlich gebaut wie ein kleiner Baum, und Barfüßele ballte oft die rechte Faust und schlug die andre Hand darüber, indem sie vor sich hin sagte:

„Wenn's eine Hochzeit giebt von meinen nächsten, ja von meinem Dami, dann steck' ich den an." Ein anderer Gedanke stieg in ihr auf, vor dem sie erröthete bis in die Schläfe hinein und sie beugte sich und roch an dem Rosmarin; wie einen Duft aus der Zukunft sog sie etwas aus ihm ein, sie wollte es nicht dulden und mit wilder Hast versteckte sie das Rosmarinstämmchen zwischen die andern großen Pflanzen, daß sie es nicht mehr sah und eben schloß sie das Fenster, da läutete es Sturm.

„Es brennt beim Scheckenwarren in Hirlingen!" hieß es bald. Die Spritze wurde herausgethan und Barfüßele fuhr auf derselben mit der Löschmannschaft davon.

„Mein Dami! mein Dami!" jammerte sie immer in sich hinein, aber es war ja Tag und bei Tag konnten

Menschen nicht in einem Brande verunglücken. Und richtig! als man bei Hirlingen ankam, war das Haus schon niedergebrannt, aber am Wege in einem Baumgarten stand Dami und band eben die beiden Schecken, schöne, stattliche Pferde an einen Baum, und rings herum lief Alles scheckig, Ochsen, Kühe und Rinder.

Man hielt an, Barfüßele durfte absteigen, und mit einem: „Gottlob, daß dir nichts geschehen ist," eilte sie auf den Bruder zu. Dieser aber antwortete ihr nicht und hielt beide Hände auf den Hals des einen Gaules gelegt.

„Was ist? Warum redest du nicht? hast du dir Schaden gethan?"

„Ich nicht, aber das Feuer."

„Was ist denn?"

„All mein Sach' ist verbrannt, meine Kleider und mein bischen Geld. Ich habe nichts als was ich auf dem Leib trage."

„Und des Vaters Kleider sind auch verbrannt?"

„Sind sie denn feuerfest?" sagte Dami zornig. „Frage nicht so dumm."

Barfüßele wollte weinen über dieses harte Anlassen des Bruders, aber sie fühlte rasch, wie durch einen Naturtrieb, daß Unglück sehr oft im ersten Anprall unwirsch, hart und händelsüchtig macht; sie sagte daher nur:

„Dank' Gott, daß du dein Leben noch hast; des Vaters Kleider, freilich, da ist was mit verbrannt, was man sich nicht mehr erwerben kann, aber sie wären doch auch einmal zu Grunde gegangen, so oder so."

„All dein Geschwätz ist für die Katz'," sagte Dami und streichelte immer das Pferd. „Da steh' ich nun wie der Gott verlaß mich nicht. Da, wenn die Gäule reden

könnten, die würden anders reden, aber ich bin eben zum Unglück geboren. Was ich gut thue, ist nichts, und doch" —

Er konnte nicht mehr reden, es erstickte ihm die Stimme.

„Was ist denn geschehen?"

„Da die Gäule und die Kühe und Ochsen, ja es ist uns kein Stückle Vieh verbrannt außer den Schweinen, die haben wir nicht retten können. Schau, der Gaul da drüben, der hat mir da mein Hemd aufgerissen, wie ich ihn aus dem Stall ziehe, mein zuverhändiger Gaul der hat mir nichts gethan, der kennt mich. Gelt, du kennst mich Humpele? Gelt wir kennen einander?" Der Gaul legte seinen Kopf über den Hals des andern und schaute Tami groß an, der jetzt fortfuhr:

„Und wie ich dem Bauer mit Freude berichte, daß ich das Vieh alles gerettet habe, da sagt er: das war nicht nöthig, ist alles versichert und gut, hätt' mir besser bezahlt werden müssen! Ja, denk ich bei mir, aber daß das unschuldige Vieh sterben soll, ist denn das nichts? Ist's denn, wenn's bezahlt ist, Alles? Ist denn das Leben nichts? Der Bauer muß mir was angesehen haben von dem was ich denk', und da fragt er mich: du hast doch dein Gewand und dein Sach' gerettet? und da sag ich: nein, nein, kein Fädele, ich bin gleich in den Stall gesprungen, und da sagt er: du bist ein Tralle! Wie? sag' ich, Ihr seid ja versichert, wenn das Vieh bezahlt worden wäre, da werden doch auch meine Kleider bezahlt und es sind auch noch Kleider von meinem Vater selig dabei und 14 Gulden, meine Taschenuhr und meine Pfeife. Und da sagt er: Rauch drau's! Mein Sach' ist versichert und

nicht das von den Dienstboten! Ich sag: das wird sich zeigen, und ich lass' es auf einen Prozeß ankommen, und da sagt er: So? Jetzt kannst du gleich gehen. Wer einen Prozeß anfangen will, hat aufgekündigt. Ich hätte dir ein paar Gulden geschenkt, aber so kriegst du keinen Heller. Jetzt mach', daß du fortkommst!... Da bin ich nun, und ich mein', ich sollt' meinen zuderhändigen Gaul mitnehmen, ich hab ihm das Leben gerettet, und er ging' gern mit mir. Gelt du? Aber ich habe das Stehlen nicht gelernt, und ich wüßt' mir auch nicht zu helfen, und es wäre am besten, ich spränge jetzt in's Wasser. Ich komme mein Lebtag zu nichts und ich hab' nichts."

„Aber ich hab' noch und will dir helfen.."

„Nein, das thu' ich nicht mehr, daß ich dich aussauge: du mußt dir's auch sauer verdienen."

Es gelang Barfüßele ihren Bruder zu trösten und ihn so weit zu bringen, daß er mit ihr heimging; aber kaum waren sie hundert Schritte gegangen, als etwas hinter ihnen drein trabte. Der Gaul hatte sich losgerissen und war Dami gefolgt und dieser mußte das Thier, das er so sehr liebte, mit Steinwürfen zurückjagen.

Dami schämte sich seines Unglücks und ließ sich fast vor keinem Menschen sehen, denn es ist die Eigenheit schwacher Naturen, daß sie ihre Kraft nicht im Selbstgefühle empfinden, sondern gern durch äußerlich Erobertes zeigen was sie eigentlich vermögen, Mißgeschick sehen sie als Zeichen ihrer Schwäche an, und wenn sie solches nicht verbergen können, verstecken sie sich selber.

Nur an den ersten Häusern des Dorfes hielt sich Dami auf. Die schwarze Marann' schenkte ihm einen Rock ihres erschossenen Mannes. Dami hatte einen

unüberwindlichen Abscheu davor, ihn anzuziehen, aber Barfüßele, die ehedem den Rock des Vaters als ein Heiligthum betrachtet und gepriesen hatte, fand jetzt eben so viel Gründe zu beweisen, daß ein Rock doch eigentlich nichts sei, daß gar nichts darauf käme, wer ihn einst auf dem Leibe gehabt.

Der Kohlenmathes, der nicht weit von der schwarzen Marann' wohnte, nahm Tami mit als Gehülfen beim Holzschlagen und Kohlenbrennen. Tami war das abgeschiedene Leben am willkommensten; er wollte nur noch ausharren bis er Soldat werden mußte und dann wollte er als Einsteher eintreten und auf Lebenszeit Soldat bleiben; beim Soldatenleben ist doch Gerechtigkeit und Ordnung und da hat Niemand Geschwister und Niemand ein eigen Haus und man ist in Kleidung und Speise und Trank versorgt und wenn's Krieg gibt, ist ein frischer Soldatentod noch das Beste.

Das war es was Tami am Sonntag im Moosbrunnenwalde aussprach, wenn Barfüßele hinabkam zum Meiler, ihm Schmalz und Mehl und Rauchtabak brachte und ihn oft belehren wollte, wie er außer der gewöhnlichen Speise der Waldköhler, die in schmalzgebähtem Brod besteht, auch die Knödel, die er sich selbst bereitete, schmackhafter machen könne; aber Tami wollte das nicht, gerade so wie sie auskamen, war es ihm recht: er würgte gern Schlechtes hinab, obgleich er hätte Besseres essen können und überhaupt gefiel er sich in einer Selbstverwahrlosung, bis er einst zum Soldaten herausgeputzt würde. Barfüßele kämpfte gegen dieses ewige Hinausschauen auf eine kommende Zeit und das Verlorengehenlassen der Gegenwart, sie wollte den Tami, der sich in innerer Schlaffheit wohlgefiel und sich dabei selbst bemitleidete, immer aufrichten;

aber diesem schien in dem inneren Zerfallen fast wohl zu sein. Er konnte sich eben dabei recht bemitleiden, und bedurfte keiner Kraftanstrengung. Nur mit Mühe brachte es Barfüßele dahin, daß sich Dami aus seinem Verdienste wenigstens eine eigene Axt erwarb und zwar die des Vaters, die der Kohlenmathes bei der Versteigerung gekauft hatte.

Mit tiefer Verzweiflung kehrte oft Barfüßele aus dem Walde zurück, aber sie hielt nicht lange an; die innere Zuversicht und der frohe Muth der in ihr lebte, drängte sich unwillkürlich als heller Gesang auf ihre Lippen, und wer es nicht wußte, hätte nie gemerkt, daß Barfüßele je einen Kummer gehabt oder je einen habe. Die Freudigkeit die aus der unbewußten Empfindung floß, daß sie straff und unverdrossen ihre Pflicht that und Wohlthätigkeit übte an der schwarzen Marann' und an Dami, prägte ihrem Antlitz eine unvertilgbare Heiterkeit auf. Im ganzen Hause konnte Niemand so gut lachen als das Barfüßele, und der alte Redelbauer sagte: ihr Lachen töne just wie Wachtelschlag, und weil sie ihm allzeit dienstfertig und ehrerbietig war, gab er ihr zu verstehen, daß er sie einstmals in sein Testament setze. Barfüßele kümmerte sich nicht darum und baute nicht viel darauf, sie erwartete nur den Lohn, den sie mit Recht und Sicherheit ansprechen konnte, und was sie that, that sie aus einem innern Wohlwollen ohne auf Entgelt zu warten. War das nicht die echte barmherzige Schwester?

8. Sack und Axt.

Das Haus des Scheckenmarren war wieder aufgebaut, stattlicher als je; der Winter kam herbei und die Loosung der Rekruten. Noch nie war mehr Betrübniß über ein glückliches Loos entstanden als da Tami sich freispielte. Er war verzweifelt und Barfüßele fast mit ihm, denn auch ihr war das Soldatenwesen als ein treffliches Mittel erschienen, um das lässige Wesen Tami's aufzurichten; dennoch sagte sie ihm jetzt:

„Nimm das als Fingerzeig, du sollst jetzt für dich selber als Mann einstehen. Aber du thust noch immer wie ein kleines Kind, das nicht allein essen kann und dem man zu essen geben muß."

„Du wirfst mir vor, daß ich dich ausfresse?"

„Nein, das mein' ich nicht. Sei nicht immer so leidmüthig, steh nicht immer da: Wer will mir was thun? Gutes oder Böses? Schlag' selber um dich!"

„Und das will ich auch und ich hole weit aus!" schloß Tami. Er gab lange nicht kund, was er eigentlich vorhatte, aber er ging seltsam aufrecht durch das Dorf und sprach mit Jedem frei, er arbeitete fleißig im Walde bei den Holzschlägern, er hatte die Axt des Vaters und mit ihr fast die Kraft dessen, der sie ehedem so rüstig gehandhabt.

Als ihm Barfüßele einmal im ersten Frühling bei der Heimkehr vom Moosbrunnenwalde begegnete, sagte er, die Axt von der Schulter nehmend: „Was meinst, wo die hingeht?“

„Ins Holz!“ antwortete Barfüßele. „Aber sie geht nicht allein, man muß sie hacken.“

„Hast Recht, aber sie geht zu ihrem Bruder, und der Eine hackt hüben und der Andere drüben und da krachen die Bäume wie geladene Kanonen und du hörst nichts davon, oder wenn du willst, ja, aber Keiner im Ort.“

„Ich verstehe dich vom Simri kein Mäßle,“ antwortete Barfüßele. „Ich bin zu alt zum Räthselaufgeben. Rer' deutlich.“

„Ja, ich gehe zum Ohm nach Amerika.“

„So? Gleich heut?“ scherzte Barfüßele. „Weißt wie des Maurers Martin einmal seiner Mutter zum Fenster hinaufgerufen hat: Mutter, wirf mir ein frisches Sacktuch 'raus, ich will nach Amerika spazieren? Die so leicht fliegen wollen, sind Alle noch da.“

„Wirst schon sehen, wie lang ich noch da bin,“ sagte Dami und ging ohne Weiteres fort in das Haus des Kohlenmathes. Barfüßele wollte über den lächerlichen Plan Dami's sich lustig machen, aber es gelang ihr nicht; sie fühlte, daß etwas Ernst dabei sei, und noch in der Nacht, als Alles schon im Bett lag, eilte sie nochmals zu ihrem Bruder und erklärte ihm ein für allemal, daß sie nicht mitginge. Sie glaubte ihn dadurch plötzlich besiegt zu haben, aber Dami sagte kurzweg: „Ich bin dir nicht angewachsen.“ Sein Plan wurde immer fester.

In Barfüßele war auf einmal wieder all das Wogen von Ueberlegungen, das sie schon einmal in der Kindheit

befallen hatte; aber jetzt sprach sie nicht mehr mit dem Vogelbeerbaum, als ob er ihr Antwort geben könne, und aus allen Ueberlegungen heraus lautete der Schluß: „Er hat Recht, daß er geht; ich hab' aber auch Recht, daß ich da bleibe!" Sie freute sich eigentlich innerlich, daß Tami einen so kühnen Entschluß haben könne; das zeigte doch von männlicher Kraft, und that es ihr auch tief wehe, fortan vielleicht allein zu sein in der weiten Welt, so fand sie es doch recht, daß der Bruder mit gesundem Muth hinausgriff. Dennoch glaubte sie ihm noch nicht ganz. Am andern Abend paßte sie ihm ab und sagte ihm:

„Sprich nur mit keinem Menschen von deinem Auswanderungs-Plan, sonst wirst du ausgelacht, wenn du's nicht ausführst."

„Hast Recht!" sagte Tami, „aber nicht deswegen; ich fürchte mich nichts davor, mich vor anderen Menschen zu binden; so gewiß als ich die fünf Finger da an der Hand habe, so gewiß gehe ich ehe hier die Kirschen zeitig sind; und wenn ich mich durchbetteln und wenn ich mich durchstehlen muß, daß ich fortkomme. Nur das Eine thut mir weh, daß ich fort muß und nicht dem Schreckenarren einen Tuck anthun kann, den er sein Lebenlang spürt."

„Das ist die rechte Großmännigkeit," eiferte Barfüßele, „das ist die echte Herzensliederlichkeit, einen Rachegedanken hinter sich zu lassen. Dort, dort drüben liegen unsere Eltern, komm' mit, komm' mit auf ihr Grab und sage das dort noch einmal, wenn du kannst. Weißt, wer der Nichtsnutzigste ist? Wer sich verderben läßt. Gieb die Axt her, du bist nicht werth da die Hand zu haben, wo

der Vater seine Hand gehabt hat, wenn du das nicht gleich mit Stumpf und Stiel aus der Seele reißest! Die Axt gieb her! Die soll kein Mensch haben, der von Stehlen und Morden spricht. Die Axt gieb her! Oder ich weiß nicht was ich thue."

Kleinlaut sagte Dami: „Es ist nur so ein Gedanke gewesen. Glaub' mir, ich hab's nicht gewollt, ich kann ja das auch nicht; aber weil sie mich immer so den Kegelbuben heißen, da hab' ich gemeint, ich müsse auch einmal wettern und dreinfluchen und dreinhauen. Aber du hast Recht. Sieh, wenn du willst, gehe ich noch heut Nacht hin zum Scheckennarren und sage ihm, daß ich keine bösen Gedanken im Herzen gegen ihn hab'."

„Das brauchst du nicht, das ist zu viel; aber weil du so Einsicht annimmst, so will ich dir helfen was ich kann."

„Das Beste wäre, du gingst mit."

„Nein, das kann ich nicht, ich weiß nicht warum, aber ich kann nicht. Aber das habe ich nicht verschworen: wenn du mir schreibst, daß dir's beim Ohm gut geht, da komme ich nach. So in den Nebel hinein, wo man nichts weiß ... ich ändere nicht gern, und ich hab's ja eigentlich gut hier. Aber jetzt laß uns überlegen, wie du fort kommst."

Es ist eine Eigenheit vieler Auswandernden, und gibt Zeugniß von einer finstern Seite der Menschennatur überhaupt und unserer vaterländischen Zustände insbesondere, daß die lebendig Scheidenden gern noch vor ihrem Abgange ungestraft Rache nehmen, und bei Vielen ist es das Erste was sie in der neuen Welt thun, daß sie nach der alten Welt an die Gerichte schreiben, und allerlei Angebereien über geheimgebliebene Verbrechen machen.

Es waren schreckliche Beispiele dieser Art in der Gegend vorgekommen, und Barfüßele flammte darum doppelt im Zorn auf, weil auch ihr Bruder sich zu den aus dem Verstecke Schießenden hatte gesellen wollen. Darum war sie jetzt doppelt freudig, als sie den bösen Willen Dami's besiegt hatte; denn tiefer als alle Wohlthat erquickt das innere Gefühl, einen Andern von Laster und Irrweg zurückgeführt zu haben.

Mit der ganzen sichern Klarheit ihres Wesens erwog sie nun alle Umstände. Die Frau des Ohms hatte an ihre Schwester geschrieben, daß es ihnen wohl gehe, und so wußte man den Aufenthaltsort des Ohms.

Die Ersparnisse Dami's waren sehr gering, und auch die Barfüßeles reichten nicht voll aus. Dami sprach davon, daß ihm die Gemeinde eine namhafte Beisteuer geben müsse; die Schwester wollte nichts davon wissen, und sie sagte: „Das soll das letzte sein, wenn alles Andere fehlgeschlagen hat.“ Sie erklärte nicht, was sie noch sonst versuchen könne. Ihr erster Gedanke war allerdings, sich an die Landfriedbäuerin in Zusmarshofen zu wenden; aber sie wußte, wie solch ein Bettelbrief einer reichen Bäuerin erscheinen müsse, die vielleicht auch nicht einmal baar Geld habe; dann dachte sie an den Redelbauer, der ihr versprochen hatte, sie in sein Testament zu setzen, er sollte ihr jetzt das Zugedachte geben, und wenn es auch weniger sei. Dann fiel ihr wieder ein, daß man vielleicht den Scheckennarren, dem es jetzt wieder überaus wohl erging, zu einer Beisteuer bewegen könne. Sie sagte von alledem dem Dami nichts, aber wie sie sein Gewand musterte, wie sie mit vieler Mühe der schwarzen Marann' von ihrer aufgespeicherten Leinwand ein Stück auf Borg

abkaufte, alsbald zuschnitt und in der Nacht vernähte, alle diese gesetzten, festen Vorbereitungen machten Tami fast zittern. Er hatte freilich gethan, als ob der Auswanderungsplan bei ihm unerschütterlich fest sei, und doch kam er sich jetzt wie gebunden, wie gezwungen vor, als ob er durch den festen Willen der Schwester zur Ausführung gedrängt würde. Ja, die Schwester erschien ihm fast hartherzig, als ob sie ihn fortdränge, ihn los sein wolle. Er wagte jedoch nicht, dieß deutlich zu sagen, er wußte nur allerlei Quengeleien vorzubringen, und Barfüßele deutete diese als das verdeckte Wehe des Abschieds, das kleine Hindernisse gern als die Nöthigung davon abzulassen annimmt, um nur sich wieder abbringen zu lassen. Sie machte sich nun vor Allem an den alten Rotelbauer und verlangte geradezu, daß er ihr das Erbstück, welches er schon lange versprochen, jetzt gebe.

Der alte Rotelbauer sagte: „Was pressirst du so? Kannst nicht warten? Was hast?"

„Nichts hab' ich und ich kann nicht warten." Sie erzählte, daß sie ihren Bruder aussteuern wolle, der nach Amerika auswandere. Das war ein glücklicher Griff für den alten Rotelbauer; er konnte seine Zähigkeit noch als Gutmüthigkeit, als weise Fürsorge hinstellen, und bedeutete Barfüßele, daß er ihr jetzt keinen rothen Heller gäbe, er wolle nicht schuld sein, daß sie sich ganz ausziehe für ihren Bruder. Nun bat Barfüßele, daß er der Fürsprech sei beim Schreckenmarren; dazu ließ er sich endlich herbei, und that groß damit, daß er sich zum Betteln hergebe bei einem fremden Mann für einen fremden Menschen; aber er verschob die Ausführung von Tag zu Tag, und erst als Barfüßele nicht abließ, machte er sich endlich auf

den Weg. Er kam, wie vorauszusehen war, mit leerer Hand zurück, denn des Scheckennarren erste Frage war natürlich: was denn der Rodelbauer gebe, und als dieser geradezu sagte, daß er sich vor der Hand zu nichts verstehe, war das der gewiesene Weg und der Scheckennarr blieb auch auf demselben. Als Barfüßele der schwarzen Maranu' ihren Kummer über diese Hartherzigkeit klagte, traf die Alte die Spitze der Empfindung, indem sie sagte: „Ja, so sind die Menschen! Wenn morgen Einer ins Wasser springt, und man zieht ihn tot heraus, da sagt ein Jedes: hätt' er mir's nur gesagt, was ihm fehlt, ich hätt's ihm ja gern gegeben und ihm in Allem geholfen. Was gäb' ich nicht drum, wenn ich ihn wieder ins Leben bringen könnte! — Aber ihn beim Leben erhalten, dazu wollte sich keine Hand aufthun."

Und seltsam, eben dadurch, daß sich Barfüßele die ganze Schwere der Dinge immer voll auf that, lernte sie sie leicht ertragen. „Drum muß man sich nur auf sich selbst verlassen," war ihr innerer Wahlspruch, und statt sich niederdrücken zu lassen von Hindernissen, wurde sie dadurch immer nur schnellkräftiger. Sie raffte zusammen und machte zu Gelde, was sich nur thun ließ, und der reiche Anhenker, den sie einst von der Landfriedbäuerin erhalten, wanderte zur Wittwe des alten Heiligenpflegers, die sich in ihrem Wittwenstande an einem ergiebigen Wucher auf Faustpfänder erfreute. Auch der Dukaten, den sie einst dem Oberbaurath auf dem Kirchhofe nachgeworfen hatte, wurde jetzt wieder gefordert und seltsamer Weise erbot sich jetzt der Rodelbauer, beim Gemeinderath in dem er saß, eine namhafte Unterstützung für den auswandernden Dami zu erwirken. Mit öffentlichen

Geldern war er gern großmüthig und tugendhaft. Dennoch erschrak Barfüßele, als er ihr nach wenigen Tagen verkündete, es sei beim Gemeinderath Alles bewilligt, aber nur auf die Bedingung hin, daß Dami jedes Heimathsrecht im Dorfe aufgebe. Das hatte sich von selbst verstanden, man hatte gar nicht anders gedacht; aber jetzt, da es eine Bedingung war, erschien es als ein Schreckbild: nirgends mehr daheim zu seyn. Dem Dami sagte Barfüßele nichts von diesen ihren Gedanken und Dami schien wiederum froh und wohlgemuth. Besonders die schwarze Marann' redete ihm viel zu, denn sie hätte gern das ganze Dorf in die Fremde geschickt, um endlich Kunde von ihrem Johannes zu bekommen, und jetzt glaubte sie steif und fest, daß ihr Johannes über dem Meer sei. Der Krappenzacher hatte ihr gesagt: das Meer, die salzige Fluth, verhindere die Thränen, die man um Einen weinen wolle, der am andern Ufer sei.

Barfüßele erhielt die Erlaubniß von ihrer Dienstherrschaft, den Bruder zu begleiten, als er seinen Ueberfahrtsvertrag mit dem Agenten in der Stadt abschließen wollte. Wie erstaunten sie aber, als sie hier hörten, daß dies bereits geschehen sei. Der Gemeinderath hatte es schon bewerkstelligt, und Dami genoß des Armenrechtes und der entsprechenden Verpflichtungen. Er mußte vom Schiff aus, bevor dasselbe ins weite Meer segelte, eine Bescheinigung seiner Abfahrt unterzeichnen und erst dann wurde das Geld ausgezahlt.

Die Geschwister kehrten traurig heim ins Dorf, schweigend gingen sie dahin. Dami war von seiner Verdrossenheit überfallen, daß nun Etwas geschehen müsse, weil er's einmal gesagt, und Barfüßele empfand ein tiefes

Wehe, daß doch ihr Bruder eigentlich wie auf dem Schub fortgeschafft würde. An der Gemarkung sagte Tami laut zu dem Stock, worauf der Ortsname und Amtsbezirk stand:

„Du da! Behüt dich Gott! Ich bin nicht mehr bei dir daheim, und alle Menschen da drin die sind mir jetzt grad so viel wie du.“

Barfüßele weinte, aber sie nahm sich vor, daß dies das letzte Mal sein solle bis zur Abreise Tami's und auch bei dieser selbst. Sie hielt Wort. Die Leute im Dorfe sagten: Das Barfüßele müsse kein Herz im Leibe haben, denn es waren ihr nicht die Augen naß geworden als ihr Bruder schied und die Leute wollen gerne selbst die Thränen sehen. Was gehen sie die heimlich geweinten an? Barfüßele aber hielt sich wach und straff. Nur in den letzten Tagen vor der Abreise Tami's versäumte sie zum erstenmal ihre Pflicht, denn sie vernachlässigte ihre Arbeit und war immer beim Tami; sie ließ sich von der Rosel darüber ausschelten und sagte nur: „Du hast Recht.“ Sie lief aber doch ihrem Bruder überall nach, sie wollte keine Minute verlieren da er noch da war, sie meinte, sie könne ihm in jedem Augenblick noch etwas Besonderes erweisen, noch etwas Besonderes sagen für Lebenlang, und quälte sich wieder, daß sie ganz gewöhnliche Sachen sprach, ja, daß sie sogar manchmal mit ihm stritt.

O diese Abschiedsstunden, wie pressen sie das Herz, wie preßt sich alle Vergangenheit und Zukunft in einen Augenblick zusammen und man weiß nirgends anzufassen und nur ein Blick, eine Berührung muß Alles sagen!

Amrei gewann indeß doch noch Worte. Als sie ihrem

Bruder das Leinenzeug verzählte, sagte sie: „Das sind gute saubere Hemden, halt' dich gut und sauber drin." Und als sie Alles in den grossen Sack packte auf dem noch der Name des Vaters stand, sagte sie: „Bring' den wieder mit, voll lauter Gingold. Wirst sehen, wie gern du dann hier wieder die Bürgerannahme bekommst, und des Redelbauern Rosel, wenn sie bis dahin noch [illegible]rig ist, springt dir über sieben Häuser nach." Und [illegible] die Axt des Vaters in die grosse Kiste legte, sagte [illegible]: „O wie glatt ist der Stiel! Wie oft ist der durch des Vaters Hand gegangen und ich mein', ich spür' noch seine Hand da drauf. So, jetzt hab ich das Wahrzeichen: Sack und Axt! Arbeiten und Einsammeln das ist das Beste und da bleibt man lustig und gesund und glücklich. Behüt dich Gott! und sag auch recht oft vor dich hin: Sack und Axt. Ich will's auch oft thun und das soll unser Gedenken sein, unser Zuruf, wenn wir weit, weit von einander sind, bis du mir schreibst oder mich holst oder wie du's kannst, wie's eben Gott will. Sack und Axt! da drin steckt Alles. Da kann man Alles hinein thun, alle Gedanken und Alles was man erworben hat."

Und noch als Tanni auf dem Wagen sass und sie ihm zum letztenmal die Hand reichte, die sie lange nicht lassen wollte, bis er endlich davon fuhr, da rief sie ihm noch mit heller Stimme nach: „Sack und Axt! Vergiss das nicht." Er schaute zurück und winkte, und verschwunden war er.

9. Ein ungebetener Gast.

Gelobt sei Amerika! rief der Nachtwächter zum Ergötzen Aller mehrere Nächte beim Stundenanrufen aus, statt des üblichen Dankspruches gegen Gott. Und der Krappenmacher, der, weil er selber nichts galt, gern bei den „rechten" Leuten auf die Armen schimpfte, sagte beim Ausgang aus der Kirche am Sonntag und Nachmittags auf der langen Bank vor dem Auerhahn. „Der Columbus ist ein wahrer Heiland gewesen. Von was kann der einen nicht alles erlösen! Ja, das Amerika ist der Saufübel von der alten Welt, da schüttet man hinein was man in der Küche nicht mehr brauchen kann: Kraut und Rüben und Alles durcheinander und für die wo im Schloß hinterm Haus wohnen und Französisch verstehen oui! oui! ist es noch ein gutes Fressen."

Bei der Armuth an Gesprächsstoffen war natürlich der ausgewanderte Dami geraume Zeit der Gegenstand der Unterhaltung, und wer zum Gemeinderathe gehörte, pries seine Weisheit, daß er sich von einem Menschen befreit habe, der gewiß einmal der Gemeinde zur Last gefallen wäre. Denn wer in allerlei Gewerben herumkutschirt, fährt ins Elend.

Natürlich gab es viele gutmüthige Menschen, die

Barfüßele Alles berichteten, was man über ihren Bruder sagte und wie man über ihn spottete. Aber Barfüßele lachte darüber und als von Bremen aus ein schöner Brief von Tami kam — man hätte es gar nicht geglaubt, daß er Alles so erdentlich setzen kann — da triumphirte sie vor den Augen der Menschen und las den Brief mehrmals vor. Innerlich aber war sie traurig, einen solchen Bruder wohl auf ewig verloren zu haben. Sie machte sich Vorwürfe, daß sie ihn nicht genug habe aufkommen lassen, daß sie ihn nicht genug vorn hin gestellt habe; denn das zeigte sich jetzt, welch ein geweckter Bursch der Tami war und dabei so gut. Er, der von Allem im Dorfe hatte Abschied nehmen wollen wie von dem Steck an der Gemarkung, füllte jetzt fast eine ganze Seite mit lauter Grüßen an Einzelne und Jeder hieß der „Liebe" und der „Gute" und der „Brave" und Barfüßele erntete vieles Lob, überall wo sie die Grüße ausrichtete und dabei immer genau zeigte: „Seht, da steht's!"

Barfüßele war eine Zeitlang still und in sich gekehrt, es schien sie zu gereuen, daß sie den Bruder fortgelassen oder nicht mit ihm gegangen war. Sonst hörte man sie in Stall und Scheune und Küche und Kammer und beim Ausgang, mit der Sense über der Schulter und dem Grastuch unterm Arm, immer singen; jetzt war sie still. Sie schien das gewaltsam zurückzuhalten. Aber es gab ein gutes Mittel, die Lieder wieder hinausstoßen zu lassen. Am Abend schläferte sie die Kinder des Kotelbauern ein und dabei sang sie unaufhörlich, wenn die Kinder auch schon lange schliefen. Dann eilte sie noch zur schwarzen Marann' und versorgte sie mit Holz und Wasser und Allem was sie bedurfte.

An Sonntag-Nachmittagen, wenn Alles sich vergnügte, stand Barfüßele oft still und unbewegt an der Thürpfoste ihres Hauses und schaute hinein in die Welt und den Himmel und sah wie die Vögel flogen und träumte so vor sich hin, bald hinaus ins Weite, wo der Dami jetzt sei und wie es ihm ergehe, und dann konnte sie wieder unverwandten Blickes lange Zeit einen umgelegten Pflug vor ihr betrachten und einem Huhn, das sich in den Sand eingrub, zuschauen. Wenn ein Fuhrwerk durch's Dorf fuhr, schaute sie auf und sagte fast laut: „Die fahren zu Jemand! Auf allen Straßen der Welt geht kein Mensch zu mir, denkt kein Mensch zu mir; und gehör' ich denn nicht auch her?" Und dann war's ihr immer als erwarte sie Etwas, ihr Herz pochte schneller wie einem Ankommenden. Und unwillkürlich tönte es von ihren Lippen:

Alle Wässerlein auf Erden
Die haben ihren Lauf
Kein Mensch ist ja auf Erden,
Der mir mein Herz macht auf.

„Ich wollte, ich wäre so alt wie Ihr," sagte sie einmal als sie aus solchen Träumen heraus bei der schwarzen Marann' ankam.

„Sei froh, daß der Wunsch kein Wahr ist," erwiederte die schwarze Marann'. „Wie ich so alt war wie du, da war ich lustig und hab drunten in der Gipsmühle 132 Pfund gewogen."

„Ihr seid doch einmal wie das andermal und ich bin gar nicht gleich."

„Wenn man gleich sein will, muß man sich die Nase

abschneiden, da ist man im ganzen Gesicht gleich. Du Närrle, gräm' dir deine jungen Jahre nicht ab, es giebt sie dir Keiner wieder heraus. Die alten kommen schon von selber."

Es gelang der schwarzen Marann' leicht, Barfüßele zu trösten. Nur wenn sie allein war, lag noch ein seltsames Bangen auf ihr. Was soll das werden?

Ein wunderliches Rumoren ging durch das Dorf. Man sprach seit vielen Tagen davon, daß es in Endringen eine Nachhochzeit gebe, wie seit Menschengedenken keine in der Gegend gewesen sei. Die älteste Tochter des Dominik und des Ameile — die wir noch vom Lehnholz her kennen — heirathete einen reichen Holzhändler im Murgthal und man sagte, das gäbe eine Lustbarkeit wie man sie noch nie erfahren.

Der Tag rückte immer näher heran. Wo sich zwei Mädchen begegnen ziehen sie sich hinter eine Hecke, eine Heuflur und können gar kein Ende finden und behaupten doch stets, daß sie gewaltig Eile hätten. Man sagt, es käme Alles aus dem Oberlande und aus dem ganzen Murgthal und dreißig Stunden Wegs her, denn das sei eine große Familie. Am Rathhausbrunnen, da war erst das rechte Leben, da wollte kein Mädchen ein neues Kleidungsstück haben, um sich andern Tages umsomehr an der Ueberraschung und dem Staunen zu erfreuen. Vor lauter Fragen und Hin- und Herreden vergaß man das Wasserschöpfen, und Barfüßele, die am spätesten gekommen war, ging am frühesten mit vollem Kübel wieder heim. Was ging sie der Tanz an! Und doch war's ihr immer als hörte sie überall Musik.

Am andern Tage hatte Barfüßele viel im Hause hin

und her zu rennen, denn sie sollte die Resel aufputzen. Sie erhielt manchen heimlichen Knuff beim Zöpfen, aber sie ertrug es still.

Die Resel hatte ein gewaltiges Haar und das sollte auch gewaltig prangen. Sie wollte heute etwas Neues damit probiren. Sie wollte einen Maria Theresienzopf haben, wie man hier zu Lande ein kunstreiches Geflechte aus vierzehn Strängen nennt; das sollte als neu Aufsehen erregen. Es gelang Barfüßele das schwere Kunstwerk zu Stande zu bringen, aber kaum war es fertig, als die Resel es im Unmuth wieder aufriß und sie sah wild aus wie ihr die Stränge über den ganzen Kopf und über das Gesicht hingen, dabei war sie aber doch schön und stattlich und gewaltig im Umfang, und ihr ganzes Gebahren sprach es aus: minder als vier Rosse können nicht in dem Hause sein, in das ich einmal heirathe! Und in der That warben viele Hofsöhne um sie, aber sie schien noch keine Lust zu haben, sich für irgend einen zu bestimmen. Sie blieb nun bei den landesüblichen zwei Zöpfen, die den Rücken hinabhingen, mit eingeflochtenen rothen Bändern die fast bis an den Boden hinabreichten. Sie stand fertig geschmückt da und nun verlangte sie einen Blumenkranz. Sie selbst hatte die ihr zugehörigen Blumen verwelken lassen, und trotz aller Einsprache mußte Barfüßele doch endlich nachgeben und ihre schongehegten Blumen vor dem Fenster fast aller Blüthen berauben. Auch das kleine Rosmarinstöckchen verlangte Resel zu haben, aber Barfüßele wollte sich eher zerreißen lassen, ehe sie das hergab, und die Resel spottete und lachte, schimpfte und schalt über die einfältige Gansbirtin, die so eigenwillig ihre und die man doch um Gotteswillen im Hause habe.

Barfüßele antwortete nicht und sie sah Rosel nur an mit einem Blick, vor dem Rosel die Augen niederschlug. Jetzt hatte sich eine rothe Wollrose auf dem linken Schuh verschoben und Barfüßele war eben niedergekniet, um sie behutsam festzunähen, da sagte die Rosel halb in Reue über ihr Benehmen halb doch noch im Spott:

„Barfüßele, heut thu' ich's nicht anders, heut mußt du mit zum Tanz."

„Spotte nicht so, was willst du denn von mir?"

„Ich spotte nicht," betheuerte die Rosel noch halb neckisch, „Du solltest auch einmal tanzen, bist ja auch ein junges Mädle, und es wird auch deinesgleichen auf dem Tanz sein; unser Roßbub geht ja auch und es kann auch ein Bauernsohn mit dir tanzen, ich will schon einen überzähligen schicken."

„Laß mich in Frieden oder ich steche dich," mahnte Barfüßele am Boden, zitternd vor Freude und Trauer.

„Die Schwägerin hat Recht," nahm die junge Bäuerin jetzt das Wort, die bis jetzt zu Allem geschwiegen hatte, „und ich gebe dir kein gutes Wort mehr, wenn du heute nicht mit zum Tanz gehst. Komm, da setz' dich hin, ich will dich auch einmal bedienen."

Und einmal über das andere übergoß Barfüßele eine Flammenröthe, wie sie so da saß und ihre Meisterin sie bediente, und als sie ihr die Haare aus dem Gesichte that und sie alle nach hinten wendete, wollte Barfüßele fast vom Stuhle sinken, da die Bäuerin sagte: „Ich zöpf' dich, wie die Allgäuerinnen gehen. Das wird dich ganz gut herausputzen, und du siehst auch so aus wie eine Allgäuerin; so untersetzt und so braun und so kugelig; du siehst aus wie die Tochter von der Landfriedbäuerin in Zusmarshofen."

„Was die? warum wie die?“ fragte Barfüßele und zitterte am ganzen Leibe. Was war's, warum sie jetzt grade an die Bäuerin erinnert wurde, die ihr von Kind auf im Sinne lag und die ihr damals erschienen war wie eine wohlthätige Fee aus den Märchen? Aber sie hatte keinen Ring den sie drehen konnte, damit sie erscheinen müsse; nur innerlich konnte sie sie herbannen, und das geschah oft fast unwillkürlich.

„Halt' dich ruhig, sonst rupf' ich dich,“ befahl die Bäuerin, und Barfüßele hielt still und athmete kaum. Und wie ihr die Haare so mitten durchgetheilt wurden, und wie sie so da saß, die Hände zusammengepreßt und alles mit sich machen lassen mußte, und die hochschwangere Frau sie bald warm anhauchte, bald an ihr herumbosselte, da kam sie sich vor als würde sie plötzlich verzaubert, und sie redete kein Wort, als dürfe sie den Zauber nicht verscheuchen, und senkte demüthig den Blick.

„Ich wollt', ich könnte dich zu deiner Hochzeit so einkleiden!“ sagte die Bäuerin, die heute von lauter Güte überfloß. „Ich möchte dir einen rechtschaffenen Hof gönnen und es wäre Keiner mit dir angeführt; aber heutigen Tages geschieht das nicht mehr. Da springt das Geld nach dem Geld. Nun sei du nur zufrieden. So lang mir ein Auge offen steht, soll dir bei mir nichts fehlen, und wenn ich sterbe — ich weiß nicht, es ist mir dießmal so bang um die schwere Stunde — gelt, du verläßt meine Kinder nicht und vertrittst an ihnen Mutterstelle?“

„O Gott im Himmel, wie könnt Ihr nur so etwas denken!“ rief Barfüßele und Thränen rannen ihr aus den Augen. „Das ist eine Sünde, und man kann auch

sündigen, daß man Gedanken über sich kommen läßt, die nicht recht sind."

„Ja, ja, du hast Recht," sagte die Bäuerin, „aber wart' noch, sitz' noch still, ich will dir meinen Anhenker holen und den will ich dir um den Hals thun."

„Nein, um Gotteswillen nicht: ich trage nichts was nicht mein ist. Ich thät' mich in den Boden hinein schämen vor mir selber."

„Ja, aber so kannst du nicht gehen Oder hast du vielleicht noch selber Etwas?"

Barfüßele erzählte, daß sie allerdings einen Anhenker habe, den sie als Kind von der Landfriedbäuerin erhalten, der aber wegen Tami's Auswanderung verpfändet sei bei der Wittwe des Heiligenpflegers.

Barfüßele mußte nun stillsitzen und versprechen, sich nicht im Spiegel zu sehen, bis die Bäuerin wieder käme, die nun fort eilte, um das Kleinod zu holen und selber für das Darlehen zu bürgen.

Welche Schauer flossen nun durch die Seele Barfüßeles wie sie nun so da saß, sie, die allzeit Dienende nun bedient, und in der That fast wie verzaubert. Sie fürchtete sich fast vor dem Tanze, sie war jetzt so gut und so freundlich behandelt — wer weiß wie sie herumgestoßen wird und Keiner sieht nach ihr um, und all ihr äußerer Schmuck und ihre innere Lust ist vergebens! „Nein," sagte sie vor sich hin, „und wenn ich weiter nichts habe als daß ich mich gefreut habe, das ist auch genug; und wenn ich mich gleich wiederum ausziehen und daheim bleiben müßte, ich wäre schon glückselig."

Die Bäuerin kam mit dem Schmucke und das Lob des Schmuckes und Schimpfen auf die Heiligenpflegerin,

die einem armen Mädchen solche Blutzinsen abnehme, ging seltsam durcheinander. Sie versprach, noch heute das Darleben zu bezahlen und es Barfüßele allmälig am Lohne abzuziehen.

Jetzt endlich durfte sich Barfüßele betrachten. Die Frau hielt ihr selber den Spiegel vor und aus den Mienen Beider glänzte es und sprach es wie ein jauchzender Wechselgesang der Freude.

„Ich kenn' mich gar nicht! ich kenn' mich gar nicht!" sagte Barfüßele immer und betastete sich auf und nieder mit beiden Händen im Gesicht. „Ach Gott, wenn nur mein' Mutter mich so sehen könnte! Aber sie wird Euch gewiß vom Himmel herab segnen, daß Ihr so gut zu mir seid, und sie wird Euch beistehen in der schweren Stunde; brauchet nichts zu fürchten."

„Jetzt mach' aber ein ander Gesicht," sagte die Bäurin, „nicht so ein Gotteserbarm; aber es wird schon kommen, wenn du die Musik hörst."

„Ich mein', ich höre sie schon," sagte Barfüßele. „Ja, horchet, da ist sie." In der That fuhr eben ein großer Leiterwagen mit grünen Reisern besteckt durch das Dorf und drauf saß die ganze Musik, und der Krappenzacher stand mitten zwischen den Musikanten und blies die Trompete, daß es schmetterte.

Nun war kein Halt mehr im Dorfe, Alles machte sich eilig davon. Die Bernerwägelein, einspännig und zweispännig, aus dem Dorfe selber und aus den benachbarten, die hier durchmußten, jagten fast einander wie im Wettrennen. Rosel stieg zu ihrem Bruder auf den Vordersitz und Barfüßele saß hinten im Korbe. Es schaute immer vor sich nieder, so lange man durch das Dorf

fuhr, so schämte es sich. Nur beim Elternhause wagte es aufzublicken: die schwarze Marann' grüßte heraus, der rothe Gockelhahn krähte auf der Holzbeige und der Vogelbeerbaum nickte: „Glück auf den Weg!"

Jetzt fuhr man durch das Thal wo der Manz die Steine klopfte, jetzt über den Holderwasen, wo eine alte Frau die Gänse hütete. Barfüßele nickte ihr freundlich. Ach Gott, wie komm' denn ich dazu, daß ich hier so stolz und geschmückt vorbeifahre, und ist's denn nicht eine gute Stunde bis Endringen und man meint doch, man wäre kaum eingesessen und jetzt heißt's schon: absteigen! und die Rosel ist schon begrüßt und umstanden von allerlei Gefreundeten und: „ist das eine Schwester deiner Schwägerin, die du da bei dir hast?" heißt es vielfach.

„Nein, es ist nur unsere Magd," antwortet Rosel. Mehrere Bettler aus Holtenbrunn die hier waren, betrachteten Barfüßele staunend, sie kannten sie offenbar nicht und erst als sie sie lange angesehen hatten riefen sie: „Ei, das ist ja das Barfüßele."

„Das ist nur unsere Magd." Dieses Wörtchen „nur" war Barfüßele tief in's Herz gedrungen, aber sie faßte sich schnell und lächelte, denn in ihr sprach es: „Laß dir nicht von einem Wörtchen deine Freude verderben. Wenn du das anfängst, da trittst du überall auf Dornen." Die Rosel nahm Barfüßele bei Seite und sagte:

„Geh du nur einstweilen auf den Tanzboden, oder anderswohin wenn du sonst Bekannte im Ort hast. Bei der Musik sehe ich dich hernach schon wieder."

Ja, da stand Barfüßele wie verlassen und sie kam sich vor als hätte sie ihre Kleider gestohlen und gehöre gar nicht daher, sie war ein Eindringling. „Wie kommst

Tu dazu, daß du zu so einer Hochzeit gehst?" fragte sie sich und sie wäre am liebsten wieder heimgekehrt. Sie ging durch das Dorf aus und ein, dort an dem schönen Hause vorbei, das für den Prosi erbaut worden war und worin auch heute viel Leben sich zeigte, denn die Oberbaurätin hielt mit ihren Söhnen und Töchtern hier ihre Sommerfrische. Barfüßele ging wieder das Dorf hinein und schaute sich nicht um und doch wünschte sie, daß Jemand sie anrufe, damit sie sich zu ihm geselle.

Am Ende des Dorfes begegnete ihr ein schmucker Reiter auf einem Schimmel, der das Dorf hereinritt. Er trug eine fremde Bauerntracht und sah stolz drein; jetzt hielt er an, stemmte die Rechte mit der Reitgerte in die Seite, mit der Linken klatschte er den Hals seines Pferdes und sagte: „Guten Morgen, schönes Jungferle! Schon müde vom Tanz?"

„Für unnöthige Fragen bin ich schon müde," lautete die Antwort.

Der Reiter ritt davon und Barfüßele saß lange Zeit hinter einer Haselhecke und mußte Allerlei in sich hineinsenken und ihre Wangen glühten von einer Röthe, die der Zorn über sich selbst, über die spitze Antwort auf eine harmlose Frage, die Betroffenheit und ein unbegreifliches inneres Wogen anfachte und unwillkürlich drängte sich ihr das Lied auf die Lippen:

„Es waren zwei Liebchen im Allgäu,
Die hatten einander so lieb."

So zu Jubel gespannt hatte sie den Tag begonnen und jetzt wünschte sie sich den Tod. „Hier hinter der Hecke einschlafen und nicht mehr sein, o wie herrlich wäre

das! Du sollst keine Freude haben, warum noch so lange herumlaufen? Wie zirpen die Heimchen im Grase und ein warmer Dampf steigt auf von der Erde und eine Grasmücke zwitschert immer fort und es ist als ob sie mit ihrer Stimme immer in sich hinein lange und frische noch innigere Töne heraushole und sich gar nicht genug thun könne, das so recht von ganzem Herzen zu sagen was sie zu sagen hat, und droben singen die Lerchen und jeder Vogel singt für sich und Keiner hört auf den Andern und Keiner stimmt dem Andern bei und doch ist Alles . . .

Noch nie in ihrem Leben war Amrei am hellen Tage und nun gar des Morgens eingeschlafen und jetzt, sie hatte ihr Kopftuch über die Augen gezogen, und jetzt küßte der Sonnenstrahl ihre geschlossenen Lippen, die im Schlafe noch immer wie trotzig gepreßt waren und die Röthe auf ihrem Kinn färbte sich röther. Sie schlief wohl eine Stunde, da wachte sie zuckend plötzlich auf. Der Reiter auf dem Schimmel war auf sie zugeritten und jetzt eben hob das Pferd seine beiden Vorderfüße, um sie auf ihre Brust zu stellen. Es war nur ein Traum gewesen und Amrei schaute sich um, als wäre sie plötzlich vom Himmel gefallen; sie sah staunend wo sie war, betrachtete verwundert sich selbst; aber Musikklang aus dem Dorfe weckte schnell Alles und sie ging neu gekräftigt ins Dorf zurück, wo bereits Alles noch lebendiger geworden war. Sie spürte es, sie hatte sich ausgeruht von dem Allerlei was heute schon mit ihr vorgegangen war. Jetzt sollten sie nur kommen die Tänzer! Sie wollte tanzen bis zum andern Morgen und nicht ausruhen und nicht müde werden.

Die frische Röthe eines Kinderschlafes lag auf ihrem Angesichte und Alles sah sie staunend an. Sie ging nach dem Tanzboden; da tönte die Musik, aber in den leeren Raum, es waren keine Tänzer da. Nur die Mädchen, die heute zur Bedienung der Gäste gedungen waren, tanzten miteinander herum. Der Krappenzacher betrachtete Barfüßele lange und schüttelte den Kopf. Er schien sie offenbar nicht zu kennen. Amrei drückte sich an den Wänden hin und wieder hinaus. Sie begegnete Dominik dem Furchenbauer, der heut in voller Freude strahlte.

„Mit Verlaub," sagte er, „gehört die Jungfer zu den Hochzeitsgästen?"

„Nein, ich bin nur eine Magd, und bin mit meiner Haustochter, des Rodelbauern Rosel gekommen."

„Gut, so geh' hinauf auf den Hof zur Bäuerin, und sag' ihr, ich schick' dich, du wolltest ihr helfen; man kann heute nicht Hände genug in unserm Hause haben."

„Weil Ihr es seid, recht gern," sagte Amrei und machte sich auf den Weg. Unterwegs mußte sie viel daran denken, daß der Dominik auch Knecht gewesen sei und . . . „ja, so etwas kommt nur alle hundert Jahr' Einmal vor. Und es hat viel Blut gekostet ehe er zu dem Hof gekommen ist, das ist doch arg."

Die Furchenbäuerin Ameile hieß die Ankommende, die im Anerbieten ihrer Dienste zugleich die Jacke abzog und sich eine große Schürze mit Brustlatz ausbat, freundlich willkommen; aber die Bäuerin that es nicht anders, Amrei mußte vorher selber sattsam Hunger und Durst stillen bevor sie Andere bediente. Amrei willfahrte ohne viel Umstände und schon mit den ersten Worten gewann sie die Furchenbäuerin, denn sie sagte: „Ich will nur

gleich zugreifen, ich muß gestehen, ich bin hungrig und ich will Euch nicht viel Mühe machen mit Zureden."

Amrei blieb nun in der Küche und gab den Auftragenden Alles so geschickt in die Hand und wußte bald Alles so zu stellen und zu greifen, daß die Bäuerin sagte: „Ihr beiden Amrei's, du da und meine Bruderstochter, Ihr könnet jetzt schon Alles machen und ich will bei den Gästen bleiben."

Die Amrei von Siebenhöfen, die sogenannte Schmalzgräfin, die weit und breit als stolz und trotzig bekannt war, benahm sich ausnehmend freundlich gegen Barfüßele und die Furchenbäuerin sagte einmal zu Barfüßele: „Es ist schad, daß du kein Bursch bist; ich glaub', die Amrei thät' dich auf dem Fleck heirathen und dich nicht heimschicken wie alle anderen Freier."

„Ich hab' einen Bruder, der ist noch zu haben, aber er ist in Amerika," scherzte Barfüßele.

„Laß ihn drüben," sagte die Schmalzgräfin, „am besten wär's, man könnte alle Mannsleute hinüberschicken und wir blieben allein da."

Amrei verließ den Hof nicht bis wieder Alles an Platz gestellt war und als sie ihre Schürze auszog, war sie noch so weiß und unzerknittert wie beim Anziehen.

„Du wirst müd sein und nimmer tanzen können," sagte die Bäurin als Amrei endlich mit einem Geschenke Abschied nahm und diese sagte:

„Was müd' sein? Das ist ja nur gespielt. Und glaubet mir, es ist mir jetzt wohler, daß ich heut schon etwas geschafft habe. So einen ganzen Tag bloß zur Lustbarkeit, ich wüßt' ihn nicht herumzubringen, und das ist's gewiß auch gewesen, warum ich heute Morgen so

traurig war, es hat mir was gefehlt; aber jetzt bin ich vollauf zum Feiertag aufgelegt, ganz aus dem Geschirr, jetzt wäre ich erst recht aufgelegt zum Tanzen — wenn ich nur Tänzer kriege."

Ameile wußte Barfüßele keine bessere Ehre anzuthun, als indem sie sie wie eine vornehme Bäuerin im Hause herumführte und in der Brautstube zeigte sie die große Kiste mit den Kunkelschenken (Hochzeitsgeschenken) und öffnete die hohen, blaugemalten Schränke drauf Name und Jahrzahl geschrieben war und darin vollgestopft die Aussteuer und zahlreiches Linnenzeug, alles mit bunten Bändern gebunden und mit künstlichen Nelken besteckt. Im Kleiderschranke mindestens dreißig Kleider, daneben die hohen Betten, die Wiege, die Kunkel mit den schönen Spindeln um und um mit Kinderzeug behangen, das die Gespielen geschenkt hatten.

„O lieber Gott!" sagte Barfüßele „wie glücklich ist doch so ein Kind aus so einem Haus."

„Bist du neidisch?" fragte die Bäuerin und im Andenken, daß sie das Alles einer Armen zeige, setzte sie hinzu: „Glaub mir, das viele Sach' macht es nicht aus; es sind viele glücklicher, die keinen Strumpf von den Eltern bekommen."

„Ja wohl, das weiß ich, und bin auch nicht neidisch um das viele Gut, weit eher darum, daß Euer Kind Euch und so vielen Menschen danken kann für das Gute, was es von ihnen hat. Solche Gewänder von der Mutter müssen doppelt warm halten."

Die Bäuerin zeigte ihr Wohlgefallen an Barfüßele dadurch, daß sie ihr das Geleite gab bis vor den Hof, ebensogut als einer die acht Roßköpfe in Stall hatte.

Es tummelte sich schon Alles wild durcheinander als Amrei auf den Tanzboden kam. Sie blieb zuerst schüchtern auf der Flur stehen. Wo ist denn die Kinderschaar, die sonst sich hier tummelte und die Vorfreude des künftigen Lebens im Vorhofe genoß? Ach freilich, das ist ja jetzt von der hohen Staatsregierung verboten, das Kirchen- und Schulamt hat die Kinder verbannt, daß sie nicht zu sehen dürfen oder gar sich selbst nach den Tanzweisen drehen wie einst noch in der Kinderzeit Amrei's.

Es ist das auch einer jener stillen Mordschläge vom grünen Tisch.

Auf der leeren Flur, über die nur manchmal Einer hin und her eilt, wandelt der Landjäger einsam auf und ab.

Als der Landjäger Amrei so daher kommen sah, wie lauter Licht im Angesichte, ging er auf sie zu und sagte:

„Guten Abend, Amrei! So? kommst auch?"

Amrei schauderte zusammen und stand leichenblaß: hatte sie etwas Straffälliges gethan? War sie mit dem bloßen Licht in den Stall gegangen? — Sie durchforschte ihr ganzes Leben und wußte nichts und er that doch so vertraut als ob er sie schon einmal transportirt hätte. In diesen Gedanken stand sie schaudernd da als müßte sie eine Verbrecherin sein und erwiederte endlich: „Dank' schön, ich weiß nichts davon, daß wir uns duzen. Wollt Ihr was?"

„Oho wie stolz, ich freß' dich nicht, darfst mir ordentlich Antwort geben. Warum bist denn so bös? Was?"

„Ich bin nicht bös, ich will Niemand was zu leid thun, ich bin halt ein dummes Mädle."

„Stell dich nicht so duckmäuserig."

„Woher wisset Ihr denn was ich bin?"

„Weil du so mit dem Licht flankirst."

„Was? Wo? Wo hab ich mit dem Licht flankirt? Ich nehm' immer eine Laterne wenn ich in den Stall gehe."

Der Landjäger lachte und sagte: „Da, da, mit deinen braunen Guckerle, da flankirst du mit dem Licht, deine Augen, die sind ja wie zwei Feuerkugeln."

„Gehet aus dem Weg, daß Ihr nicht anbrennet, Ihr könntet in die Luft fahren mit eurem Pulver da in der Patrentasche."

„Es ist nichts drin," sagte der Landjäger in Verlegenheit, um doch Etwas zu sagen. „Aber mich hast du schon versengt."

„Ich sehe nichts davon, es ist Alles noch ganz. Es ist genug, lasset mich gehen."

„Ich halt' dich nicht, du Krippenbeißerle, du könntest einem das Leben sauer machen, der dich gern hat."

„Braucht mich Niemand gern zu haben," sagte Amrei und riß sich los als wäre sie plötzlich von Ketten befreit. Sie stellte sich unter die Thüre wo noch viele Zuschauer sich zusammendrängten. Eben begann wieder ein neuer Tanz, sie wiegte sich auf dem Platze nach dem Takte hin und her; das Gefühl, Einen abgetrumpft zu haben, machte sie neu lustig, sie hatte es mit der ganzen Welt aufgenommen und nicht nur mit einem einzigen Landjäger. Tiefer war aber auch bald wieder da, und stellte sich hinter Amrei und redete Allerlei zu ihr; sie gab keine Antwort und that als ob sie gar nichts höre, sie nickte den Vorübertanzenden zu, als ob sie von ihnen begrüßt worden wäre. Nur als der Landjäger sagte: „Wenn ich heirathen dürfte, dich thät ich nehmen," da sagte sie:

„Was nehmen? Ich geb' mich aber nicht her."

Der Landjäger war froh, wenigstens wieder eine Antwort zu haben, und er fuhr fort:

„Wenn ich nur einmal tanzen dürfte, ich thät' gleich Einen mit dir machen."

„Ich kann nicht tanzen," sagte Amrei.

Eben schwieg die Musik und Amrei stieß die Vordern mächtig an, drängte sich hinein, um ein verborgenes Plätzchen zu suchen; sie hörte nur noch hinter sich sagen: „die kann tanzen, besser als eine landauf und landab."

10. Nur ein einziger Tanz.

Der Krappenzacher reichte Barfüßele von der Musikbühne herab das Glas. Sie nippte und gab es zurück und der Krappenzacher sagte: „Wenn du tanzest, Amrei, da spiele ich alle meine Instrumente durch, daß die Engel vom Himmel herunter kämen und mitthäten."

„Ja, wenn kein Engel vom Himmel herunter kommt, und mich auffordert, werde ich keinen Tänzer kriegen," sagte Amrei halb spöttisch, halb schwermüthig, und jetzt dachte sie darüber nach, warum denn ein Landjäger beim Tanze sein müsse. Sie hielt sich aber bei diesem Gedanken nicht auf und dachte gleich weiter: er ist doch auch ein Mensch wie andere, wenn er auch einen Säbel um hat, und bevor er Landjäger worden ist, war er doch auch ein Bursch wie Andere, und es ist doch eine Plag' für ihn, daß er nicht mittanzen darf. Aber was geht das mich an? Ich muß auch zugucken und ich krieg' kein Geld dafür.

Eine kurze Weile ging Alles viel stiller und gemäßigter auf dem Tanzboden her, denn „die englische Frau," so hieß im Dorfe in der ganzen Umgegend noch immer Agy, die Frau des Oberbauraths Severin, war mit ihren Kindern auf den Tanz gekommen. Die vornehmen

Holzhändler ließen Champagner knallen und brachten der Engländerin ein Glas, sie trank auf das Wohl des jungen Paares und wußte dann Jeden durch ein huldvolles Wort zu beglücken. In den Mienen aller Anwesenden stand ein stetiges wohlgefälliges Lächeln. Agy that manchem Burschen, der ihr im blumenbekränzten Glase zutrank, mit Nippen Bescheid, und die alten Weiber in der Nähe Barfüßeles wußten viel Lob von der englischen Frau zu sagen und waren schon lange aufgestanden, ehe sie sich ihnen nahte und ein paar Worte mit ihnen sprach. Und als Agy weggegangen war brach der Jubel, Singen, Tanzen und Stampfen und Jauchzen mit neuer Macht los.

Der Oberknecht des Redelbauern kam auf Amrei zu und sie schauerte schon in sich zusammen, voller Erwartung, aber der Oberknecht sagte:

„Da Barfüßele, heb' mir meine Pfeif' auf bis ich getanzt habe." Und viele junge Mädchen aus dem Orte kamen und von der einen erhielt sie eine Jacke, von der andern eine Haube, ein Halstuch, einen Hausschlüssel. Alles ließ sie sich aufhalsen und sie stand immer mehr bepackt da je mehr ein Tanz nach dem andern vorüber ging. Sie lächelte immer vor sich hin, aber es kam Niemand. Jetzt wurde ein Walzer aufgespielt, so weich, das geht ja wie wenn man drauf schwimmen könnte, und jetzt ein Hopser, so wild rasend, hei! wie da Alles hüpft und stampft und springt, wie sie Alle in Lust hoch aufathmen, wie die Augen glänzen und die alten Weiber die in der Ecke sitzen, wo Amrei steht, klagen über Staub und Hitze, gehen aber doch nicht heim. Da . . . Amrei zuckt zusammen, ihr Blick ist auf einen schönen Burschen geheftet, der jetzt stolz in dem Getümmel hin und hergeht.

Das ist ja der Reiter, der ihr heute Morgen begegnete und den sie so schnippisch abgefertigt. Alle Blicke sind auf ihn gerichtet, wie er die linke Hand auf dem Rücken, mit der rechten die silberbeschlagene Pfeife hält, sein silbernes Uhrbehänge tanzt hin und her, und wie schön ist die schwarzsammtne Jacke und die schwarzsammtnen weiten Beinkleider und die rothe Weste. Aber schöner ist noch sein runder Kopf mit gerolltem braunem Haare, die Stirne ist schneeweiß, von den Augen an aber das Antlitz tief gebräunt und ein leichter voller Bart bedeckt Kinn und Wange.

„Das ist ein Staatsmensch," sagte eine der alten Frauen.

„Und was hat der für himmelblaue Augen!" ergänzte eine Andere, „die sind so schelmisch und so gutherzig zugleich."

„Woher der nur sein mag? Aus der hiesigen Gegend ist er nicht," sprach eine dritte, und eine vierte fügte hinzu:

„Das ist gewiß wieder ein Freier für die Amrei."

Barfüßele zuckte zusammen. Was soll das sein? Was soll das heißen? Sie wird bald belehrt was damit gemeint ist, denn die erste sagte wieder:

„Da dauert er mich, die Schmalzgräfin führt alle Mannsleut' am Narrenseil herum."

Ja, auch die Schmalzgräfin heißt Amrei.

Der Bursche war mehrmals durch den Saal gegangen und ließ die Augen um und um schweifen, da plötzlich bleibt er stehen, nicht weit von Barfüßele, er winkt ihr, es überläuft sie siedend heiß, aber sie ist wie festgebannt, sie regt sich nicht. Nur nein, er hat gewiß

Jemand hinter dir gewinkt, dich meint er gewiß nicht. Er drängt vor, Amrei macht Platz. Er sucht gewiß eine Andere.

„Nein, dich will ich," sagt der Bursche ihre Hand fassend. „Willst du?"

Amrei kann nicht reden, aber was braucht's dessen auch? Sie wirft schnell Alles was sie in der Hand hat in einen Winkel: Jacken, Halstücher, Hauben, Tabakspfeifen und Hausschlüssel. Sie steht flügge da und der Bursche wirft einen Thaler zu den Musikanten hinauf und kaum sieht der Krappenzacher Amrei an der Hand des fremden Tänzers, als er in die Trompete stößt, daß die Wände zittern, und fröhlicher kann es den Seligen nicht erklingen beim jüngsten Gerichte als jetzt Amrei; sie drehte sich, sie wußte nicht wie, sie war wie getragen von der Berührung des Fremden und schwebte von selbst, und es war ja gar Niemand sonst da. Freilich, die beiden tanzten so schön, daß Alle unwillkürlich anhielten und ihnen zuschauten.

„Wir sind allein," sagte Amrei während des Tanzes und gleich darauf spürte sie den heißen Athem des Tänzers, der ihr erwiderte:

„O wären wir allein, allein auf der Welt! Warum kann man nicht so fort tanzen bis in den Tod hinein?"

„Es ist mir jetzt grad," sagte Amrei, „wie wenn wir zwei Tauben wären, die in der Luft fliegen. Juhu! fort, in den Himmel hinein" und „Juhu!" jauchzte der Bursche laut, daß es aufschoß wie eine feurige Rakete, die zum Himmel aufspringt und Juhu! jauchzte Amrei mit und immer seliger schwangen sie sich und Amrei sagte: „Sag', ist denn auch noch Musik? Spielen denn die Musikanten noch? Ich höre sie gar nicht mehr."

„Freilich spielen sie noch, hörst du denn nichts?"

„Ja, jetzt, ja," sagte Amrei und sie hielten inne, ihr Tänzer mochte fühlen, daß es ihr vor Glückseligkeit fast schwindelig zu Muthe werden wollte.

Der Fremde führte Amrei an den Tisch und gab ihr zu trinken, er ließ dabei ihre Hand nicht los. Er faßte den Schweden-Dukaten an ihrem Halsgeschmeide und sagte: „Der hat einen guten Platz."

„Es ist auch von guter Hand," erwiederte Barfüßele, „ich hab' den Anhenker geschenkt gekriegt als kleines Kind."

„Von einem Verwandten?"

„Nein, die Bäuerin ist nichts mit mir verwandt."

„Das Tanzen thut dir wohl, wie es scheint?"

„O wie wohl! Denk' nur, man muß das ganze Jahr so viel springen und es spielt einem Niemand auf dazu. Jetzt thut das doppelt wohl."

„Du siehst kugelig rund aus," sagte der Fremde scherzend, „du mußt gut im Futter stehen."

Rasch erwiederte Amrei: „das Futter macht's nicht aus, aber wie's einem schmeckt."

Der Fremde nickte und nach einer Weile sagte er wieder halb fragend: „Du bist des Bauern Tochter von . . .?"

„Nein, ich dien'," sagte Amrei und schaute ihm fest ins Auge, er aber wollte das seine niederschlagen, die Wimper zuckte und er hielt das Auge gewaltsam auf, und dieser Kampf und Sieg des leiblichen Auges schien das Abbild dessen was in ihm vorging; er wollte fast das Mädchen stehen lassen, doch wie im Selbsttrotze sich zwingend sagte er:

„Komm', wir wollen noch einen tanzen."

Er hielt ihre Hand fest und nun begann von neuem

Jubel und Lust, aber diesesmal ruhiger und stetiger. Die Beiden fühlten, daß die Gehobenheit in den Himmel nun wol zu Ende sei, und wie aus diesem Gedanken heraus sagte Amrei:

„Wir sind doch glückselig mit einander gewesen, wenn wir uns auch unser Lebtag nimmer wieder sehen und Keines weiß wie das Andere heißt"

Der Bursche nickte und sagte: „Ja wohl."

Amrei nahm in Verlegenheit ihren linken Zopf in den Mund und sagte wieder nach einer Weile:

„Was man einmal gehabt hat, das kann man einem nicht mehr nehmen, und sei du auch wer du bist, laß dich's nicht gereuen, du hast einem armen Mädchen für sein Lebenlang ein Gutes geschenkt."

„Es reut mich nicht," sagte der Bursche, „aber dich hat's gereut, wie du mich heute Morgen so abgetrumpft hast."

„O ja, da hast du Gottes Recht," sagte Amrei, und der Bursche fragte:

„Getraust du dir mit mir ins Feld zu gehen?"

„Ja."

„Und traust du mir?"

„Ja."

„Was werden aber die Deinigen dazu sagen?"

„Ich hab' mich vor Niemand zu verantworten als vor mir selber, ich bin ein Waisenkind."

Hand in Hand verließen die beiden den Tanzsaal. Barfüßele hörte verschiedentlich hinter sich flüstern und pispern und sie hielt die Augen auf den Boden geheftet. Sie hatte sich doch wol zu viel zugetraut.

Draußen zwischen den Kornfeldern, wo eben kaum die

ersten Aehren aufschossen und noch halb verhüllt in den Deckblättern lagen, da schauten die beiden einander stumm an. Sie redeten lange kein Wort und der Bursche fragte zuerst wiederum halb für sich:

„Ich möcht' nur wissen: woher es kommt, daß man einem Menschen beim ersten Anblick gleich, ich weiß nicht wie, gleich so ... gleich so ... vertraulich sein kann. Woher weiß man denn, was in dem Gesicht geschrieben steht?"

„Da haben wir eine arme Seele erlöst," rief Amrei, „denn du weißt ja, wenn Zwei in derselben Minute das Gleiche denken, erlösen sie eine arme Seele, und just auf das Wort hin hab' ich dasselbe was du sagst, bei mir gedacht."

„So? und weißt du nun warum?"

„Ja."

„Willst du mir's sagen?"

„Warum nicht? Schau, ich bin Gansbirtin gewesen..."

Bei diesen Worten zuckte der Bursche wieder zusammen, aber er that als ob ihm was ins Auge geflogen wäre und rieb sich die Augen und Barfüßele fuhr unverzagt fort:

„Schau, wenn man so allein draußen sitzt und liegt im Feld, da sinnt man über Hunderterlei und da kommen einem wunderliche Gedanken und da hab' ich ganz deutlich gesehen: — gieb nur acht darauf, und du wirst es auch finden — jeder Fruchtbaum sieht, wenn man ihn so überhaupt und im Ganzen betrachtet, just aus wie die Frucht die er trägt. Schau den Apfelbaum, sieht er nicht aus, so ins Breite gelegt, so mit Schrundenschnitten, wie ein Apfel selber? Und so der Birnenbaum und

so der Kirschenbaum. Sieh sie nur einmal drauf an: schau, was der Kirschenbaum einen langen Stiel hat, wie die Kirsche selber. Und so mein' ich auch" . . .

„Ja, was meinst du?"

„Lach' mich nicht aus. Wie die Fruchtbäume aussehen wie die Früchte die sie tragen, so wäre es auch bei den Menschen, und man sieht es ihnen gleich an. Aber freilich, die Bäume haben ihr ehrlich Gesicht und die Menschen können sich verstellen. Aber gelt, ich schwätz' dummes Zeug?"

„Nein, du hast nicht umsonst die Gänse gehütet," sagte der Bursche in seltsam gemischter Empfindung, „mit dir läßt sich gut reden. Ich möchte dir gern einen Kuß geben, wenn ich mich nicht einer Sünde fürchten thät'."

Barfüßele zitterte am ganzen Leibe; sie bückte sich um eine Blume zu brechen, ließ aber wieder ab. Es entstand eine lange Pause und der Bursche fuhr fort:

„Wir sehen uns wol niemals wieder, drum ist's besser so."

Hand in Hand gingen die Beiden wiederum zurück in den Tanzsaal. Und nun tanzten sie noch einmal ohne ein Wort zu reden und als der Tanz zu Ende war, führte sie der Bursche wiederum an den Tisch und sprach: „Jetzt sag' ich dir Lebewohl! Aber verschnaufe nur und dann trink noch einmal."

Er reichte ihr das Glas und als sie es absetzte sagte er:

„Du mußt austrinken, mir zu lieb, ganz bis auf den Grund."

Amrei trank [illegible] und fort und als sie endlich das leere Glas in der [illegible] hatte und sich umschaute, war

der fremde Bursche verschwunden. Sie ging hinab vor das Haus und da sah sie ihn noch nicht weit entfernt auf seinem Schimmel davon reiten; aber er wendete sich nicht mehr um.

Die Nebel zogen wie Schleierwolken auf dem Wiesenthal dahin, die Sonne war schon hinab, Barfüßele sagte fast laut vor sich hin:

„Ich wollt' es sollte gar nicht wieder morgen werden, immer heut', immer heut'" und sie stand in Träumen verloren. Die Nacht kam rasch herbei. Der Mond wie eine dünne Sichel stand schon auf den dunkeln Bergen und nicht weit von ihm, Haldenbrunn zu, der Abendstern. — Ein Bernerwägelchen nach dem andern fuhr wiederum davon. Barfüßele hielt sich zum Gefährte ihres Meisters, das eben auch angespannt wurde. Da kam Rosel und sagte ihrem Bruder, daß sie den Burschen und Mädchen aus dem Dorfe versprochen habe: heute gemeinsam mit ihnen heimzugehen, und es verstand sich nun von selbst, daß der Bauer nicht allein mit der Magd fuhr. Das Bernerwägelein rasselte heim. Die Rosel mußte Barfüßele gesehen haben, aber sie that als ob sie nicht da wäre und Barfüßele ging noch einmal hinaus, den Weg, den der fremde Reiter dahin geritten war. Wohin ist er nur geritten? Wie viel hundert Dörfer und Weiler liegen hier nach diesem Wege hinaus, wer kann sagen, wo er sich hingewendet? Barfüßele fand die Stelle, wo er sie heute früh zum ersten Male begrüßt; sie wiederholte laut Anrede und Antwort vor sich hin. Sie saß noch einmal dort hinter der Haselhecke, wo sie heute Morgen geschlafen und geträumt. Eine Goldammer saß auf einer schlanken Spitze und ihre sechs Töne lauteten gerade: Was thust

denn du noch da? Was thust denn du noch da? Barfüßele hatte heute eine ganze Lebensgeschichte erlebt. War denn das nur ein einziger Tag? Sie kehrte wiederum zurück zum Tanze, aber sie ging nicht mehr hinauf, sie ging allein heimwärts nach Haldenbrunn, wohl den halben Weg, aber plötzlich kehrte sie wieder um, sie schien nicht fortzu können von dem Ort, wo sie so glückselig gewesen war, und sie sagte sich nur, es schicke sich nicht, daß sie allein heimkehre. Sie wollte gemeinsam mit den Burschen und Mädchen ihres Dorfes gehen. Als sie wieder vor dem Wirthshause in Endringen ankam, waren bereits Mehrere aus ihrem Orte versammelt. Und: So? Bist auch da, Barfüßele? das war der einzige Gruß, der ihr ward. Nun gab es ein Hin- und Herlaufen, denn Manche, die gedrängt hatten, daß man heimkehre, tanzten noch oben, und jetzt kamen noch fremde Bursche und baten und bettelten und drängten, daß man nur noch diesen Tanz dableibe. Und in der That willfahrte man und Barfüßele ging mit hinauf, aber sie sah nur zu. Endlich hieß es: Wer jetzt noch tanzt, den lassen wir da! Und mit vieler Mühe, mit Hin- und Herrennen war endlich die ganze Haldenbrunner Truppe beisammen vor dem Hause. Ein Theil der Musik gab ihnen das Geleite bis vor das Dorf und mancher verschlafene Hausvater sah noch heraus, und da und dort kam eine hier verheirathete Gespielin, die nicht mehr zum Tanze ging, an das Fenster und rief: Glück auf den Weg!

Die Nacht war dunkel. Man hatte lange Kieferspäne als Fackeln mitgenommen, und die Burschen, die sie trugen, tanzten damit auf und nieder und jauchzten. Kaum aber war die Musik zurückgekehrt, kaum war man eine

Strecke vor Endringen hinausgekommen, als es hieß: „die Fackeln blenden nur!“ und besonders zwei beurlaubte Soldaten, die in ganzer Uniform unter dem Trupp waren, fretteten im Bewußtsein ihrer angehängten Säbel über die Fackeln. Man verlöschte sie in einem Graben. Nun fehlte noch Tiefer und Jener und Tiefe und Jene. Man rief ihnen zu und sie antworteten aus der Ferne. Die Rosel wurde von des Kappelbauern Sohn von Lauterbach begleitet, aber kaum war er fort und war sie bei ihren Ortsangehörigen, als sie laut sagte: „Ich will Nichts von Dem.“ Einige Bursche stimmten ein Lied an und Einzelne sangen mit, aber es war kein rechter Zusammenhalt mehr, denn die Soldaten wollten neue Lieder zum Besten geben. Es wurde nur manchmal laut gelacht, denn einer der Soldaten war ein Enkel des lustigen Brosi, der Sohn der Gipsmüllerin Monika, und der brachte allerlei Witze vor, denen besonders der Schneiderjörg, der mit ging, zum Stichblatt dienen mußte. Und wieder wurde gesungen und jetzt schien man sich geeinigt zu haben, denn es tönte voll und hell.

Barfüßele ging immer hinter drein, eine gute Strecke von ihren Ortsangehörigen entfernt. Man ließ sie gewähren und das war das Beste, was man ihr anthun konnte. Sie war bei ihren Ortsangehörigen und doch allein und sie schaute sich oft um nach den Feldern und Wäldern: wie war das wunderlich jetzt in der Nacht, so fremd, und doch wieder so vertraut. Die ganze Welt war ihr so wunderlich wie sie sich selbst geworden war. Und wie sie ging, einen Schritt nach dem andern, wie fortgeschoben und gezogen, und nicht wußte, daß sie sich bewegte, so bewegten sich die Gedanken in ihr von selbst,

hin und her; das schwirrte von selbst so fort, sie konnte es nicht fassen, nicht leiten; sie wußte nicht was es war. Ihre Wangen erglühten als ob jeder Stern am Himmelszelt eine heißstrahlende Sonne wäre und in ihr entflammte das Herz. Und jetzt, ja als hätte sie's selbst angegeben, als hätte sie's selbst angestimmt, sangen ihre vorausgehenden Ortsgenossen das Lied, das ihr am Morgen auf die Lippen gekommen war.

Es waren zwei Liebchen im Allgäu,
Und die hatten einander so lieb.

Und der junge Knab zog in Kriege:
„Und wann kommst Du wiederum heim?"

„Das kann ich Dir ja nicht sagen
Welches Jahr, welchen Tag, welche Stund" . . .

Und jetzt wurde das Nachtlied gesungen und Amrei sang mit aus der Ferne:

Zur schönen guten Nacht, Schatz lebe wohl!
Wenn alle Leute schlafen
So muß ich wachen,
Muß traurig seyn.

Zur schönen guten Nacht, Schatz lebe wohl!
Leb immer in Freuden
Und ich muß Dich meiden
Bis ich wiederum komm.

Wenn ich wiederum komm, komm ich recht zu Dir,
Und dann thu ich Dich küssen
Und das schmeckt so süße,
Schatz, Du bist mein.

Schatz, Du bist mein und ich bin Dein!
Und das thut mich erfreuen
Und Du wir'sts nicht bereuen,
Schatz, lebe wohl!

Man kam endlich am Dorfe an und eine Gruppe nach der andern fiel ab. Barfüßele blieb an ihrer Elternhause bei dem Vogelbeerbaum noch lange sinnend und träumend stehen. Sie wollte hinein und der Marann' Alles sagen, gab es jedoch auf. Warum heute noch die Nachtruhe stören und wozu solls? Sie ging still heimwärts, Alles lag in festem Schlaf.

Als sie endlich in das Haus eintrat, kam ihr Alles noch viel seltsamer vor als draußen: so fremd, so gar nicht dazugehörig. „Warum kommst du denn wieder heim? Was willst du denn eigentlich da?" Es war ein wunderfames Fragen das in jedem Tone für sie lag, wie der Hund bellte und wie die Treppe knackte, wie die Kühe im Stalle brummten, das Alles war ein Fragen: „Wer kommt denn da heim? Wer ist denn das?" Und als sie endlich in ihrer Kammer war, da saß sie still nieder und starrte ins Licht und plötzlich stand sie auf, faßte die Ampel und leuchtete damit in den Spiegel und sah darin ihr Antlitz und sie selber fragte fast immer: „wer ist denn das?... Und so hat er mich gesehen, so siehst du aus," setzte ein zweiter Gedanke hinzu. „Es muß ihm doch was an dir gefallen haben, warum hätt' er dich sonst so angesehen?" Ein stilles Gefühl der Befriedigung stieg in ihr auf, das noch gesteigert wurde durch den Gedanken: „Du bist doch jetzt auch einmal als eine Person angesehen worden, du bist bis daher immer nur zum Dienen und Helfen für Andere dagewesen. Gut Nacht, Amrei, das

war einmal ein Tag!" Aber es mußte doch endlich dieser Tag ein Ende haben. Mitternacht war vorüber und Barfüßele legte ein Stück nach dem andern von ihrer Kleidung gar sorglich wieder zusammen. „Ei, da ist ja noch die Musik, horch, wie der wiegende Walzer tönt!" Sie öffnete das Fenster. Es tönt keine Musik, sie liegt ihr nur in den Ohren. Drunten bei der schwarzen Marann' kräht schon der Hahn, die Frösche unken, es nahen Schritte von Männern, die des Weges kommen, das sind wol späte Heimgänger von der Hochzeit, die Schritte tönen so laut in der Nacht. Die jungen Gänse im Hause schnattern in der Steige. Ja, die Gänse schlafen nur stundenweise, so bei Tag, so bei Nacht. Die Bäume stehen still, unbewegt. Wie ist doch so ein Baum ganz anders in der Nacht als am Tage! Zeich eine geschlossene dunkle Masse, wie ein Riese in seinem Mantel. Wie muß das sich regen in dem unbewegt stehenden Baume. Was ist das für eine Welt, in der solches ist! — Kein Windhauch regt sich, und doch ist es wieder wie ein Tropfen von den Bäumen; das sind wol Raupen und Käfer die niederfallen. Eine Wachtel schlägt, das kann keine andere sein, als die beim Auerhahnwirth eingesperrte. Sie weiß nicht, daß es Nacht ist. Und schau, der Abendstern der bei Sonnenuntergang entfernt und tief unter dem Monde stand, steht jetzt nahe und über ihm, und je mehr man ihn ansieht, je mehr glänzt er. Spürt er wol den Blick eines Menschen? Jetzt still, horch, wie die Nachtigall schlägt, das ist ein Gesang, so tief, so weit; ist es denn nur ein einziger Vogel? Und jetzt, — Amrei schaudert zusammen — mit dem Glockenschlag Ein Uhr rutscht ein Ziegel von

dem Dache und fällt klatschend auf dem Boden. Amrei zittert, wie von Gespensterfurcht gepackt, sie zwingt sich, noch eine Weile der Nachtigall zuzuhorchen, dann aber schließt sie das Fenster. Ein Nachtfalter, der wie eine große fliegende Raupe mit vielen Flügeln aussieht, hat sich mit in das Dachstübchen gewagt und fliegt um das Licht, angezogen und abgestoßen, so grau und grauenhaft. Amrei faßt ihn endlich und wirft ihn hinaus in die Nacht.

Indem sie nun Haube, Koller und Jacke in eine Truhe legte, ergriff sie unwillkürlich ihr altes Schreibebuch von der Schule her, das sie noch aufbewahrt hatte, und sie las darin, sie wußte selbst nicht warum, allerlei Sittensprüche. Wie steif und sorglich waren die dahin gezeichnet. Ja, es mochte sie aus diesen Blättern etwas anmuthen, daß sie doch einmal eine Vergangenheit gehabt, denn es schien, daß das Alles verschwunden war.

„Jetzt hurtig ins Bett!" rief sie sich zu; aber mit der ganzen Bedachtsamkeit ihres Wesens knüpfte sie die Bänder alle leise und ruhig auf, und verknotete sich einmal eine Schlinge, sie ließ nicht ab bis sie mit Fingern, Zähnen und Nadeln auseinander gebracht war. Noch nie in ihrem Leben hatte sie einen Knoten entzwei geschnitten, und noch jetzt in ihrer hohen Erregung verließ sie nicht ihr bedachtsamer Sinnungssinn, und es gelang ihr das anscheinend Unentwirrbarste zu lösen. Endlich löschte sie ruhig und behutsam die Ampel und lag im Bett; aber sie fand keine Ruhe, rasch sprang sie wieder heraus und legte sich unter das offene Fenster, hineinstarrend in die dunkle Nacht und in das Sternengeflimmer, und in keuscher Schamhaftigkeit vor sich selber bedeckte sie Busen und Hals mit beiden Händen.

Das war ein Schauen und Sinnen, so schrankenlos, so wortlos, so nichtswollend und doch Alles fassend, eine Minute Gestorbensein und Leben im All, in der Ewigkeit.

In der Seele dieser armen Magd in der Dachkammer hatte sich aufgetan alles unendliche Leben, alle Hoheit und alle Seligkeit, die der Mensch in sich schließt, und diese Hoheit fragt nicht, wer ist es, aus dem ich erstehe, und die ewigen Sterne erglänzen über der niedersten Hütte. . . .

Ein Windzug, der das Fenster klappend zuschlug, weckte Amrei auf, sie wußte nicht, wie sie ins Bett gekommen war, und jetzt war Tag.

11. Wie's im Liede steht.

„Kein Feuer, keine Kohle
Kann brennen so heiß,
Als heimlich stille Liebe,
Von der Niemand nichts weiß."

So sang Amrei Morgens am Herdfeuer stehend, während Alles im Hause noch schlief.

Der Roßbub, der den Pferden zum ersten Male Futter aufsteckte, kam in die Küche und holte sich eine Kohle für seine Pfeife.

„Was thust denn du schon so früh auf, wenn die Spatzen murren?" fragte er Barfüßele.

„Ich mache eine Tränke für die Kälberkuh," antwortete Barfüßele, Mehl und Kleie einrührend, ohne sich umzuschauen.

„Ich und der Oberknecht wir haben dich gestern Abend beim Tanz noch gesucht, aber du bist nirgends zu finden gewesen," sagte der Roßbub. „Freilich, du hast nimmer tanzen wollen; du bist zufrieden, daß dich der fremde Prinz zum Narren gehalten hat."

„Es ist kein Prinz und er hat mich nicht zum Narren gehabt. Und wäre das auch, ich möcht' lieber von so einem zum Narren als von dir und dem Oberknecht zum Gescheiten gehabt sein."

„Warum hat er dir aber nicht gesagt, wer er ist?"

„Weil ich ihn nicht gefragt habe," erwiederte Barfüßele.

Der Roßkub machte einen derben Witz und lachte selber darüber; denn es giebt Gebiete, in denen der Einfältigste noch witzig ist. Das Antlitz Barfüßeles flammte auf in doppelter Röthe, angeglüht vom Herdfeuer und von innerer Flamme, sie knirschte die Zähne über einander und jetzt sagte sie:

„Ich will dir was sagen: du mußt selber wissen was du werth bist und ich kann dir's nicht verbieten, daß du vor dir selber keinen Respect hast; aber das kann ich dir verbieten, daß du vor mir keinen Respect hast. Das sag' ich dir. Nun jetzt gehst du hinaus aus der Küche, du hast hier nichts zu thun, und wenn du nicht gleich gehst, will ich dir zeigen, wie man hinauskommt."

„Willst du die Meisterleute wecken?"

„Ich brauch' sie nicht," rief Barfüßele und hob ein brennendes Scheit vom Herde, das knatternd Funken sprühte. „Fort, oder ich zeichne dich."

Der Roßkub schlich mit gezwungenem Lachen davon. Barfüßele aber schürzte sich hoch auf und ging schwer aufathmend mit der dampfenden Tränke hinab in den Stall.

Die Mäuterkuh schien es mit Dank zu empfinden, daß sie schon in so früher Stunde bedacht wurde, sie brummte, setzte mehrmals ab im Saufen und schaute Barfüßele mit großen Augen an.

„Ja, jetzt werd' ich viel gefragt und gehänselt werden," sagte Barfüßele vor sich hin, „aber was thuts?"

Mit dem Melkkübel auf eine andere Kuh losgehend sang sie:

„Treb dich um und treb dich um
Rothg'scheckte Kuh,
Wer wird dich denn melken
Wenn ich heirathen thu?"

„Dummes Zeug!" setzte sie dann, wie sich selbst ausscheltend hinzu. Sie vollführte ihre Arbeit nun still, und allmälig erwachte das Leben im Hause, und kaum war Rosel erwacht, als sie Barfüßele nachlief und sie ausschalt, denn Rosel hatte ein schönes Halstuch verloren. Sie behauptete, sie habe es Barfüßele zum Aufbewahren gegeben, diese aber habe in ihrer Mannstollheit Alles weggeworfen als der Fremde sie aufforderte, und wer weiß ob's nicht ein Dieb war, der den Gaul und die Kleider gestohlen hat und den man morgen in Ketten einbringt, und es sei eine Schande gewesen, wie Barfüßele laut beim Tanze gejauchzt habe, und sie solle sich in Acht nehmen, denn der Enzian Valentin habe gesagt: wenn eine Henne kräht wie ein Hahn, schlägt das Wetter ein und gibt's Unglück. Sie habe sie zum ersten und letzten Male mit zum Tanz genommen; sie habe sich fast die Augen aus dem Kopfe geschämt, daß sie sich überall habe müssen sagen lassen: so Eine dient bei Euch. Wenn ihr die Schwägerin nicht die Stange hielte und es ihr nachginge, müßte die Gänsehirtin sogleich fort aus dem Haus.

Barfüßele ließ Alles ruhig über sich ergehen, sie hatte heute schon die beiden Extrpunkte dessen wahrgenommen, was sie nun erfahren müsse, und sie hatte darauf von selbst gethan, wie sie es nun immer halten wollte: wer sie ausschimpfte, den schüttelte sie mit Schweigen von sich, wer sie anspottete, den trumpfte sie ab. Hatte sie auch nicht immer ein brennendes Scheit bei der Hand wie beim

Roßbuben; sie hatte Blicke und Worte, die den gleichen Dienst thaten.

Barfüßele konnte der schwarzen Marann' nicht genug erzählen, was ihr die Resel anthat im Hause, und da sie es zu Hause nicht thun konnte, ließ Barfüßele hier ihre Zunge los und schalt auf die Resel mit den heftigsten Worten. Schnell aber besann sie sich wieder und sagte:

„Ach Gott, das ist nicht recht, die macht mich jetzt auch so schlecht, daß ich solche Worte in den Mund nehme."

Die Marann' aber tröstete: „Daß du so schimpfest, das ist brav. Schau, wenn man etwas Ekelhaftes sieht, muß man ausspeien, sonst wird man krank, und wenn man etwas Schlechtes sieht und hört und erfährt, da muß man schimpfen, da muß die Seele auch ausspeien, sonst wird sie schlecht."

Barfüßele mußte lachen über die wunderlichen Tröstungen der schwarzen Marann'.

Tag um Tag verging in alter Weise und man vergaß bald Hochzeit und Tanz und Alles was dabei geschehen war. Barfüßele aber spürte ein ewiges Hinausdrängen, das sie gar nicht bewältigen konnte.

Es war gut, daß sie der schwarzen Marann' Alles anvertrauen konnte. „Ich meine, ich habe mich versündigt, daß ich damals so über Alles hinaus lustig war," klagte sie einmal.

„An wem hast dich versündigt?"

„Ich meine, Gott straft mich dafür."

„O Kind, was machst du da? Gott liebt die Menschen wie seine Kinder. Giebt es für Eltern eine größere Freude als ihre Kinder lustig zu sehen? Ein Vater, eine Mutter, die ihre Kinder fröhlich tanzen sehen, sind verwelt

glücklich, und so denk' auch: Gott hat dir zugesehen wie du getanzt hast und hat sich recht gefreut und deine Eltern haben dich auch tanzen sehen und haben sich auch gefreut. Laß du die ungestorbenen Menschen reden was sie wollen. Wenn mein Johannes kommt, hei, der kann tanzen! Aber ich sage nichts. Du hast an mir einen Menschen, der dir Recht giebt; was brauchst du denn mehr?"

Freilich, Wort und Beistand der schwarzen Marann' war tröstlich, aber Barfüßele hatte ihr doch nicht Alles gesagt; es war ihr nicht bloß um das Gerede der Menschen zu thun, und es war nicht mehr wahr, daß sie sich genügen ließ: nur Einmal vollauf glücklich gewesen zu sein. Sie sehnte sich doch wieder nach dem Manne, der ihr wie eine erlösende Erscheinung gekommen war, der sie so ganz verändert hatte, und nun nichts mehr von ihr wußte.

Ja, Barfüßele war sehr verändert. Sie ließ es an keiner Arbeit fehlen, man konnte ihr nichts nachreden; aber eine tiefe Schwermuth setzte sich in ihr fest. Jetzt kam noch ein andrer Grund dazu, der sich vor der Welt offen geltend machen durfte. Dami hatte von Amerika aus noch kein Wort geschrieben und sie vergaß sich so weit, daß sie einmal zur schwarzen Marann' sagte:

„Es heißt nicht umsonst im Sprichwort, wenn man Feuer unter einem leeren Topf hat, verbrennt eine arme Seel'. Unter meinem Herzen brennt ein Feuer und meine arme Seele verbrennt."

„Was ist denn?"

„Daß der Dami auch nicht schreibt! Das Warten, das ist die schrecklichst gemordete Zeit, es giebt keine, die man ärger umbringen kann als mit dem Warten; da ist

man ja in keiner Stunde, in keiner Minute mehr daheim, auf keinem Bette mehr fest, und immer mit einem Fuß in der Luft."

„O Kind! Sag' das nicht," jammerte die Marann'. „Was willst denn du dem Warten reden? Denk' an mich und ich warte geduldig und ich warte bis zu meiner letzten Stunde und gebe nicht auf."

In der Erkenntniß fremden Kummers löste sich der Schmerz Barbiches in Thränen auf und sie klagte: „Wie ist so schwer, ich denk' jetzt immer an's Sterben. Wie viel tausend Kübel Wasser muß ich noch holen und wie viel Sonntage giebt's noch? Man sollte sich eigentlich gar nicht so viel grämen, das Leben hat ja so bald ein Ende, und wenn die Nesel zankt, denk' ich: ja zank du nur, wir sterben beide bald, dann hat's ein End'; und dann überfällt mich wieder eine Angst, daß ich mich so arg vor dem Sterben fürchte. Wenn ich so liege und will nur denken, wie es ist, wenn ich todt bin: ich höre nichts, ich sehe nichts, dieses Auge, dieses Ohr ist todt. Alles da um mich her ist nicht mehr da, es wird Tag und ich weiß nichts mehr davon; man mäht, man erntet, ich bin nicht mehr dabei. O warum ist denn das Sterben! . . Was willst du machen? Haben Andere auch sterben müssen und die waren noch mehr als du. Man muß es ruhig ertragen. — Horch, der Schütz schellt aus," so unterbrach sich Barbiche in der seltsamen Klage, und sie, die eben sterben wollte und wieder nicht sterben wollte, hätte doch gern erfahren, was der Teufelsbube noch ausstellt.

„Laß ihn schellen, er bringt dir doch nichts," sagte die Alte wehmüthig lächelnd. „O was ist der Mensch! Wie muß Jeder wieder die harte Nuß aufzuknacken suchen und

sie doch endlich ungeöffnet bei Seite legen! Ich will dir sagen, Amrei, was mit dir ist: Du bist jetzt sterbensverliebt. Sei froh, so gut wird es wenigen Menschen, es wird wenigen Menschen so wohl, daß sie eine rechte Liebe in sich spüren; aber nimm dir ein Beispiel an mir, laß die Hoffnung nicht fahren. Weißt, wer schon bei lebendigem Leibe gestorben ist? Wer nicht von jedem Tag, absonderlich wer nicht von jedem Frühling meint: Jetzt fängt das Leben erst recht an, jetzt kommt etwas was noch gar nie dagewesen ist. Dir muß es noch gut gehen, du thust ja lauter Gottesthaten. Was hast du an deinem Vetter gethan, was an mir, was am alten Rodelbauer, was an allen Menschen! Aber es ist gut, daß du nicht weißt, was du thust. Wer Gutes thut und betet und immer daran denkt und sich was drauf einbildet, der betet sich durch den Himmel durch und muß auf der andern Seite die Gänse hüten."

„Das hab' ich schon hier gethan, davon bin ich erlöst," lachte Barfüßele und die Alte fuhr fort:

„Mir sagt eine Stimme, daß der, der mit dir getanzt hat, mein Johannes gewesen ist, kein anderer Mensch. Und ich will dir's nur sagen: wenn er nicht verheirathet ist, dich muß er nehmen. Sammetkleider hat mein Johannes immer gern gehabt und ich denk' jetzt so: er läuft jetzt um die Grenze herum, bis unser König stirbt, dann kommt er herein ins Land; aber Unrecht ist's, daß er mir nichts sagen läßt und es thut mir so and (sehnsüchtig) nach ihm."

Barfüßele schauderte vor der unverwüstlichen Hoffnungskraft der schwarzen Marann' und wie sie sich immer und immer an ihr festhielt.

Sie erwähnte fortan selten den Fremden, nur wenn sie von der Hoffnung auf Wiederkehr sprach und dabei Dami nannte, konnte sie sich nicht enthalten, dabei auch innerlich an den Fremden zu denken. Er war ja nicht über dem Meer und konnte doch auch wiederkommen und schreiben; aber freilich, er hat dich ja nicht gefragt: wo du her bist. Wieviel Tausend Städte und Dörfer und Einsiedelhöfe giebt's in der Welt, vielleicht sucht er dich und findet dich nimmer wieder. Aber nein, er kann ja in Endringen fragen. Er kann nur den Dominik fragen und das Ameile und die werden ihm gut Bescheid geben. Aber ich weiß nicht, wo er ist, ich kann nichts thun."

Es war wiederum Frühling geworden und Amrei stand bei ihren Blumen am Fenster, da kam eine Biene daher geflogen und saugte sich fest an dem offenen Kelche. Ja so ist's, dachte Barfüßele, so ein Mädchen ist wie eine Pflanze festgewachsen an den Ort, das kann nicht herum gehen und suchen, das muß warten bis das da zufliegt.

„Wenn ich ein Vöglein wär'
Und auch zwei Flügelein hätt,
Flög ich zu dir;
Weil's aber nicht kann sein,
Bleib ich allhier.

Bin ich gleich weit von dir,
Bin ich doch im Traum bei dir
Und red mit dir;
Wenn ich erwachen thu,
Bin ich allein.

Es vergeht kein' Stund in der Nacht,
Daß nicht mein Herz erwacht
Und an dich denkt —

So sang Barfüßele.

Es war wunderbar, wie jetzt alle Lieder auf Barfüßele gesetzt waren, und wie viel Tausend haben sich diese schon aus der Seele gesungen und wie viel Tausende werden sie sich noch aus der Seele singen. Ihr, die ihr euch sehnt und endlich ein Herz umschlungen haltet, ihr haltet damit umschlungen das Lieben aller derer, die je waren und sein werden.

12. Er ist gekommen.

Barfüßele stand eines Sonntags Nachmittags nach ihrer Gewohnheit an die Thürpfoste des Hauses gelehnt und schaute träumend vor sich hin, da kam der Enkel des Kohlenmathes das Dorf heraufgesprungen und winkte schon von Ferne und rief:

„Er ist gekommen! Barfüßele, er ist gekommen!"

Barfüßele zitterten die Kniee und mit bebender Stimme rief sie: „Wo ist er? wo?"

„Bei meinem Großvater im Moosbrunnenwald."

„Wo? Wer? Wer schickt dich?"

„Dein Dami. Er ist drunten im Wald."

Barfüßele mußte sich auf die Steinbank vor dem Hause setzen, aber nur eine Minute, dann bezwang sie sich selbst, richtete sich straff auf mit den Worten: „Mein Dami? Mein Bruder?"

„Ja, des Barfüßeles Dami," sagte der Knabe treuherzig, „und er hat mir versprochen, du gäbest mir einen Kreuzer, wenn ich zu dir Boten gehe und es dir sage; jetzt gieb mir meinen Kreuzer."

„Mein Dami wird dir schon drei dafür geben."

„O nein," sagte der Knabe, „er hat ja zu meinem Großvater geheult, weil er keinen Kreuzer mehr habe."

„Ich habe jetzt auch keinen," sagte Barfüßele, „aber ich bleib' dir gut dafür."

Sie ging schnell zurück ins Haus, bat die Nebenmagd, an ihrer Statt des Abends die Kühe zu melken, wenn sie zum Abend nicht wieder da sei; sie müsse schnell einen Gang machen. Mit Herzklopfen, bald im Zorn auf Tami, bald in Wehmuth über ihn und sein Ungeschick, bald in Aerger, daß er wieder da sei und dann wieder in Vorwürfen, daß sie ihrem einzigen Bruder so begegne, ging Barfüßele das Feld hinaus, das Thal hinab nach dem Moosbrunnenwald. Der Weg zum Kohlenmathes war nicht zu verfehlen, obgleich man von dem Fußweg abseits gehen mußte. Der Geruch des Meilers führte unfehlbar zu ihm. — Wie singen die Vögel in den Bäumen und ein jammerndes Menschenkind wandelt drunter hin, und wie traurig muß es Tami sein, der das Alles wiedersieht, und es muß ihm hart gegangen sein, wenn er keinen andern Ausweg mehr weiß, als heim und sich an dich hängen und dich aussaugen. Andre Schwestern haben von den Brüdern eine Hülfe und ich . . . Aber ich will dir jetzt schon zeigen, Tami, du mußt bleiben wo ich dich hinstelle und darfst nicht zucken.

In solcherlei Gedanken ging Barfüßele dahin und war endlich beim Kohlenmathes angekommen. Aber sie sah hier keinen Menschen außer dem Kohlenmathes, der vor seiner Blockhütte beim Meiler saß und seine Holzpfeife mit beiden Händen hielt und rauchte, denn ein Köhler thut es seinem Meiler nach und raucht immer.

„Hat mich Jemand zum Narren gehabt?" fragte sich Barfüßele. „O das wäre schändlich! Was thue ich denn den Menschen, daß sie mich zum Narren haben? Aber ich

krieg's schon heraus, wer das angestellt hat, der soll mir's büßen."

Mit geballter Faust und flammenrothem Gesicht stand sie jetzt vor dem Kohlenmathes. Dieser hob kaum das Antlitz nach ihr, viel weniger daß er ein Wort redete; er war, so lang die Sonne schien, fast immer wortlos und nur des Nachts, wenn ihm Niemand in's Auge sehen konnte, sprach er viel und gern.

Barfüßele starrte eine Minute in das schwarze Antlitz des Köhlers und dann fragte sie zornig: „wo ist mein Tami?"

Der Alte schüttelte mit dem Kopfe verneinend. Da fragte Barfüßele nochmals mit dem Fuße aufstampfend: „Ist mein Tami bei Euch?"

Der Alte legte die Hände aus einander und zeigte rechts und links, daß er nicht da sei.

„Wer hat denn zu mir geschickt?" fragte Barfüßele immer heftiger: „So redet doch!"

Der Köhler wies mit dem rechten Daumen nach der Seite, wo ein Fußweg sich um den Berg hinzog.

„Um Gotteswillen, saget doch ein Wort," drängte Barfüßele vor Zorn weinend, „nur ein einziges Wort. Ist mein Tami da oder wo ist er?"

Endlich sagte der Alte: „Er ist da, dir entgegengegangen, den Fußweg," und gleich als hätte er viel zu viel gesprochen, preßte er rasch die Lippen zusammen und ging um den Meiler.

Da stand nun Barfüßele und lachte höhnisch und wehmüthig über den einfältigen Bruder. „Er schickt nach mir und bleibt doch nicht an einer Stelle, wo man ihn finden kann; und wenn ich jetzt den Weg hinauf gehe —

wie konnte er nur glauben, daß ich den Fußweg gehe? das ist ihm jetzt gewiß auch eingefallen und er geht einen andern und ist nicht mehr zu finden und wir laufen um einander herum wie im Nebel."

Barfüßele setzte sich still auf einen Baumstumpf und in ihr brannte es wie in dem Meiler, die Flamme konnte nicht ausschlagen, sie mußte still in sich verkohlen. Die Vögel sangen, der Wald rauschte, ach, was ist das Alles, wenn kein heller Ton im Herzen klingt . . . Wie aus einem Traume erinnerte sich jetzt Barfüßele, wie sie einst Liebesgedanken nachgehangen. Wie kommst Du dazu, solches in dir aufkommen zu lassen? Hast du nicht Elend genug an dir und an deinem Bruder? Und der Gedanke dieser Liebe war ihr jetzt wie mitten im Winter die Erinnerung an einen hellen Sommertag. Man kann's nur glauben, daß es einst so sonnig warm gewesen, aber man weiß nichts mehr davon. Jetzt mußte sie lernen was „Warten" heißt: hoch oben auf einer Spitze, wo kaum eine Hand breit Boden; und wenn du erst weißt wie es ist, bist du im alten Elend und in noch größerem . . .

Sie ging hinein in die Blockhütte des Köhlers, da lag ein Sack locker und kaum halb voll, und auf dem Sacke stand der Name des Vaters.

„O wie bist du herumgeschleppt!" sagte sie fast laut. Sie ging aber schnell über die Erregung des Gemüthes hinweg und wollte sehen was denn Tami wieder mit zurückgebracht. „Er hat doch mindestens die guten Hemden noch, die du ihm von der Leinwand der schwarzen Marann' hast machen lassen? Und vielleicht ist auch ein Geschenk von dem Ohm aus Amerika darin. Aber wenn er noch etwas Ordentliches hätte, wäre er dann zuerst

zum Kohlenmathes im Walde? Hätte er sich nicht gleich im Torfe gezeigt?"

Barfüßele hatte Zeit diesen Gedanken nachzuhängen, denn das Sackbändel war wahrhaft kunstmäßig verknetet, und nur ihrer gewohnten Geschicklichkeit und Unablässigkeit gelang es, ihn endlich zu entwirren. Sie that Alles heraus was in dem Sacke war und mit zornigem Blicke sagte sie vor sich hin: „O du Garnichts! da ist ja kein heiles Hemd mehr. Du hast jetzt die Wahl, ob du Bettellump oder Lumpenbettler heißen willst."

Das war keine gute Stimmung, in der sie den Bruder zum erstenmale wieder begrüßen konnte, und dieser mochte es fühlen, denn er stand lauernd am Eingange der Blockhütte, bis Barfüßele wieder Alles in den Sack gethan hatte. Dann trat er auf sie zu und sagte: „Grüß Gott Amrei! Ich bringe dir nichts als schwarze Wäsche, aber du bist sauber und wirst mich auch wieder . . . ."

„O lieber Tami, wie siehst du aus!" schrie Barfüßele und lag an seinem Halse, aber schnell riß sie sich wieder los und sagte:

„Um Gotteswillen, du riechst ja nach Branntwein. Bist du schon so weit?"

„Nein, der Kohlenmathes hat mir nur ein bischen Wachholdergeist gegeben, ich hab' auf keinem Bein mehr stehen können; es ist mir schlecht gegangen, aber schlecht bin ich drum nicht geworden, das glaub' mir, ich kann dir's freilich nicht beweisen."

„Ich glaub' dir. Du wirst doch das Einzige was du auf der Welt hast, nicht betrügen? O wie verwildert und elend siehst du aus! Du hast ja einen großen Bart wie ein Scheerenschleifer. Das leid' ich nicht, den mußt du

herunter machen. Du bist doch sonst gesund? Es fehlt dir doch nichts?"

„Gesund bin ich und will Soldat werden."

„Was du bist und was du wirst, das wollen wir schon noch überlegen; jetzt sag', wie es dir ergangen ist."

Tami stieß ein Scheit halbverbranntes Holz, von den sogenannten unbrauchbaren Bränden, mit dem Fuße weg und sagte: „Siehst du? Grad so bin ich; nicht ganz Kohle geworden und doch auch kein frisch Holz mehr."

Barfüßele ermahnte ihn, er solle ohne Klagen erzählen, und nun berichtete Tami eine lange, lange Geschichte wie er es beim Ohm nicht ausgehalten, wie hartherzig und eigennützig der sei, besonders aber, wie ihm die Frau jeden Bissen mißgönnt habe, den er im Hause genoß, wie er dann da und dort gearbeitet, aber immer mehr die Hartherzigkeit der Menschen erfahren habe; in Amerika da könnten die Menschen einen Andern im Elend verkommen sehen und schauen nicht nach ihm um. Barfüßele mußte fast lachen als in der Erzählung immer und immer wieder der Refrain verkam: „Und da haben sie mich auf die Straße geworfen." Sie konnte nicht umhin einzuschalten: „Ja, so bist du, du läßt dich immer werfen. Bist schon als Kind so gewesen: wenn du einmal gestolpert bist, da hast du dich fallen lassen wie ein Stück Holz. Man muß aus dem Stolper auch einen Hopser machen, drum sagt man ja im Sprichwort: von Stolpe nach Danzig (tanz ich). Sei lustig. Weißt, was man thun muß, wenn einem die Menschen weh thun wollen?"

„Man muß ihnen aus dem Weg gehen."

„Nein, man muß ihnen weh thun, wenn man kann, und am wehesten thut man ihnen, wenn man sich

aufrecht erhält und was vor sich bringt. Aber du stellst dich immer hin und sagst zur Welt: Thu' mir gut, thu' mir bös, küss' mich, schlag' mich, wie du willst. — Das ist leicht. Du lässest dir Alles geschehen und dann hast Erbarmen mit dir selbst. Wär' mir auch recht, wenn mich ein Anderes da und dort hinstellte, wenn ich's nicht selbst zu thun hätte; aber du musst jetzt selbst Einsteher für dich sein, hast dich genug in der Welt herumstoßen lassen, jetzt zeig' einmal den Meister."

Vorwürfe und Lehren werden einem Unglücklichen gegenüber oft zu ungerechten Härten und auch Dami nahm die Worte der Schwester als solche. Es war fürchterlich, daß sie es nicht einsah, wie er der unglücklichste Mensch auf der Welt sei. Sie konnte ihm streng vorhalten, daß er das nicht glauben möge und wenn er es nicht glaube, so sei es auch nicht. Aber das Schwierigste von Allem ist: einem Menschen den Glauben an sich beizubringen; die Meisten gewinnen ihn erst, nachdem ihnen etwas gelungen ist.

Dami wollte der herzlosen Schwester kein Wort weiter erzählen und erst später gelang es ihr, daß er ausführlich von seinen Fahrten und Schicksalen berichtete und wie er zuletzt als Heizer auf einem Dampfschiff nach der alten Welt zurückgekehrt sei. Indem sie ihm jetzt seine selbstquälerische Weichmüthigkeit vorhielt, ward sie inne, daß auch sie nicht frei davon war.

Durch den fast ausschließlichen Verkehr mit der schwarzen Maraun' hatte sie sich gewöhnt, immer so viel von sich zu reden und an sich zu denken, und sie war in ein schweres Wesen gerathen. Jetzt, indem sie den Bruder aufrichtete, that sie es auch unwillkürlich mit sich selbst:

denn das ist die geheimnißvolle Macht des Menschenzusammenhanges, daß wir immer, indem wir Anderen helfen, uns selbst mit helfen.

„Wir haben vier gesunde Hände," schloß sie, „und da wollen wir sehen, ob wir uns nicht durch die Welt durchschlagen, und durchschlagen ist tausendmal besser als sich durchbetteln. Jetzt komm', Tami, jetzt komm' mit heim."

Tami wollte sich im Orte gar nicht zeigen, er fürchtete sich vor dem Gespötte, das von allen Seiten auf ihn losbreche, er wollte vor der Hand noch versteckt bleiben; aber Barfüßele sagte ihm: „Jetzt gehst mit, am hellen Sonntag, und mitten durch das Dorf und läßt dich auspotten. Laß sie nur reden und deuten und lachen, dann bist du fertig und bist's los, hast den bittern Kelben auf Einmal verschluckt und nicht tropfenweis."

Erst nach vielem und heftigem Widerstreben und erst nachdem der schweigsame Kohlenmathes auch sein Wort und Barfüßele Recht gegeben hatte, ließ sich Tami führen. Und in der That hagelte und regnete es von allen Seiten bald grob bald spitz auf des Barfüßeles Tami los, der auf Gemeindekosten eine Vergnügungsreise nach Amerika gemacht habe. Nur die schwarze Marann' nahm ihn freundlich auf und ihr zweites Wort war: „Hast Du nichts von meinem Johannes gehört?"

Tami konnte keine Kunde geben. Und in doppelter Weise mußte Tami heute Haare lassen, denn noch am Abend brachte Barfüßele den Bader, der ihm den wilden Bollbart abnehmen und ihm das landesübliche glatte Gesicht geben mußte.

Schon am andern Mittag wurde Tami aufs Rathhaus

beschieden und da er davor zitterte, er wußte nicht warum, versprach Barfüßele ihn zu begleiten und das war gut, wenn es gleich nicht viel half.

Der Gemeinderath verkündete Tami, daß er aus dem Orte ausgewiesen sei; er habe kein Recht hier zu bleiben, um vielleicht der Gemeinde wiederum zur Last zu fallen.

Alle Gemeinderäthe staunten, da Barfüßele hierauf erwiederte:

„Ja wohl, Ihr könnet ihn ausweisen; aber wisset Ihr wann? Wenn ihr hinausgehen könnt auf den Kirchhof, dort wo unser Vater und unsere Mutter liegt und wenn ihr zu den Begrabenen sagen könnt: Auf! geht fort mit Eurem Kind! — Dann könnt Ihr ihn ausweisen. Man kann Niemand ausweisen aus dem Ort, wo seine Eltern begraben sind, da ist er mehr als daheim; und wenn's tausend und tausend mal da in den Büchern steht (sie deutete auf die gebundenen Regierungsblätter) und anders stehen mag, es geht doch nicht und Ihr könnet nicht."

Ein Gemeinderath sagte dem Schullehrer ins Ohr „diese Reden hat das Barfüßele von Niemand anders gelernt als von der schwarzen Marann!" Und der Heilgenpfleger neigte sich zum Schultheiß und sagte: „Warum duldest du, daß das Aschenbuttel so schreit? Klingle dem Schütz, er soll sie ins Narrenhäusle stecken."

Der Schultheiß aber lächelte und erklärte Barfüßele, daß sich die Gemeinde von allen Ueberlasten, die ihr durch den Tami werden könnten, losgekauft habe, indem sie den größten Theil des Ueberfahrtgeldes für ihn auslegte.

„Ja, wo ist er denn jetzt daheim?" fragte Barfüßele.

„Wo man ihn annimmt, aber hier nicht und vor der Hand nirgends."

„Ja, ich bin nirgends daheim," sagte Tami, dem es fast wohl that, immer noch mehr unglücklich zu sein. Jetzt konnte es doch Niemand läugnen, daß es keinem Menschen auf der Welt schlechter ginge als ihm.

Barfüßele kämpfte noch dagegen, aber sie sah bald, hier half nichts, das Gesetz war wider sie und nun betheuerte sie, daß ihr eher das Blut unter den Nägeln hervorfließen solle, ehe sie je wieder etwas für sich und ihren Bruder von der Gemeinde annehme und sie versprach alles Erhaltene zurückzuerstatten.

„Soll ich das auch in's Protokoll nehmen?" fragte der Gemeindeschreiber die Umstehenden und Barfüßele antwortete: „Ja, schreibt's nur, bei euch gilt ja doch nur das Geschriebene." Barfüßele unterzeichnete das Protokoll, aber als dieß geschehen war, wurde dennoch Tami verkündet, daß er als Fremder die Erlaubniß habe: drei Tage im Dorfe zu bleiben, wenn er bis dahin kein Unterkommen gefunden, werde er ausgewiesen und nöthigenfalls mit Zwangsmitteln über die Grenze gebracht.

Ohne weiter ein Wort zu sagen verließ Barfüßele mit Tami das Rathhaus und Tami weinte darüber, daß sie ihn unnöthig gezwungen habe, ins Dorf zurückzukehren; er wäre besser im Walde geblieben und hätte sich dadurch den Spott und jetzt den Kummer erspart, zu wissen, daß er aus seinem Heimathsorte als Fremder ausgewiesen sei. Barfüßele wollte ihm erwidern, daß es besser sei, wenn man Alles klar wisse und sei es auch das Herbste, aber sie verschluckte das, sie selber fühlte, daß sie alle Kraft brauche, um sich aufrecht zu erhalten; sie fühlte sich auch ausgewiesen mit ihrem Bruder und sie empfand es, daß sie einer Welt gegenüber stand, die sich auf Macht und

Gesetze stützte und sie selber hatte nur die leere Hand; aber sie hielt sich jetzt aufrechter als je.

Das Ungeschick und Mißgeschick Tami's drückte sie nicht nieder, denn so ist der Mensch: hat er ein Schmerzen das ihn ganz erfüllt, trägt er ein anderes, und sei es noch so schwer, oft leichter, als wenn es allein gekommen wäre. Und weil Barfüßele ein unnennbares Wehe empfand, gegen das sie nichts thun konnte, trug sie das nennbare, gegen das sie wirken konnte, um so williger und freier. Sie gönnte sich keine Minute der Träumerei mehr und ging immer mit straffen Armen und mit geballter Faust hin und her, als wollte sie sagen: wo ist denn die Arbeit und sei es auch die schwerste, ich nehme sie über mich, wenn ich nur mich und meinen Bruder aus der Abhängigkeit und Verlassenheit herausbringe. Sie dachte jetzt selber daran mit Tami ins Elsaß zu wandern und dort in einer Fabrik zu arbeiten. Es kam ihr schrecklich vor, daß sie das sollte; aber sie wollte sich dazu zwingen. Wenn nur der Sommer vorüber war, dann sollte es fortgehen, und Lebewohl Heimath! Wir sind ja auch Daheim in der Fremde.

Der nächste Annehmer, den die beiden Waisen in der Ortsregierung gehabt hatten, war jetzt machtlos. Der alte Rodelbauer lag schwer krank danieder und in der Nacht nach der stürmischen Gemeinderathssitzung verschied er.

Barfüßele und die schwarze Marann' waren diejenigen, die am meisten bei seiner Beerdigung auf dem Kirchhofe weinten. Ja, die schwarze Marann' sagte auf dem Heimwege noch als besonderen Grund: „Der Rodelbauer ist der letzte noch Lebende gewesen, mit dem ich einstmals in meinen jungen Jahren getanzt habe. Mein letzter Tänzer ist nun gestorben."

Bald aber hielt sie ihm eine andere Nachrede, denn es zeigte sich, daß der Rodelbauer, der Barfüßele so jahrelang darauf vertröstet hatte, sie in seinem Testamente gar nicht erwähnte, viel weniger ihr etwas vererbte. Als die schwarze Marann' gar nicht aufhören wollte mit Klagen und Schelten sagte Barfüßele: „Das geht jetzt in Einem hin, es ist jetzt einmal so, es hagelt jetzt von allen Seiten auf mich los, aber die Sonne wird schon wieder scheinen."

Die Hinterlassenen des Rodelbauern schenkten indeß Barfüßele einige Kleider des Alten; sie hätte sie gern zurückgewiesen, aber durfte sie es wagen, jetzt noch mehr Trotz kund zu geben? Auch Dami wollte die Kleider nicht annehmen, aber er mußte nachgeben. Es schien einmal sein Loos, in den Kleidern allerlei Abgeschiedener sein Leben zu verbringen.

Der Kohlenmathes nahm Dami zu sich in den Wald zum Meiler, und Zuträger sagten dem Dami, er solle nur einen Prozeß anfangen, man könne ihn nicht ausweisen, weil er noch an keinem andern Orte angenommen sei, das sei stillschweigende Voraussetzung beim Aufgeben des Heimathsrechtes.

Die Leute schienen sich fast daran zu ergötzen, daß die armen Waisen weder Zeit noch Geld hatten, einen Rechtsstreit anzufangen.

Dami schien sich wohlzugefallen in der Einsamkeit des Waldes. Es war so nach seiner Art, daß man sich nicht an- und auszuziehen brauchte, und jedesmal am Sonntag Nachmittag kostete es Barfüßele einen Kampf, bis sich Dami nur ein bischen reinigte; dann saß sie bei ihm und dem Mathes, und man sprach wenig, und Barfüßele konnte ihre Gedanken nicht abhalten, daß sie in der Irre

umhergingen in der Welt und den suchten, der sie einst einen ganzen Tag so glücklich gemacht und in den Himmel gehoben hatte. Wußte er nichts mehr von ihr und dachte er nicht mehr an sie? Kann denn der Mensch den andern vergessen, mit dem er einmal so glücklich war?

Es war am Sonntag Morgen gegen Ende Mai, Alles war in der Kirche. Es hatte am Tage vorher geregnet. Ein frischer erquickender Athem hauchte von Berg und Thal, denn die Sonne schien hell hernieder. Auch Barfüßele hatte in die Kirche gehen wollen, aber sie lag wie festgebannt unter dem Fenster, während es läutete, und sie versäumte die Kirche. Das war seltsam und noch nie geschehen. Nun da es zu spät war, entschloß sie sich, allein zu bleiben und daheim in ihrem Gesangbuche zu lesen. Sie kramte in ihrer Truhe und war überrascht von allerlei Sachen, die sie befaß. Sie saß auf dem Boden und las eben einen Gesang und summte ihn halblaut vor sich hin, da regte sich etwas am Fenster. Sie schaute sich um, eine weiße Taube steht auf dem Simse und schaut nach ihr, und wie sich die Blicke des Mädchens und der Taube begegnen, fliegt die Taube davon und Barfüßele schaut ihr nach, wie sie hinausfliegt über das Feld und sich dort niederläßt. Dieses Begegniß, das doch so natürlich war, macht sie plötzlich ganz froh, und sie nickt immer hinaus ins Weite nach den Bergen, nach Feld und Wald. Sie ist den ganzen Tag ungewöhnlich heiter. Sie kann nicht sagen warum, es ist ihr, als ob ihr eine Freude in der Seele jauchzte, sie weiß nicht woher sie kam. Und so oft sie auch am Mittag an die Thürpfeste gelehnt, über die seltsame Erregung die sie spürt, den Kopf schüttelt, sie weicht nicht von ihr. „Es

muß sein, es muß doch sein, daß Jemand gut an dich gedacht hat; nur warum kann das nicht sein, daß so eine Taube der stille Bote ist, der mir das sagt? Die Thiere leben doch auch auf der Welt, wo die Gedanken der Menschen hin und her fliegen, und wer weiß, ob sie nicht Alles still davon tragen."

Die Menschen, die an Barfüßele vorübergingen, kannten nicht ahnen, was für ein seltsames Leben sich in ihr bewegte.

13. Aus einem Mutterherzen.

Während Barfüßele im Dorf und in Feld und Wald träumte und sorgte und kummerte, bald von seltsamen Freudenschauern sich durchrieselt fühlte, bald sich wie ausgestoßen vorkam in der weiten Welt, schickten Eltern ihr Kind fort, freilich, damit es um so reicher wiederkäme.

Treben im Allgäu, auf dem großen Bauernhofe, genannt zur „wilden Reuthe," saß der Landfriedbauer mit seiner Frau bei ihrem jüngsten Sohne, und der Bauer sagte: „Hör einmal Johannes, jetzt ist mehr als ein Jahr um, seitdem du zurückgekehrt bist, und ich weiß nicht, was mit dir ist; du bist damals wie ein geschlagener Hund heim gekommen und hast gesagt, du wolltest dir lieber hier in der Gegend eine Frau suchen, aber ich sehe nichts davon. Willst du mir noch einmal folgen, dann will ich dir kein Wort mehr zureden."

„Ja, ich will," sagte der junge Mann, ohne sich aufzurichten.

„Nun gut, versuch's noch einmal, Einmal ist Keinmal, und ich sage dir, du machst mich und die Mutter glücklich, wenn du dir eine Frau nimmst aus unserer Gegend, und am liebsten, wo die Mutter her ist. Ich kann dir's schon in's Gesicht sagen, Bäuerin, es gibt in

der ganzen Welt nur Einen guten Schlag Weibsleut', und der ist bei uns daheim, und du bist gescheit, Johannes, du wirst schon eine Rechtschaffene finden, und dann wirst du es uns noch auf dem Todtenbette danken, daß wir dich in unsere Heimath geschickt haben, dir eine Frau zu holen. Wenn ich nur fort könnte, ich ginge mit dir, und wir Beide fänden schon die Rechte. Aber ich hab' mit unserm Jörg geredet, er will mit dir gehen, wenn du ihn darum anspricht. Reit' hinüber und sag's ihm."

„Wenn ich meine Meinung sagen darf," erwiederte der Sohn, „wenn ich noch einmal gehen soll, möcht' ich wieder allein. Ich bin einmal so. Das verträgt bei mir kein anderes Aug', ich möcht mit Niemand darüber reden. Wenn's möglich wär' möcht ich am liebsten ungesehen und stumm Alles erkundschaften; und kömmt man nun gar zu Zweit', da ist's so gut, wie wenn man's ausschellen ließ', und Alles putzt sich auf."

„Wie du willst," sagte der Vater, „du bist einmal so aus der Art. Weißt was? Mach' dich jetzt gleich auf den Weg; es fehlt uns ein Gespann zu unserm Schimmel, such' dir einen dazu, aber nicht auf dem Markt; und wenn du so in den Häusern herumkommst, kannst du schon viel sehen und kannst auch auf dem Heimweg ein Bernerwägelein kaufen. — Der Dominik in Endringen soll ja noch drei Töchter haben wie die Orgelpfeifen, such' dir Eine aus, aus dem Haus wäre uns eine Tochter recht."

„Ja," ergänzte die Mutter „das Ameile hat gewiß brave Töchter."

„Und besser wär's," fuhr der Vater fort, „du siehst dir einmal in Siebenhöfen die Amrei an, des Schmalzgrafen Tochter, die hat einen ganzen Hof, den könnte man gut

verkaufen, die Siebenhöfener Bauern, die schlecken die Finger darnach, wenn sie nur noch Aecker kriegen könnten, und da ist baar Geld, da giebt's keine Zieler; aber ich red' dir weiter nichts zu, du hast ja deine Augen selber bei dir. Komm', mach' dich gleich auf den Weg. Ich füll' dir die Geldgurte voll. Zweihundert Kronenthaler werden genug sein, und der Dominik leiht dir, wenn du mehr brauchst. Gieb Dich nur zu erkennen. Ich kann's noch nicht verstehen, daß du dich damals auf der Hochzeit nicht zu erkennen gegeben hast; es muß dir was geschehen sein, aber ich will nichts wissen."

„Ja, weil er's nicht sagt," ergänzte die Mutter lächelnd.

Der Bauer machte sich nun gleich daran, die Geldgurte zu füllen. Er brach zwei gestößelte Rollen auf und man sah es ihm an', es that ihm wohl, wie er so die grobe Münze von der einen Hand in die andere laufen ließ. Er machte Häufchen von je zehn Thalern und zählte sie zwei-, dreimal ab, um sich ja nicht zu irren.

„Nun meinetwegen," sagte der junge Mann und richtete sich auf. — Es ist der fremde Tänzer, den wir bei der Hochzeit in Endringen kennen gelernt. Bald bringt er den gesattelten Schimmel aus dem Stall, schnallt noch den Mantelsack darauf und ein schöner Wolfshund springt dabei an ihm empor und leckt ihm die Hände.

„Ja, ja, ich nehm' dich mit," sagte der Bursche zu dem Hunde und erschien zum erstenmale im ganzen Gesicht freundlich und er rief zum Vater hinein in die Stube: „Vater, darf ich den Lux mitnehmen?"

„Ja, wie du willst," lautete von drinnen die Antwort aus dem Klingen der Thaler heraus. Der Hund

schien Hin- und Widerrede verstanden zu haben. Er sprang bellend und sich im Kreise drehend im Hofe umher.

Der Bursche ging hinein in die Stube und indem er sich die Geldgurte umschnallte sagte er: „Ihr habt Recht Vater, es wird mir jetzt schon wohler, weil ich jetzt aus dem so Hinleben mich herausmache, und ich weiß nicht, man soll freilich keinen Aberglauben haben, aber es hat mir doch wohlgethan, daß der Schimmel sich nach mir wendet wie ich in den Stall komme und wiehert, daß der Hund so auch mit will; es ist doch ein gutes Zeichen, und wenn man die Thiere befragen könnte, wer weiß, ob die Einem nicht den besten Rath geben könnten."

Die Mutter lächelte, aber der Vater sagte: „Vergiß nicht, daß du dich an den Krappenzacher hältst und geh' nicht voran und bind' dich nicht ehe du ihn befragt hast; der kennt das Inwendige aller Menschen auf zehn Stunden Wegs im Umkreis und ist ein lebendiges Hypothekenbuch. Jetzt behüt' dich Gott und laß dir Zeit, du kannst auf zehn Tage ausbleiben."

Vater und Sohn schüttelten sich die Hände und die Mutter sagte: „Ich geb' dir noch ein Stück das Geleite."

Der Bursche führte nun das Pferd am Zügel und ging neben der Mutter her, still bis hinaus vor den Hof und erst bei einer Biegung des Weges sagte die Mutter zagend: „Ich möchte dir gern Anweisungen geben."

„Ja, ja, nur zu, ich höre gern drauf."

Nun begann die Mutter indem sie die Hand des Sohnes faßte: „Bleib stehen, ich kann im Gehen nicht gut reden. — Schau, daß sie dir gefällt, das ist natürlich

das Erste; ohne Lieb' ist keine Freud', und ich bin nun eine alte Frau, gelt ich darf Alles sagen?"

„Ja, ja!"

„Wenn du dich nicht darauf freust und es nicht wie ein Gnadengeschenk vom Himmel ansiehst, daß du ihr einen Kuß geben darfst, da ist's die rechte Liebe nicht, aber . . . bleib doch stehen . . . und auch diese Liebe reicht noch nicht aus, da kann sich noch etwas anderes dahinter verstecken. Glaub mir . . ." Die alte Frau hielt stotternd inne und wurde flammroth im Gesichte. „Schau, wo der rechte Respekt nicht ist, und wo man nicht Freud daran hat, daß eine Frau grad so eine Sache in die Hand nimmt und grad so wegstellt und nicht anders, da geht's schwer; und vor Allem achte darauf, wie sie sich zu den Dienstboten stellt."

„Ich will Euch immer abnehmen und in klein Geld wechseln, was Ihr meinet, Mutter; das Sprechen wird Euch schwer. Jetzt das verstehe ich schon. Sie darf nicht zu stolz und nicht zu vertraut sein."

„Das freilich, aber ich seh's einer am Mund an, ob der Mund schon geflucht und geschimpft und gescholten hat, und ob er's gern thut. Ja, wenn du sie im Aerger weinen sehen, wenn du sie im Zorn ertappen könntest, da wäre sie am besten kennen zu lernen; da springt der versteckte inwendige Mensch heraus und das ist oft einer mit Geierkrallen wie ein Teufel. O Kind! Ich hab' viel erfahren und ins Aug' gefaßt. Ich seh' daran, wie eine das Licht auslöscht, wie's in ihr aussieht und was sie für ein Gemüth hat. Die so im Vorbeigehen mit einem Hui das Licht ausbläst, mag's fünkeln und blaken, das ist eine, die sich auf ihr schnelles Schaffen

was einbildet und sie thut doch Alles nur halb und hat keine Ruhe im Gemüth."

„Ja, Mutter, das machet Ihr mir zu schwer; eine Lotterie ist und bleibt es immer."

„Ja, ja, du brauchst auch nicht Alles zu behalten, was ich mein', nur so obenhin, wenn dir's nachher vorkommt, wirst schon finden, wie ich's gemeint habe, und dann paß auf: ob sie gut beim Arbeiten redet, ob sie etwas in die Hand nimmt, wenn sie mit dir spricht, und nicht allemal still hält, wenn sie ein Wort sagt, und nicht eine Scheinarbeit thut. Ich sage dir, Arbeitsamkeit ist bei einer Frau Alles. Meiner Mutter Red' ist immer gewesen: ein Mädchen darf nie mit leeren Händen gehen und muß über drei Zäune springen, um ein Federchen aufzulesen. Und dabei muß sie doch beim Schaffen ruhig und stetig sein, nicht so um sich rasen und aufbegehren, als wolle sie jetzt grad' ein Stück von der Welt herunter reißen. Und wenn sie dir Red' und Antwort gibt, merk' auf, ob sie nicht zu blöd' und nicht zu keck ist. Du glaubst gar nicht, die Mädchen sind ganz anders, wenn sie einen Mannshut sehen, als wenn sie unter sich sind, und die wo immer gar so thun, als ob sie bei jedem sagen wollten: friß mich nicht! das sind die schlimmsten, aber die so ein gewetztes Mundstück haben und die meinen, wenn Jemand in der Stube sei, dürfe das Maul gar nicht still stehen, die sind noch ärger."

Der Bursche lachte und sagte: „Mutter, Ihr solltet einmal predigen gehen in der Welt herum und Kirche halten für die Mädchen allein."

„Ja, das könnte ich auch," sagte die Mutter ebenfalls lachend, „aber ich bringe das Letzte zuerst vor.

Natürlich, daß du zuerst drauf siehst, wie sie zu Eltern und Geschwistern steht; du bist ja selber ein gutes Kind, da brauch' ich dir nichts zu sagen. Das vierte Gebot kennst du."

„Ja, Mutter, da seid ruhig und da habe ich mein besonderes Merkzeichen: die viel Wesens von der Elternliebe machen, da ist's nichts; das zeigt sich am besten wie man thut; und wer viel davon schwätzt, ist müd und matt, wenn's an's Thun geht."

„Du bist ja gescheit," sagte die Mutter in spöttischer Glückseligkeit, legte die Hand auf die Brust und schaute zu ihrem Sohne auf: „Soll ich dir noch mehr sagen?"

„Ja, ich hör' Euch immer gern."

„Mir ist, wie wenn ich heut' zum erstenmale so recht mit dir reden könnte, und wenn ich sterbe, so habe ich nichts mehr hinter mir was ich vergessen habe. Das vierte Gebot! ja, da fällt mir ein was mein Vater einmal gesagt hat. O, der hat Alles verstanden und viel in Schriften gelesen und ich habe einmal zugehört wie er zum Pfarrer, der oft bei ihm war, gesagt hat: Ich weiß den Grund warum beim vierten Gebot allein eine Belohnung ausgesetzt ist, und man meint doch da wäre es grad am unnöthigsten, denn das ist ja das natürlichste, aber es heißt: Ehre Vater und Mutter damit du lange lebest! . . damit ist nicht gemeint, daß ein braves Kind siebzig oder achtzig Jahr alt wird; nein, wer Vater und Mutter ehrt, lebt lange, aber rückwärts. Er hat das Leben von seinen Eltern in sich, in der Erinnerung, in Gedanken, und das kann ihm nicht genommen werden und er lebt lange auf Erden wie alt er auch sei. Und wer Vater und Mutter nicht ehrt, der ist erst heut auf die Welt gekommen und morgen nicht mehr da."

„Mutter, das ist ein gutes Wort, das verstehe ich und werde es auch nicht vergessen und meine Kinder sollen's auch lernen; aber je mehr Ihr so redet, je schwerer wird mir's, daß ich Eine finde; ich meine sie müßte so fein wie Ihr."

„O Kind, sei nicht so einfältig! Mit neunzehn, zwanzig Jahren bin ich auch noch ganz anders gewesen, wild und eigenwillig, und auch jetzt bin ich noch nicht wie ich sein möchte! Aber was ich dir noch sagen wollte? ja, von wegen der Frau. Es ist wunderlich, warum es gerade dir so schwer wird. Aber dir ist von Klein auf Alles schwerer geworden, du hast erst mit zwei Jahren laufen gelernt und kannst doch jetzt springen wie ein Füllen. Nur noch ein paar Kleinigkeiten, aber da kennt man oft Großes draus. Merk' auf, wie sie lacht; nicht so platschig zum Ausschütten, und nicht so spitzig zum Schnäbelchen machen, nein, so von innen heraus, ich wollt', du wüßtest wie du lachst, dann könntest du's schon abmerken."

Der Sohn mußte hierbei laut auflachen und die Mutter sagte immer: „ja, ja, so ist's, so hat gerad mein Vater auch gelacht, so hat's ihm den Buckel geschüttelt und die Achseln gehoben." Und je mehr die Mutter das sagte, um so mehr mußte der Sohn lachen und sie stimmte endlich selbst mit ein und so oft das Eine aufhörte, steckte das fortgesetzte Lachen des Andern es wieder an. Sie setzten sich an einen Wegrain, ließen das Pferd grasen und indem die Mutter ein Maasliebchen abpflückte und damit in der Hand spielte, sagte sie: „Ja das ist auch was, das hat viel zu bedeuten. Gib Acht, ob ihr Blumen gedeihen, da steckt viel drin, mehr als man glaubt."

Man hörte in der Ferne Mädchen singen und die

Mutter sagte: „Merk auch auf, ob sie beim Singen gern gleich die zweite Stimme singt; die wo gern immer den Ton angeben, das hat etwas zu bedeuten; und schau! da kommen Schulkinder, die sagen mir auch was. Wenn du's erkundschaften kannst, ob sie ihr Schreibbuch aus der Schule noch hat, das ist auch wichtig."

„Ja, Mutter, Ihr nehmt noch die ganze Welt zum Wahrzeichen. Was soll denn das jetzt zu bedeuten haben, ob sie ihr Schreibbuch noch hat?"

„Daß du noch fragst, das zeigt, daß du noch nicht ganz gescheit bist. Ein Mädchen, das nicht gern alles aufbewahrt, was einmal gegolten hat, das hat kein rechtes Herz."

Der Sohn hatte während des Redens versucht, die Treibschnur an der Peitsche, die sich verknotet hatte, aufzuknüpfen; jetzt holte er das Messer aus der Tasche und schnitt den Knoten entzwei. Mit dem Finger darauf hindeutend, sagte die Mutter:

„Siehst du? das darfst Du thun, aber das Mädchen nicht. Gieb Acht, ob sie einen Knoten schnell zerschneidet; da liegt ein Geheimniß drin."

„Das kann ich errathen," sagte der Sohn. „Aber Euer Schuhbändel ist Euch aufgegangen und wir müssen jetzt fort."

„Ja, und du bringst mich damit noch auf was," sagte die Mutter. „Schau, das ist noch eins der besten Zeichen: gieb Acht, wie sie die Schuhe vertritt, nach innen oder nach außen, und ob sie schlürkt und viel Schuhwerk zerreißt."

„Da müßte ich zum Schuhmacher laufen," sagte der Sohn lächelnd, „o Mutter, Alles das, was Ihr sagt, das findet man nicht bei einander."

„Ja, ja, ich red' zu viel und du brauchst ja nicht Alles behalten, es fällt dich nur daran erinnern, wenn's dir vorkommt. Ich meine nur: nicht was eine hat oder erbt ist die Hauptsache, sondern was eine braucht. Jetzt aber, du weißt, ich habe dich ruhig gehen lassen, jetzt mach' mir dein Herz auf und sag': Was ist dir denn geschehen, daß du voriges Jahr von der Hochzeit in Endringen heim gekommen bist wie behext und seitdem nicht mehr der alte Bursch bist von ehedem? Sag's vielleicht kann ich dir helfen."

„O Mutter, das könnet ihr nicht, aber ich will's Euch sagen. Ich hab' Eine gesehen, die die Rechte gewesen wäre, aber es ist die Unrechte gewesen."

„Um Gotteswillen! Du hast dich doch nicht in eine Ehefrau verliebt?"

„Nein, es ist aber doch die Unrechte gewesen. Was soll ich da viel drum herum reden? Es war eine Magd."

Der Sohn athmete tief auf und Mutter und Sohn schwiegen eine geraume Weile; endlich legte die Mutter die Hand auf seine Schulter und sagte: „O du bist brav, ich danke Gott, daß er dich so hat werden lassen. Das hast du brav gemacht, daß du dir das aus dem Sinn geschlagen hast. Dein Vater hätt' das nie zugegeben und du weißt ja was Vatersegen zu bedeuten hat."

„Nein, Mutter, ich will mich nicht braver machen als ich bin; es hat mir selber ganz allein nicht gefallen, daß sie eine Magd ist; das geht nicht und drum bin ich fort. Aber es ist mir doch härter geworden, mir das aus dem Sinn zu bringen als ich geglaubt habe, aber jetzt ist's vorbei, und es muß vorbei sein, ich habe mir das Wort gegeben, daß ich mich nicht nach ihr erkundige, Niemand

frage wo sie ist und wer sie ist, ich bringe Euch, will's Gott, eine rechte Bauerntochter."

„Du hast doch den Rechtschaffenen an dem Mädchen gemacht und hast ihm nicht den Kopf verwirrt?"

„Mutter, da, meine Hand, ich habe mir nichts vorzuwerfen."

„Ich glaube dir," sagte die Mutter, und drückte mehrmals seine Hand, „und Glück und Segen auf den Weg."

Der Sohn stieg auf und die Mutter sah ihm nach und jetzt rief sie: „Halt', ich muß dir noch was sagen, ich habe das Beste vergessen."

Der Sohn wendete das Pferd und bei der Mutter angekommen, sagte er lächelnd: „Aber nicht wahr, Mutter, das ist das Letzte?"

„Ja, und die beste Probe. Frage das Mädchen auch nach den Armen im Ort und dann lauf' herum und horch die Armen aus was sie über sie reden. Das muß eine schlechte Bauerntochter sein, die nicht ein Armes an der Hand hat, dem sie Gutes thut. Merk' dir das, und jetzt behüt' dich Gott und reit' scharf zu."

Und wie er nun davonritt sprach die Mutter noch ein Gebet auf seinen Weg, dann kehrte sie zurück nach dem Hof.

„Ich hätt' ihm doch noch sagen sollen, daß er sich auch nach des Jesenhausen Kindern erkundigen soll, was aus denen geworden ist," sagte die Mutter in seltsamer Erregung vor sich hin, und wer weiß die verborgenen Wege, die die Seele geht, die Strömungen die hinziehen über unserer erkennbaren Schicht oder tief unter ihr? Es erwacht eine längst verklungene Lied- und Tanzweise in deiner Erinnerung, du kannst sie nicht laut singen, du bringst die

Töne nicht zusammen, aber innerlich bewegt es sich dir ganz deutlich und es ist dir als ob du es hörtest. Was ist's, das plötzlich diese verklungenen Töne in dir erweckte?

Warum dachte jetzt die Mutter an diese Kinder, die schon längst aus ihrem Gedächtniß geschwunden waren? War die andächtige Stimmung von jetzt wie eine Erinnerung an eine andere längst verklungene und erweckte sie damit die begleitenden Umstände derselben? Wer kann die unwägbaren und unsichtbaren Elemente fassen, die hin und her von Mensch zu Mensch von Erinnerung zu Erinnerung schweben und schwingen!

Als die Mutter in den Hof zurückkam zu dem Bauer, sagte dieser spöttisch:

„Du hast ihm gewiß noch viel Unterweisung gegeben, wie man die beste fischt; ich habe auch dafür vorgesorgt, ich habe voraus an den Krappenzacher geschrieben, der wird ihn schon in die rechten Häuser bringen. Er muß eine bringen, die brav Batzen hat.“

„Das Batzenhaben macht die Bravheit nicht aus,“ entgegnete die Mutter.

„So gescheit bin ich auch,“ höhnte der Bauer, „aber warum soll eine nicht brav sein können und doch auch brav Batzen haben?“

Die Mutter schwieg. Nach einer Weile aber sagte sie:

„An den Krappenzacher hast ihn gewiesen? Beim Krappenzacher ist der Bub vom Josenhans untergebracht gewesen.“ So knüpfte sie jetzt durch den Namen laut an ihre frühere Erinnerung an, und jetzt erst wurde sie sich bewußt, wessen sie sich erinnert hatte, und kam später bei nachfolgenden Ereignissen, die sich uns bald aufthun werden, noch oft darauf zurück.

„Ich weiß nicht, was du redest," sagte der Bauer, „was hast du mit dem Kind? Warum sagst du jetzt nicht, daß ich das gescheit gemacht habe?"

„Ja, ja, das ist gescheit," bestätigte die Frau, aber dem Alten genügte das nachträgliche Lob nicht, und er ging brummend hinaus.

Ein gewisses ärgerliches Bangen, daß es doch mit dem Johannes schief gehen könne, und daß man sich vielleicht zu sehr übereilt habe, machte den Alten für die Gegenwart und Alles was ihn umgab unwirsch.

14. Der Schimmelreiter.

Am Abend desselben Tages, an dem Johannes ausgeritten war von Husmarshofen, kam der Krappenzacher ins Haus des Rotelbauern und saß mit diesem lange im Hinterstübchen und las ihm leise einen Brief vor.

„Hundert Kronenthaler mußt du mir geben, wenn die Sache ins Reine kommt, und das will ich schriftlich," sagte der Krappenzacher.

„Ich meine, fünfzig Kronenthaler wären auch genug, das ist ein schön Stück Geld."

„Nein, keinen rothen Heller weniger als runde Hundert, und ich schenke dir dabei noch gut und gern hundert, aber ich gönne es dir und deiner Schwester, und thue gern einem im Ort einen Gefallen. Ich bekäme in Endringen und in Siebenhöfen gut und gern das Doppelte. Deine Resel ist eine rechte Bauerntochter, da kann man nichts dagegen sagen, aber was Besonderes ist sie nicht, da kann man fragen: was kostet das Dutzend von denen?"

„Sei still, das leid' ich nicht."

„Ja, ja, will still sein, und dich nicht im Schreiben verwirren. Jetzt schreib' gleich."

Der Rotelbauer mußte dem Krappenzacher willfahren und als er geschrieben hatte, sagte er:

„Wie meinst, soll ich meiner Resel etwas davon sagen?"

„Freilich mußt du das, aber sie soll sich nichts merken lassen, und auch Niemand im Ort; das verträgt das Schnaufen nicht, und ein Jedes hat seine Feinde, du und deine Schwester auch. Kannst mir's glauben. Sag' der Resel, sie soll sich alltagsmäßig anziehen, und die Kühe melken, wenn er kommt. Ich lasse ihn allein zu dir ins Haus, hast ja gelesen, daß der Landfriedbauer schreibt, er habe seinen eignen Kopf, und liefe gleich davon, wenn er merke, daß da etwas angelegt sei. Mußt aber noch schnell heut' Abend hinüberschicken nach Lauterbach, und dir den Schimmel von deinem Schwager helen lassen; ich will den Freier dann schon durch einen Unterhändler nach einem Gaul zu dir schicken. Lass' du dir auch nichts merken."

Der Krappenzacher ging weg und der Rodelbauer rief seine Schwester und seine Frau ins Hinterstübchen und theilte ihnen unter Angelobung der Geheimhaltung mit, daß morgen ein Freier für die Resel käme, und zwar ein Mensch wie ein Prinz, der einen Hof habe, wie es keinen zweiten gebe, mit Einem Wort, des Landfriedbauern Johannes von Zusmarshofen. Er gab nun die weiteren Anordnungen, wie sie der Krappenzacher bestimmt hatte, und empfahl das strengste Geheimhalten.

Nach dem Nachtessen konnte sich indeß Resel nicht enthalten, das Barfüßele zu fragen, ob sie, wenn sie heirathe, gern mit ihr ginge als Magd, sie gäbe ihr doppelt mehr Lohn als sie jetzt habe, und sie brauche dann auch nicht über den Rhein in eine Fabrik. Barfüßele gab ausweichende Antwort, denn sie war nicht geneigt mit der

Resel zu gehen und wußte, daß diese bei ihrem Antrage noch andere Absichten hatte: sie wollte zuerst ihren Triumph anbringen, daß sie einen Mann kriege, und was für einen, und dann sollte Barfüßele ihr das Hauswesen in Stand halten, um das sie sich bisher fast gar nichts bekümmert hatte. Das hätte nun Barfüßele gern gethan für eine ihr zugeneigte Herrin, aber nicht für Resel, und sollte sie einmal von ihrer jetzigen Meisterin fort, dann wollte sie nicht mehr in Dienst, dann lieber für sich, sei es auch in der Fabrik mit ihrem Bruder.

Und noch als sich Barfüßele zu Bette legen wollte, rief sie die Meisterin, und vertraute ihr das Geheimniß mit dem Hinzufügen: „Du hast zwar immer Geduld gehabt mit der Resel, jetzt aber hab' doppelte, so lange der Freier da ist, daß es keinen Lärm im Hause gibt."

„Ja, ich finde es aber schlecht, daß sie jetzt das einzige Mal die Kühe melken will; das heißt ja den guten Menschen betrügen, und sie kann ja gar nicht melken."

„Du und ich wir können die Welt nicht ändern," sagte die Meisterin, „ich mein', du hast für dich allein schwer genug; laß du Andre treiben was sie wollen."

Barfüßele legte sich mit dem schweren Gedanken nieder, wie doch die Menschen sich gar kein Gewissen daraus machen, einander zu betrügen. Sie wußte zwar nicht, wer der Betrogene sein würde; aber sie hatte tiefes Mitleid mit dem armen jungen Mann und schwarz wurde es ihr vor den Augen als sie denken mußte: Wer weiß, vielleicht wird die Resel mit ihm ebenso angeführt als er mit ihr.

Am Morgen als Barfüßele in aller Frühe zum Fenster hinaus sah, schrak sie plötzlich zurück als wäre ihr

ein Schuß an die Stirne gefahren. „Himmel was ist denn das?“ Sie rieb sich hastig die Augen und riß sie wieder auf und fragte sich, ob sie noch träume. „Das ist ja der Schimmelreiter von der Entringer Hochzeit, er kommt daher ins Dorf, er hält sich, nein, er weiß nichts; aber er soll's wissen. Nein, nein, was willst du? Er kommt näher, immer näher, er schaut nicht auf... Eine dreifach aufgeblühte Nelke fällt von der Haub Barfüßeles über dem Fensterbrett auf ihn nieder, sie trifft den Mantelsack seines Pferdes, aber er sieht sie nicht, und sie fällt auf die Straße und Barfüßele eilt hinab und nimmt das verrätherische Zeichen wieder zu sich und jetzt geht es ihr auf wie ein neuer fürchterlicher Tag: das ist ja der Freier der Nesel, der ist's, den sie gemeint hat am gestrigen Abend. Sie hatte ihn nicht genannt, aber es kann kein Anderer sein, keiner, und der soll betrogen werden? Im Schuppen auf dem grünen Klee, den sie den Rüben aufstecken wollte, kniete Barfüßele und betete inbrünstig zu Gott, daß er ihn davor bewahren möge, daß er die Nesel bekäme. Daß er ihr eigen werden sollte — sie wagte es nicht sich dem Gedanken hinzugeben und nicht ihn zu verscheuchen.

Kaum hatte sie gemelken als sie zur schwarzen Marann' hinüber eilte; sie wollte sie fragen, was sie thun solle; die schwarze Marann' lag schwer krank, sie war fast taub geworden und verstand kaum mehr zusammenhängende Worte, und Barfüßele wagte es nicht, das Geheimniß, das ihr halb anvertraut worden und das sie halb errathen hatte, so laut zu schreien, daß es die schwarze Marann' verstehen konnte. Es konnten Leute von der Straße es hören. Sie kehrte wieder rathlos nach Hause zurück.

Barfüßele mußte ins Feld und den ganzen Tag draußen bleiben beim Einpflanzen der Rübensetzlinge. Bei jedem Schritte fast zögerte sie und wollte zurück und dem Fremden Alles sagen, aber das Gebot der Unterthänigkeit eben so sehr als eine besondere Betrachtung drängte sie fort zu ihrer angewiesenen Pflicht. Wenn er so einfältig und unbefangen ist, daß er so fahrlässig hineinrennt, dann ist ihm nicht zu helfen, dann verdient er's nicht besser und — versprochen ist ja noch nicht geheirathet, tröstete sie sich zuletzt; aber sie war doch den ganzen Tag voll Unruhe, und als sie Abends heimgekehrt die Kühe melkte und Rosel mit dem vollen Kübel an einer ausgemolkenen Kuh saß und hell sang, da hörte sie den Fremden mit dem Bauer im benachbarten Pferdestall. Es handelte sich um einen Schimmel. Aber woher kam denn der Schimmel in den Stall? sie hatten ja bisher keinen? Jetzt fragte der Fremde: „Wer ist das, das daneben singt?"

„Das ist meine Schwester," sagte der Bauer und auf dieses Wort hin fiel Barfüßele ein und sang die zweite Stimme so mächtig, so trotzig, daß sie ihn zwingen wollte, daß er auch fragen müsse, wer denn drüben das sei; aber das Singen hatte den Uebelstand, daß man dadurch nicht hören konnte, ob er denn wirklich gefragt habe. Und als Rosel mit dem vollen Kübel über den Hof ging, wo eben jetzt der Schimmel vorgeführt und beschaut wurde, sagte der Bauer:

„Da, die da, das ist meine Schwester. Rosel! Stell ab und richt' was zum Nachtessen, wir haben einen Verwandten zum Gast, ich will ihn schon hinaufbringen."

„Und die Kleine da hat wol die zweite Stimme

gesungen?' fragte der Fremde. „Ist das auch eine Schwester?"

„Nein, das ist so halb und halb ein angenommenes Kind; mein Vater ist sein Pfleger gewesen."

Der Bauer wußte recht wohl, daß solche Mildthätigkeit ein schöner Ruhm eines Hauses sei und darum hatte er es vermieten, Barfüßele gradaus Magd zu nennen.

Barfüßele war aber innerlichst froh, daß der Fremde nun doch von ihr wußte. Wenn er gescheit ist, muß er sich bei mir nach der Resel erkundigen, berechnete sie richtig, und dann war die Anknüpfung gegeben, und er war wenigstens vor Unglück bewahrt.

Resel trug das Essen auf, und der Fremde war gar erstaunt, daß so schnell eine so schöne Gasterei hergerichtet sei; er konnte nicht wissen, daß Alles vorbereitet war, und Resel entschuldigte, daß er einstweilen fürlieb nehmen sollte mit der geringen Aufwartung, er sei's gewiß zu Hause besser gewohnt. Sie rechnete nicht ohne Klugheit, daß das Hervorheben eines weltbekannten Ruhmes Jedem wohlthue.

Barfüßele mußte heute in der Küche bleiben und Resel alles in die Hand geben und immer und immer bat sie: „So sag' mir doch um Gotteswillen, wer ist's denn? Wie heißt er denn?" Aber Resel gab keine Antwort, und die Meisterin löste endlich das Geheimniß, indem sie erklärte: „Jetzt kannst du's schon sagen, es ist des Landfriedbauern Johannes von Zusmarshofen. Nicht wahr, Amrei, du hast noch ein Anrenken von seiner Mutter?"

„Ja, ja," sagte Barfüßele, und sie mußte sich auf den Herd niedersetzen, so war es ihr in die Kniee gefahren. Wie wunderbar war das Alles! Also der Sohn

ihrer ersten Wohlthäterin ist es. „Nun muß ihm geholfen werden, und wenn das ganze Dorf mich steinigt, ich leid's nicht!“ sprach sie in sich hinein.

Der Fremde ging fort, man gab ihm das Geleite, aber noch auf der Treppe kehrte er wieder um und sagte: „Meine Pfeife ist mir ausgegangen, und ich zünd' mir sie am liebsten mit einer Kohle an.“ Er wollte offenbar mustern, wie es in der Küche aussähe. Die Rosel drängte sich vor ihm herein, und reichte ihm mit einer Zange eine Kohle, sie stand gerade vor Barfüßele, das hinten an der Esse auf dem Herd saß.

Und noch spät in der Nacht, als Alles im Hause schon schlief, verließ Barfüßele dasselbe und rannte im Dorfe hin und her. Sie sucht Jemanden, dem sie es sagen könnte, damit er den Johannes warne, aber sie weiß Niemand. Halt, da wohnt der Heiligenpfleger, der ist ein Feind des Rotelbauern, und der weiß alles geschmälzt anzubringen; aber . . zu einem Feinde deines Meisters gehst du nicht, und überhaupt zu Keinem hier. Hast schon Feinde genug von der Gemeinderathssitzung her wegen des Dami. Ja, der Dami, der kann's. Warum nicht? Ein Mann kann eher davon reden, was kann man ihm Hinterhältiges zutrauen? Und der Johannes, ja, so heißt er, er wird ihm das nicht vergessen, ja, und dann hat der Dami einen Annehmer, und was für einen! So einen Mann! So eine Familie! Da kann's ihm nicht mehr fehlen. Nein, der Dami darf sich nicht ins Dorf wagen. O lieber Gott, er ist ja ausgewiesen! Aber der Kohlenmathes, der könnte es, und vielleicht doch der Dami.

Hin und her wie ein Irrlicht schweifte ihr Denken, und sie selber irrte durch die Feldwege, ohne zu wissen

wohin, und es war ihr heute so schreckhaft, wie das immer ist, wenn man nichts weiß von der Welt und in Gedanken so dahin geht; sie erschrak vor jedem Tone, die Frösche im Weiher krächzten so fürchterlich, und die Schnarren in den Wiesen so heimtückisch, die Bäume stehen so schwarz in die Nacht hinein. Es hat heute gegen Endringen zu gewittert. Der Himmel ist von fliegenden Wolken überzogen, nur manchmal blinkt ein Stern her vor. Barfüßele eilt durch das Feld in den Wald, sie will doch zum Tami, sie muß sich wenigstens mit einem Menschen davon ausreden. Wie ist es im Wald so dunkel! Was ist das für ein Vogel, der jetzt in der Nacht zwitschert, fast wie eine Amsel, wenn sie am Abend heimfliegt, und „ich komm' komm' komm'; komm' schon, komm' schon!" lautet der Klang? Und jetzt schlägt die Nachtigall, so ohne Athemholen, so von innen heraus, quellend, sprudelnd, leise rieselnd, wie ein Waldquell, der aus dem Innersten der Erde gespeist wird.

Mehr hin und her schlängelten sich nicht die Wurzeln auf dem Waldwege, als die Gedanken Barfüßeles durch einander liefen.

„Nein, der Plan ist nichts! Geh nur wieder heim," sagte sie sich endlich, und kehrte um, aber noch lange wanderte sie in den Feldern umher, sie glaubte nicht mehr an Irrlichter, aber heute war es doch, als ob sie eines hin- und herführte, und heute zum erstenmale spürte sie auch, daß sie im Nachthau so lange barfuß umherging, und dabei brannten ihr die Wangen. In Schweiß gebadet kam sie endlich heim in ihre Kammer.

15. Gebannt und erlöst.

Am Morgen als Barfüßele erwachte, lag das Halsgeschmeide, das sie einst von der Landfriedbäuerin erhalten, auf ihrem Bette; sie mußte sich lange besinnen, bis sie sich erinnerte, daß sie dasselbe noch gestern Abend herausgenommen und lange betrachtet hatte.

Als sie sich aufrichten wollte, waren ihr alle Glieder wie zerschlagen und die Hände mühsam ineinander klammernd jammerte sie:

„Um Gotteswillen nur jetzt nicht krank sein! Ich habe keine Zeit dazu, ich kann jetzt nicht.“ Wie im Zorn gegen ihren Körper, ihn mit der Willenskraft gewaltsam bezwingend, stand sie auf, aber wie erschrak sie, als sie jetzt sich in dem kleinen Spiegel betrachtete. Ihr ganzes Gesicht war geschwollen. „Das ist die Strafe, weil du gestern Nacht noch so herum gelaufen bist und hast fremde Menschen und auch böse zu Hülfe rufen wollen.“ Sie schlug sich wie zur Züchtigung ins schmerzende Gesicht, nun aber verband sie sich über und über und ging an ihre Arbeit.

Als die Meisterin sie sah, wollte sie, daß sie sich zu Bette lege, aber die Rosel schimpfte, das sei eine Bosheit des Barfüßele, daß sie jetzt krank sein wolle, sie habe das zum Possen gethan, weil sie wisse, daß man

sie jetzt nöthig habe. Barfüßele war still und als sie im Schuppen war und Klee in die Ranfe steckte, da sagte eine helle Stimme: „Guten Morgen! Schon fleißig?"

Es war seine Stimme.

„Nur ein bisle," antwortete Barfüßele und biß dann die Zähne über einander, vor Allem über den neidischen Teufel, der sie so verhext und entstellt hatte, daß er sie unmöglich erkennen konnte.

Sollte sie sich jetzt zu erkennen geben?

Man muß es abwarten.

Während sie nun melk, fragte Johannes Allerlei. Zuerst über das Milchergebniß der Kühe und ob man verkaufe und wie, und wer buttere und ob vielleicht eines im Hause Buch darüber führe.

Barfüßele zitterte, es war jetzt in ihrer Hand, ihre Nebenbuhlerin zu beseitigen, indem sie zeigte wie sie war; aber wie seltsam zusammengesponnen sind die Fäden alles Thuns! Sie schämte sich vor Allem, über ihre Meistersleute schlecht zu sprechen, obgleich sie nur eigentlich die Rosel getroffen hätte, denn die Anderen waren brav, aber sie wußte, daß es auch einen Dienstboten schändet, wenn er das innere Wesen des Hauses zur Schande preisgiebt und sie sicherte sich daher, indem sie zuerst sagte: das stehe einem Dienstboten nicht wohl an, seine Meistersleute zu beurtheilen; „und gutherzig sind sie Alle," setzte sie in innerem Gerechtigkeitssinn hinzu, denn in der That war dies auch Rosel trotz ihres heftigen und herrischen Wesens. Jetzt fiel ihr was Gutes ein. Sagte sie gleich wie die Rosel sei, so reiste er schnell wieder ab, er war dann freilich von der Rosel los, aber er war dann auch fort, und mit kluger Rede sagte sie daher:

„Ihr scheint mir bedachtsam, wie auch Eure Eltern den Namen dafür haben. Ihr wisset aber, daß man kein Stückle Vieh in Einem Tag recht kennt; so mein' ich, Ihr solltet ein bischen hier bleiben und nachher können auch wir Zwei einander besser kennen lernen und da wird dann schon ein Wort das andre geben, und wenn ich Euch dienstlich sein kann, an mir soll's nicht fehlen. Ich weiß zwar nicht, warum Ihr so viel ausfraget . . ."

„O du bist ein Schelm, aber du gefällst mir," sagte Johannes.

Barfüßele zuckte zusammen, so daß die Kuh vor ihr zurückwich und sie fast den Milchkübel verschüttete.

„Und du sollst auch ein gutes Trinkgeld haben," setzte Johannes hinzu und ließ einen Thaler, den er schon in der Hand gehabt, wieder in die Tasche fallen.

„Ich will Euch noch 'was sagen," begann Barfüßele nochmals, als sie sich zu einer andern Kuh begab. „Der Heiligenpfleger ist ein Feind von meinem Meister, daß Ihr das ja wisset; wenn er sich an Euch anklammern will."

„Ja, ja, ich seh' schon, mit dir kann man reden; aber du hast ja ein geschwollenes Gesicht, den Kopf verbinden, das hilft dir nichts, wenn du so barfuß gehst."

„Ich bin's so gewohnt," sagte Barfüßele, „aber ich will Euch folgen. Ich danke."

Man hörte eben Schritte sich nahen. „Wir reden schon noch mehr mit einander," schloß der Bursche und ging davon.

„Ich danke dir, dicker Backen!" sagte Barfüßele hinter ihm drein und hätschelte sich die geschwollene Wange, „du bist gescheit gewesen; durch dich kann ich ja mit ihm reden, wie wenn ich nicht da wäre, unter der Larve wie der Fastnachtshansel. Juchhe! das ist lustig."

Wunderbar war's, wie diese innere Freudigkeit ihr körperliches Fiebern fast auflöste, nur müde war sie, unsäglich müde, und es war ihr theils lieb, theils wehe, als sie den Oberknecht das Bernerwägelein schmieren sah und hörte, daß der Meister jetzt gleich mit dem Fremden über Land fahren wolle. Sie eilte in die Küche und da hörte sie, wie in der Stube der Bauer zu Johannes sagte: „Wenn du reiten willst, Johannes, das wäre ganz geschickt; da könntest du zu mir aufs Bernerwägelein sitzen Rosel, und du Johannes reitest neben her."

„Da fährt die Bäuerin aber auch mit," setzte Johannes nach einer Pause hinzu.

„Ich habe ein Kind an der Brust, ich kann nicht weg," sagte die Bäuerin.

„Und ich mag auch nicht so am Werktag im Land herumfahren," ergänzte Rosel.

„Ob was! Wenn so ein Vetter da ist, darfst du schon einen freien Tag machen," drängte der Bauer, denn er wollte, daß Johannes alsbald mit der Rosel beim Furchenbauer ankomme, damit sich dieser keine Hoffnung mache für eine seiner Töchter; zugleich wußte er auch, daß so eine kleine Ausfahrt über Land ihr Gutes habe und die Leute rascher zusammenbringe als achttägiger Besuch im Hause. Johannes schwieg und der Bauer in seinem innern Drängen stieß ihn an und sagte halblaut: „Red' ihr doch zu: es kann sein, sie folgt dir eher und geht mit."

„Ich mein'," sagte Johannes laut, „deine Schwester hat Recht, daß sie nicht so mitten in der Woche im Land herumfahren will. Ich spann' meinen Schimmel zu deinem, dann können wir auch sehen wie sie mit einander gehen

und zum Nachtessen sind wir wieder da, wenn nicht schon früher."

Barfüßele, die das Alles hörte, biß sich auf die Lippen und konnte sich fast gar nicht halten vor Lachen über die Rede des Johannes, „ja, dachte sie vor sich hin, den habt ihr noch nicht am Halfter geschweige denn am Zaum, der läßt sich nicht gleich in der Welt herumführen wie versprochen, daß er nicht mehr zurückkann."

Sie mußte ihr Tuch von dem Gesichte abthun, so heiß wurde es ihr vor Freude.

Das war nun ein seltsamer Tag heute im Hause und Rosel erzählte halb ärgerlich, was für wunderliche Fragen der Johannes an sie gestellt habe, und Barfüßele jubelte innerlich, denn Alles das was er wissen wollte und wovon sie sich recht gut abnehmen konnte, warum er es fragte, alles das war ja in ihr erfüllt. Aber was nützt das? Er kennt dich nicht, und wenn er dich auch kennt, du bist ein armes Waisenkind und in Dienst, da kann nimmer was draus werden. Er kennt dich nicht und wird dich nicht fragen.

Am Abend als die beiden Männer zurückkehrten, hatte Barfüßele schon das Tuch um die Stirne abnehmen können, nur das um Kinn und Schläfe gebundene aber mußte sie noch behalten und breit verziehen.

Johannes schien jetzt weder Wort noch Blick für sie zu haben. Dagegen war sein Hund bei ihr in der Küche und sie gab ihm zu fressen und streichelte ihn und redete auf ihn hinein: „Ja! Wenn du ihm nur Alles sagen könntest, du würdest ihm gewiß alles treu berichten!"

Der Hund legte seinen Kopf in den Schooß Barfüßeles und schaute sie mit verständnißreichen Augen an,

dann schüttelte er den Kopf, wie wenn er sagen wollte: es ist hart, ich kann leider Gottes nicht reden.

Jetzt ging Barfüßele hinein in die Kammer und sang die Kinder, die schon lange schliefen, noch einmal ein mit allerlei Liedern, aber den Walzer, den sie einst mit Johannes getanzt, sang sie am meisten. Johannes horchte wie verwirrt darauf hin und schien abwesend in seinen Reden. Resel ging in die Kammer und hieß Barfüßele schweigen.

Noch spät in der Nacht, als Barfüßele eben für die schwarze Marann' Wasser geholt hatte und mit dem vollen Kübel auf dem Kopfe nach dem Elternhause ging, begegnete ihr eben Johannes, der sich nach dem Wirthshause begab. Mit gepreßter Stimme sagte sie: „Guten Abend!"

„Ei, du bist's?" sagte Johannes, „wohin denn noch mit dem Wasser?"

„Zu der schwarzen Marann'."

„Wer ist denn das?"

„Eine arme bettlägerige Frau."

„Die Resel hat mir ja gesagt, es gebe hier keine Armen?"

„O, lieber Gott, mehr als genug; aber die Resel hat's gewiß nur gesagt, weil sie meint, es wäre eine Schande für das Dorf. Gutmüthig ist sie, das könnt Ihr mir glauben, sie schenkt gern weg."

„Du bist eine gute Vertheidigerin, aber bleib' nicht stehen mit dem schweren Kübel. Darf ich mit dir gehen?"

„Warum nicht?"

„Du hast Recht, du gehst einen guten Weg und da bist du behütet und vor mir brauchst du dich gar nicht zu fürchten."

„Ich fürchte mich vor Niemand und am wenigsten vor Euch. Ich hab's Euch heute angesehen, daß Ihr gut seid."

„Wie denn?"

„Weil Ihr mir gerathen habt, wie ich das geschwellene Gesicht wegbringe; es hat mir schon geholfen, ich hab' jetzt Schuhe an."

„Das ist brav von dir, daß du folgst," sagte Johannes mit Wohlgefallen und der Hund schien das Wohlgefallen an Barfüßele zu bemerken, denn er sprang an ihr hinauf und leckte ihre freie Hand.

„Komm her, Fux," befahl Johannes.

„Nein, lasset ihn nur," entgegnete Barfüßele, „wir sind schon gute Freunde, er ist heute bei mir in der Küche gewesen; mich und meinen Bruder haben die Hunde alle gern."

„So? du hast auch noch einen Bruder?"

„Ja, und da hab' ich Euch bitten wollen, Ihr thätet Euch einen Gotteslohn erwerben, wenn Ihr ihn als Knecht zu Euch nehmen könntet; er wird Euch gewiß sein Lebenlang treu dienen."

„Wo ist denn dein Bruder?"

„Da drunten im Walde, er ist vor der Hand Kohlenbrenner."

„Ja, wir haben wenig Wald und gar keine Köhlerei, einen Senn' könnt' ich eher brauchen."

„Ja, dazu wird er sich auch anschicken. Jetzt, da ist das Haus."

„Ich warte, bis du wieder kommst," sagte Johannes, und Barfüßele ging hinein, das Wasser abzustellen das Feuer herzurichten, und der Marann' frisch zu betten

Als sie heraus kam, stand Johannes noch da, der Hund sprang ihr entgegen, und lange stand sie hier noch bei Johannes an dem Vogelbeerbaum, der flüsterte so still und wiegte seine Zweige, und sie sprachen über allerlei, und Johannes lobte ihre Klugheit und ihren regen Sinn, und sagte zuletzt: „Wenn du einmal deinen Platz ändern willst, du wärst die rechte Person für meine Mutter."

„Das ist das größte Lob, was mir ein Mensch auf der Welt hätte sagen können," betheuerte Barfüßele, „und ich habe noch ein Andenken von ihr." Sie erzählte nun die Begebenheit aus der Kinderzeit, und Beide lachten, als Barfüßele bemerkte, wie der Dami es nicht vergessen wolle, daß die Landfriedbäuerin ihm noch ein Paar lederne Hosen schuldig sei.

„Er soll sie haben," betheuerte Johannes.

Sie gingen noch mit einander das Dorf hinein, und Johannes gab ihr eine Hand zur „Guten Nacht."

Barfüßele wollte ihm sagen, daß er ihr schon einmal eine Hand gegeben, aber wie von dem Gedanken erschreckt, flog sie davon und hinein ins Haus. Sie gab ihm keine Antwort auf seine Gute Nacht! Johannes ging sinnend und innerlich verwirrt in seine Herberge im Auerhahn.

Barfüßele aber fand am andern Morgen den dicken Backen wie weggeblasen, und lustiger trällerte es noch nie durch Haus, Hof und Stall und Scheuer, als am heutigen Tage, und heute auch sollte sich's entscheiden, heute mußte sich Johannes erklären. Der Rodelbauer wollte seine Schwester nicht länger ins Geschrei bringen, wenn's vielleicht doch nichts wäre.

Fast den ganzen Tag saß Johannes drinnen in der Stube bei der Rosel, sie nähte an einem Mannshemde,

und gegen Abend kamen die Schwiegereltern des Redelbauern und andere Befreundete. Es muß sich entscheiden.

In der Küche prozelte der Braten, und das Fichtenholz knackte, und die Wangen Barfüßeles brannten von dem Feuer auf dem Herde und von innerem Feuer angefacht. Der Krappenzacher ging ab und zu, herauf und herunter in großer Geschäftigkeit, er that im ganzen Hause wie daheim, und rauchte aus der Pfeife des Redelbauern.

„Also ist's doch entschieden!" klagte Barfüßele in sich hinein.

Es war Nacht geworden, und viele Lichter brannten im Hause, Resel ging hoch aufgeputzt zwischen Stube und Küche hin und her und wußte doch nichts anzurühren. Eine alte Frau, die ehemals als Köchin in der der Stadt gedient hatte, war mit zum Kochen angenommen worden. Es war Alles bereit.

Jetzt sagte die junge Bäuerin zu Barfüßele: „Geh nauf und mach' dich g'sunntigt" (sonntäglich angekleidet).

„Warum?"

„Du mußt heute aufwarten, du kriegst dann auch ein besser Letzgeld."

„Ich möchte in der Küche bleiben."

„Nein, thu' was ich dir gesagt habe, und mach' hurtig."

Amrei ging in ihre Kammer, und todmüde setzte sie sich eine Minute verschnaufend auf ihre Truhe; es war ihr so bang, so schwer, — wenn sie nur jetzt einschlafen und nimmer aufwachen könnte. Aber die Pflicht rief, und kaum hatte sie das erste Stück ihres Sonntagsgewandes in der Hand, als Freude in ihr aufblitzte, und das Abendroth, das einen hellen Strahl in die Dachkammer schickte, zitterte auf den hochgerötheten Wangen Amrei's.

„Mach' dich g'sun ntigt!" Sie hatte nur Ein Sonntagskleid, und das war jenes, das sie damals beim Tanze auf der Nachhochzeit in Endringen angehabt, und jedes Biegen und Rauschen des Gewandes teute Freude und jenen Walzer, den sie damals getanzt; aber wie die Nacht rasch hereinsank und Amrei nur noch im Dunkeln alles fest knüpfte, so bannte sie auch wieder alle Freude hinweg, und sie sagte sich nur, daß sie Johannes zu Ehren sich so ankleide, und um ihm zu zeigen, wie sehr sie Alles, was aus seiner Familie komme, hochhalte, band sie zuletzt auch noch den Anhenker um.

So kam Barfüßele zum Tanze geschmückt, wie damals in Endringen, von ihrer Kammer herab.

„Was ist das? Was hast du dich so anzuziehen?" schrie Rosel im Aerger und in der Unruhe, daß der Bräutigam so lang ausblieb. „Was hast du deinen ganzen Reichthum an? Ist das eine Magd, die so ein Halsband anhat und so eine Denkmünze? Was muß er davon denken! Gleich thust du das herunter!"

„Nein, das thu' ich nicht, das hat mir seine Mutter geschenkt, wie ich noch ein kleines Kind war und das hab' ich angehabt wie wir in Endringen mit einander getanzt haben."

Man hörte etwas fallen auf der Treppe, aber Niemand achtete darauf, denn Rosel schrie jetzt:

„So, du nichtsnutzige verteufelte Hex, du wärst ja in Lumpen versault, wenn man dich nicht herausgenommen hätte, du willst mir meinen Bräutigam wegnehmen?"

„Heiß' ihn nicht so, ehe er's ist," antwortete Amrei mit einer seltsamen Mischung von Tönen und die alte Rechin aus der Küche rief: „Das Barfüßele hat Recht,

man darf ein Kind nicht bei seinem Namen nennen, eh' es getauft ist; das ist lebensgefährlich."

Anrei lachte und die Resel schrie:

„Warum lachst du?"

„Soll ich heulen?" sagte Barfüßele, „ich hätte Grund genug, aber ich mag nicht."

„Wart', ich will dir zeigen was du musst," schrie Resel: „da!" und sie riß Barfüßele nieder auf den Boden und schlug ihr ins Gesicht.

„Ich will mich ja ausziehen, laß los!" schrie Barfüßele, aber Resel ließ ohnedies ab, denn wie aus dem Boden heraus gewachsen, stand jetzt Johannes vor ihr.

Er war leichenblaß, seine Lippen bebten, er konnte kein Wort hervorbringen und legte nur die Hand schützend auf Barfüßele, die noch auf der Erde kniete.

Barfüßele war die erste, die ein Wort sagte und sie rief: „Glaubet mir, Johannes, sie ist noch nie so gewesen, in ihrem ganzen Leben nicht, und ich bin Schuld . . ."

„Ja, du bist Schuld, und komm', mit mir gehst du, und mein bist du! Willst du? Ich hab' dich gefunden und habe dich nicht gesucht! und jetzt bleibst du bei mir, meine Frau. Das hat Gott gewollt."

Wer jetzt in das Auge Barfüßeles hätte sehen können! Aber noch hat kein sterbliches Auge den Blitz am Himmel völlig erfaßt, und erwarte es ihn noch so fest, es wird doch geblendet; und es giebt Blitze im Menschenauge, die nie und nimmer fest gesehen, es giebt Regungen im Menschengemüthe, die nie und nimmer fest gefaßt werden; sie schwingen sich über die Welt und lassen sich nicht halten.

Ein rascher Freudenblitz wie er in dem Auge erglänzen müßte, dem sich der Himmel aufthut, hatte aus dem

Antlitze Amreis gezuckt und jetzt bedeckte sie das Gesicht mit beiden Händen und die Thränen quellen ihr zwischen den Fingern hervor. Johannes hielt seine Hand auf ihr.

Alle Gefreundeten waren herzugekommen, und sahen staunend was hier vorging.

„Was ist denn das mit dem Barfüßele? Was ist denn da?“ lärmte der Rotelbauer.

„So? Barfüßele heißt du?“ jauchzte Johannes, er lachte laut und heftig und rief wieder: „Jetzt komm'. Willst du mich? Sag's nur hier gleich, da sind Zeugen und die müssen's bestätigen Sag Ja! und nur der Tod soll uns von einander scheiden.“

„Ja! und nur der Tod soll uns von einander scheiden!“ rief Barfüßele und warf sich an seinen Hals.

„Gut, so nimm sie gleich aus dem Haus!“ schrie der Rotelbauer schäumend vor Zorn.

„Ja, und das brauchst du mir nicht zu heißen, und ich dank' dir für die gute Aufwartung, Vetter; wenn du einmal zu uns kommst, wollen wir's wett machen.“ So erwiederte Johannes. Er faßte sich mit beiden Händen an den Kopf und rief: „Herr Gott! O Mutter, Mutter! Was wirst Du dich freuen!“

„Geh hinauf, Barfüßele, und nimm deine Truhe gleich mit, es soll nichts mehr von dir im Haus sein,“ befahl der Rotelbauer.

„Ja wohl, und mit weniger Geschrei geschieht das auch,“ erwiederte Johannes. „Komm', ich geh' mit dir, Barfüßele, sag', wie heißt du denn eigentlich?“

„Amrei!“

„Ich hätt' schon einmal eine Amrei haben sollen, die ist die Schmalzgräfin, und du bist meine Salzgräfin.

Juchhe! Jetzt komm', ich will auch deine Kammer sehen, wo du so lange gelebt hast; jetzt kriegst du ein großes Haus."

Der Hund ging immer mit borstig aufstehenden Rückenhaaren um den Rodelbauer herum, er merkte wohl, daß der Rodelbauer eigentlich gerne den Johannes erwürgt hätte, und erst als Johannes und Barfüßele die Treppe hinauf waren, ging der Hund ihnen nach.

Johannes ließ die Kiste stehen, weil er sie nicht aufs Pferd nehmen konnte und packte alle Habseligkeiten Barfüßeles in den Sack, den sie noch von dem Vater ererbt hatte und Barfüßele erzählte dabei durcheinander, was der Sack alles schon mitgemacht habe und die ganze Welt drängte sich zusammen in eine Minute und war ein tausendjähriges Wunder. Barfüßele sah staunend drein als Johannes ihr Schreibeluch aus der Kindheit mit Freude begrüßte und dabei rief: „Das bring' ich meiner Mutter, das hat sie geahnt; es giebt noch Wunder in der Welt."

Barfüßele fragte nicht weiter danach. War denn nicht Alles ein Wunder, was mit ihr geschah? Und als wüßte sie, daß die Rosel alsbald die Blumen ausreißen und auf die Straße werfen würde, so fuhr sie noch einmal mit der Hand über die Pflanzen alle hin, sie kühlten ihre Hand mit Nachtthau und jetzt ging sie mit dem Johannes hinab und eben als sie das Haus verlassen wollte, drückte ihr noch Jemand im Finstern still die Hand, es war die Bäuerin, die ihr so noch Lebewohl sagte.

Auf der Schwelle rief noch Barfüßele, indem sie die Hand an die Thürpfeste hielt, an der sie so oft träumend gelehnt hatte: „Möge Gott diesem Hause alles Gute

vergelten und alles Böse vergeben!" Aber kaum war sie einige Schritte entfernt als sie rief: „Ach Gott, ich habe ja alle meine Schuhe vergessen; die stehen oben auf dem Brett." Und noch hatte sie diese Worte kaum ausgesprochen als wie nachtrabend die Schuhe von dem Fenster herabflogen auf die Straße.

„Lauf' drin zum Teufel!" schrie eine Stimme aus dem Dachfenster. Die Stimme tönte tief, und doch war's die Resel.

Barfüßele las die Schuhe zusammen und trug sie mit Johannes, der den Sack auf dem Rücken hatte, nach dem Wirthshause.

Der Mond schien hell und im Dorfe war bereits Alles still.

Barfüßele wollte nicht im Wirthshause bleiben.

„Und ich möchte am liebsten heut' noch fort," setzte Johannes hinzu.

„Ich will bei der Marann' bleiben," entgegnete Barfüßele, „das ist mein Elternhaus, und du läßt mir deinen Hund. Gelt, du bleibst bei mir, Lux? Ich fürchte, sie thun mir heute Nacht was an, wenn ich hier bleibe."

„Ich wach' vor dem Haus," entgegnete Johannes, „aber es wäre besser, wir gingen jetzt gleich; was willst du denn noch hier?"

„Vor Allem muß ich noch zu der Marann'. Sie hat Mutterstelle an mir vertreten und ich hab' sie heute den ganzen Tag noch nicht gesehen und nichts für sie sorgen können, und sie ist noch krank dazu. Ach Gott, es ist hart, daß ich sie allein lassen muß. Aber was will ich machen? Komm', geh mit zu ihr."

Sie gingen mit einander durch das schlafende mond-

beschienene Dorf Hand in Hand. Nicht weit von dem Elternhause blieb Barfüßele stehen und sagte: „Siehst du? Auf diesem Fleck da, da hat mir deine Mutter den Anhenker geschenkt und einen Kuß gegeben."

„So? Und da hast noch einen und noch einen."

Selig umarmten sich die Liebenden. Der Vogelbeerbaum rauschte drein, und vom Wald her tönte Nachtigallenschlag.

„So, jetzt ist's genug, nur noch den und dann gehst mit herein zur Marann'. O lieber Gott im siebenten Himmel! Was wird die sich freuen!"

Sie gingen mit einander hinein in das Haus und als Barfüßele die Stubenthür öffnete, fiel eben wieder, wie damals der Sonnenstrahl, jetzt ein breiter Mondstrahl auf den Engel am Kachelofen, und er schien jetzt noch fröhlicher zu lachen und zu tanzen, und jetzt rief Barfüßele mit mächtiger Stimme: „Marann'! Marann'! Wachet auf! Marann', Glück und Segen ist da. Wachet auf!"

Die Alte richtete sich auf, der Mondstrahl fiel auf ihr Antlitz und ihren Hals, sie riß die Augen weit auf und fragte: „Was ist? Was ist? Wer ruft?"

„Freut Euch, da bring' ich Euch meinen Johannes!"

„Meinen Johannes!" schrie die Alte gellend. „Lieber Gott, meinen Johannes! Wie lang ... wie lang ... ich hab' dich, ich hab' dich, ich danke dir Gott tausend und tausendmal! O mein Kind! Ich sehe dich mit tausend Augen und tausendfach ... Nein da, da deine Hand! ... Komm her! dort in der Kiste die Aussteuer ... Nehmt das Tuch ... Mein Sohn! Mein Sohn! Ja, ja, die ist dein ... Johannes, mein Sohn! mein Sohn!" Sie lachte krampfhaft auf

und fiel zurück ins Bett. Amrei und Johannes waren davor niedergekniet und als sie sich aufrichteten und sich über die Alte beugten, athmete sie nicht mehr.

„O Gott, sie ist todt, die Freude hat sie getödtet!" schrie Barfüßele, „und sie hat dich für ihren Sohn gehalten. Sie ist glücklich gestorben. O! wie ist denn das Alles in der Welt, o wie ist das Alles!" Sie sank wiederum am Bette nieder und weinte und schluchzte bitterlich.

Endlich richtete sie Johannes auf und Barfüßele drückte der Todten die Augen zu. Sie stand lange mit Johannes still am Bette, dann sagte sie:

„Komm', ich will Leute wecken, daß sie bei der Leiche wachen. Gott hat's wunderbar gut gemacht. Sie hat Niemand mehr gehabt, der für sie sorgt, wenn ich fort bin, und Gott hat ihr noch die höchste Freude in der letzten Minute gegeben. Wie lang, wie lang hat sie auf diese Freude gewartet!"

„Ja, jetzt kannst aber heute nicht hier bleiben," sagte Johannes „und jetzt folgst mir und gehst gleich heute noch mit mir."

Barfüßele weckte die Frau des Todtengräbers und schickte sie zur schwarzen Marann', und sie war so wunderbar gefaßt, daß sie dieser sogleich sagte, man solle die Blumen, die auf ihrem Fensterbrett stehen, auf das Grab der schwarzen Marann' pflanzen und nicht vergessen, daß man ihr, wie sie immer gewünscht hätte, ihr Gesangbuch und das ihres Sohnes unter den Kopf lege.

Als sie endlich Alles angeordnet hatte, richtete sie sich hoch auf, streckte und bäumte sich, und sagte: „So! Jetzt ist alles fertig; aber verzeih mir nur, du guter Mensch, daß du jetzt gleich so mit mir in das Elend hinein sehen

mußt und verzeih mir auch, wenn ich jetzt nicht so bin wie ich eigentlich sein möcht'; ich seh' wohl, es ist Alles gut, und Gott hätt's nicht besser machen können, aber der Schreck liegt mir noch in allen Gliedern, und Sterben ist doch gar eine harte Sache, du kannst nicht glauben, wie ich mir darüber fast das Hirn aus dem Kopf gedacht habe. Aber jetzt ist's schon gut, ich will schon wieder heiter sein, ich bin ja die glückseligste Braut auf Erden."

„Ja, du hast Recht, komm, wir wollen fort. Willst du mit mir auf dem Gaul sitzen?" fragte Johannes.

„Ja. Ist das noch der Schimmel den du auf der Endringer Hochzeit gehabt hast?"

„Freilich."

„Und o! der Rotelbauer! Schickt der noch in der Nacht eh du kommst nach Lauterbach und läßt sich einen Schimmel holen, damit du ins Haus kommen kannst. Hotto! Schimmele, geh nur wieder heim," schloß sie fast freudig, und so kehrten sie in Denken und Empfinden wieder in's gewöhnliche Leben zurück und lernten aus ihm ihre Glückseligkeit neu kennen.

16. Silbertrab.

„Nicht wahr, es ist kein Traum? Wir sind beide mit einander wach, und morgen wird's Tag und dann wieder ein Tag und so tausendmal fort?" So sprach Barfüßele mit dem Lux, der bei ihr verblieben war, während Johannes drinnen im Stall den Schimmel aufschirrte. Jetzt kam er heraus, packte den Sack auf und sagte: „Da sitz' ich drauf und du sitzest vor mir im Sattel."

„Laß mich lieber auf meinen Sack sitzen."

„Wie du willst."

Er schwang sich hinauf, dann sagte er: „So, jetzt tritt auf meinen Fuß, tritt nur fest drauf und gieb mir deine beiden Hände," und leicht schwang sie sich hinauf und er hob sie empor und küßte sie und sagte dann: „Jetzt kann ich mit dir machen was ich will, du bist in meiner Gewalt."

„Ich fürchte mich nicht," sagte Barfüßele, „und du bist auch in meiner Gewalt."

Schweigend ritten sie mit einander durch das Dorf hinaus. Im letzten Hause brannte noch ein Licht, dort wachte die Todtengräberin bei der Leiche der Marann' und Johannes ließ Barfüßele sich ausweinen.

Erst als sie über den Holderwasen ritten, sagte

Barfüßele: „Da hab' ich einmal die Gänse gehütet und da hab' ich einmal deinem Vater zu trinken gegeben aus dem Brunnen dort. Behüt' dich Gott du Holzbirnenbaum, und euch, ihr Felder und ihr Wälder! Es ist mir, wie wenn ich Alles nur geträumt hätte, und verzeih mir nur, lieber Johannes, ich möcht' mich freuen und kann doch nicht und darf doch nicht, wenn ich denk', daß da drinnen eine Todte liegt, es ist eine Sünde wenn ich mich freue und eine Sünde, wenn ich mich nicht freue. Weißt was, Johannes? Ich sag', es ist schon ein Jahr um und ich freue mich; aber nein, über's Jahr ist schön und heut' ist auch schön, ich freue mich heut', just. Jetzt reiten wir in den Himmel hinein! Ach, was hab' ich da auf dem Holterwagen für Träume gehabt, daß der Kuckuk vielleicht ein verzauberter Prinz sei, und jetzt sitz' ich auf dem Gaul und jetzt bin ich Salzgräfin geworden: das freut mich, daß du mich Salzgräfin geheißen hast: ich weiß, daß sie jetzt in Haldenbrunn darüber frötteln, aber nur ist's recht, daß du mich Salzgräfin geheißen hast. Kennst du denn auch die Geschichte von dem: So lieb wie das Salz?"

„Nein, was ist denn das?"

„Es ist einmal ein König gewesen und der fragt seine Tochter: wie lieb hast du mich denn? und da sagte sie: ich hab dich so lieb . . . so lieb wie das Salz. Der König denkt, das ist eine einfältige Antwort und ist bös darüber. Es vergeht nicht lange Zeit, da giebt der König eine große Gasterei und die Tochter macht es, daß alle Speisen ungesalzen auf den Tisch kamen. Da hat's natürlich dem König nicht geschmeckt und er fragt die Tochter: warum ist denn heut Alles so schlecht gekocht? das

schmeckt ja Alles nach gar nichts — und da sagt sie: Seht Ihr nun? Weil das Salz fehlt. Und hab' ich nun nicht Recht gehabt, daß ich gesagt habe, ich hab Euch so lieb, so lieb wie das Salz? Der König hat ihr Recht gegeben und darum sagt man noch heutigen Tages: So lieb wie das Salz. Die Geschichte hat mir die schwarze Marann' erzählt. Ach Gott, die kann jetzt nicht mehr erzählen. Da drinnen liegt eine Todte und horch! dort schlägt die Nachtigall, so glückselig. Aber jetzt vorbei. Ich will schon deine Salzgräfin sein, Johannes. Du sollst es schon spüren. Ja, ich bin glückselig, just, o die Marann' hat ja auch gesagt: Gott freut sich, wenn die Menschen lustig sind, wie sich Eltern freuen, wenn ihre Kinder tanzen und singen; getanzt haben wir schon und jetzt komm', jetzt wollen wir singen. Wend' jetzt da links ab in den Wald, wir reiten zu meinem Bruder, sie haben jetzt den Meiler da unten an der Straße. — Sing' Nachtigall! wir singen mit!

Nachtigall, ich hör' dich singen,
Das Herz im Leib möcht' mir zerspringen;
Komm nur bald und sag mir wohl,
Wie ich mich verhalten soll!"

Und die beiden sangen allerlei Lieder, traurig und lustig, ohne Aufhören, und Barfüßele sang die zweite Stimme ebenso wie die erste. Am meisten aber sangen sie den Ländler, den sie auf der Endringer Hochzeit dreimal mit einander getanzt und so oft sie absetzten, berichtete bald das Eine bald das Andere wie es des Fernen gedacht und Johannes sagte:

„Es ist mir schwer geworden, den Ländler aus dem

Kopf zu kriegen, denn da bist du immer drin herum getanzt. Ich hab' keine Magd zur Frau haben wollen, denn ich muß dir nur sagen, ich bin stolz."

„Das ist recht, ich bin's auch."

Nun erzählte Johannes wie er mit sich gekämpft habe, wie das aber nun gut sei, denn jetzt sei Alles vorbei. Er berichtete, wie er zum ersten und zweiten Male in die Heimath der Mutter geschickt worden, um sich von da eine Frau zu holen. Wie ihm Barfüßele damals beim Auritt in Entringen gleich ins Herz gestiegen sei, er habe es gespürt und sich darum, als er gehört habe, daß sie eine Magd sei, nicht zu erkennen gegeben.

Barfüßele berichtete dagegen von dem Benehmen der Rosel in Entringen und wie sie's damals zum erstenmal gekränkt habe, daß die Rosel sagte: Es ist nur unsere Magd, und nach allerlei beweglicher Hin- und Widerrede schloß Johannes: „Ich könnte närrisch werden, wenn ich mir denken will, es hätte anders kommen können. Wie könnte das nur sein, ich zöge mit einer Andern als du heimwärts? Wie wäre das nur möglich?"

Nach ihrer besonnenen Art sagte Barfüßele:

„Denk' nicht zu viel, wie's hätt' anders sein können; so und so und anders. Wie's einmal ist, ist es recht und muß recht sein, sei's Freud' oder Leid, und Gott hat's so gewollt und jetzt ist's an uns, daß wir's weiter recht machen."

„Ja", sagte Johannes, „wenn ich die Augen zumache und dich so reden höre, so meine ich, ich höre meine Mutter. Grade so hätte sie auch gesagt. Und auch deine Stimme ist fast so."

„Sie muß jetzt von uns träumen," sagte Barfüßele.

„Ich glaub's ganz gewiß und fest.“ Und nach ihrer Art inmitten aller lebenssichern Fassung doch erfüllt von allerlei Wundersamem, mit dem ihre Jugend vollgepfropft war, sagte sie jetzt:

„Wie heißt denn dein Gaul?“

„Wie er aussieht.“

„Nein, wir wollen ihm einen Namen geben, und weißt du wie? Silbertrab.“

Und nach der Weise des Ländlers, den sie mit einander getanzt, sang jetzt Johannes immer und immer das eine Wort: Silbertrab! Silbertrab! und Barfüßele sang mit, und eben jetzt indem sie keinerlei Worte mehr sangen die irgend was sagten, ward ihre Lustigkeit die reine, volle, unbegrenzte, sie konnten allerlei Jubel hineinlegen und hinausklingen lassen. Und wieder hing sich allerlei Jodeln daran; denn es giebt ein Glockengeläute in der Seele, das keinen zusammenhängenden Ton mehr hat, keine bestimmte Weise und doch Alles in sich schließt, und hin und her und auf und ab in Jubeltönen schwang und wiegte sich das Herz der Liebenden. Und wieder ging's an Schelmenlieder und Amrei sang:

„Mein'n Schatz halt' ich fest,
Wie der Baum seine Aest,
Wie der Apfel seinen Kern,
Ich hab' ihn so gern.“

Und Johannes erwiederte:

„In Ewigkeit laß ich mein Schätzele net (nicht)
Und wenn es der Teufel am Kettele hätt;
Am Kettele, am Schnürle, am Bändele, am Seil',
In Ewigkeit ist mir mein Schätzle nicht feil.“

Und wieder sang Amrei:

„Tausendmal denk ich dran,
Wie mein Schatz tanzen kann
'rum und 'num, hin und her,
Wie ich's begehr'."

Johannes erwiederte:

„Und alleweil ein bisle lustig
Und alleweil fidel,
Der Teufel ist g'storben
's kommt niemand in d' Höll'!"

Und jetzt sangen sie gemeinsam in langgezogenen Tönen das tiefe Lied:

„Auf Trauern folgt große Freud,
Das tröstet mich allezeit;
Weiß mir ein schwarzbraunes Mägdelein
Die hat zwei schwarzbraune Aeugelein,
Die mir mein Herz erfreut."

„Mein eigen will sie sein,
Keinem andern mehr als mein,
Und so leben wir in Freud und Leid
Bis uns der Tod von einander scheidt."

Das war ein helles Klingen im Walde wo der Mondschein durch die Wipfel spielte und an Zweigen und Stämmen hing und zwei fröhliche Menschenkinder mit der Nachtigall um die Wette sangen. —

Und drunten beim Meiler saß noch in stiller Nacht der Tami beim Kohlenbrenner und der Kohlenbrenner, der in der Nacht gern sprach, erzählte allerlei Wundergeschichten

aus der Vergangenheit, wo der Wald hier zu Lande noch so geschlossen bestanden war, daß ein Eichhörnchen ohne auf den Boden zu kommen von Baum zu Baum vom Neckar bis zum Bodensee laufen konnte und jetzt eben berichtete er die Geschichte vom Schimmelreiter, der eine Wandlung des alten Heidengottes ist und überall Glanz und Pracht verbreitet und Glück ausgießt.

Es giebt Sagen und Märchen, die sind für die Seele was für das Auge das Hineinstarren in ein lodernde Feuer: wie das züngelt und sich verschlingt und in bunten Farben spielt, hier verlischt und dort wieder ausbricht und plötzlich wieder Alles in eine Flammenwoge sich erhebt. Und wendest du dich ab von der Flamme, so ist die Nacht noch dunkler.

So hörte Tami zu und so schaute er sich manchmal um, und der Kohlenmathes erzählte so eintönig fort.

Da hielt er inne, dort kam von dem Berge herab ein Schimmel und drauf sang es so lieblich. Will die Wunderwelt herabsteigen? Und immer näher kam das Pferd und darauf saß ein wunderlicher Reiter, so breit und hatte zwei Köpfe, und das kam immer näher und jetzt rief bald eine Männerstimme bald eine Frauenstimme: Tami! Tami! Tami! Die beiden wollten in den Boden sinken vor Schreck, sie konnten sich nicht bewegen, und jetzt war es da, und jetzt stieg es ab und: „Tami, ich bin's!" rief Barfüßele und erzählte Alles, was geschehen war. Tami hatte gar nichts zu sagen und streichelte nur bald das Pferd und bald den Hund und nickte als Johannes versprach: er wolle ihn zu sich nehmen und ihn zum Almhirten machen, er solle dreißig Kühe auf der Alm haben und Buttern und Käsen lernen.

„Du kommst aus dem Schwarzen in's Weiße," sagte Barfüßele, „da könnte man ein Räthsel daraus machen."

Tami gewann endlich die Sprache und sagte: „Nur ein paar lederne Hosen auch." Alle lachten und er erklärte, daß ihm die Landfriedbäuerin noch ein paar lederne Hosen schuldig sei.

„Ich geb' dir einstweilen meine Pfeife, da, das soll die Schwagerpfeife sein," sagte Johannes und reichte Tami seine Pfeife.

„Ja, dann hast du ja keine?" sagte Amrei in halber Einrede.

„Ich brauch' jetzt keine."

Wie selig sprang Tami in die Höhe und in die Blockhütte hinein, mit seiner silberbeschlagenen Pfeife, aber man hätte es nicht glauben sollen, daß er einen so fröhlichen Spaß machen könne; nach einer Weile kam er wieder und hatte den Hut des Nehlenmathes auf und seinen langen Rock an und in jeder Hand eine lange Fackel. Mit gravitätischem Gang und Ton ließ er nun die Brautleute an: „Was ist das? Da, Johannes, da hab' ich zwei Fackeln, da will ich dir mit heimleuchten. Wie kommst du dazu, so mir nichts dir nichts meine Schwester fortzunehmen? Ich bin der großjährige Bruder und bei mir mußt du um sie anhalten und ehe ich Ja! gesagt habe gilt Alles nichts."

Amrei lachte fröhlich und Johannes hielt förmlich bei Tami um die Hand seiner Schwester an.

Tami wollte den Scherz noch weiter treiben, denn er gefiel sich in der Rolle, in der ihm einmal so etwas gelungen war. Aber Amrei wußte, daß da kein Verlaß auf ihn war; er konnte allerlei Albernheit vorbringen und den

Scherz in sein Gegentheil verkehren. Sie sah schon, wie der Dami mehrmals die Hand auf und zumachend nach dem Uhrbehänge des Johannes griff und immer wieder, bevor er es gefaßt, zurückzog; sie sagte daher streng, wie man einem tollenden Kinde wehrt: „Jetzt ist's genug; das hast du gut gemacht, jetzt laß es dabei!"

Dami entlarvte sich wieder und sagte nur noch zu Johannes: „So ists recht! Du hast eine stahlbeschlagene Frau und ich eine silberbeschlagene Pfeife." Als Niemand lachte, setzte er hinzu: „Gelt, Schwager, das hättest du nicht geglaubt, daß du so einen gescheiten Schwager hast? Ja, sie hat's nicht allein, wir sind in Einem Topf gekocht. Ja Schwager!"

Er schien als wollte er die Freude: Schwager! sagen zu können, völlig auskosten.

Man stieg endlich wieder auf, denn das Brautpaar wollte noch nach der Stadt und schon als sie ein Stück weg waren, schrie Dami in den Wald: „Schwager! Vergiß meine ledernen Hosen nicht!" Helles Lachen antwortete, und wiederum tönte Gesang und die Brautleute ritten fort und fort in die Mondnacht hinein.

17. Ueber Berg und Thal.

Es läßt sich nicht so fortleben in gleichem Athem, es wechseln Nacht und Tag, lautlose Ruhe und wildes Rauschen und Brausen und die Jahreszeiten alle. So im Leben der Natur so im Menschenherzen, und wohl dem Menschenherzen, das auch in aller Bewegung sich nicht aus seiner Bahn verirrt.

Es war Tag geworden, als die beiden Liebenden vor der Stadt ankamen und schon eine weite Strecke vorher, als ihnen der erste Mensch begegnete, waren sie abgestiegen. Sie fühlten, daß ihre Auffahrt gar seltsam erscheinen mußte und der erste Mensch war ihnen wie ein Bote der Erinnerung, daß sie sich wieder einfinden müßten in die gewohnte Ordnung der Menschen und ihre Herkömmlichkeiten. Johannes führte das Pferd an der einen Hand, mit der andern hielt er Amrei, sie gingen lautlos dahin, und so oft sie einander ansahen, erglänzten ihre Gesichter wie die von Kindern, die aus dem Schlafe erwachen. So oft sie aber wieder vor sich niederschauten, waren sie gedankenvoll und bekümmert um das, was nun werden sollte.

Als ob sie mit Johannes schon darüber gesprochen hätte, und in der unmittelbaren Zuversicht, daß er das Gleiche gedacht haben müsse, wie sie, sagte jetzt Amrei:

„Freilich wohl wär's gescheiter gewesen, wir hätten die Sache ruhiger gemacht; du wärst zuerst heim und ich wär' derweil wo geblieben, meinetwegen wenn nicht anders beim Kohlenmathes im Wald, und du hättest mich dann abgeholt mit deiner Mutter oder mir geschrieben und ich wäre nachgekommen mit meinem Tami. Aber weißt du, was ich denk'?"

„Just alles weiß ich noch nicht."

„Ich denke, daß Reue das Dümmste ist, was man in sich aufkommen lassen kann. Wenn man sich den Kopf herunter reißt, man kann Gestern nicht mehr zu Heute machen. Was wir gethan haben, so mitten drin in dem Jubel, das ist recht gewesen und muß recht bleiben. Da kann man jetzt, wenn man ein bischen nüchtern ist, nicht darüber schimpfen. Jetzt müssen wir nur daran denken, wie wir weiter alles gut machen und du bist ja so ein richtiger Mensch, du wirst sehen, kannst Alles mit mir überlegen, sag' mir nur Alles frei heraus. Kannst mir sagen was du willst, du thust mir nicht weh damit; aber wenn du mir etwas nicht sagst, da thust du mir weh damit. Gelt du hast auch keine Reue?"

„Kannst du ein Räthsel lesen?" fragte Johannes.

„Ja, das habe ich als Kind gut können."

„Nun so sag' mir: was ist das? Es ist ein einfaches Wort, thut man den ersten Buchstaben vorn 'runter, da möcht' man sich den Kopf 'runter reißen und thut man ihn wieder auf, da ist alles fest."

„Das ist leicht," sagte Barfüßele, „kinderleicht, das ist Reu' und Treu'." Und wie die Lerchen über ihnen zu singen begannen, so sangen sie jetzt auch das Räthsel hier und Johannes begann:

„Ei Jungfrau, ich will dir was anzurathen geben,
Wann du es errathest so heirath' ich dich:
Was ist weißer als der Schnee?
Was ist grüner als der Klee?
Was ist schwärzer als die Kohl'?
Willst du mein Weibchen sein,
Errathen wirst du's wohl."

Amrei:

„Die Kirschenblust (Blüthe) ist weißer als der Schnee,
Und wann sie verblühet hat grüner als der Klee,
Und wann sie verreifet hat schwärzer als die Kohl',
Weil ich dein Weiblein bin, errathen kann ich's wohl."

Johannes:

„Was für ein König hat keinen Thron?
Was für ein Knecht hat keinen Lohn?"

Amrei:

„Der König in dem Kartenspiel hat keinen Thron,
Der Stiefelknecht hat keinen Lohn."

Johannes:

„Welches Feuer hat keine Hitz?
Und welches Messer hat keine Spitz?"

Amrei:

„Ein abgemaltes Feuer hat keine Hitz,
Ein abgebrochenes Messer hat keine Spitz."

Plötzlich schnalzte Johannes mit den Fingern und sagte: „Jetzt gieb Acht," und er sang:

„Was hat keinen Kopf und doch einen Hals?
Und was schmeckt gut ohne Salz und Schmalz?"

Amrei erwiederte rasch:

„Die Flasch hat keinen Kopf und doch einen Hals,
Und alles was gezuckert ist schmeckt ohne Schmalz und Salz."

„Du hast's nur halb errathen," lachte Johannes, „bist in der Küche stecken geblieben; ich hab's so gemeint:

„Die Flasch hat keinen Kopf und doch einen Hals,
Und der Kuß von deinem Mund schmeckt ohne Schmalz und Salz."

Und nun sangen sie noch den letzten Vers des viel gewundenen Räthsellieder:

„Was für ein Herz thut keinen Schlag?
Was für ein Tag hat keine Nacht?"
„Das Herz an der Schnalle thut keinen Schlag,
Der allerjüngste Tag hat keine Nacht."

„Ei Jungfrau, ich kann ihr nichts aufzurathen geben,
Und ist es ihr wie mir, so heirathen wir."
„Ich bin ja keine Schnalle, mein Herz thut manchen Schlag,
Und eine schöne Nacht hat auch der Hochzeitstag."

Am ersten Wirthshause vor dem Thore kehrten sie ein und Amrei sagte, als sie mit Johannes in der Stube war und dieser einen guten Kaffee bestellt hatte:

„Die Welt ist doch prächtig eingerichtet! Da haben die Leute ein Haus hergestellt und Stühle und Bänke und Tische und eine Küche, darauf brennt das Feuer und da haben sie Kaffee und Milch und Zucker und das schöne Geschirr und das richten sie alles her, wie wenn wir's bestellt hätten, und wenn wir weiter kommen, sind immer wieder Leute da und Häuser und alles drin. Es ist grade wie im Mährlein: Tischlein deck dich!"

„Aber Knüppel aus dem Sack! gehört auch dazu," sagte Johannes, griff in die Tasche und holte eine Hand voll Geld heraus „ohne das kriegst du nichts."

„Ja freilich," sagte Amrei, „wer diese Räder hat, der kann durch die Welt rollen. Sag' Johannes, hat dir je in deinem Leben ein Kaffee so geschmeckt, wie der? Und das frische Weißbrod! Du hast nur zuviel bestellt; wir können das nicht Alles ermachen; das Weißbrod, das steck' ich zu mir, aber es ist schad um den guten Kaffee, o! wie manchem Armen thät der wohl, und wir müssen ihn da stehen lassen und du mußt ihn doch bezahlen."

„Das macht nichts, man kann's nicht so genau nehmen in der Welt."

„Ja, ja, du hast Recht, ich bin halt noch genau gewöhnt; mußt mir's nicht übel nehmen, wenn ich so was sage, es geschieht im Unverstand."

„Das hast du leicht sagen, weil du weißt, daß du gescheit bist."

Amrei stand bald auf, sie glühte vor Hitze, und als sie jetzt vor dem Spiegel stand, rief sie laut: „O lieber Gott! bin denn ich das? Ich kenn' mich gar nicht mehr."

„Aber ich kenn' dich," sagte Johannes, „du heißt Amrei und Barfüßele und Salzgräfin, aber das ist noch nicht genug, du kriegst jetzt noch einen Namen dazu: Landfriedbäuerin ist auch nicht übel."

„O lieber Gott! kann denn das sein? Ich meine jetzt, es wäre nicht möglich."

„Ja es giebt noch harte Bretter zu bohren, aber das sicht mich nichts an. Jetzt leg' dich ein wenig schlafen, ich will derweil nach einem Bernerwägele umschauen; du

kannst am Tag nicht mit mir reiten, und wir brauchen ohnedies eins."

„Ich kann nicht schlafen, ich muß noch einen Brief nach Haldenbrunn schreiben; ich bin so fort und hab' doch auch viel Gutes genossen da, und hab' auch noch andre Sachen anzugeben."

„Ja, mach' das, bis ich wieder komm'."

Johannes ging davon, und Amrei schaute ihm mit seltsamen Gedanken nach: da geht er und gehört doch zu dir, und wie er so stolz geht! Ist es denn möglich, daß es wahr ist, er ist dein? Er schaut nicht mehr um, aber der Hund, der mit ihm geht; Amrei winkt ihm und lockt ihn, und richtig, da kommt er zurück gerannt. Sie ging ihm vor das Haus entgegen, und als er an ihr hinauf sprang, sagte sie: „Ja, ja, schon gut, es ist recht von dir, daß du bei mir bleibst, daß ich nicht so allein bin; aber jetzt komm' herein, ich muß schreiben."

Sie schrieb einen großen Brief an den Schultheiß in Haldenbrunn, dankte der ganzen Gemeinde für die Wohlthaten, die sie empfangen, und versprach: einstens ein Kind aus dem Ort zu sich zu nehmen, wenn sie es machen könne, und verpflichtete nochmals den Schultheiß, daß man der schwarzen Marann' ihr Gesangbuch unter den Kopf lege. Als sie den Brief zusiegelte, preßte sie ihre Lippen dabei zusammen und sagte: „So, jetzt bin ich fertig mit dem was in Haldenbrunn noch lebt." Sie riß aber doch schnell den Brief wieder auf, denn sie hielt es für Pflicht, Johannes zu zeigen, was sie geschrieben. Dieser aber kam lange nicht, und Amrei errathete, als die gesprächsame Wirthin sagte: „Ihr Mann hat wol auf dem Amt zu thun?" Daß Johannes zum

erstenmale ihr Mann genannt wurde, das traf sie tief ins Herz.

Sie konnte nicht antworten, und die Wirthin sah sie staunend an. Amrei wußte sich vor ihren seltsamen Blicken nicht anders zu flüchten, als indem sie vor das Haus ging und dort auf aufgeschichteten Brettern mit dem Hunde saß und auf Johannes wartete. Sie streichelte den Hund, und schaute ihm tief glücklich in die treuen Augen. — Kein Thier sucht nur verträgt den anhaltenden Menschenblick, nur dem Hunde scheint das gegeben, aber auch sein Auge zuckt bald und er blinzelt gern aus der Ferne.

Wie ist doch die Welt auf Einmal so räthselvoll und so offenbar!

Amrei ging mit dem Hunde hinein in den Stall, sah zu wie der Schimmel fraß, und sagte: „Ja, lieber Silbertrab, laß dir's nur schmecken, und bring' uns gut heim, und Gott gebe, daß es uns Allen gut geht."

Johannes kam lange nicht, und als sie ihn endlich sah, ging sie auf ihn zu und sagte: „Gelt, wenn du wieder was zu besorgen hast auf der Reise, nimmst mich mit?"

„So! Ist dir's bang geworden? Hast gemeint, ich wär' davon? Ha, wie wär's, wenn ich dich jetzt da sitzen ließ' und davon ritt'?"

Amrei zuckte zusammen, dann sagte sie streng: „Hast witzig bist du nicht. Mit so etwas seinen Spaß haben, das ist zum Erbarmen einfältig! Du dauerst mich, daß du das gethan hast, du hast dir damit was gethan, es ist bös, wenn du es weißt, und bös, wenn du es nicht weißt. Du willst mir davon reiten und meinst,

jetzt soll ich zum Spaß heulen? Meinst du vielleicht, weil du den Gaul hast und Geld, wärst du der Herr? Nein, dein Gaul hat uns Beide mitgenommen, und ich bin mit dir gegangen. Wie meinst, wenn ich den Spaß machte und sagen thät': wie wär's, wenn ich dich da sitzen ließ'? Du dauerst mich, daß du den Spaß gemacht hast."

„Ja, ja, du sollst Recht haben, aber hör' doch jetzt einmal auf."

„Nein, ich red' so lang noch was in mir ist von einer Sache, wo ich die Beleidigte bin, und an mir ist es, von der Sache aufzuhören, wenn ich will. Und dich selber hast du auch beleidigt, Den der du sein sollst und der du auch bist. Wenn ein Anderes was sagt, was nicht recht ist, kann ich drüber weg springen; aber an dir darf kein Schmutzfleckchen sein, und glaub' mir, mit so etwas Spaß machen, das ist grad, wie wenn man mit dem Crucifix da Puppe spielen wollte."

„Oho! So arg ist's nicht; aber allem Anschein nach verstehst du keinen Spaß."

„Ich versteh' wohl, das wirst du schon erfahren, aber nicht mit so etwas, und jetzt ist's gut. Jetzt bin ich fertig und denke nicht mehr dran."

Dieser kleine Zwischenfall zeigte beiden schon früh, daß sie bei aller liebenden Hingebung sich doch vor einander zusammennehmen mußten, und Annei fühlte, daß sie zu heftig gewesen war, und ebenso Johannes, daß es ihm nicht anstand, mit der Verlassenheit Annei's und ihrer völligen Hingegebenheit an ihn ein Spiel zu treiben. Sie sagten das einander nicht, aber Jedes fühlte es dem Andern ab.

Das kleine Morgenwölkchen, das aufgestiegen war,

zerfloß bald vor der helldurchbrechenden Sonne, und Amrei jubelte wie ein Kind, als ein schönes grünes Bernerwägelein kam, mit einem runden gepolsterten Sitz drauf. Noch bevor angespannt war, setzte sie sich hinauf und klatschte in die Hände vor Freude. „Jetzt mußt mich nur noch fliegen machen," sagte sie zu Johannes, der den Schimmel einspannte, „ich bin mit dir geritten, jetzt fahr' ich, und nun bleibt nichts als Fliegen."

Und im hellen Morgen fuhren sie auf schöngebahnter Straße dahin. Dem Schimmel schien das Fahren leicht, und Lux bellte vor Freude immer vor ihm her.

„Denk' nur, Johannes," sagte Amrei nach einer Strecke, „denk' nur, die Wirthin hat mich schon für deine Frau gehalten."

„Und das bist du schon, und darum frag' ich nichts danach was sie alle dazu sagen mögen. Du Himmel und ihr Lerchen und ihr Bäume und ihr Felder und Berge! Schaut her, das ist mein Weible! Und wenn sie zankt, ist sie grad so lieb, wie wenn sie einem was Schönes sagt. O meine Mutter ist eine weise Frau, o die hat's gewußt; sie hat gesagt, ich soll darauf achten, wie sie im Zorn weint, da kommt der inwendige Mensch heraus. Das war ein lieber, scharfer, schöner, böser, der heute bei dir heraus gekommen ist, wie du dort gezankt hast. Jetzt kenn' ich die ganze Sippschaft, die in dir steckt, und sie ist mir recht. O du ganze weite Welt! Ich dank' dir, daß du da bist, du Alles, Alles. Welt! Ich frag' dich, hast du, so lang du stehst, so ein lieb Weible gesehen? Juchhe, juchhe!"

Und wo Einer am Wege ging, an dem man vorbei fuhr, faßte Johannes Amrei an, und rief: „Schau,

schau, das ist mein Weible!" bis ihn Amrei dringend bat, das zu lassen, er aber sagte: „Ich weiß mir vor Freude nicht zu helfen. Ich könnte es der ganzen Welt zurufen, daß Alles mit mir jubelt, und ich weiß gar nicht, wie können die Menschen da nur noch zu Acker fahren und Holz spalten und Alles, und wissen nicht, wie selig ich bin."

Amrei sah eine arme Frau am Wege gehen, knüpfte schnell ein Paar ihrer so sehr geliebten Schuhe ab, und warf sie der Armen hin, die den Davoneilenden staunend nachsah und dankte. Es berührte Amrei wie eine selige Empfindung, daß sie zum erstenmale in ihrem Leben eine Werthsache, die sie selber noch wohl brauchen konnte, verschenkt hatte. Anfangs, als sie es so rasch weggegeben und darüber nachsann, dachte sie vor Allem nur daran, und das kam noch oft wieder, wie viel eigentlich die Schuhe werth gewesen seien; das Besitzthum wollte sich nicht leicht ablösen von ihr, sie hatte es zu fest in Gedanken besessen, und sie dachte gar nicht mehr daran, wie viel sie eigentlich an der schwarzen Maranu' gethan; daß sie die Schuhe hergegeben, erschien ihr als ihre erste Wohlthat, und die Empfindung derselben beglückte sie gewiß noch mehr als die Empfängerin; sie lächelte immer vor sich hin, sie hatte ein geheimes Geschenk in der Seele, das ihr Herz in Freuden hüpfen machte, und als sie Johannes fragte: „Was hast denn? Warum lachst denn immer so wie ein Kind im Schlaf?" sagte sie:

„O Gott, es ist ja auch Alles wie ein Traum. Ich kann jetzt verschenken. Ich gehe in Gedanken noch jetzt immer mit der Frau, und weiß wie sie sich freut."

„Das ist brav, daß du gern schenkst."

„O was will denn das heißen: im Glück verschenken! das ist wie wenn ein volles Glas überfließt: ich bin so voll, ich möcht' gern Alles verschenken, ich möcht' auch wie du gern alle Menschen anrufen. Ich meine, ich könnte sie alle speisen und tränken. Ich meine, ich säße an einer langen Hochzeittafel ganz allein mit dir, und ich bin so voll, ich kann gar nichts essen, ich bin satt."

„Ja, ja, das ist gut," sagte Johannes. „Aber schenk' keine von deinen Schuhen mehr weg. Wenn ich sie ansehe, denk' ich an die vielen schönen guten Jahre, die drin stecken, da kannst du viele schöne Jahre herumlaufen, bis sie zerrissen sind."

„Wie kommst du jetzt darauf? Wieviel hundertmal hab' ich das gedacht, wenn ich die Schuhe angesehen hab'. Aber jetzt erzähl' mir auch von deinem Daheim, sonst schwätz' ich immer von mir. Erzähl'."

Das that Johannes gern, und während er erzählte und Amrei mit weit offenen Augen zuhörte, tanzte mitten durch alles in ihrem Geiste immer ein glückliches Bild neben her, das war die Arme am Wege in den neuen geschenkten Schuhen.

Nachdem Johannes die Menschen geschildert, rühmte er vor Allem das Vieh und sagte: „Das ist alles so wohlgenährt und gesund und rund, daß kein Tropfen Wasser drauf stehen bleibt."

„Mir will's gar nicht in den Sinn," sagte Amrei, „daß ich auf einmal so reich sein soll. Wenn ich bedenke, daß ich selber so viel eigene Felder und Kühe und Mehl und Schmalz und Obst und Kisten und Kasten haben soll, da mein' ich, ich hätte bisher mein Lebenlang geschlafen, und wäre jetzt auf einmal aufgewacht. Nein, nein, das

ist nicht so. Mir kommt es schrecklich vor, daß ich auf einmal für so Vieles verantwortlich sein soll. Gelt, deine Mutter hilft mir noch? Sie ist ja noch gut bei der Haut. Ich weiß gar nicht, wie man's macht, daß ich nicht Alles an die Armen verschenke; aber nein, das geht nicht, es ist ja nicht mein. Ich hab's ja auch nur geschenkt."

„Almosengeben armet nicht! ist ein Sprüchwort meiner Mutter," erwiederte Johannes hierauf.

Es läßt sich nicht sagen, mit welchem Jubel die beiden Liebenden dahinfuhren. Jedes Wort machte sie glücklich. Als Amrei fragte: „Habt ihr auch Schwalben am Haus?" und Johannes dieß bejahte mit dem Beisatze, daß sie auch ein Storchennest hätten, da war Amrei ganz glücklich, und ahmte das Storchengeschnatter nach, und schilderte gar lustig, wie der Storch mit ernsthaftem Gesichte auf Einem Bein stehe und von oben herunter in sein Haus schaue.

War es eine Verabredung, oder war es die innere Macht des Augenblicks? Sie sprachen nichts davon, wie nun die eigentliche Auffahrt und das Eintreten ins elterliche Haus vor sich gehen sollte, bis sie gegen Abend in den Amtsbezirk kamen, in dem Zusmarshofen lag. Erst jetzt, als Johannes schon einige Leute begegneten, die ihn kannten, ihn grüßten, und ihn verwundert anschauten, erklärte er Amrei, daß er sich zweierlei ausgedacht habe, wie man die Sache am besten anfange. Entweder wolle er Amrei zu seiner Schwester bringen, die hier abseits wohnte — man sah den Kirchthurm ihres Dorfes hinter einem Vorberge — er wollte dann allein nach Hause und Alles erklären; oder er wolle Amrei gleich mit ins Haus

nehmen, das heißt, sie sollte eine Viertelstunde vorher absteigen und als Magd ins Haus kommen.

Amrei zeigte ihre ganze Klugheit, indem sie auseinandersetzte was zu diesem Verfahren bestimme und was daraus hervorgehen könne. Halte sie sich bei der Schwester auf, so hatte sie zuerst eine Person zu gewinnen, die nicht die entscheidende war und es konnte allerlei Hin- und Herzerrerei geben, die nicht zu berechnen war, abgesehen davon, daß es in späteren Zeiten immer eine mißliche Erinnerung, und in der ganzen Umgegend ein Gerede bleibe, daß sie sich nicht geradezu ins Haus gewagt habe. Da scheine der zweite Weg besser. Aber es gehe ihr wider die Seele, mit einer Lüge ins Haus zu kommen. Freilich habe ihr die Mutter vor Jahren versprochen, daß sie zu ihr in Dienst kommen könne; aber sie wolle ja jetzt nicht in Dienst und es sei wie ein Diebstahl, wenn sie sich in die Gunst der Eltern einschleichen wolle, und sie wisse gewiß, daß sie in dieser Verlarvung Alles ungeschickt thäte. Sie könne nicht gradaus sein, und wenn sie dem Vater nur einen Stuhl stellen wolle, werfe sie ihn gewiß um, denn sie müsse immer dabei denken: Du thust's, um ihn zu hintergehen. Und wenn Alles das auch noch ginge: wie sie denn vor den Dienstleuten erscheinen müsse, wenn sie später hören, daß sich die Meisterin als Magd ins Haus eingeschmuggelt habe und sie könne mit Johannes während der ganzen Zeit kein Wort reden.

Diese ganze Auseinandersetzung schloß sie mit den Worten: „Ich hab' dir das Alles nur gesagt, weil du auch meine Gedanken hören willst, und wenn du etwas mit mir überlegst, so muß ich doch frei herausreden; ich sage dir aber auch gleich: was du willst, wenn du es fest

sagst, so thue ich es, und wenn du sagst, so, thu' ich's auch. Ich folge dir ohne Widerrede und ich will's so gut machen als ich kann, was du mir auferlegst."

„Ja, ja, du hast Recht," sagte Johannes im schweren Besinnen, „es ist beides ein ungerader Weg, der erste weniger; und wir sind jetzt schon so nahe, daß wir uns schnell besinnen müssen. Siehst du dort die Waldblöße da drüben auf dem Berg mit der kleinen Hütte? Du siehst auch die Kühe, so ganz klein wie Käfer? Da ist unsere Frühalm, da will ich unsern Tami hinsetzen."

Staunend sagte Amrei: „O Gott wohin wagen sich nicht die Menschen! Das muß aber ein gut Grasgelände sein."

„Freilich, aber wenn mir der Vater das Gut übergiebt, führe ich doch mehr Stallfütterung ein, es ist nützlicher; aber die alten Leute bleiben gern beim Alten. Ach! Was schwätzen wir da? Wir sind jetzt schon so nah. Hätten wir uns nur früher besonnen. Mir brennt der Kopf."

„Bleib nur ruhig, wir müssen uns in Ruhe besinnen; ich habe schon eine Spur wie's zu machen wär', nur noch nicht ganz deutlich."

„Was? Wie meinst?"

„Nein, besinn' Du dich; vielleicht kommst du selber drauf. Es gehört dir, daß du's einrichtest und wir sind jetzt beide so in Wirrwarr, daß wir einen Halt dran haben, wenn wir Beide zugleich drauffommen."

„Ja mir fällt schon was ein. Da im zweitnächsten Ort ist ein Pfarrer, den ich gut kenne, der wird uns am besten rathen. Aber halt! So ist's besser! Ich bleib' unten im Thal beim Müller und du gehst allein hinauf

auf den Hof zu meinen Eltern und sagst ihnen Alles gradaus, rund und klein. Meine Mutter hast du gleich an der Hand, aber du bist ja gescheit, du wirst auch den Vater so herumkriegen, daß du ihn um den Finger wickelst. So ist Alles besser. Wir brauchen nicht zu warten und haben keine fremden Menschen zu Hülfe genommen! Ist dir das recht? Ist dir das nicht zu viel?"

„Das ist auch ganz mein Gedanke gewesen. Aber jetzt wird nichts mehr überlegt, gar nichts; das steht fest wie geschrieben und das wird ausgeführt, und frisch ans Werk macht den Meister. So ist's recht. O du weißt gar nicht, was du für ein lieber, guter, prächtiger, ehrlicher Kerl bist."

„Nein du! Aber es ist jetzt Eins, wir sind jetzt Beide zusammen ein einziger braver Mensch und das wollen wir bleiben. Da guck, hier gieb mir die Hand, so, da die Wiese ist unser erstes Feld. Grüß Gott, Weible, so, jetzt bist du daheim. Und Juchhe! da ist unser Storch und fliegt auf. Storch! Sag' grüß Gott! Da ist die neue Meisterin. Ich will dir später schon noch mehr sagen. Jetzt Amrei, mach' nur nicht zu lang eben und schick' mir gleich Eins in die Mühle; wenn der Roßbub daheim ist, am besten den, der kann springen wie ein Hasf. So, siehst du dort das Haus mit dem Storchennest und die zwei Scheuern dort am Berg, links vom Wald? Es ist eine Linde am Haus, siehst du's?"

„Ja!"

„Das ist unser Haus. Jetzt komm, steig ab, du kannst den Weg jetzt nicht mehr fehlen."

Johannes stieg ab und half auch Amrei von dem Wagen und diese hielt das Halsgeschmeide, das sie in

die Tasche gesteckt hatte, wie einen Rosenkranz zwischen den gefalteten Händen und betete leise. Auch Johannes zog den Hut ab und seine Lippen bewegten sich.

Die Beiden sprachen kein Wort mehr und Amrei ging voraus. Johannes stand noch lange an den Schimmel gelehnt und schaute ihr nach. Jetzt wendete sie sich und scheuchte den Hund zurück, der ihr gefolgt war, er wollte aber nicht gehen, rannte ins Feld abseits und wieder zu ihr, bis Johannes ihm pfiff, dann erst kam das Thier zurück.

Johannes fuhr nach der Mühle und hielt dort an. Er hörte, daß sein Vater vor einer Stunde da gewesen sei, um ihn hier zu erwarten; er sei aber wieder umgekehrt. Johannes freute sich, daß sein Vater wieder wohl auf den Beinen war und daß Amrei nun beide Eltern zu Hause träfe. Die Leute in der Mühle wußten nicht, was das mit Johannes war, daß er bei ihnen anhielt und doch fast auf kein Wort hörte. Er ging bald in das Haus, bald aus demselben, bald auf den Weg nach dem Hofe, bald kehrte er wieder zurück. Denn Johannes war voll Unruhe, er zählte die Schritte, die Amrei ging. Jetzt war sie an diesem Felde, und jetzt an diesem, jetzt am Buchenhage, jetzt sprach sie mit den Eltern ... Es ließ sich doch nicht ausdenken wie es war.

18. Das erste Herdfeuer.

Amrei war unterdeß wie traumverloren dahin gegangen. Sie schaute wie fragend nach den Bäumen auf: die stehen so ruhig auf dem Fleck und die werden so stehen und auf dich niederschauen, Jahre, Jahrzehnte, dein ganzes Leben lang als deine Lebensgenossen; und was wirst du derweil erfahren!

Amrei war aber doch schon so alt geworden, daß sie nicht mehr nach einem Halt in der Außenwelt tastete. Es war schon lange, seitdem sie mit dem Vogelbeerbaum gesprochen hatte. — Sie wollte ihre Gedanken wegbannen von Allem was sie umgab, und doch starrte sie wieder hinein in die Fenster, die ihr eigen werden sollten und wollte sich immer vordenken, was nun kommen sollte: Eintritt und Empfang, Anrede und Antwort, hin und her. Wie ein Wirrwarr von tausend Möglichkeiten schwirrte Alles um sie her und sie sagte endlich fast laut und der Silbertrabwalzer spielte sich ihr im Kopfe: „Was da, was da, vorher besinnen? Wenn aufgespielt wird tanz' ich, Hopser erster Walzer. Ich weiß nicht wie ich die Füße setze, sie thun's allein; nur ich kann mir's nicht denken, nur ich will mir's nicht denken, wie ich vielleicht in einer Stunde den Weg da wieder

zurückkehre und die Seele ist mir aus dem Leibe genommen und ich muß doch gehen, einen Schritt nach dem andern. Genug! Jetzt laß kommen, was kommen will: ich bin ja auch dabei."

Und es lag noch mehr als diese ausgesprochene Zuversicht in ihrem Wesen; sie hatte nicht umsonst von Kindheit an Räthsel gelöst und von Tag zu Tag mit dem Leben gerungen. Die ganze Kraft dessen was sie geworden, ruhte still und sicher treffend in ihr. Ohne weitere Frage, wie man einer Nothwendigkeit entgegen geht, still in sich zusammengefaßt, ging sie muthig und festen Schrittes dahin.

Sie war noch nicht weit gegangen, da saß ein Bauer mit einem rothen Schlehdornstock zwischen den Füßen und beide Hände und das Kinn darauf stützend am Wege.

„Grüß Gott!" sagte Amrei, „thut das Ausruhen gut?"

„Ja. Wohin willst?"

„Dahinauf auf den Hof. Wollet Ihr mit? Ihr könnet Euch an mir führen."

„Ja, so ist's!" grinste der Alte, „vor dreißig Jahren wäre mir das lieber gewesen, wenn mir so ein schönes Mädle das gesagt hätte, da wäre ich gesprungen wie ein Füllen."

„Zu denen, die springen können wie die Füllen, sagt man das aber nicht!" lachte Amrei.

„Du bist reich," sagte der Alte, der eine müßige Unterhaltung am heißen Mittag zu lieben schien. Er nahm vergnüglich eine Prise aus seiner Horndose.

„Woher seht Ihr, daß ich reich bin?"

„Deine Zähne sind zehntausend Gulden werth, es gäbe

Mancher zehntausend Gulden drum, wenn er sie im Maul hätte."

„Ich hab' jetzt keine Zeit zum Spaßen. Behüt' Euch Gott."

„Wart nur, ich geh mit, aber mußt nicht schnell laufen."

Amrei half nun dem Alten behutsam auf und der Alte sagte: „Du bist stark." Er hatte sich in seiner neckischen Weise noch schwerer und unbehülflicher gemacht als er war. Im Gehen fragte er jetzt: „Zu wem willst du denn auf dem Hof?"

„Zum Bauern und zu der Bäuerin."

„Was willst du denn von ihnen?"

„Das will ich ihnen selber sagen."

„Wenn du was geschenkt haben willst, da kehr' lieber gleich wieder um; die Bäuerin gäb' dir schon, aber sie ist über Nichts Meister, und der Bauer der ist zäh, der hat ein Sperrholz im Gemüt und einen steifen Daumen dazu."

„Ich will nichts geschenkt, ich bring' ihnen was," sagte Amrei.

Es begegnete den Beiden ein älterer Mann, der mit der Sense ins Feld ging und der Alte neben Amrei rief ihn an und fragte ihn mit seltsamem Augenzwinkern: „Weißt nicht, ist der geizige Lautfriedbauer nicht daheim?" „Ich glaub', aber ich weiß es nicht," lautete die Antwort des Mannes mit der Sense und er ging davon seitwärts. Es zuckte etwas in seinem Gesichte und noch jetzt als er so hinwandelte schüttelte es ihm den Rücken auf und nieder, er lachte offenbar und Amrei schaute starr in das Antlitz ihres Begleiters und gewahrte die Schelmerei darin und plötzlich erkannte sie in den eingefallenen Zügen

die jenes Mannes, dem sie einst auf dem Helder wasen zu trinken gegeben hatte und leise mit den Fingern schnalzend dachte sie: „Wart', dich krieg' ich" und laut sagte sie: „das ist schlecht von Euch, daß Ihr so von dem Bauer redet zu einem Fremden, wie ich, das Ihr nicht kennet, und das vielleicht eine Verwandte von ihm ist, und es ist auch gewiß gelegen was Ihr saget; freilich soll der Bauer zäh sein, aber wenn's drauf ankommt, hat er gewiß auch ein rechtschaffnes Herz und hängt nur nicht an die große Glocke was er Gutes thut, und wer so brave Kinder hat, wie man die seinen berühmt, der muß auch rechtschaffen sein und es kann sein, er macht sich vor der Welt gern schlecht, weil es ihm nicht der Mühe werth ist, was Andere von ihm denken, und ich kann ihm das nicht übel nehmen."

„Du hast dein Maul nicht vergessen. Woher bist denn?"

„Nicht aus der Gegend, vom Schwarzwald her."

„Wie heißt der Ort?"

„Haltenbrunn."

„So? Und bist zu Fuß daher gekommen?"

„Nein, es hat mich unterwegs Einer mitfahren lassen, es ist der Sohn von dem Bauern da. Ein richtiger braver Mensch."

„So? Ich hätte dich in seinen Jahren auch mitfahren lassen."

Man war am Hofe angekommen und der Alte ging mit Amrei in die Stube und rief: „Mutter, wo bist?"

Die Frau kam aus der Kammer und die Hand Amrei's zuckte, sie wäre ihr gern um den Hals gefallen, aber sie konnte nicht, sie durfte nicht, und der Alte sagte unter

herzerschütterndem Lachen: „Denk nur Bäuerin, das ist ein Mädle aus Haldenbrunn und es hat dem Landfriedbauer und der Bäuerin was zu sagen, aber mir will's nichts davon kund geben. Jetzt sag' du, wie man mich heißt."

„Das ist ja der Bauer," sagte die Bäuerin, nahm als Zeichen des Willkommns dem Alten den Hut vom Kopfe und hing den Hut an das Ofengeländer.

„Ja, merkst's jetzt?" sagte der Alte triumphirend gegen Amrei, „jetzt sag' was du willst."

„Setz dich," sagte die Mutter und wies Amrei auf einen Stuhl. Mit schwerem Athemholen begann diese nun.

„Ihr kennt mir's glauben, daß kein Kind mehr hat an Euch denken können als ich, schon vorher, schon vor den letzten Tagen. Erinnert Ihr Euch des Josenhansen am Weiher, wo der Fahrweg gegen Endringen geht?"

„Freilich, freilich," sagten die beiden Alten.

„Und ich bin des Josenhansen Tochter."

„Guck', ist mir doch gewesen, als ob ich dich kenn'," sagte die Alte. „Grüß Gott!" Sie reichte die Hand und fuhr fort: „Bist ein starkes, saubres Mädle geworden. Jetzt sag', was führt dich denn so weit daher?"

„Sie ist ein Stück mit unserm Johannes gefahren," sprach der Bauer dazwischen, „er kommt bald nach."

Die Mutter erschrak, sie ahnte etwas und erinnerte ihren Mann, daß sie damals als Johannes weggeritten sei, an des Josenhansen Kinder gedacht habe.

„Und ich habe ja auch noch ein Andenken von Euch Beiden," sagte Amrei und holte den Anhenker und ein eingewickeltes Geldstück aus der Tasche. „Das da habt Ihr mir damals geschenkt, wie Ihr zum letztenmale im Ort gewesen seid."

„Guck und hast mich angelogen und hast gesagt, du habest es verloren," schalt der Bauer zu seiner Frau.

„Und da," fuhr Amrei fort, ihm den eingewickelten Groschen hinreichend, „da ist das Geldstück, das Ihr mir geschenkt habt, wie ich auf dem Holderwasen die Gänse gehütet und Euch am Brunnen Wasser geschöpft hab'."

„Ja, ja, ist Alles richtig, aber was soll denn jetzt das Alles? Was dir geschenkt ist, kannst du behalten," sagte der Bauer.

Amrei stand auf und sagte: „Ich habe aber jetzt noch eine Bitte: lasset mich ein paar Minuten reden, ganz frei. Darf ich?"

„Ja, warum nicht?"

„Schaut, Euer Johannes hat mich mitnehmen wollen und zu euch bringen als Magd, und ich hätt' auch gern bei euch gedient zu andern Zeiten, lieber als sonstwo: aber jetzt wär's unehrlich gewesen, und gegen wen ich mein Lebenlang ehrlich sein will, dem will ich nicht zum erstenmal unehrlich mit einer Lüge gekommen sein. Jetzt muß alles sonnenklar sein. Mit Einem Wort: der Johannes und ich, wir haben uns von Grund des Herzens gern und er will mich zur Frau haben . . ."

„Oha!" schrie der Bauer und stand rasch auf; man hätte es deutlich sehen können, daß seine frühere Unbeholfenheit nur geheuchelt war. „Oha!" schrie er nochmals, als ob ihm ein Gaul durchginge. Die Mutter aber hielt ihn bei der Hand fest und sagte: „Laß sie doch ausreden."

Und Amrei fuhr fort:

„Glaubet mir, ich bin gescheit genug, und ich weiß, daß man eines nicht aus Mitleid zur Schwiegertochter machen kann: Ihr könnet mir was schenken, viel schenken,

aber zur Schwiegertochter machen aus Barmherzigkeit, das kann man nicht, und das will ich auch nicht. Ich habe keinen Groschen Geld — ei ja doch den Groschen, den Ihr mir auf dem Holderwasen geschenkt habt, den hab' ich noch, es hat ihn Niemand für einen Groschen nehmen wollen," sagte sie zum Bauer gewendet, und dieser mußte unwillkürlich lächeln. „Ich habe nichts, ja noch mehr, ich habe einen Bruder, der wohl gesund und stark ist, für den ich aber doch noch sorgen muß, und ich habe die Gänse gehütet und war das Geringste im Ort, das ist Alles; aber das geringste Unrecht kann man mir auch nicht nachsagen, und das ist auch wieder Alles — und was dem Menschen eigentlich von Gott gegeben ist, darin sag' ich zu jeder Prinzessin: ich stell' mich um kein Haar breit gegen dich zurück, und wenn du sieben goldene Kronen auf dem Kopf hast. Es wäre mir lieber, es thäte ein Anderes für mich reden, ich red' nicht gern; aber ich hab' mein Lebenlang für mich allein Annehmer sein müssen, und thue es heut zum letztenmale, wo sich es entscheidet über Tod und Leben. Heißt das, versteht mich nicht falsch: wollt Ihr mich nicht, so gehe ich in Ruhe fort, ich thue mir kein Leid an, ich springe nicht ins Wasser und ich hänge mich nicht; ich suche mir wieder einen Dienst, und will Gott danken, daß mich einmal so ein braver Mensch hat zur Frau haben wollen, und will annehmen, es ist Gottes Wille nicht gewesen. . ." Die Stimme Anrei's zitterte, und ihre Gestalt wurde größer, und ihre Stimme wurde mächtiger, als sie sich jetzt zusammennahm und rief: „Aber prüfet Euch, fraget Euch im tiefsten Gewissen, ob das Gottes Wille ist, was Ihr thut. Weiter sage ich nichts. —"

Amrei setzte sich nieder. Alle drei waren still und der Alte sagte: „Du kannst ja predigen wie ein Pfarrer.“ Die Mutter aber trocknete sich die Augen mit der Schürze und sagte: „Warum nicht? die Pfarrer haben auch nicht mehr als Ein Hirn und Ein Herz.“

„Ja du!“ höhnte der Alte, „du hast ja auch so was Geistliches; wenn man dir mit so ein paar Reden kommt, da bist du gleich gekocht.“

„Und du thust, wie wenn du nicht gar werden wolltest vor deinem Ende,“ sagte die Bäuerin im Trotze.

„So?“ höhnte der Alte. „Guck, du Heilige vom Unterland! du bringst schönen Frieden in unser Haus. Jetzt hast's gleich fertig gebracht, daß die da scharf gegen mich aufsitzt; die hast du schon gefangen. Nun, ihr werdet warten können, bis mich der Tod gestreckt hat, dann könnt ihr ja machen, was ihr wollt.“

„Nein!“ rief Amrei, „das will ich nicht, so wenig ich will, daß mich der Johannes zur Frau nehme ohne Euren Segen, so wenig will ich, daß die Sünde in unseren Herzen sei, daß wir Beide auf Euren Tod warten. Ich habe meine Eltern kaum gekannt, ich kann mich ihrer nicht mehr erinnern; ich habe sie nur lieb, wie man Gott lieb hat, ohne daß man ihn je gesehen hat. Aber ich weiß doch auch, was Sterben ist. Gestern in der Nacht habe ich der schwarzen Marann' die Augen zugedrückt; ich habe ihr mein Lebenlang gethan, was sie gewollt hat, und jetzt, wo sie todt ist, da habe ich doch schon oft denken müssen: wie manchmal bist du unwillig und herb gegen sie gewesen, wie hättest du ihr noch manches Gute thun können, und jetzt liegt sie da, und jetzt ist's vorbei; du kannst nichts mehr thun, und nichts

mehr abbitten. Ich weiß, was Sterben ist, und will nicht . . .

„Aber Ich will!“ schrie der Alte, und ballte die Fäuste und knirschte die Zähne. „Aber Ich will,“ schrie er nochmals. „Da bleibst, und unser bist! Und jetzt mag kommen, was da will, mag reden wer da will. Du kriegst meinen Johannes, und keine Andere.“

Die Mutter rannte auf den Alten los und umarmte ihn, und dieser, der das gar nicht gewohnt war, rief unwillkürlich: „Was machst du da?“

„Dir einen Kuß geben, du verdienst's, du bist braver als du dich geben willst.“

Der Alte, der während der ganzen Zeit eine Prise zwischen den Fingern gehalt, wollte die Prise nicht verschwenden, er schnupfte sie daher schnell und sagte: „Nun, meinetwegen,“ dann aber setzte er hinzu: „Aber jetzt hast du den Abschied, ich habe eine viel Jüngere, und von der schmeckt's viel besser. Komm her, du verstellter Pfarrer.“

„Ich komm' schon, aber ruft mich zuerst bei meinem Namen.“

„Ja, wie heißt du denn?“

„Das brauchet Ihr nicht zu wissen, Ihr könnet mir ja selber einen Namen geben; wisset schon welchen.“

„Du bist gescheit! Nun meinetwegen, so komm her, Söhnerin. Ist dir der Name recht?“

Und als Antwort flog Amrei auf ihn zu.

„Und ich, ich werde gar nicht gefragt?“ schalt die Mutter in heller Glückseligkeit und der Alte war ganz übermüthig geworden in seiner Freude. Er nahm Amrei an der Hand und sagte in nachsprechendem Predigertone:

„Nun frage ich Sie wohlehrsame Gertrula Katharina, genannt Lautfriedbäuerin: wollen Sie hier diese“ — er

fragte das Mädchen bei Seite — „ja wie heißt du denn eigentlich mit dem Taufnamen?"

„Amrei!"

Nur der Alte fuhr fort in gleichem Tone: „Wollen Sie hier diese Amrei Jesenhans von Haltenbrunn zu Ihrer Schwiegertochter annehmen, sie nicht zu Worte kommen lassen wie Sie bei Ihrem Manne thun, sie schlecht füttern, anschimpfen, unterdrücken, und überhaupt was man so nennt in das Haus metzgen?"

Der Alte schien wie närrisch, es war etwas ganz Seltsames mit ihm vorgegangen und während Amrei an dem Halse der Mutter hing und gar nicht von ihr los lassen wollte, schlug der Alte mit seinem Rothdornstock auf den Tisch und schrie polternd: „Wo bleibt denn der nichtsnutzige Bub, der Johannes? Schickt uns der Bursch seine Braut auf den Hals und fährt derweil in der Welt herum? Ist das erhört?"

Jetzt riß sich Amrei los und sagte, daß man sogleich den Roßbub oder ein Anderes nach der Mühle schicken solle, dort warte Johannes.

Der Vater behauptete, er müsse mindestens noch drei Stunden da in der Mühle zappeln; das müsse seine Strafe sein, weil er sich so feig hinter die Schürze versteckt habe. Wenn er heimkehre, müsse man ihm eine Haube aufsetzen; überhaupt wollte er ihn jetzt noch gar nicht haben, denn wenn der Johannes da sei, da habe er nichts mehr von der Braut und es sei ihm schon jetzt ärgerlich, wenn er an das Gethue denke.

Die Mutter wußte sich indeß hinauszuschleichen und den schnellfüßigen Roßbuben nach der Mühle zu schicken.

Jetzt dachte die Mutter daran, daß doch Amrei auch

was essen müsse. Sie wollte schnell einen Eierkuchen machen, aber Amrei bat, daß sie ihr gestatte, das erste Feuer im Hause, das ihr was bereite, selber anzuzünden, zugleich auch um den Eltern etwas zu kochen.

Es wurde ihr willfahrt und die beiden Alten gingen mit ihr in die Küche und sie wußte Alles so geschickt anzufassen, sah mit einem Blicke, wo Alles stand und hatte fast gar nichts zu fragen und Alles was sie that, that sie so fest und so zierlich, daß der Alte immer seiner Frau zunickte und einmal sagte: „Die ist in der Haushaltung auf Noten eingespielt, die kann Alles vom Blatt weg, wie der neue Schullehrer."

Am hell lodernden Feuer standen die drei als Johannes kam. Und heller lederte die Flamme nicht auf dem Herde als die innerste Glückseligkeit in den Augen Aller glänzte. Der Herd mit seinem Feuer ward zum heiligen Altar, um den andächtige Menschen standen, die doch nur lachten und einander neckten.

19. Geheime Schätze.

Amrei wußte sich im Hause bald so heimisch zu machen, daß sie schon am zweiten Tage darin lebte, als wäre sie von Kindheit an hier aufgewachsen und der Alte trappelte ihr überall nach und schaute ihr zu, wie sie Alles so geschickt aufnahm und so stet und gemessen vollführte; ohne Hast und ohne Rast.

Es giebt Menschen, die wenn sie gehen und nur das Kleinste holen, einen Teller, einen Krug, da scheuchen sie die Gedanken aller Sitzenden auf, sie schleppen so zu sagen Blick und Gedanken der Sitzenden und Zuschauenden mit sich herum. Amrei dagegen verstand Alles so zu thun und zu leisten, daß man bei ihrem Hantieren die Ruhe nur um so mehr empfand und ihr für Jegliches nur um so dankbarer war.

Wie oft und oft hatte der Bauer darüber gescholten, daß allemal, wenn man Salz brauche, Eines vom Tische aufstehen müsse. Amrei deckte den Tisch und auf das ausgebreitete Tischtuch stellte sie immer zuerst das Salzfaß. Als der Bauer Amrei darüber lobte, sagte die Bäuerin lächelnd: „du thust jetzt, als ob du vorher gar nicht gelebt hättest, als ob du Alles hättest ungesalzen und ungeschmalzen essen müssen;“ und der Johannes erzählte, daß man Amrei auch die Salzgräfin hieße und

fügte dann die Geschichte von dem König und seiner Tochter hinzu.

Das war ein glückseliges Beisammensein in der Stube, im Hof und auf dem Felde, und der Bauer sagte immer: es habe ihm seit Jahren das Essen nicht so geschmeckt wie jetzt, und er ließ sich von Amrei drei viermal des Tages, zu ganz ungewöhnlichen Zeiten etwas herrichten und sie mußte bei ihm sitzen bis er gegessen hatte.

Die Bäuerin führte Amrei mit innerstem Behagen in den Milchkeller und in die Vorrathskammern und auch einen großen buntgemalten Schrank voll schön geschichteter Leinwand, öffnete sie und sagte: „Das ist deine Aussteuer: es fehlt nichts als die Schuhe. Mich freut's besonders, daß du dir deine Dienstschuhe so aufgespart hast. Ich habe da meinen besondern Aberglauben."

Wenn Amrei sie über alles fragte wie es bisher im Hause gehalten worden, nickte sie und schluckte dabei vor Behagen, sie drückte aber ihre Freude als solche nicht aus, sondern nur in dem ganzen anheimelnden Ton, mit dem die gewöhnlichsten Dinge gesprochen wurden, lag die Freude selbst als innewohnender Herzschlag. Und als sie nun begann Barfüßele Einzelnes im Hauswesen zu übergeben sagte sie: „Kind, ich will dir was sagen: wenn dir was im Hauswesen nicht gefällt, an der Ordnung wie's bis jetzt gewesen ist, mach's nur ohne Scheu anders wie dir's ansteht; ich gehöre nicht zu denen, die meinen, wie sie's eingerichtet haben, so müsse es ewig bleiben und da ließe sich gar nichts daran ändern. Du hast freie Hand und es wird mich freuen, wenn ich frischen Vorspann sehe. Aber wenn du mir folgen willst, ich rath' dir's zu Gutem, thu's nach und nach."

Das war eine wohlthuende Empfindung, in der sich geistig und körperlich jugendliche und altbewährte Kraft die Hand reichten, indem Amrei von Grund des Herzens erklärte, daß sie Alles wohl bestellt finde und daß sie hochbeglückt und beseligt sein werde, wenn sie einst als alterlebte Mutter das Hauswesen in einem solchen Zustande wie jetzt zeigen könne.

„Du denkst weit hinaus," sagte die Alte. „Aber das ist gut, wer weit vor denkt, denkt auch weit zurück und du wirst mich nicht vergessen, wenn ich einmal nicht mehr bin." —

Es waren Boten ausgegangen, um den Söhnen und dem Schwiegersohne des Hauses das Familienereigniß anzukündigen und sie auf nächsten Sonntag nach Zusmarshofen zu entbieten und seitdem trippelte der Alte immer noch mehr um Amrei herum, er schien etwas auf dem Herzen zu haben und es wurde ihm schwer, es herauszubringen. — Man sagt von vergrabenen Schätzen, daß darauf ein schwarzes Untier hockt und in den heiligen Nächten erscheint auf der Oberfläche, wo solch ein Schatz begraben ist, ein blaues Flämmchen und ein Sonntagskind kann es sehen, und wenn es sich dabei ruhig und unerschütterlich verhält, kann es den Schatz heben. Man hätte es nicht glauben sollen, daß in dem alten Landfriedbauer auch solch ein Schatz vergraben wäre und darauf hockte der schwarze Trotz und die Menschenverachtung, und Amrei sah das blaue Flämmchen darüber schweben und sie wußte sich so zu verhalten, daß sie den Schatz erlöste. Es ließ sich nicht sagen, wie sie's dem Alten angethan, daß er das sichtliche Bestreben hatte: vor ihr als besonders gut und treumeinend zu erscheinen; schon

daß er sich um ein armes Mädchen so viel Mühe gab, das war ja fast ein Wunder. Und nur das war Amrei klar: er wollte es seiner Frau nicht gönnen, daß sie allein als die Gerechte und Liebreiche erschien und er als der Bissige und Wilde, vor dem man sich fürchten müsse; und eben das, daß Amrei bevor sie ihn erkannt, ihm gesagt hatte: Sie glaube, es sei ihm nicht der Mühe werth, vor den Menschen gut zu erscheinen —, eben das machte ihm das Herz auf. Er wußte, so oft er sie allein traf, jetzt so viel zu reden, es war als hätte er alle seine Gedanken in einem Sparteyfe gehabt, den er nun aufmachte: und da waren gar wunderliche alte abgeschätzte Münzen, große Denkmünzen die gar nicht im Umlauf sind, die nur bei großen Gelegenheiten geprägt wurden, auch unvergriffene und zwar ganz von Silber, ohne Kupferzuthat. Er konnte seine Sache nicht so gut vorbringen wie damals die Mutter zu Johannes. Seine Sprache war steif in allen Gelenken, aber er wußte doch Alles zu treffen und er benahm sich fast als ob er der Annehmer Amrei's gegen die Mutter sein müsse und es war nicht uneben als er ihr sagte: „Schau, die Bäuerin ist die gut Stund' selber, aber die gut Stund' ist noch nicht gut Tag, gute Woch und gut Jahr. Es ist halt ein Weibsbild, bei denen ist immer Aprilwetter und ein Weibsbild ist nur ein halber Mensch, darauf besteh' ich, und da bringt mich keines davon."

„Ihr redet uns schönes Lob nach," sagte Amrei.

„Ja, es ist wahr," sagte der Alte „ich red' ja zu Dir, aber wie gesagt: Die Bäuerin ist seelengut, nur zu viel, und da verdrießt sie's gleich wenn man nicht macht was sie will, weil sie's doch so gut meint, und sie glaubt, man wisse nicht wie gut sie sei, wenn man ihr nicht folgt.

Sie kann sich nicht denken, daß man ihr eben nicht folgt, weil's manchmal ungeschickt ist was sie will, wenn's sie's auch noch so gut meint. Und das merk' dir besonders: thu' ihr nichts nach grad so wie sie's macht, mach's auf deine eigene Art wie's recht ist, das hat sie viel lieber. Sie hat's gar nicht gern, wenn's den Schein hat als ob man ihr unterthänig sei, aber das wirst du Alles schon merken, und wenn dir was vorkommt, um Gotteswillen, mach' deinen Mann nicht wirbelsinnig: es giebt nichts Aergeres als wenn der Mann dasteht zwischen der Mutter und der Söhnerin und die Mutter sagt: Ich gelte nichts mehr vor der Sohnerin, ja die Kinder werden Einem untreu — und die Söhnerin sagt: Jetzt seh' ich wer du bist, du läßt deine Frau unterdrücken. Ich rathe dir, wenn dir einmal so etwas vorkommt, was du nicht allein klein kriegen kannst, sag's mir im Stillen, ich will dir schon helfen; aber mach' deinen Mann nicht wirbelsinnig, er ist ohnedieß ein bischen stark verkindelt von seiner Mutter, aber er wird jetzt schon herber werden, fahre du nur langsam und laß dich's immer dünken: ich wäre von deiner Familie und bin dein natürlicher Annehmer und es ist auch so: von deiner Mutter Seite her bin ich weitläufig etwas verwandt mit dir."

Und nun suchte er eine seltsam gegliederte Verwandtschaft auseinanderzuhaspeln, aber er fand den rechten Faden nicht und verwirrte die Gliederung immer mehr wie einen Strang Garn, und dann schloß er immer zuletzt mit den Worten: „Du kannst mir's aufs Wort glauben, daß wir verwandt sind, ja wir sind verwandt, aber ich kann's nur nicht so aufzählen."

Es war nun doch noch vor seinem Ende die Zeit

gekommen, daß er nicht mehr blos die falschen Groschen aus seinem Besitzthume herschenkte; es that ihm wohl, nun endlich das wirklich Geltende und Werthvolle anzugreifen.

Eines Abends rief er Amrei zu sich hinter das Haus und sagte zu ihr: „Schau, Mädle, du bist brav und gescheit, aber du kannst doch nicht wissen, wie ein Mann ist. Mein Johannes hat ein gutes Herz, aber es kann ihn doch einmal wurmen, daß du so gar nichts gehabt hast. Da, komm her, da nimm das, sag' aber keiner Menschenseele was davon, von wem es ist. Sag', du habest es mit Fleiß verborgen. Da nimm!" Und er reichte ihr einen vollgestopften Strumpf voll Kronenthaler und setzte noch hinzu: „Man hätte das erst nach meinem Tode finden sollen, aber es ist besser, er kriegt es jetzt und meint, es wäre von dir. Eure ganze Geschichte ist ja gegen alle gewöhnliche Art, daß auch das noch dabei sein kann, daß du einen geheimen Schatz gehabt hast. Vergiß aber nicht, es sind auch zwei und dreißig Federnthaler dabei, die gelten einen Groschen mehr als gewöhnliche Thaler. Heb's nur gut auf, thu's in den Schrank, wo die Leinwand drin ist, und trag' den Schlüssel immer bei dir. Und am Sonntag, wenn die Sippschaft bei einander ist, schüttest du's auf den Tisch aus."

„Ich thue das nicht gern, ich mein' das sollte der Johannes thun, wenn's überhaupt nöthig ist."

„Es ist nöthig, aber mag's meinetwegen der Johannes thun; aber still, versteck's schnell, da, thu's in deine Schürze, ich hör' den Johannes, ich glaub' er ist eifersüchtig."

Die Beiden trennten sich rasch.

Noch am selben Abend nahm die Mutter Amrei mit auf den Speicher und holte einen ziemlich schweren Sack aus einer Truhe, das Band daran war auf's Abenteuerlichste verknüpft und sie sagte zu Amrei: „Mach mir das Band auf."

Amrei versuchte, es ging schwer.

„Wart, ich will eine Scheere nehmen, wir wollen's aufschneiden."

„Nein," sagte Amrei „das thu' ich nicht gern; habt nur ein bischen Geduld, Schwieger, werdet schon sehen, ich bring's auf."

Die Mutter lächelte während Amrei mit vieler Mühe aber mit kunstgeübter Hand den Knoten doch endlich aufbrachte und jetzt sagte sie: „So, das ist brav und jetzt schau einmal hinein was drin ist."

Amrei sah Silber- und Goldstücke und die Mutter fuhr fort: „Schau Kind, du hast am Bauer ein Wunder gethan, ich kann's noch nicht verstehen, wie er's zugegeben hat; aber ganz hast du ihn doch noch nicht bekehrt. Mein Mann redet immer drauf herum, daß es doch gar so arg sei, daß du so gar Nichts habest; er kann's noch nicht verwinden, er meint immer, du müßtest im Geheimen ein schönes Vermögen besitzen und du habest uns nur angeführt, um uns auf die Probe zu stellen, ob wir dich allein ohne Alles gern annehmen; er läßt sich das nicht ausreden und da bin ich auf einen Gedanken gefallen. Gott wird uns dieß nicht zur Sünde anrechnen. Schau, das hab' ich mir erspart in den sechs und dreißig Jahren die wir mit einander hausen, ohne Unterschleif, und es ist auch noch Erbstück von meiner Mutter dabei. Und jetzt nimm du's und sag nur, es sei dein Eigenthum. Das

wird den Bauer ganz glücklich machen, besonders weil er so gescheit gewesen ist und das im Voraus geahnt hat. Was guckst so verwirrt drein? Glaub' mir, wenn ich dir was sage, kannst du es thun, es ist kein Unrecht, ich hab' mir's überlegt hin und her: jetzt versteck's und red' mir kein Wort dagegen, gar kein Wort, sag mir keinen Dank und gar nichts, es ist ja eins, ob's mein Kind jetzt kriegt oder später, und es macht meinem Mann noch bei Lebzeiten eine Freud'. Jetzt fertig, bind's wieder zu."

Am andern Morgen in der Frühe erzählte Anrei dem Johannes Alles was die Eltern ihr gesagt und gegeben hatten und Johannes jubelte: „O Gott im Himmel verzeih mir! Von meiner Mutter hätt' ich so was glauben können, aber von meinem Vater hätte ich mir das nie träumen lassen. Du bist ja eine wahre Hexe, und schau, es bleibt dabei, daß wir Keinem vom Andern etwas sagen und das ist noch das Prächtige, daß Eins das Andere anführen will und Jedes ist wirklich angeführt, denn Jedes muß meinen: Du habest das andere Geld noch wirklich im Geheimen für dich gehabt. Juchhe! Das ist lustig zum Kehraus. —"

Mitten in aller Freude im Hause herrschte aber doch auch wieder allerlei Besorgniß.

20. Im Familiengeleise.

Nicht die Sittlichkeit regiert die Welt, sondern eine verhärtete Form derselben: die Sitte. Wie die Welt nun einmal geworden ist, verzeiht sie eher eine Verletzung der Sittlichkeit als eine Verletzung der Sitte. Wohl den Zeiten und den Völkern, in denen Sitte und Sittlichkeit noch Eins ist. Aller Kampf, der sich im Großen wie im Kleinen, im Allgemeinen wie im Einzelnen abspielt, dreht sich darum, den Widerspruch dieser Beiden wieder aufzuheben und die erstarrte Form der Sitte wiederum für die innere Sittlichkeit flüssig zu machen, das Geprägte nach seinem innern Werthgehalte neu zu bestimmen.

Auch hier in dieser kleinen Geschichte von Menschen, die dem großen Weltgewirre abseits liegen, spiegelt sich das wiederum ab.

Die Mutter, die innerlich am meisten sich freute mit der glücklichen Erfüllung, war doch wieder voll eigenthümlicher Besorgniß wegen der Weltmeinung. „Ihr habt's doch leichtsinnig gemacht," klagte sie zu Amrei, „daß du so ins Haus gekommen bist und daß man dich nicht abholen kann zur Hochzeit. Das ist halt nicht schön und ist nicht der Brauch. Wenn ich dich nur noch fortschicken könnte auf einige Zeit oder auch den Johannes, daß Alles

mehr Schick bekäme." Und dem Johannes klagte sie: „Ich höre schon, was es für Gerede giebt, wenn du so schnell heirathest: zweimal aufgeboten und das drittemal abgekauft, Alles so kurz angebunden, das thun liederliche Menschen."

Sie ließ sich aber in Beidem wiederum beschwichtigen und sie lächelte als Johannes sagte: „Ihr habt doch sonst Alles so gut durchstudirt wie ein Pfarrer, jetzt Mutter, warum sollen denn ehrliche Leute eine Sache lassen, weil sich unehrliche dahinter verstecken? Kann man mir was Böses nachreden?"

„Nein, du bist dein Leben lang brav gewesen."

„Gut. Drum soll man jetzt auch in Etwas an mich glauben und glauben, daß das auch brav sei was nicht im ersten Augenmaß so aussehen mag: ich kann das verlangen. Und wie ich und meine Amrei zusammen gekommen sind, das ist einmal so aus der Ordnung, das hat seinen besonderen Weg von der Landstraße ab. Und es ist kein schlechter Weg. Das ist ja wie ein Wunder, wenn man Alles recht bedenkt, und was geht uns das an, wenn die Leute heut' kein Wunder mehr wollen, und da allerlei Unsauberkeit finden möchten? Man muß Courage haben und nicht in Allem nach der Welt fragen. Der Pfarrer von Hirlingen hat einmal gesagt: Wenn heutigen Tages ein Prophet aufstünde, müßte er vorher sein Staatsexamen machen, ob's auch in der alten Ordnung ist, was er will. Jetzt, Mutter, wenn man bei sich weiß, daß etwas recht ist, da geht man grad durch und stößt hüben und drüben weg, was Einem im Weg ist. Laß sie nur eine Weile verwundert dreinglotzen, sie werden sich mit der Zeit schon anders besinnen."

Die Mutter mochte fühlen, daß ein Wunder wol als glückliche plötzliche Erscheinung gelten könne, daß aber auch das Ungewöhnlichste sich allmälig doch wieder einfügen müsse in die Gesetze des Herkommens und des gewohnten stetigen Ganges, daß die Hochzeit wol wie ein Wunder erscheinen könne, die Ehe aber nicht, die eine geregelte Fortsetzung in sich schließt. Sie sagte daher: „Mit all den Leuten, die du jetzt gering ansiehst und stolz, weil du weißt, du thust das Rechte, mit denen mußt du doch wieder leben und verlangst, daß sie dich nicht scheel ansehen und dir keine Ehre lassen, und dafür, daß die Menschen das thun, mußt du ihnen das Gehörige auch geben und lassen; du kannst sie nicht zwingen, daß sie an dir eine Ausnahme sehen sollen und du kannst nicht Jedem nachlaufen und ihm sagen: wenn du wüßtest wie's gekommen ist, du würdest mir rechtschaffen Recht geben." Johannes aber erwiederte:

„Ihr werdet es erfahren, daß Niemand gegen meine Amrei was haben kann, der sie nur eine Stunde gesehen hat." Und er hatte ein gutes Mittel die Mutter nicht nur zu beschwichtigen, sondern auch innerlichst zu erquicken, indem er ihr berichtete, wie alles das was sie als Mahnung und Erwartung ausgesprochen habe wie „angefremt" (bestellt) eingetroffen sei, und sie mußte lachen als er schloß: „Ihr habt den Leisten im Kopf gehabt nach dem die Schuh da oben gemacht sind, und die drin herumlaufen soll, paßt wie gegossen darauf."

Die Mutter ließ sich beruhigen und am Samstag Morgen vor dem Familienrath kam Tami, er mußte aber sogleich wieder zurück nach Haldenbrunn, um dort bei Schultheiß und Amt alle nöthigen Papiere zu besorgen.

Der erste Sonntag war ein schwerer Tag auf dem Hofe des Lankfriedbauern. Die Alten hatten Anrei angenommen, aber wie wird es mit der Familie werden? Es ist nicht leicht in eine solche schwere Familie zu kommen, wenn man nicht mit Roß und Wagen hineinfährt und allerlei Hausrath und Geld und eine breite Verwandtschaft Bahn macht.

Das war ein Fahren am nächsten Sonntag vom Oberland und Unterland her zum Lankfriedbauern. Es kamen angefahren die Schwäger und Schwägerinnen mit ihrer Sippe. „Der Jehannes hat sich eine Frau geholt und hat sie gleich mitgebracht, ohne daß Eltern, ohne daß Pfarrer, ohne daß Obrigkeit ein Wort dazu gesagt. Das muß eine Schöne sein, die er hinter dem Zaune gefunden." So hieß es allerwärts. Die Pferde an den Wagen spürten, was beim Lankfriedbauer geschehen war, sie bekamen manchen Hieb und wenn sie ausschlugen ging es ihnen noch ärger, und wer da fuhr, hieb drauf los, bis ihm der Arm müde wurde und dann gab's noch manchen Hauf mit der Frau die daneben saß und über solch ungebührliches, waghalsiges Dreinfahren schimpfte und weinte. Eine kleine Wagenburg stand im Hofe des Lankfriedbauern und drinnen in der Stube war die ganze schwere Familie versammelt. Mit hohen Wasserstiefeln, mit nägelbeschlagenen Schnürschuhen, mit dreieckigen Hüten wo bei dem einen die Spitze, bei dem andern die Breite nach vorn saß, war man bei einander. Die Frauen pisperten unter einander und winkten dann ihren Männern oder sagten ihnen leise: sie sollten nur sie machen lassen, sie wollten den fremden Vogel schon hinausbeißen, und es war ein bitterböses Lachen, das entstand,

als man bald da bald dort hörte, daß Amrei die Gänse gehütet habe.

Endlich kam Amrei, aber sie konnte Niemand die Hand reichen. Sie trug eine große Glasflasche voll Rothwein unterm Arme und so viel Gläser und zwei Teller mit Backwerk, daß es schien sie habe ganz allein sieben Hände, jedes Fingergelenk war eine Hand, und sie stellte Alles so ruhig und geräuschlos auf den Tisch, auf dem die Schwiegermutter ein weißes Tuch ausgebreitet hatte, daß sie Alle staunend betrachteten. Sie schenkte ruhig alle Gläser voll, sie zitterte nicht dabei und jetzt sagte sie: „Die Eltern haben mir das Recht gegeben, Euch von Herzen willkommen zu heißen. Jetzt trinket."

„Wir sind's nicht gewohnt des Morgens!" sagte ein schwerer Mann mit ungewöhnlich großer Nase und flätzte sich auf seinem Stuhle weit aus. Es war Jörg, der älteste Bruder des Johannes.

„Wir trinken nur Gänsewein!" sagte eine der Frauen und ein nicht sehr verhaltenes Lachen entstand.

Amrei fühlte den Stich wohl, aber sie hielt an sich und die Schwester des Johannes war die erste die ihr Bescheid that und das Glas ergriff. Sie stieß zuerst mit Johannes an: „Gesegne dir's Gott!" Nur halb stieß sie mit Amrei an, die auch ihr Glas hinhielt. Nun hielten es die andern Frauen für unhöflich, ja sogar für sündhaft — denn es gilt beim ersten Trunke, dem sogenannten Johannestrunke, für sündhaft, nicht Bescheid zu thun — nicht auch zuzugreifen und auch die Männer ließen sich dazu bewegen und man hörte eine Zeitlang Gläser klingen und wieder absetzen.

„Der Vater hat Recht," sagte endlich die alte

Landfriedbäuerin zu ihrer Tochter, „die Amrei sieht doch aus, wie wenn sie deine Schwester wär', aber eigentlich noch mehr sieht sie der verstorbenen Lisbeth ähnlich."

„Ja es ist keines verkürzt. Wenn ja die Lisbeth am Leben geblieben wär', wär' das Vermögen ja auch um einen Theil geringer," sagte der Vater und die Mutter setzte hinzu:

„Jetzt haben wir sie aber wieder."

Der Alte traf den Punkt, der Alle wurmte, obgleich sie sich alle einredeten, daß sie gegen Amrei so eingenommen seien, weil sie so familienlos daergekommen. Und während Amrei mit der Schwester des Johannes sprach, sagte der Alte leise zu seinem ältesten Sohne:

„Der sieht man nicht an, was hinter ihr steckt. Denk nur, sie hat im Geheimen einen gehaukten Sack voll Kronenthaler gehabt; aber mußt Niemand was davon sagen." Das geschah so unweigerlich, daß binnen wenigen Minuten alle in der Stube es wußten, bis auf die Schwester des Johannes, die sich später viel zu Gute drauf that, daß sie mit Amrei so gewesen sei, obgleich sie geglaubt hatte, daß Amrei keinen Heller besitze.

Richtig! Johannes war hinaus gegangen und jetzt kam er wieder mit einem Sacke, auf dem der Name: „Josenhans von Haldenbrunn" geschrieben war, und er leerte den reichen Inhalt desselben klirrend und rasselnd auf den Tisch und Alles staunte, am meisten aber der Vater und die Mutter.

So hatte Amrei also wirklich einen geheimen Schatz gehabt! Denn das war ja viel mehr als Jedes ihr gegeben!

Amrei wagte es nicht aufzuschauen und Jedes lobte sie über ihre beispiellose Bescheidenheit. Nun gelang es

Anrei, Alle nach und nach für sich zu gewinnen und als die schwere Familie am Abend Abschied nahm, sagte ihr Jedes im Geheimen: „Schau, ich bin's nicht gewesen, der gegen dich war, weil du Nichts hast, der und der und die und die haben dir's immer vorgehalten. Ich sag' jetzt wie ich früher gedacht und auch gesagt habe: wenn du auch nichts gehabt hättest als was du auf dem Leib trägst, du bist wie gedrechselt für unsere Familie und eine bessere Frau für den Johannes und eine bessere Schwerin für die Eltern hätt' ich mir nicht wünschen mögen."

Das war freilich jetzt leicht, weil sie Alle glaubten, daß Anrei ein namhaftes baares Vermögen beibrachte.

Im Allgäu redete man noch Jahrelang von der wunderbaren Art wie der junge Lankbrierbauer sich seine Frau geholt und wie er und seine Frau an ihrer eigenen Hochzeit so schön mit einander getanzt hatten, und besonders einen Walzer, den sie „Silberdraht" nannten, und sie hatten sich dazu vom Unterland her die Musik kommen lassen.

Und Tami? Er ist einer der ruhmvollsten Hirten im Allgäu und hat einen hohen Namen, denn er heißt hier zu Lande der „Geierdami", denn Tami hat [illegible] zwei gefährliche Geierherste ausgehoben zur Rache [illegible] ihr, weil ihm zweimal nacheinander frischgeworfene Lämmer davon getragen wurden. Wenn es noch Ritterschlag gäbe, er hieße: Damian von Geierherst; aber der Mannesstamm derer Jesenhausen von Geierherst stirbt mit ihm aus, denn er bleibt ledig, ist aber ein guter Ohm, besser als der in Amerika. Wenn das Vieh gekommert hat, weiß er zur Winterszeit den Kindern seiner Schwester viel zu

erzählen vom Leben in Amerika, vom Kohlenmathes im Moosbrunnenwalde und von Hirtenfahrten im Allgäugebirge; da weiß er besonders viel kluge Streiche von seiner sogenannten „Heerkuh", die die tiefklingende Vorschelle trägt. Und Tami sagte einst seiner Schwester: „Bäuerin," denn so nennt er sie stets, „Bäuerin, dein ältester Bub artet dir nach, der hat auch so Worte wie du. Denk' nur, sagt mir der Bursche heute: Gelt Ohm, deine Heerkuh ist deine Herzkuh? Ja, der ist ganz nach deinem Model."

Der Landfriedbauer Johannes wollte sein erstes Töchterchen gerne „Barfüßele" taufen lassen, aber es ist nicht mehr gestattet, daß man neue Namen aus Lebensereignissen bilde; der Name Barfüßele wurde nicht angenommen im Kirchenregister und Johannes ließ das Kind „Barbara" nennen, änderte das aber aus eigener Machtvollkommenheit in: „Barfüßele."